München, 9. Januar 1938
43. Jahrgang / Nummer 1

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Theologie und Praxis

(E. Thöny)



„Wie ergreifend haben Sie doch neulich über das ‚Fest der Liebe' gesprochen, dear Reverend! Eine wahre Herzstärkung! Und so wollen wir denn mit erneutem Gottvertrauen unser Flottenaufrüstungsprogramm in Angriff nehmen!"

(Fr. Bilek)

Der Dichter und sein Roß

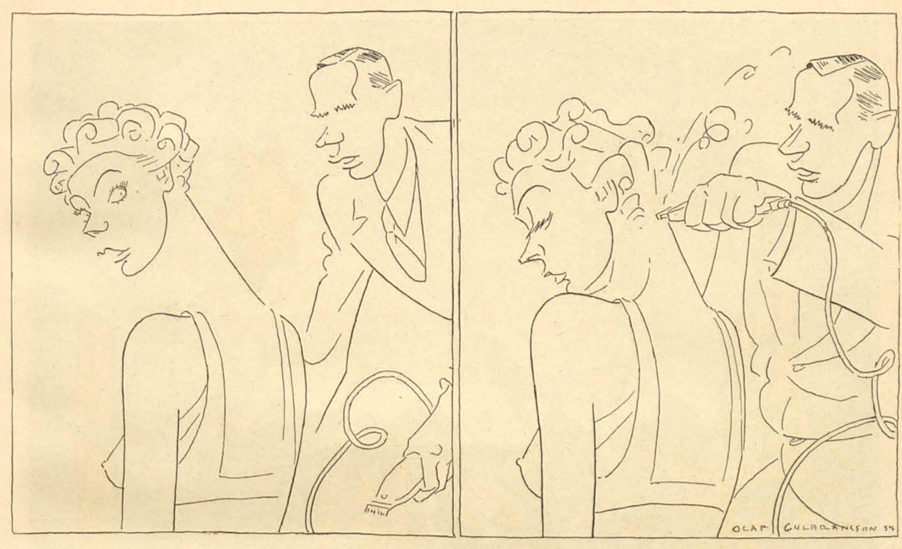
Ich bring dir heute jemand zum Essen mit . . .

Bei Harsters klingelt das Telefon. Gerti nimmt den Hörer ab. Um diese Zeit pflegt ihr Mann anzurufen. Sie sagt deshalb nur „Ja". Dieses Ja ist teils fragend, teils überhaupt nur ein Lebenszeichen, sie hätte sich ebensogut räuspern können, um damit ihrem Mann zu zeigen, daß sie da sei, daß alles wie immer sei, daß sie ihn um 1 Uhr zu Tisch erwarte. Das Ja is nur ein Morsezeichen für den normalen Fortgang des Lebens. Diesmal sagt sie gleich im Anfang: „Ach, du lieber Gott!" und darauf „habe keine Ahnung, wer dieser Jugendfreund von dir ist" und dann noch „geht es nicht ein andermal, heute paßt's mir gar nicht, wir haben nur Fleischpflanzl". Jetzt wird am anderen Ende des Drahtes länger gesprochen, was sie mit den Worten beendet: „Er muß halt vorlieb nehmen."
Der Kenner der Materie wird aus diesem einseitig vernommenen Gespräch sofort entnehmen, daß Alfred unerwartet einen Jugendfreund getroffen hat, daß er ihn in der Freude des Wiedersehens sofort zum Mittagessen eingeladen hat und daß er zu dem Jugendfreund gesagt hat: „Meine Frau wird sich riesig freuen, dich kennenzulernen. Ich habe ihr schon so viel von dir erzählt." Der Freund hat sicher geantwortet, daß er durchaus keine Umstände machen wolle. Davon will Alfred gar nichts hören. Das mache überhaupt keine Umstände und seine Freunde seien auch die Freunde seiner Frau. Dann hat Alfred angerufen, und als seine Frau „ach, du lieber Gott!" gesagt hat, hat er seinem lieben Jugendfreund mitgeteilt, daß seine Frau ihn ganz bestimmt zum Essen erwarte und schon gespannt auf ihn sei.
Inzwischen werden zu Hause keine Umstände gemacht. Frau Gerti sagt dem Mädchen, sie solle ein Glas mit den Aprikosen aufmachen und als Vorspeise eine Büchse Thunfisch, sie solle Toast rösten, ja, und dann könne sie noch ein Glas mit grünen Bohnen öffnen, nicht von den ganz guten, sondern denen mit den Fäden. Und richtig, ein frisches Tischtuch soll auch aufgelegt werden, nicht etwa das mit den Suppenflecken. Sie selbst geht fort und holt noch ein paar Blumen für den Tisch. Der Jugendfreund soll sehen, wie sie Heiterkeit in Alfreds Heim bringt. Er soll die unauffällig waltenden Frauenhände handgreiflich spüren, die überall verschönen. Dieser Jugendfreund soll mal erfahren, wie es bei ihnen ist, wenn keine Umstände gemacht werden.
Zum Essen ist er also da, und Frau Gerti findet ihn, wie alle Frauen Jugendfreunde ihrer Männer finden, herzlich uninteressant und unbedeutend. Ihre Erwartungen sind durchaus erfüllt, sie kennt diese Jugendfreunde, die plötzlich auftauchen und sich dann im Hause mit unausstehlicher Vertrautheit bewegen, die über vollkommen unwichtige und belanglose Dinge sprechen, zu denen man nicht die geringsten Beziehungen hat. Die Herren lachen dann laut über kindisches Zeug und halten es für bedeutsam, darüber zu sprechen, was aus diesem und jenem nicht geworden ist.
Wenig Notiz nimmt so ein Jugendfreund von der Gattin, dieser entsetzliche Kerl, und Zigarren raucht er auch, daß die Wohnung hinterher wie ein Wartesaal 3. Klasse riecht und Gerti später gezwungen ist, Türen und Fenster zu öffnen, um Rauch und Erinnerungen herauszulassen.
Aber Gottseidank, so ein Jugendfreund bleibt nicht ewig, und nach dem Essen verschwindet er bald wieder geräuschvoll. Sehr laut und herzlich nehmen die Herren voneinander Abschied, während auf Frau Gerti noch Komplimente tropfen über die Art, wie sie seinem lieben alten Alfred das Heim gestaltet, mit Vorspeisen und vorzüglichen Bohnen. Jaja, ein charmantes Frauchen!
Jetzt ist noch zu berichten, daß der Jugendfreund, wenn er nach Hause kommt, alles seiner Frau erzählt, das Kompott und die Blumen, und den hübsch gedeckten Tisch und alles ohne Umstände. Auch auf die zwanglose Unterhaltung weist er nachdrücklich hin, und wie Gerti ihn aufgenommen habe, so herzlich, dieser Sonnenschein am wolkenlosen Ehehimmel.
Die Frau des Jugendfreundes jedoch ist nicht ganz unerfahren, und so sagt sie nur zu ihrem Mann: „Aber Emil, wenn zu uns so ein Jugendfreund kommt, machen wir doch auch genau den selben Krampf."

Foitzick

Freude an der Technik

(Olaf Gulbransson)



„Hör zu, Otto, du könntest mir doch mit deinem neuen elektrischen Rasierapparat die paar Härchen im Nacken wegmachen!"

„Das werden wir gleich haben . . ."

„Donnerwetter, das flutscht!"

„Hab' ich ein bißchen zuviel weggenommen, Schatz?"

Begegnung

(Wilhelm Schulz)



Die Luft weht lau und föhnig,
gemächlich schmilzt der Schnee.
Da pilgern die heil'gen drei König'
selbander auf der Chaussee.

Das heißt: bei Licht besehen
sind es drei Räte i. R.,
die hier spazieren gehen,
stumm und gedankenschwer.

Man pflegt sie nur so zu nennen,
weil diese betagten Herrn
kein höheres Ziel mehr kennen
als am Marktplatz den „goldenen Stern".

Dort werden etwaige Sorgen
euphorisch abgetan.
Täglich, früh schon am Morgen,
denken sie zärtlich dran.

— O Sternensehnsucht der Alten,
fromm-weise Astronomie!
Wär' ich, statt zwiegespalten,
doch auch schon so weit wie die!

Ratatöskr

DIE HAUSTRAUUNG

VON KÄTE BIEL

„Eine Haustrauung ist billiger und feierlicher", hatte Ilse praktischen Sinnes zu Friedrich gesagt, „wir sparen das Autogeld, und ich brauche mit meinem Schleier nicht die Treppen zu fegen!"
Daraufhin wurde alles festlich gewaschen und gebügelt, abgestaubt und aufgefärbt, das große Zimmer seines vertrauten Eingeweides fast zur Gänze beraubt und mit reihenweise angeordneten Stühlen gefüllt.
Und jetzt ist Hochzeit.
Flüsternd und in ernster Stimmung sitzen die Gäste da. Einige pflanzenhaltige Kübel von düsterem Grün stehen neben dem bitterlich verschnörkelten Buffet, und viele, von grellfarbenem Krepp umrüschte Blumentöpfe; doch alle Hyazinthen und Maiglöckchen können nicht gegen die Duftsynthese aufkommen, die unablässig aus der Küche herauswallend auch das Hochzeitszimmer mit dem betäubenden Wohlgeruch von Kaffee und Kalbsbraten erfüllt.
Vor den noch leeren Plätzen des Brautpaares wartet Ilses Vulkanfiber-Koffer in der Nachmittagsdämmerung auf dem Boden, hübsch durch eine Spitzendecke und ein Kissen in seinem wahren Wesen getarnt, und bestimmt, während des Ringwechsels als Kniestütze zu dienen.
Als der gemietete Pianist — Ilse hat fröhlich gestanden, daß es ihr gelungen sei, das Honorar um zwei Mark fünfzig zu verkürzen — den Brautchor aus dem unwillig klingenden Klavier hervorlockt, dessen Filzklöppel zahllosen Motten Heimat und Brot bieten, öffnet sich weit die Flügeltür, und das Brautpaar zieht gemessen ein. Ilse, lächelnd und dick, von Schleiern kosend umwallt, ähnlich der Nymphe auf dem Öldruck an der Wand, und Friedrich, der um zwei Zentimeter kleinere Bräutigam, achtundzwanzig Jahre alt, und als Oberbuchhalter in den Teppich des allgemeinen Lebens hineingestickt. (Kranzjungfern und blumenverschüttende Kinder hatte man leider der Raummenge aufopfern müssen.)
Die Gäste und der junge Herr Pastor räuspern sich abschließend, Stühle scharren verebbend, und dann beginnt auch schon die nette, psychologisch wohlfundierte Rede, gegen die sich von keiner Anschauung der Welt viel einwenden läßt, mit ernsten und heiteren Gewürzen richtig dosiert.
Von der Küche her — Geräuschkulisse mit symbolischer Bedeutung — dringt gedämpftes Geschirrklappern unterstreichend herein, ohne jedoch die Feierlichkeit sonderlich zu beeinträchtigen. Langsam kommt Träne um Träne aus den Augen des Bräutigams. Auch seine Eltern halten die Taschentücher griffbereit in der Hand. Aus verschiedenen Gründen sind sie voll von unbestimmtem Mißtrauen — sie hatten eine weite Reise bis hierher und sahen Ilse nebst Eltern gestern zum erstenmal — aber nun beginnen sie doch, freundlich von der Rede angerührt, wehmütig zu schluchzen.
Hin und wieder weint auch im Hintergrund ein Festteilnehmer, und schon will eine allgemeine Tränenfreudigkeit anheben, aber da wird wie fernes Brandungsgeräusch ein sanftes, schmeichelndes Lärmen und Lachen vernehmbar. Der Papagei produziert es, den man ins Dunkle gesperrt hatte, um dem Versuch möglichst zu begegnen, daß er während der Traurede begönne, auch seinerseits zu plaudern. Trotzdem dringt nun aus der Besenkammer das weiche, wollüstige Gurren herbei und schwebt viel ironischer gegen die Pastorenworte, als es der Grüngefiederte in seiner harmlosen Vogelseele beabsichtigt haben kann.
Die Gäste sind abgelenkt. Die Lust zu weinen ist ihnen vergangen, um so mehr, als der Kalbsbraten jetzt inbrünstiger duftet denn je. Es will sich keine rechte Aufmerksamkeit mehr einstellen und vielleicht trägt die Gesamtheit dieser Umstände dazu bei, die Zeremonie schnell zu beendigen.
Alle erheben sich und strömen mit gedämpften und feierlichen Worten auf das junge Ehepaar zu. Draußen auf dem Flur jedoch herrscht schon wieder Leben und Heiterkeit; neue verspätete Festgäste sind gekommen, begleitet von einem Tafelaufsatz und versilberten Löffeln. Ilse jubelt und strahlt und rückt ihren nicht weiter bedeutungsvollen Brautkranz mit festem Griff etwas aus der Stirn. Sie stößt Friedrich an, er soll nun aufhören zu weinen. Die Bräutigamsmutter sieht verärgert auf ihre Schwiegertochter. „Laß ihn doch!", sagt sie, und wahrscheinlich möchte sie noch viel mehr sagen, aber sie tut es nicht.
Der Bräutigamsvater, dem immer noch die Tränen über das runde rote Gesicht laufen, versucht indessen hastig, Stühle zu einem Halbkreis anzuordnen. Die ebenfalls weinende Brautmutter, die an diesen Gegenständen doch wohl die Eigentumsrechte besitzt, sieht ihn verständnislos an. Was will er denn mit ihren Stühlen? — Und wenn der Bräutigamsvater drei davon zu einem schwach sich rundenden Halbkreis beieinander hat und nun den vierten ergreift, so ist dieser immer nur der dritte, weil die Brautmutter inzwischen jeweils wieder einen Stuhl entfernt hat. Vom Weinen fast geblendet, kämpfen sie so, mit jenem ungeheuren Ernst, wie ihn spielende Kinder haben, um die Anordnung der Sitzgelegenheiten. „Aber wozu denn?", fragt die Brautmutter plötzlich in einem klaren Augenblick. Und da stellt sich heraus, daß der Bräutigamsvater jetzt, und zwar in Anwesenheit des Herrn Pastors, eine kleine Rede halten möchte.
Doch der Herr Pastor wehrt eilig ab. Er hat heute noch eine zweite Haustrauung. Das interessiert den Bräutigamsvater indessen nicht, und er versucht, zum Bleiben zu überreden; denn mangels der Fähigkeit objektiver Erkenntnis übersieht er, daß sich hier zwei Lebenskreise überschneiden. Auch bei aufopferungsvollster seelischer Einstellung des jungen Herrn Pastors kann Friedrich für diesen nicht vollkommen die gleiche Wichtigkeit haben wie für denjenigen, der Friedrich erzeugt, geliebt, erzogen, gekleidet und durch achtundzwanzig Jahre hindurch persönlich erlebt hat.

(J. Kreis)



Als der Herr Pastor schon gehen will, kommt ein seidenpapierumhülltes Paket herein, daran eine dünne kleine und heftig flüsternde Dame hängt; sie gratuliert, und bitte, bitte, jetzt nicht öffnen, nein, bitte nicht — aber ihre hastigen Reden prallen wirkungslos an dem ruhigen, weißumschleierten Fels Ilse ab. Das Seidenpapier raschelt, und rosa und spitzenverziert wächst ein Nachthemd allen Blicken entgegen. Ilse freut sich sehr und zeigt es Friedrich und auch den anderen, und der Herr Pastor stützt sich nervös gegen ein troddelgeschmücktes Ziertischchen, das unzuverlässig bebt und im übrigen eine der genialsten Leistungen menschlichen Schöpfertums ist. (Denn welches Tier, und sei es das hochstehendste, brächte die Erschaffung eines solchen zitternden Troddeltischchens fertig?)
Ilse lächelt die Nachthemdspenderin dankbar an und sagt dann — dabei leicht mit den Fingerspitzen Friedrichs Scheitelhaare anhebend — aus der ganzen Überfülle ihres Glücks und doch mit der Demut der Bescheidenheit, die der Herr Pastor eben zitiert hatte:
„Und hier, Frau Zeddies, darf ich Ihnen meinen kleinen Dreikäsehoch vorstellen..."
Es wird ganz still. Ein sonderbar atemloses Schweigen ist plötzlich da. Nur der Papagei gurrt unbeteiligt in der Ferne, die Gäste aber erliegen widerstandslos der Definition, die Ilse für ihren Gatten gebraucht hat; denn sie wissen alle, daß die Bezeichnung „Dreikäsehoch" an sich gewiß nicht ohne natürlichen Wohlklang, bis jetzt keineswegs in die Sphäre eines mondänen Modewortes für Paare gehoben ist, die sich auf eine besonders innige und großartige Weise lieben.
Der junge Herr Pastor starrt erschreckt. Dann aber tastet er sich zu einem wissenschaftlichen Halt, von dem aus sich das Ungeheuerliche erklären läßt. Es muß die Brautpsychose sein, denkt er, es kann ja gar nicht anders gewesen sein, als daß es die —
In diesem Augenblick tritt Tante Amalie auf. Von dem Schweigen, das über allen Gesichtern hängt, etwas befangen gemacht, spricht sie von einem Engel, der eben durchs Zimmer gegangen sein müsse. Als sie jedoch des Herrn Pastors ansichtig wird, blüht ein verstehendes Lächeln um ihren Mund auf. „Ach so!" — Und dies soll anscheinend heißen, es sei nur selbstverständlich, daß ein Pastor auf seinen Dienstgängen von einem Engel begleitet werde, so wie zum Beispiel ihr eigener Mann, Wachbeamter bei der Reichsbahn, von seinem Polizeihund.
Die Gäste finden sich langsam in die Wirklichkeit zurück. Schließlich hat Ilse nicht gerade einen Mord verübt oder sonst Grausiges getan. Und Friedrich hat ohnehin nur unter Tränen gelächelt und keine Protestsilbe hervorgebracht. Nachdem der Herr Pastor mit etwas zerfahrenen Abschiedsworten gegangen ist, beginnt der Pianist heitere Rheinlieder zu spielen, während der Brautvater überall die Dämmerung vertreibt, indem er das Gaslicht zum Aufflammen bringt. (Er wohnt hier seit dreißig Jahren zur Miete und ist zu sparsam, dem Hauseigentümer elektrische Lichtleitungen zu schenken. Er bleibt bei Gas.) Der Papagei wird wieder an die Öffentlichkeit geholt und Ilse, zürnende Rachegöttin, rafft ihre Schleier und ohrfeigt tatkräftig einen kleinen Verwandten, der Ornamente von der Torte fortgegessen hat. Daraufhin beginnt der kleine Verwandte leidenschaftlich zu weinen.
So stürmt das Fest los. Eine bescheidene Heiterkeit breitet sich während der nächsten Stunden aus. Auf dem Flur tanzen sogar zwei Paare, und

ab und zu verteilt der Brautvater unter den Gästen ein wenig Weinbrand und Orangenlikör, und das geht ihm nahe; denn er weiß, was sparen heißt. Aus diesem Grunde versteckt er dann die Flaschen auch immer wieder sorgsam auf dem Boden, unter den lang herabwallenden Gardinen.
Während des Festmahls glänzt die Rede des Bräutigamsvaters auf. Gnadenlos muß auch der auf den Tellern fröstelnde Kalbsbraten Friedrichs Lebenslauf, in viele rührende Einzelheiten zerlegt, mitanhören. Eine Weile ist die weißumschleierte, bekränzte Braut ganz aufmerksam, dann aber wird es ihr zu langweilig und sie flüstert den Weinpreis, lobt ihre Aussteuer, erzählt, daß es nachher noch ein kleines Bierfaß geben wird und daß Friedrich ihr nun künftig immer beim Geschirrabtrocknen helfen werde.
Und dann darf doch noch gegessen werden und für je drei Gäste gibt es eine Flasche Mosel.
Nach dem Essen kommt der Photograph und knetet lange an dem unfertigen Menschenteig herum, der zu dem Kuchen einer herrlichen Hochzeitsgruppenaufnahme aufgehen wird. (Nur der Brautvater hat später rechten Ärger davon, weil das Blitzlicht den Aufenthaltsort des Spirituosenlagers für alle Zeiten festgehalten hat, und keiner der Gäste nachdenklich seufzend auf die Bemerkung verzichtet: ach, da hat also der Kognak gestanden —!)
Anschließend wird das Brautpaar noch einmal allein geknipst. Dann geht der Photograph.
Etwas später kommt er zurück. Die letzte Aufnahme ist mißlungen. Er sagt auch, weshalb, und die junge Frau sucht munter ihren Mann und findet ihn in der Plüschlandschaft des grünen Zimmers. „Wir müssen nochmal, Fritzl", ruft sie ungezwungen über die Köpfe aller hinweg. „Wir haben einen weißen Fleck auf dem Bauch!"
Auch Heiligenscheine können sich verirren...
In der Küche klappert wieder das Geschirr, der Pianist spielt sein Rheinliederrepertoire ein drittesmal durch, und die Brautmutter möchte so gern mit einer Handbewegung, als verscheuche sie Hühner, die vier Gäste vertreiben, die paarweise auf der neuen Couch Platz genommen haben — denn diese soll für viele Jahrzehnte unbenutzt und geschont bleiben. (Das Troddeltischchen ist zum Beispiel noch wie neu.) In einem Winkel sprechen zwei ältere Damen mit gleicher Selbstverständlichkeit über Seelenwanderung und Wiedergeburt wie Durchschnittsmenschen vom Straßenbahnfahren. Dann gibt es noch andere Unterhaltungen über Skatprobleme, Häkelmuster, Hellsehen und Brasilzigarren, sowie eine ziemlich gründliche Aussprache über die beste Art, Spinat vom anhaftenden Sand zu befreien. (Tante Amalie wäscht ihn immer in der Badewanne.)
Um Mitternacht wird lustlos der Brautkranz abgetanzt. Niemand nimmt die Sache so recht ernst, und das erbittert die Bräutigamseltern sehr. Ohnehin haben sie jetzt genug geweint und sind angriffslustig gestimmt. Sie wünschen Scherz und Trallalla und schlagen Rundgesänge vor, und die Gäste versuchen denn auch gutwillig einzufallen, aber es lahmt alles etwas, und so fühlen sich denn die Bräutigamseltern einsam und verlassen in einer Horde völlig fremder Menschen; sie ziehen sich erbittert auf ein Plüschsofa zurück und sind für nichts mehr zu haben, weil sie übelnehmen.
Auch Friedrich hat seinen toten Punkt. Die Vorbereitungen tagelang, das Standesamt heute früh, die vielen Gratulationen. Er ist müde und blickt böse auf Ilse. Er möchte endlich schlafen, es ist gleich ein Uhr, und er würde auch allein schlafen gehen, doch aus Gründen hochzeitlichen Anstands hat Ilse jetzt mitzukommen. Die junge Frau aber schüttelt unerbittlich den Kopf. Sollen sich etwa nur die Gäste auf diesem kostspieligen Fest amüsieren? — Und außerdem liegen die Dinge zwischen ihnen so, daß nichts mehr eilt.
Ihrem gütlichen Zureden gelingt es, Friedrich auf ein Sofa zur vorläufigen Ruhe zu betten. Er nickt sofort ein.
Aber auch unter den Gästen sind die toten Punkte reichlich verteilt. Spärlich von Wein und Bier getränkt, plaudern sie etwas abgekämpft, während in der Küche immer noch, für die nächsten zweihundert Jahre im voraus, Geschirr abgewaschen wird. —
Ilse übersieht nachdenklich die Lage. Um den Glanz ihrer Hochzeit durch Biergenuß wieder schwelgerisch zu steigern, läßt sie sich dann die leeren Gläser reichen und begibt sich persönlich in das Nebenzimmer an das verdrossen gurgelnde kleine Faß.
Und da plötzlich blicken die müden Gäste wieder großäugig. Denn ihnen wird eine unerwartete Offenbarung geschenkt, von der die Braut nichts ahnt. —
Immer, wenn Ilse sich über das Bierbehältnis beugt, gerät sie in den ungedämpft nach unten ausgestreuten Lichtkreis der Gashängelampe, deren grelle Helligkeit, da nun kein faltenwerfender Schleier mehr zu überwinden ist, erbarmungslos die dünne Seide des bräutlichen Gewandes und die des Unterkleides auffrißt...
Erst auf Ilse selbst, rosig, weich und makellos, wird die tückische Gewalt des Lichts gebrochen. Es gibt dann nur noch winzige Dinge, kaum des Erwähnens wert: einen schmalen Rückenstreifen, Büstenhalter und an traditioneller Stelle ein Minimum von Strumpfbandgürtel.
Ilse geht fröhlich zwischen den Gästen hin und her, bald im feierlich fließenden langen Kleid, bald mit einem schrecklichen Übermaß an Spärlichkeit angezogen, und weist, bierverteilend, darauf hin, daß es sowohl eine schöne als auch eine teure Hochzeit gewesen sei.
Und da können die Gäste natürlich nicht anders, als etwas befangen zugeben, daß es sich zum mindesten um eine besonders eigenartige und aparte Hochzeit gehandelt habe...

Im Atelier

(H. Lehmann)



„So, Fräulein Cilly, nu halten Sie 'mal ganz still, jetzt mach' ich die Kontur!" — „Nanu, sieht man die?"

*

Als Verkehrsschutzmann in USA

Von Achille Campanile

Gelegentlich kam Chiarastella wieder einmal auf seinen Aufenthalt in Amerika zu sprechen und erzählte mir dabei folgendes Erlebnis: „Dank großer Protektion — und warum es verschweigen, selbst das Weiße Haus hatte dabei eine Rolle gespielt — bekam ich einen Posten als Verkehrsschutzmann. Mein Stand war an einer Hauptverkehrsader, und vor meinem schneeweißen Stäbchen zitterte ganz Neuyork.
Eines Tages kam meine Braut auf den reizenden Einfall, mir eine Überraschung zu bereiten. Sie besuchte mich, während ich meinen Dienst versah, und brachte mir ein Geschenk: eine neue Brieftasche, die sie selbst gestickt hatte.
‚Die du hast', sagte sie ‚ist alt und häßlich. Und, ich weiß nicht, aber ich glaube, sie bringt dir Pech. Seitdem du sie hast, verdienst du so wenig!'
Es stimmte. Doch ich besaß sie seit meiner zartesten Jugend.
‚Ich will, daß du sie gleich wegwirfst', fügte das Mädchen hinzu. ‚Es liegt mir sehr daran. Du mußt es mir versprechen.'
Ich verlangte auch nichts besseres; denn das

Ding war wirklich schäbig, und es war eine Schande, es noch zu tragen.
‚Laß mich schon machen', sagte ich. ‚Aber jetzt mußt du fort; denn ich muß den Verkehr regeln.' Sowie sich meine Braut entfernt hatte, beeilte ich mich, die alte mit der neuen Brieftasche zu vertauschen, und warf erstere, nachdem ich sie ihres Inhaltes entleert hatte, weit von mir aufs Pflaster. Es waren keine zwei Minuten vergangen, als ein Bürger mich ansprach und mir die abgegriffene Reliquie übergab.
‚Sehen Sie', sagte er mir, ‚ich habe diese Brieftasche gefunden. Ich übergebe sie Ihnen.'
‚O, danke schön.'
‚Gestatten Sie, das ist kein Geschenk. Ich übergebe sie Ihnen, damit Sie sie ihrem rechtmäßigen Eigentümer aushändigen können.'
Und der ehrliche Bürger entfernte sich gehobenen Gefühls. Ich wartete ab, bis er so weit war, daß er mich nicht mehr sehen konnte, und warf die unheilvolle Brieftasche dann noch weiter weg als das erstemal. Aber kurz darauf kam ein anderer Passant daher und überreichte mir mit mustergültiger Geste die Tasche wieder. Ich solle sie im Fundbüro abliefern, sagte er und entfernte sich, sichtlich über sich und die begangene gute Tat zufrieden. Ich wartete wieder ab, bis dieser zweite glückliche Finder verschwunden war und warf die Tasche von neuem auf große Entfernung weg. Aber alle fünf Minuten kam irgend jemand und übergab sie mir wieder.
War es denn völlig unmöglich, sich ihrer zu entledigen? — Ich hatte doch meiner Braut versprochen, die Brieftasche keine Sekunde länger bei mir zu behalten!
Aber aus dieser peinlichen Situation rettete mich eine Erleuchtung: Ich steckte eine Fünfdollarnote in die Tasche und warf sie nun wiederum weg. Ich habe sie nie wieder zu Gesicht bekommen."

(Berechtigte Übertragung aus dem Italienisch. von A. L. Erné)

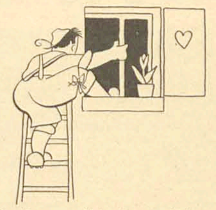
Lieber Simplicissimus

Kurtl konnte wirklich nichts dafür, es rutschte so aus ihm heraus, wie etwa einem Erwachsenen ein unbedachtes Wort entschlüpfen mag.
„Kurtl", entrüstete sich die Großmama, „so ein großer Junge und benimmt sich so unanständig!" Eine Viertelstunde später ist der Zwischenfall vergessen. Großmama sitzt am Radio-Apparat, Kurt spielt mit seinem Schwesterchen ‚Eisenbahn' und das, was vorher Zufall war, ist diesmal Absicht.
„Uij, Kurtl", sagt das Schwesterchen, „jetzt gibt's Haue!" „I wo", meint Kurtl überlegen, „Großmama hat ja die Kopfhörer, da hat sie nichts gehört!" Das Schwesterchen denkt ein Weilchen nach, schaut die Großmama fragend an und sagt verwundert: „Und riechen tut man dann auch nichts?"

Frau Krallinger ist von einem „besseren" Viertel in ein, man darf sagen, ganz „schlechtes" Viertel gezogen. Da trifft sie einmal ihre ehemalige Wohnnachbarin aus dem besseren Viertel. Wie 's denn der Frau Krallinger da draußen gefalle, möchte die wissen. „Na ja", sagt die Krallingerin, „'s is ja ganz schön draußen, aba mei, stehl'n tean s' da, sag i Eahna! Da wann d' di net revantschier'n tatst, kamst bald um dei ganz' Sach!"

Ich fuhr mit der Wiener Straßenbahn. Neben mir stand ein vergnügt vor sich hinlächelnder Urwiener, der, als die Bahn ein wenig schleuderte, an einen vor ihm stehenden Herrn anstieß und gemütlich ausrief: „Oeha — entschuldigen S' schon, Herr Nachbar!" Der Gestoßene drehte sich um und entschuldigte nicht, sondern machte seinem Ärger Luft. Der Wiener, der ihn freundlich musterte, sagte schmunzelnd: „Ah so — Se san a Jud!" „Und Sie sind betrunken!" schimpfte der Herr. Worauf der Wiener kopfnickend erwiderte: „Ja — aber i bin's nur heut'!"

(Zeichnung O. Nückel)



Die Oberdirn vom Huber-Bauern bekommt ein Kind. Der als Vater angegebene Knecht vom Nachbarn schaut sich den Buben lange an und sagt: „O mei, Bua, wenn du wüßtest, wieviel Vatern du g'habt hast! I bin's nit g'wes'n." Die Oberdirn aber, die sich so eine Rede nicht gefallen lassen will, sagt entrüstet: „'s is eh niemand anders dabei g'wes'n als du und der Niederhubern Michel." Nach längerem Schweigen meint er: „Ja, wenn des so is, daß es nur i und der Michel g'wes'n san, dann bin 's vielleicht doch i g'wes'n. Zahl'n mer halt!" — Und er zahlte...

Unter den Linden in Berlin haben außer den großen deutschen Reedereien auch viele ausländische Schiffahrtslinien ihre Agenturen in prächtigen Läden. Bei den englischen und amerikanischen hängt in der Eingangstür nach Geschäftsschluß und Sonntags ein kleines Schild: Closed — Geschlossen. Da kamen neulich am Sonntag zwei Frauen vorbei, die offenbar nicht Englisch konnten. Sie hatten das Schild bemerkt; denn die eine meinte: „Daß sie das noch besonders 'ranschreiben, wenn das Klosett geschlossen ist? Das finde ich nicht passend."

DIE SKITOUR

VON AUGUST WISBECK

„Eine Skitour ist wohl eine schwere Sache?" fragt mich Lilli, während wir an der Bar des Alpenhotels den abendlichen Drink saugen. „Durchaus nicht" antworte ich unbedacht, „denn es handelt sich um nichts anderes als die vorteilhafte Ausnutzung gewisser Gesetze der schiefen Ebene. Zwei gut gewachste Bretter unter den Füßen, ein klein wenig Mut im Herzen, und — hui — geht es im Non stop zu Tal. Nun noch ein elegant geschwungener Telemark oder ein stramm gerissener Christiania, und da stehen Sie auch schon wieder vor Ihrem Hotel, stäuben zwei Schneeflöckchen von Ihrer — verzeihen Sie das harte Wort — von Ihrer Hose und jubeln: Es war ein himmlischer Tag!" „Ich werde morgen eine Skitour auf die Pfandl-Alm machen", sagt Lilli entschlossen und versucht, sich in die bescheidenen Andeutungen einer Brust zu werfen.

Lilli ist ein hübsches Mädchen. Ich habe mich schon am ersten Tag, als ich sie sah, in den kupferigen Schimmer ihres Haares, am zweiten in ihre langen Beine verliebt. Am dritten war sie die einzige Frau, die ich zur Zeit liebte. „Wie", frage ich, „Sie wollten es wagen, als Einzel-Läuferin die Pfandl-Alm zu befahren? Sie wollten Ihren gebrechlichen Mädchenleib den furchtbaren Schrecknissen des Winters schutzlos preisgeben? Ja, preisgeben! Denn wenn Sie auch den berüchtigten Lawinenhang der Adlerwände lebend traversieren sollten, so gerieten Sie unweigerlich auf die Wächte des Messerschneidgrates, und von ihr aus ginge es haltlos über den Steilhang des Sargdeckels hinab in das hintere Teufelslöchl. Hier brechen Sie sodann durch das Eis der Schwarzwasserlache, aus der man Sie, gute Witterung vorausgesetzt, bestenfalls im übernächsten Sommer bergen wird." Ein Schauer läuft über Lillis Züge, der Strohhalm entfällt ihrem kirschrot lackierten Mündchen. „Hu!" macht sie entsetzt, „dann werde ich doch besser die Tour unterlassen und Bridge spielen!" „Weshalb wollen Sie auf die unvergeßlichen Eindrücke einer Skitour auf die Pfandl-Alm verzichten?" werfe ich rasch ein. „Meine Warnung gilt nur der Einzel-Gängerei. Unter dem Schutz eines erfahrenen Skiläufers wird Ihr Leben keiner größeren Gefahr als der eines Spazierganges ausgesetzt sein." „Gut", nickt Lilli, „aber wer wird dieser ‚erfahrene Skiläufer' sein?" „Sie würden mich glücklich machen, es sein zu dürfen!" antworte ich tief bewegt und drücke einen sanften Kuß auf Lillis schmale, nach erlesenen Essenzen duftende Hand. Ein warmer Blick aus schwer befransten Märchenaugen besiegt mich. Wir vereinbaren für den nächsten Tag eine Skitour auf die Pfandl-Alm.

*

Morgens warte ich noch kaum ein Stündchen auf Lilli, da erscheint sie auch schon in der Halle. Sie trägt einen weißen, mit Alpenblumen-Motiven bunt bestickten Pullover, eine transparent wirkende, erdbeerfarbene Hose und ein kanarienvogelgelbes Mützchen, von dessen Seite ein Büschel langer Hermelinschwänze baumelt. Ihre kleinen Hände stecken in moosgrünen Handschuhen, an die sich breite Stulpen aus Pantherfell anschließen. Die zinnoberroten Stiefel umschlingt reizvoll ein Band indianischer Perlenstickerei, und an einem Gürtel aus Krokodilleder hängt ein zierliches Blaufuchsmüffchen. „Welch herrliches Wetter wir haben!" ruft sie mir freudig entgegen und überprüft nochmals sorgsam die Lage ihrer dauergebrannten, unter dem Mützchen hervorquellenden Locken. Dann treten wir in die glitzernde Pracht des frostklaren Wintertages hinaus. Ich setze Lillis Schuhe in die Bindung, während sie bemüht ist, mittels Handspiegel und Lippenstift den engelhaften Ausdruck ihres Mündchens noch zu vertiefen.

„Nun aber los!" kommandiere ich, und Lilli rutscht mit kleinen Schritten grätschbeinig neben mir her über den sanft knisternden Schnee. „Welch wundervoller Sport!" jauchzt sie auf, „eins — zwei — eins — zwei — wie kann man nur diese Schleiferei schwer heißen!" Und sie spricht von beabsichtigten Skitouren in der Hohen Tatra und einer Beteiligung an den nächsten olympischen Winterspielen. — Das Gelände steigt allmählich an. Ich spure langsam in schwach steigenden Kehren vor Lilli her. Ihr Jubel zeigt von Kehre zu Kehre eine merkliche Abnahme. Manchmal gleitet sie ein Stückchen zurück, und manchmal verheddern sich dabei ihre Beine. In der Enge eines Ziehweges glaube ich, schwere Seufzer hinter mir zu vernehmen, und als sich die Hermelinschwänze im Geäst einer Fichte verfangen, während gleichzeitig eine Skispitze vom überschneiten Wurzelwerk festgeklemmt wird, erklärt Lilli unverhohlen den Skisport als eine müßige Erfindung primitiver Völkerschaften. Sie setzt ihm die Vorzüge des Bridge-Spieles entgegen und äußert die Absicht, das Unternehmen sofort abzubrechen. „Wollen Sie, daß ich Sie auf den Arm nehme und von diesem Hügel in das Hotel zurück trage?" frage ich lachend. Mein Anerbieten scheint Lillis Mut neu zu beleben, und sie schleift nun wortlos die kurze Endstrecke des Anstieges hinter mir her, bis die Pfandl-Alm, vom reinen Glanz der Wintersonne überstrahlt und heimelig eingebettet im bläulich gleißenden Schnee, vor uns liegt.

*

„Wundervoll! Märchenhaft! Himmlisch!" schwärmt Lilli, während wir uns vor der Hütte sonnen und den Proviant verzehren. Sie fragt mich nach den Namen der Berggipfel und gibt die Absicht kund, demnächst den „Hohen Gambskogel" zu befahren, dessen düsteres Felsmassiv wild zerklüftet aus dem Firnschnee empor wächst. „Glauben Sie nicht, daß diese Tour Ihre Kräfte übersteigen könnte?" gebe ich zu bedenken. „Wie kleinmütig doch die Männer sind!" belehrt mich Lilli ein wenig schnippisch, „übrigens werde ich schon einen Begleiter auf den Gambskogel finden!" Versonnen überholt sie mit Puderquaste und Lippenstift ihr Gesichtchen, färbt das Fransenwerk ihrer Augen sorgfältig auf und nickt, in die Sonne blinzelnd, ein. Jugendlich schmalhüftig, wie ein hochgeschossener, maskierter Pikkolo, liegt sie neben mir und versprüht die Vielfältigkeit ihrer Farben in das eintönige Weiß.

„Nun mit Mut im Herzen in weiche Knie!" empfehle ich Lilli zur Abfahrt. „Wird gemacht!" lacht sie forsch und versucht, den ersten Hang hinabzufahren. Doch hat sie die Gleitfähigkeit des Ski weit unterschätzt; denn während die erdbeerfarbenen Beine eilends nach abwärts streben, verharrt der Oberkörper bei dem Willen, die Fahrt zu verlangsamen. Zwei Skispitzen wirbeln gegen den Himmel, und Lilli nimmt die restliche Strecke mit dem Rücken. Der tiefen Furche folgend, finde ich einen Büschel Hermelinschwänze und im weiteren Verlauf ein Stückchen indianischer Perlenstickerei. „Tut nichts!" lacht Lilli ein wenig gequält und gräbt sich den Schnee aus den Ohrmuscheln. Ich erteile für die Weiterfahrt wohlmeinend Rat, doch wird er in übertriebener Weise befolgt. Denn nun strebt Lillis Oberkörper nach Geschwindigkeit, während die angesteiften Beine diesem Drang nicht zu folgen vermögen. „Vergessen Sie nicht auf Ihr Gesäß — ich wollte sagen, Ihren Popsi —", kann ich gerade noch warnen, dann erscheinen abwechslungsweise Lillis Kopf und Beine in rascher Aufeinanderfolge zwischen einer Wolke hochaufstäubenden Schnees. Ein handbreites, erdbeerfarbenes Fleckchen weist mir die Unfallstelle. „Bin ich tot?" wimmert es dumpf aus dem Schnee. „Nein, Lilli, Sie leben noch", versichere ich, grabe sie aus der Verschüttung und entwirre ihre mehrfach verknoteten Beine. „Nie mehr — es war meine letzte Skitour!" kommt es von bebenden, durch die Ausbreitung der Schminke erheblich vergrößerten Lippen, und ein moosgrüner Schwurfinger reckt sich zum Himmel. —

Ergebungsvoll, als unabänderliche Schicksalsfügung, trägt Lilli die rasche Folge weiterer Stürze. „Sie müssen weicher in die Knie gehen!" empfehle ich, denken Sie an Ihre Kindheit, wie Sie — nun ja — wie Sie auf's Töpfchen gingen!" Lilli fehlt bereits die Kraft, zu erröten, und nur ein müdes Lächeln umspielt ihre Lippen. Fast schon haben wir die Talsohle erreicht, da läßt sich Lilli mit einem Seufzer in ein tiefes, vom Wind gehöhltes Schneeloch niedersinken und besteht darauf, an dieser Stelle friedlich zu sterben. Schwarz gefärbte Tränen rollen von den Wimpern und vermengen sich mit dem Kirschrot der Lippen. „Man soll Lilien auf mein Grab stellen", murmelt sie mit tränenerstickter Stimme, „und auf dem Stein soll es heißen ‚im Blütenalter von dreiundzwanzig Jahren — —'." Ihre Beine schlottern wie herbstliches Espenlaub unter der dünnen, vom Schneewasser durchtränkten Hose. „Sie werden noch nicht sterben", ermuntere ich, „wir wollen vorher noch unsere Hosen tauschen!" „Wenn Sie nicht hinsehen", kommt es gebrochen zurück. „Ich brauche es nicht zu tun", versichere ich, „denn als Mann bin ich im Hosenausziehen perfekt." — Ein neues Lebensgefühl scheint Lilli zu überkommen, als sie sich mit meiner Hose bekleidet hat, während ich mir die nassen, erdbeerfarbenen Schläuche übergestreift habe. „Sie sind — du bist gut!" flüstert sie mir zu und legt ihre Arme um mich. Das verschmierte Gesichtchen wirkt wenig reizvoll, doch ich liebe Lilli und küsse sie. — Schweigsam und nachdenklich schleift sie das kurze, sich rasch verflachende Wegestückchen neben mir her zu Tal.

*

„Nun, mein Liebling, hast du dich erholt?" frage ich Lilli, als sie in der erlesenen Schöpfung neuester Mode die Tanzbar betritt. „Wieso ‚Du'?" kommt es kühl aus einem sorgsam umränderten, kirschrot lackierten Mündchen. Wir tanzen einmal, dann sehe ich Lilli während des restlichen Abends am Tisch eines beneidenswert gekleideten, jungen Mannes sitzen. —

„Kommt die Dame von Numero achtzehn heute nicht zum Frühstück?" frage ich am nächsten Morgen den Kellner. „Hat schon", erwidert er kurz, „die Dame hat mit dem Herrn auf Numero siebenundzwanzig eine Skitour auf den Hohen Gambskogel gemacht."

— — — Ja, ja, so sind sie, die Frauen, und man müßte sie meiden. Aber man tut's ja doch nicht!

Winterliche Einkehr / Von Hermann Sendelbach

Du, Bruder Frost, mußt draußen bleiben,
Kannst hier nicht mein Geselle sein!
Ich grüß dich durch die blanken Scheiben,
Ich grüß den weißen Gnadenschein.
Und schön im Glase funkelt mir der Wein.

Es sitzt nur noch an einem Tische
Ein andrer frommer Wandersmann.
Die Wirtin träumt in brauner Nische.
Zart schlägt die Uhr die Stunde an.
Das schmale Kelchglas heb ich dann und wann.

Da stapft noch aus der Winterweite
Herein ein junges Liebespaar.
In ihrem Traumkreis sitzen beide,
Sie tragen Glanz um Stirn und Haar;
Denn dieser Tag reicht ihnen alles dar.

Ich hör' sie flüstern Liebesworte —
Und bin mit meinem Wein allein.
Doch mir auch tönt's von Bechers Borde.
Dann fängt es leise an zu schnei'n
Und webt uns all' in eine Liebe ein.

Der erregende Moment

(K. Heiligenstaedt)



„Ist Ihnen die Stelle nicht aufgefallen, wo die Maria ihre ganze Leidenschaft zeigt?“ — „Donnerwetter, nee, da muß ich grad nicht hingesehn haben!“

(O. Nückel)



Einladung zum Tanzunterricht / Von Anton Schnack

Fridolin Kurzelütje und Tochter (Wunderlichs Nachfolger)
Zu dem jetzt beginnenden Kursus im Gesellschaftstanz, verbunden mit gesellschaftlicher Erziehung, nehme ich noch Anmeldung von Damen und Herren entgegen. Theaterstraße 43 pt.

Dies ist eine wunderbare Lockung. (Wen hat sie noch nicht betört?)
Als wir achtzehnjährig waren
Und noch funkelten mit feuchtgelockten Haaren,
Haben wir zum erstenmal die Zauberstimme, diese vielversprechende, gehört.
Und ich möchte wieder (so wie damals) scheu und schüchtern, schwarzberockt und lackbeschuht
Zu Herrn Kurzelütje gehen;
Denn die Walzer kann ich immer noch nicht drehen,
Und den Tango mit dem weichen Raubtierschritt kann ich ebenfalls nicht gut.
Jede Woche zweimal abends gibt Herr Kurzelütje Tanz- und Anstandsunterricht;
Seine Tochter am Klavier. Katarakte ihrer Takte
Stampfende und abgehackte
Lockern langsam das an allen Beinen hängende, zur Erde drängende, ungefüge Schwergewicht.
Und gemäß der Unterweisung trete ich, mich steif verbeugend, zu den Mädchen an der Wand.
Irma Fischlein heißt die Auserwählte, Holde,
Siebzehnjährig, jäh errötend, eine frische Blütendolde.
Und wir biegen Knie an Knie und wir legen Hand in Hand.
Drehen wild dahin im Walzer, bis ein Schwindel uns umfängt,
Schnell und laut zwei Herzen schlagen
Und ich wage, heißgetanzt, zu sagen,
Daß mich Liebe, Sehnsucht, Leidenschaft bedrängt.
Irma Fischlein fühlt dasselbe, jenen jähen, rätselhaften Trieb,
Der die Jünglingszeit verzaubert,
Der gewaltig schwärmt und taubert,
Der auf dem Nachhauseweg zum Kusse zwingt und ergriffen stammeln läßt: „Ach, ich hab' dich lieb!"
Und aus diesen Gründen ist es herrlich, wundertätig, herzerfrischend, angebracht,
(Leider nur für Junggesellen)
Sich alljährlich bei Herrn Kurzelütje einzustellen:
Eine Irma Fischlein gibt es überall, die beim Tanzen zärtlich wird, schäkert, lacht.
Zur Erhöhung des Genusses ist empfehlenswert (hat man Zeit und Wahl),
Eine Stadt mit alten Toren,
Gassenwinklig, weltverloren,
Waldumgürtet, wo ein Fluß rauscht mondbeglänzt im Tal.
So umrahmt von alten Niedlichkeiten und gewärmt von Sternenlicht
Wird das Glück vollkommen,
Und man fühlt sich rauschbenommen
Wie beim ersten, langverscholl'nen Tanz- und Anstandsunterricht.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80. Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Bemerkenswerter Ausweg

Der amerikanische Romanschreiber O. K. — einer von jenen Schriftstellern, die nicht einzusehen vermögen, daß sie berufen sind, nicht zu schreiben — erzielte trotz unbändigem Fleiß so wenig Erfolg mit seinen Manuskripten, daß er den Plan faßte, sein Geschick von Grund auf zu ändern. Er schloß alle vom Schicksal ebenso vernachlässigten Berufskameraden in einem Verein zusammen, ließ sich selber zum Ersten Vorsitzenden dieses aufsehenerregenden „Bundes verkannter Autoren" wählen und tätigte im Namen seiner Leidensgefährten mit einer kapitalkräftigen Versicherungsgesellschaft folgenden Vertrag:

Jede Arbeit aus der Feder eines Mitgliedes ist gegen Nicht-gedruckt-werden versichert. Wird das Manuskript von mehr als zehn Verlagen und Redaktionen abgelehnt, so zahlt die Versicherung dem Verfasser anstandslos die zuvor vereinbarte Summe; sie erhält dafür das Originalmanuskript und darf es einstampfen. Wird die Arbeit jedoch von einem Verlag oder einer Zeitung erworben, so fällt das gesamte Honorar der Versicherung zu.

Auf dieser Grundlage nahm der „Bund verkannter Autoren" seine Tätigkeit auf: Er vermochte sich innerhalb eines Jahres zu verdreizehnfachen; der schaffensfreudige Mister O. K. aber, der Begründer dieser segensreichen Vereinigung, wurde dank seiner Fruchtbarkeit in der gleichen Zeit durch die günstig abgeschlossene Versicherung zu einem steinreichen Mann, dessen Einkommen selbst das der erfolgreichsten unter den „gedruckten" Kollegen um ein Beträchtliches übertraf... K. U.

Schlagfertig

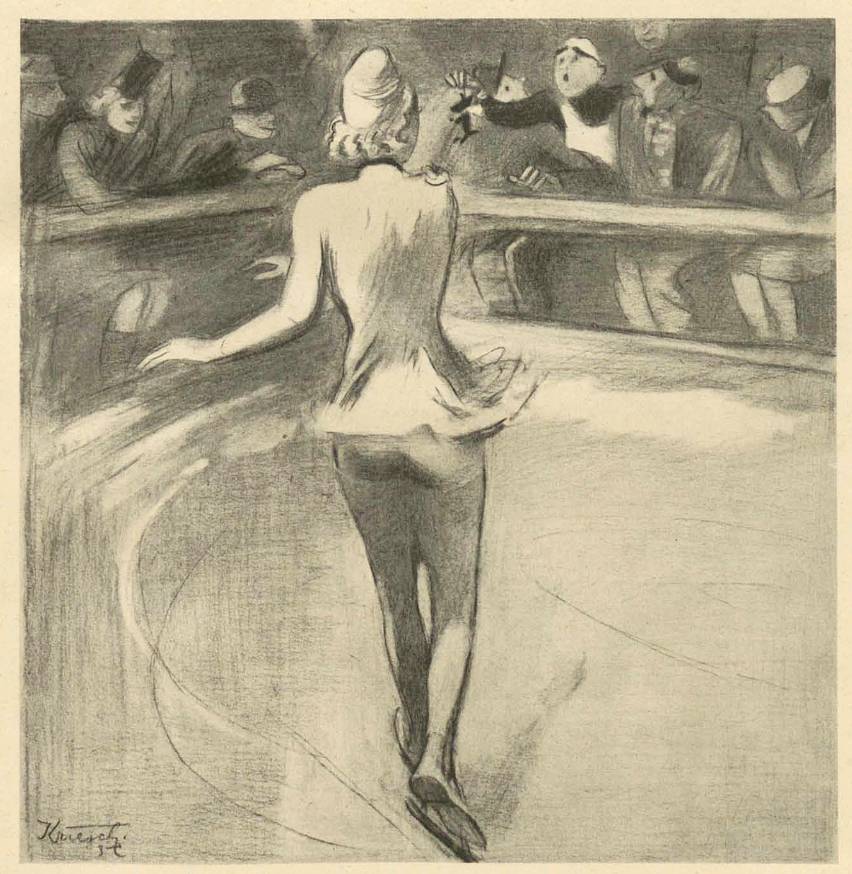
Folgende Geschichte hat sich kürzlich in Kopenhagen zugetragen: In gewissen Anhängewagen der Straßenbahn ist das Rauchen gestattet. In einen solchen Wagen kam ein bekannter Facharzt für Halskrankheiten. Der Wagen war voll von Menschen, die an ihren dicken dänischen Zigarren mit Behagen sogen, so daß die Tabakswolken wie ein dicker Nebel im Wagen hingen. Nach einer Weile erhob sich der Arzt und hielt folgende kleine Ansprache: „Mein Name ist Professor N. N., ich bin Spezialist für Halskrankheiten und möchte sie nur darauf aufmerksam machen, daß 90% aller Halskrankheiten vom Rauchen herrühren."

Da erhob sich ein Arbeiter und sagte: „Entschuldigen Sie, ich bin der Arbeiter N. N., ich möchte meine Mitpassagiere nur darauf aufmerksam machen, daß 99% von allen Schlägen, die man im Leben bekommt, einfach darauf beruhen, daß man sich in Dinge mischt, die einen nichts angehen."

Mit einem Schlage waren alle Bedenken zerstreut, und schmunzelnd sogen die Kopenhagener weiter an ihren Zigarren, von denen einige schon auszugehen drohten. -f-

Die kleine Eiskünstlerin

(R. Kriesch)



„Ein richtiges Kind, diese Stella! Vor jedem Auftritt verlangt sie ihr Stoffhündchen!" — „Ja, und nachher immer einen großen Cognac!"

Flirt

(Erich Schilling)



„Nun sagen Sie mir, Herr Doktor, was ist eigentlich Flirt?" — „Genau übersetzt: erotische Bastelstunde."

München, 16. Januar 1938
43. Jahrgang / Nummer 2

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Beim Scheidungsanwalt

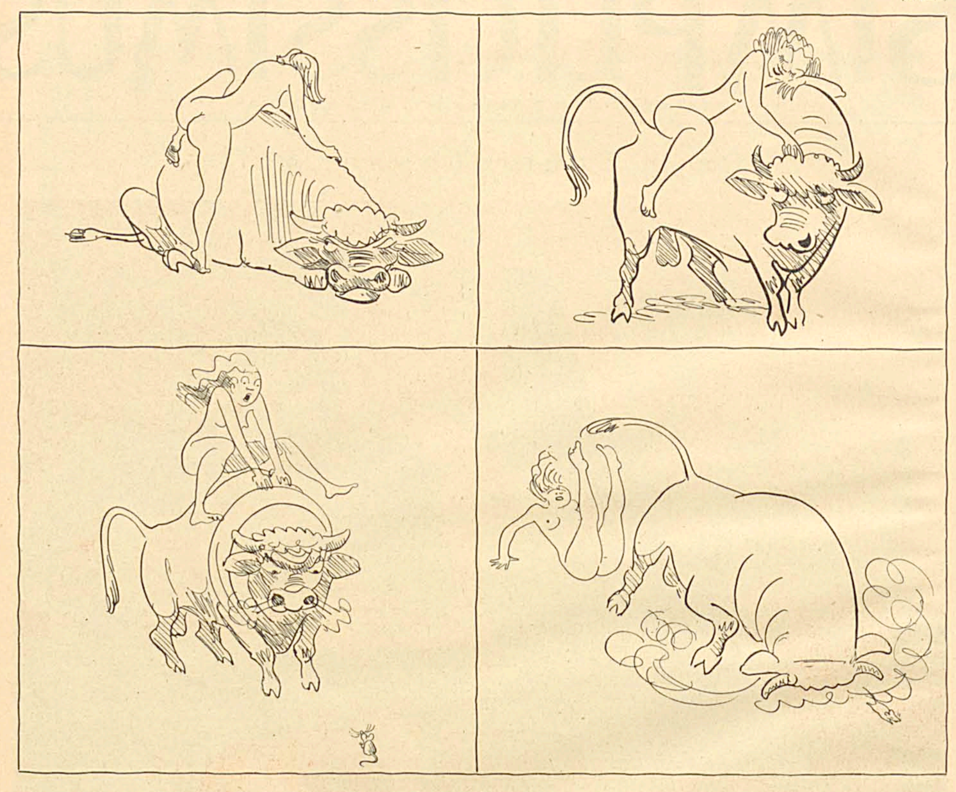
(R. Kriesch)



„Ist das vielleicht kein ehewidriges Verhalten, Herr Doktor, wenn mein Mann jeden Abend zum Stammtisch geht?“ — „Wenn es sich tatsächlich nur um einen Tisch handelt: nein, gnädige Frau!“

Europa mit dem Stier

(Fr. Bilek)



DIE KIRSCHTORTE

Eine vollkommen abwegige Geschichte

Der Schriftsteller saß im Café und zermarterte sich die Gegend seines Oberkörpers, die gemeinhin als Gehirn bezeichnet wird. Er war verpflichtet, etwas Humorvolles zu schreiben, etwas, das befreiendes Lachen auslöste. Befreiendes Lachen sollte nach Aussage seines Auftraggebers sehr hoch im Kurs stehen, natürlich nur ideell gesprochen.

Der Schriftsteller tauchte in die Abgründe seines Innern, dort wo die Quellen des Humors nur so sprudelten wie Seiterswasser, oder noch besser: wie Sekt. Aber heute wollte gar nichts strömen, und er mußte in einer Stunde ausgesprudelt haben, weil dann das Manuskript in Druck gehen sollte, dies Manuskript, bis an den Rand gefüllt mit guter Laune und einiger Satire, die sich über die Menschen lustig machte, ohne auch nur im geringsten wehe zu tun.

Der Schriftsteller horchte in sich hinein. Er horchte vergebens.

Also, so ging das nicht weiter. Man mußte systematisch vorgehen. Der Schriftsteller überlegte sich, worüber er selbst wohl im Augenblick befreiend lachen würde.

Da fiel ihm manches ein, aber darin war er eigenartig, das schrieb er nicht hin, nicht ums Verrecken tat er das.

O, Komisches hätte es schon genug gegeben, worüber er wirklich herzlich lachen konnte. Komisch wäre es z. B. gewesen, wenn die Kellnerin ein Stück der sahnigen holländischen Kirschtorte auf den Stuhl am Nebentisch gestellt hätte und dann eine stärkere Dame gekommen wäre und hätte sich auf den Teller mit der sahnigen holländischen Kirschtorte gesetzt. Gar nichts durfte sie merken davon, weil sie einen schweren Pelzmantel anhatte, durch den man nicht hindurch spüren kann, ob man nur auf einem Stuhl sitzt oder auf Glasscherben oder gar auf holländischer Kirschtorte. Jawohl, das wäre etwas, worüber er wirklich lachen könnte, obwohl es eigentlich nicht menschenfreundlich wäre, über das Mißgeschick eines anderen so zu lachen. Und beleidigt könnte sich dadurch auch niemand fühlen, wenn er das schriebe. Oder vielleicht doch die Organisation der Kaffeehauskellnerinnen? Die würde ihm bestimmt einen Brief schreiben: so etwas käme bei einer sachgemäß ausgebildeten Angestellten überhaupt nicht vor, daß sie Kirschtorte auf einen Stuhl stellte, und er habe den Stand beleidigt und er solle umgehend die Kirschtorte wieder zurücknehmen.

Dagegen könnte er natürlich ins Treffen führen, daß so etwas jedem mal passieren könne und eine Kellnerin sei eben auch nur ein Mensch. Ob er damit aber beim Syndikus der Kaffeehauskellnerinnen durchdringen würde? Ich glaube es nicht, denn der würde ganz bestimmt einen Präzedenzfall aus der Sache machen und seinen Schützling verteidigen wie die Löwin ihr Junges. Da könnte jeder kommen und jeden in den Dreck oder in die Kirschtorte ziehen. Wie würde der Syndikus sich freuen, daß hier ein Fall vorliegt, den er bearbeiten könnte!

Sehr gefährliche Sache das, sich auf Kosten anderer Leute lustig zu machen. Aber komisch wär's doch, wenn dann die Kellnerin zurückkäme und am Tisch herumsucht: sie wußte doch ganz bestimmt, daß sie hier irgendwo eine Torte abgestellt hatte.

Soweit war der Schriftsteller mit seinen Gedanken gekommen, da merkte er, daß er auf dem falschen Wege sei; denn kein Mensch würde ihm die Geschichte von der besessenen Torte glauben. Nein, er wollte ja Wirklichkeit darstellen, das blühende, lachende Leben. Und jetzt kam ihm eine Idee, eine schöpferische Idee, er konnte in einem souveränen Akte Wirklichkeit schaffen.

„Fräulein", rief er, „schnell eine holländische Kirschtorte!" Das Fräulein lief und brachte das Gewünschte. Er stellte es neben sich auf einen Stuhl, und mit den Worten: „Da habt ihr eure Kirschtorte!" setzte er sich mitten ins Weiche.

Foitzick

Das steht nicht in der Bibel!

Eine schon ältere Münchner Hausbesitzerin, sonst eine seelengute Haut, steht eines Tages als Angeklagte vor dem Amtsrichter. Gegenstand der Anklage: angemaßtes Züchtigungsrecht gegenüber den Kindern einer Mietspartei in ihrem Hause. Das war nun schon keine Kleinigkeit mehr für die vollkommen unbescholtene, alte, aber noch recht lebendige und vor allem nicht auf den Mund gefallene Frau! Der Tatbestand gipfelte in folgendem: Die Kinder der Mietspartei haben sich eine recht merkwürdige Methode ausgedacht, um die Hausfrau zu ärgern, weil sie gegen das flegelhafte und die anderen Mietsparteien belästigende Lärmen und Poltern im Stiegenhause, das diese braven Kinder gerne verübten, des öfteren energisch eingeschritten war. Dafür haben die süßen Kleinen „aus Rache" Hausgang und Türpfosten mit ihrem eigenen Leibesunrat beschmutzt. Und als sie einmal von der Hausbesitzerin dabei erwischt wurden, ist dieser halt die Hand ausgerutscht, und sie hat dem einen der niedlichen Geschöpfe eine ordentliche Watschn heruntergehauen.

Nun stand die Frau vor dem Richter. Das war ein lebenskundiger Mann, der mit menschlicher Güte die Sache zu schlichten und die sehr aufgeregte Angeklagte zu beruhigen versuchte. Er glaubte aber doch, Veranlassung zu haben, die Angeklagte ermahnen zu müssen und meinte, sie müsse halt auch ein wenig Geduld aufbringen mit den im Hause wohnenden Kindern und hielt ihr vor, daß es schon in der Bibel heiße: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Dieses Zitat hätte der Richter wohl kaum gebraucht, hätte er gewußt, daß die Angeklagte über den Inhalt der Bibel mindestens so genau Bescheid wußte wie er selbst; denn prompt kam die widerlegende Antwort: „Aber in der Bibel steht nicht drin: Lasset die Kinder herumscheißen!" — Da mußte ihr nun allerdings das Gericht rechtgeben und der gewandte Bibelkommentar wurde denn auch zur Grundlage eines salomonischen Urteils, mit dem die Hausbesitzerin siegreich abzog.

Stalin korrigiert

(Erich Schilling)



„Was, beim Pariser Generalstreik haben die Totengräber mitgestreikt? Das verbiete ich ein für allemal. Dieser Beruf ist für das Bestehen des Bolschewismus lebensnotwendig."

Schlittenfahrt

(Wilhelm Schulz)



Ein Bursche mit der Liebsten fuhr
Im Schlitten durch die Heide,
Und ging das auch nicht stundenweit,
Ein Wunder war's für beide.

Die Kiefern und Wacholder da
Ganz anders standen heute,
Nicht schwarz wie sonst, weiß miteinand',
Wie lauter junge Bräute.

Und alles still und feierlich,
Kein lauter Ton zu hören,
Leis auch des Schlittens Schellenklang,
Den Zauber nicht zu stören.

Dem Burschen ist das wunderbar
Zu Herzen wohl gegangen —
Er nimmt sein Mädchen in den Arm
Und küßt ihm Mund und Wangen.

Wilhelm Schulz

Der Ring der Rosabella

Von Georg von der Vring

Zunächst werde ich den Willy vorführen.
Willy war ein hübscher kleiner Affe. Er saß eines Morgens auf der Fensterbank meiner Kammer. Ich erwachte davon, daß er sich mit lautem Eifer an meinem Mikroskop zu schaffen machte; als ich aus dem Bette sprang, entlief er mir über das schräge Dach unserer Remise in den Garten hinunter.
Ich stand am Fenster und schaute ihm zärtlich nach. Ich erklärte mir sein Erscheinen so: wenn ein Äffchen in unserer Gegend auftaucht, so ist zu vermuten, daß es Herrn Blachfeld gehört. Blachfeld war der Mann, der an diesem Morgen den Laden im Nachbarhause bezog, um darin ein Geschäft mit Sämereien zu eröffnen.
Als ich mich über die Fensterbank vorlehnte, erblickte ich im Hof des Nachbarhauses allerlei Möbelstücke. Willy sah ich nicht, er schien nicht in den Hof zurückgekehrt zu sein. Wo war er geblieben?
Ich entdeckte ihn auf dem hinteren Zaun des Hofes. Er saß regungslos und schien etwas zu beobachten. Hinter dem Zaun befand sich der Garten eines anderen Hauses. Dort war eben eine Frau damit beschäftigt, ihr Sofa zu klopfen. Willy behielt sie im Auge. Plötzlich sprang er mit einem herrlichen weichen Satz in den Garten hinunter und genau auf das zweijährige Söhnchen der Frau los, das am Sandhaufen spielte. Die Frau bemerkte es nicht.
Der Affe kam zu dem Buben, ergriff ihn bei den Patschhändchen und begann mit ihm zu tanzen. Der Kleine brüllte los. Willy nahm es gewiß als Zustimmung, er sprang lustig von einem Bein aufs andere, hielt dabei den heulenden Kleinen fest und zog ihn mit in die Runde; aber er ging ganz sorgsam mit ihm um.
Das Gebrüll des Söhnchens rief die Mutter auf den Plan. Sie drehte sich bei ihrem Sofa um, erkannte die Lage und kam wie ein Pferd herangestürmt; auch sie stieß ein Wehgeschrei aus; den Ausklopfer hielt sie schlagbereit in der Rechten. Willy spürte die Gefahr, er quirlte durch die Beerensträucher davon, erreichte mit einem wunderhübschen Sprung das jetzt unbewachte Sofa und begann sofort mit hohen federnden Jubelsprüngen; leicht wie ein Ball stieg er in die Höhe, schwenkte die Arme, drehte sich um sich selbst, fiel auf den Sofasitz nieder und schwebte von neuem empor.
Welch ein Frohsinn! Wiederum kam die Frau gerannt. Willy entfloh in den Hof der Samenhandlung.
Nach Willys erster Nummer erlaube ich mir, den Herrn Blachfeld, Samenhändler, vorzustellen.
Er kam am folgenden Tage, als ich im Garten war, und sprach mich an. Sein großer kahler Kopf erschien über dem Zaun, sowie seine breiten Hände. Am kleinen Finger seiner linken Hand stak ein hübscher Ring mit einer blauen Platte, auf der sich ein weißes Pferdeköpfchen befand. Der Ring war das erste, was mir an ihm auffiel, obwohl sein Gesicht sehr ansprechend war, die Stirne faltig, die Augen liebenswürdig und ein wenig traurig; dies Gesicht erinnerte mich an das Porträt eines Philosophen, das bei uns im Treppenhaus hing.
Wir begrüßten uns als neue Nachbarn.
Danach fragte mich Herr Blachfeld, ob wohl in unserem Garten Ameisennester wären.
Ich bejahte.
Ob er sich wohl ein paar Ameiseneier holen dürfte?
Ich bat ihn herein, und er kam. Wir schauten nach. Es gab im Rasen mehrere große Nester, aber es zeigte sich, daß die Ameisen bereits ausgeschlüpft waren. Zum Glück fanden wir an der Mauer noch ein fünftes Nest, das ein paar brauchbare Eier enthielt. Herr Blachfeld sammelte sie und tat sie sorgsam in ein Schächtelchen.
Ich fragte ihn, wozu er Ameiseneier brauchte.
Für seine Eidechsen.
Wieviel Eidechsen er hätte?
Zwei. Sie fräßen ihm aus der Hand. Inzwischen wären aber auch die Jungen aus den Eiern gekommen.
Ob ihm auch die Jungen schon aus der Hand fräßen, fragte ich.
Die Jungen noch nicht, sie wären noch nicht erzogen. Wenn ich Lust hätte, zuzuschauen, wie sie fressen lernten, so möchte ich doch mitkommen.
Ich war mit Freuden bereit. Wir gingen in seinen Hof hinüber, und ich bewunderte erst einmal die jungen Eidechsen.
„Ich könnte tausend Ameiseneier ins Terrarium legen", erklärte mir Herr Blachfeld, „sie würden sie nicht anrühren. Sie sind ja so klug! Sie räubern sich nur eine solche Beute, die sich in Bewegung befindet. Was werden wir also tun?" Er blinzelte mich ermunternd an, ich sollte es erraten. Ich kam nicht darauf.
„Das ist ganz einfach", sagte er, und er brachte eine lebende Ameise und setzte sie ins Terrarium neben eins der Eierchen. Die Ameise machte sich sofort daran, das Ei fortzuzerren. Es bewegte sich, zitterte, rollte. Schon erschien eine der jungen Eidechsen und verschlang das Ei.
Vom Tage der Eidechsenfütterung an war ich ein häufiger Gast der Samenhandlung. Der Laden war nicht besonders groß. Da gab es über die Wände hin all die grünen Holzkästen, in denen sich die verschiedenen Sämereien befanden. Jeder Kasten trug ein sauber geschriebenes Etikett. Da gab es weiter ein Aquarium mit Wasserpflanzen und kleinen Fischen; das Terrarium nicht zu vergessen; Nistkästen, Korbnester und allerhand Nestbaustoffe. Vögel hielt er nicht; sie täten ihm in der Gefangenschaft zu leid, verriet mir Herr Blachfeld.
Sodann lernte ich näher kennen den Hund Bulldogg, ein grimmig aussehendes, übertrieben vernünftiges Wesen, und, vor allem, den Affen Willy und seine schöne Heiterkeit. Welch ein entzückender Anblick, wenn der Herr mit diesen beiden Tieren auf der Straße spazierenging! Willy nahm dann brav auf Bulldoggs breitem Rücken Platz und schaute sich die Welt an. Blieb Bulldogg an einer Straßenecke stehen, um zu riechen und so weiter, so benutzte Willy die Gelegenheit und kratzte sich ein wenig unter dem Rand seiner schmucken Mütze. Das war, wenn man so will, Willys zweite Nummer.
Ich ging Herrn Blachfeld bei seiner Arbeit zur Hand, und er faßte Vertrauen zu mir. Eines Tages erzählte er mir die Geschichte des Ringes mit dem Pferdeköpfchen, den er am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Dieser Ring war ein Geschenk der einstmals beliebten Zirkusreiterin Rosabella. Herr Blachfeld hatte in jungen Jahren im Zirkus gedient und Rosabellas Pferde gepflegt. Und weil er seine Sache so gut machte, schenkte ihm die schöne starke Reiterin den Ring zum Andenken. Sie war manches Jahr älter als er, aber sie war ihm gewogen; er empfing ihre Liebe. Dann aber verunglückte sie und starb. Das war nun über dreißig Jahre her. Heute besaß Herr Blachfeld als einzige Erinnerung an sie nur diesen Ring; und er hütete ihn wie seinen Augapfel. Selten, sehr selten hatte er seither eine Frau angerührt; so sehr hing er für alle Zeit seines Lebens an Rosabella.
Der Sommer und der Winter gingen hin. Ich war glücklich in der Gesellschaft Blachfelds, Willys und Bulldoggs, der Eidechsen und der Fische.
Und dann ereignete sich eines Tages — es war Anfang März — etwas Unvorstellbares: Rosabellas Ring war verlorengegangen! Es war wie ein tödlicher Schlag für Herrn Blachfeld. Ich half ihm suchen, manchen Tag und viele Stunden lang; jedoch der Ring fand sich nicht. Der Samenhändler magerte ab, und es gab nichts mehr, das ihm Freude bereitete. Hätte es Willy, diesen Tausendsasa, nicht gegeben, so würde der Herr sich vielleicht hingelegt haben und nicht mehr aufgestanden sein. Die Zukunft der ganzen kleinen Gesellschaft schien in Frage gestellt.
Es würde gut sein, wenn es mir gelänge, ihn von seinem Kummer abzulenken. Als das Wetter warm wurde, lud ich ihn zum Fischen ein. Herr Blachfeld war nach langem Hin und Her einverstanden, er erklärte jedoch, er würde nur mit einem Handnetz fischen, und zwar kleine Weißfische für sein Aquarium.
Wir machten mehrere Sonntagsausflüge und fingen Fische. Bulldogg begleitete uns. Willy wurde derweil daheim in einen weiträumigen Wäschekorb gesperrt, der wie ein richtiger Bienenkorb aussah. Wo beim Bienenkorb das Flugloch ist, befand sich ein viereckiges Gitter.
Leider mußte ich feststellen, daß das, was ich mir von unseren Ausflügen erhofft hatte, nicht eintrat. Mein Freund ließ weiterhin den Kopf hängen und blieb abwesend und traurig; sein Leben war ihm verdorben, heillos zerstört. Wir suchten wiederum nach dem Ring und stellten noch einmal das ganze Haus auf den Kopf; auch diesmal ohne Erfolg.
Ich gab die Ausflüge nicht auf und ermunterte Herrn Blachfeld jeden Sonntag von neuem. Und er ging dann immer mit, als wäre es ihm vollständig gleichgültig, was er unternahm.
Als wir an einem Sonntag im September wiederum an einem kleinen Waldbach fischten, erreichte seine Melancholie den Höhepunkt. Der Tag fing schon sehr übel an. Auf dem Hinwege gerieten wir in einen Gewitterregen, der uns vollständig durchnäßte. Später, als wir am Bach saßen und fischen wollten, störten uns Spaziergänger. Ich kochte uns dann das Mittagessen; dabei hatte ich das Mißgeschick, es anbrennen zu lassen. Sogar Bulldogg fand es ungenießbar. Herr Blachfeld lag einsilbig im Gras. Der Ausdruck seiner Augen war von weltenferner Gleichgültigkeit. Zuletzt begannn er ausführlich von seinem Tode zu reden. Ja, wenn er gewußt hätte, was sich an diesem Tage noch ereignen sollte, so möchte er das unterlassen haben! Schließlich kehrten wir heim. Und was sollte sich noch ereignen?... Schon als wir vor dem Schaufenster der Samenhandlung anlangten, bekamen wir eine kleine Probe: der Rolladen war nämlich nicht vollständig heruntergelassen, und so konnte man ein Stück des Aquariums sehen; und was sich dort beim Aquarium unseren Blicken darbot, sagte genug...
Wir eilten über den Hof ins Haus, Herr Blachfeld voran. Er wankte, auf der Hoftreppe wäre er beinahe gestürzt.
Dann standen wir in der Tür, die zum Laden führte, und sahen alles. Der Laden war ein einziges Schlachtfeld. Was war geschehen? Willy,

Memento

Mit einer Verbeugung
ist's nicht getan.
Du willst Überzeugung —
so strenge dich an!

Die kann man nicht kaufen
im Wochenblatt.
Man muß sie erlaufen,
bis man sie hat.

Dann ist sie ein ständiger
Pelz ohne Lug
und kein windiger, wendiger
Überzug.

Ratatöskr

der Tausendsasa, war aus seinem Wäschekorb-Gefängnis entkommen und hatte, da er die Fenster der Wohnung verschlossen fand, den Sonntag auf eine ihm angemessene Art verbracht, beziehungsweise er war noch dabei, ihn so angenehm wie nur möglich zu verleben. Er stand bis zu den Ellbogen in lauter Sämereien der verschiedensten Sorten und Größen. Er hatte all die grünen Holzkästen über den Fußboden ausgeleert und sie dann in die Ecke geschleudert, wo sie sich wie ein Gebirge aus hohlen Würfeln auftürmten. Ganz besonders traurig war es um das Aquarium bestellt. Das Wasser war ausgeschüttet, die Pflanzen hingen über den Rand nieder, und die kleinen Weißfische lagen, in Staub gehüllt, am Ufer des großen wogenden Meeres aus Sämereien und rührten sich nicht mehr. Willy, der tolle Husar, stand, wie gesagt, bis zu den Ellbogen in den Samenhaufen, und er zog einen seiner Füße heraus und griff sich mit den Zehenhänden so viel Samen, als er fassen konnte, und schleuderte ihn mit heftigem Schwung gegen die Blechplatten, die an der Hinterwand des Ladens lehnten und als Untersetzer für das Schaufenster dienten. Klirr! Klirr! Klirr! Der Same stäubte und spritzte! Und daß wir jetzt gekommen waren und ihm zuschauten, schien ihn in seinem Tun noch zu beflügeln, als wäre es seine dritte Nummer.
Und nun erlebte ich das Herz des Herrn Blachfeld. Er bekam Tränen der Rührung. „So eine Kreatur!" murmelte er. „So ein lieber Kerl! Man hätte ihn doch nicht einsperren dürfen!"
Und Willy, als ob er diese Bekräftigung der alten Freundschaft erwartet hätte, hielt plötzlich mitten in seiner wilden Tätigkeit inne. Er wandte das Gesicht dem Herrn zu, und es schien, als ob er sich freute, als ob er am liebsten losgelacht hätte. Und mit diesem frohen Gesicht erhob er sich aus dem tiefen Samenmeere, setzte sich aufrecht und... und was erblickten wir nun? Was entdeckten wir beide, Herr Blachfeld und ich, im gleichen Augenblick? — Am Daumen von Willys linker Hand stak der Ring, Rosabellas Ring mit dem Pferdeköpfchen, der bitterlich vermißte und gesuchte Ring der schönen starken Kunstreiterin! Willy hatte ihn gefunden. In den Sämereien? Das blieb sein Geheimnis. Es war, in dieser Geschichte, seine vierte und beste Nummer.
Herr Blachfeld schloß sofort die Tür. Darauf listete er Willy den Ring ab; und sodann drückte er ihn lange an sein Herz.
Wie wundervoll dieser schauderhaft begonnene Tag endete! Ein durchaus nicht angebranntes Festessen kam auf den Tisch, das in erster Linie dem „ehrlichen Finder" zuliebe bereitet wurde. Wir Männer tranken uns mit einem Wermutwein zu. Am kleinen Finger des Herrn steckte der teure Ring, und die Welt war wieder, wie sie mindestens sein sollte.
Das Schlachtfeld im Laden ließen wir bis morgen wie es war. Die verstreuten Sämereien sind dann in eine große Kiste gekommen, und Herr Blachfeld verkaufte sie als — Vogelfutter.

Lieber Simplicissimus

„Warum legen manche Leute eigentlich eine Decke vorn übers Auto?" hörte ich einen Jungen seinen Vater fragen.
„Das ist doch der Kühler, der darf nämlich nicht kalt werden", wurde ihm zur Antwort.

Mein Freund Erich kam vor einigen Wochen zum erstenmal in seinem Leben nach Stockholm. Andere Länder, andere Sitten, dachte er sich, war aber doch einigermaßen überrascht, als er in seinem Hotel ein Bad nahm und nach schwedischem Brauch dabei von einer hübschen, jungen Badefrau bedient wurde, die ihn mit mütterlichsachlicher Gründlichkeit einseifte, abschrubbte und abtrocknete, ohne die geringste Scheu zu zeigen. Ein schwedischer Bekannter zerstreute die Bedenken, die Erich daraufhin gegen die Wohlanständigkeit seines Hotels hegte. Es sei nun einmal so in Schweden, und niemand fände etwas dabei... Immer noch voll von diesem Erlebnis lernte Erich in der Hotelbar einen Amerikaner kennen, dem er bald sein für Ausländer so bemerkenswertes Abenteuer berichtete. „Wem erzählen Sie das?" entgegnete der Amerikaner apathisch. „Verdammt anstrengendes Land, dieses Schweden. Ich bin jetzt zehn Tage hier und habe schon fünfunddreißigmal gebadet..."

Er hat sie vor einigen Wochen kennengelernt. Und seitdem geht er jeden Samstag mit ihr in die Tanzschule, schwärmt sie an, läßt keinen Tanz aus und drückt sie zärtlich an sich.
Als er wieder ein Rendezvous mit ihr hat und der Tanzschule zusteuert, bleibt sie verärgert stehen,


(Zeichnung O. Nückel)

schaut ihn kopfschüttelnd an und sagt mit dem Unterton leiser Entrüstung: „Alsdann, Herr Franz, letzten Samstag waren wir tanzen, vorigen Samstag auch, vorvorigen ebenfalls — und heut woll'n S' wieder in die Tanzschul' geh'n. Ja, sag'n S' mir nur, ham Sie vielleicht ka Wohnung net?"

Neulich unterhielten sich zwei meiner Kollegen miteinander. Der eine, der früher kein Kostverächter gewesen sein soll, tut sich seit seiner Verlobung viel auf seine Moral zugute.
„Immer dieser ewige Fasching!" seufzte er miesmacherisch. „Meine Braut und ich gehen heuer nicht aus — es ist ja doch immer dasselbe."
„Dieselbe, meinst du wohl", sagte der andere schlagfertig, „da liegt der Has' im Pfeffer!"

Der bekannte Anschlag „Schwerkriegsbeschädigte ... usw. werden bevorzugt abgefertigt", ist auch an einem Schalter unseres kleinen Postamtes angebracht. Ich beobachte eine junge Frau, wie sie aufmerksam den Anschlag liest, während sie in der Reihe der Wartenden steht. Auf einmal drängt sie sich mit „bittschön, bittschön" vor zum Schalter. Der Beamte, der die Drängerei bemerkt hat, schimpft, daß es für sie keine Extrawurst gäbe und will sie eben zurückweisen, da sagt sie ihm so halbstad, gewissermaßen vertraulich, durchs Gukkerl: „Ja, wissen S', i bin doch in bevorzugte Umständ'!"

Unser siebenjähriger Sohn Rainer besitzt noch die seinem Alter entsprechende erfreuliche Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Neulich erklärt er beim Abendessen — wer weiß aus welchen Gedanken heraus — mit triumphierender Stimme: „Du, Mutter, ich hab' noch nie ein Mädchen geküßt!" — „Du gibst aber doch jeden Abend der Renate einen Kuß?" sagt die Mutter. Einen Augenblick bestürztes Schweigen. Dann leuchtet Rainers Gesicht in listiger Erkenntnis: „Ich habe aber noch nie eine Frau geküßt!"
Nun fühlt sich Renate, für ihr ganzes Geschlecht gekränkt, bemüßigt, in die Debatte einzugreifen: „Du küßt aber doch die Mutter, und die ist eine Frau..." Erbost über die Fallen, die man ihm stellt, schreit Rainer jetzt mit hochrotem Kopf: „Aber ich habe noch nie ein Weib geküßt!"

Unsere Tante Tilde hat sich nie im Leben etwas aus den Mannsbildern gemacht. So erzählt sie wenigstens. Sie war immer ein braves und tugendhaftes Mädchen. Nicht einmal geheiratet hat sie, wegen der Dinge, die in einer Ehe gebräuchlich sein sollen. Das erzählt sie besonders gern. Und wenn nun unsere unverheiratete Tante Tilde etwas hört oder sieht, was ihrer Moral zuwider läuft, dann greift sie womöglich ein.
Nun hat unser Hafner ein Auge auf unsere Köchin geworfen. Nicht vergeblich, wie ich merkte. Tante Tilde nahm sich das Mädchen vor:
„Bedenke doch, mein Kind, wenn du einmal heiratest, wird keine Glocke vom Turm läuten und der Pfarrer wird dir die Myrte vom Haar reißen. Welche Schande wäre das!"
Unsere Köchin schüttelte den Kopf: „Das gibt es heute nicht mehr. Das war früher einmal. Weil Sie das gefürchtet haben, haben Sie wahrscheinlich nicht geheiratet!"

(Toni Bichl)

Und niemand kann sagen, wie es geschah . . .

„Sänger!" spottete Elvire; denn Alexander summte die in der Überschrift angeführten Worte vor sich hin.
„Ich besinge meinen Schnupfen", bemerkte er kühl und wollte fortfahren — es klang so schön, eben wegen des Schnupfens.
„Den hast du dir sicher gestern bei Hans geholt. Bei Hans ist es immer so kalt", sagte Elvire.
„Nein, o Weib!" versetzte Alexander.
„Wieso nein?"
„Ich weiß es bestimmt."
„War etwa nicht schlecht geheizt?"
Alexander legte sein Buch weg, schaute seiner Gemahlin ernst in die Augen und fragte sanft: „Hast du viel Zeit? Soll ich dir alles genau erzählen?"
„Ich bitte darum."
„Höre also: Es war sehr gut geheizt. Es war so heiß im Zimmer, daß ich bat, das Fenster öffnen zu dürfen. Wir haben im fliegenden Zug gesessen."
„Na also!"
Alexander griff nach seinem Buch, fragte aber doch noch gnädig: „Hast du vielleicht sehr viel Geduld? Dann könnte ich dir erklären . . ."
„Ich höre", sagte Elvire streng.
„Wir saßen etwa eine halbe Stunde im fliegenden Zug, weil Hans mich im Wagen zur Bahn bringen wollte und vorher noch frühstücken mußte und das Frühstück nicht fertig war. Dann eilten wir die Treppen hinab. Vor der Tür stand der Wagen — seit dem vorigen Abend. Er sprang nicht gleich an. Er sprang auch nicht b a l d an. Er sprang auch auf längere Sicht nicht an. ‚Soll ich mal schieben?' fragte ich, und Hans nickte gnädig. Da es bergauf ging, schob ich rückwärts. Bei jedem Schalten gab es verheißungsvollen Stunk, aber zum Anspringen kam es nicht, weder gleich, noch bald, noch später. Ich schöbe gewiß noch heute, wenn wir nicht nach einiger Zeit neben uns eine Tankstelle bemerkt hätten. Dieser Anblick brachte Hans auf den schmutzigen Gedanken, die Zündkerzen zu entölen. Er setzte ihn in die schmutzige Tat um; er schrob die Kerzen heraus und wischte sie ab. ‚Ich will sie eben mal ein bißchen mit Benzin abspülen', sagte er und ging mit ihnen zur Tankstelle.
‚Eben mal ein bißchen Benzin' gibt es aber an keiner Tankstelle. Hinzu kam, daß der Tankwart gerade eben mal ein bißchen nichts zu tun und Langeweile hatte. Er stürzte sich mit Löweneifer auf die Zündkerzen. Ich kann dir nur sagen: wenn ich eine Zündkerze wäre, hätte ich lieber gleich gefunkt und gezündet."
„Sieht dir ähnlich — fix, wie du bist", bemerkte Elvire gelassen.
„Er tunkte und tauchte sie in diese und jene Flüssigkeit, bürstete, wischte, begoß nochmals, rieb nach und wienerte — aber dies alles habe ich nur von fern beobachtet, der ich schweißgebadet im Regensturm stand und einem herbeigeeilten Laien mangelhaft über die Vor- und Nachzüge des . . ."
„. . . teile!" verbesserte Elvire.
Alexander besann sich: „Um sinnrechtes Deutsch zu sprechen: . . . über die Vorzüglichkeiten und Minderwerte des Kleinwagens Rede stand. Meine Füße waren naß, meine Stirn war naß, mich fror. Mein Schnupfen wurde immer schlimmer." „Siehst du wohl! Dein Schnupfen! Ist ja auch kein Wunder."
„Und doch, mein trautes Lieb, weiß ich bestimmt, daß ich mir meinen Schnupfen nicht bei dieser Gelegenheit geholt habe. Denn schon auf der Hinfahrt hatte ich achtundzwanzigmal geniest."
Als Elvire ihren Tobsuchtsanfall niedergerungen hatte, war Alexander schon wieder völlig in seinem Buch versunken.

Dirks Paulun

„Da umfaßte er sie wild und zwang sie nieder unter glühenden Küssen — hörst du?" — „Kunststück! Der hat sich seine Socken sicher nicht selbst flicken müssen!"

SCHNEE

Von Georg Britting

Erst kamen sie spärlich geflittert von oben,
wenige nur,
als wollten fast ängstlich die Tragkraft sie proben
der Lüfte für ihre silberne Spur.
Dann wurden es viele und mehr,
die sich drängten und drehten und schoben
über die Dächer her.

Erst waren es kleine, zierliche Dinger,
dann wurden sie fingerbreit, daumenbreit, größer noch,
und war in der Leere
des Himmels Gehetz und Gehatz
und jagten einander, als wäre
da unten nicht reichlich für alle Platz.

Wenn ein Wind stieß dazwischen, wild blasend,
so schäumten in weißlichen Strudeln sie auf,
und stiegen wie rasend und bäumten
hinan zu dem Turmknauf,
und man konnte glauben, daß Tauben
sich schwängen hinauf.

Aber sie konnten da oben verweilend nicht bleiben,
nur einmal herum in der Runde gelang es
den kühnsten nur knapp.
Dann zwang es
sie abwärts zu fahren,
und ließen sich treiben in Scharen
flügelgelähmten Geflattres hinab
in die Tiefe, wo die andern Gestürzten schon waren.

Ein Vorhang wehte dann nur mehr, weiß wallend,
gewoben vom Himmel zur Erd, ohn' Anfang
und Ende, sich immer erneuernd. Schwer hallend
schwang da die Glocke im Turm.
Und strahlend
fuhr aufwärts der Töne
heilig Gedröhne
im silbernen Schneesturm.

Herr Julian Schröck

Von Bernhard Lebrowski.

Die beiden Freunde, Friedrich und Alexander, sitzen im Café. Es ist ein Winternachmittag. Sie sprechen, wie immer, über die Erlebnisse des Tages.

„Übrigens", sagt Friedrich, „war Gunnar Lehsten heute bei mir im Büro, um sich zwanzig Mark von mir zu leihen. Er war in großer Verlegenheit, glücklicherweise konnte ich ihm helfen."

„Hm", meint Alexander nachdenklich. „Ich kann es nicht verstehen, daß Gunnar nicht auf einen grünen Zweig kommt. Ein Mann von seinen Graden! Gunnar Lehsten, der erfolgreiche Dichter, geschätzt und anerkannt bei Zeitungen und Verlagen, fleißig, ständig an der Arbeit — und doch immer in Verlegenheiten. Ich verstehe es nicht."

„Das ist nicht schwer zu verstehen. Er kann sich nicht verkaufen, er macht törichte Verträge, läßt sich übervorteilen und außerdem versteht er es nicht, zu wirtschaften. Das alles müßte ein anderer für ihn tun, so daß er nur ganz seiner Arbeit leben könnte — er müßte einen Manager haben!"

„Dann soll er sich doch einen Manager suchen."

„So einfach ist das nicht", sagt Friedrich. „Das müßte ein ganz besonderer Kerl sein, dieser Manager. Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Aber ich sehe keine Möglichkeit, einen geeigneten Menschen zu finden. Ja, ich glaube, man müßte ihn geradezu erfinden."

„Ha!" lacht Alexander. „Dann soll Gunnar sich doch einen Manager erfinden! Wozu ist er ein Dichter?"

„Rede doch keinen Unsinn, Alexander!"

Alexander ist auf einmal nachdenklich geworden. „Du, das könnte eine gespenstische Geschichte sein", sagt er langsam. „Eine ganz gespenstische Geschichte."

„Wie denn das?"

„Also, stell dir einmal vor — aber halt! Sieht Gunnar denn ein, daß er einen Manager braucht?"

„Ja, das weiß er so gut wie du und ich."

„Also, dann stell dir einmal vor: der Dichter sitzt an seinem Schreibtisch, wieder einmal ohne einen Pfennig in der Tasche und sinnt über seine Lage nach. Er braucht einen Manager, um endlich auf den grünen Zweig, um endlich zu den Früchten seiner fleißigen, guten Arbeit zu kommen. Er denkt und denkt und plötzlich — wie das nun einmal bei den Dichtern ist — fängt er an zu dichten, zu phantasieren. Die Feder läuft über das Papier, es gibt kein Halten mehr."

„Und?" lächelt Friedrich.

„Er gibt seinem Wunschbild Form und Gestalt. Er erfindet sich seinen Manager. Zuerst das Äußere. Er ist groß, elegant gekleidet, mit einer wunderbaren Perle im Schlips. Er hat ein bezwingend sicheres, sieghaftes Auftreten. Ein unbeirrbar strahlendes Lächeln liegt über seinem Gesicht. Aber in seinen Augen, die sind wie Basiliskenaugen, schillert eine unerbittliche kalte Brutalität. Es ist ein Mann, der über Leichen geht, um zum Erfolg zu gelangen. Deshalb hat sein strahlendes Lächeln etwas Niederschmetterndes, Einschüchterndes. Jeder spürt das."

„Ja, so müßte er sein!" ruft Friedrich.

„Siehst du. Gunnar erdichtet sich diesen Manager. Er heißt Julian Schröck. Er wird so lebendig in Gunnars Einbildung, daß er anfängt, mit ihm zu reden. ‚Herr Schröck', sagt er, ‚ich brauche unbedingt wieder Geld.'

‚Kleinigkeit', sagt Herr Schröck. ‚Haben Sie die ersten fünfzig Seiten von Ihrem neuen Roman fertig? Aha. Geben Sie her! Heute nachmittag bringe ich Ihnen Geld.'

‚Woher denn?' staunt Gunnar.

‚Von unserem lieben Generaldirektor Harker.'

‚Aber', wendet Gunnar zaghaft ein, ‚bei Harker sind wir doch noch im Vorschuß.'

‚Haha', lacht Schröck — es klingt schneidend, erschreckend, furchtbar, ‚haha!'

Eine Viertelstunde später steigt Herr Julian Schröck aus seiner herrlichen Limousine und betritt durch die spiegelnde Drehtür das große Verlagshaus. Der livrierte Portier sinkt wie geblendet in eine Verbeugung und blickt scheu hinter Julian her, der mit federnden Schritten zum Fahrstuhl geht. Schröck tritt mit einem fröhlichen Gruß in das Sekretariatszimmer des Generaldirektors und will geradenwegs in das Allerheiligste eindringen. Die beiden blonden Sekretärinnen werfen sich ihm entsetzt in den Weg. ‚Herr Generaldirektor hat eine wichtige, vertrauliche Konferenz', wispern sie.

Herr Julian Schröck lacht sein vernichtendes Lachen. Er schiebt die Sekretärinnen mit einer an nackte Gewalt grenzenden Liebenswürdigkeit beiseite, die eine nach rechts, die andere nach links, und tritt geräuschvoll in das Zimmer des Generaldirektors. Der Generaldirektor ist natürlich mutterseelenallein und spielt mit Papierschnitzeln, die er auf der blanken Schreibtischplatte zu wechselnden Figuren zusammensetzt. Nicht die leiseste Spur von einer Konferenz.

‚Ich habe nicht viel Zeit', sagt Herr Julian Schröck stürmisch und bläst herzlos die kunstvolle Figur aus Papierschnitzeln durcheinander, ‚ich habe nicht viel Zeit, ich muß gleich wieder weiter. Was zahlen Sie für einen Vorschuß, wenn Sie den neuen Roman von Gunnar Lehsten bekommen?'

Der Generaldirektor macht ein weinerliches Gesicht. Er hat sich sehr erschreckt. Er liebt es nicht, wenn man ihn so geradezu fragt. Das macht ihn so verwirrt wie jeden anderen Generaldirektor auch.

Herr Julian Schröck kümmert sich nicht darum. Er blinzelt mit den Basiliskenaugen und meint teilnahmsvoll: ‚Haben Sie sich erschreckt, lieber Herr Harker? Es ist nicht so schlimm. Ich weiß ja, daß die finanzielle Lage Ihres Verlages sehr traurig ist, wirklich sehr traurig.'

‚Erlauben Sie', wehrt sich der Generaldirektor.

‚Doch, doch', sagt Schröck, ‚die Lage Ihres Hauses ist miserabel. Wir haben uns schon überlegt, ob wir Ihnen unser neues Werk überhaupt anvertrauen können.'

Der Generaldirektor macht ein bockiges Gesicht. ‚Zehntausend Vorschuß!' sagt er wütend.

Herr Julian Schröck richtet sich mit allen Anzeichen peinlichen Erstaunens in seinem Sessel auf. Er starrt dem Generaldirektor ins Gesicht, dann bricht er in ein fürchterliches Gelächter aus, in ein böses, vernichtendes Gelächter. ‚Sie kennen mich lange genug, um zu wissen, daß ich Spaß verstehe, aber das geht denn doch über die Hutschnur. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie wirklich so schlecht stehen, hätte ich mir den Weg hierher erspart. Zehntausend Mark, haha! Als Vorschuß für einen Gunnar Lehsten! Mir scheint, wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr Harker'."

„Donnerwetter", sagt Friedrich, „wie er mit dem Generaldirektor umspringt, der Schröck. Was wurde denn nun?"

„Es kam, wie es kommen mußte", fährt Alexander in seiner Erzählung fort. „Es dauerte keine Viertelstunde, bis Herr Julian Schröck mit einem Scheck über zwanzigtausend Mark das Zimmer des Generaldirektors verließ."

„Und was sagte Gunnar dazu?"

„Tja, das ist nun das Schlimme an der Geschichte, daß sie kein happy end hat. Als Gunnar bis hierhin gedichtet hatte, bis zu dem Augenblick, wo der wunderbare Manager Herr Julian Schröck mit dem Scheck über zwanzigtausend Mark wieder zu ihm ins Zimmer trat — da merkte er plötzlich, daß es alles nur Dichtung war, Tagtraum, Wunschtraum." — „Und da?"

„Und da packte ihn die kalte Wut. Er ließ Herrn Julian Schröck just in dem Augenblick, als er die Schwelle des Sekretariats überschritt, über einer Bananenschale — Gott weiß, wie sie dahin kam — ausgleiten und sich grausam zu Tode stürzen. Der Generaldirektor aber springt entsetzt aus seinem Schreibtischsessel und verwickelt sich so heillos in die Telefonschnur, daß er sich damit erdrosselt."

„Und was war damit geholfen?"

„Im Grunde genommen", sagt Alexander, „gar nichts. Gunnar Lehsten saß nach wie vor an seinem Schreibtisch und war nach wie vor ein armer Mann, dem nur durch einen geschickten Manager zu helfen ist. Aber es erfüllt ihn von Stund an eine erhabene Heiterkeit."

„Das ist immerhin etwas", sagt Friedrich lächelnd. Aber der gute Alexander macht ein ernstes Gesicht: „Das ist alles, lieber Friedrich, alles!"

Am Übungshügel

(K. Heiligenstaedt)



„Mit allem Drum und Dran gefällt mir das Skilaufen ausgezeichnet!“
„Na, fürs Drum und Dran ist's meistens doch zu kalt!“

Vor dem Auftritt

(P. Scheurich)



„Ich begreife das Getu' nicht, das man wegen der Lilly macht! Schöne Beine sind doch keine Kunst!" — „Das nicht, aber allgemeinverständlich!"

Unbeirrbare Liebe

In die Anzeigen-Annahmestelle einer Provinzzeitung kam ein zages dürres Männlein und bat um einen Rat. Seine Frau war ihm durchgebrannt. Und er wollte ihr nun einen zarten, lockenden Wink zukommen lassen, daß er trotz dem Vorgefallenen zur Verzeihung bereit sei und gern alle Schritte unternehmen möchte, durch die ihr Fehltritt vor den Nachbarn und Freunden verheimlicht oder als harmlos hingestellt werden könnte. Man riet ihm von einer Anzeige ab, da durch sie gerade die Neugierde der Mitmenschen auf ihn und seine Ehe gezogen würde. Aber er blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß und setzte schließlich selbst folgende Anzeige auf:

„Achtung, Emmi!

Der Ehemann, dem man an einem Donnerstag ein tiefes Loch in den Kopf hinter dem linken Ohr schlug, wovon er aus Liebe die Nachbarn nichts merken ließ, möchte die abgegangene Frau, die wissen muß, wer gemeint ist, benachrichtigen, daß er ihr einen Wink geben könnte, wie sie, wenn der andere von ihr genug hat, zu ihm in Liebe zurückkehren kann, ohne daß die Leute merken, daß sie von ihm weg war und der andere sie hat sitzen lassen. Gefl. Antwort unter Ziffer ..."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37. 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80. Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Zur Fuchswoche

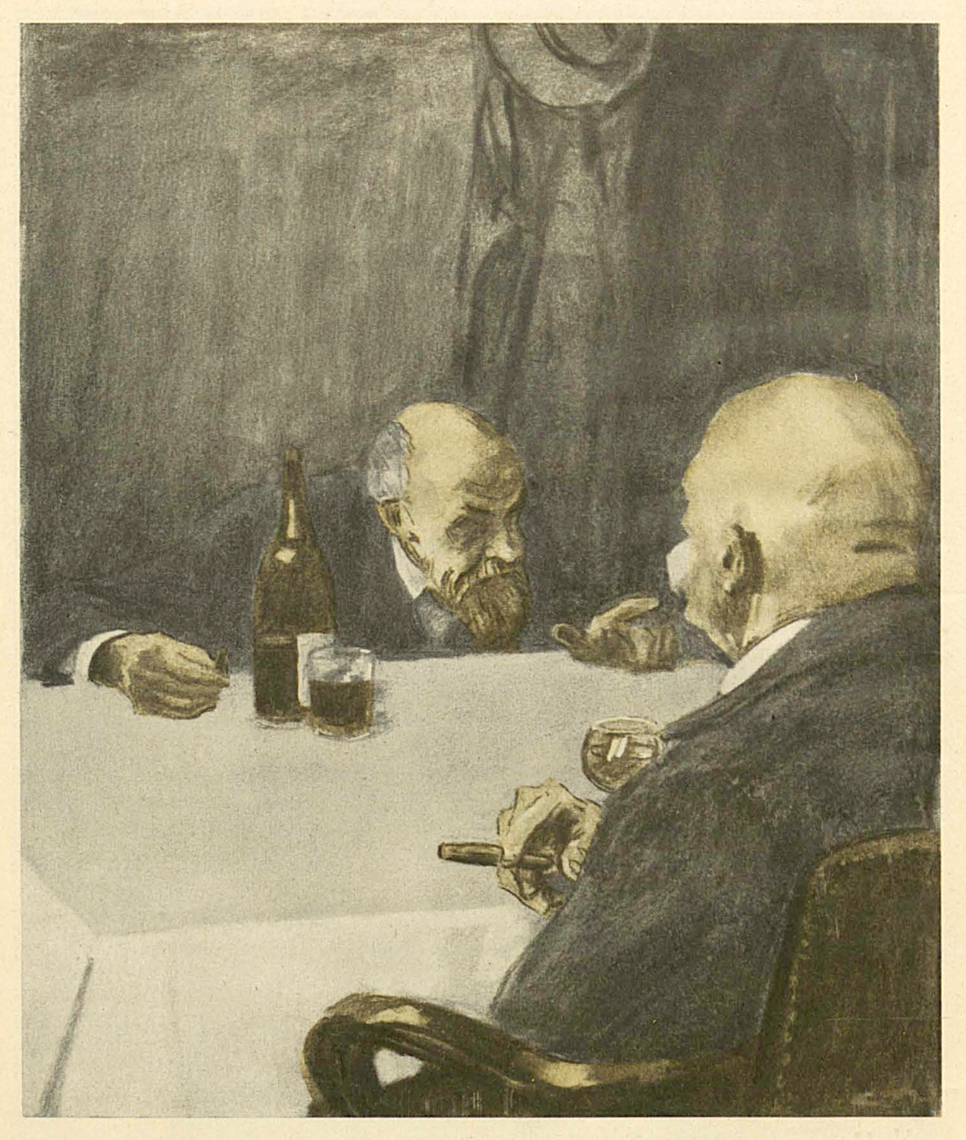
(K. Arnold)



„Wie gut doch die Menschen sind, daß sie uns endlich von dem bösen Reineke erlösen! Nun wollen wir aber auch unseren ganzen Ehrgeiz dareinsetzen, recht schöne Martinsgänse zu werden!“

Die Zukünftige

(E. Thöny)



„Weißt, lieber Freund, wenn du die nächste Woche heiraten willst, solltest halt jetzt das viele Saufen lassen, sonst wird's nix mit den Freuden der Ehe . . ." — „Freuden der Ehe? Das hätt' mir noch g'fehlt bei meinem Rheuma!"

München, 23. Januar 1938
43. Jahrgang / Nummer 3

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Hotel-Wintersport

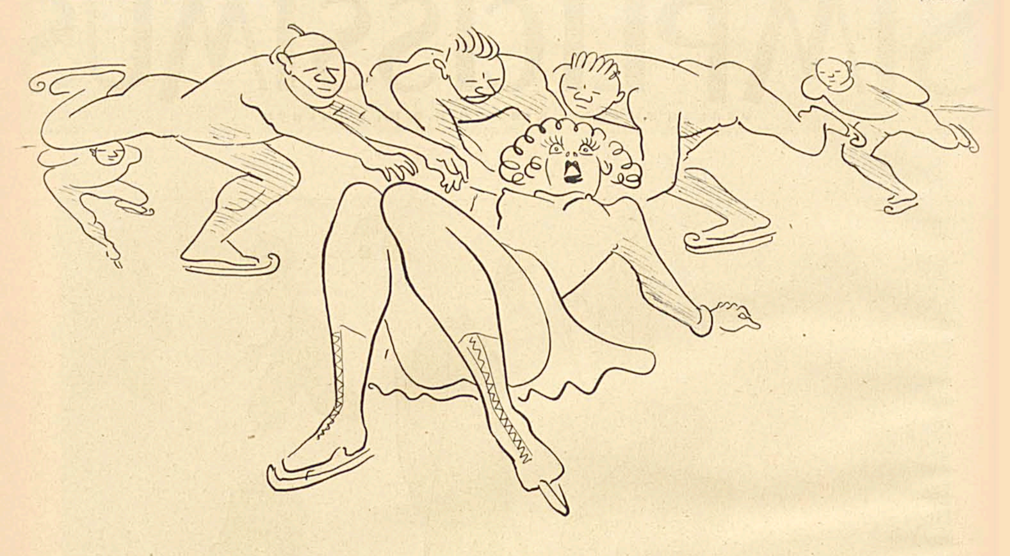
(K. Arnold)



„Ja, wenn du dich so hinstellst, Fredi, und mit der Zigarette, dann glaubt uns niemand daheim die Lawinengefahr!“

Nächstenliebe

(Fr. Bilek)



DAS ABENDKLEID / VON WALTER FOITZICK

Eines Tages im Winter taucht das Abendkleid am Horizont auf. Zuerst ist es noch nicht wirklich da, sondern nur als platonische Idee, allerdings als platonische Idee mit sehr realem Hintergrund. Da sagt Anny zu Hermann: „Ich muß mir ein neues Abendkleid machen lassen." Hermann liest währenddessen die Zeitung und ohne den Blick von den Wirrnissen der englischen Politik im vorderen Orient zu erheben, sagt er nur „so".
Sehr ermunternd ist diese Antwort nicht, aber sie schneidet auch nicht gerade den Weg in die Zukunft, in eine festesfreudige Zukunft, ab. Schließlich hat Hermann doch ein Interesse daran, daß seine Frau gut aussieht und womöglich in die Gruppe „Elegante Erscheinung" eingereiht wird. Im Grunde genommen bedeutet das „so", er habe nichts Wesentliches dagegen einzuwenden. Tun wir dem Mann, dem Hermann, nicht unrecht. Er hat Geschmack, man kann sogar sagen, er versteht etwas davon, ob eine Frau gut angezogen ist oder sehr gut, oder ob sie nur angezogen ist, und doch passiert es ihm immer wieder, daß er zu seiner Frau sagt: „Du, das neue Kleid ist aber sehr nett", worauf Anny ihm erklärt, daß dies gar kein neues Kleid sei, sondern ein altes von vor drei Jahren und nur mit einem neuen Krägelchen. Oder auch so kann es kommen, daß er zu Anny sagt: „Heute abend hättest du eigentlich mal etwas anderes anziehen können als immer das Blaue mit dem gelben Westchen." Es ist eine Katastrophe, denn gerade dieses Kleid ist ja das Neue. Im Drange der Geschäfte und der Ehe ist ihm das nur nicht aufgefallen.
Was jetzt Frau Anny sagt, könnte in Gummistempeln geschnitten werden oder vorgedruckt wie Neujahrskarten in jedem besseren Papiergeschäft zu haben sein. Es heißt nämlich: „Bei anderen Frauen merkst du sofort, wenn sie etwas Neues anhaben, bei mir fällt es dir überhaupt nicht auf."
„Na, erlaube mal", antwortet Hermann darauf, „erst neulich ist mir dein neuer Hut sofort aufgefallen."
„Jawohl, und du hast Witze über ihn gemacht. Bei mir gefällt dir überhaupt nichts!"
Wir wollen uns nicht weiter in dieses Gespräch einmischen. Es wird sehr häufig geführt und gehört zum geistigen Besitz aller bekleideten Rassen und Völker. Wir wollten ja nur vom Abendkleid sprechen.
Als Hermann gerade die Höhen der Politik verläßt und sich schon in den Niederungen des lokalen Teils aufhält, so ungefähr in der Gegend der Verkehrsunfälle und des Glatteises, versucht Anny mit Energie ihr Abendkleid zu landen. Sie fragt Hermann: „Was würdest du von schwarzer Lackseide denken?" Hermann hat in seinem Leben schon an vieles gedacht, er kann sich aber nicht entsinnen, jemals an schwarze Lackseide gedacht zu haben.
„Natürlich nur als Unterkleid", erklärt Anny weiter. „Versteht sich, versteht sich", ruft Hermann, um lebhaftestes Interesse zu bezeugen, wobei er schon mitten bei den Abbruchsarbeiten in der Altstadt ist.
„Darüber kommt dann ein Tüllüberkleid."
Und Hermanns Stimme tönt aus der Zeitung: „Ist ja klar, sonst könnte man die Lackseide darunter nicht sehen und du könntest an ihrer Stelle ja auch Barchent genommen haben.
„Bitte, Hermann, mach doch keine Witze. Auf den Tüll dachte ich mir große Ornamente aus Lackseide appliziert ..."
„Was, noch eine Schicht darüber, wird das nicht zu warm?" Damit faltet Hermann aus dem Anzeigenteil hervortauchend die Zeitung zusammen. Anny fragt ihn noch, ob er sich das Kleid vorstellen könne. Hermann kann es sich nicht vorstellen, soviel auf einmal kann er sich überhaupt nicht vorstellen: Tüll und Lackseide und Appliziertes. Was applizieren ist, weiß er sowieso nicht. Er hat halt keine Phantasie oder zuviel Phantasie, er muß immer an eine in zahlreiche Stofflagen gehüllte ägyptische Mumie denken. Aber das sagt er nicht. Eins aber steht ihm klar vor Augen, daß zu einem Abendkleid auch Abende gehören, und wenn ein Abendkleid aus mehreren Schichten besteht, muß man ihm die richtige Umgebung bieten, mit mehreren Schichten, das kann das Kleid verlangen. So ein Abendkleid scheut keine Mühen und Kosten.

Wenn eine Fliege den Plafond beschmitzt

Von Wilhelm Pleyer

Wenn eine Fliege den Plafond beschmitzt,
fällt faktisch etwas kerzengrad nach oben;
es wird nicht etwa nur so hingespritzt,
Vielmehr scheint hier die Schwerkraft aufgehoben.

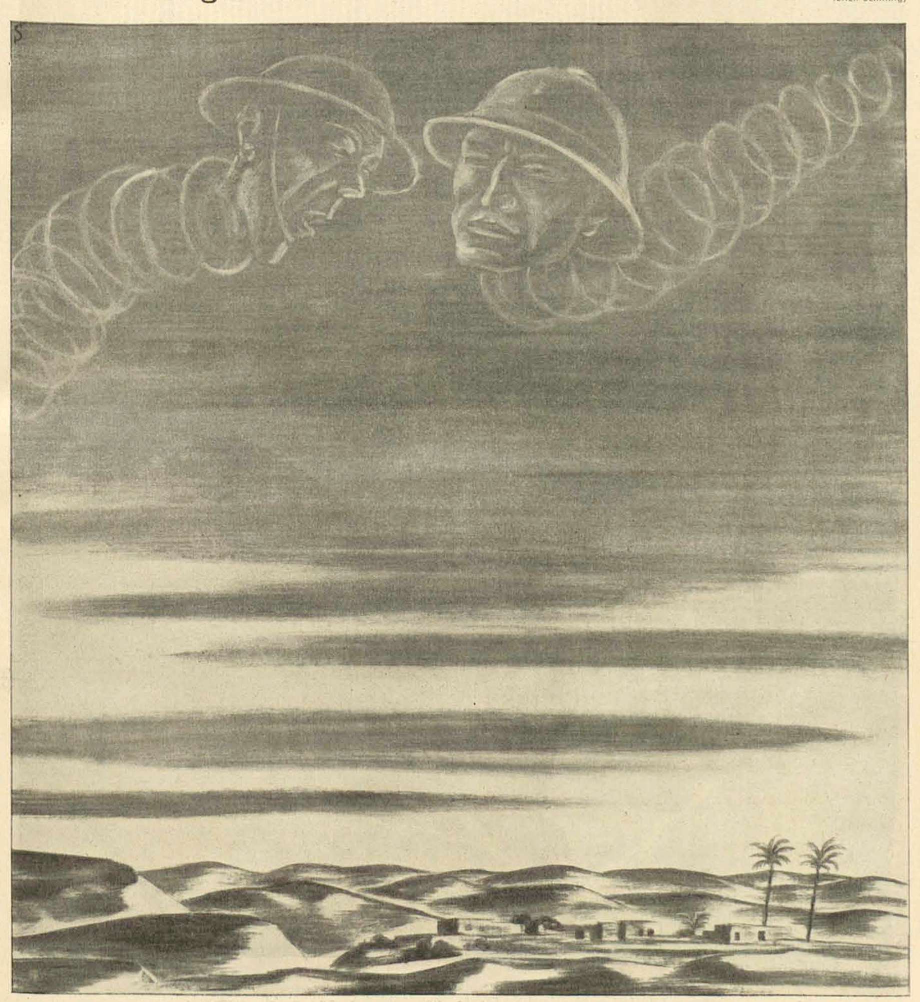
Oft sah ich solcher Übung zu und sann:
Wie dieses Gottesgeschöpflein das wohl macht? —
Nun weiß ich es, ein grau erfahrner Mann:
Die beste Technik hat die Niedertracht.

Unsere Letzte hieß Marie

Sie war ganz brauchbar und leistete meiner Frau nützliche Hilfe in Küche und Haushalt. Einen großen Fehler aber hatte Mariechen: sie hatte eine gar zu große Hinneigung zum männlichen Geschlecht — was nicht immer gut tut. — Eines Abends fehlte Mariechen in der Küche, wo sie dringend benötigt wurde. Meine Frau fand sie in ihrer Kammer in gänzlich verheultem Zustand auf dem Bett sitzen. Es war die alte Geschichte: Mariechen hatte einen Mann kennen gelernt und hatte nunmehr Anlaß, zu glauben, daß der Verkehr mit jenem Manne nicht wünschenswerte Folgen nach sich gezogen hatte. Meine Frau unterließ es, dem Fait accompli gegenüber, Mariechen Vorwürfe zu machen und fragte sie nur, wie denn der Mann heiße und wo er wohne. Worauf Mariechen unter neuen Tränenströmen die klassische Antwort gab: „Das weiß ich eben nicht, es war ja im Mai!"

Englisch-italienischer Radiozwist

(Erich Schilling)



„Ich fürchte nur, Herr Kollege, daß wir uns um so weniger verstehen werden, je mehr wir arabisch miteinander sprechen!"

Nach Jahr und Tag

(E. Thöny)



„Wenn ich 's so bedenke, Berta, versteh' ich gar nicht, was wir früher machten, bevor wir die Leselampen bekommen haben . . ."

Der letzte Mann vom „Albatros“

Von Willfried Tollhaus

Es ist wahr, daß es einige Dunkelheiten im Leben des Helden dieser Geschichte gibt. Aber da er im Grunde ein Kerl ist, den man gern haben muß, soll davon hier nur in sanften Tönen die Rede sein. Auch muß alles Tatsächliche etwas überschleiert werden, damit seine schwer verdiente Ruhe nicht gestört wird. Immerhin sei gesagt, daß er eigentlich Adolf (sprich: Adje) Scholl heißt und aus Hamburg stammt, wenn auch der Schauplatz seines jetzigen Lebens ein gut angewärmtes Meer ist, das nicht bezeichnet werden wird.
In diesen paradiesischen Gefilden ist vor fünfzehn Jahren der Hamburger Segler „Albatros“ (Kapitän Iversen) angeblich mit Mann und Maus untergegangen.
Als zwei Tage nach der Katastrophe die Fischer von Malito — was man auf keinem Atlas finden wird, das aber in einer wunderschönen felsigen Bucht liegt — ihre Netze einholen wollten, trieb auf zusammengebundenen Planken ein rundliches Etwas auf sie zu, das einem Menschen ähnlich sah. Es war Adje. Er konnte noch sagen, er sei der letzte Mann vom „Albatros“, dann fiel er in eine Art von Betäubung und kam erst zu sich, als er an Land gebracht wurde und das Haus des größten Weinhändlers von Malito am Strand wahrnahm. Er deutete mit dem stattlichen Zeigefinger darauf und wurde dorthin getragen.
Dieser Weinhändler hieß Amari. Er war schon alt, hatte mancherlei Sünden zu bereuen und fand, daß ihm dazu Gelegenheit gegeben sei, wenn er einen Schiffbrüchigen aufnahm. So kam Adje zunächst zu einem trockenen Hemd, einem guten Bett, und als er sich etwas erholt hatte, auch zu einem stattlichen Schlaftrunk, der ihn bis zum Mittagessen außer Gefecht setzte. Dann erhob er sich, zeigte seine Papiere vor, die er in einem Wachstuchsäckchen auf der Brust hatte und erwies sich als Adolf Scholl, Seemann aus Hamburg. Er bat sich hierauf mit feierlicher Miene eine Zeitung mit dem Bericht über die Albatros-Katastrophe aus und deutete auf den gleichlautenden Namen des Zweiten Steuermanns. Damit war er für Malito völlig legitimiert.
Die Einwohner fanden sich abends in hellen Haufen im Ausschank von Amari ein, um den Geretteten zu sehen und erzählen zu hören. Seine Geschichten waren salzig und förderten den Durst. Wie dann der Wirt selbst nicht alle Gläser voll halten konnte, nahm Adje, als habe er nie etwas anderes getan, seine Kellnerarbeit auf, rechnete brav ab und erwies sich als eine höchst brauchbare Aquisition für Amaris etwas primitiven Wirtschaftsbetrieb.
Der Einfachheit wegen nannte man ihn Mr. Albatros und erwies ihm alle Ehrbezeigungen, die einem großen Seemann gebühren. Da er ungeheuer viel auf seinen abenteuerlichen Fahrten erlebt haben wollte, ging der Unterhaltungsstoff nicht aus. (Eine seiner köstlichen Geschichten war die von dem amerikanischen Schuhfabrikanten, der mit einem Schiff nur linke und mit dem andern Schiff nur rechte Schuhe verschickte, damit die Mannschaft nicht zu neuen Stiefeln kam. Selbstverständlich hat ihn Adje hereingelegt. Davon ein andermal.) Bald schloß der alte Amari einen festen Vertrag mit Mr. Albatros, und nach etwa einem halben Jahr trat er ihm gegen eine nach dem Umsatz berechnete Pacht seinen Ausschank ab. So entstand das Wirtshaus zum „Albatros“ in Malito.
Bald genügte der einfache Schenkenbetrieb Adje nicht mehr. Er mietete ein etwas baufälliges Nachbarhäuschen, renovierte es persönlich, ließ sich vom Ortspfarrer alte Bettstellen aus einem seit langem eingegangenen Altersheim geben, kaufte die allernotwendigsten Einrichtungsgegenstände und machte mit kirchlichem Segen ein „Hospiz“ auf, das zunächst nur für arme Wandersleute bestimmt war. Adje kochte selbst, reinigte die Stuben mit Hilfe der Übernachtenden und hatte sein Auskommen dabei. Der Ruf seines Hauses brachte ihm auch deutsche und österreichische Reisende, die der Meinung waren, mit ausländischem Geld, das sich wie Syrup unendlich weit auseinanderziehen lasse, könnte man in diesem angenehmen Lande zehnmal so weit kommen als in der Heimat. Die Sachsen herrschten bald vor. Adje fand, daß er keine Wohlfahrtseinrichtung sei und richtete „Pensionszimmer“ ein, für die er einen angemessenen, aber doch noch recht billigen Preis forderte.
So gingen die Jahre hin. Mr. Albatros wurde zuerst ein angesehener Bürger von Malito, dann ein beneideter Mann. Es gab jetzt Leute, die behaupteten, er sei nie zur See gefahren und wäre auch nicht der Steuermann vom „Albatros“. Vielmehr habe er sich an der Küste herumgetrieben. Die Balken, auf denen er sich angeblich gerettet hatte, seien am Land von einem Neubau gestohlen gewesen. Von Schiffahrt verstände er nichts. Er könne Steuerbord von Backbord nicht unterscheiden. Adje wäre dies Gerede gleichgültig gewesen, wenn er nicht eines seiner schönen Augen auf die Tochter des reichsten Ölhändlers Perato geworfen hätte. Der Ölhändler aber war mißtrauisch gemacht worden und verweigerte Rita — so hieß die ölige Jungfrau — seinen Segen.
Dies ist die Zeit, in der Adje leidend wurde. Vielleicht aus unglücklicher Liebe. Er behauptet, ein umgekippter Apotheker, den er auf der Landstraße angetroffen hatte, habe ihn untersucht und achtzig Prozent Zucker festgestellt. Er verordnete sich darum, viel Salzfleisch zu essen. Das Gewicht des Patienten nahm sehr zu. Aber der Zucker ging nach Aussage seines Medizinmannes auf fünfundzwanzig Prozent zurück. Die Hälfte genügt, um einen Riesen tot zu machen. Aber Adje schrieb sich bei diesem Prozentsatz e. v. (eheverwendungsfähig).
Und nun geschah das Ungeheuerliche. An einem schönen Oktoberabend hielt ein Pferdewägelchen vor dem Gasthaus „Zum Albatros“, das von der drei Stunden entfernten Eisenbahnstation kam. Ein schwerer, blauer Mann mit einem wundervollen Rotweingesicht stieg aus, nahm durch die auf der Straße sitzenden Gäste Kurs auf Adje, den er sofort als den Wirt erkannte, ließ zwei Reihen gelblicher Hauer aufblitzen und sagte in Hamburger Platt: „Ik bün Käppen Iversen von ‚Albatros‘. Ik söck min Stüermann Adje Scholl.“
Einen Augenblick lang sah Adje sehr dumm aus, dann faßte er sich ein Herz und antwortete: „Adje Scholl bün ik.“
Nun visierte ihn Käppen Iversen nicht gerade wohlwollend an und knurrte: „Junge, wat hest du di verännert! Dunntomalen weerst du halv so groot. Dat kummt dar von, wenn man von de Doden wedder opsteit.“
Den Wortlaut dieser Begrüßung verstanden auch zwei anwesende Sachsen nicht. Sie fühlten nur, daß etwas Dramatisches vor sich ging.
Adje hatte jetzt ein sehr ernstes Gesicht. Er hielt den Blick des Käppen aus und erwiderte: „Dor gifft dat nix to lachen, Käppen. Is lichter to, en armen Kerl dood to kriegen as wedder lebennig.“
Als Iversen das Platt hörte, wurde er milder.
„Mag woll sien“, sagte er.
Und jetzt kam es Adje vor, als ob nun wieder eine Chance für ihn wäre.
„Kaamt Se rin, Käppen. Wat wi beiden to snacken hebbt, geit nüms wat an“, fuhr er fort.
Und Käppen Iversen nickt und folgt ihm ins Haus.
Unter den Gästen entstand eine ungeheure Aufregung. Zwei Parteien bildeten sich. Nun würde es sich ja zeigen, ob Mr. Albatros ein Schwindler sei oder nicht. Von dem Gespräch zwischen dem Käppen und ihm war nichts zu erlauschen. Die beiden saßen hinter verschlossener Tür. Es hörte sich zuerst an, als ob es etwas laut zuginge. Dann wurde es ruhiger und schließlich kam Adje heraus und holte mit hochrotem Kopf den besten Wein, den er selbst nur an hohen Festtagen trank. Hierauf verging wohl eine gute halbe Stunde. Der Mond hing jetzt am Sternenhimmel, als ob er eigentlich nur eine Beleuchtungseinrichtung für den kleinen Platz vor dem Gasthaus zum Albatros sei, den Adje mit Stühlen und Tischen besetzt hatte. Angelo, der Adjutant des Hausherrn, der aber kein Engel war und sich gern verrechnete, hatte alle Hände voll zu tun. Die Köpfe der Malitoner kochten wie Glühwein.
Es wurde totenstill — was in Malito, wo jeder von morgens bis abends schreit, so sehr er kann, viel heißen will —, als der Käppen und Adje sichtbar wurden.
Sollte man es glauben, sie kamen Arm in Arm heraus und hatten sehr freundliche Gesichter.
Iversen sah nach der Bucht hinaus und sagte zu Adje: „Min Jung, dor hest du je 'n bannige Fahrt hatt, bet du hier den Kroog in de Finger kreegst.“
Adje nickt und schüttelt „seinem Käppen“ in aller Öffentlichkeit die Hand. Worauf er dem Kutscher sagt, er solle ausspannen und die Nacht hier bleiben, der Käppen führe erst morgen zurück. Dann wendet er sich an seine Gäste und gibt bekannt, daß er aus Freude über das Wiedersehen mit seinem alten Käppen, der, Gott sei Dank, nach dem Wegsacken des „Albatros“ mit seinem Boot nach sieben Tagen gerettet worden sei, die Anwesenden einlade, auf das Wohl aller christlichen Seeleute und in Sonderheit das der Geretteten vom „Albatros“ zu trinken. Dies geschah denn auch so bereitwillig und geräuschvoll, daß bald ganz Malito beieinander war. Der Käppen und sein „Stüermann“ saßen wie Könige unter dem Volk und ließen sich huldigen. Es wurde gesungen, Gitarre und Mandoline gespielt, wozu ein Eingeborener den Baß auf einem tönernen Krug blies. Man fing zu tanzen an. Und auf einmal waren auch Rita und Papa Perato da. Adje winkte ihnen mit wässrigen Augen zu. Für rhetorische Glanzleistungen war er jetzt nicht disponiert.
Am nächsten Morgen hielt Käppen Iversen, ehe er abfuhr, um sein Schiff im nächsten Hafen wieder zu erreichen, an Adje im Kreise der Honoratioren von Malito, die hofften, das Feiern ginge weiter, eine kleine Rede, in der er sagte: „Gottes Wege sind wunderbar, sä uns Paster. Mannigmal mutt 'n Misch ok lügen. Wenn dat nüms weh deit — denn is't woll nich slimm. Mannigeen kann 'n anständigen Kerl bliven dar bi — mannigeen. Tjä, as uns Paster säd: Gottes Wege sind wunderbar. Und Pannkokens sünd rund. Un Hamburgers möt tosamen holln.“
Händeschütteln. Schulterklopfen. Einsteigen, wobei der Einspänner hohen Seegang hat. Dann stürmische Ovation von Malito für Käppen Iversen und Abfahrt unter Winken und Gebrüll.
Mr. Albatros steht wie benommen. „Kiek mol wedder in“ ist das einzige, was er herausbringt. Ehe aber der blaue Berg mit roter Kuppe, unter dem der kleine Wagen fast zusammenzubrechen droht, außer Sicht kommt, erwacht Adje zu neuem Leben. Er legt die Hände an den Mund und ruft langgezogen durchs Tal: „Hummel! Hummel!“
Und es klingt zurück wie das Brummen der Sirene eines ganz dicken Dampfers: „Mooors!“
Darüber, was das heißen soll, hat ein Sachse die Malitoner aufgeklärt. Es hatte zu bedeuten, der Käppen würde morsen, wenn er wieder käme. Adje aber kam sich vor wie einer, der zum zweitenmal in Malito nach schwerem Sturm angetrieben ist. Er atmete ein paar Mal tief auf und nahm Kurs auf das Haus von Ritas Vater. Da er noch in plattdeutschem Schwung war, machte er nicht viel Worte, als er den künftigen Schwiegervater zu fassen hatte. Er sagte einfach: „Her mit de Deern!“ und wurde verstanden. Mit Platt kommt man überall längs.

Winterherz

Von Wilhelm Schussen

So ein Häuslein unterm Winterdach,
o, was ist darin nicht alles wach!
Glut und Flamme, Lust und Pein
schließen diese Dächer ein.

Aus der Herdglut steiget Rauch,
und in deiner Hülle auch
drängst und drängst du höhenwärts
wie der Rauch ins Licht, mein Herz!

Was der Schnee bedeckt

Von Anton Schnack

Die Felder im Geviert,
Den Weg, der sich ins Abendrot verliert
Und dann und wann an Wasserstellen friert.

Die Scheunendächer, schwarz und alt,
Des Wasserspeiers fletschende Gestalt;
Es kommt das Eis hinzu und macht ihn kalt.

Den Telegrafendraht,
Den Holzstoß und die Wintersaat,
Das Storchennest auf Turm und Wagenrad.

Die Hecken und Geländer an der Schlucht,
Die Brunnenschale und die Mauerflucht,
Das Dickicht, von der Not des Hasen aufgesucht.

Das hohe Berggestein,
Das windzerrupfte Vogelnest im Buchenhain,
Der Zaun bricht unterm Schnee in sich hinein.

Die Maulwurfshügel sind nun zugeweht,
Der Bauernbildstock auch, umsungen vom Gebet,
Der Grenzpfahl, der am Kreuzweg steht.

Die sturmumfegte Rhön,
In Thüringen die holden Sagenhöh'n,
Die Spessartwälder, wild und märchenschön.

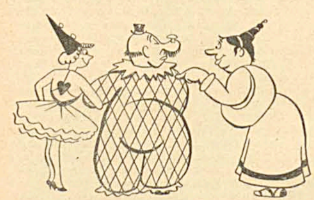
Das Straßenband im Land,
Die Bayerndörfer bis zum Fensterrand,
Den Kies der Flüsse und den Sand.

Die Schultern einer Gartengöttin aus barockem Jahr,
Der Mittelalterstädte kühne Giebelschar,
Das Strauchwerk hängt voll weißem Flockenhaar.

Den Ginsterhügel und den Veilchenhang,
Den Weg der Küssenden durch Duft und Vogelsang,
Das Grab des Mädchens, das der Liebende umschlang.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Holler ging mit Frau auf ein Kostümfest. Sie vereinbarten, daß sie sich gegenseitig nicht in die Quere kommen wollten — aber Frau Holler konnte es sich nicht verkneifen, sie eilte auf ihren Mann zu und fragte schelmisch-kokett: „Kennst du mich, Heinrich?" Da sagte Holler, zu allem entschlossen: „Heute nicht!"

Auf dem Flugplatz in unserer Nähe landet ein Aeroplan, der erste, den die kleine Hilde sieht, unser Enkelkind. Der Pilot steigt aus, Hilde reißt die Augen auf, starrt bald den großen Mann, bald das Flugzeug und den Himmel an, dann kommt sie atemlos zu mir: „Du, grade hat der Storch einen erwachsenen Herrn gebracht!"

Mischkat kam mit seinem sechsjährigen Sohn nach Berlin. Er ging auch in eine Gemäldeausstellung und stand da lange versunken vor einem Akt. Auch dem Sprößling schien das Bild zu gefallen; denn er sagte plötzlich ziemlich laut zu dem kunstgenießenden Papa: „Du, die is lecker, wat?"

Man spricht von „Ihm", von dem berühmten Sänger, dem Liebling der Frauen.
„Erinnern Sie sich noch an die Festvorstellung?" fragt einer der Herren, „das war ein Jubel! Wenn ich nicht irre, sang er den Don Juan."
„Und w i e er ihn sang!" schwärmt Frau Melanie, „er war betörend ... Nach der Vorstellung veranstalteten wir noch eine gemütliche Feier, zogen von einem Lokal ins andere und er mit uns ... Und als sich die Gesellschaft zerstreute, saß ich noch lange mit ihm allein in der Bar. Dieser Abend wird mir unvergeßlich bleiben."
„So gut haben Sie ihn gekannt, gnädige Frau?" rufen die Damen neiderfüllt, und irgend jemand fragt dazwischen:
„Wann war das eigentlich, daß er den Don Juan zum erstenmal sang? Soviel ich mich erinnere, muß es im Jahre 25 oder 26 gewesen sein."
„Was fällt Ihnen ein?" sagt Frau Melanie, „ein Augenblickerl ... Mein Töchterchen ist heute siebzehn Jahre alt — 1920 war's!"

Einer meiner Freunde, der sehr viel auf seine Familie hält, wird eines Tages von seiner Frau mit Tränen und dem Bericht empfangen, daß ihr kleiner Sohn sein noch kleineres Schwesterchen gefragt habe, ob er sie mal vollmachen solle und daß er der Frage alsbald die Tat habe folgen lassen.
Wenige Tage darauf besuchte der ob dieser Veranlagung seines Sohnes schwer geknickte Mann seine betagte Mutter, um sich dort Trost zu holen. Den bekam er auch. Die alte Dame hörte ihn still an. „Beruhige dich nur, mein Lieber", sagte sie dann, „du hast das als kleiner Junge mit deinem Schwesterchen genau so gemacht!"

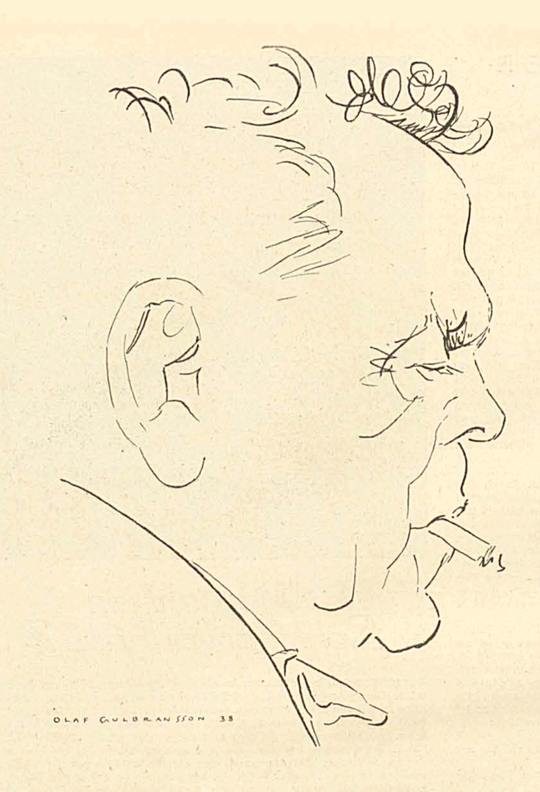
Meine Schwiegermutter war wieder einmal krank. Der Arzt stellte ein Rezept aus und legte uns ans Herz, die Pulver der Kranken ja genau nach Vorschrift zu geben. Wir mußten jedesmal einen Ringkampf mit ihr veranstalten, wenn wir streng nach Vorschrift verfahren wollten, so verzweifelt wehrte sie sich. Als wir die furchtbare Prozedur zum vierten Male gerade überstanden hatten und Schwiegermutter noch zähneklappernd und wimmernd in der Badewanne und bis an den Hals im Wasser lag, kam der Arzt.
„Sind Sie wahnsinnig geworden?" fuhr er uns an. „Warum stecken Sie die Kranke denn in die Badewanne? Wollen Sie sie ums Leben bringen?"
„Erlauben Sie mal", erwiderten wir entrüstet, „Sie haben doch selbst im Rezept geschrieben, daß das Pulver dreimal täglich im kalten Wasser genommen werden soll!"
Es war ein Mißverständnis. Die Pulver sollten in das Wasser getan werden.
Schwiegermutter lebt noch, gesünder denn je.

Vor mir auf der Straße gehen zwei Frauen, „Damen" in diesem Fall; denn Kleider machen Leute. Sie sind in regster Unterhaltung begriffen. Die eine erzählt von ihrem gestrigen Opernbesuch. Von dem Publikum im allgemeinen und von der Frau Boppsinger im besonderen. „D i e war wieder aufdraht beieinand'! Aber benehmen hat sie sich net können — die ganze Zeit hat's in ihrer Nas'n bohrt, das g'scherte Ding, und möcht immer was Besser's sein!" „Sehng S'", sagt die andre mit tiefer Befriedigung in der Stimme, „da zeigt sich eben die Büldung — unsaoans trauat si dös da drin ewig net!"

DER TÜRGUCKER

Von Erik-Zetterström

Der Fernsprecher, der Lautsprecher, das Flugzeug, der Tonfilm und das Auto sind alle zusammen ausgezeichnete Erfindungen. Aber keine von ihnen nimmt es mit der Erfindung des Türguckers auf.
Seit ein paar Tagen bin ich glücklicher Besitzer von einem solchen Gucker. Er kostet zehn Kronen und wird von der Firma in die Dielentür eingesetzt. Das Guckloch selbst ist bei diesem Apparat kaum größer als ein Stecknadelkopf. Dank dieser ausgezeichneten Erfindung braucht man die Tür nicht mehr zu öffnen, um zu sehen, wer draußen ist. Wenn es läutet, schleicht man sich leise auf den Zehen nach der Wohnungstür und schaut durch den Türgucker hinaus. Dann sieht man einen Herrn auf dem Flur stehen und an einer Rechnung herumfingern. Still und leise schleicht man sich in die Wohnung zurück, läßt lautlos die Vorhänge herunter und kriecht ins Bett, genießerisch die Bettdecke über sich ziehend. Es läutet noch ein paarmal an der Tür, dann hört man nur noch die beim Abwärtssteigen verhallenden Schritte auf der Treppe. Man ist gerettet. Die Luft ist rein. Der Türgucker hat seine Pflicht getan. Mit dieser sinnreichen Erfindung glaubt man einen Freund fürs Leben bekommen zu haben.
Aber ich sollte mir auch ein Hausmädchen zulegen. Ich hatte eine Anzeige in die Zeitung gesetzt und suchte ein hübsches, nettes Mädchen. Das Aussehen ist unbedingt das wichtigste bei einem Hausmädchen. Sie braucht nicht so viel zu können. Zu Mittag kann man ja im Opernkeller essen und Orangensaft gibt es fertig zu kaufen. Die Vorstellung sollte nun zwischen zwei und drei Uhr erfolgen. Es läutete an der Türe und ich ging zum Gucker. Vor der Wohnungstür sah ich ein junges Mädchen mit roten Haaren, Stupsnase und Sommersprossen im Gesicht. Ich ging zurück und setzte mich an den Schreibtisch und schrieb auf einen Bogen Papier:
„Das Fräulein entspricht leider nicht."
Diesen Zettel steckte ich durch den Briefkastenschlitz hinaus. Durch den Türgucker sah ich, wie sie die Mitteilung las und wie ein Schatten über ihr Gesicht glitt. „Armes Mädchen", dachte ich. Aber das Leben ist nun einmal so. Und an jedem Werktag ist zwischen zwölf und zwei in Maria Enqvists Schönheitsinstitut Empfangszeit, so besteht doch noch Hoffnung.
Nach einer Weile läutete es wieder. Ich eilte mit klopfendem Herzen an den Türgucker. Jetzt sah ich ein Mädchen im Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Durch den Briefkastenschlitz gab ich folgende düstere Mitteilung bekannt: „Fräulein, Sie kommen zu spät. Das heißt nicht, daß es schon zwei vorbei ist. Ich will damit sagen, daß Sie schon vor ungefähr dreißig Jahren hätten kommen sollen."
Das war grausam, aber das Leben ist eben so. Ich sah, wie sie den Zettel auseinanderriß und die Zunge nach der Tür ausstreckte. Dann machte sie sich auf den Weg.
Fünf Minuten Pause. Dann neues Läuten. Ich eilte zum Türgucker. Nun sah ich vor mir eine entzückende Dame. Sie hatte veilchenblaue Augen und goldblondes Haar. Sie war genau wie die Prinzessin im Märchen. Ihr Mund war rot. Sie war auf der Nase leicht gepudert. Ich dachte: „Das ist ein Hausmädchen für mich." Ich öffnete die Tür und sagte herzlich:
„Treten Sie ein, mein junges Fräulein!"
„Nein, danke", antwortete sie, „ich stehe gut, wo ich stehe. Ich soll Sie nur um die Staubsaugerrate für diesen Monat bitten."
Ich bezahlte und war dann den ganzen Nachmittag auf den Türgucker schlecht zu sprechen.
Am nächsten Tag läutete es wieder an der Tür. Es war früh am Vormittag. Durch den Gucker sah ich zwei ernste Herren mit steifen Hüten. Der eine hatte eine Aktentasche unter dem Arm. Ich dachte: „Da gibt es keinen Zweifel. Jetzt ist wirklich Gefahr in Verzug. Wenn gleichzeitig zwei Herren kommen und der eine hat eine Aktentasche unter dem Arm, da handelt es sich vermutlich um einen protestierten Wechsel oder vielleicht werden die Herren herumlaufen und Briefmarken auf die Möbel kleben. „Au, au", sagte ich zu mir selbst, „nun gilt es, ganz vorsichtig zu sein."
Ich stand hinter dem Guckloch und verspürte ein gewisses Wonnegefühl, so nahe bei ihnen zu stehen, ohne selbst gesehen zu werden. Da war die Erfindung auf der Höhe. Die Herren attackierten die Türglocke eine gute Weile. Ich stand völlig ruhig und sah nur nach ihnen hinaus. Ich wagte kaum zu atmen. Es war eine ebenso lustige wie spannende Lage. Nach einer kleinen Weile entfernten sie sich. Sie wechselten einige Worte und gingen dann die Treppe hinunter. Die Luft war rein. Der Türgucker hatte noch einmal seine Pflicht getan. Ich sah ihm mit einem tiefen und dankbaren Blick ins Auge. — Endlich habe ich einen Freund im Leben gefunden, sagte ich, einen Freund, auf den man sich verlassen kann.
Aber nach einiger Zeit läutete das Telefon. Es war ein Herr, der mit mir sprechen wollte. Ich konnte ihn nicht sehen, denn wir haben ja den Telefongucker noch nicht bekommen, obwohl es zu begrüßen sein würde. Er sagte:
„Ja, mein Name ist Göransson. Vor einiger Zeit war ich und mein Freund Svensson bei Ihnen oben, Herr Redakteur, um Ihnen ein Los für die Kunstlotterie zu verkaufen. Wir möchten Ihnen unseren besonderen Dank dafür aussprechen, daß Sie nicht zu Hause waren, Herr Redakteur."
„So, warum denn?"
„Ja, wir behielten das Los selbst, Svensson und ich, und nun hat es den Haupttreffer gewonnen, ein entzückendes Gemälde von Rubens, eine der frühen Arbeiten des Meisters..."
„Ja, bitte", sagte ich, „ich will gar nichts mehr hören. Rubens ist im übrigen das gräßlichste, was ich kenne."
Jetzt warte ich auf die nächste Erfindung. Ein „Bodenohr" braucht man nicht. Wir können Anderssons trotzdem hören, besonders jetzt, wo Andersson in die Tür der Mädchenkammer einen Türgucker setzen lassen will. Anderssons haben ein neues Mädchen bekommen. Sie sieht wie Greta Garbo aus. Aber Frau Andersson sieht ganz und gar nicht wie Greta Garbo aus. Da drückt der Schuh! (Berechtigte Übersetzung a. d. Schwed. von Edmund Bickel)



Dr. Owlglaß zum Fünfundsechzigsten

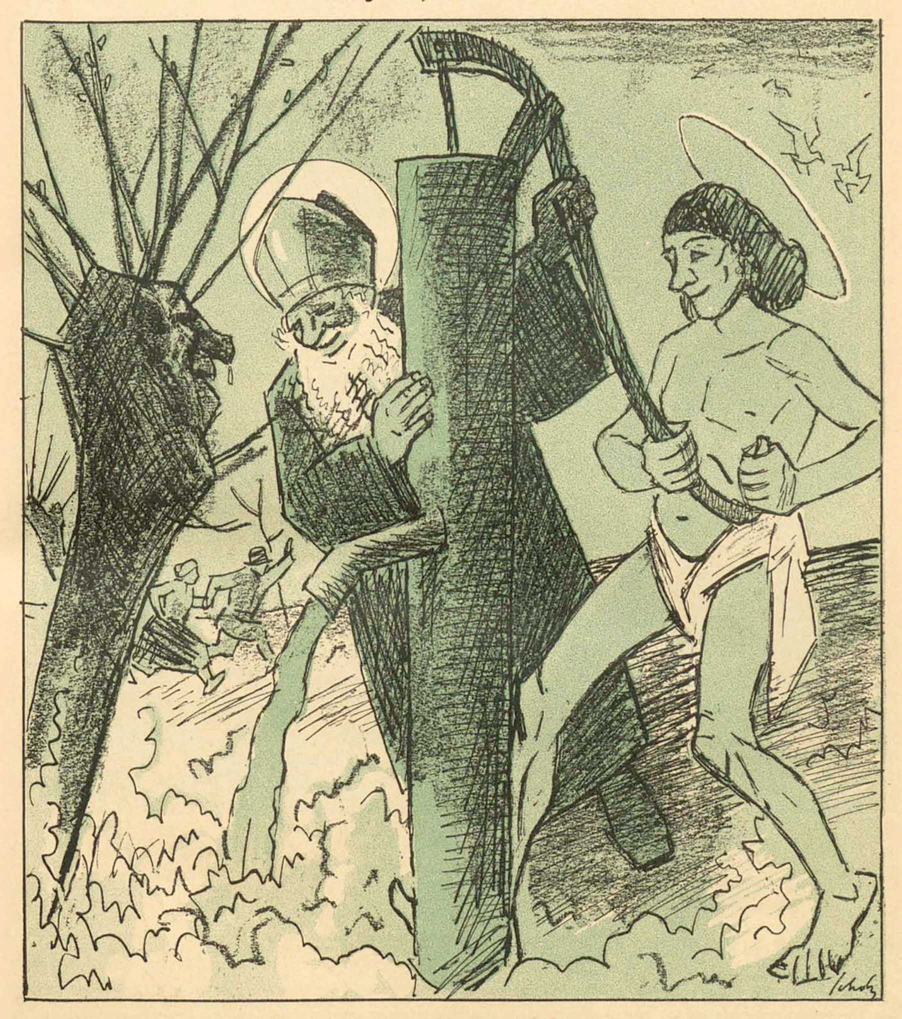
Die alten Leute

Von Bastian Müller

Es begann mit Spuren im Schnee.
Die alte Warnken ging am Morgen in den Garten, da sah sie die Fährte, die am Gartenzaun entlanglief, über den Weg führte und im Grünkohlbeet endete. Sie sah die Bescherung, seufzte, schüttelte den Kopf und murmelte böse vor sich hin: „So ein hinterlistiger Bursche! Wo alles verdorrt ist im letzten Sommer...", ja, sie hielt eine lange Ansprache, die dem hungrigen Hasen, der den Kohl gefressen hatte, galt.
Der Hase hatte nicht viel gefressen, es war lediglich ein kahler Strunk da, aber die alte Warnken war böse. Sie erzählte es ihrem Mann, der mit hängendem Schnauzbart beim Torfofen saß und mit den stetigen Rauchwolken seiner langen Pfeife versuchte, die weißen Barthaare braun zu färben. Als er von dem Raube hörte, zog er die spärlichen Brauen über den blauen Augen zusammen und fluchte ein wenig; aber in der Hauptsache dachte er nach. Am Mittag schmeckte ihm das Essen nicht, gegen Abend nickte er verheißungsvoll mit dem Kopf. „Hilft alles nichts", sagte er, „ich werde das Gewehr nehmen müssen." Beim Scheine der Petroleumlampe putzte er die alte Schrotflinte, die er mitsamt dem kleinen Haus und dem Garten gekauft hatte, als er aus der Stadt zog, um sich am Rande des Moores zur Ruhe zu setzen. Noch nie hatte er die Flinte benutzt, jetzt nahm er das Schloß auseinander und ölte es. Sein Gesicht war finster. Die Alte ging nebenan in die Kammer und legte sich schlafen. Sie tat wenigstens so. Schließlich kam Warnken nach, hielt die geladene Flinte vorsichtig in den Händen, schob die Gardine vom Kammerfenster beiseite und lugte hinaus. Die Nacht war schwarz. Der Schnee flimmerte fahl vor dem Fenster; Warnken zog die Schuhe aus und legte sich hin.
„Schläfst du?" fragte er zu seiner Frau hinüber.
„Ich kann nicht", seufzte sie wehleidig. „Wird es sehr laut knallen?"
„Muß sein!" sagte er hart. „Laß nur den Mond erst kommen!"
Sie lagen steif da und warteten. Wie ungewöhnlich war diese Nacht! Endlich fiel ein bleicher Schein auf die ausgetretenen Dielen. Großvater Warnken stand auf und seufzte seiner Nachtruhe nach. Behutsam öffnete er das Kammerfenster; es wehte kalt hinein. Großmutter Warnken zog die Decke über den Kopf und wartete mit Zittern auf den Schuß.
Doch soweit war es noch nicht. Warnken hielt die Flinte im Anschlag und lugte hinaus. Jetzt konnte er den Garten sehen, aber im Kohl regte sich nichts. Seine Augen starrten auf den verschneiten Kohlwald, geduldig spähend. Als es zu lange dauerte, glitten die Blicke für kurze Zeit ab, wanderten weiter über die Felder, die im fahlen Mondlicht glänzten. Hinter den Weiden begann das Moor, die dunkle Böschung des Torfstiches trennte die weiße Erde vom flimmernden Sternenhimmel.
Im Kohl knisterten die gefrorenen Blätter.
Der Alte zuckte zusammen. Nachdenklich waren seine Blicke hinausgewandert über das Land; seit wie lange hatte er den Garten, die Felder und das Moor nicht mehr bei Nacht gesehen? Man kam nicht mehr dazu, war alt und ging mit sinkender Sonne schlafen. Der Hase war inzwischen angehoppelt und der Schütze sah den grauen Kopf mit den wippenden Ohren über ein Kohlherz gebeugt. Das Büchsenlicht war gut, der Alte nahm das Gewehr an die Wange und zielte. Seine Finger waren etwas steif, aber es ging schon, seine Augen, die doch schon über siebzig zählten, sahen Korn und Kimme und die funkelnden Lichter des Hasen so scharf wie unter einer Lupe. Nur das eine zugekniffene Auge mußte er wieder öffnen, angestrengt kniff er es immer wieder zu; aber dann sah er nicht mit seinen guten Augen wie manierlich der Hase fraß.... Es war eine Lust, ihm zuzuschauen.
Er ließ die Flinte sinken und schenkte dem Hasen fünf Minuten Gnadenfrist. „Ich kann ihn nicht so wegschießen", sagte er leise vor sich hin.
„Hat es schon geknallt?" fragte die Stimme unter dem Federbett; die Alte tat, als hätte sie die leisen Worte ihres Mannes nicht gehört. Sie wollte, daß der Schuß bald fiele, das Warten war so ermüdend.
„Nein — aber — Oma, komm, steh nur mal eben auf und schau dir das mal an", sagte Großvater Warnken.
„Was soll das?" meinte sie. „Willst du den Kerl nicht schießen?"
„Doch, aber sieh nur mal eben, wie manierlich..."
„Tja!" sagte die alte Warnken tiefsinnig.
Und sie standen beide ganz versunken und sahen dem fressenden Hasen zu. Schließlich wurde es Großmutter Warnken zu kalt, sie kroch unter ihr Federbett und bohrte die Finger in die Ohren. Sie wollte nichts hören; sie hatte solche Angst.
Sie hörte wirklich nichts, schlief über dem Warten ein. Der Alte schlich sich darauf still in sein Bett, dachte: er kommt ja morgen wieder...
Am anderen Tage zierten zwei kahlgefressene Strünke das Grünkohlbeet. In der nächsten Nacht stand Großvater nach Mondaufgang wieder am offenen Fenster. Er fror ein wenig dabei, wartete aber geduldig, wartete so lange... Diesmal war er fest entschlossen. Und seine Frau auch. Sie hatten den ganzen Tag davon gesprochen; aber — er kam in dieser Nacht nicht...
Der Mond ging jeden Abend etwas später auf. Der Hase kam oft; er blieb schon mal eine Nacht aus, und merkwürdig war nur, daß gerade in solchen Nächten der alte Warnken fest entschlossen war, zu schießen, dagegen rührte er die Flinte kaum an, wenn der Hase im Kohl saß und mit aller Hingebung fraß. Immer länger mußten sie im Dunkeln wachliegen und auf Büchsenlicht warten. Am Ende wurde es nahezu Morgen darüber; denn der Mond war einen Mondmonat älter geworden. Das Grünkohlbeet stand kahl und die Alten waren sich einig.
„Was meinst du?" sagte der alte Warnken, „nun lohnt sich die Patrone nicht mehr, wo das verdammte Vieh den Kohl fast ganz im Leibe hat?"
„Ist auch wahr", stimmte seine Frau ihm bei, „wollen dem lütten Hasen doch die paar Dinger lassen; weißt du, mit meinem Magen ist so nichts Rechtes mehr, der Kohl ist doch zu schwer für uns alte Leute." „Tja", sagte er.
„Und wenn er fertig ist mit dem Kohl, könnten wir ihm dann nicht die Kartoffelschalen hinschütten?" „Tja!"
Und als der Neumond kam, war es soweit, daß sie ihren Hasen füttern mußten. Sie standen in Decken geschlagen am Kammerfenster und starrten in das Dunkel und bangten und waren traurig; denn sie konnten ihren Lütten nicht sehen.
Nein — das einsetzende Tauwetter war nichts. Es zog den Alten in die steifen Glieder, und ihre Salzkartoffeln schmeckten ihnen nicht so recht. Schon früh gondelte der junge Mond über die kahlen Kohlstrünke und die Kartoffelschalen, die dazwischen lagen und langsam faulten.

Alle Jahre wieder

(Wilhelm Schulz)



Der Fabian und der Sebastian,
die lassen sich nicht lumpen.
Der Saft soll in die Bäume gahn —
da pumpen sie denn und pumpen.

Und nicht bloß Bäume bedienen sie
mit ihrem Pumpenschwengel:
die ganze Botanik und Zoologie
hat diesbezügliche Mängel.

Zum Beispiel die menschliche Lebenskraft,
wie tief lag sie darnieder!
Nun wacht sie auf, nun steigt der Saft
und braust durch alle Glieder.

Man hüpft dahin — und denkt nicht dran —
im Dienste der Vermehrung . . .
O Fabian und Sebastian,
da habt ihr die Bescherung!

Ratatöskr

Die Vorbedingung

(R. Kriesch)



„Lisbeth, was zieht man eigentlich auf ein Atelierfest an?" — „Das kommt darauf an, ob gut geheizt wird!"

Der Spazierstock

Von Achille Campanile

„Sie müssen wissen, daß ich vor vielen Jahren einen Stock besessen habe", begann Chiarastella neulich eine seiner kleinen Geschichten, „einen wunderschönen Spazierstock aus Malakkarohr, der mir sehr teuer war. Er war der stete Begleiter all meiner Spaziergänge und Pilgerfahrten. Eines Abends — ich erinnere mich dessen genau, als wäre es heute — gab ich ihn in einer Theatergarderobe in Europa ab.

In der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt des Lustspiels gehe ich meine Garderobe abholen und erbleiche: mein Stock war nicht mehr da. Verschwunden. Irgend jemand wird ihn aus Unachtsamkeit mitgenommen haben — vielleicht, ich sage vielleicht. Es gelang mir nicht, ihn wiederzufinden. Der Stock, mein treuer Gefährte, blieb verschwunden.

Eine Zeitlang ging es mir so, daß ich dann und wann an meinen Stock denken mußte, dann aber vergaß ich das gute Malakkarohr mit der Zeit. Es vergingen etliche Jahre. Eines Abends nun, es war in Amerika, ging ich in ein Restaurant. Ich wollte gerade meinen Mantel ausziehen, um ihn am Kleiderhaken aufzuhängen, als sich von einem Kleiderständer ein Stock trennte und mir entgegenhüpfte. Mein geliebter Malakka, denke ich, und er war es wirklich! Und die Freude, die er hatte, als er mich wiedersah! Er sprang an mir hoch, der Griff streckte sich gerade und bog sich wieder krumm, mit der Zwinge wedelte er lustig hin und her unter den Bemerkungen des Publikums, das gerührt dem Treuebeweis von seiten eines Spazierstockes beiwohnte.

‚Hallo', rief ich, ‚langsam, lieber Freund, paß auf, du tust mir weh!'

Aber der Stock fuhr fort, von allen Seiten an mir hoch zu springen. Auch ich war mehr als gerührt. Ich wollte ihn schließlich zu mir nehmen, aber der neue Besitzer wollte nichts hören und brachte ihn weg.

Ich kam spät nachts nach Hause, und ich hatte mich kaum hingelegt, als ich an der Tür ein diskretes Klopfen hörte. Ich ging, um zu öffnen, und wen sah ich? — Meinen Malakka, meinen guten treuen Spazierstock!

‚Schnell', sagte ich, ‚fliehen wir!'

Wir schifften uns dann auf der Seite des Stillen Ozeans ein und flüchteten nach Japan."

(Übersetzt von A. L. Erné)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37. 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296 Postscheckkonto München 5920 Erfüllungsort München.

Das schwedische Bad

oder: Herrn Schulzes Abenteuer in Skandinavien

(Olaf Gulbransson)

„Schöne Bäder haben sie hier, muß man sagen! Also rin ins Vergnügen!"

„Huch! Erlauben Sie mal, das ist mein Badezimmer!"

„Hören Sie, das geht zu weit, ich bin ja schließlich verheiratet!"

„Verheiratet oder nicht, mein Herr, bei uns wird jeder gewaschen!"

Die Untermieterin

(K. Heiligenstaedt)



„Um's Himmels willen, die Liebesszene muß ich abschalten, sonst meint meine Zimmerwirtin ich hätte Herrenbesuch!"

München, 30. Januar 1938
43. Jahrgang / Nummer 4

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Die Wurz'n

(K. Arnold)



„Wer is denn der fade Kerl an dei'm Tisch, Kloane?" — „Das ist mein Mann." — „So, no ja, oaner muaß ja unser Gaudi finanzier'n."

Sie gehen zusammen auf ein Faschingsfest

Von Walter Foitzick

Heute Abend wollen sie also auf das Faschingsfest gehen. Ursprünglich hatten sie beschlossen, auf zwei verschiedene Faschingsfeste zu gehen, er auf den Gauklerball und sie aufs Kammerspielfest. Aber dann hatte er oder sie, wer von beiden wird nie ganz herauskommen, vorgeschlagen, doch auf dasselbe Fest zu gehen, schon weil die gemeinsame Autofahrt dorthin die Sache billiger mache, und dann hatte es noch manche Vorteile. Natürlich will jeder vollkommen ungestört und unabhängig sein. Wer lacht da?!

Wenn Sie sich halbwegs in der Materie auskennen, werden Sie sofort bemerkt haben, daß es sich hier um ein Paar, vielleicht sogar um ein Ehepaar oder sonst zwei Menschen mit verschiedenen Geschlechtsmerkmalen handelt, die durchaus nicht durch die süßen Fesseln des Trauscheins verbunden zu sein brauchen. So feine Unterschiede wollen wir gar nicht machen. Also er und sie wollen heute Abend ein Faschingsfest besuchen und natürlich ganz unabhängig von einander, so, als wisse keiner vom anderen etwas. Zum Donnerwetter, ich habe schon einmal gesagt, man soll nicht lachen. So etwas gibt's, so etwas gibt's immer wieder.

Sie wissen schon, wie das ausgeht. Mag sein, gnädige Frau, mag sein, mein Herr, daß Sie das wissen, aber die beiden wissen es eben nicht oder sie hoffen wenigstens, daß es bei ihnen anders ausgeht als bei andern.

Im übrigen besteht durchaus die Möglichkeit, daß es gut funktioniert. Nämlich, wenn sie sich ganz genau so gut amüsiert wie er, und wenn beide den absolut gleichwertigen Gegenstand ihrer Sympathien, der hier nicht sächlichen Geschlechts ist, finden. Ja, noch einen Fall gibt es, und zwar den, wenn beide sich ganz gleichmäßig langweilen. Dieser letzte Fall ist sogar der günstigste; denn sie werden in stolzer Selbstgenügsamkeit und mit überlegenem Lächeln über die Eitelkeiten der Welt, innerlich einig und sozusagen Hand in Hand den heimischen Herd und alles, was darum herumsteht, aufsuchen.

Aber das sind nur Idealfälle, sie treten auch in der heiteren Welt des Faschings selten auf.

So, jetzt sind die beiden auf dem Faschingsfest angelangt. Nein, noch nicht. Sie sind erst in der Garderobe, sie ziehen die Überkleider aus, setzen die neckischen Kopfbedeckungen auf, krempeln hier was hoch und dort was runter. Da sagt Erika: „Ach, bitte, steck doch meine Handschuhe und meinen Schal in deine Manteltasche!"

Schon falsch! Ich dachte, die beiden wollen getrennt nach Hause gehen, wenn es einem zu langweilig wird, auf Grund getrennter Garderobenummern. He, was soll da ihr Schal und ihr Handschuh in seinem Mantel? Das gibt Komplikationen, sage ich, falls einer von beiden das Fest früher zu verlassen gedenkt.

Nun sind sie wirklich drin im Saal voll Pracht und Herrlichkeit. Jetzt könnten sie doch kurz von einander Abschied nehmen und sich in die getrennten Abenteuer stürzen. Tun sie leider nicht. Wo soll sie auch ihr Täschchen hinlegen? Was für ein Täschchen? Na, ihre Handtasche mit dem Lippenstift, der Puderdose und den anderen Gegenständen des abendlichen Bedarfs. Für dieses Täschchen braucht sie einen Tisch, seinen Tisch. „Sei so gut und achte ein bißchen drauf!" Damit ist er festgenagelt an den Tisch, damit hat sie sich eine Heimat geschaffen, in die sie stets reumütig zurückkehren kann. Sie verschwindet, so war es ja verabredet.

Und nun geht das Gezerre los. Amüsiert sie sich und er nicht, so steigt es in ihm hoch: Verfluchter Fasching, man ist doch nur ein Bärenführer! Sie meinen vielleicht, er wird es nicht beachten, wie sie sich amüsiert? Und ob er es beachten wird. Er wird sich schon nach ihr umsehen, er hat ja Zeit, soviel Zeit.

Womöglich amüsiert sie sich sogar sichtlich.

Und umgekehrt? Ach du liebe Zeit, nur nicht dran tippen.

Immer häufiger kehrt sie zu ihrem Täschchen zurück und mit immer saurer werdender Stimme sagt sie: „Na, du scheinst dich ja ganz ausgezeichnet zu unterhalten! Ich bin übrigens müde!"

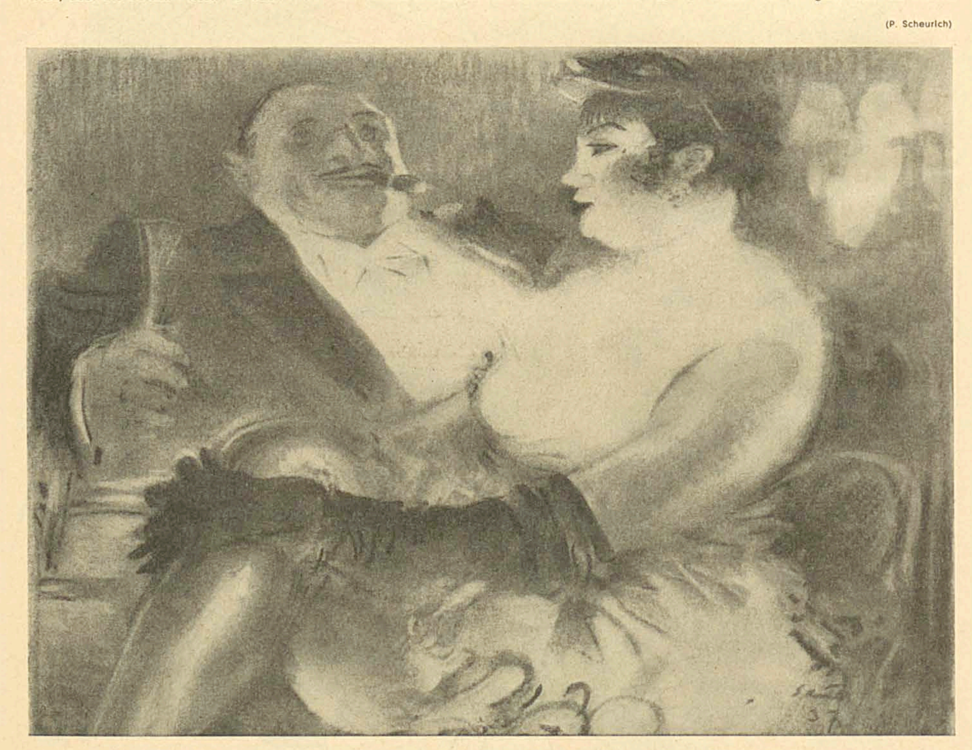
Er kann erwidern: „Wie schade, dann wirst du wohl jetzt heimgeh'n?"

Ach nein, sie bleibt noch ein bißchen, sie bleibt sogar noch ein bißchen in seiner Nähe.

Und ich sage: „Schluß jetzt! Zusammenpacken! Herr, verabschieden Sie sich schleunigst von der Dame, mit der Sie sich eben so gut unterhalten haben, vielleicht gelingt es Ihnen noch, ihre Telefonnummer zu erfahren. Und dann nach Hause! Hier ist wirklich nichts mehr zu retten!"

Es war wieder mal ein ganz reizender Abend.

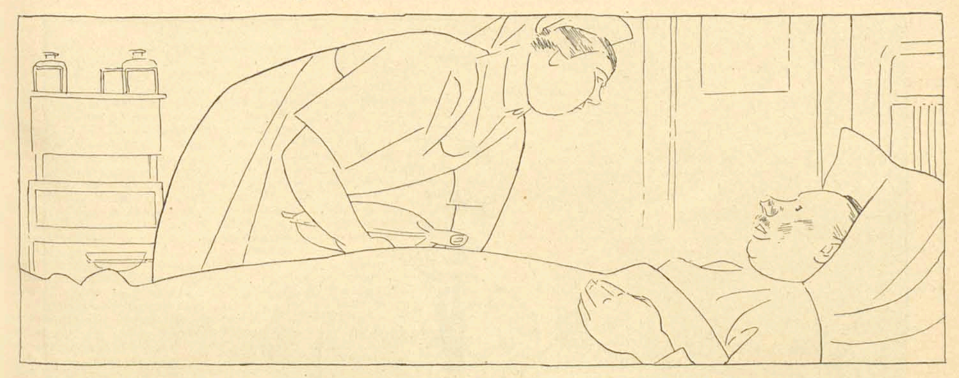
(P. Scheurich)



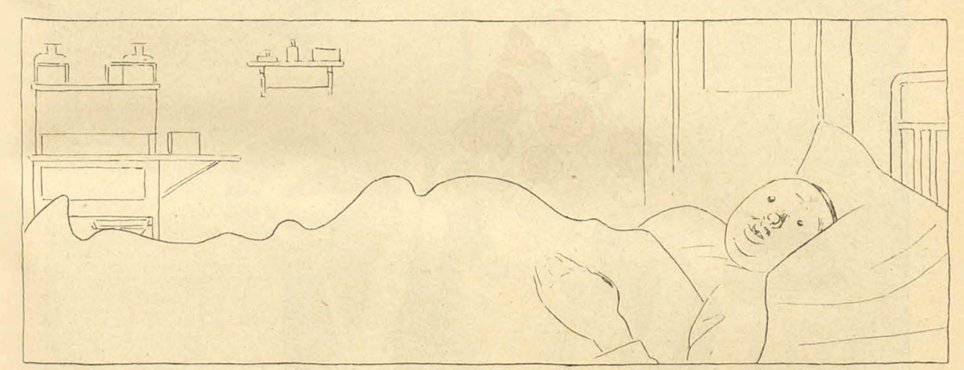
Erziehung: „Ich bitte dich, Emma, zeig', daß du gesellschaftliche Formen hast!" — „So, und eben hast du gesagt, ich soll das Kleid weiter 'runterziehen!"

Die geplatzte Wärmflasche

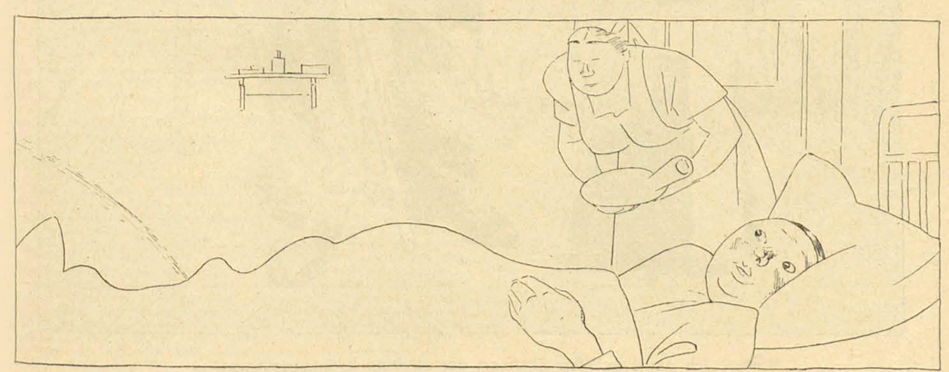
(Olaf Gulbransson)



„So, jetzt kriegen Sie eine Wärmflasche an die Füße, Herr Huber!“



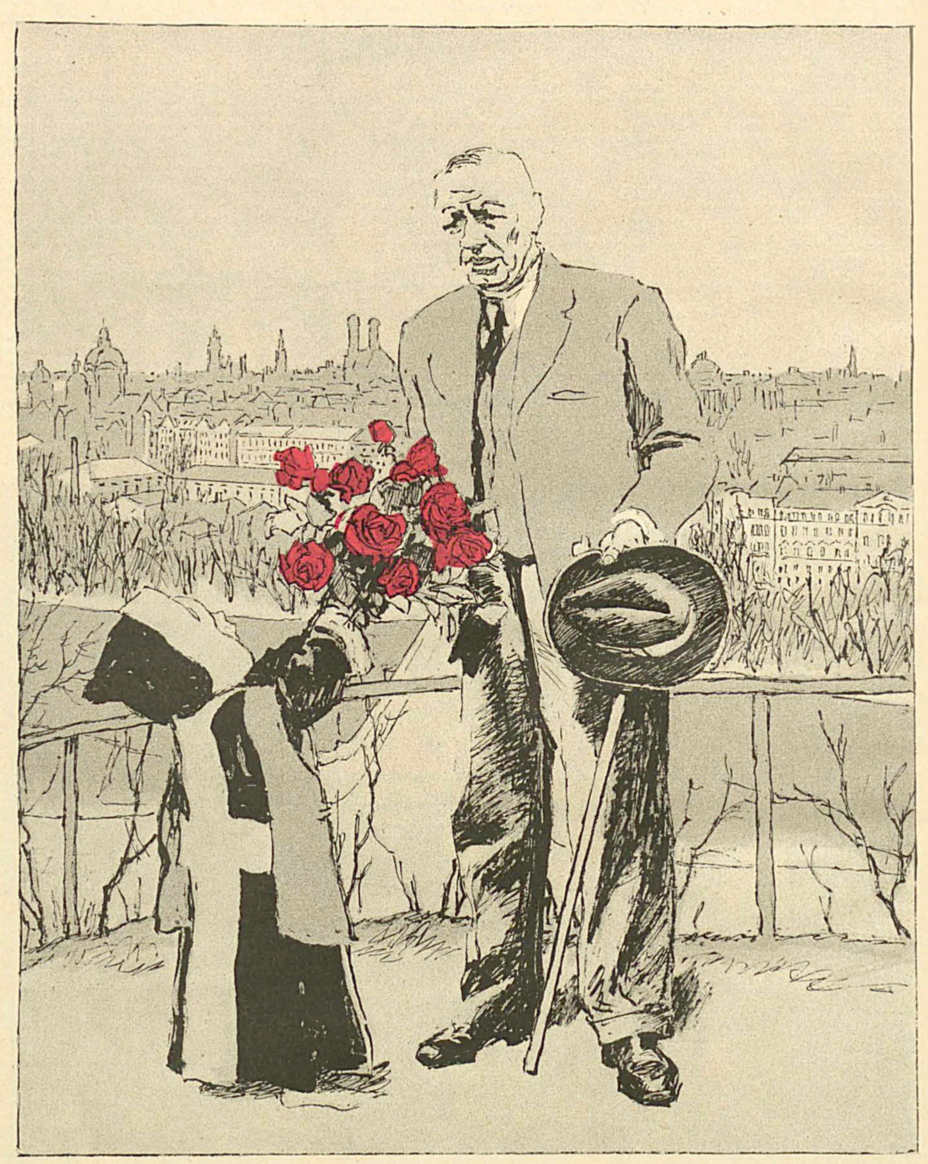
„Ekelhaft, immer gegen dieses weiche, quabbelige Gummiding zu treten!“



„Aber, Herr Huber, Sie hätten mich doch rechtzeitig rufen können!“

Wieder daheim

(E. Thöny)



„Ich sag's ja, Herr Filchner: der stärkste Erdmagnetismus geht halt doch von der Heimat aus. Herzlich willkommen!"

Romantische Schlittenfahrt

Von

August Wisbeck

Offen heraus gesagt: der Aufenthalt bei meinem Jugendfreund fing schon am dritten Tag meines Aufenthaltes an, mich herzlich zu langweilen. Denn das weltabgeschiedene Gebirgsdörflein, in dem mein Gastgeber als praktischer Arzt waltete, bot während der Winterszeit keinerlei Anregung, und eine metertiefe Schneedecke gestattete gerade noch, auf schmalem Durchlaß den allabendlichen Weg zum „Adlerwirt" zu nehmen, um dort einen mäßigen Tarock herunterzuklopfen. „Sie langweilen sich wohl bei uns?" fragt mich bedauernd die liebenswürdige Frau meines Freundes. „Durchaus nicht!" antworte ich höflich, „denn was gäbe es Schöneres, als nach der nervenzerrüttenden Hast des städtischen Getriebes, wohlig in die Stille winterlicher Einsamkeit gebettet, einmal so recht nach innen leben zu dürfen? Hier könnte ich das ganze Jahr über den Winter verbringen, und es ist mir deshalb überaus schmerzlich, bereits morgen zu einer Sitzung abreisen zu müssen. Doch was ist der Mensch schon anderes, als ein Opfer seiner Pflicht, ein willenloses Rädchen am eisernen Uhrwerk seiner Zeit?" „Schade!, sehr schade!" bedauert die Frau Doktor, „denn ich erwarte für heute den Besuch meiner Freundin Olga, und es würde sie sicherlich gefreut haben, Ihre unterhaltsame Gesellschaft noch einige Tage genießen zu können." „Mich auch — sehr", versuche ich düster zu murmeln, „doch darf es für einen Mann der Pflicht kein Vergnügen geben, das ihn des stählernen ‚Muß' entbinden könnte. So geht man eben mit zusammengebissenen Zähnen den freudlosen Weg des Alltags!" „Ich verstehe und ehre Ihre harten Lebensanschauungen", bestätigt mir die Frau Doktor. —

Mein Freund nimmt die Dame Olga auf der nächsten Bahnstation in Empfang, doch wird es später Abend, bis sich sein Kraftwagen durch die Schneeverwehungen in das Dörflein zurückgerattert hat. Aus vermummendem Pelzwerk löst sich ein Wesen von strahlender Schönheit. Lichtblaue Augensterne werden von den sanften Bogen schwarzer Wimpern umsäumt, und unter dem edel geformten, schmalrückigen Näschen glühen Lippen, die von älteren, der Erprobung entwachsenen Herren kurzweg als „sinnlich" bezeichnet werden. Füge ich dem noch bei, daß Olga bei aller Betonung ihres weiblichen Geschlechtes keines Büstenhalters bedurfte, um vor dem ungetrübten Auge des ernsthaften Forschers bestehen zu können, so mag es begreiflich erscheinen, daß ich während des Abendessens kaum meinen Blick von dem neuen Gast abzuwenden vermochte. „Schade", meint die Frau Doktor, „unser Freund ist leider gezwungen, uns morgen schon zu verlassen." „Schade!" meint auch Olga, schlägt den dunklen Vorhang ihrer Augen zurück und sieht mich mit einem tiefen Blick an, während sie ihre glühenden Lippen mit einem Tröpfchen Rotwein netzt. „Der Mensch muß Glück haben!", lächle ich ihr zu, „denn mit der letzten Post erhielt ich die Mitteilung, daß die Sitzung des Dienstag nunmehr auf den übernächsten Freitag verschoben wurde. Wenn ich deshalb nicht störe, würde ich noch gerne bleiben, um, ferne dem lauten und doch so hohlen Treiben der Großstadt, die stille Einsamkeit der winterlichen Natur bis zum letzten Tag auszukosten." „Wir freuen uns doch nur über den glücklichen Zufall, der Ihr Bleiben gestattet!", kommt es mit Wärme aus dem Mund der Frau Doktor. „Bravo, alter Naturfreund!" schmunzelt ihr Mann. Olga aber trinkt mir schweigend mit versonnenem Lächeln zu. —

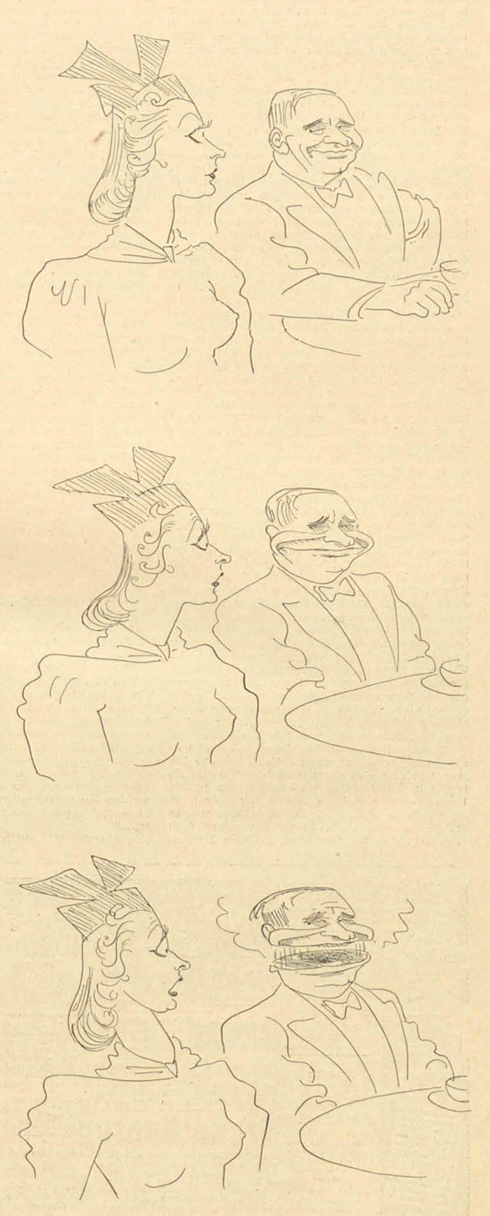
Nun werden mir die Tage im Haus meines Freundes fast zu kurz. Ich fühle, wie meine Bewunderung für Olgas Schönheit von Tag zu Tag wächst, und wie sich Liebe immer tiefer in mein Herz hineinfrißt. Ob sie diese Empfindung erwidert? Ich darf es fast glauben; denn Olga läßt es zu, daß ich ihre Hand in der meinen behalte, wenn wir am Fenster sitzen, und der strahlende Lichterkranz der Gipfel im blauen Dämmern des Winterabends langsam erlischt. Doch als ich Olga küssen will, wehrt sie ängstlich ab: „nein — nicht hier — nicht im Haus unserer Freunde —! Wie zauberhaft müßte es doch sein, im Schlitten durch dieses winterliche Land zu fahren — im Mondschein durch den verschneiten Wald zu gleiten!" fügt sie nach einer Pause verträumten Schweigens zu. „Ja, Fräulein Olga!", rufe ich begeistert aus, „das wollen wir: bei Mondschein durch den Wald!"

„Ihr Freund hat die Absicht, mich morgen im Schlitten zu fahren", sagt Olga während des Abendessens mit etwas unsicherer Stimme zum Doktor. „Es soll bei Mondschein herrlich sein." „Märchenhaft!", bestätigt lächelnd mein Freund, „aber man muß in unserer Gegend gut kutschieren können, um nicht mit Roß und Wagen in einem Schneehaufen zu landen." „Kann ich", lüge ich forsch, „wenn ich so daran denke, wie ich damals die zwei ungarischen Jucker gezügelt habe — —!" Und in der Tat entsinne ich mich dunkel, daß ich während eines Landaufenthaltes meiner Kindheit unter Aufsicht des Kutschers zweimal ein Milchwägelchen lenken durfte. „Nun, dann ist ja alles gut", nickt mein Freund, „Schlitten und Pferd wird dir der Adlerwirt ausleihen. Ich möchte euch vorschlagen, in der Nachmittagssonne auf das Gambsanger-Hotel hinauf zu fahren, dort zu speisen, und im gewünschten Mondschein zurückzukehren. Im übrigen verfügt das Hotel über ein- und zweischläfrige Zimmer und ausgezeichnete Betten." „Wieso?" frägt die Frau Doktor, „die beiden wollen doch nicht übernachten, sondern im Mondschein zurückfahren." „Natürlich wollen sie", bestätigt schmunzelnd der Doktor, „doch gibt es höhere Gewalten, die ein Übernachten geradezu gebieten könnten. Ich meine beispielsweise einen plötzlich auftretenden Grippe-Anfall und ähnliches." „Es wäre mir sehr peinlich", haucht Olga und senkt verlegen das dunkle Fransenwerk ihrer Augendeckel. „Unter allen Umständen empfehle ich für den äußersten Notfall die Mitnahme frischgewaschener Nachthemden", mahnt ernsthaft mein Freund. „Und die Zahnbürstchen nicht vergessen!", fügt die Doktorin in ihrer gütigen Weise bei. —

„Jawoi", erklärt am nächsten Tag der Adlerwirt, „an Schlitten kinnt's hab'n, und 's Rooß aa dazu. No ja, der Schlitten is halt scho' a oid's Zeugl,

Das breite Lachen

(Fr. Bilek)



indem, daß er vo' der modernen Benzintechnik sozusagen überhoid is. Aber 's Rooß, mei' Xaverl, hat an' guaten Gang. Koa Wunder net, bal sei' Großmuatta bei an Herrn Rittmoasta vo' di Hulana deant hat! An Schnalzer mit der Zung', und dahi' geht's auf pfüad' di Good und hast mi g'sehg'n!" Es wird ein bunt bemalter Schlitten aus dem Schuppen gezogen, und die zwei holzgeschnitzten, sich schnäbelnden Turteltauben, die seiner Vorderwand als schmückendes Beiwerk aufgesetzt sind, bilden Olgas ganzes Entzücken. Mir gelten sie als glückbringendes Symbol der Fahrt. Den Xaverl zieht der Adlerwirt selber aus dem Stall und spannt ihn unter weiteren Lobpreisungen seiner Eigenschaften an das Gefährt. Es ist ein sehniger, sauber gehaltener Rappe, doch macht er einen etwas unlustigen Eindruck. Wir haben unterdessen im Schlitten Platz genommen, und ich klopfe mit dem Zügel ermunternd auf Xaverls Rücken. Doch trifft das Pferd keinerlei Anstalten, sich in Bewegung zu setzen, sondern wiehert unwirsch der Stalltüre zu. „Auf'm Hoamweg werd's scho' besser", tröstet der Adlerwirt, „da müassen S' 'n a weng verhalten, den Krippi, indem, wei' er a bißl drängt!" Dann schnalzt der Wirt ein paar Mal mit der Zunge, und Xaverl geht nun willig in den Zug. Außerhalb des Dorfes fällt der Rappe sogar ohne mein Dazutun in einen gemächlichen Trab. Auf halbwegs gebahnter Straße geht es in schwachem Tempo am Fuß der Berge entlang. „Auf diese Weise werden wir fünf Stunden zum Gambsanger-Hotel brauchen", murre ich. „Dieser Xaverl ist ein altersschwacher Häuter, der längst schon für die Wasenmeisterei fällig wäre." „Was tut's!" begütigt Olga, „ich finde die Fahrt himmlisch, und dieses melodische ‚Kling-kling' geht mir über jedes Motorengeknatter." „Sie haben recht", sage ich, beglückt von Olgas froher Stimmung, „im übrigen haben wir ja auch keine Eile. Denn die Kraft dieses lahmen Krampens würde für die Mondschein-Heimfahrt doch nicht mehr ausreichen. So müssen wir uns denn schon jetzt mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut machen, auf diese Freude zu verzichten und im Hotel zu nächtigen." „Schade!" sagt Olga, doch liegt wenig überzeugende Kraft in ihrem Bedauern. Die Enge des Schlittens drängt sie nahe an mich, und ich fühle die lebendige Wärme ihres Körpers unter der zotteligen Schaffelldecke.

Die Straße ist unterdessen angestiegen und Xaverl stapft langsam, mit seitwärts gewendetem Kopf in das Tal hinunter äugend, den Berg hinan. Wir sind bereits die zweite Stunde unterwegs, bis sich, noch in weiter Ferne und über lang geschweiften Kehren, die Umrisse des Gambsanger-Hotels vom tiefen Blau des winterlichen Himmels abheben. Xaverls Bestreben, das Ziel zu erreichen, scheint sich von Schritt zu Schritt zu vermindern. Das Schellengeläute ist völlig verstummt. „Es wird ihm nichts helfen", knirsche ich, „und wenn ich den altersschwachen Schinder als Leiche im Hotel abliefere — hinauf muß er! Die Tauben unseres Glückes flattern uns voran!" In diesem Augenblick hat Xaverl seine Bewegungen vollständig eingestellt. Er wendet seinen Kopf einer schmalen Wegfurche zu, die vom Tal herauf in die Straße mündet, und stößt ein heiseres Gewieher aus. „Gut", sage ich zu Olga, „lassen wir ihn ein wenig rasten! Vielleicht weiß er, daß ich Ihnen etwas zu gestehen habe." „Was haben Sie zu gestehen?" flüstert es kaum hörbar an meiner Seite. „Daß ich dich liebe!" rufe ich mit einer Leidenschaft aus, die mich selber erschauern läßt. „Daß ich nur deinetwegen geblieben bin und ewig bei dir bleiben will!" „Küsse mich!" haucht Olga und bietet mir mit halbgeschlossenen Augen ihre glühenden Lippen an. Ich beuge mich über sie. In diesem Augenblick zieht Xaverl kräftig an. Der Schlitten wendet sich in scharfer Drehung talwärts, denn der Rappe hat den Seitenweg gewählt und beginnt bald, schellenklirrend abwärts zu traben. Ich ziehe kräftig am Zügel, doch könnte ich es ebensogut versuchen, einen Stahlmast aus der Erde zu reißen. Mein hartes Bemühen, Xaverls sich verstärkendes Tempo zu mäßigen, scheint nur seinen Ehrgeiz wachzurufen; denn nach Durchquerung eines Waldes fällt er in Galopp. Olga klammert sich angstvoll an mich, doch kann ich ihre flehentliche Bitte, zu halten, leider nicht erfüllen. Auf freiem Felde angekommen, sehe ich zwischen den aufgewirbelten, gegen mein Gesicht klatschenden Schneebrocken nur mehr einen wild vor mir herjagenden Pferdeschwanz. Stürmisches Schellengeläute vermengt sich mit Olgas jammervollen Hilfeschreien. Xaverl scheint sich, im Drang, den heimatlichen Stall auf kürzestem Wege zu erreichen, von jeder Straßenführung unabhängig gemacht zu haben. Denn ohne Zögern überquert er den tiefen Einschnitt eines Bachbettes, rast haarscharf an der Kante einer Scheuer vorüber, bricht durch einen Bretterzaun, der die Turteltauben abreißt und gegen meine Brust fegt, und läßt eine Schlittenkufe am Stamm einer Buche zurück. Mit schwerer Schlagseite geht die eilige Fahrt weiter. In längerer Fühlung mit einer grobsteinigen Mauer zersplittert die linke Seitenwand des Schlittens, während sich rechts bruchstückweise der Boden von ihm löst. Olga ist völlig still geworden. Schicksalsergeben, mit hochgezogenen Beinen, klammert sie sich an ihrem Sitz fest. „Nur Mut, Schatzil" rufe ich ihr zu, „nun sind wir bald zu Hause." In der Tat fegen wir bereits an den ersten Gebäuden der Ortschaft vorüber. Xaverl nimmt noch in verwegener Kurve einen steinernen Brunnentrog, der nun auch die andere Seite des Gefährts entfernt, dann hält er freudig wiehernd vor seiner Stalltüre. Ich hebe Olga aus den unbedeutenden Resten des ehemaligen Schlittens und geleite sie zu einer Stärkung in die Wirtsstube.

„So", sagt der Adlerwirt, „seid's scho wieder da? Is g'schwind ganga. No ja, a so a schneidig's Rooß wia mein' Xaverl gibt's halt weit und breit net. Dem merkst as heut no o, wia sei Großmuatta bei die Hulana dazumoi Attaka gloffa is." „Das kann ich mir gut vorstellen", bestätige ich, „er ist ein ebenso rasches wie entschlossenes Tier." „Auf'm Hoamweg werd er vielleicht a wenig drängt hab'n?" fragt der Wirt. „Ein wenig", antworte ich, „im übrigen möchte ich gerne Ihren Schlitten käuflich erwerben." Wir werden bald handelseinig, wobei der Wirt nicht vergessen hat, auf den Wert der Schnitzereien aufmerksam zu machen.

Schweigsam geleite ich Olga zum Haus unserer Freunde. Ohne sich über den Verlauf der Fahrt aussprechen zu können, ist sie durch Kopfschmerzen genötigt, sich unverzüglich in ihr Zimmer zurückzuziehen. Ich selber finde Post vor, die mich schon für den nächsten Tag zu einer dringenden Sitzung ruft. Und so fahre ich denn noch des gleichen Abends nach Hause.

Ein möbliertes Zimmer

Von Hans Karl Breslauer

„Der Herr kommt das Zimmer anschau'n, nicht wahr, ja?"

„Ich habe den Brief, den Sie mir auf meine Annonce hin geschrieben haben, heute früh erhalten!" sagte Bruno, der voll mißtrauischen Unbehagens an hundert möblierte Zimmer dachte, die er in der letzten Zeit angesehen hatte.

„Da ist's aber gut, daß der Herr gleich heut' gekommen ist!" zog sich Frau Pekarek das Schürzenband fester. „Ein Zimmer wie das meinige ist schnell weg! Es ist halt ein Kreuz, wenn man ein möbliertes Zimmer sucht. Überall fehlt die Bequemlichkeit. Aber bei mir ist das ganz anders... Bitt' schön, treten Sie nur ein..." Frau Pekarek öffnete eine Tür: „So ein freundliches Zimmer werden Sie so schnell nicht finden!"

„Aber..." sagte Bruno verdutzt, „aber... das ist ja..."

„Nicht wahr, ja!" strich Frau Pekarek über die kahlen Stellen einer sich mausernden Plüschtischdecke, „das ist ein gemütliches Zimmer!"

„Sie verzeihen, aber ich suche ein ruhiges Gassenzimmer —"

„Eben deswegen!" nickte Frau Pekarek zustimmend, „eben deswegen hab' ich Ihnen geschrieben... Da werden S' von keinem Lärm gestört, da gibt es keine Läuterei von der Straßenbahn und keine Straßensänger!... Es geht nichts über einen ruhigen Hinterhof..."

„Und außerdem", sah sich Bruno in dem düsteren Raum um, „will ich ein Zimmer mit Bad —"

„Aber ja — ich hab' ja die Annonce gelesen... Da um's Eck ist die städtische Badeanstalt... Und was Sie sonst noch brauchen, ist auch alles da... Die Möbel sind solid, unter'n Schreibtisch werden wir etwas unterlegen, daß er nicht wackelt, im Winter können Sie sich ein eisernes Öfchen aufstellen, das recht gut heizt..."

„Liebe Frau —" wollte Bruno eben ärgerlich werden, als ein entzückendes blondes, blauäugiges Persönchen eintrat, Bruno neugierig verwirrt ansah und mit einer leisen Entschuldigung wieder davonhuschte.
Ein Sonnenstrahl hatte den unfreundlich düstern Raum erhellt, und während Bruno der Entschwindenden nachsah, sagte Frau Pekarek:
„Das war meine Nichte. Seit mein Mann gestorben ist, wohnt sie bei mir... So viel brav ist das Mädl... Sie wird Ihnen das Frühstück bringen und die Schuh und Kleider putzen und was das Telefon anbelangt, das Sie wollen, so ist es da unten gleich über der Straße — der Automat funktioniert sehr gut..."
„Hm" — überlegte Bruno, „wenn es Ihnen recht ist, machen wir vorläufig einen Vertrag auf ein halbes Jahr — ich will sicher gehen, daß ich nicht gekündigt werden kann... Ein Vierteljahr bezahl' ich im voraus!"
„Sie werden es nicht bereuen!", strahlte Frau Pekarek, „so gut wie bei mir haben Sie bestimmt noch nirgends gewohnt!"
Bruno fühlte sich, als ihm die reizende Nichte am ersten Morgen das Frühstück brachte, wohl wie noch nie und plauderte, während er den Kaffee trank, so angeregt mit ihr, die seine zarten Aufmerksamkeiten mit einem schelmischen Lächeln entgegennahm, daß er beinahe die Bürostunde versäumte.
Am dritten Tag brachte Frau Pekarek das Frühstück und als die bezaubernde Nichte auch am nächsten und übernächsten Tag nicht zum Vorschein kam, fragte Bruno den Hausbesorger:
„Sie, Herr Swatusch, ich will die Frau Pekarek nicht fragen, weil sie es vielleicht schlecht auslegen könnte, aber wo ist ihre Nichte hingekommen? Ich sehe sie schon seit ein paar Tagen nicht!"
„Oh," flüsterte der Hausbesorger, „die werden Sie überhaupt nicht mehr sehen — weil sich die Frau Pekarek immer, wenn sie das Zimmer vermieten tut, für ein paar Tage ein Girl von der Filmbörse engagiert!"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Mein Freund hatte eine kleine, leichtsinnige Liebe mit einem Mädchen. Man hätte es ihr gar nicht zugetraut — sie sah so sehr auf Form — aber es war meinem Freund doch gelungen, sie zu einer verliebten Nacht in einer kleinen Pension zu überreden.
Als die beiden in ihrem Zimmer untergebracht waren und die Wirtin sich eben höflich verabschieden und zurückziehen wollte, fragte das Mädchen überforsch (wahrscheinlich um ihre Verlegenheit zu meistern): „Und wo ist die Toilette?"
Die Wirtin, wohl eine Menschenkennerin, sagte lächelnd: „Gleich hier links, Fräulein!"
„Frau!, bitte!", korrigierte das Mädchen empört, woraus hervorgeht, daß sie eben doch auf Form sah.

*

Meine alte Freundin ist eine leidenschaftliche Kaffeetrinkerin, und weil sie auf diese Weise über viel Kaffeesatz verfügt, und weil sie außerdem auch eine sparsame Frau ist, die nicht gern was verkommen läßt, verwendet sie den Kaffeesatz nutzbringend zur Erheiterung und Erleuchtung ihres Kaffeekränzchens, allwo sie daraus wahrsagt. Ihre noch immer blühende Phantasie und die vertraulichen Geständnisse so mancher hoffender Herzen halfen mit, sie allmählich in den Ruf einer echten Sibylle zu bringen.
Neulich las sie mit großem Interesse, daß die Chemie nun den Kaffeesatz für sich entdeckt hat und wer weiß was alles aus ihm gewinnen wird. Vorerst jedenfalls mal Seife.
Sie erzählte es den Kränzchendamen begeistert. „Seht ihr", rief sie, ‚ich hab's ja immer gesagt: im Kaffeesatz steckt die Zukunft!"
„Tja", meinte die lustige alte Baronin, „da man nun Seife daraus macht — sogar eine, die sich gewaschen hat!"

*

In der nachmittagsdämmrigen Gaststube der Wirtschaft „Zur Post" sitzt der alte Dobler und vespert. Man sieht's ihm an, er hat's nötig, sich zu verschnaufen; er macht einen etwas echauffierten Eindruck, wischt sich des öfteren die Stirn, nickt vor sich hin, nimmt einen Schluck — bis endlich der Wirt sich zu ihm setzt. Dem Dobler ist's arg recht, er braucht eine Ansprache.
„Wo moanst, daß i heunt war?" fängt er an und schnauft auf.
„I woaß net, Dobler, wo warst denn nacha?"
„I war beim Advokat. Jo, beim Advokat'n bin i gwen..."
„O mei, zweng wos nacha?"
„Zweng dem Holz, woaßt scho, wo mi der Xaver b'schiß'n hot. Und woaßt wos — der Prozeß werd g'macht. Und den g'winn i, hot a g'sagt, der Advokat."
„Du", sagt der Postwirt, „hot da Advokat vielleicht g'sagt: ‚fentenell'?"
„Jo, grad so hot a g'sagt: fentenell, freili!"
„Du, mei Liaba", sagt der Postwirt und schaut den alten Dobler fest an, „i rat' dir guat: laß d'Finger von dem Prozeß, den vaspielst!"

Das gute Beispiel

(R. Kriesch)



„Wie sehr der Stoff die Linie betont, können Gnädigste sich jetzt überzeugen!"

Das schneiende Es

Von

Dirks Paulun

Es schneit seit Tagen ... Mir wird bange ...
Ich frage nach geraumer Zeit
mich selbst: „Wer schneit denn da so lange?"
Und sinne, bis ich zu dem Schluß gelange:
Es ist ein großes Es, das schneit.

Dies Es kennt keinen Herrn und Leiter,
es schneit nach seinem eigenen Sinn.
Einstweilen schneit es schweigend weiter;
es schneit nicht zornig und es schneit nicht heiter —
es schneit gleichmütig vor sich hin.

Wer weiß, ob dieses Es gescheit ist?
Es hat, weiß Gott, genug geschneit!
Weiß Es, wie weiß es weit und breit ist? —
und daß es wirklich höchste Zeit ist
für einige Enthaltsamkeit?

Genug!! —: Der Schnee wird bald zu Nässe.
Im Ernst hab' ich da keine Furcht,
weil ich trotz allem nicht vergesse,
daß dieses große Es wie andre Esse
stets der Wahrscheinlichkeit gehurcht.

Das Gelübde

Jöns Persson, in Südschweden beheimatet, ist, solange man sich zurückerinnern kann, ein echter und treu ergebener Abstinenzler gewesen und war eifriges Mitglied der Guttempler. Nie hatte man gehört, daß er sich jemals zu einem Gläschen hätte verleiten lassen. Aber eines Tages fuhr Jöns Persson nach Kopenhagen und fiel unerklärlicherweise der Versuchung anheim. Er nahm soviel Branntwein und andere alkoholische Getränke zu sich, daß er sich schließlich nicht mehr zurechtfand und umherirrte. Er kam zum Ströget, der berühmten Promenade in der „Stadt des Königs", wo ihn das Unheil ereilte. Plötzlich fühlte nämlich Jöns Persson einen kräftigen Schlag auf seiner Schulter und nach näherer Untersuchung entdeckte er neben sich einen Großkopfeten aus seiner Heimat, der zugleich der Vorsitzende des Abstinenzvereins ist. Dieser legte gleich los: „Was soll das heißen! Vor 30 Jahren hast du ein Gelübde der völligen Abstinenz abgelegt. Wir haben geglaubt, daß du dich unverbrüchlich daran gehalten hättest..."
Persson faßte sich, indem er versuchte, in diesem Zustand so gut wie möglich seine Würde beizubehalten und erwiderte treuherzig: „Oh, ich dachte nicht, daß das auch für das Ausland gilt!" -fe-

Verwickelte Verhältnisse

(Erich Schilling)



„Druck di, Hanswurscht!" — „I mi drucka? Dös sollst ja du toa, Haserl!"

Mutter

Über einem Häuflein Asche steht
dunkelgrün und schlank die junge Eibe,
schneeverweht,
saugt sich Leben aus dem toten Leibe,
der vor Tag und Jahr
meine Mutter war . . .

Meine Mutter war?

Nein, du bist und bleibst
und du wirkst und treibst
im Gefüge meiner Lebensleiter,
ob ich will ob nicht, bedächtig weiter —
immerdar.

Dr. Owlglaß

Fraueninsel

Von Stefan Andres

Ein Hund und ein Tagebuch — das waren die wesentlichen Ausrüstungsgegenstände, mit denen die noch junge Studienrätin ihre Sommerreise, diesmal auf die Fraueninsel im Chiemsee, antrat. „Insignien meiner Einsamkeit", so nannte sie in ihren Aufzeichnungen, scherzhaft gewichtig, den kleinen, schwarzen Pudel und das kleine, schwarze Tagebuch. Doch am folgenden Abend bereits vergleicht sie das Tagebuch einem alten Manne, der sich alles erzählen läßt, einfach deshalb, weil ihm nichts mehr passiert. Und die Tusche, ihr Pudel, kommt nicht besser weg. Die Memoirenschreiberin schien offensichtlich die Erlebnisse und Dinge, womit sie ihr Alleinsein ausfüllte, gern mit Abstand schaffenden Anführungszeichen zu versehen. Die übrigen Sommergäste verglich sie, hinsichtlich der einschläfernden Wirkung ihrer Reden und Fragen, mit den müden Strandwellen; die steife, breitflankige Plastik des Kirchturms hielt sie unter dem Bilde eines riesigen Meilensteines fest, der mit seinem „hübschen" Friedhof zu seinen Füßen sie immer daran ermahnen wolle: es sei die wichtigste Etappe ihres Weges schon zurückgelegt. Die Insel kam ihr wie ein schwimmendes Nest vor, und die wenigen „Häuserchen" in den Blumengärten wie Eier in diesem Nest. Die dunklen Baumkuppeln schienen ihr einzig Vergangenheit zu hüten. „Zukünftiges kann man nicht auf dieser Nest-Insel denken, auf diesem festgefahrenen uralten Floß."

Am vierten Tage schrieb sie: „Warum ich trotz allem blieb? Vielleicht, weil ich nach Herrenchiemsee hinüber will, täglich! Und ich werde es doch vielleicht nie tun, so kurz auch die Fahrt ist. Hieße sie nicht ‚Herren'-Chiemsee, diese Insel, wer weiß, ich wäre schon einmal übergesetzt; so lockt sie mich bloß."

Dann aber kam das Ereignis, das in die Tagebuchblätter jähen, ja, tödlichen Ernst brachte: „Gold, Silber und Nickel! Gestern Abend! Und er ist immer noch derselbe Nickel. Aber die Sonne stand hinter den Baumkuppeln und machte sein Gesicht golden. Mir schien sie ins Gesicht! Ich weiß also nicht, ob es die Sonne war oder Freude, daß er so schön aussah. Und neben ihm seine Frau mit dem plötzlich erblondeten Haar, er hält es gewiß für echt! Und diese kleinbürgerliche Kirke glaubt, ihn verzaubert zu haben, ihn, den ich laufen ließ, als er Assessor war, glücklich abgeliefert im Schüttelkasten der Karriere, die ihn weiterschüttelt und schiebt, bis er dann, o — Oberstudienrat sein wird. Ich bin auch nur eine Studienrätin —, aber ich hab's außerdem noch mit dem Goldmachen; aber an dir ist alle Alchemie vergeblich gewesen!"

Am Tag darauf erzählte sie nur von der Tusche, dem Pudel, bis in die absonderlichsten Details. Der Pudel rangierte wieder innerhalb ihres ersten Sympathiekreises. Außerdem machte die Schreiberin Untersuchungen über den Zufall — aber kurz und am Rande, und über den Namen der Insel: „Oder hat etwa ihn oder mich im Unterbewußtsein dieser Frauenplural angezogen? Oder schürte uns die berühmte Hand des Schicksals auf einen Haufen, uns drei: Nickel, Mimi und mich, die mollige Liselott? Mollig war ich solange für ihn, als er diese frauliche Eigenschaft nicht nur reizvoll, sondern auch angenehm in anderer Hinsicht fand. Als er sein erstes Gehalt bekam, wurde Nickel ein Mann. Und das heißt in der Männersprache, wenigstens in der vulgären: was mir gefällt, das brauch ich. Dieser Bullensatz war aber auch einmal ein Kalb, und damals hieß er: was ich brauche, das gefällt mir! —"

„Heute schwammen wir zu dritt hinaus: die Tusche, Nickel und ich. Seine Frau kann Gott sei Dank nicht schwimmen. Nickel und Tusche schwimmen beide auf dieselbe Weise sicher, weil sie beide gleich wenig Phantasie haben. Über mein Schwimmen äußerte sich Nickel: nicht meine Muskelkraft, sondern mein Polster trage mich. Seltsam, daß ich mich über diese Anspielungen freute. Er ist noch genau so frech wie damals, als wir auf seiner Studentenbude meine Butterbrote aßen. Er ist eigentlich derselbe geblieben, und das, woran ich hänge, ist vielleicht nur die Erinnerung an seine unverfrorene Nehmefreudigkeit — aber nichts davon! Er gab und gibt doch noch so viel, daß für zwei Frauen der Gang zum Strand ein Thema wurde. Mimi schlägt Sonnenbaden vor, aber wir wollen ins Wasser. Da nimmt sie ihr Sonnenbad aufrecht am Ufer stehend. — Und ich will doch nichts, als wieder schwimmen können! — Nein, Nickel, nicht mein Fett trägt mich, sondern deine Nachbarschaft, was ich dir nicht sagen werde. Ich bin ja eine schlechte Schwimmerin. Wenn ich sonst so allein in den Wellen lag, war es mir, als hätte niemand mehr Appetit auf mich als der Abgrund. Und dann will man Boden unter den Füßen spüren, dann ist jeder Zentimeter vom Festen entfernt eine Meile!"

Auf den nächsten Blättern entwickelte Liselott ansatzweise eine Philosophie des Schwimmens. „Die Tusche schwimmt aus Instinkt, Vererbung und Erfahrung; Nickel wie ein Mann, der es gelernt hat. Es macht ihm einfach Spaß, den Körper einmal auf andere Weise zu befördern als auf dem Festen. Für mich ist Schwimmen — wirklich: Symbol, das Symbol meines Lebens. Ich kann schwimmen und dennoch habe ich Angst; und obgleich ich Angst habe, wage ich mich ins Tiefe. Und hinterher am Ufer kommt es mir so seltsam vor, mich ganz eingesetzt zu haben, nur zum Spiel."

Die Aufzeichnungen der drei folgenden Tage gleichen sich wie etwa drei Augusttage auf der Fraueninsel sich gleichen können. Mit leisen Varianten berichtet sie jedesmal das gleiche: wie sie mit Nickel hinausgeschwommen war, weit, wie sie es gewagt hatte, neben ihm über der offenen Tiefe liegend, langsam in die Ferne hinauszustoßen.

„Als wir so vom Strande fortschwammen, von den Wellen einander wie von Lippe zu Lippe zugeküßt, da vergaß ich es manchmal, daß ich jeden Stoß und Atemzug, der mich weiter vom Ufer forttrieb, noch einmal tun müßte. Ich sah Nickel zu, wie er beim Kraulen den Kopf warf, rechts — links, rechts — links. Es sah aus, als wolle er nach beiden Seiten Küsse schleudern. Mimi aber sonnte sich am Strand. Indes — ich muß es ja büßen, kam es mir plötzlich, ich muß wieder zurück. ‚Willst du eigentlich nicht umkehren?' und er: ‚Richtig, die Mimi! Die denkt sich bestimmt etwas Verkehrtes!' Aber da mußte ich ausruhen und legte mich auf den Rücken; ich war so müde geworden, plötzlich. Die Tiefe hielt mich an den Zehen, und die glatte Seide des Wassers drohte unter mir zu zerreißen. Oh, und Nickel hatte mich soeben eine ‚tolle Schwimmerin' genannt. Ich schrie im stillen nach den harten Kanten meiner Schulbänke. Als ich den zebragestreiften Badeanzug der Silberblonden sah, als ich sie, wie einen Grenzpfahl so schmal, dastehen sah, ja, da freute ich mich: das Feste ist erreicht, mein Boden, der mich trägt. Ich bin Studienrätin, nimm dir deinen Mann wieder, kleine Kirke, das Leben ist mir lieber! Als ich den Strand betrat, sank ich gleich auf den Kies hin, noch halb im Wasser. Nickel hatte nichts bemerkt. Mimi sagt: ‚Warum seid ihr nicht gleich ans andere Ufer, ihr beiden tüchtigen Schwimmer?' Und sie zog sich an und wollte gleich ins Hotel. Schad't dir nichts, Nickel!"

Am folgenden Tage schwammen sie nicht so weit hinaus. „‚Mimis wegen', sagte Nickel! Und Mimis Stimme, die Nickel allerlei zurief, verwirrte mich. Ich wollte mich auf den Rücken legen, aber als ob ich einen Handgriff verlernt hätte: es gelang mir nicht. Ich schlug um mich, keine fünfzig Meter vom Strand! — und strebte eilig aufs Feste zurück. Die Tusche hatte sich derweil mit Mimi angefreundet. Wo bleibt die vielgerühmte Pudeltreue?"

Die letzte Eintragung beginnt: „Heute sind wir weiter hinausgeschwommen, als es uns erlaubt war. Ich war schon sehr müde, da schwamm ich nahe an Nickel heran und sagte: ich sei bereit, so weit hinauszuschwimmen, als er der Schrittmacher sein wolle. Und wenn ich dabei ... ich konnte das Letzte nicht sagen und tat deshalb, als hätte ich Wasser geschluckt. Er sagte: ‚Was willst du mir damit beweisen? Deine Energie kenne ich zum Erbrechen.' Da lachte ich: ‚Daß du mir das nicht verzeihen kannst, mein bißchen Energie. Merkst du sonst nichts?' ‚Doch!' sagte er, in einem weit vorstoßend; ich ihm nach. Der helle Himmel dieses Nachmittages war eine verstummte Glocke. Und wir beide bewegten uns als der Hammer darin und holten aus zum Schlag und Tönen. Wir sprachen kein Wort mehr, bis wir den Strand betraten, wo Mimi ihn her ging. Wie Nickel auf sie zutrat, ein bißchen zögernd und ohne ein Wort zu finden, und wie seine große Gestalt und seine breiten Schultern zu ihrer Zierlichkeit langsam sich hinabbeugten, ach, ich habe es gesehen und ihm verziehen. Er tut mir leid, der große, schöne Nickel! Er braucht, was ihm gefällt. Und ich? So tief bin ich nun selber ins Kälberdasein zurückgesunken: mir gefällt, was ich brauche. Ja, ich könnte Nickel brauchen, einen solchen großen, dummen Jungen wie ihn, der mit mir heute ‚tot oder lebendig' auf dem Chiemsee gespielt hat. Ich darf es nicht mehr! Morgen geh ich mit Tusche spazieren, übermorgen reise ich ab, ich weiß noch nicht, wohin!"

Am darauffolgenden Tage trafen sich die drei und der Pudel dazu um zehn Uhr am Strande. Nickel und Liselott schwammen weit hinaus, weiter als das letzte Mal. Eine halbe Stunde später kam Nickel allein ans Land geschwommen. Am Strande sprang nur die Tusche hin und her und jaulte. Mimi war ins Hotel gegangen. Einer der wenigen Badegäste näherte sich erregt dem stummen, atemlosen Schwimmer. Und plötzlich umstanden ihn eine Anzahl Menschen: warum er nicht um Hilfe gerufen habe? Nickel blickte zurück über das Wasser und schüttelte den Kopf. Endlich sagte er leise: „Sie schwamm neben mir, dann hinter mir. Und als ich mich umschaute, war sie nicht mehr da! Ich verstehe das nicht!" Nun schüttelten auch die übrigen die Köpfe und einer sagte, sehr bestimmt, etwas von einem Herzschlag; denn sie sei doch eine Schwimmerin „von Format" gewesen.

Mimi behielt das letzte Wort. „Ihr seid zu weit geschwommen, es war zuviel für sie!" Und da nickte Nickel einmal tief. Als er dann Liselotts Sachen ordnete und das Tagebuch fand, da begriff er, schamrot und doch getröstet, in welch kühner Kunst die Tote sich geübt hatte.

Und plötzlich erinnerte er sich: in dem Augenblick, als Mimi vom Strande fortging ins Hotel — sie schwammen keine hundert Meter vom Ufer entfernt — da hatte er gerufen: „Um Gottes willen, wir dürfen das nicht mehr tun, so allein sein!" Und darauf war keine Antwort mehr gekommen. Liselott lag plötzlich allein über der Tiefe. Und da hatte „niemand mehr Appetit auf sie als der Abgrund".

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Riese „Muß“

(Wilhelm Schulz)



Der Riese „Muß“, wer kennt ihn nicht,
Der alle Leut' will zwingen,
Daß immer sie in ernster Pflicht
Ihr Tagewerk vollbringen!

Scheint manchmal das auch hart getan,
Geht's keinem doch ans Leben,
Daß er drum sollt dem „Schlendrian“,
Dem Zwergen hin sich geben.

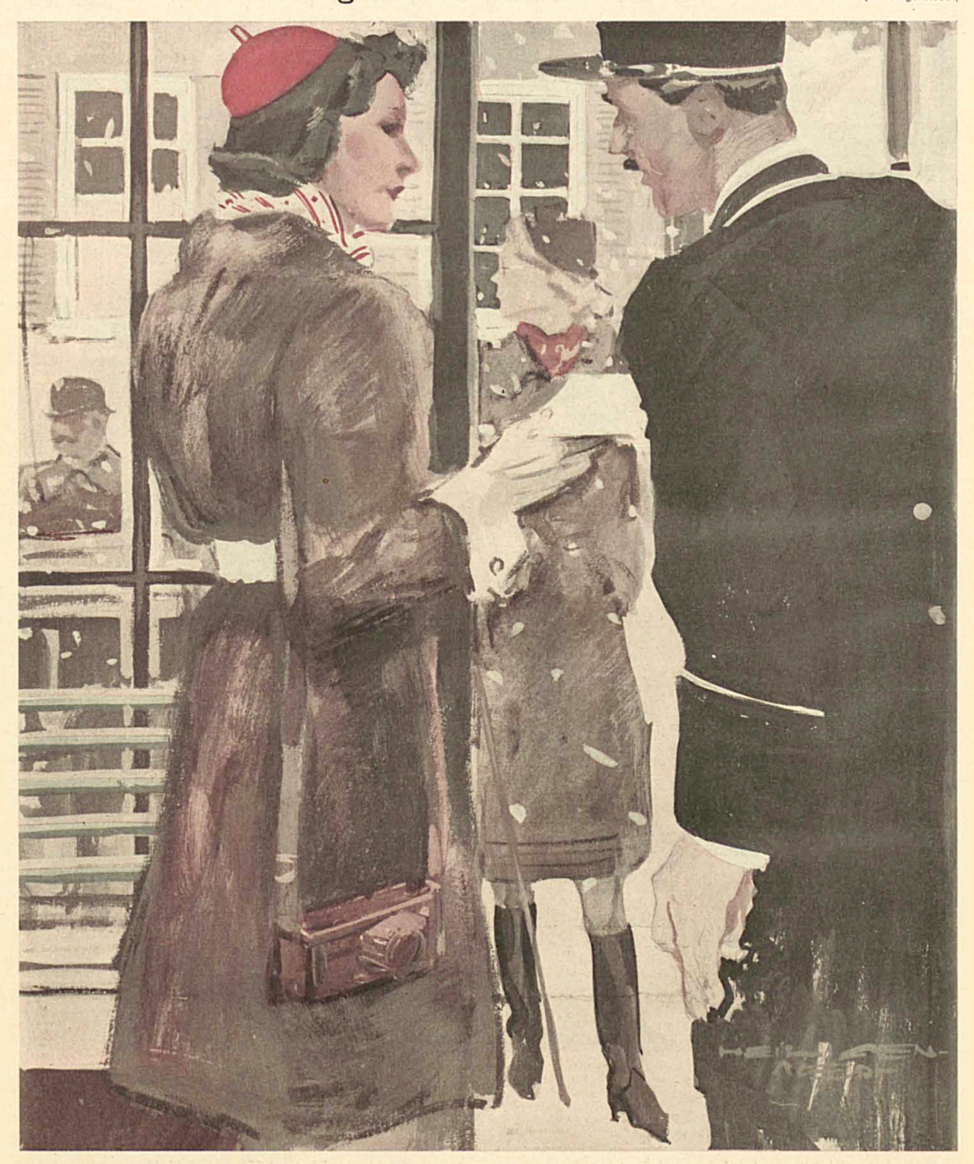
Führt auch der Zwerg ihn aus dem Haus,
Dann müßig durch die Gassen,
Wird doch für ihn kein Glück daraus,
Ist nur ein Zeitverprassen.

Wohl mancher ist dabei zum Schluß
Elendiglich verdorben,
Der sonst sich bei dem Riesen „Muß“
Ein Gütlein hätt' erworben!

Wilh. Schulz

Der gewandte Portier

(K. Heiligenstaedt)



„Was will denn der unbekannte Herr von mir?“ — „Bedauere, Gnädigste, das gehört zu den wenigen Dingen, über die ich keine Auskunft geben darf!“

München, 6. Februar 1938
43. Jahrgang / Nummer 5

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der kleine Zwischenfall

(K. Heiligenstaedt)



„Ihm ist die Geduld gerissen und mir das Strumpfband!" — „Na, und dann?" — „Dann hat er beides repariert!"

Tertius gaudens / Von Ratatöskr

Das Wünschen ist ein hübscher Spaß
und, oh, so billig!
Man taucht den Kiel ins Tintenfaß:
„Ich wünsch' dir dies und wünsch' dir das
— und möglichst füllig!"

Dann kommt der Sums in ein Kuwähr,
das man bespeichelt.
Zwölf Pfennig kostet's und nicht mehr.
Und der geschätzte Irgendwer
fühlt sich geschmeichelt.

Bloß wird er, neben dem Genuß,
von Gram befächelt,
weil er den innigen Erguß
nun auch beantworten muß.
. . . Die Reichspost lächelt.

Frau Fischer ist für Ordnung

Erwin leidet im allgemeinen nicht unter den Frauen, aber unter Frau Fischer leidet er. Und doch hat Frau Fischer geradezu die Aufgabe, ihm das Leben angenehm zu machen. Sie ist dazu nicht von der Natur bestimmt, sondern soll es auf Grund eines Vertrages mit gesetzlicher Kündigungsfrist und Zahlung am Ersten jedes Monats tun. Oh, Erwin ist durchaus zufrieden mit Frau Fischer. Es würde ihm auch nichts helfen, wenn er nicht zufrieden wäre; denn dann käme Frau Eder oder Frau Schuhmann, und dann wäre es genau das gleiche. Er kennt das, aber er leidet halt doch. Dagegen ist nichts zu machen.
Warum leidet Erwin? Er leidet z. B. am Aschenbecher. Na, am Aschenbecher kann man doch nicht leiden!
Erwin kann es, er hat es in langen Jahren gelernt ohne zu klagen. Erst hat er allerdings immer zu klagen versucht, aber dann hat er es gelassen, und nun hält er still.
Was tut denn Frau Fischer mit dem Aschenbecher? Zerschlägt sie ihn etwa? Ach nein, Frau Fischer zerschlägt eigentlich nie etwas. Sie ist so behutsam, sie ist so für Ordnung. Da haben wir's, für Ordnung ist sie, immer wieder für Ordnung, für die absolute, kristallklare Ordnung, für den Kosmos, wie das die humanistisch so überaus gebildeten Griechen nannten, und die Ordnung, den Kosmos, kann sich Frau Fischer eben nur ohne Asche, ohne Zigarettenstummel denken.
„Nehmen Sie, bitte, das Kaffeegeschirr hinaus", sagt Erwin und Frau Fischer tut es, sie nimmt das Kaffeegeschirr hinaus, aber sie nimmt auch den Aschenbecher mit, vermutlich, um ihn auszuleeren. Aber, zum Donnerwetter, sie bringt ihn nicht wieder herein; sie will ihn wohl gründlich reinigen. Es sind ja mehrere Aschenbecher im Zimmer, also nimmt Erwin einen zweiten. Kaum hat Frau Fischer gesehen, daß sich irgendwo wieder die unordentliche Asche befindet, nimmt sie auch den zweiten heraus und wieder einen und noch einen.
Ihre ordnungsliebenden Augen bemerken alles, jedes abgebrannte Streichhölzchen auf jedem Schälchen. Fort mit der das Weltbild störenden Unordnung! Sogleich stellt sie den Status quo wieder her. Sie bringt es fertig, diesen Status an einem Tag zehnmal wiederherzustellen.
Erwin hat sich schon gedacht, ganz im Anfang, er wolle einen Paragraphen in den Dienstvertrag aufnehmen: Wer Aschenbecher aus meinem Arbeitszimmer entfernt, ohne sie sofort wieder zu bringen, wird erschossen. Dann fürchtete er, daß so ein Vertrag gegen die guten Sitten verstieße, und er ließ es deshalb bleiben. Er glaubte auch, mit Milde erzieherisch vorgehen zu können, aber eine Frau Fischer oder eine Frau Eder oder eine Frau Schuhmann, die den Ruf zur Ordnung vernommen haben, lassen sich darin nicht im mindesten stören. Jeden unbewachten Augenblick benutzen sie dazu, Aschenbecher zu entfernen.
Er kennt sie gut, diese tätigen Frauen, die für Ordnung sind. Er ist übrigens auch für Ordnung, aber nicht so in Reinkultur, nicht so sehr für sterilisierte Ordnung. Er kann diese bakterienfreie Ordnungsliebe aller Frau Fischers sofort feststellen, er erkennt sie am Hang zum Pendant.
Was ist denn das? Nun, das ist so, wenn links eine Vase steht, dann muß auch rechts eine stehen, eine, die allein keine Lebensberechtigung hat ohne ihren Zwilling. Er weiß, diese Frauen sehen die Welt nur in Pendants. Sie ordnen den Schreibtisch nach diesem Prinzip, links das Papiermesser, rechts die Schere, links der Fahrplan und rechts Hölderlins Gedichte, wobei die Poesie die Aufgabe hat, das räumliche Gleichgewicht zum Fahrplan zu halten. Gerne legen sie die Gegenstände auch etwas schräg zur Tischkante, sehr gefällig, nach einem ihnen innewohnenden Schönheitsgefühl. Dieser Hang zur Zweiheit gehört zu ihnen und ihre Lieblingsbilder sind daher „Jägers Abschied" und „Jägers Heimkehr" oder „Tage des Lenzes" und „Herbst ist worden".
Als Frau Fischer sein Haus betrat, war ihr Erstes, daß sie auf dem Spiegeltischchen im Flur ein Arrangement aufbaute aus Telefon, ein Paar Handschuhen und einer Gasrechnung. Da wußte er, hier wird Ordnung herrschen, hier wird Schönheit durchdringend obwalten, hier wird keine Zigarettenasche mehr Frieden haben. Und Erwin träumte von einem Zimmer mit eingebautem Aschenbecher, den kein ordnender Sinn einer Frau Fischer je von seinem Platze entfernen könnte.

Foltzick

(R. Kriesch)

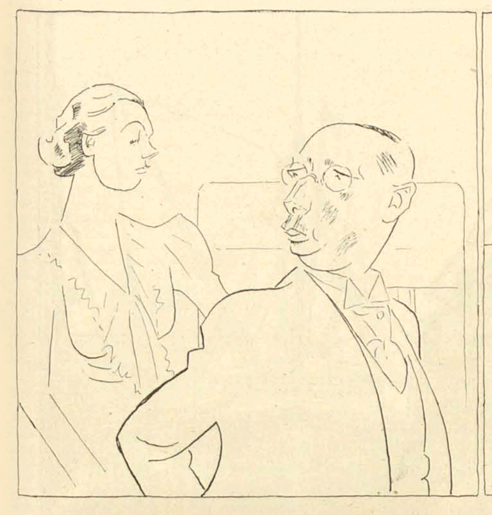


Der Vorsichtige

„Kind, ich bitt' dich, hupp, geh doch vom Tisch 'runter, hupp, sonst setzt dich der Kellner mit auf die Rechnung, hupp, hupp!"

Der Radio-Bastler

(Olaf Gulbransson)



„Hugo, wir müssen unsern Radio-Apparat richten lassen!"

„Quatsch! Das mach' ich viel besser und billiger!"

„So, jetzt hab' ich den Fehler schon! Es war kinderleicht!"

„Jetzt brauchst du 's nur noch zusammensetzen! Ich muß jetzt ins Büro!"

Im Hafen

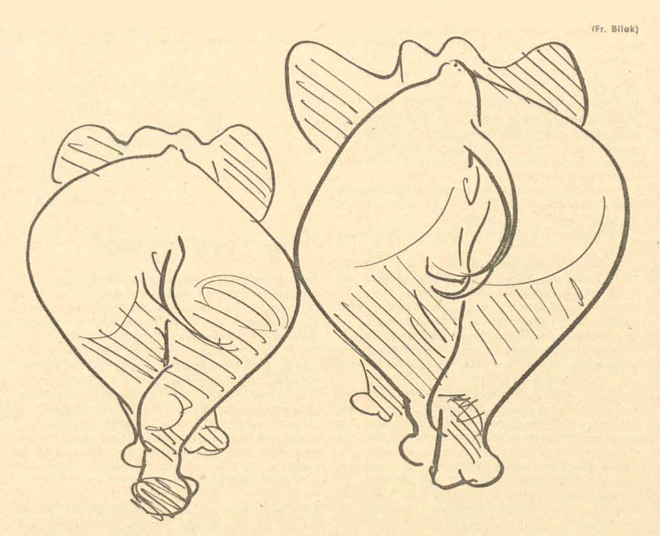
(Wilhelm Schulz)



„Hest du hier 'ne Braut, Hein?" — „Dat weet ich noch nich, bün grad erst ankamen."

Die Tigerklaue

Von Saki


(Fr. Bilek)

Mrs. Packletides Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, einen Tiger zu schießen. Nicht daß sie plötzlich von Mordlust überkommen worden wäre oder das Gefühl gehabt hätte, sie würde Indien beruhigter und glücklicher verlassen, als sie es vorgefunden hatte, wenn ein Bruchteil weniger an Raubtieren auf die Million Einwohner traf. Nein, das Leitmotiv ihres plötzlichen in die Fußstapfen Nimrods Treten war die Tatsache, daß Loona Bimberton unlängst mit einem algerischen Flugzeug elf Meilen über eine Wüstenstrecke geflogen war und von nichts anderem mehr sprach. Nur ein persönlich erbeutetes Tigerfell und eine reiche Ernte an Pressephotographien konnte derlei erfolgreich konkurrieren. Mrs. Packletide hatte bereits in Gedanken die Gesellschaft zusammengestellt, die sie in ihrem Haus in Curzon Street angeblich zu Ehren Loona Bimbertons geben wollte, wobei ein Tigerfell den größten Teil des Wohnzimmerbodens und den gesamten Gesprächsstoff einnahm. Sie hatte ebenfalls in ihrer Phantasie bereits die Brosche aus einer Tigerklaue entworfen, welche sie Loona Bimberton an ihrem nächsten Geburtstag schenken wollte. In einer Welt, von der man im allgemeinen annimmt, sie werde von Hunger und Liebe geleitet, bildete Mrs. Packletide eine Ausnahme: ihre Unternehmungen und Beweggründe wurden weitgehend von ihrer Abneigung gegen Loona Bimberton gelenkt.

Die Umstände erwiesen sich als günstig. Mrs. Packletide hatte tausend Rupien für die Möglichkeit, ohne allzu viel Anstrengung einen Tiger zu schießen, ausgesetzt und es traf sich, daß ein Nachbardorf sich rühmen konnte, der mit Vorliebe aufgesuchte Jagdgrund einer Bestie mit achtbarem Stammbaum zu sein, welche durch die zunehmende Gebrechlichkeit des Alters gezwungen worden war, die Jagd auf Wild aufzugeben und sich statt dessen zur Stillung ihres Appetits an die kleineren Haustiere zu halten. Die Aussicht, die tausend Rupien zu verdienen, hatte den sportlichen und kaufmännischen Ehrgeiz der Dorfbewohner geweckt. Kinder wurden Tag und Nacht an die Ausläufer der örtlichen Dschungel postiert, um den Tiger für den unwahrscheinlichen Fall, daß er in neue Jagdgründe fortzuziehen beabsichtigen sollte, zurückzuscheuchen und man ließ die billigere Sorte Ziegen mit ausgeklügelter Achtlosigkeit herumlaufen, um seine Zufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Jagdgebiet zu erhalten. Die einzige große Angst bestand darin, er könne an Altersschwäche sterben, ehe der Zeitpunkt für der Schuß der Memsahib gekommen war. Mütter, welche ihre kleinen Kinder nach der auf den Feldern geleisteten Tagesarbeit durch die Dschungel heimtrugen, verstummten mit ihrem Gesang, um nicht den ruhsamen Schlaf des verehrlichen Herdenräubers zu stören.

Die sehnlich erwartete Nacht brach wunschgemäß an, mondhell und wolkenlos. Ein Schießstand war auf einem bequemen und günstig gelegenen Baum errichtet worden und Mrs. Packletide und ihre bei ihr angestellte Gesellschafterin, Miß Mebbin, die von ihr bezahlt wurde, kletterten hinauf. Eine Ziege, die mit einem besonders ausdauernden Gemecker begabt war, von dem man sich mit Recht erwarten durfte, daß es auch ein halbtauber Tiger in einer stillen Nacht hören würde, wurde in entsprechender Entfernung angebunden. Mit einem genau eingestellten Gewehr und einem daumennagelgroßen Spiel Patiencekarten erwartete die Sportsdame die kommende Beute.

„Ich vermute, wir sind einigermaßen in Gefahr?" sagte Miß Mebbin. Sie hatte nicht eigentlich Angst vor dem wilden Tier, aber sie hegte eine tödliche Scheu davor, um ein Atom mehr Dienste zu leisten, als wofür sie bezahlt wurde.

„Unsinn!" sagte Mrs. Packletide. „Es ist ein sehr alter Tiger. Er könnte gar nicht hier heraufspringen, selbst wenn er wollte."

„Wenn es ein alter Tiger ist, so könnten Sie ihn, finde ich, billiger bekommen. Tausend Rupien sind ein Haufen Geld." Louise Mebbin maßte sich dem Geld im allgemeinen gegenüber die beschützende Art einer älteren Schwester an, ganz gleich, um welches Land oder welche Währung es sich handelte. Ihre Betrachtungen über den Marktwert von Tigerfellen wurden durch das Erscheinen des Tigers selbst auf dem Schauplatz unterbrochen. Sobald er die angebundene Ziege erblickte, legte er sich flach auf den Boden, offenbar weniger um nach Möglichkeit Deckung zu nehmen, als vielmehr um sich rasch noch ein wenig auszuruhen, ehe der große Angriff begann.

„Ich glaube, er ist krank", sagte Louise Mebbin laut auf Hindustanisch, damit es der Dorfhäuptling hören konnte, der in einem benachbarten Baum auf der Lauer lag.

„Pst!" machte Mrs. Packletide, und in diesem Augenblick begann der Tiger auf das Opfer zuzuschleichen.

„Jetzt! Jetzt!" drängte Miß Mebbin einigermaßen aufgeregt. „Wenn er die Ziege nicht zerreißt, dann brauchen wir sie nicht zu bezahlen." (Das Ködertier wurde eigens berechnet.)

Die Büchse entlud sich mit lautem Knall und die große lohfarbene Bestie sprang zur Seite und streckte sich dann hingerollt in Todesruhe. Im nächsten Augenblick hatte eine Schar aufgeregter Eingeborener den Schauplatz überschwemmt und ihr Geschrei verbreitete rasch die Neuigkeit im Dorf, wo sich das dröhnende Tamtam in den Triumph mischte. Und ihr Triumph und ihre Freude fanden ein bereitwilliges Echo im Herzen von Mrs. Packletide: die Gesellschaft in Curzon Street schien schon unendlich viel nähergerückt.

Louise Mebbin war es vorbehalten, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die Ziege durch ein tödliches Geschoß getroffen in Todeszuckungen lag, während an dem Tiger keine Spur der mörderischen Wirkung des Gewehrs zu entdecken war. Offenbar hatte die Jägerin das falsche Tier getroffen und das eigentliche Beutetier war infolge des plötzlichen Gewehrknalls einem durch seine greisenhafte Gebrechlichkeit beschleunigten Herzschlag erlegen. Mrs. Packletide ärgerte sich begreiflicherweise sehr über diese Entdeckung. Jedenfalls aber war sie im Besitz eines toten Tigers und die Dörfler, um ihre tausend Rupien besorgt, drückten gerne ein Auge zu betreffs der Darstellung, sie habe die Bestie erlegt. Miß Mebbin aber war eine bezahlte Gesellschafterin! Also stellte sich Mrs. Packletide unbeschwerten Herzens vor die Kameras und ihr bildgewordener Ruhm schmückte die Umschlagseiten

Nachts / Von Eugen Roth

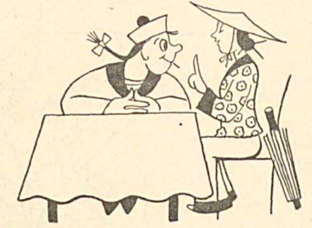
Schön ist es, zärtlichen Abschied zu winken
Und dann, von Weibergedanken rein
Im Wirtshaus allein
Des Bieres bittere Frische zu trinken.

Da bin ich so reif, wie ein Apfel, der fällt,
Da sitz ich so leicht und so schwer hinterm Glase.
In der Nase
Ist süß noch der Ruch einer wilden Welt.

Aber ich selber bin himmlisch weit.
Große Gedanken wohnen auf meiner Stirne golden.
Noch einmal, ein Engel, schwebt mit unsagbar holdem
Lächeln die Frau durch mitternächtige Ewigkeit.

der Wochenzeitschriften. Loona Bimberton weigerte sich wochenlang, eine Bilderzeitschrift anzuschauen und ihr Dankesbrief für den Erhalt einer Tigerklauenbrosche war ein Vorbild unterdrückter Gefühle.
Von Curzon Street reiste das Tigerfell nach Mrs. Packletides Landhaus und wurde gebührend von der ganzen Grafschaft bewundert. Es schién nur passend und das einzig Richtige, wenn Mrs. Packletide auf dem Grafschaftskostümball in der Maske einer Diana erschien.
„Wie alle Welt lachen würde, sofern man wüßte, wie es wirklich zuging!", sagte Louise Mebbin ein paar Tage nach dem Ball.
„Was meinen Sie damit?" fragte Mrs. Packletide rasch.
„Wie Sie die Geiß geschossen und den Tiger zu Tode erschreckt haben", sagte Miß Mebbin mit ihrem unangenehmen lustigen Lachen.
„Kein Mensch würde es glauben!" sagte Mrs. Packletide; ihr Gesicht wechselte die Farbe.
„Loona Bimberton schon!", meinte Miß Mebbin.
Mrs. Packletides Gesicht nahm eine unkleidsame grünweiße Tönung an: „Sie würden mich doch sicherlich nicht verraten?!"
„Ich habe ein Wochenendhäuschen in der Nähe von Dorking gesehen, das ich furchtbar gerne haben würde", sagte Miß Mebbin leichthin. „Ein richtiges Schmuckkästchen! Mir fehlt nur das Geld..."
Louise Mebbins hübsches Wochenendhäuschen, von ihr „Die Raubtierklause" getauft und im Sommer durch seine Randbeete aus Tigerlilien verschönt, ist das Rätsel und Staunen ihrer Freunde.
„Es ist ein Wunder, wie Louise das fertigbringen konnte", lautete das allgemeine Urteil.
Mrs. Packletide hat die Großwildjägerei aufgegeben. „Die unvorhergesehenen Nebenausgaben sind so hoch", gestand sie auf die Fragen ihrer Freunde. (Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Lieber Simplicissimus


(Zeichnung O. Nückel)

Emil kommt von der Kirschblüten-Redoute, mit einer süßen, kleinen Geisha am Arm.
„Mauserl, da ist noch ein nettes Kaffeehaus offen!" sagt Emil, und die süße, kleine Geisha schnappt sofort ein: „Ich bin dabei ... Komm!"
Sie nehmen in einer Loge Platz, der Kellner flitzt herbei, Emil bestellt zwei Schwarze, der Kellner entfernt sich weniger eilig und die kleine, süße Geisha sagt mit dem Unterton leiser Enttäuschung: „Du, warum hast denn kein' Wein net b'stellt?"
„Wein?" meint Emil, „willst du Wein trinken?"
„Nein, das net", zupft sie an ihrem Kimono herum, „ich reiß mich gar net um ein' Wein... Aber weißt, wann man nur ein' Schwarzen trinkt, derf man die Vorhäng' von der Log' net zumachen!"

In einer Stadt an der schönen blauen Donau waren an einem der letzten Glatteistage die Gehsteige — so wie man's als gelernter Wiener gewohnt ist — nicht bestreut, und die Fußgänger balancierten unter Lebensgefahr ihres Weges. Meine Verwunderung war sozusagen grenzenlos, als ich plötzlich einen säuberlich gereinigten Gehsteig erblickte, den der Herr Hausmeister eben fürsorglich mit Sand bestreute.
„Also, alle Achtung, lieber Herr", sagte ich, „Sie wissen wenigstens, was Vorschrift und Pflicht ist!"
„Was?" brummte der Herr Hausmeister mit einem schiefen Blick, „was haßt Vurschrift und Pflicht? Da um's Eck is de Polizeiwachstuben!"

Die Markthändlerin Botterjahn aus einem Dorf bei Königsberg hatte es endlich einmal möglich gemacht, ihre in Köln verheiratete Tochter zu besuchen. Als Mutter Botterjahn wieder in ihrem Dorf eingetroffen war, wurde sie gefragt: „Nu, wie war es jewesen in Köln?"
Mutter Botterjahn meinte: „Janz scheen soweit" und setzte seufzend hinzu: „Aber een Ostpreußisch spricht man dort, Kinners, ick hab' nich die Hälfte davon verstanden."

Der schon ergraute Kahlbauer Toni stand vor dem Richter. Die Anklage lautete auf schwere Körperverletzung. Nach Verlesung der Anklageschrift fragte der Richter mit mißbilligender Amtsmiene: „Angeklagter, wie kamen Sie dazu, dem Gastwirt Kirzelberger eine Gabel in die Brust zu stechen? Und das in Ihrem Alter!"
„Pfeilgrad mei Alter is daran schuld", entschuldigte sich der Toni, „i kann net mehr so richtig schau'n und hab' glaubt, 's wär' a Messer."

Eine Versicherungsgesellschaft in St. war kürzlich hundert Jahre alt geworden. Dieses Jubiläum wurde natürlich entsprechend gefeiert, und zwar in erster Linie mit einem abendlichen Festakt in einem großen Saal der Stadt. Die Programmfolge hiezu lautete nach einleitenden Musikstücken: 4. Festrede des Herrn Generaldirektors X. 5. „Wacht auf", gemischter Chor aus „Die Meistersinger..."

Die Versteigerung / Von Eva Gräfin von Baudissin

Es war nun nicht anders — und man mußte sich darein finden. Frau Feldhus' berühmte Tapferkeit, ihre Energie und ihr Mut, auch dem Seltsamsten die Stirn zu bieten, würden wie immer standhalten. Davon waren ihre Freunde felsenfest überzeugt, mußte sie es dann nicht auch sein —?! Niemand darf es wagen, seine Nächsten, die es so gut mit einem meinen, zu enttäuschen. Dieser neuen Lage allerdings, sich nun durch eine Versteigerung von ihrem letzten Besitz auf Erden trennen zu sollen, hatte sie noch nie gegenüber gestanden. Beim Verkauf ihres Hauses, des Grundstückes, ihrer schönen Möbel, war sie, wenigstens äußerlich, vollkommen ruhig geblieben — aber dies hier — —. Mit ein wenig unsicheren Bewegungen schob sie antike Leuchter, Tassen, Miniaturen, Dosen und Schalen hin und her, reizvollste Kleinigkeiten, deren Wert und Schönheit niemand in diesem Städtchen verstanden, ja, kaum ein Pietätsgefühl für ererbte Schätze gehabt hatte. Dies und jenes war ihr geschenkt worden, bis man selbst aufmerksam wurde; da hatte sie gern und ohne Zögern gute Preise gezahlt, oft mehr als verlangt wurde, wenn sie eine Not hinter dem Angebot witterte. Weshalb auch nicht —? Ihr Mann lächelte zu dieser Liebhaberei und ließ sie ihr. Allmählich fand auch er Gefallen daran und brachte ihr von seinen Reisen kostbare Stücke mit. Und jetzt — ein schmerzliches Lächeln lag um ihren Mund — bedeuteten sie ihren einzigen Besitz! Langsam schritt sie am Tische entlang, der weit ausgezogen die Länge und Breite des Raumes füllte. Zu einer Versteigerung hatte man ihr geraten, eine in den eignen Wänden, in die sich kein Händler mischen dürfe; da würden sich die Freunde des Hauses, wie die Sammler, von denen es jetzt zahlreiche im Städtchen gab, gegenseitig überbieten und ihr sicher eine gute Einnahme bleiben. Wozu eigentlich noch —?! Das kleine Zimmer im Stift, das einst ihr Vater gegründet hatte, war ihr sicher. Sie war die erste ihrer Familie, die hineinzog, sie würde auch die letzte sein. Ganz sanft strich sie mit den Fingerspitzen über ein paar Lieblingsgegenstände; es war doch ein Abschied.

Es klingelte, und sie ging selbst hinaus, um zu öffnen. Zwei Damen drangen eifrig an ihr vorbei in die Wohnung: sei schon jemand da —? Gottlob, nein! Sie kamen eben nur, um zu bitten, daß man ihnen doch vor der Versteigerung die kleinen französischen Kupferstücke überlassen wolle — sie wisse schon, die man ihr einst verkauft hatte —. „Geschenkt", schob Frau Feldhus ein, griff nach den goldenen Rähmchen und hielt sie freimütig hin. „Bitte, nehmen Sie sie zurück, sie haben mich ja nun lange genug erfreut —."

O wirklich! Nein, wie dankbar man sei! Das habe man eigentlich nicht gewollt, aber — — —. Frau Feldhus wollte Papier zum Einwickeln hinreichen, aber draußen läutete es wieder. Die Neueintretenden sahen etwas verlegen auf die ersten Besucher und diese verabschiedeten sich schnell. Nein, bleiben wollte man nicht, das hieße nur stören —. Frau Feldhus wandte sich zurück: man tuschelte noch untereinander. Aber sie verstand. Ohne Übergang fragte sie: „Was möchten Sie zurückhaben —?" O nein! Was sie nur denke! Man habe nur geglaubt, sie könne am Ende das alte Empireservice aus der Versteigerung herausziehen, das hier, mit den reizenden Henkeltassen und der Vergoldung, die noch so gut wie frisch aussähe —. Wie gut sie alles bewahrt habe! Wisse sie wohl noch, wie man es ihr einst angeboten —? „Nein, das haben Sie mir geschenkt, großmütigerweise", sie berührte kaum mit einem Gedanken, geschweige denn mit einem Wort den Umstand, daß man es ihr für eine große Gefälligkeit ihres Mannes, durch die eine alte Firma vorm Zusammenbruch gerettet worden war, mit tausend Danksagungen überbracht hatte. Auch die einstigen Geber mußten dies längst vergessen haben. Sie hatten ein paar Körbe und Netze bei sich und Frau Feldhus sah ruhig zu, wie schnell und gewandt das Empireservice, das von der Urgroßmutter stammte und das man so lange bitter vermißt hatte, wie man ihr bedeutete, in Papier und Holzwolle verschwand. Ja, ja, jeder mußte zu seinem Gut kommen: das Unrechte gedieh eben doch nicht!

Und jeder kam dazu. Ihr Zimmer wurde nicht leer von Menschen, Freunden wie fast Fremden, dagegen schwand der Reichtum auf dem Tisch dahin. Eine seltsame Frau! meinten die Besucher, wenn sie mit dem Gewünschten abzogen. Zuerst hatte sie nur gelächelt, zuletzt lachte sie wirklich ganz gemütlich und schien die kommende Versteigerung fast für einen guten Witz anzusehen. Schrecklich, daß so herabgekommenen Menschen das Gefühl für Demütigung und Schande so verloren geht! Man eilte so schnell als möglich aus ihrer Wohnung heraus. So was konnte ja direkt anstecken, solche leichtfertige Auffassung!

Als mittags zur angesagten Stunde der Versteigerung einige Käufer die Treppe hinaufstiegen, hielten sie ärgerlich vor dem Schild an der Wohnungstür: „Versteigerung abgesagt!" Nein, so etwas! Da lief man eigens her und wurde an der Nase herumgeführt. Diese ehemals reichen Menschen verloren doch niemals ihren Hochmut!

Drinnen im letzten Lehnstuhl saß Frau Feldhus und freute sich über die erzürnten Randbemerkungen. Ja, ja, so eine war sie, eine Hochmütige! Denn sie hielt einen kleinen bronzenen Buddha auf dem Schoße, den niemand reklamiert hatte. Auf seiner Rückseite stand in der Handschrift ihres Mannes: „Aus dem Tempel der 10000 Buddhas im Kaiserpalast Peking." Ob er ihn wohl gestohlen hatte —? Nie hatte sie darüber nachgedacht. Aber ihn hatte niemand gewollt, nicht einmal geschenkt. Ja, unrecht Gut gedeihet nicht! Sie drückte ihn an sich: er sollte mit ins Stift. Zum ewigen Gedenken an die Versteigerung — und an ihre Freunde.

Die Augenuntersuchung

Von Wilhelm v. Hörsten

„Ich ging das zweite Jahr zur Schule", erzählte unser Meister, „als eines Tages, gleich nach der großen Pause, eine Augenuntersuchung vorgenommen wurde.

Unser Lehrer unterhielt sich mit dem Doktor, einem älteren Herrn. Sie besprachen wahrscheinlich die erforderlichen Einzelheiten. Aufmerksam warteten wir Jungens auf das bevorstehende Ereignis.

Der Lehrer heftete eine Karte an die Wand. Die Karte zeigte deutlich ein Quadrat mit vier Ausgängen. In einem dieser Ausgänge befand sich ein kleiner, schwarzer Punkt.

Die Kinder wurden nun der Reihe nach aufgerufen. Der Lehrer stand an der Wand neben der kleinen Karte, die er nach Belieben verdrehte, so daß der kleine, schwarze Punkt einmal oben oder unten oder an einer der beiden Seiten zu sehen war.

Der Arzt fragte nun das jeweils zu untersuchende Kind, das sich in einer bestimmten Entfernung zur Wand aufzustellen hatte: ‚Siehst du die Karte? Und auch das schwarze Viereck? Wieviel Ausgänge hat es? Und wo läuft die kleine, schwarze Maus 'raus?'

Jedes Kind gab getreulich seine Antworten. Zuletzt zeigte es mit dem Finger gegen die Wand und rief: ‚Da läuft die Maus 'raus!' Es meinte dann die Seite des Quadrates, wo der kleine, schwarze Punkt sichtbar war.

Der Arzt trug das Ergebnis feierlich in ein Buch. Die Untersuchung machte überhaupt viel Spaß. Manchmal mußte ein Junge zwar einen oder zwei Schritte vortreten, damit er die kleine, schwarze Maus auch richtig sah. Doch im großen und ganzen verlief die Untersuchung ohne Zwischenfall.

Als einer der letzten wurde ich aufgerufen. Vorher hatte ich mich schon angestrengt bemüht, die Maus zu entdecken, die aus dem Loch entwischen sollte; das wollte mir aber nicht gelingen. Ich war sehr aufmerksam, doch die Maus sah ich nicht. Das beunruhigte und verwirrte mich etwas: Jeder Junge sah die Maus, und ich nicht.

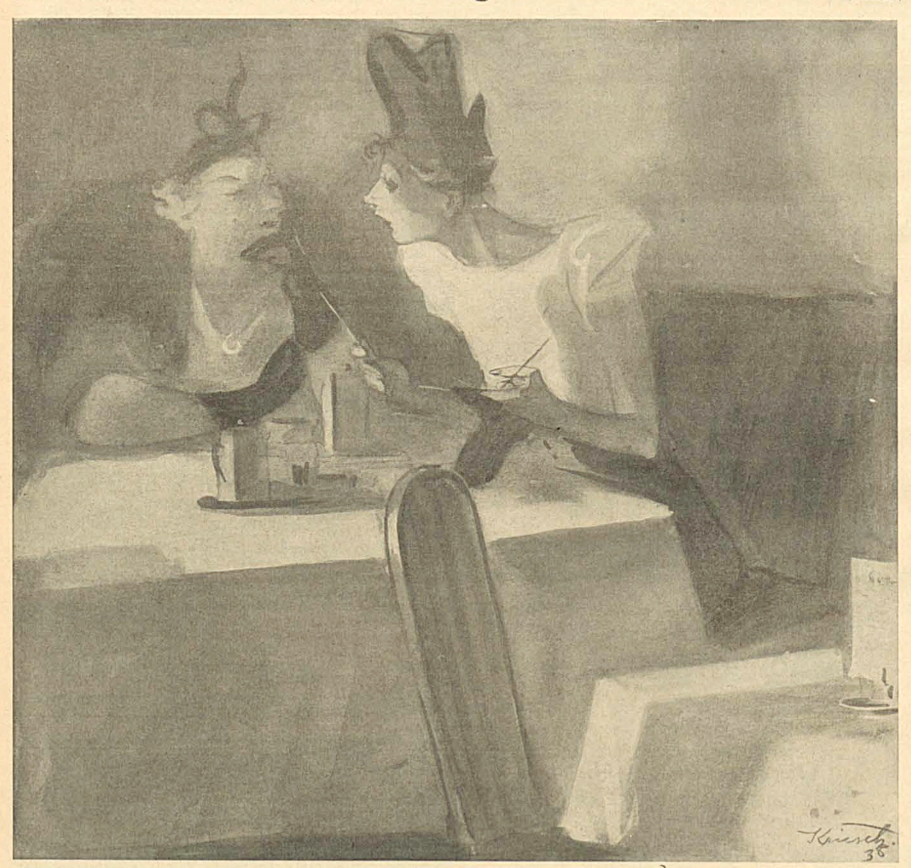
Der Arzt fragte, und ich antwortete. Die Maus sah ich aber immer noch nicht. Ich strengte mich sehr an, sah aber wirklich keine Maus und sagte das auch.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Er ließ mich einen Schritt vortreten und wiederholte seine Frage. Das Ergebnis war dasselbe: Ich sah keine Maus.

Der Arzt ließ mich noch einen Schritt vortreten. Er gab sich redliche Mühe mit mir. Er sagte: ‚Du mußt doch die Maus sehen! Du bist doch nicht

Die altkluge Mutter

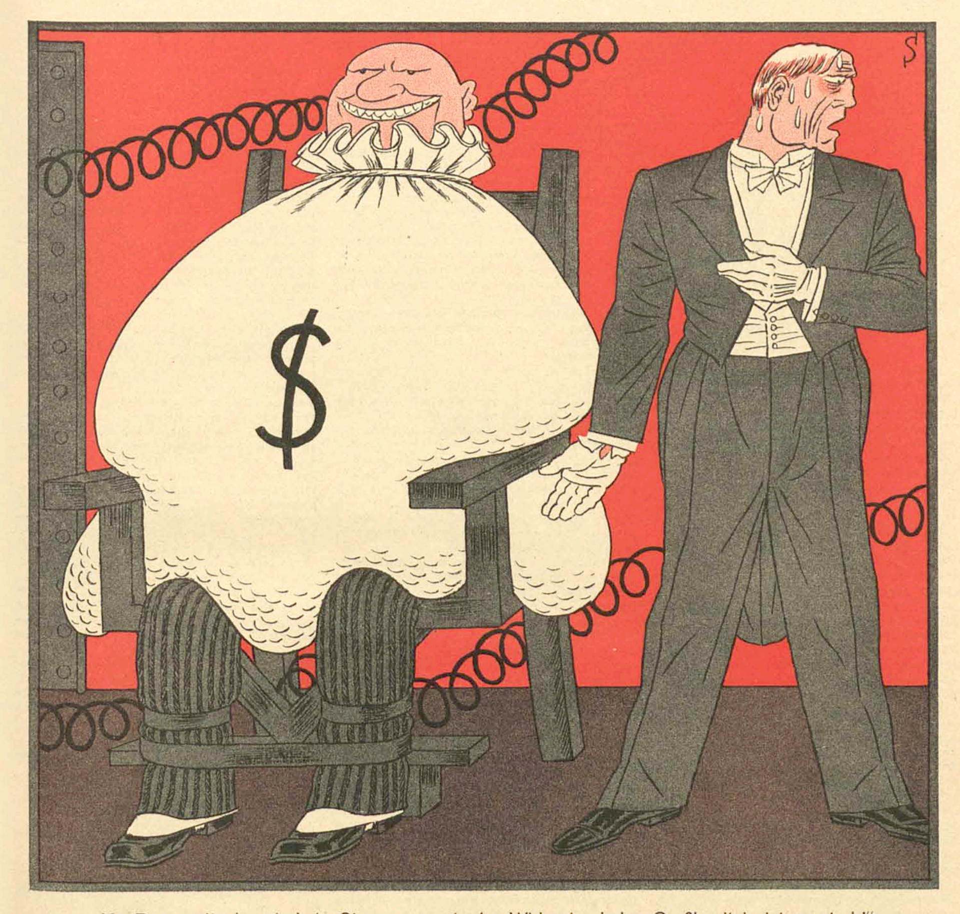
(R. Kriesch)



„Ich kann nur glücklich werden, wenn ich ihn heirate!" — „Und was haste dann davon, wenn du glücklich bist?"

Roosevelt und die Holdinggesellschaften

(Erich Schilling)



„Mr. Roosevelt, der stärkste Strom versagt: der Widerstand des Großkapitals ist zu stark!"

blind!' Zuletzt stand ich mit der Nase vor der Karte, aber die Maus sah ich nicht.
Nun wurde der freundliche, alte Herr ernst. Er knöpfte seine Jacke auf und zu und wischte sich über die Stirn. Er sprach mit dem Lehrer und schüttelte den Kopf. Er sagte: ‚Alle Kinder sehen doch die Maus, nur dieses eine Kind nicht — das begreife, wer kann!'
Ich fühlte mich nicht gut. Gar zu gern hätte ich die Maus gesehen; schon allein, um den aufgeregten Doktor wieder freundlicher zu stimmen. Aber ich sah die Maus nicht und konnte doch auch nicht sagen, daß ich sie gesehen hätte.
Unglücklich starrte ich gegen die Karte. Ich wünschte sehnlichst, daß die Maus endlich aus dem Loch wischte. Meine Qual wurde immer größer. Der Arzt und der Lehrer schauten mich an. Die Schulkameraden verfolgten aufmerksam den Vorgang.
Der Arzt wiederholte die Untersuchung. Sie blieb ergebnislos. Er wischte sich über die Stirn, knöpfte seinen Rock auf und zu, sprach mit dem Lehrer, und sah mich verständnislos an. Mir war zum Weinen zumute; denn die Maus entwischte immer noch nicht aus dem Loch.
Der Doktor beruhigte sich etwas. Er sah mich mit einem Anflug von Güte an. Seine rechte Hand legte er auf meine Schulter, mit der linken zeigte er nach der kleinen Karte. Nun fragte er mich: ‚Siehst du dieses kleine Viereck, mein Junge? Und diese vier Ausgänge auch? Und diesen Punkt hier? Siehst du das?'
Ja, ich sah alles. Den Punkt auch. Ich nannte die Seite, wo er sich befand.
‚Den Punkt siehst du?' fragte der Arzt. Seine Stimme klang erstaunt. Er sah mich verwundert an.
Ja, den Punkt sah ich.
Der Lehrer lächelte.
Ich wurde noch einmal untersucht. Den Punkt sah ich aus der weitesten Entfernung. Ich konnte genau sagen: ‚An der und der Seite befindet er sich.'
Alle Not hatte ein Ende. Von der Maus war nicht mehr die Rede. Der Arzt trug das Ergebnis der Augenuntersuchung in sein Buch. Er sah den Lehrer an und sagte: Das wäre ihm noch nicht vorgekommen. Dann verließ er den Klassenraum, und der Unterricht begann."

(Fr. Bilek)



EIN FERNGESPRÄCH

VON DOROTHY PARKER

„Sie sind mit Detroit verbunden", sagte das Fräulein vom Fernamt.

„Hallo!" sagte das junge Mädchen in Neuyork.

„Hallo?" sagte der junge Mann in Detroit.

„O Jack! Liebster, ich bin so froh, deine Stimme zu hören. Du weißt gar nicht, wie sehr ich ..."

„Hallo?" fragte er zurück.

„Ach, kannst du mich nicht verstehen?" sagte sie. „Ich höre dich, als stündest du gerade neben mir. Ist es jetzt besser, Lieber? Kannst du mich jetzt verstehen?"

„Wen wünschen Sie denn zu sprechen?" fragte er.

„Dich, Jack!" sagte sie. „Dich. Dich. Hier ist Lucie, Liebling. O bitte, versuch', mich zu verstehen. Hier ist Lucie."

„Wer?" sagte er.

„Lucie!" sagte sie. „Ach, erkennst du denn meine Stimme nicht? Es ist Lucie, Liebling, Lucie."

„Ah, hallo, jetzt!" sagte er. „Ach so. Jetzt endlich. Wie geht's dir?"

„Mir geht es gut", sagte sie. „Oder eigentlich auch nicht, Liebling. Ich ... o, es ist einfach schrecklich. Ich kann es nicht mehr aushalten. Kommst du nicht bald zurück? Bitte, sag' mir, wann du zurückkommst. Du ahnst nicht, wie schrecklich es ohne dich ist. Es ist eine so lange Zeit — du hast gesagt, es würden nur vier oder fünf Tage werden, und jetzt sind es fast drei Wochen. Es ist wie Jahre und Jahre. O, es war so schrecklich, Liebling! Es war gerade so ..."

„He, es tut mir furchtbar leid", sagte er, „aber ich kann kein Wort von dem verstehen, was du sagst. Kannst du denn nicht lauter sprechen?"

„Ich will's versuchen. Ich will's versuchen", sagte sie. „Ist's jetzt besser? Kannst du mich jetzt besser verstehen?"

„Jawohl, jetzt geht's ein wenig", sagte er. „Sprich nicht so rasch, ja? Was hast du vorhin gesagt?"

„Ich habe gesagt, es ist einfach schrecklich ohne dich. Es ist eine so lange Zeit, Liebster. Und ich habe nicht ein Wort von dir gehört. Ich war — ach, ich bin ganz verzweifelt, Jack. Nicht einmal eine Postkarte, Liebster, oder einen ..."

„Ehrlich, ich hatte keine freie Minute", sagte er. „Ich habe gearbeitet wie ein Narr. Ich mußte wie verrückt herumhetzen."

„Mußtest du?" sagte sie. „Verzeih mir. Ich war dumm. Aber es war einfach ... o, es war einfach die Hölle, nie ein Wort von dir zu hören. Ich dachte, du würdest vielleicht einmal anrufen, um ‚gute Nacht' zu sagen — du weißt schon, so wie du es früher getan hast, wenn du fort warst."

„Nun, ich wollte das ja auch verschiedene Male", sagte er. „Aber ich dachte, du würdest vermutlich ausgegangen sein oder sonst was."

„Ich war nie aus", sagte sie. „Ich bin immer daheim geblieben. Es ist leichter für mich so. Ich mag nicht unter die Menschen gehen. Jedermann fragt mich: ‚Wann kommt Jack zurück?' oder ‚Was hören Sie von Jack?' und ich fange dann vor ihnen zu heulen an. Liebling, es tut so schrecklich weh, wenn sie mich nach dir fragen und ich sagen muß, daß ich von dir ..."

„Das ist die lausigste, elendeste Verbindung, die ich in meinem Leben gesehen habe!" sagte er. „W a s tut weh? Wo fehlt's?"

„Ich sagte, es tut so furchtbar weh, wenn die Leute mich nach dir fragen und ich sagen muß ... Nun, schon gut. Schon gut. Wie geht's dir, Liebling? Erzähl' mir doch, wie's dir geht."

„O, soweit gut. Nur elend müde. Und bei dir ist alles in Ordnung?"

„Jack, ich ... das eben wollte ich dir ja sagen. Ich bin furchtbar beunruhigt. Ich bin fast von Sinnen. Was soll ich denn tun, Liebling? Was wollen wir denn tun? Jack ... o, Jack ...!"

„Hör' mal, wie kann ich dich denn verstehen, wenn du so murmelst?" sagte er. „Kannst du nicht lauter sprechen?"

„Ich kann doch nicht ins Telefon hineinschreien!" sagte sie. „Sei doch vernünftig! Hast du denn keine Ahnung? Verstehst du denn nicht, was ich dir sagen möchte? Weißt du es nicht? Weißt du es nicht? Weißt du es nicht?"

„Ich gebe es auf", sagte er. „Erst murmelst du und dann schreist du. Paß mal auf, das hat keinen Sinn. Ich kann nichts verstehen bei dieser elenden Verbindung. Warum schreibst du mir nicht lieber morgen früh einen Brief? Tu das doch, ja. Und ich schreibe dir auch einen. Recht so?"

„Jack, hör' doch — hör' zu!" sagte sie. „Hörst du mich? Ich muß dich unbedingt sprechen. Ich sage dir, ich bin fast verrückt. Bitte, Lieber, hör, was ich dir sage. Jack, ich ..."

„Nur einen Augenblick", sagte er. „Jemand klopft an der Tür. (Setzt euch, bitte, einen Augenblick. Gleich bin ich fertig.) — He, hörst du? Eben sind Geschäftsfreunde zu mir gekommen. Ich kann kein Wort mehr verstehen. Mach's so, und schreib' mir morgen einen Brief. Willst du?"

„Dir einen Brief schreiben?" sagte sie. „Lieber Gott, glaubst du denn nicht, daß ich dir schon längst geschrieben hätte, wenn ich gewußt hätte, wohin! Ich wüßte auch heute nicht, wo dich erreichen, wenn man es mir nicht in deinem Büro gesagt hätte."

„So, haben sie das? Hm, ich dachte, ich hätte hinterlassen ... Hör' zu, paß' auf, das muß dich ja ein Vermögen kosten! Du solltest so etwas nicht tun."

„Was glaubst du, daß mir daran liegt?" sagte sie. „Ich sterbe, wenn ich dich nicht sprechen kann. Ich sage dir, ich werde sterben, Jack, Liebling, was ist los? Willst du es mir nicht sagen? Sag mir, warum du so bist? Hast du mich denn nicht mehr lieb? Ist es das? Sag, Jack."

„Zum Teufel, ich kann nichts verstehen. Ob es w a s ist?"

„Bitte", sagte sie. „Bitte, bitte, Jack, hör' zu. Wann kommst du zurück? Ich brauche dich so. Ich brauche dich so schrecklich notwendig. Wann kommst du zurück?"

„Nun, darum handelt es sich eben", sagte er. „Eben darüber wollte ich dir morgen schreiben. Hallo! Kannst du mich verstehen? Nun, so wie sich die Dinge hier entwickelt haben, sieht es fast so aus, als müßte ich noch für einige Zeit nach Chicago. Es sieht aus, als würde es ein großes Geschäft werden. Es wird nicht so sehr lange dauern, glaube ich. Es scheint so, als müßte ich nächste Woche hin, nehme ich an."

„Jack, nein! Tu das nicht. Du kannst das nicht tun. Du kannst mich nicht so allein lassen. Ich muß dich sehen, Liebling, ich muß unbedingt! Du mußt zurückkommen oder ich muß dorthin zu dir kommen. Ich kann das nicht allein durchmachen. Jack, ich kann nicht, ich ..."

„Hör' zu, wir sagen uns jetzt besser ‚gute Nacht'", sagte er. „Es hat keinen Sinn, daß ich mir den Kopf darüber zerbreche, was du sagst, wenn du so in dich hineinsprichst. Und hier ist ein derartiger Lärm. Du legst dich jetzt vernünftig ins Bett und ich schreibe dir morgen über alles."

„Hör'!" sagte sie. „Jack, geh' nicht weg. Hilf mir, Liebster. Sag' etwas, um mir über die Nacht hinwegzuhelfen! Sag', daß du mich liebst. In Gottes Namen sag', daß du mich lieb hast. Sag's! Sag's!"

„Ah, ich kann hier doch nicht sprechen", sagte er. „Ich werde dir als erstes am Morgen schreiben. Leb wohl. Dank dir für den Anruf."

„Jack!" sagte sie. „Jack, geh nicht fort. Jack, warte eine Minute. Ich muß dich sprechen. Ich werde ruhig sprechen. Ich werde nicht weinen. Ich werde so sprechen, daß du mich verstehen kannst. Bitte, Liebster, bitte ..."

„Gespräch mit Detroit beendet?" fragte das Fernamt.

„Nein!" sagte sie. „Nein, nein, nein. Holen Sie ihn her, holen Sie ihn sofort wieder her. Holen Sie ihn her!"

„Nun, schon gut. Schon gut. Schon ... gut!"

(Aus dem Amerikanischen von Hans B. Wagenseil.)

Der Blinddarm

Von Wilhelm Pleyer

Der Blinddarm hat keinen Zweck,
Das weiß man allgemein.
Am besten hinaus mit dem Dreck,
Er gehört nicht hinein.

Der Blinddarm, der wie gesagt,
Gar nicht hineingehört,
Hat, ganz gleich, wen man fragt,
Durchaus keinen Wert.

Du bezahlst ihn erst, ist er weg,
Indem du geschnitten wardst.
Er hat durchaus keinen Zweck
Für den Menschen —

Bloß für den Arzt.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hausball beim Grosswirt

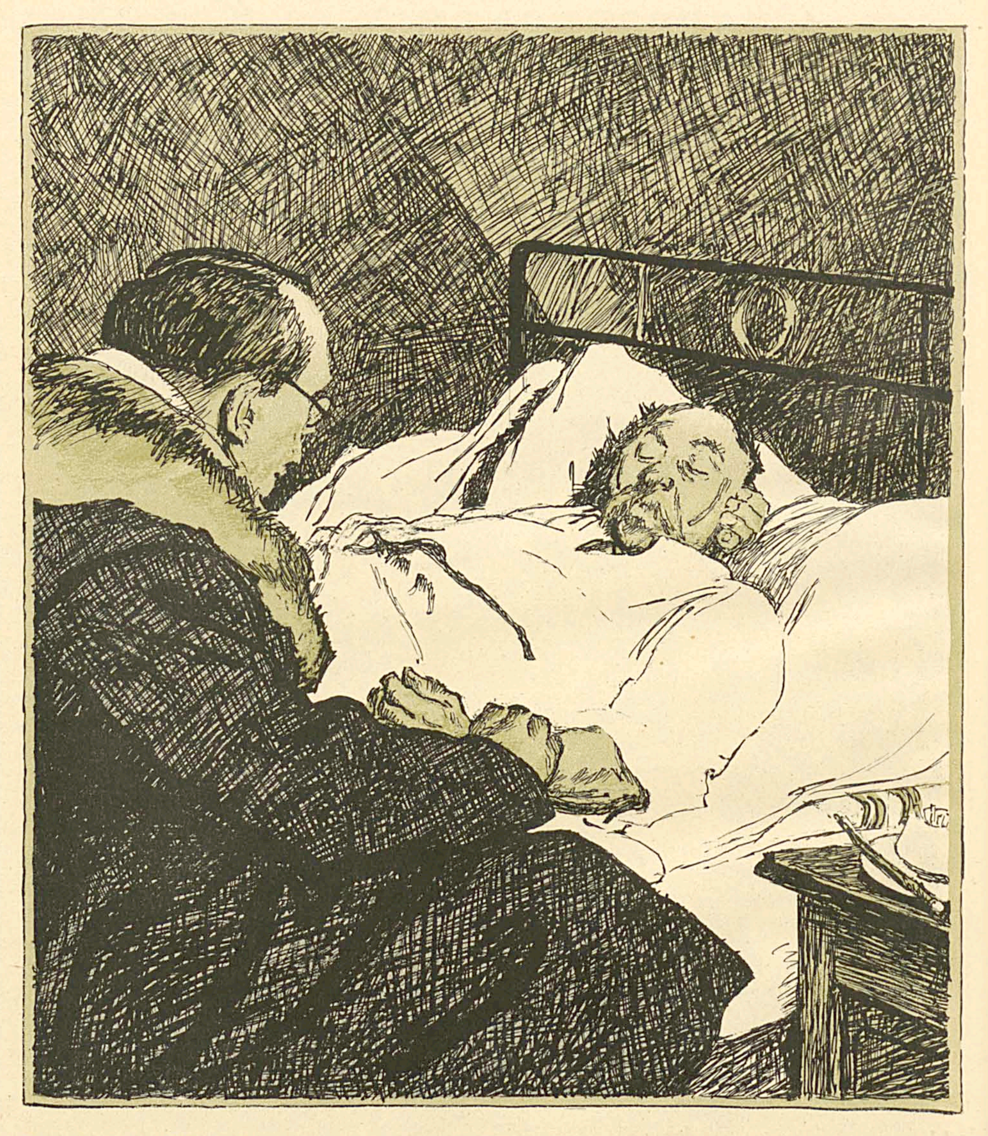
(K. Arnold)



„I hab's glei' g'sagt, a bisserl historisch hätt' si' mei Mo scho' herricht'n könna — Hanswurscht is er a so 's ganz' Jahr!"

Das fehlte noch!

(E. Thöny)



„Fleisch ist direkt Gift für Sie, Verehrtester! Essen Sie tüchtig Gemüse und Obst, zum zweiten Frühstück etwa — na, sagen wir: ein paar Bananen." — „Ah geh', Herr Dokta, lass'n S' mi aus mit de vegetarischen Weißwürscht'!"

München, 13. Februar 1938
43. Jahrgang / Nummer 6

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

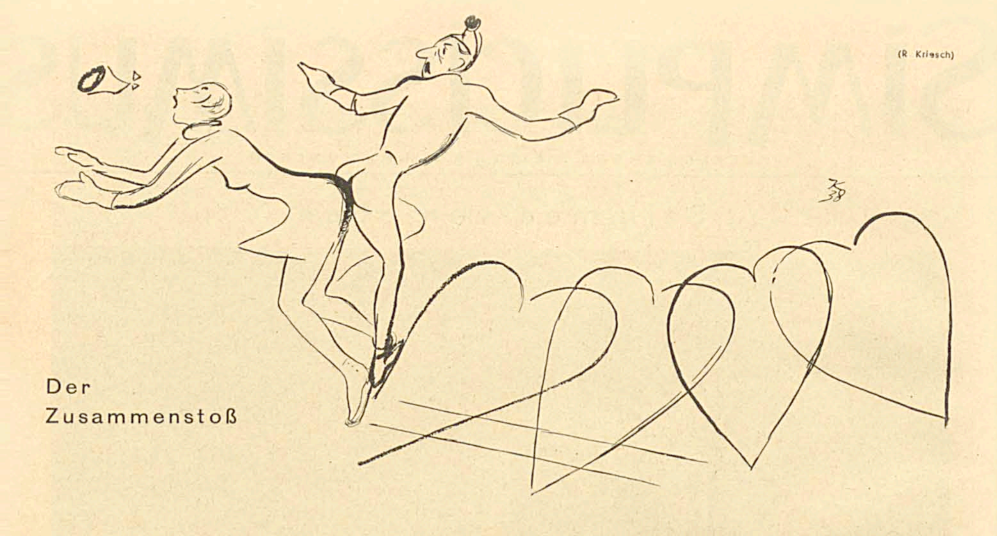
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Stimmen von oben

(E. Thöny)



„Ich kann Ihnen sagen, die Abfahrt war ein reiner Genuß!" — „Was, vollkommen sturzfrei?" — „Na, klar, so 'ne Seilbahn ist gänzlich ungefährlich!"



(R Kriesch)

Der Zusammenstoß

EIFERSUCHT FÜR DEN HAUSGEBRAUCH

VON WALTER FOITZICK

Liebste Charlotte!

Es ist soweit. Aber hab keine Sorge, passiert ist nichts und es wird auch nichts passieren. Als Deine beste Freundin sehe ich mich nämlich vor die Aufgabe gestellt, Freds Eifersucht zu leiten und eine Anweisung für die sachgemäße Behandlung seiner widerstreitenden Gefühle zu geben. Jawohl, Fred ist eifersüchtig. Das war nicht allzuschwer herauszubekommen; denn wenn Männer eifersüchtig sind, spürt man es zehn Meilen gegen den Wind. Sie sind dann von so einer überlegenen Sicherheit, sie tun dann durchaus so, als ob gar nichts wäre, wobei sie gelegentlich leise vor sich hinpfeifen, wie sie das vom Theater und Film her als Zeichen des Vollkommen-über-der-Sache-Stehens gelernt haben.

Fred pfiff zwar nicht, aber er fragte mich, ob ich am Freitag mit ihm eine Tasse Tee trinken wolle. Ich war ein bißchen erstaunt; denn Dein Fred hat noch nie mit mir eine Tasse Tee trinken wollen, und außerdem wußte ich ja, daß Ihr Euch gewöhnlich an diesem Tage trefft. Ich fragte ihn deshalb, ob Ihr Euch gezankt hättet. Jetzt lief Freds Walze störungsfrei ab.

Zunächst behauptete er vollkommen sinnlos, daß Ihr Euch überhaupt nie zanktet; dann sagte er, daß Ihr vollkommen unabhängig voneinander seid und jeder machen könne, was er wolle, und am Freitag seist Du eben mal mit Dr. M. verabredet. Dies sei Dein gutes Recht, und warum auch nicht, Du seist doch jung und hübsch und es müsse mit dem Teufel zugehen, wenn Du nicht auch andern gefielest. Und es sei ja abgemacht, daß Ihr Euch in keiner Weise gebunden fühltet, und man müsse mitnehmen, was sich einem so bietet, das Leben sei kurz. Er redete den Unsinn wie vom Blatt.

Du wirst mir gestatten, liebe Charlotte, daß ich Fred in seiner von mannhafter Verlogenheit strotzenden Eifersucht recht komisch fand. Er sagte auch noch: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig!" Vermutlich hielt er mich in diesem Falle für das Billigste und lud mich deshalb zum Tee ein. Weißt Du, so: Hieb gegen Stich und eine Hand wäscht die andere und auf einen harten Klotz gehört ein höherer Trumpf.

O, ich kenne das. Das Männchen im Manne beginnt zu krähen, und es rast der Pascha und will sein Opfer haben. Nichts Ungewöhnliches. Wenn einer von Euch beiden sich mal ein bißchen verliebt, sollst Du es ihm nicht übelnehmen und ihm großmütig verzeihen.

Also, wir werden eine Tasse Tee miteinander trinken. Verlaß Dich drauf, wir werden nur Tee miteinander trinken, schon weil Fred gar nicht mein Typ ist und er mir als Ausnahme von der Regel nicht zusagt. Ich hoffe, wir sind so gute Freundinnen, daß ich Dir das sagen darf. Also, es bleibt beim Tee, auch wenn Fred hinterher von der Teestunde in Anführungszeichen spricht. Er kann es ja in seiner zottigen Männlichkeit nicht dulden, daß nur er eifersüchtig ist. So ungefähr fassen die Männer das gleiche Recht für beide Teile auf.

Vielleicht wird er Dir auch gar nichts erzählen, sondern hoffen, daß Du alles von mir erfährst, dann wirkt es noch heimlicher, noch triumphaler für ihn. Du sollst denken: Er hat etwas vor mir zu verbergen. Ha, wie reingewaschen kann er dann, wenn es an der Zeit ist, vor Dich treten: „Aber bitte, meine Liebe, ich werde mich doch wohl noch mit Deiner besten Freundin einmal treffen können, da ist doch wirklich nichts dabei." Du sollst daraufhin in tiefste Scham versinken, weil Du Eure edelmenschlichen Beziehungen durch schnödes Mißtrauen besudelt hast. Wie großmütig in stolzer Männlichkeit wird er Dir dann verzeihen können. Das wäre eine Szene mit Pleureusen und bengalischer Beleuchtung, wenn Du an seine Brust flüchten würdest — stellt er sich gerne vor.

Nimm dem guten Jungen, dem Fred, in nächster Zeit möglichst wenig übel, er wird sich nämlich ausnehmend dämlich benehmen und alles verkehrt machen. Er wird über Kopfschmerzen und Überarbeitung klagen, um Mitleid zu erregen, das Blödsinnigste, was er machen kann. Er wird sagen, daß er keine Zeit für Dich habe, und doch wird er jede Minute zu Deiner Verfügung stehen, Euer Zusammensein aber durch schlechte Laune und Sticheleien aufs raffinierteste unerfreulich gestalten. Männer sind in solchen eifersüchtigen Ungeschicklichkeiten sehr erfinderisch.

Nun wünsche ich Dir noch, daß Du Dich mit Dr. M. recht angenehm und vergnügt unterhältst, aber vergiß dabei nicht, daß alles, was er von Deinem guten Recht und der Unabhängigkeit sagt, vergänglich ist wie Kohlensäure im Sekt. Nach vierzehn Tagen ist er in diesem Punkte von Fred nicht mehr zu unterscheiden. Es wird Dir übrigens recht gut tun und Dein Selbstgefühl erhöhen, wenn Dir mal wieder ein neuer Mann alte Liebenswürdigkeiten sagt. Ich weiß das.

Deine Lisa

Vor dem Grammophon

Von Dr. Owlglaß

Da ich jung noch war
und die Geige strich . . .
o du ferne, gute, alte Zeit,
sei gebenedeit!
Selig sang das Saitenspiel und klar
— ob auch nur für mich.

Doch der Bogen brach
und die Saite sprang,
und ich wurde irr an Spiel und Ton.
. . . Vor dem Grammophon
sitz' ich nun gebückt und lausche, ach,
fremdem, schön'rem Klang.

Wenn die Nadel schwingt
überm Plattenrand,
wenn die toten Meister auferstehn,
muß ich stumm vergehn:
ewig klar nur, ewig selig singt,
wer sich selber fand.

Der gut angenähte Knopf

(Olaf Gulbransson)

„Donnerwetter, der Mantelknopf ist ab!"

„Gut, wenn man sich selbst helfen kann!"

„So, jetzt rasch ins Theater!"

„Ja, helfen S' mir ein bißchen!"

„— — — — — — — — — —"

„Verflucht, da hab' ich zuviel angenäht!"

Vor dem Ball

(K. Heiligenstaedt)



„Ist dein neues Ballkleid rückenfrei?“ — „Rückenfrei ist gar kein Ausdruck!“

„Ein feiner Kerl“

Von Aage V. Hovmand

Mein Freund Olsen ist sonderbar: stets denkt er schlecht von seiner Umwelt. Kauft er in einem Geschäft ein, so behauptet er hinterher, daß er Wucherpreise gezahlt und Ramschware erhalten habe.
Ein wenig schöner Zug an ihm. Aber so ist er nun einmal.
Daß man zuweilen gut — ja, coulant — bedient wird, sollte ich vorgestern erfahren, als ich mit Olsen zum Fischen wollte.
„Du wirst bei dem vielen Stillesitzen frieren", sagte Olsen. „Hast du nicht einen alten Mantel?"
Nein, einen solchen besaß ich nicht, und mein neuer, guter war mir für diesen Zweck zu schade.
„Aber hier haben wir ja Mäntel — massenweis!" rief ich aus, als wir im selben Augenblick an einem Trödlerladen vorbeikamen.
„Willst du denn so etwas tragen?" fragte Olsen und betrachtete mich mitleidig von der Seite.
„Warum nicht, fürs Boot allemal gut genug! Diese Mäntel kosten bestimmt nicht viel. Als ich einmal einen alten Mantel beim Trödler verkaufte, zahlte man mir fünf Kronen. Diese hier sind sicherlich nicht teurer als zehn Kronen das Stück."
Olsen meinte, ich sei sehr naiv, wenn ich glaubte, eine Trödelhandlung sei eine philantropische Einrichtung. Diese Mäntel würde ich bestimmt nicht unter 25 Kronen bekommen. Aber wir könnten ja eine Wette abschließen. Erhielt ich einen Mantel für zehn Kronen, wollte er mir all die großen Dorsche schenken, die wir bei unserer Rückkehr beim Fischhändler kaufen würden.
Ein schweres, graues Fischbeinmuster sagte mir am meisten zu. Nicht allerneuester Schnitt. Aber warum, solide und gut erhalten, offensichtlich „besserer Herkunft".
Ich betrat das Geschäft. Eine lärmende Glocke über der Ladentür kündigte mein Kommen an, und der verheißungsvolle Duft von alten Kleidungsstücken schlug mir entgegen.
Ich war allein im Laden. Ein großer Wortschwall, der aus den hinteren Räumen herausdrang, verriet mir, daß der Inhaber telefonierte. Nach einigem Warten kam er endlich zum Vorschein.
Er sah ganz so aus wie ein Mann, der sich mit Leib und Seele seinen Geschäften opfert. Jedenfalls dürfte er kaum viel Zeit verschwendet haben, um sich zu waschen und zu rasieren. Auch war er nicht so unbescheiden, die besten Kleidungsstücke selbst zu tragen und die weniger guten zu verkaufen. Im Gegenteil — er gönnte den Kunden anscheinend die Genugtuung, besser als er gekleidet zu sein.
Er musterte mich mit raschem Blick. Der Eindruck schien nicht unvorteilhaft zu sein; denn leutselig fragte er:
„Der Herr wünschen?"
„Es handelt sich um diesen gebrauchten Mantel hier!"
Erst jetzt entdeckte er das Kleidungsstück, das ich auf dem Ladentisch ausgebreitet hatte.
„Ein Mantel!" Aus seiner Stimme klang ein gewisses Bedauern. „Wäre es ein Frack ... oder ein Smoking ... das hat ständig Interesse."
Kleinlaut erlaubte ich mir zu bemerken, daß es diesmal ein Mantel war, um den sich der Handel drehte.
„Ja", seufzte er, „das sehe ich. Ein Wintermantel, und dazu ein hellfarbiger. Wäre er wenigstens dunkel ... so könnte man vielleicht ... aber ein heller! Wenn der Herr wüßten, welche Schwierigkeiten ..." Seine Hand strich — gleichsam rein zufällig — über den Stoff. „Wie die Marktlage ist ... gerade heutzutage ..."
Er ließ sich herbei, den Mantel in die Hand zu nehmen. Seine mageren Finger prüften geübt Stoff, Kragen, Taschen und Futter. Darauf hielt er ihn gegen das Licht, schüttelte den Kopf und krämpelte das Innere nach außen.
„Nein", stöhnte er auf, „wie die Ärmellöcher aussehen!"
Ich fühlte mich beschämt, ein solches Kleidungsstück ausgewählt zu haben, und verpflichtet, etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen.
„Nun, da bin ich denn doch anderer Ansicht. Der Mantel ist im großen und ganzen keineswegs so übel und mag für meine Zwecke immerhin noch genügen."
Er hörte mich geduldig an, und ich glaubte ihm anzusehen, daß er dachte: Was versteht ein Esel vom Flötenblasen!
„Ja, Sie haben gut reden ... Sie haben nicht die Scherereien."
Ich versuchte, ihn mit dem Hinweis zu trösten, daß er nicht mehr lange mit diesem Kleidungsstück Ärger haben würde.
Worauf er mich verständnislos anblickte, den Mantel von neuem umwandte und an der vorderen Kante herumfingerte.
„Nein, da sehen Sie nur: was für Knopflöcher!"
Ich fand, daß nun genug über den armen Mantel geredet worden war, und besann mich auf meinen Freund Olsen, der draußen wartete.
„Wollen wir uns nicht lieber über den Preis einig werden?" schlug ich darum vor.
„Tja", zögerte er, „ich fürchte ... der Kragen ist zu verschließen ... Wieviel haben Sie gedacht?"
In meinem Innersten entbrannte ein Kampf. Einerseits wollte ich den Mann nicht im Preis drücken. Der Mantel war — trotz aller Bescheidenheit — keinesfalls so schlecht. Andererseits wollte ich mir den Triumph nicht entgehen lassen, die Wette, die ich mit Olsen abgeschlossen hatte, zu gewinnen. Zudem pflegte meine Frau mich zu necken, daß ich nicht genug Geschäftsmann sei. Jetzt bot sich mir eine Chance, ihr zu beweisen, daß ich es verstand, billig einzukaufen.
„Zehn Kronen", erdreistete ich mich vorzuschlagen.
Der Mann fuhr auf, als hätte ich ihm auf sein Hühnerauge getreten.
„Zehn ... zehn Kronen!" rief er. „Nein, was Sie nicht sagen! Für diesen Mantel?", er sandte einen bestürzten Blick zur Decke, als rufe er höhere Mächte zu Zeugen an. „Nein, Herr, ich dachte ... vier!"

Der grosse Durst

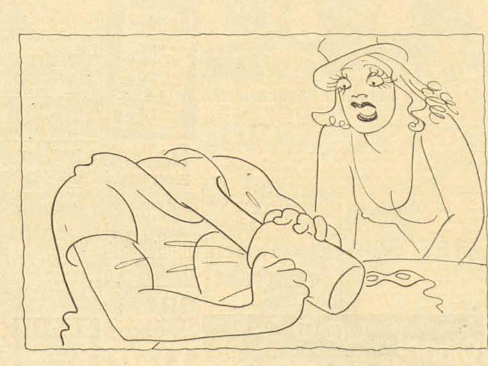
(Fr. Bilek)



„Einen solchen Durst hast, Xaver!“



„— — — — — — — — — — — — —“



„Hilfe, der Xaver bringt sein Kopf nimmer raus!“

Vier Kronen! Meine Frau hatte also doch recht. Mit unverzeihlicher Freigebigkeit hatte ich zehn geboten. Wie leicht hätte da der Mann meinen Leichtsinn ausnutzen können. Aber er war eben ein vollendeter Gentleman.
Ich hatte mir anscheinend seine Sympathie erworben. Vier Kronen! Meine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Ein feiner Kerl! Aber durfte ich sein edelmütiges Anerbieten hinnehmen? Erforderte es nicht der Anstand, ihn zu bewegen, daß er mir ein wenig mehr berechnete?
„Ist das nicht zu... wenig?" stammelte ich.
„Nun gut, sagen wir fünf! Aber nicht einen Ör mehr!
Gerührt zog ich die fünf Kronen aus der Tasche. Im gleichen Augenblick kramte auch er in einer fettigen Brieftasche und reichte mir über den Ladentisch hinweg einen Fünfkronenschein.
Was war los?
Sollte ich noch eine Zugabe bekommen? Reichte die Edelmütigkeit dieses Mannes so weit, daß er mich beschenkte? Oder erweckte ich den Eindruck, daß ich der Unterstützung bedurfte? Sein Verhalten verwirrte mich und brachte mich in Verlegenheit.
„Nein", stotterte ich, „nein, das kann ich nicht annehmen. Wirklich nicht!"
Ich legte meinen Fünfkronenschein auf den Ladentisch, griff nach dem Mantel und ging.
Der arme Mann jedoch mußte wirklich sehr enttäuscht von mir gewesen sein, da ich sein hochherziges Angebot ausschlug; denn sprachlos und mit einem Blick, als habe er nicht das geringste begriffen, starrte er mir nach. — — —
„Du hast etwas verloren", rief mir Olsen entgegen, als ich wieder auf die Straße kam, und reichte mir ein kleines Preisschild, auf dem geschrieben stand: „Wie neu — 25 Kronen."
Olsen versuchte mir einzureden, daß der Zettel aus dem Mantel gefallen sei, als ich in den Laden trat.
„Nein, mein Lieber", erwiderte ich, „du irrst. Dieses Preisschild rührt von einem Frack oder einem Smoking her; denn die stehen augenblicklich hoch im Kurs. Der Mantel kostete nur fünf Kronen. Ein feiner Kerl, nicht wahr! Ich habe die Wette natürlich gewonnen."

— — — — — — — — — — — — —

Dessenungeachtet ist die Welt besser, als Olsen glaubt!

Autorisierte Übertragung a. d. Dänischen von Werner Rietig

Ein Mann aus dem Westen

Von

Hans Karl Breslauer

Der alte Plunks ist seinerzeit im Westen reich geworden und verläßt seinen Minendistrikt nur dann, wenn er sich entschließt, seinen Sohn zu besuchen, der sich in New York damit abplagt, die Dollar, die sein Vater scheffelt, wieder unter die Leute zu bringen.
Er ist ein sonderbarer Kauz, der alte Plunks; noch immer so derb zupackend wie damals vor rund fünfundvierzig Jahren, noch immer so schlau und verschlagen wie zu jener Zeit, als er die Minen an sich riß, und er fühlt sich am wohlsten, wenn er mit ein paar harten Burschen beisammensitzen und über die heutigen Zeiten spotten kann.
Darum paßte er auch so gar nicht in die feine Gesellschaft der New Yorker uper-ten, und das war auch der Grund, weshalb er am liebsten zu Hause blieb.
Diesmal hatte er sich's aber in den Kopf gesetzt, seinen Sohn in den United-Club zu begleiten.
„Tom", hatte er zu seinem Sohn gesagt, „Tom, ich will einmal sehen, wie es bei euch ganz feinen Leuten zugeht..."
„Und was hast du schon davon, Dad?" meinte Tom, nicht sonderlich erbaut über diesen Einfall.
„Was ich davon habe, Junge?... Einfach! Ich will zu Hause erzählen, was man hier in New York treibt, wenn man zur großen Welt gehört... Sollen einmal etwas Lustiges hören, meine Freunde... Zum Teufel hinein, das ist es, verstanden?!"
So blieb Tom Plunks nichts übrig, als den Wunsch seines Vaters zu erfüllen und ihn in den Club mitzunehmen.
Die Clubmitglieder begrüßten Mr. Plunks äußerst zuvorkommend, seine Geldsäcke hätten ihm, wenn es sein Wunsch gewesen wäre, alle Türen geöffnet, und als man sich zu einer Partie Poker setzte, saß uralter Adel der Alten — neben Dollaradel der Neuen Welt, und Mr. Plunks spielte so frisch drauflos, wie er seinerzeit gespielt hatte, als er sich noch mit den Golddiggern herumtrieb, und um seine lebhaften, klugen Augen zuckten tausend vergnügte Fältchen.
„Dam'nt!" rief er plötzlich und wollte die Hand des Marquis von Pérignon erfassen, „Dam'nt — das ist —"
Ehe er aber den Satz noch vollenden konnte, zog ihn auch schon Tom vom Spieltisch weg und sagte verweisend:
„Du vergißt, mit wem du spielst, old Daddy... Das ist ein Graf — ein Marquis — ein Vicomte!... Willst du Gentlemen beleidigen?"
„Oho...", brummte der alte Plunks, „Marquis hin — Vicomte her — ich habe gesehen, daß er eine Karte verschwinden ließ!"
„Daddy, das gibt's hier nicht! Mißtrauen gegen ein Mitglied des United Clubs ist eine tödliche Beleidigung... Du bist hier nicht im Westen... Hier spielt man nach den Regeln, die der Ehrenkodex vorschreibt!"
„Na — wenn's so ist!" gab der alte Plunks nach, „wenn's so ist, dann muß ich mich geirrt haben... Go on, boy, geh allein in die Oper, ich spiel weiter, hol' mich nachher ab!"...
Als Tom Plunks nach der Oper wieder in den Club kam, stopfte der alte Plunks eben einen Haufen Gold und Banknoten in die Taschen, nickte dem verdutzten Partner zu und ging vergnügt seinem Sohn entgegen.
„Schon zurück, Tom?"
„Yes, Pa... Wie war's?"
„Thank you, boy... Ich gewinne so runde hunderttausend Dollar... Ich hab sie abgesotten, deine Fürsten und Grafen..."
„Du?" staunte Tom, „ja — ja — wieso denn?"
„Na hörst du", lachte der alte Plunks, und wieder zuckten die tausend Fältchen um seine Augen.
„Die Spielregeln, die ihr hier in eurem feinen Klub habt, die können wir im Westen viel besser!"

Verbindliche Anweisung

Von

Wendelin Ueberzwerch

Hör': läßt du je dich vom Ehrgeiz plagen,
zu gelten als ein verbindlicher Mann —
gewöhne es dir beizeiten an,
unverbindliche Worte zu sagen!

Ein Engel fliegt durch einen Raum

Du bist, lieber Leser, schon in Personenzügen gefahren, die etwa an einem Winterabend gemütlich durch gemütliches Land wackeln, und du weißt deshalb auch, daß dann immer einmal folgendes sich ereignet: Auf irgendeiner Station hält der Zug ungebührlich lange; ein paar Lichter blenden von einem winzigen Bahnhofsgebäude her; den Zug entlang schwankt eine Laterne; der Schaffner ruft den Namen der Station aus, erst nahe, dann immer ferner, als ob er sich mit diesem Ruf gänzlich in die Nacht verlieren wolle. In deinem Wagen pfeifen und zischen noch ein paar Röhren, die Unterhaltung geht, zuerst fahrtlaut, eine Weile weiter, um dann immer stiller und einsilbiger zu werden. Und nun kommt der Augenblick, den ich meine — die Gespräche verstummen plötzlich ganz, der Zug steht wie weltvergessen, es herrscht tiefste Stille im Wagen. Wärest du in einer Gesellschaft, so würde man jetzt sagen — ein Engel fliegt durchs Zimmer.

Dies alles erlebte ich kürzlich wieder. Der Zug stand, der Schaffner war mit seinem Stationsruf in der Nacht verschwunden, die paar Röhren hatten noch gepfiffen und gezischt und dann eben war jene Stille eingetreten — ein Engel flog durch den Wagen. Das heißt, wenn ich ganz ehrlich sein soll, es war kein Engel, es war nur ein Wort, klar, deutlich und laut aus einer halbwüchsigen Kehle gesprochen. In die Stille des Wagens hinein das Wort: „Du leckst ja mi' am — —!" Und dann kam es. Nicht nördlich scharf, mit einem zackigen A; nein, weich und gemütlich, südlich, sozusagen eine schöne, runde Sache, mit einem O; ja, sogar etwas gedehnt, fast wie mit zwei Oo geschrieben. Und dann, nicht etwa im Zorn oder Ärger herausgeschleudert — nein, gütig, mit einem kleinen Lachtriller auf dem Worte „leckst". Ein mildes, bekömmliches Wort, an einen guten, scherzhaft aufgelegten Freund. So war es also. Aber laut und deutlich, in die Stille des Wagens hineingesprochen, durch den eigentlich ein Engel hätte fliegen sollen. Alle hatten es gehört — die Wirkung war jedoch verschieden.

Ein Landfremder im Zuge, mit etwas unscheinbarem Grauen an seiner Seite, das, für den Fall, daß es Geschlechtsmerkmale hatte, seine Frau sein konnte, stieß, nein, pfiff ein erschrecktes „Nanu" durch die Zähne, ein furchtbarer Blick von dem grauen Etwas her und ein paar strenge Falten um die Nasenwurzel ebenda brachten ihn aber sofort zum Schweigen.

Eine bessere Frau in einer Fensterecke knöpfte sich ohne ersichtlichen Grund mit energischen Bewegungen den Mantel zu und schnaufte dann tief auf.

Ein Viehhändler hingegen nestelte seinen Mantel, der eine Art Pelzkragen wie ein Stoppelfeld hatte, umständlich auf, holte aus einer grünen Weste ein Schmalzlerglas, haute sich zielsicher eine Prise in die Daumengrube der linken Hand und beförderte sie, indes sein Blick glasig wurde und ins Grenzenlose schweifte, mit einem wohligen Schnauber in sein rechtes Nasenloch. Ein alter Förster streckte weit die Beine von sich und strich ungemein behaglich seinen Bart, indessen ein feuchter Glanz in seine kleinen, wasserklaren Augen kam. Er war sichtlich ein bißchen geschmeichelt durch die Art, wie der Engel durch den Wagen geflogen war.

Ganz am äußersten Rande eines Sitzes haftete eine junge Rotkreuzschwester — sehr steif, sehr protestantisch, sehr kühl. Sie biß die Zähne auf die Unterlippe, löste aber dann den Biß und fuhr mit einem sehr spitzen Zünglein zwischen Lippen und Zähnen hindurch — und gerade das hätte sie eigentlich in diesem Augenblicke nicht tun sollen.

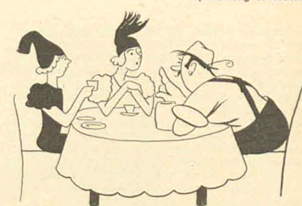
Gänzlich unberührt blieb nur der bäuerliche Teil der Wageninsassen. Ihm klang es in der fremden technischen Umgebung wie ein beruhigender Gruß — heimatlich, altgewohnt, wie etwa das Ticken einer Uhr, die man nicht mehr hört, die aber beunruhigt, wenn sie nicht mehr tickt. Nun, da es getickt hatte, war es gut.

Und dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, die Unterhaltung frischte auf — der Engel war verflogen.

Joseph Maria Lutz

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Im Café in Prien saßen zwei Damen und der Pfeiffer Lenz. Vor dem Kaffeehaus auf der Straße stand ein riesiges Auto mit dem Union-Jack-Wimpel. Die Damen und das Auto gehörten zusammen und es läßt sich schwer sagen, was farbenfroher und lackierter war. Die Ladies konnten wenig Deutsch. Und doch war eine rege Unterhaltung im Gange. Die Engländerinnen radebrechten, sie hätten in der Nähe von Reit im Winkl auf einer Wiese einen Eisbären gesehen. „Yes, uir haben nicht gewußt, daß es Bären gibt in Germany." Großes Schweigen im Café. Ein Bär in Reit im Winkl! Weiß der Teufel, was die Girls gesehen hatten. Der Pfeiffer Lenz aber wußte, was er zu tun hatte. Er beugte sich zu den Damen hin und sein Gesicht war das Vertrauen selbst: „Ja, wiss'n S', Freilein, de Bär'n gibt's bei uns scho no, des san awa koane Eisbär'n, sondern die hoaß'n Saubär'n." Die Engländerinnen notierten sich bestens dankend dieses neue Tier. — Well!

Auf dem Schulwege treffe ich ein kleines Mädel, das ängstlich an einer Ecke steht. Als ich näherkomme, sagt sie: „Lieber Herr, würden Sie nicht so freundlich sein und einmal um die Ecke schauen, ob da nicht ein großer Hund steht!"

Der Betrogene / Erzählung von Josef Martin Bauer

In Döbereins Haus war es üblich, daß, von der Mutter angefangen, alle Familienmitglieder den Vater belogen, der vom Geiz besessen war und darum wie alle Geizigen auch die Worte in baren Wert umrechnete, bis das vorgeschrittene Alter ihn zwang, unter das unsichere Konto seines Lebens den Saldostrich zu ziehen.

Man log bewußt und unbegabt, aber nur selten einmal erfuhr Döberein, wie sehr man ihn belog. Wenn die Mutter Zwiebeln kaufte auf dem Markt, bekam sie das Pfund für sechs Pfennige, und für dreißig Mark schon bekam Herr Döberein den besten Anzug. Schuhe, die den Preis an den Sohlen aufgeprägt trugen, kosteten für den geizigen Döberein vier Mark weniger, und das Tausend Ziegel bekam Herr Döberein auch kürzlich noch zu jenem gleichen Preis, den er beim Hausbau vor mehr als dreißig Jahren angelegt hatte. Man mußte lügen, wenn etwas im Haus zu richten war. Man log, wenn der Kohlenmann den Wintervorrat anfuhr. Man hatte falsch geeichte Thermometer an den Zimmerwänden hängen, weil man doch nicht frieren wollte, wo der Vater nur dreizehn Grad Wärme gestattete, um der Ersparnis willen.

So war schließlich alles Lüge geworden um Herrn Döberein, und selbst der Arzt kam nur zu einem gelegentlichen Freundschaftsbesuch, als er den geizigen Mann vorbereitete auf den Abschied von dieser allzu billigen Welt. Als es schließlich nicht mehr möglich war, dem Mann die unumstößliche Gewißheit zu verheimlichen, daß er sterben müsse, kreisten die letzten Sorgen des Sterbenden immer noch um die paar gleichen Fragen des Geldes, der Ersparnisse und der daraus nun erwachsenden mächtigen Hinterlassenschaft. Zu jeder Zeit hatte Döberein verächtlich über die Sparinstitute gesprochen und aus dieser Verachtung für sich selbst die einzig mögliche Schlußfolgerung gezogen. So konnte er sich am Ende, als es zum Sterben war, aus Schrankfächern und Schachteln und Tassen seinen ganzen Reichtum vorzählen lassen, und man mußte ihm Pfandbriefe und Scheine und geprägtes Geld auf das Deckbett schütten, so daß er in dem Haufen mit den beiden Händen, die sich wie Schaufeln in die Fülle bohrten, wühlen konnte, bis seine Augen nicht mehr zu unterscheiden vermochten, was er da vor sich liegen hatte. Er schaufelte mit zitterigen Händen noch alles in die Behältnisse, er schob sorgsam seiner Frau einen Bund Pfandbriefe zu, er gab der ältesten Tochter ein ungefähres Drittel des gemünzten Metalls, er teilte den Rest zu ungefähren Hälften für die beiden Söhne, die am Sterbelager standen, und dann erst, als geteilt war, besann er sich auf Georg, auf den einen Sohn, der vor Jahren von ihm und der Familie gegangen war, nachdem es bitteren Streit, des Geldes wegen, gegeben hatte.

„Wißt ihr, wo Georg ist?" fragte Döberein mit schwacher Stimme, aber niemand wußte Antwort. Man hatte sich doch zerstritten mit Georg, weil er so vorlaut gewesen war und dem Vater in unfreundlicher Art jedesmal die Wahrheit gesagt hatte, so oft er von den anderen belogen worden war. Der Vater legte sich in die Kissen zurück und dachte an Georg. Er deutete unsicher mit der linken Hand nach dem Wäscheschrank hin: „Da drinnen, Kinder, da muß noch eine Holzschachtel sein, da drinnen, hinter der Wäsche, ganz eng bei der Bretterwand. Jaja, da drinnen! Bringt mir die Schachtel her!" Zögernd nur brachte die Tochter das hölzerne Behältnis, das bis auf einen schmalen Einwurfschlitz dicht vernagelt war. Der Geizhals lachte, als er das hölzerne Behältnis dann in den Händen hielt, und er rüttelte den Inhalt durcheinander und hörte das Klappern schwerer Münzen, die sich nur zuweilen einmal an vielfach gefaltetem Papier rieben.

Die Mutter stand bleich neben dem Bett und versuchte, dem Sterbenden die Holzschachtel zu entwinden, die Söhne gingen schwitzend aus dem Zimmer, die Tochter sprach laut und unsinnig auf den Vater ein, weil sie alle Angst hatten, der Vater möchte den Deckel aufzubrechen versuchen. Wenn die Kraft des Sterbenden noch reichte dazu, dann mußte wohl die Entdeckung, die dann zu erwarten war, dem Vater das Herz brechen. Von diesem Geld in diesem kleinen Kasten, das der Vater so wohl verborgen geglaubt hatte, war doch alles das bezahlt worden, was die Lüge verbilligt hatte.

Blei, Blech, Zinnabfälle, gefaltetes Zeitungspapier und Kieselsteine hatte man anstatt des Geldes durch den Einwurfschlitz geschoben, durch den man das Geld sorgsam hatte herausgleiten lassen, und von allem Geld war nichts mehr vorhanden. Es klang beim müden Rütteln noch so, als wäre alles Geld, und der Vater, der sein Leben lang belogen worden war, ließ sich auch von diesem Poltern wertloser Scherben belügen. Er verlangte nur ein Stück Bleistift und schrieb mit zitteriger Hand Georgs Namen auf den hölzernen Deckel, um damit zu sagen, daß dieses Geld Georg gehören sollte.

Kurz darauf machte Döberein die Augen zu und schlief ruhig ein, während er nebenan noch etwas klingen zu hören glaubte in dem wohlvertrauten Ton edlen und halbedlen Metalls.

Weil der Vater nie hart gewesen war zu seinen Kindern, sondern im Grund eigentlich nur unverstehend sie in die Lüge getrieben hatte, trauerten sie alle ernstlich um ihn, und nur dort wurde der Ernst der Trauer von einem bösen, schadenfrohen Lächeln abgelöst, wo Georg nach dem Grabgang das hölzerne Behältnis mit seinem Erbteil an sich nahm und abwägend den Inhalt durcheinanderschüttelte. Warum auch hatte Georg dem Vater damals sagen müssen, daß sie ihn belogen?

Jetzt hatte er so den Lohn bekommen, wie er ihn verdient hatte. Der Vater hatte ihn mit eben dem bestraft, womit er gesündigt hatte. Wenn Georg das Behältnis aufmachte, fand er zusammengeknülltes Zeitungspapier und wertlose Stücke von Blei oder Blech oder zinnernem Geschirr. Georg aber wog nur bedächtig und verachtungsvoll die Schachtel in der Hand und überlegte, daß er diesen kleinen, kaum erwarteten Reichtum am besten wohl seiner Mutter zur Aufbewahrung überließ. Er hatte Arbeit gefunden, auch ohne des Vaters Hilfe, er hatte nie ernstlich mit so einem Glücksfall gerechnet, darum setzte er dieses Erbe gar nicht erst ein in die Rechnung seines Lebens, sondern bat die Mutter, sie möge das, was der Vater ihm überlassen hatte, aufbewahren für ihn.

So kam es, daß der Betrug nicht sogleich offenbar wurde und daß Georg sich, halb versöhnt, von seinen Geschwistern verabschiedete, um wieder irgendwo einer bescheidenen Arbeit nachzugehen. Es kam so, daß man Jahr um Jahr von Georg nichts mehr hörte, während die Mutter, die um den absonderlichen Betrug an ihrem Sohn wußte, das kleine hölzerne Behältnis aufbewahrt hielt und vor dem Augenblick bangte, in dem Georg heimkommen und die Herausgabe seines Erbstückes fordern würde.

Georg aber war fort und blieb fort.

Georg hatte auf der Wegfahrt leise vor sich hin eine Rechnung gemacht, wie er das väterliche Erbe einmal verwenden werde, wenn die Zeit vielleicht kam, daß er sich eine Frau suchte. Als es dann so weit war, nach wieder ein paar Jahren, daß er eine Frau gefunden hatte, beredete er wortkarg mit ihr die dürftigen Pläne für die Zukunft. Er wies den Wochenlohnzettel auf und rechnete aus, daß es reichen würde für ihn und die Frau. Die aber, die er zu heiraten gedachte, war mit dieser Rechnung zufrieden. Sie hörte gern aus Georgs beiläufiger Erzählung, daß er daheim noch ein Stück väterlichen Erbes liegen habe, nicht viel zwar, nur so eine hölzerne Schachtel voll, aber eine Summe doch und eine Sicherheit für die Zeiten einer unverhofften Not.

Diese junge Frau schenkte Georg ein erstes Kind, vor dessen Wiege das junge Ehepaar Döberein wieder mit dem Wochenlohnzettel zu rechnen begann. Der Wochenlohn war größer geworden inzwischen, weil Georg mit jener Zähigkeit, die beim Vater Geiz gewesen war, arbeitete an seiner Zukunft. Aber er wollte vor der Wiege des ersten Kindes doch wieder einmal erinnern an das väterliche Erbe, das daheim von der Mutter verwahrt wurde. Die Frau jedoch schüttelte den Kopf und berechnete, daß es auch so reichen würde. Für den Fall, daß wirklich einmal die Not unverhofft über sie alle kam, hatte man ja immer noch das Erbstück.

So kamen in den Jahren hin sieben Kinder in den jungen Haushalt, und jedesmal wies Georg hin auf die große Rücklage, die man jetzt vielleicht um der Kinder willen anbrechen konnte und mußte. Doch Georg Döbereins Frau lächelte dazu und freute sich des verschwiegenen kleinen Besitzes. Anbrechen mußte sie das Erbe doch nicht, denn Georg arbeitete längst nicht mehr um einen kleinen Wochenlohn, sondern hatte sich selbständig gemacht, und wenn er nun zwölf Stunden am Tag arbeitete, arbeitete er für sich, für die Frau, für sieben Kinder, die leicht zu leben hatten aus dem Verdienst seiner Hände.

Die Mutter daheim starb inzwischen, und Georg nahm die hölzerne Schachtel nun zu sich ins Haus. Wie der Vater, so verbarg er sie hinter der Wäsche im Kleiderschrank. Niemand brauchte den Platz zu wissen, niemand brauchte davon zu nehmen, aber als Georgs Söhne heranwuchsen und selbst schon versuchten nach des Vaters Beispiel allein in die Welt zu treten, da nahm Georg sich nacheinander die Söhne vor:

„Sieh zu, daß du es recht machst in der Welt draußen! Es macht nichts aus, wenn es einmal nicht so geht wie du meinst. Geht es dir aber wirklich einmal ganz schlecht, dann kannst du heimkommen zu mir und mußt dich deswegen nicht schämen. Und im übrigen — wir haben von meinem Vater her noch eine schöne Summe Erbteil beiseitegelegt: wenn es einmal ganz schlimm geht, dann müßt ihr eben diese Rücklage angreifen."

So schickte er seine Söhne in die Welt, und keiner kam mehr heim.

Georg, der später einmal nach langen Jahren sich Zeit nahm, nacheinander seine Söhne zu besuchen an den Plätzen, die sie für die Arbeit ihrer Zukunft gewählt hatten, hörte seine Söhne dann vor ihren Frauen und ihren Kindern auch zuweilen so erzählen von dem Erbteil, das aus irgendwelcher fernen Zeit, von einem Ahn her, in der Familie geblieben war und im Fall der bittersten Not angegriffen werden konnte.

Das Papier vermoderte in den Jahren, und das Blei graute an, so daß der kleine Schatz recht unwürdig aussah, als eine Magd einmal in Georgs Haus die Kästen stöberte und das kleine hölzerne Behältnis vorfand. Weil sie der Ordnung einen Dienst tun wollte, warf sie den Fund zum Gerümpel, aber sie schadete niemand damit, denn der Bericht von dem reichen Vatererbe war schon so sehr zur Mär geworden, daß man wohl noch ermunternd von diesem Reichtum sprach ohne auch nur einmal noch nachzusehen, ob dieser Märchenreichtum noch vorhanden war.

Lied für sie / Von Paul Verlaine / Übertragen von Gerhart Haug

Dein Lachen glänzt in mein Herz hinein,
Wie eine Laterne im Keller,
Wo er reifer wird, der Bezwinger Wein:
Aï — Beaune — Sauterne — Muskateller!

Dein Lachen glänzt in mein Herz hinein!

Deine Stimme füllt meine Seele mit Klang,
Wie ein Zeichen, durchs Feuer zu gehn,
In die Glut, die aus deinen Augen sprang,
Denn die Flammen, bei Gott, sind schön!

Deine Stimme füllt meine Seele mit Klang!

Deine Art, dein Geschick, deine meneo,
Was weiß ich: deine Zierlichkeit,
Die rufen: komm her — Prodeo —
(O wie ist doch die Schulzeit weit!)

Deine Art, dein Geschick, dein meneo.

Dein Gesicht, deine Hüften, deine Brüste,
Und das Übrige: Duft und Leib —
Deine Wärme umschmeichelt mich: Bleib!
Und so bleib ich im Bett deiner Lüste.

Dein Gesicht, deine Hüften, deine Brüste!

Mein' Gret'

(Wilhelm Schulz)



Wenn heut nur mit dem Franz
Mein' Gret' sich dreht im Tanz,
So tut sie das doch nur allein,
Daß ich voll Eifersucht soll sein.

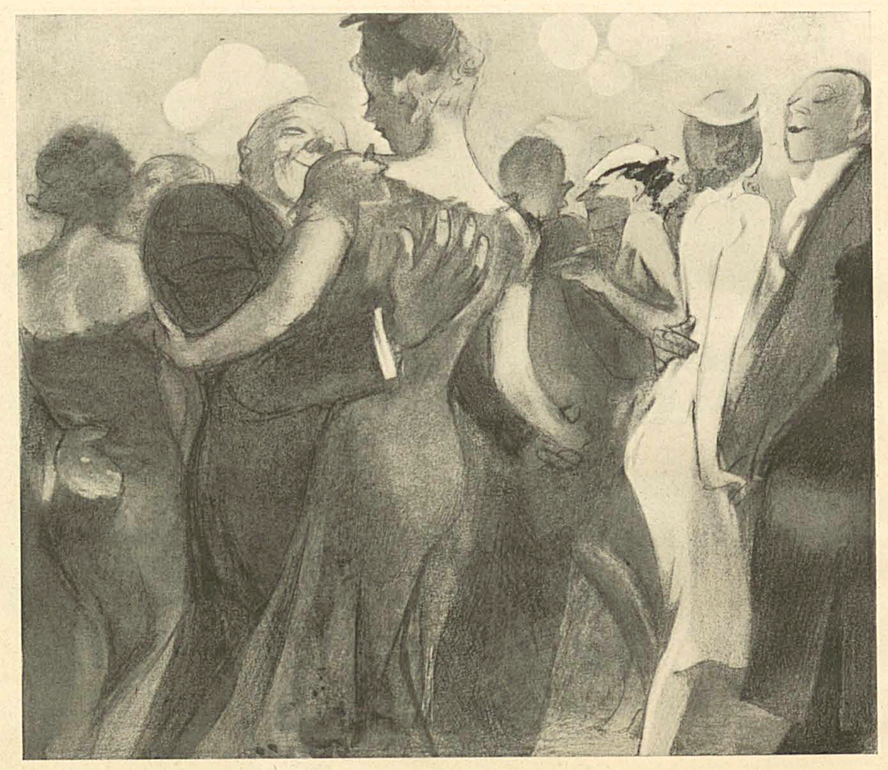
Und wenn es ihr gelingt,
Daß sie so weit es bringt,
Pflanz ich doch nicht mein Lieben drum
Gleich wie ein Rosenstöck'l um.

Wär' schade um mein' Gret'.
Auch wenn es abends spät
Dann zwischen uns noch wetterkracht —
Wird um so schöner drauf die Nacht!

Wilh. Schulz

Tee-Tanz

(R. Kriesch)



„Unglaublich, diese Fülle, gnädiges Fräulein!" — „Na, und was soll ich erst dazu sagen?"

GRETCHEN

Daß die Ehe einen Menschen verwandeln kann, war mir bekannt. Aber in wie starkem Maße solche Wandlung möglich ist — dazu in wie kurzer Zeit —, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Vor zwei Jahren war Gretchen Kühl so unnahbar und so korrekt wie ihr Name. Sie war Mathematiklehrerin, und wenn im Lehrerkollegium jemand einen faulen oder gar einen „unfeinen" Witz erzählte, dann erschienen auf ihrer schönen Stirn Falten des Unwillens, der Abwehr. Sie lebte in einer fast überirdisch zarten und dünnluftigen Sphäre — und Professor Pressin, der jüngste und lebendigste Professor unserer Stadt, behauptete, das sei ihr einziger Fehler. Wenn man den beseitigen könnte, dann sei Gretchen die vollendetste Frau Europas.
Infolgedessen heiratete er sie und sorgte dafür, daß sie so bald wie möglich ein Baby bekam. Wenn schon die Ehe einen Menschen zu ändern vermag — noch viel mehr verwandelt ein Kind. Mit dem Kinde war die Pforte zur Kammer der Natürlichkeit in Gretchen weit geöffnet worden. Ich hatte sie zwei Jahre lang nicht gesehen. Jetzt war ich bei ihr zum Abendessen eingeladen.
Wenn jemand, wie der Professor, die Wandlung der Frau in allmählicher Entwicklung miterlebt, so mag es angehen. Wenn man aber — wie es mir nun geschah — vor die vollendete und veränderte Tatsache gestellt und gesetzt wird, — dann ist das höchst verblüffend. Gretchen sprach freimütig über Dinge, bei denen früher ihre Stirn einem Kartoffelacker geglichen hätte. Und es stand ihr gut.
„Ja", sagte sie, während sie mir ein Omelette auf den Teller schob, „unser Junge ist süß und es geht ihm gut. Nur mit der Verdauung hapert's im Augenblick ein bißchen. Die Wurzeln kamen heute morgen ganz komisch wieder..."
„Gretchen!" mahnte der Professor, denn so weit schien es gekommen zu sein, daß er gelegentlich bremsen mußte.
Aber Gretchen ließ sich nicht stören. Das Thema war viel zu anregend. Und wozu ist man Lehrerin gewesen, wenn man nicht anregende Dinge erklären darf. Sie berichtete also weiter: „Bei so kleinen Kindern kann man nämlich genau erkennen, was wieder zum Vorschein kommt!"
„Aha!" machte ich versonnen. Aber der Professor schnitt ihr nun das Wort ab: „Das ist sehr interessant, mein Kind, aber wir wollen doch unserem Gast nicht den Appetit verderben."
„Ach so..." — Gretchen sann nach. Appetit verderben — so was gab's auch. Aber sie konnte nicht gleich still sein. „Eins muß ich noch sagen, weil's mich bedrückt!"
Der Professor lächelte: „Also, sag' noch eins!"
„Ja", rief Gretchen, „es ist doch komisch — der Zwieback von heute früh und die Wurzeln von gestern sind schon wieder da. Wo mag bloß der Rosenkohl von vorgestern stecken?"
Da sagte Professor Pressin zu mir: „Entschuldigen Sie, bitte, ich muß meiner Frau mal eben einen Kuß geben!"

W. Hammond-Norden

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Genf

(Erich Schilling)



Eden: „Nun fangen die kleineren Nationen auch schon an, unseren Brei abzulehnen. Sollte die Konkurrenz wirklich eine bessere Küche führen?“

Durchhalten!

(K. Arnold)



„Gehn m'r heme, Baula, machn m'r ins Bette!"
„Mir gangst, i geh do net mittn im Fasching hoam!"

München, 20. Februar 1938
43. Jahrgang / Nummer 7

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Skigeflüster

(R. Kriesch)



„Endlich! Aber im Grunde hatte ich mir unser erstes Zusammentreffen eigentlich anders vorgestellt!“

Erster Huflattich / Von Ratatöskr

Man gleitet friedlich durch die Flur
und senkt den Blick in die Natur,
als welche nach des Winters Wüste
sich nun doch endlich räuspern müßte.

Schneeglöckchen? Ei du liebe Zeit!
Und Veilchen gar? Da fehlt's noch weit!
Die Düfte, die sich hier verbreiten,
sind landwirtschaftlich abzuleiten

und liefern spärlichen Genuß.
Schon wendet schaudernd sich der Fuß . . .
Sieh da, im welken Ufergrase
ein Goldglanz, eine Lichtoase,

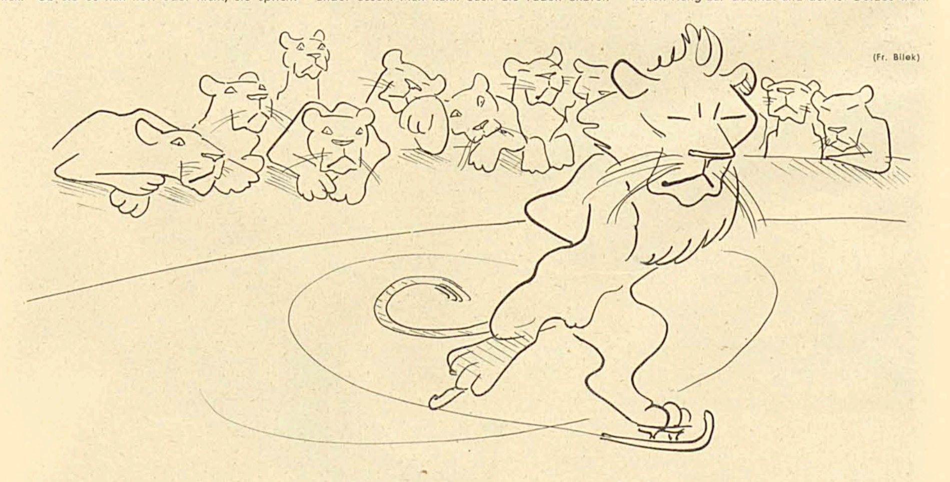
ein erstes, summendes Trara:
Frau Tussilago Farfara! —
Das ist doch eine offenbare,
wenn auch verfrühte Lenzfanfare!

Es steckt in diesem premier cri
zugleich ein Fünkchen Ironie:
der Blätter — quasi zur Vergeltung —
bedienen wir uns bei Erkältung.

Wir kaufen nur Stoff

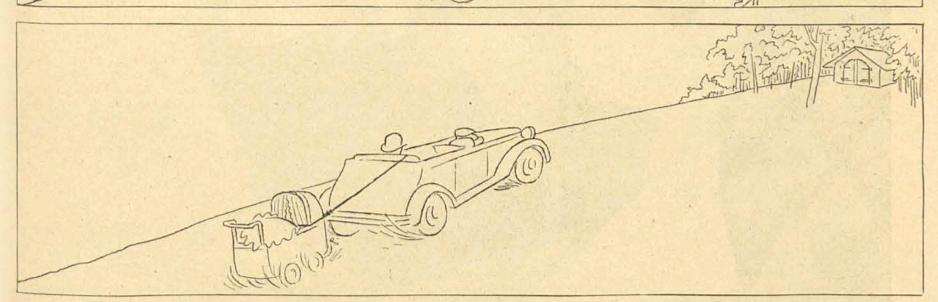
Von Walter Foitzick

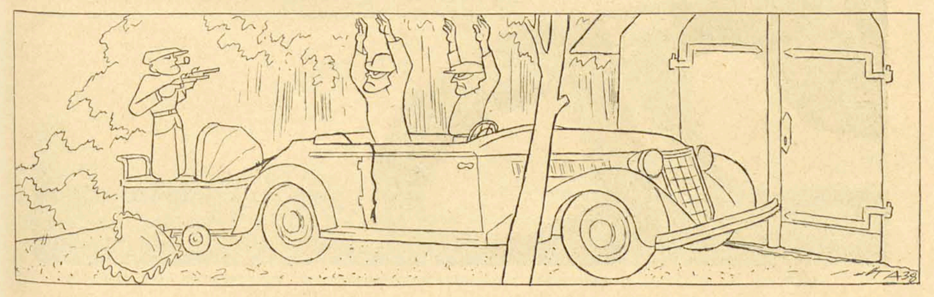
Ich gehe sehr gerne mit Erna zum Einkaufen, falls ich sehr viel Zeit habe; denn so nebenbei tätigt Erna ihre Einkäufe nicht, es ist eine nachmittagfüllende Angelegenheit, und häufig werden wir auch dann nicht fertig.
Aber manchmal habe ich Zeit und dann mache ich ihr und mir das Vergnügen. Sie rüstet eine Art Expedition aus und hat dazu bunte Flecken, Metallteile und Glasknöpfe, nicht etwa als Tauschartikel, wie man meinen könnte, sondern als Stoff- und Farbproben bei sich.
Wenn ich selbst etwas kaufe, sage ich: „Ich möchte für fünfundzwanzig Pfennig Zahnpulver haben." Erna würde nie so mit der Tür ins Haus fallen, sie sagt: „Was haben Sie in Zahnpulvern?" Meistens kaufen wir Stoffe, Webwaren, Textilien oder auch aus allerlei geheimnisvollen Gespinsten hergestellte Kleidungsstücke. Wenn das stattfindet, setze ich mich sogleich auf den von einer liebenswürdigen Verkäuferin herbeigerückten Stuhl. Ich setze mich sozusagen ins Parkett erste Reihe, ganz vorne bei der Schauspielerin an die Bühne, und am liebsten würde ich mir auch den Mantel ausziehen und mir's sonst bequem machen. Das Stück beginnt. Erna fragt: „Können Sie mir einen besonders guten Stoff empfehlen?" Ich souffliere der Verkäuferin: „Unsere Stoffe sind alle vorzüglich." Ob sie es nun hört oder nicht, sie spricht es fließend nach. Ich bin zufrieden, der Einkauf nimmt seinen normalen Verlauf.
Erna hat wahrscheinlich auch keine andere Antwort erwartet, es sind das nur die ersten Akkorde, die angeschlagen werden, man präludiert ein wenig, macht die Stimme frei.
Erna greift nach einem Stoff, besieht sich ihn genau, knittert an ihm herum und fragt das Fräulein: „Wie ist diese Qualität?" Ich habe gar keine Zeit, der Verkäuferin vorzusagen, sie antwortet ganz von selbst: „Gnädige Frau, dieser Stoff wird von den Damen sehr gerne genommen." Wie könnte es auch anders sein? Wäre es möglich, daß das Fräulein etwa sagte: „Im Vertrauen, gnädige Frau, das ist ein uralter Ladenhüter, den wir absolut nicht loswerden können. Sie ahnen gar nicht, was Sie mir und meinem Chef für eine Freude bereiten würden, wenn Sie das Zeug endlich kauften. Wir bieten den Stoff immer wieder an, aber bis jetzt ist noch niemand darauf hereingefallen." Nein, das würde das Fräulein niemals sagen; denn wenn sie es sagte, wäre sie kein tüchtiges Fräulein. Mit solchen Überlegungen darf ich Erna aber gar nicht kommen.
Was jetzt passiert, habe ich besonders gern. Jetzt wird gezaubert, jetzt werden irgend welche geheime Riten zelebriert. Fäden werden auseinandergezwirbelt, und womöglich wird von den Fäden ein wenig gekostet, wie Indianerstämme die Friedenspfeife rauchen oder manche fernliegende Insulaner Freundschaftsreisspeisen miteinander essen. Man kann auch die Fäden anbrennen und aus ihrer Asche weissagen, ich vermute mehr die Vergangenheit des Stoffes als seine Zukunft. Ach, wie liebe ich diese Gebräuche, sie sind sehr geheimnisvoll und, wie ich annehme, vollkommen sinnlos. Ich glaube, Erna hat sie aus ihrer Familie als Erbgut und Brauchtum übernommen. Sie wirken sehr kennerhaft und fachmännisch. Das Fräulein sagt hinterher, die Dame könne sich darauf verlassen, es sei die reine unverfälschte Faser.
Gelegentlich bekomme ich die Stoffe übergehängt, und ich muß schon sagen, ich wirke in der faltenreichen Toga fast wie ein römischer Imperator oder bei schillernden Seidenstoffen wie ein chinesischer Mandarin am Hofe einer intriganten Kaiserin oder wie ein Haremswächter oder so etwas Ähnliches. Das habe ich eigentlich nicht gern, aber man sieht's schließlich auch bei mir, wie's fällt. Das Fräulein tut dabei immer so, als sei die Situation gar nicht lächerlich, und sie sagt, das Muster kleide ungemein und es habe so etwas Frisches und auf der Haut wirke es natürlich noch viel vorteilhafter. Ich helfe ihr noch und füge hinzu, daß man sich an so einem Muster nicht schnell müde sehe und man so etwas immer tragen könne. Da staunt das Fräulein über meine Branchenkenntnis.
Nachher kaufen wir dann einen ganz anderen Stoff, meist auch für einen ganz anderen Zweck, und ich kann nur sagen, es ist nicht der billigsten einer; denn Erna hat einen geradezu widernatürlichen Hang zur Qualität und der ist Goldes wert.


(Fr. Bilek)

Mißglückter Kinderraub in USA.

(Karl Arnold)





Der Anruf

(K. Heiligenstaedt)



„Franz, warum hast du nicht angerufen, seit gestern abend sitze ich hier auf glühenden Kohlen!“

K A R N E V A L

Von Achille Campanile

An gewissen Abenden im Fasching merkt man, daß es Karneval ist, weil man beim nach Hause gehen auf Schritt und Tritt weißen Hemdbrüsten, glänzenden Schleppkleidern über metallischen Schühchen, Chapeauclaques, unbedeckten Frisuren begegnet. Man war in Gedanken versunken, und nun fühlt man sich einsamer und ärmer denn je. Etwas deprimiert kommt man nach Hause, wo auch die Gattin, die ebenfalls die Abendtoiletten gesehen hat, sich einsamer und unglücklicher denn je fühlt. Depression zu Zweien ist doppelte Depression. Da, ein genialer Einfall! Es ist nicht nötig, sie auf den Maskenball zu führen; es genügt, ihr nur zu sagen:
„Liebste, werfen wir uns in Abenddreß!"
Gesagt, getan! Und schon kommen Tüllkleider zum Vorschein und werden auf dem Bett ausgebreitet; in der Wohnung werden alle Lampen angezündet, und man selbst kämpft wütend an gegen den gestärkten Kragen und die gestärkte Frackhemdbrust, bis der Bizeps schmerzt.
Indessen sitzt die Gattin im hellen Lichterglanz vor dem Spiegel und malt sich die Lippen und Augenbrauen. Im Schlafzimmer liegt alles bereit: die vergoldeten Schühchen, der Abendmantel, der Seidenschal, das gleißende Täschchen, die benzinduftenden Handschuhe, die Stoffblume, die an die Brust gesteckt, das goldene Band, das um die Stirn gewunden, die Schleife, die an der Taille befestigt wird, die glänzende Schnalle und all die anderen kleinen Nichtigkeiten, um derentwillen manche Frauen sogar dahin gelangen, ihre Männer zu verlassen.
Welch festliche Stimmung nun, welche Lustigkeit und welcher Glanz in der Wohnung, die vor kurzem noch so schweigsam und traurig dalag! Dem Haufen der Schleier und Bänder entsteigt allmählich eine kleine Königin, während ein etwas unbedachter Fürst mit dem Kragenknopf kämpft, der nicht ins Knopfloch will. Wer denkt noch an das Elend des Alltags? Wer hat noch Lust zu essen? Vernachlässigt, vergessen schmoren in der Küche die Kartoffeln auf dem Boden einer schwarzen Pfanne. Der Duft von Kölnischem Wasser, gemischt mit kosmetischen Gerüchen und Wolken feinen Puders, durchzieht die ganze Wohnung. Und ein leichter Schwindel ergreift beide, als aus einer kostbaren Phiole ein Tropfen einer besonderen Essenz auf ihr Taschentuch fällt.
Und nun sind sie beide fertig. Sie ist eine paradiesische Erscheinung, fast eine kleine Bühnenfee; und im Vergleich mit ihm würde jeder Salonlöwe erbleichen und sich für besiegt erklären. Nun sehen er und sie sich an. Sie bewundern einander. Fast erkennen sie sich nicht wieder, und sie gewinnen eine neue gegenseitige Hochachtung.
Wohin werden sie nun gehen?
Nirgendswohin.
Es genügt so. Das Fest ist beendet, und man kann sagen, daß sie nichts verloren haben. Die höchsten, die wahren Freuden des Abendkleides — sie haben sie schon genossen. Sie könnten jetzt höchstens hinuntergehen bis zur Ecke, ein paar Schritte um den Häuserblock tun. Aber es ist durchaus nicht nötig. Sie können auch zu Hause bleiben.
Nun ist die schlechte Laune verscheucht. Erwärmt, gestärkt, harmonisch gestimmt und erheitert, fühlen beide, er und sie, daß sie keineswegs hinter den Scharen zurückstehen, die in Automobilen sich zum Maskenball begaben. Warum sich eigentlich unter die Masse mischen? Die Frische des Tülls und des Gesichtes zerstören, die Blume an der Brust zerdrücken? Die kosmetischen Rosen der Wangen zum Erbleichen bringen?
Warum die Bügelfalte zerknittern und den Kragen zerschwitzen? Den zarten Schmetterling der Krawatte tödlich verwunden?
So genügt es ja vollkommen. Das Fest ist aus, und sie sind frischer als vorher und heiterer, als wenn sie wirklich dabei gewesen wären. Jetzt könnten sie glücklich zu Bett gehen. Aber sie tun es noch nicht. Es ist so schön, im Frack und im Tüllkleid in der Wohnung beisammen zu sein. Er fühlt sich beinahe zu Besuch. Sie rauchen eine Zigarette. Sie trinken sogar Tee, nachdem sie in ihren prunkvollen Kleidern in der Küche herumgewirtschaftet haben. Und sie sitzen im Salon, während alle Lampen in der Wohnung brennen und goldene Lichtfluten auf ihre schimmernden Kleider werfen. Solcherart sind die Wunder und die Reize des Abendkleides, die einzig wahren.

(Übersetzt von A. L. Erné)

Wahre Geschichtchen

In der Schweiz gibt es Studentenheime für angehende Theologen; beim Besuch einer solchen Anstalt las ich an der Tür des Speisesaals:

ANORDNUNG 101
In den Tischgebeten sind abfällige Bemerkungen und sonstige Feststellungen über das Essen zu unterlassen.
X. Y., Direktor

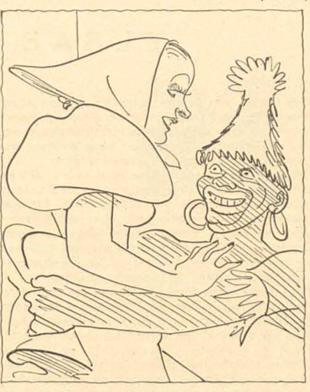
Ich erfuhr: die Theologen, von denen jeden Tag ein anderer an die Reihe kam, hatten die kurzen Tischgebete selbst zu verfassen. Einer hatte gebetet: „Herr, laß das Wenige, das du uns zuteilst, uns durch deine Erbarmung zur Erquickung gereichen!", ein anderer: „Herr, sieh auf diese schlecht bereiteten Speisen und laß sie uns durch deine Vaterhuld zu unseres Leibes Wohlfahrt förderlich sein!"

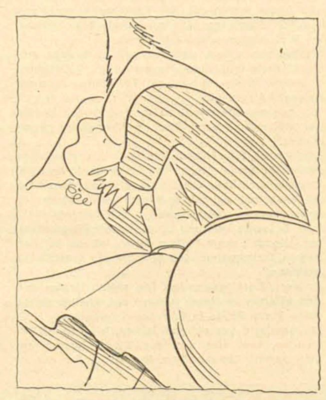
*

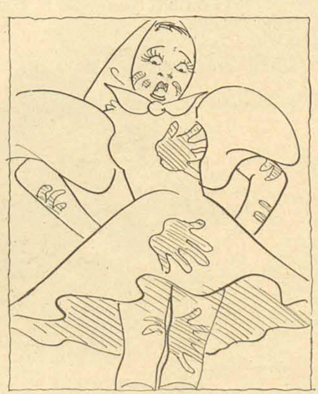
Kürzlich hatte ich auf einer Abendgesellschaft das Vergnügen, neben einer weißhaarigen, sehr energischen Dame zu sitzen, die sich zum Gegenstand der Unterhaltung die Fehler ihrer Schwiegertochter auserkoren hatte. Nach einer guten halben Stunde gestattete ich mir die Frage, ob sich denn die Schwiegertochter im Laufe der Jahre nicht noch zu ihrem Vorteil entwickelt habe. „Nee, nee", sagte sie, „die nicht, die ist ja schon viel früher gestorben!"

Als wir mit der Kleinbahn von Salzburg nach Ischl fuhren, befand sich ein Fahrgast in unserm Wagen, der keine Fahrkarte hatte und auch nicht bezahlen wollte. Er wies dem Schaffner eine Legitimation vor, die ihm auf den österreichischen Bundesbahnen freie Fahrt sicherte. Der Schaffner jedoch erklärte dem Mann, daß dies hier keine Bundesbahn, sondern eine Privatbahn wäre, und daß er den vollen Fahrpreis zu erlegen hätte. Der Mann wiederum war nicht gewillt, auch nur einen Groschen dafür anzulegen und berief sich ungerührt auf seine Legitimation.
Im Verlaufe der Fahrt schleppte der Schaffner dann irgendeinen höheren Beamten in den Wagen, der ebenfalls der Meinung war, daß der Fahrgast auf dieser Strecke zu bezahlen hätte. Der höhere Beamte entfernte sich aber wieder, ohne weiteres zu veranlassen, und der Disput zwischen dem Mann, der nicht bezahlen wollte und dem Schaffner verkürzte den Mitreisenden die Fahrt.
Als zwei Stationen vor Ischl der Schaffner noch einmal durch den Wagen ging, zog der Mann von selbst seufzend seine Brieftasche und erklärte, seine Fahrt bezahlen zu wollen. Der Schaffner, gerührt ob der unverhofften Geste, winkte aber großmütig ab: „Hiatzt san ma eh glei da", sagte er, „hiatzt zahlt sich's nimmer aus!"

(Fr. Bilek)





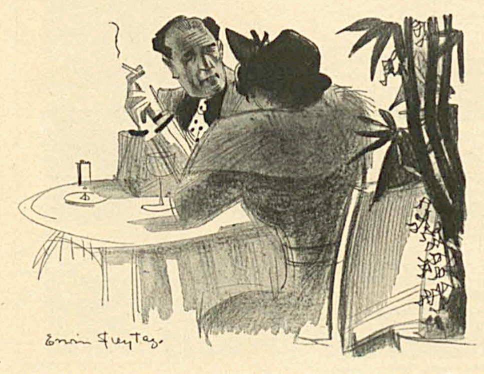


Der Faschingsneger

ELSAS PIANO / VON FRITJOF NILSSON

Eine Reihe von Jahren hatte ich meinen alten Freund Philipp Strand, Doktor der Philosophie und Lehrer an einer Knabenschule, nicht mehr gesehen, als wir im letzten Sommer an einer Straßenecke in Gothenburg förmlich zusammenstießen.
Die Freude war groß. Philipp erzählte mir, daß er Strohwitwer sei. Seine Frau war mit den beiden Kindern am Strande von Skelderviken. Philipps Gelehrsamkeit war sehr groß, aber sein Einkommen nur klein. Er mußte seine Einkünfte durch Nachhilfestunden verbessern. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er dies mit größtem Vergnügen tat; denn sein Familienleben war glücklich.
Wir gingen beide in ein Gasthaus, und nach dem Kaffee schlug Philipp vor, den Abend in seiner Wohnung zu verbringen, da man von seinem Balkon aus einen wundervollen Blick über den Hafen habe. — — —
Philipp schloß die Wohnungstür auf, und ich betrat seine Wohnung. Hier sah es einigermaßen toll aus. Teppiche und Läufer waren aufgerollt, die Bilder waren mit der Vorderseite zur Wand gekehrt, Staub lag auf den ungedeckten Tischen. Im Wohnzimmer stand ein Piano.
Philipp sah sofort, daß ich das Instrument entdeckt hatte und blieb davor stehen. „Du würdest in meiner Wohnung bestimmt kein Piano erwartet haben?" fragte er.
Ich gab zu, überrascht zu sein; denn ich kannte seit frühester Jugend Philipps Abneigung gegen Pianos.
„Ein Piano", fuhr Philipp fort, „ist ein unmögliches Möbel in einem Heim. Ich finde es scheußlich. Und dennoch habe ich ein Piano! Und zudem habe ich es selbst gekauft und muß jeden Monat — immer noch! — fünfunddreißig Schilling abbezahlen." Er lachte kurz und bitter. Ich schwieg betroffen. „Komm", sagte Philipp dann, „laß uns auf den Balkon zurückgehen, ich will dir die Geschichte erzählen."
Es war Abend geworden. Die vielen Lichter von den Schiffen im Hafen blitzten auf. Philipp setzte seine kurze Pfeife in Brand und begann:
„Es passierte vor einigen Jahren. Ich gab Privatstunden, und Elsa und die Kinder waren am Strande von Skelderviken. Ich hatte ganz gut zu tun, so daß die Sommertage recht ausgefüllt waren, aber die Abende waren schrecklich. Ich haßte es, sie in meiner leeren, unaufgeräumten Wohnung zu verbringen. Alle Freunde, die ich gerne gesehen hätte, waren an der See, und für das Wirtshaus fehlte mir das nötige Kleingeld. Bei einem meiner einsamen Abendspaziergänge traf ich im Park Anni Hansen, die Geigerin.
Ich freute mich über dieses Treffen ungemein, und ich glaube, es beruhte auf Gegenseitigkeit; denn Anni war gerade für vierzehn Tage nach Gothenburg gekommen und kannte hier außer mir keine Seele. Wir gingen in den Botanischen Garten und lauschten dem Orchester. Später brachte ich Anni in ihr Hotel und bat sie um ein Wiedersehen am nächsten Nachmittag. Wir trafen uns wieder und — gingen in meine Wohnung."
„War das nicht sehr unvorsichtig von dir?" warf ich ein.
„Unvorsichtig ist gar kein Ausdruck! Es war das Idiotischste, was ich je in meinem Leben tat. Aber, bitte, nicht was du denkst! Vergiß nicht, daß ich glücklich verheiratet und Vater von zwei Kindern bin. Wir setzten uns beide auf den Balkon, tranken Kaffee, rauchten und schwiegen viel. Es war sehr schön, denn Anni und ich waren einstmals gute Freunde gewesen und hatten uns in bestem Einvernehmen getrennt. Anni kam nun jeden Tag. Und jeden Tag wiederholte sich das Gleiche: wir saßen auf dem Balkon, tranken Kaffee, rauchten und schwiegen viel. So kam der 17. August heran, an dem Anni nach Oslo mußte. Der 17. war aber auch der Tag, an dem meine Frau mit den Kindern wiederkommen wollte. Es war ein Sonnabend. Nachmittags sollte Elsas Zug einlaufen.
Am Vormittag gegen halb elf Uhr schrillte meine Türglocke. Es war Anni, die mir Lebewohl sagen wollte. Ich hatte damit gerechnet und eine Flasche Mosel kaltgestellt. Als ich die Korridortür geschlossen hatte, stand ich mit Anni, die noch in Hut und Mantel war, im Flur und drückte ihr einen Kuß auf die schmale Hand. Den ersten und letzten!
Plötzlich hörte ich, wie ein Schlüssel außen in meine Wohnungstür gesteckt wurde. Ich wußte sofort, daß es nur meine Schwägerin Ruth, die Schwester meiner Frau, sein konnte, die die Blumen zum letzten Male begießen wollte. Ich verwünschte Ruth auf den Grund des Meeres, aber was wollte ich nun tun? Hinterher findet man immer eine Lösung, aber im Augenblick dachte ich nur: eine reizende Frau, eine Flasche Wein am Morgen — was soll Ruth nur denken, von Elsa ganz zu schweigen! Ich drehte meinen Rükken zur gefahrbringenden Wohnungstür und schob Anni schnell in das Schlafzimmer, schloß ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.
Ich hatte gerade abgeschlossen, als Ruth eintrat. ‚Nett, daß Elsa heute nach Hause kommt, nicht wahr?' fragte Ruth. ‚Ich bin nur gekommen, um den Pflanzen Wasser zu geben.'
Sie füllte in der Küche eine gewaltige Kanne und begann ihr Werk, während ich wie auf Kohlen stand.
‚Wozu stehen denn die beiden Weingläser in der Küche auf dem Tisch?' fragte Ruth.
‚Ich hatte gestern den Besuch eines Kollegen', log ich.
‚Natürlich!' rief sie, ‚beinahe hätte ich jetzt den Kaktus im Schlafzimmer vergessen!'
‚Eine Wüstenpflanze braucht kein Wasser', warf ich ein. Aber Ruth bestand darauf, auch den Kaktus zu begießen. ‚Ich verbiete dir, das Schlafzimmer zu betreten!' Aber sie hatte schon entdeckt, daß es abgeschlossen war. ‚Wo ist der Schlüssel?' fragte sie.
‚Ich habe ihn und werde dich heute unter keinen Umständen hineinlassen!'
Ruth wurde heftig: ‚Philipp, im Schlafzimmer bewegt sich jemand.' (Die beiden oberen Türfüllungen waren aus Milchglas.)
‚Oh, nun sehe ich alles — arme, arme Elsa! Der Wein! Und vielleicht ist es schon öfter passiert! Um Gottes willen, was für eine Rückkehr von der Reise! — Philipp, wie konntest du nur?'
‚Meine liebe Ruth', wollte ich anfangen, aber sie legte schon wieder los: ‚Versuche es nicht, dich zu verteidigen, du Elender! Und wage es nicht, etwa zum Zuge zu gehen, ich würde dich in aller Öffentlichkeit blamieren!' Krachend fiel hinter ihr die Korridortür ins Schloß.
Wenige Minuten später verließ Anni meine Wohnung. Ich werde nie den spöttischen Blick vergessen, den sie mir zuwarf, als sie ihr ‚Auf Wiedersehen' nickte.
Als ich endlich allein war, sank ich in einen Sessel und versuchte nachzudenken. Ich malte mir schnell all das Unangenehme einer Scheidung aus und dachte, daß ich dann die Kinder höchstens ein paarmal im Jahre sehen dürfte. Außerdem stand auch noch eine Gehaltskürzung für die Alimente in Aussicht. Aber aus den Tiefen des Unterbewußtseins kam mir der erlösende Gedanke: ein Piano!
Ich war gerettet! Elsa sollte ihr Piano bekommen. Seit Jahren hatte sie darum gebeten.
Ich sprang auf. Niemals in meinem ganzen Leben hatte ich so viel Energie in mir gefühlt. Bis zu Elsas Ankunft waren es noch anderthalb Stunden. Auf der Straße sprang ich in eine Taxe und fuhr zur nächsten Pianofirma. Ich kaufte das mir so verhaßte Möbel, wie man eine Schachtel Streichhölzer kauft, wollte es gar nicht ansehen und wünschte nur, daß sein Äußeres nicht zu häßlich sei. Das Piano war sehr teuer. Achtzig Pfund auf Abzahlung, bei zehn Pfund Anzahlung. Und ich hatte nur ein einziges Pfund bei mir!
Die fürchterliche Gefahr, in der ich mich befand, gab mir eine Idee. Ich sauste aus dem Laden hinaus und lief schnell zu einem Großkaufmann, dessen Sohn ich Privatstunden erteilte. Der Mann war sehr nett und gab mir sofort die verlangten zehn Pfund als Vorschuß. Dann rannte ich zurück in das Pianogeschäft, unterzeichnete den Vertrag und zahlte die zehn Pfund an. Meine einzige Bedingung war, daß das Piano spätestens innerhalb einer halben Stunde in meiner Wohnung sein müsse, was mir fest versprochen wurde.
Die aufregende Geschäftigkeit hatte meine Kehle trocken gemacht. So beschloß ich, mir einen Whisky mit Soda zu genehmigen, bevor ich das neue Möbel in Empfang nahm. Ich bin bestimmt nicht länger als fünfzehn Minuten in dem Lokal gewesen, aber als ich zu Hause anlangte, hatten die Träger das Piano bereits geliefert. Doch anstatt es vor meine Wohnungstür im ersten Stockwerk zu stellen, hatten sie das Piano, das in

Gefahren der Saison



„Der Februar bringt doch viele Gefahren!" — „Nanu, treiben Sie so eifrig Sport, gnädige Frau?" — „Nein, aber viel Fasching!"

einer Riesenkiste steckte, in den Hausflur gestellt. Wie in aller Welt sollte ich das schwere Ding die Treppe hinaufbekommen?"

„Nun", unterbrach ich Philipp, „da du das Ding bereits im Hause hattest, war doch die Überraschung für Elsa gelungen!"

„Unterbrich mich, bitte, nicht!" schnaufte Philipp. „Siehst du denn nicht ein, daß ich das Piano im Schlafzimmer haben mußte, bevor Elsa ankam? — Ich telefonierte sechs Transportfirmen an. Keine Antwort. Ich rannte in den Keller, um den Hauswart zu holen. Aber der war, da es doch Sonnabend war, schon fort.

Aber ich fand eine schwere Eisenstange im Keller, die ich mit mir nahm. Hast du schon jemals versucht, ein Piano alleine eine Treppe hinaufzubugsieren? Mit dem Mute der Verzweiflung ging ich an die Arbeit. Über die Steinfliesen im Hausflur hatte ich die Riesenkiste glücklich geschafft, aber jetzt kamen die Stufen. Doch so eine Last ziehen, heben und dabei gleichzeitig gegendrücken, das geht über die schwache Kraft eines Einzelnen! Bis auf die erste Stufe hatte ich die eine Seite der Kiste gebracht, dann aber war es aus.

Da hörte ich über mir das Getrampel von Männerfüßen. Und durch das Geländer sah ich schwarz behoste Männerbeine langsamen Schrittes die Treppe herunterkommen. Zwischen den verschiedenen Männerbeinen sah ich etwas Weißes schweben. Ein Sarg wurde heruntergetragen.

Im zweiten Stockwerk war also jemand gestorben. Die Leichenträger hielten an, als sie ihren Weg durch die Riesenkiste verbarrikadiert sahen. Mit verhaltener Stimme riefen sie mir zu: ‚Schieben Sie die Kiste aus dem Wege, können Sie nicht sehen, was wir tragen?' Ich rief leise zurück: ‚Unmöglich! Wir müssen versuchen, die Kiste in meine Wohnung zu schieben, sonst haben Sie im Hausflur für den Sarg keinen Platz.'

Die Leichenträger berieten leise, dazwischen hörte man das Schluchzen einer Frau. Endlich kamen sie herunter und halfen mir, das Piano in meine Wohnung bringen. Aber ich werde nie die verachtenden Blicke vergessen, die sie mir zuwarfen, weil ich die Ruhe eines Leichenzuges gestört hatte. Es war schrecklich!

Eiligst schlug ich mit dem Küchenbeil die hölzerne Umhüllung von dem Piano und schob das große Ding auf seinen Rollen in das Schlafzimmer. Zum zweiten Male an diesem Tage schloß ich das Schlafzimmer ab und steckte den Schlüssel in meine Tasche. Mittlerweile war es beinahe zwei Uhr geworden. Elsas Zug war um halbein Uhr fällig, also hatte er anscheinend Verspätung. Ich legte mich vor Erschöpfung einen Augenblick auf die Couch und muß wohl vor Übermüdung sofort eingeschlafen sein.

Durch starkes Klopfen an die Tür wurde ich wach. Als ich öffnete, standen Elsa und Ruth draußen. Beide hatten vom Weinen gerötete Gesichter.

‚Willkommen zu Hause, mein Liebling', sagte ich fröhlich, ‚wo sind die Kinder?'

Ruth hatte sich vor Elsa gestellt, als ob sie sie schützen müsse und antwortete statt meiner Frau: ‚Die Kinder sind in meiner Wohnung und Elsa wird auch dort bleiben, bis weitere Anordnungen getroffen sind!'

‚Das ist recht! Wir müssen nun wegen des Raummangels doch noch die Möbel umstellen.'

Ruth warf mir einen Tigerblick zu und sagte scharf: ‚Elsa ist nur gekommen, um das Allernotwendigste aus der Wohnung zu holen.'

‚Ein Taschentuch scheint mir im Augenblick das Notwendigste zu sein', sagte ich in bester Laune, ‚damit sie ihre Tränen abwischen kann.'

‚Deine Unverschämtheit ist geradezu unglaublich', ereiferte sich Ruth. ‚Aber darf ich jetzt vielleicht mal einen Blick in das Schlafzimmer tun? Elsas Fuß wird diesen Raum nicht mehr betreten, verstehst du?' Hierbei brach Elsa erneut in Tränen aus. Ich nahm den Schlüssel aus meiner Tasche und überreichte ihn mit einer ironischen Verbeugung meiner Schwägerin, die ganz verwundert war, daß das Schlafzimmer noch immer verschlossen war. Als sie aufgeschlossen hatte, sagte ich: ‚Das Geheimnis des Schlafzimmers, meine Dame!'

Als Ruth das Piano gewahrte, blieb sie wie angewurzelt auf der Türschwelle stehen und schien einer Ohnmacht nahe. Als sie sich aber von ihrem Schrecken erholt hatte, rief sie ein über das andere Mal: ‚Elsa — Elsa, sieh nur!' Elsa wankte mit schlotternden Knien zur Tür und sah.

Da ist nun nicht viel zu erzählen. Elsa lag in meinen Armen, Ruth mir zu Füßen. Alles, was ich noch zu tun hatte, war, den großmütig verzeihenden Ehemann zu spielen.

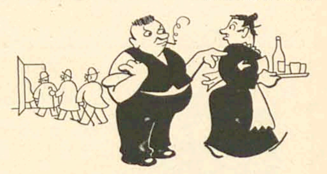
Elsa und ich tranken zum Mittagessen ein Glas kalten Mosel. Ich hatte vorgeschlagen, Ruth zum Mittag einzuladen. Aber Elsa winkte ab.

‚Die alberne Närrin', sagte sie, ‚uns solche Aufregung zu bereiten. Auf die können wir beide heute verzichten!'"

(Ins Deutsche übertragen: E. Schroeder)

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



In einer württembergischen Stadt, die durch ihre alljährlichen Herbstfeiern bekannt ist, lebt ein Wirt, der ein gemütliches Weinbeizle sein eigen nennt. Er ist in der ganzen Stadt und im weiten Umkreis durch seinen guten Wein wie auch durch seine derbe Art berühmt. Eines Abends haben wieder einmal einige angesehene Bürger bei ihm gezecht; die fröhliche Runde hat lange ausgehalten und viele Viertele sind getrunken worden. Als die Gäste endlich aufbrechen, will ihnen der Wirt eine besondere Ehre erweisen und verabschiedet sie mit den höflichen, bei ihm recht ungewohnten Worten: „Hat mich sehr gefreut, meine Herren! Auf Wiedersehen, meine Herren! Beehren Sie mich bald wieder, meine Herren!" Aber gleich darauf wendet er sich um zur Kellnerin und sagt besorgt und gut laut, so daß es die Herren alle hören: „Hend se au alles zahlt, die Lumpe?"

An unserer Oper wirkt ein Kapellmeister, der — tüchtig wie er ist — selbst ein großes Werk geschaffen hat, das dieser Tage seine Uraufführung bei uns erlebte. Bei den Proben soll sich sein begreiflicher Feuereifer leider nicht im wünschenswerten Maße dem Orchester mitgeteilt haben. Verantwortlich dafür dürfte eine gewisse Rechthaberei des Orchesters gewesen sein. Das beweist für mich schlagend folgender Vorfall. Der Meister hatte zum soundsovielten Male befohlen: „Nochmal diese Stelle!" und hinzugefügt: „Ich weiß nicht, warum ihr sie immer ritardando nehmt! In der Partitur steht doch nichts davon!" Darauf erfolgte der Zuruf eines Cellisten, den ich — wie angedeutet — als Äußerung einer unangebrachten Rechthaberei ansehe. „Verzeihung", rief er, „in der ‚Götterdämmerung' nehmen wir diese Stelle immer ritardando!"

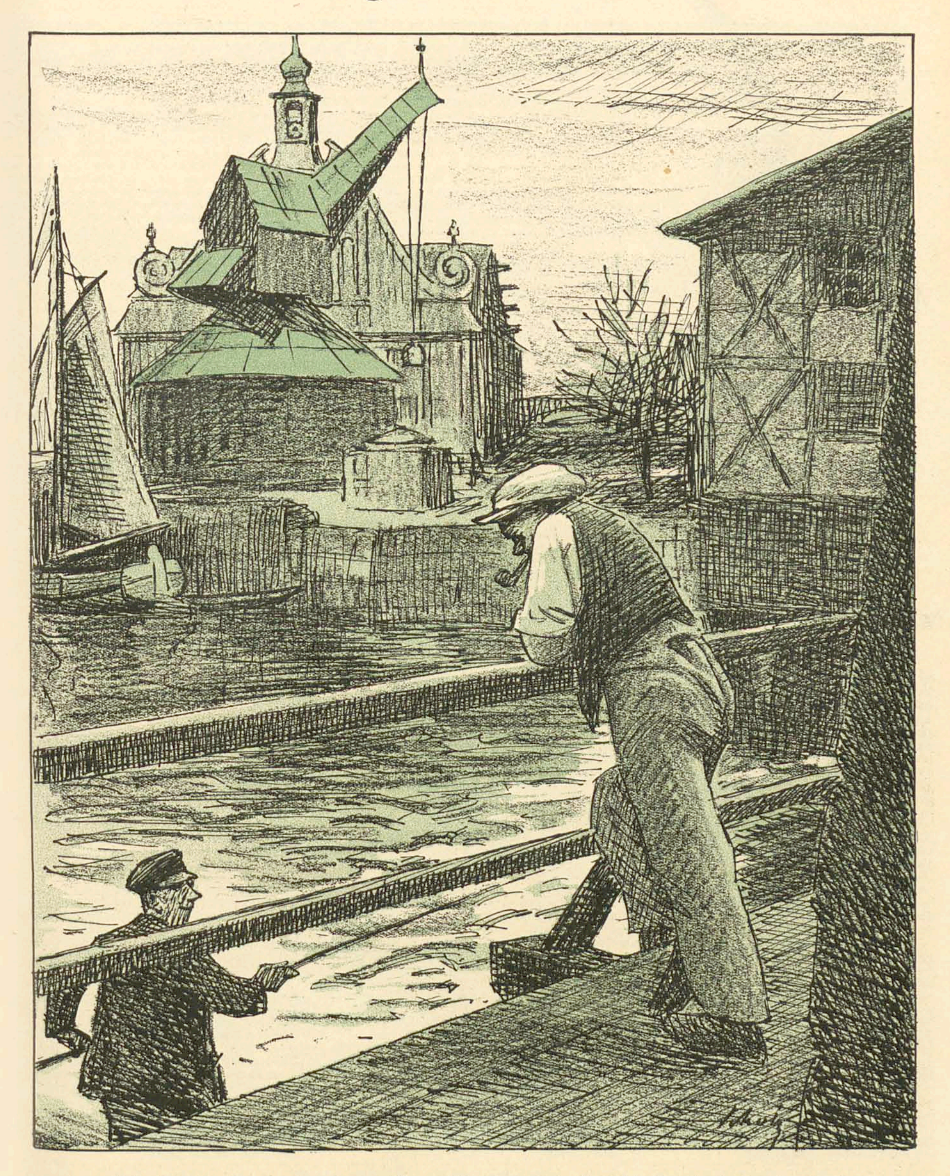
Das Meisterpaar an seiner Silberhochzeit

(Olaf Gulbransson)



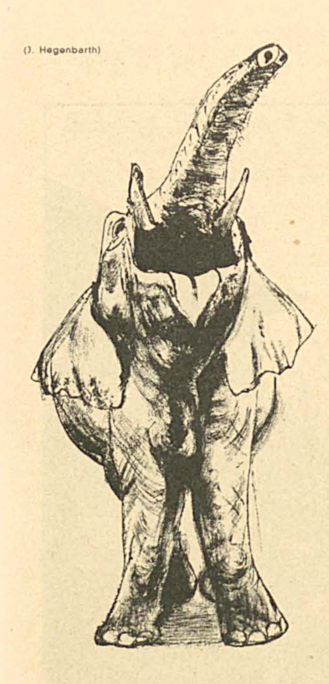
Angeln an sich

(Wilhelm Schulz)



„Hein, haste schon was gefangen?“ — „Wo denkst du hin? Ich bin doch Sportangler!“

(J. Hegenbarth)



Adalbert Knopfens Sündenfall

Von Fritz A. Mende

Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre hatte der Dichter Adalbert Knopf einer nichtsahnenden Mitwelt Werke geschenkt, die durchaus so waren, wie man sie von einem Dichter erwarten kann, nämlich ernsthaft und unverkäuflich (weshalb er sie auch — wie schon bemerkt — der Mitwelt schenkte). Er hatte in strengen Versen und einem wohlgeformten Aufwand sonderbarer und köstlicher Worte den Himmel, die Berge, die Sonne, den Frühling besungen und was es sonst noch an Besingenswertem geben mag, und preiswürdig fanden Freunde des Dichters besonders seine „Ode an die Vergänglichkeit", der man Hölderlinsche Sprachkraft und Goethesche Seelentiefe zugleich nachrühmte, ohne daß diese „Ode" trotz aller Preiswürdigkeit je einen realen Preis gefunden hätte; denn wo bleibt schließlich der Nutzwert einer „Ode an die Vergänglichkeit", ist doch für alles, was mit Tod zusammenhängt, teils das Standesamt und teils der Pfarrer zuständig — und die haben feste Preise.

So ging dies also bis zum dreißigsten Jahre Adalbert Knopfens, und — wenn man von der Möglichkeit des Hungertodes absehen will, wäre es gewiß noch weiter so gegangen, hätte sich nicht urplötzlich seine Muse — ein bis dahin schemenhaftes und eigentlich nur in Kreuzworträtseln vorkommendes Wesen — in eine leibhaftige Frau verwandelt, wohlgeformt und köstlich, wie sonst nur die Werke des Dichters.

Behauptet Goethe von seiner Muse, daß sie nackt sei — was wir alle auf der Schule nicht gehabt haben —, kümmert sich das Kreuzworträtsel lediglich um ihre vier Buchstaben, so darf von Adalbert Knopfens Muse gesagt werden, daß sie zum Nachteil dieser Geschichte bekleidet war und mit Vornamen „Emma" hieß.

Emma nun benahm sich nur insoweit musenhaft, als sie Knopf küßte, auf Verse hingegen legte sie weniger Wert, jedenfalls auf die Art Verse, die er bis dahin verschenkt hatte, und unter ihrer drallen Führung geschah es, daß Knopf der Literaturgeschichte mählich entglitt und sich dem praktischen Leben zuwandte.

„Ich bin die Muse des zwanzigsten Jahrhunderts", sagte Emma — oder vielmehr — so dichterisch sagte sie es nicht, sondern: „Laß den Quatsch, Adalbert! Jetzt dichte mal für erwachsene Menschen!"

Adalbert schaute verdutzt und stammelte: „Aber ich glaubte, schon immer für Erwachsene . . ."

„Nein, mein Lieber, das war Lesebuch. Erwachsene Menschen wollen das alles ein bißchen einfacher haben, so zum Beispiel" — und sie sang:

> „Heut war ich bei der Betti,
> die aß grade Spaghetti . . ."

„Emma!" Entrüstet und gepeinigt hob Adalbert die Arme. Doch Emma, schlau und köstlich, sank in diese und flüsterte ihm zuredend und lockend ins Ohr, was sie von ihm in Zukunft erwarte. Adalbert, nicht nur Dichter, sondern auch Mann, konnte sich der wärmenden Nähe ihres Leibes und dem süßen Prickeln, das der Hauch ihres Mundes in seinem Ohre verursachte, nicht entziehen, wenn auch schamvoll zögernd — denn wie schön war es, sich von Emma bitten zu lassen — biß er schließlich doch in den dargereichten Apfel der Erkenntnis, daß ein Weib auf dem Schoße besser sei, als eine Ode auf handgeschöpftem Bütten.

So wie er vorher den Himmel, die Berge, die Sonne, den Frühling besungen hatte, besang er nunmehr Zigaretten oder den schmackhaften Hering, verachtete die Darmträgheit, und wußte das einzig sichere Mittel dagegen genau und poetisch zu sagen.

Emma wich ihm nicht von der Seite, sie beurteilte seine Werke als Publikum oder die Stimme des Volkes, mäkelte und lobte und tötete mit nahrhaften Speisen die letzten Gewissensbisse Adalberts.

All das genügte ihr aber bei weitem noch nicht, sie hatte Höheres mit ihrem Dichter vor, und so kaufte sie denn ein Grammophon und zwang Adalbert, sich stundenlang eine Musik anzuhören, die ihn mit ihren taktfesten Geräuschen in Verwirrung brachte und nach und nach allen Zusammenhang der Gedanken in seinem Kopfe untergrub.

Als es damit soweit war, daß er nachts, aus unzivilisierten Träumen aufschreckend, jählings in rhythmisches Stammeln ausbrach, rief Emma triumphierend: „So, Adalbert, jetzt bist du soweit! Jetzt dichte für Europa!"

Am folgenden Tage entstand Knopfens erster Schlagertext:

> Du hast an deinem Oberarm
> den schönsten Leberfleck.
> Marie, in deinen Reiz und Scharm,
> da bin ich völlig weg!

Dieser Text wurde bald als Leberfleck-Foxtrott einer der meistgespieltesten Schlager; denn die Komponisten — es waren drei Herren in reiferem Alter — hatten keine Mühe gescheut, ein paar Takte aus dem ersten Akt der Oper „Die Macht des Schicksals", von Verdi, so zeitgemäß und geschmackvoll zu bearbeiten, daß es kaum sie selber merkten, geschweige denn andere, wie damit wahrhaft gute Musik in glücklicher Weise populär gemacht wurde.

Adalbert Knopf besang nunmehr die Liebe in allen Erscheinungsformen. War es glückliche Liebe, so wurden Foxtrotte daraus, war es unglückliche, dann wurden es sogenannte Chansons oder Langsame Walzer, während die Tangos sich auf nichts Genaues festlegen ließen.

Als sich Knopf ein Bankkonto zulegen konnte, verdankte er es dem Schlager:

> Ich hab kein Konto auf der Bank,
> doch hab ich Gott sei Dank,
> ja dich, Luise.

Je reicher er wurde, um so eifriger verachtete er in seinen Texten Geld und Gut, und wenn er von einem Menü für zwölf Mark fünfzig aufstand und zu Emma, seiner Frau, sagte: „Puh, was bin ich satt" — dann griff er alsbald zum Bleistift und notierte:

> Komm, küß mich um die Wette;
> denn, kann ich bei dir sein,
> brauch ich kein Schweinskot'lette
> und keinen Moselwein.

(Da es sich um glückliche Liebe handelte, wurde folgerichtig ein Foxtrott daraus.)

Weil wir nun schon einmal erwähnt haben, daß Emma längst sein Eheweib geworden war, müssen wir einschränkend hinzufügen, daß er sie nur noch vor fremden Leuten seine „Muse" nannte. Dahin war, was an ihr wohlgeformt und köstlich gewesen, und ihre Küsse — wenn sie für Adalbert überhaupt noch einen Geschmack hatten, so schmeckten sie schlicht nach Emma.

Aber etwas braucht der Mensch, woran er sein Herz hängen kann, so hing Adalbert Knopf an jener längst vergangenen Zeit, da er noch ernsthaft und unverkäuflich gedichtet hatte, ja manchmal las er sogar einer verblüfften Gästeschar seine „Ode an die Vergänglichkeit" vor, aber es verstand sie keiner, nicht einmal er selbst mehr. Da kam eine große Traurigkeit über ihn, und er griff zum Notizblock und schrieb:

> Heimlich denk ich oft an jene Zeit —
> Heimlich träum ich oft von dir, Margret!
> Ach, wie liegt die Jugend doch so weit —
> Unsre Küsse hat der Wind verweht . . .

Woraus folgerichtig ein Langsamer Walzer wurde. Denn Knopf konnte nicht mehr anders: was er auch schrieb, es wurde Dichtung für Erwachsene . . .

Angesäuseltes Dieblein

Von Oskar Wöhrle

Sie gossen mir reichlich Wein ins Glas, die Pantscher!
Aber der reichliche Trank schmeckte wässrig!

Den guten Trunk, den unvermischten, den ließen sie
Wohlgefässelt im Keller stehen.
Im Heilandswinkel, in der verborgensten Ecke.

Wollte ich vom Guten einen Schluck tun,
Einen Schluck nur, ein Schlückchen, ein Schlückulein,
Mußte es hehlings sein. Darum schlich ich
Lautlos, wie die Katze der Maus nach,
Und schon früh ward ich
Freund den Dietrichen, lobte des Schlossers
Aufschließend Handwerk, ölte die Vorhalte
Und beschwatzte die Riegel.

Daß mich die grimmigen Wächter nicht fanden,
Das machte meiner Füße Schlüpfkunst,
Das machte meines Geistes Behendigkeit!

Während sie zornig ihre Wut verschütteten,
Während sie fluchten, daß die Gewölbe dröhnten
Und mit ihrem schwerfälligen Spießzeug
Unter die Fässer stachen und ins Schattenloch
Und die ehrsamen, fetten Spinnen
Bei der ehrsamen Begattung störten oder bei
Der noch ehrsameren Ei-Ablage oder bei dem Aller-
ehrsamsten,
Das die Netzgeschöpfe kennen, beim Mückenfang,
Entwich ich, hahaha, Glotzer!, entwich ich!

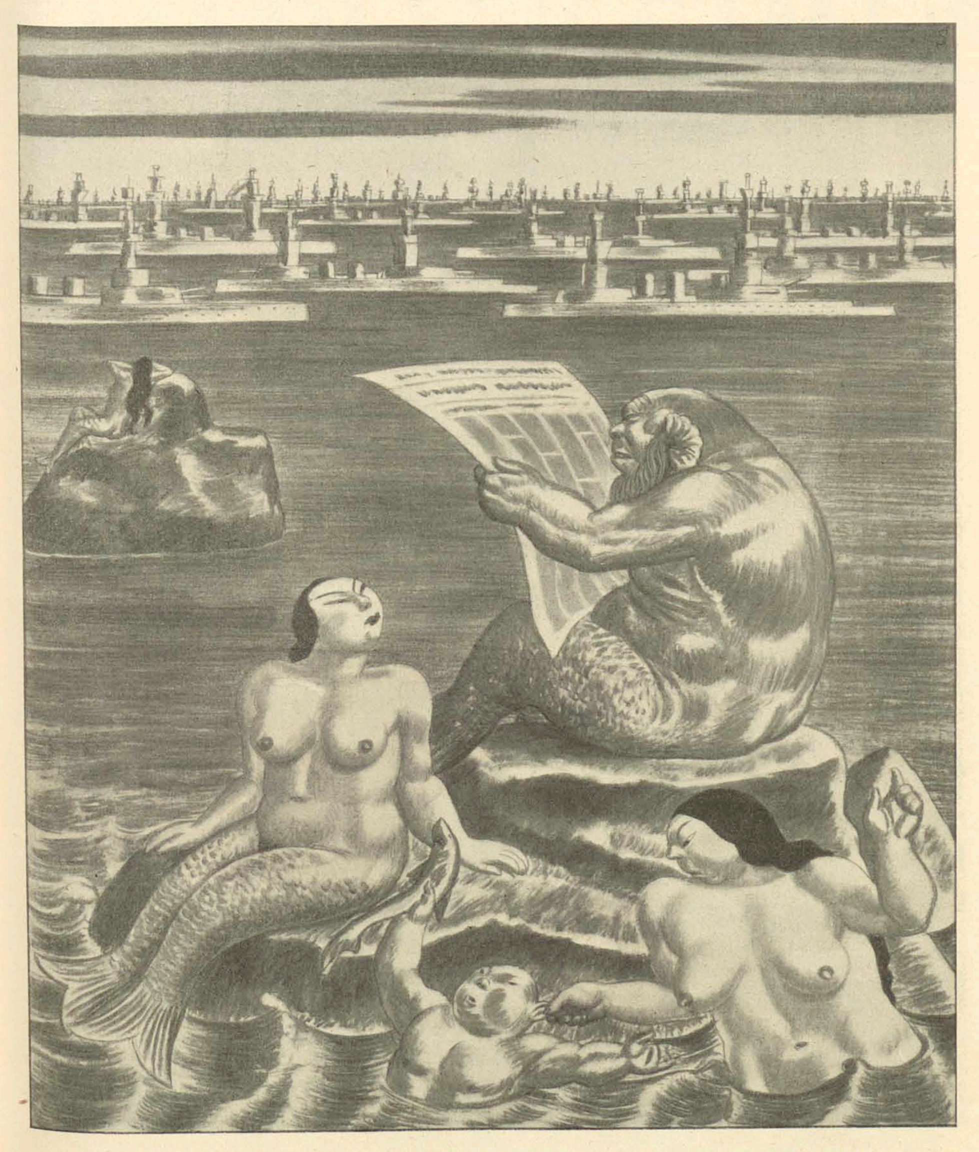
Räuschlein, goldenes Räuschlein, es gibt
Für den, der die Zwillinge liebt,
Das heißt den Guttropf und den Gutschluck,
Auch noch andere Wege als nur die plumpen, plumpsigen
Gradaus durch Fenster und Tür. Nicht?
Ja, es gibt sie zum Glück.
Sei zufrieden, kostendes Jünglein, es gibt sie,
Und sie schmecken so herrlich, wie bei gutem Weine
der Nachschmack!
Doch sie seien nicht dem Gesindel verraten,
Nicht dem Glänzeschurz, nicht dem Küferkopf,
Nicht dem Glasguck, noch dem Schluckezähl,
Noch dem Bankruchulores, noch dem schmierigen
Faßknecht!
Auch der Liebsten nicht, der strengäugigen. Damit sie nicht,
Wenn ich neumonds zu ihr schleiche, eifersüchtelt,
Mich ausschließt aus ihrer Kammer und voll
Frauenzorn hinter mir herschreit:
Was willst du hier, Weinwicht und Säufling?!
Gehe zum Besserschmeck! In deinen Brautkeller geh,
Wo man mit Gläsern die Hochzeit anläutet!
Geh! Schlaf bei den Fässern!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. VJ. 37: 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Familienrat im Pazifik

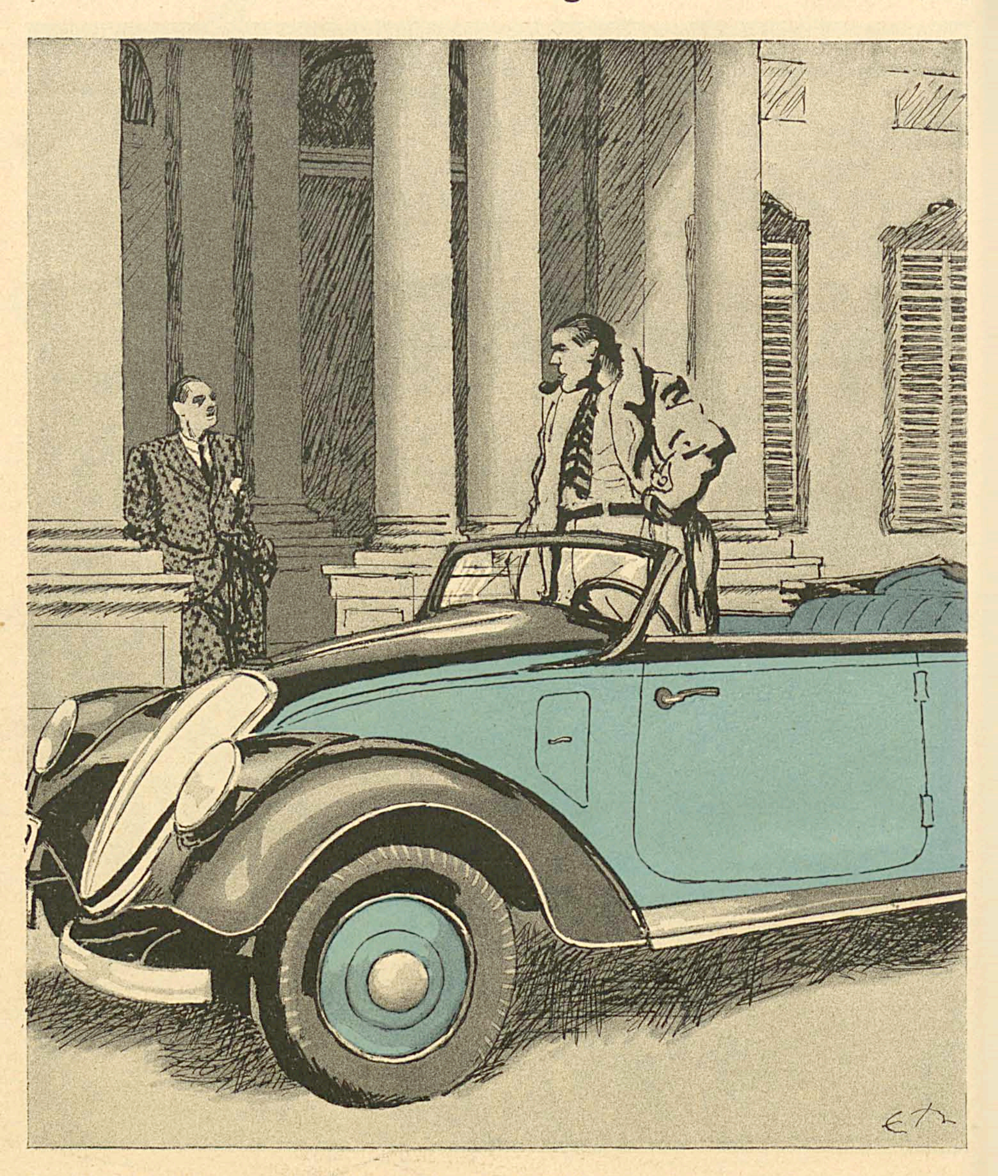
(Erich Schilling)



„Kinder, wenn das so weiter geht mit dem Wettrüsten zur See, dann wird man bald vor lauter Schiffen das Meer nicht mehr sehen, und wir können uns einpökeln lassen!"

Bildung

(E. Thöny)



„Da reden die Leute immer von akademischer Bildung! Neulich hab' ich einen Universitätsprofessor kennengelernt, und was glauben Sie, der Mann konnte doch tatsächlich nicht mal 'n Kabriolett von 'ner Limousine unterscheiden!"

München, 27. Februar 1938
43. Jahrgang / Nummer 8

FASCHING

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

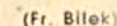
Viel Lärm um Nichts

(E. Thöny)



„Da hinten ist eine, die hat fast nichts an, außer 'nem spanischen Fächer!" — „Wo? Wo ist sie? Ich hab' schon so lang keinen spanischen Fächer mehr gesehen!"

Die Faschings-Welle


(Fr. Bilek)

Die falsche Gondar

War es eine Stunde her oder waren es zwei, seit Dr. Bronneck nicht mehr in seine Loge zurückgekommen war? Er wußte es nicht, er machte sich auch keine Gedanken darüber. Er hatte sich durch das Faschingsfest treiben lassen, hatte getanzt, in fremden Logen mit fremden Frauen dummes Zeug geredet, artige und unartige Dinge gesagt, leichtsinnige Versprechungen gegeben, aber sich nirgends ganz vor Anker gelegt.

Jetzt waren ein paar leere Minuten eingetreten in diesem Karnevalspiel, und da erinnerte er sich an seine Loge, an seine Frau. Vielleicht war auch sie vom Trubel des Festes hinweggetragen worden, zum Tanz, zu einem kleinen Abenteuer. Er hätte es ihr gegönnt, es hätte sein an sich nicht sehr empfindsames Gewissen beruhigt, wenn sie sich amüsierte.

Schon aus dem Gewühl des Ballsaales heraus sah er, daß Ilse allein saß. Wie unangenehm! Jetzt würde sie gewiß etwas säuerlich fragen, ob er sich gut unterhalte. Tatsächlich, er unterhielt sich gut. Der Empfang war anders. Ilse lächelte ihm wirklich vergnügt zu, als er in die Loge trat und ihr die Hand küßte.

„Nun, wie hast du dich unterhalten, Ilse?"

„Das Fest ist reizend!" strahlte sie.

„Du solltest dich auch gelegentlich in den Trubel stürzen, Ilse, es ist so interessant, die kleinen Erlebnisse ..."

„Hab ich nicht nötig, mein Lieber, du weißt, ich eigne mich nicht für deine kleinen Erlebnisse. Im übrigen: wer will, kann mich auch hier in der Loge finden." Dabei sah sie ihn sehr sicher an, wie Frauen tun, wenn sie angenehm besiegt worden sind.

Oh, Dr. Bronneck war diskret, er fragte nicht weiter. Wie gut, daß Ilse so ausgezeichneter Stimmung war. Das gab ihm die Möglichkeit, auf seinen verschlungenen Faschingswegen weiter zu spazieren. Ilse war von ganz ungewöhnlicher Großzügigkeit, sie drängte ihn dazu, doch wieder auf Abenteuer auszugehen. Und er ließ sich drängen. Sie stießen noch einmal an und er verschwand.

Die Faschingswoge spülte ihn bald in eine Loge hinein und er war gerade dabei, einer Dame Dinge zu sagen, von denen er hoffte, daß sie sich ein bißchen von dem unterschieden, was ihr andere Männer schon an diesem Tage gesagt hatten. Da wurde er durch lautes Gelächter vom Nebentisch in seiner Arbeit unterbrochen. Ein junger, gut aussehender Herr erzählte da in Freundeskreis etwas, was er eben erlebt hatte. „Stellt euch vor, ich komme an einer Loge vorbei, da sitzt die Gondar von den Kammerspielen allein. Ich habe die Gondar noch niemals allein sitzen sehen. Donnerwetter, den Augenblick hat mir der Himmel geschenkt. Ich also hin, Umgehungsmanöver! Ich neige mich von hinten über ihre Schulter und flüstere: ‚Sie sind die entzückendste Frau dieses Abends! Endlich!' Es klappt. Sie nimmt mich mit einem geradezu dankbaren Augenaufschlag an. Kinder, ich sage euch, ich habe sie sturmreif geredet. Sie läßt es auf sich herabrieseln wie eine laue Brause. Was soll ich euch sagen, plötzlich merke ich, 's ist gar nicht die Gondar. Wie sie ihr Schleierchen hebt sehe ich: älter, wesentlich älter. Na, ihr könnt euch nicht vorstellen, was ich für einen Tanz aufführen mußte, um in guter Art wieder loszukommen. Ich habe ihr natürlich versprochen, sie wieder zu besuchen, und jetzt sitzt sie drüben und wartet in ihrer Loge. Seht ihr sie da drüben?"

Die Herren ringsum fanden das sehr komisch.

Dr. Bronneck fand es nicht komisch. Er hatte einen merkwürdigen Geschmack auf der Zunge, und es gelang ihm nicht mehr, der Dame neben ihm fließend Ungewöhnliches zu sagen. Er verabschiedete sich und steuerte geradewegs auf seine Loge zu, beugte sich zu Ilse herunter und sagte: „Du bist doch die entzückendste Frau dieses Abends!" Er blieb an ihrem Tisch und war unterhaltender als es sonst Männer zu sein pflegen, wenn sie auf einem Faschingsfest allein mit ihren Frauen zusammensitzen Plötzlich deutete er in den Saal und sagte: „Sieh mal Ilse, der junge Herr da, der dort mit der Gondar tanzt, der tut mir eigentlich leid. Eben hörte ich, wie er in der entzückendsten Art vom Zusammentreffen mit einer fremden Dame erzählte. Der Mann schwärmte geradezu von ihr und sagte: so eine Frau wie diese könne einem nur einmal im Leben begegnen. Ich selbst habe mich fast als Zuhörer bei diesen Lobpreisungen in die fremde Frau verliebt. Aber der arme Kerl! Er berichtete noch, daß, als er wieder zu der Loge kam, ihm der Kellner sagte, die Dame sei bereits fortgegangen. Er war ganz zerknirscht. Nun muß er sich kümmerlich mit der Gondar trösten."

Foitzick

Karneval

Von Ratatöskr

Soll ich mich denn nach andern richten,
die sich im Jan. und Februar
mit Spaßperücken überschichten
und kahl sonst sind durchs ganze Jahr?

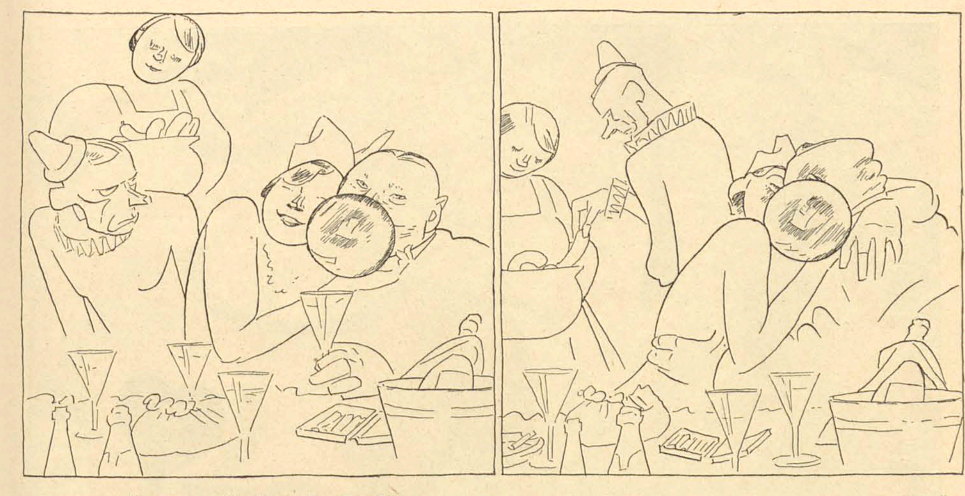
Ich weiß, ich bin nur wenig nütze
in dieser kunterbunten Welt;
drum trag' ich meine Narrenmütze,
wann und so oft es mir gefällt.

Zuweilen sinne ich vergebens,
warum ein Mensch so dröhnend lacht,
und spüre dann den Spaß des Lebens,
wenn dieser eine Schnute macht.

Mich und die mir geword'ne Harfe
ergötzt zu jeder Jahresfrist
die angewachs'ne Menschenlarve
und nicht das Dings, was käuflich ist.

Das Weisswurst-Lasso

(O. Gulbransson)



„Wo san d'Weißwürscht, Beni?"

„— — — — — — — — — — — — — — —"

„— — — — — — — — — — — — — — —"

„Jetzt hab' ich euch!"

Diplomatisch

(Erich Schilling)



„Olga, bist du wirklich noch so unschuldig oder tust du nur so?“ — „Was wäre dir lieber, Franz?“

AUSKUNFT

VON

EDMUND BICKEL

„Dees wer ma nacha scho sehgn, ob's wohr is!" erklärte der Metzgermeister Vitus Wurmdobler seiner Tochter Walli mit unnötig lauter Stimme. Walli war nämlich durchaus nicht schwerhörig, sondern sie wollte nur nicht hören.

Das war ja auch begreiflich. Wochenlang hatte sie erst die Mutter bearbeitet, um die Erlaubnis zu bekommen, daß sie zu einem Faschingsball nach München fahren durfte. Nachdem deren Widerstand endlich überwunden war, gingen sie gemeinsam gegen den des Gatten und Vaters vor. Am vorletzten Tag hatte er nachgegeben, nicht, daß er es gern gesehen hätte, aber nur, um endlich nichts mehr hören zu müssen. „Solcherne Weiba kinna a Mannsbild z'grund richt'n", war sein schwächlicher Rückzug gewesen, „wia's ös zwoa seids!"

Also, die Walli war mit einem Jackenkleid und einem seegrünen duftigen Stilkleid in einem riesigen Karton verpackt nach München abgedampft. Die Mutter war ein bißchen gerührt, obwohl wahrhaftig nicht der mindeste Grund vorlag. Der Vater hatte noch aus rein repräsentativen Gründen im letzten Augenblick gegrandelt und versucht, Walli zum Dableiben zu veranlassen; denn mehr als tanzen könnte sie ja schließlich auch nicht in München. Immerhin, die Walli hatte von ihm dann noch schnell einen Zwanziger in die bereitwillig geöffnete Hand gesteckt bekommen, von dem die Mutter nichts zu wissen brauchte. Daß die Mutter ihr vorher schon einen ebenso heimlich gegeben hatte, spricht nur dafür, wie diskret die nette Walli war.

Wenn ein frisches hübsches Mädel vom Land zum Fasching nach München darf, dann ist das ein so freudiges Erlebnis, daß jedes Wort der Beschreibung verschwendet wäre. Sie hatte außer ihrem Köfferchen und der großen Schachtel so riesengroße Erwartungen mitgebracht, daß sie nach menschlichem Ermessen kaum erreichbar waren. Das Wurstpaket für den Onkel Wastl sei nur der Genauigkeit halber nicht unerwähnt. Trotzdem wurden die märchenhaften Erwartungen noch übertroffen. Onkel Wastl, der Bruder ihres Vaters, der eine Haus- und Grundbesitzvermittlung betrieb, war als Ehrendame mit ins Deutsche Theater gegangen. Zum Aufpassen. Später war es ja herausgekommen, daß ein Stockblinder wahrscheinlich noch besser gewesen wäre. „Der alte Depp, der alte", stellte Wallis Vater noch lange nachher immer wieder fest, als die ganze Gaudi längst vorbei war. Der Onkel war nicht minder begeistert als die Walli. Er glaubte nämlich noch immer, ein schöner und siegreicher Mann zu sein, und wollte sich das selbst gerne beweisen. Seine Gattin hatte glücklicherweise einen so überlebensgroßen Katarrh, daß sie unmöglich hätte mitgehen können. Die hätte auf die Walli bestimmt besser Obacht gegeben. So verfehlte das Wurstpaket eigentlich seinen Zweck als Lohn für das Zuhausebleiben des Onkels. Es schmeckte aber trotzdem; denn die Würste vom Metzgermeister Wurmdobler kann man nur bestens empfehlen. Da ist noch was drin. Die Walli und ihr Onkel hatten einen unvergeßlichen Abend, wenn sie auch nicht viel von einander sahen. Der Onkel fand als türkischer Pascha sofort Anschluß an eine junge Dame, vermutlich eine Bajadere, weil sie so leicht bekleidet war. Walli aber wurde von einem jungen Herrn mit Beschlag belegt, der sie bis am anderen Morgen weder aus den Augen, noch aus den Armen ließ, gleichgültig, ob sie tanzten oder in einer Ecke saßen.

Onkel Wastl bekam eine Gardinenpredigt, die beinahe seinem Rausch entsprach, als er mühselig und alkoholbeladen allein nach Hause kam. Walli erschien mit wenig besserem Gewissen eine

Der Formfehler

(R. Kriesch)



„Ihre Handhaltung ist falsch, mein Herr, ich glaube die Musik spielt einen Walzer!"

Ein erotischer Dichter entschuldigt sich

Von Wilhelm Hammond-Norden

Ich bin ein erotischer Dichter,
doch, bitte, erschrecken Sie nicht.
Privatim bin ich viel schlichter
als im Gedicht.

Auf sämtliche weibliche Reize,
da reimt sich bei mir was.
Und wenn ich dagegen mich spreize,
mein Gott, was hilft mir das?

Es flutscht der Vers von alleine,
kein Hemmschuh hindert den Fluß.
Mein Versfuß liebt weibliche Beine,
liebt Umarmung und heimlichen Kuß.

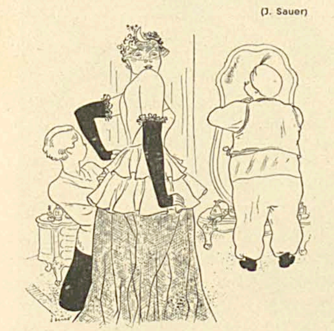
Oft wollte in meinen Schriften
Erhab'nes ich konterfei'n.
Dann sah ich formtreue Hüften.
Gibt es Erhab'neres? Nein.

Ich flehte sie an, meine Musen,
die drehten den Rücken mir
und reimten sich teuflisch auf Busen.
Was kann denn ich dafür!?

Dabei bin ich von Hause
ganz schlicht. Ich berausche mich nie.
Ich trinke nie Schnaps, nur Brause,
ich hab nur soviel Phantasie . . .

Stunde später. Das war ihr Glück; denn die Tante hatte unvorsichtiger Weise ihren Gewittervorrat bereits wiederholt erschöpft, und war überdies vor lauter Katarrh so heiser, daß sie nicht mehr viel schimpfen konnte.
Wenn sie auch mit einer Begeisterung nach München gedampft war, die man eben nur mit einundzwanzig haben kann, so war sie noch mehr begeistert, als sie wieder zu Hause anlangte. Der

(J. Sauer)



Grund hieß Hans Seeberger. Es war der junge Mann mit den Armen. Er hätte sie wahrscheinlich schon gleich dabehalten und geheiratet, aber ganz so einfach war es eben doch nicht. Das dachte sogar Walli. Sie kannte ihren Vater.
„Wos is'n dees fier oana?" erkundigte er sich äußerst mißtrauisch. Schließlich hatte er ja nur ein Kind zum Verheiraten.
„A Kunstphotograph is er", gestand sie kleinmütig, „aber so ein anständiger Mensch!"
„O mei, a Kunstphotograph, a Kunstphotograph!" sagte der Vater und verminderte ihre ohnehin geringe Zuversicht auf einen baldigen Sieg über ihn auf wenige Promille. „Naa, naa, Walli, dees werd nix, dees konnst glei schriftli ham!" garantierte er ihr, obwohl er alles andere als gern schrieb.
Den Dickschädel hatte die Walli von ihrem Vater und so kann man unschwer erraten, wie es in den nächsten Tagen und Wochen zuging. Der ganze Markt Schrobenbrunn sprach schon davon. Arg wurde es aber erst, als der Vater dahinterkam, daß Walli postlagernde Briefe von dem Photographen bekam, der inzwischen in seinen Augen nicht nur ein Hungerleider, sondern ein moralisch derartig verkommener Mensch geworden war, wie es auf der ganzen Welt keinen mehr gab. Es war ein Glück, daß Herr Wurmdobler Metzgermeister war. Die Ochsen und die Kälber legte er in dieser Zeit so hin, daß sie auf den ersten Schlag schon kaum mehr einen Muxer mehr machten. Als ob er Herrn Seeberger persönlich zu schlachten gehabt hätte, den Kunstphotographen, der seine Tochter ja nur heiraten wollte, weil der Vater ein gutes Geschäft hatte, das schon die besten Ansätze zu einer Wurstfabrik zeigte.
Eine Art Waffenstillstand wurde schließlich dadurch zustande gebracht, daß Vater Wurmdobler sich bereit erklärte, über den Seeberger eine Auskunft einzuholen. Angestellt hatte sich der besorgte Vater wie ein Berserker. Frau Wurmdobler sagte an dem einen Vormittag nichts anderes als „Omeiomeiomei!" Das aber genau sechshundertmal.
Gegen Abend begab er sich zum einzigen Auskunftsbüro von Schrobenbrunn. Dessen Chef und alleiniger Inhaber war Herr Rasso Schratzenstaller, „Dedegdif", wie ein verrostetes Blechschild an seinem heruntergekommenen Haus am Ende der Brunnenstraße verkündete. Von der Auskunftei konnte er ja in Schrobenbrunn kaum leben; denn dort gab es eigentlich nicht viel, was nicht jeder wußte. Im übrigen ergänzte die Zeitungsfrau täglich noch etwa fehlende Nachrichten mündlich. Am nächsten Tag stand es dann auf Hochdeutsch im Schrobenbrunner Anzeiger. Er befaßte sich eigentlich mehr mit der Vermittlung von Hypotheken und dem Verkauf von Häusern und Grundstücken. Hierbei stand er auch mit dem Bruder des Herrn Wurmdobler in geschäftlicher Verbindung. Darum erhielt er den geheimen Auftrag, sich persönlich über einen gewissen Hans Seeberger in der Reichenbachstraße zu erkundigen. Der Vorschuß betrug wegen der ungeheuren Wichtigkeit und Eile bereits fünfundvierzig Mark. Trotz unaufschiebbarer Geschäfte fuhr er, mit einem Havelock bekleidet, also ganz unauffällig, schon am nächsten Tag nach München. Höchstens der Haklstecken verriet, daß es sich um eine weder alltägliche, noch ungefährliche Mission handelte. Vom Hauptbahnhof aus fuhr er sofort mit der Trambahn zur Reichenbachstraße, fand auch das Haus, wo der zu Beobachtende wohnen sollte und dann ging Herr Schratzenstaller — nebenan in das Milchgeschäft der Theres Zitzelsberger, gegründet 1899. Genau wie er es im Kino gesehen hatte, stellte er sich mit einem falschen Namen vor und behauptete aus Tittmoning zu sein, also ganz raffiniert, wie er das machte. Frau Zitzelsberger witterte sofort ein Geheimnis, was

auf Grund ihrer langjährigen Tätigkeit kein Wunder ist. Herr Schratzenstaller merkte es gar nicht, wie sie ihn ausfragte, während sie ihm scheinbar ganz harmlos Auskunft gab. Scotland Yard sucht solche Frauen auf, wenn die ganz großen Detektive versagt haben. Kein Mordfall wäre ungeklärt geblieben, hätte man Frau Zitzelsberger rechtzeitig mit der Ermittlung betraut. So eine war sie. Als Herr Schratzenstaller den Laden verließ, hatte er eine Auskunft, die eine Broschüre gefüllt hätte. Noch am gleichen Abend erstattete er seinem Auftraggeber eingehenden Bericht. Der war entsetzt, was sich seine Walli für einen ausgesucht hatte: Das war ein Verbrecher, ein Hallodri, der die Mädchen- und sogar Frauenherzen, bildlich gesprochen, dutzendweise mit den Wurzeln aus den zuckenden Leibern riß und dann darauf herumtrampelte, eine Bestie in Kunstphotographengestalt.

Na ja, dann war die Auskunft ja ihr Geld wert, wenn er seine Tochter vor einem solchen Schicksal bewahren konnte. Darum bekam der Schratzenstaller im Hinblick auf seine rasche und gründliche Arbeit auch noch ein paar Mark darauf.

Walli nahm das Todesurteil ihrer Zukunftshoffnungen gebrochenen Herzens entgegen und schrieb dem Seeberger, daß es aus sei, weil es aus sein müsse, und, warum.

Als der den Brief bekam, lachte er, daß es ihn gerade nur so schüttelte. Man sage aber nicht aus Gemeinheit. Der Leser möge abwarten. Durch vorschnelles Urteil ist schon so viel Unglück geschehen.

Herr Seeberger schrieb sofort einen Brief zurück und flehte Walli an, ihn nicht zu verlassen, wenn er auch noch arm sei, aber er würde arbeiten und photographieren, was aus ihm herausginge. Er schickte durch Eilboten, obwohl das ganz zwecklos war; denn Walli fragte sofort nach Ankunft des Postzuges, ob was für sie da sei. Sie war ein Mädchen von Standhaftigkeit. Sie glaubte es einfach nicht, daß ihr Hans ein schlechter Mensch sei. Wenn nur alle Mädchen so wären, dann wäre manches besser auf der Welt. Die fragte nicht nach Geld, sondern sie wartete einfach, bis ihr Hans es verdient haben würde. Wenn man an einen Menschen glaubt, dann muß man es auch beweisen können.

Dies bestätigte sie Herrn Seeberger schriftlich durch Eilboten. Nach Empfang der Mitteilung wurde er etwas ernst und dann kramte er in einigen Papieren herum, packte seinen Photoapparat ein und fuhr nach — Schrobenbrunn.

Walli wurde so bleich wie eine richtige Weißwurst sein soll, als sie ihren Hans lächelnd ins Haus treten sah und nach dem Vater fragen hörte. Jetzt kam es zu einer Katastrophe, gegen die das Jüngste Gericht eine Kinderei sein mußte. Herr Wurmdobler war über die maßlose Frechheit so erstaunt, daß er den Besucher wortlos ins Wohnzimmer führte. Was die beiden sprachen, erfuhren Walli und ihre Mutter, die einen erbitterten, aber geräuschlosen Kampf um das Schlüsselloch führten, nur bruchstückweise. Aber die Explosion blieb aus. Vater Wurmdobler machte schließlich die Tür auf und schrie: „Walli!!!" Sie hat nachweisbar noch nie so rasch gefolgt. Dann sagte er ganz schlicht: „Also, der Herr Seeberger hat mid mir g'redt und die Auskunft vom Schratzenstaller war a Schwindl. Der hat's von da Millifrau kriagt, die wo eahm ihr Tochter hätt' ohhenga wolln. Der Herr Seeberger hat di aa ohg'schwindlt, indem daß er gar koa Kunstphotograph net is, sondern a g'lernta Metzger und der Sohn vom Metzgermoasta Seeberger in Starnberg. Daß er dees net glei g'sagt hat, ist meiner Ansicht nach ganz richti g'wesn, weil er aufs Geld net schaugn braucht und wenn er heirat, hat er g'sagt, muaß er wissn, daß 's net wegn an Geld is. So und jiatzt moan i, holst'd d'Muatta, sunst stirbt's uns no vor lauter Neigierd!"

Die Zeitungsfrau von Schrobenbrunn hatte an dem Tag drei Stunden Verspätung; denn eine derartige Sensation ist einfach nicht mit ein paar Worten abzutun.

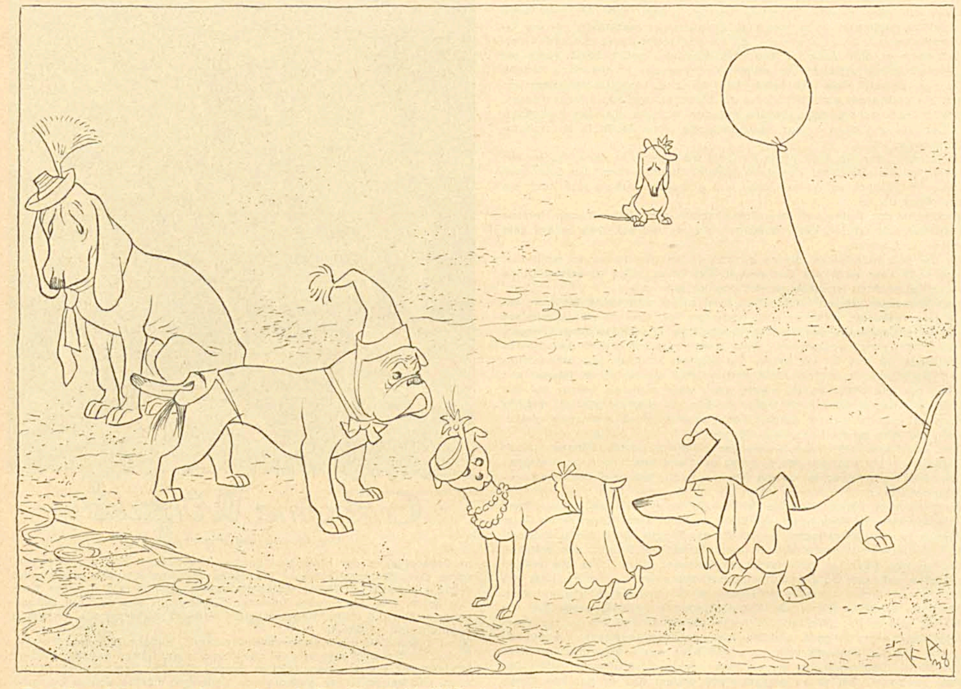
*

Hüte dich vor dem Hunde!

Der alte Lateinprofessor Dr. Wunderlich hatte das ruhestandsfähige Alter erreicht und erhielt nun vom Reiche seine in vielen Jahren erdiente Pension. Von seinen Ersparnissen ließ er sich auf dem Lande ein kleines Siedlungshaus bauen und vertauschte die Wohnung in den Steinmauern der Stadt mit der gesunden auf dem Lande. Doch der an sich etwas ängstliche Wunderlich kaufte sich — um gegen etwaige Einbrüche oder nächtliche Überfälle geschützt zu sein — in der Stadt beim Hundehändler einen Köter. Wenn auch vom Stammbaum nicht groß die Spur war, es war jede Rasse vertreten, so soll doch nichts gegen die Wachsamkeit des Tieres gesagt werden. Es war, als hätten alle seine Ahnen etwas von der Wachsamkeit in ihrem Nachkommen hinterlassen. Davon konnte die Dorfjugend erzählen, der Briefträger getraute sich schon nicht mehr in das Haus und der Milchhändler wie der Brotjunge stellten die von ihnen gelieferten Waren vor dem Gartenzaun ab. Der Bürgermeister richtete nun zunächst die freundliche Bitte an den Pensionär, sich etwas mehr um das Tier zu kümmern. Aber als die Ermahnungen nichts fruchteten, entsann sich das Ortsoberhaupt seiner Amtlichkeit und setzte dem Herrn Professor klar, daß er als Besitzer eines bissigen Hundes auch durch ein Schild vor der Bissigkeit des Hundes warnen müsse, ansonsten habe er eine Bestrafung zu gewärtigen. Worauf der Professor den aufgeregten Bürgermeister vor seine Gartentür führte und ihm das Warnungsschild zeigte. Es trug die Aufschrift: „Cave canem."

Faschingsdienstag

(Karl Arnold)



„Da schau her, a so a krummhaxata Dackl möcht d' Maskenfreiheit ausnütz'n und an guat'n Stammbaum ruinier'n!"

Ernstes Aussehen

Von Hasse Zetterström

Ich sehe ernst aus. Ich weiß es. Es ist unnötig, mir das noch erzählen zu wollen. Aber im Innern bin ich weit fröhlicher, in der Seele sozusagen. Es ist falsch, daß das Gesicht des Menschen der Spiegel seiner Seele sei. Ich kenne Leute, die ein ständiges Lächeln zur Schau tragen, aber in der Seele sind sie düsterer als ein schwarzes Grabmal mit verblichener Inschrift.

Ein Mann mit einem ernsten Aussehen hat's nicht leicht. Ich zum Beispiel. Ich kann in ein paar Minuten eine fröhliche Gesellschaft einfrieren lassen, und ich tue es manchmal auch, wenn ich der Meinung bin, daß es des Gleichgewichts halber so sein müsse.

Vor Jahren, ehe der Tonfilm erfunden war, schickte eine Filmgesellschaft, die viel Geld hatte und glaubte, daraus noch mehr machen zu können, einen Mann nach der Insel, wo ich meinen Sommer zu verleben pflege. Er sollte ein paar Filme aufnehmen, damit die Kinobesucher in der Stadt sehen könnten, daß hier draußen auch richtige Menschen wohnen. Es war ein freundlicher und netter Kerl, und eines Morgens, gerade als wir frühstücken wollten, kam er an den einfachen Tisch draußen auf dem Rasen, wo ich mit meiner Familie saß. Er bat höflich, ein paar Meter kurbeln zu dürfen, und da das unsere Speiseordnung in keiner Weise umstoßen konnte, erlaubte ich ihm, nach Herzenslust zu drehen. Er baute seine Kamera ein Stück von uns auf, und damit die Bilder so natürlich wie möglich werden sollten, sagte ich zu den Kindern: „Benehmt euch wie immer. Legt euch keinerlei Zwang auf. Tretet euch unterm Tisch mit den Füßen, stoßt euch mit den Ellbogen, werft die Milchgläser um, steckt aber die Messer nicht in den Mund, denn ihr seid ja immerhin Kinder einer anständigen Familie."

Wir machten alle unsere Sache so gut wie wir konnten. Wir waren natürlich und ungeniert, ohne einen Schimmer von Angabe oder Wichtigtuerei. Es war, als hätten wir unser Leben lang nichts weiter getan, als auf diesen Filmphotographen gewartet, um zu zeigen, wie man auf recht natürliche Weise frühstückt.

Der Kameramann sah uns mit seinem Photographenblick an, der alles sieht und nicht die kleinste Einzelheit verlorengehen läßt. Und dann fing er an zu kurbeln. Langsam aber sicher. Er drehte eine ganze Weile, bis er den Kurbelgriff plötzlich losließ, zu uns hinkam, sich vor den Tisch stellte, die Fäuste gegen die Seiten gestemmt, und zu mir sagte: „Ich hatte gedacht, daß Sie ein lustiger Mensch seien!"

„Wieso denn?" fragte ich mitten im Schinken und dem Setzei. „Was wollen Sie, daß ich tun soll? Wollen Sie, daß ich mit den Wurstzipfeln jongliere und mit den Eiern Zauberkünste machen soll? Das kann ich allerdings, aber ich pflege es nicht bei den Mahlzeiten zu zeigen."

„Man kann ja auch so lustig sein", sagte der Kameramann. „Ich werde Sie aufnehmen, so wie Sie sind. Es kann den Leuten vielleicht Spaß machen, zu sehen, wie ein Mensch wie Sie in Wirklichkeit ist. Das kann am Ende ganz lehrreich sein. Machen Sie nur weiter so, wie Sie angefangen haben. Wegen meiner sollen Sie sich nicht genieren. Bitte sehr!"

Er drehte ein paar hundert Meter, dann klappte er die Kamera zusammen, bedankte sich und ging mit einem Lächeln, das ziemlich vielsagend war.

Der Film wurde mit verschiedenen anderen in den Kinos der Stadt gezeigt. Ich ging hin und sah ihn mir an und dachte: Ich werde versuchen, den Film zu kaufen und ihn meinen Kindern zeigen, wenn sie erwachsen sind, dann können sie sehen, wie sie sich als Kinder benommen haben und was für einen ausgezeichneten Vater sie gehabt haben.

Die Zuschauer, die um mich saßen, sahen den Film an, als wenn er ein gewöhnlicher Wasserfall oder eine Feuersbrunst in einer Fabrik wäre — nichts was der Aufmerksamkeit wert war. Aber als die Vorstellung vorbei war und ich mich mit den übrigen in den Vorraum hinausdrängte, hörte ich eine Dame zu dem sie begleitenden Herrn sagen: „Was war denn das für ein Mensch, der im ersten Teil dasaß und frühstückte?"

„Ach", erwiderte der Herr, „der gehört ja gar nicht zum Drama. Das war doch der Redakteur von einem Witzblatt."

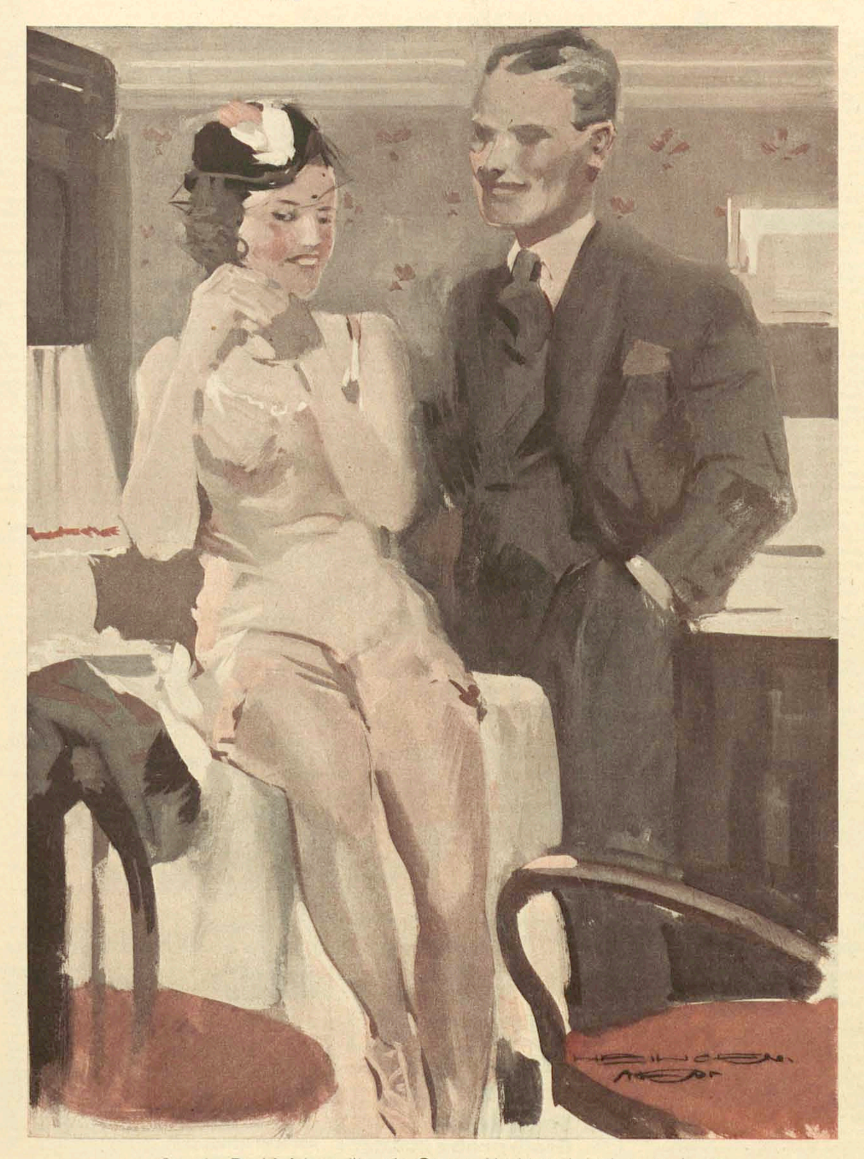
„Soo", sagte die Dame, „das war der — Gott, wie langweilig er aussah!"

Da ging ich. Der Filmphotograph hatte recht. Ich hätte doch mit den Wurstzipfeln jonglieren und die Eier wegzaubern sollen. Das hätte mehr Eindruck gemacht. Aber was würden die Kinder sagen, wenn sie erwachsen sind?

(Übersetzt aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)

Die abgeschaffte Weinmarke

(K. Heiligenstaedt)



„So ein Pech! Ich wollte als Cröver Nacktarsch gehen, und nun ist der Name abgeschafft!“ — „Dummerchen, doch bloß der Name!“

„Eine Nacht zwischen Dschungel und Urwald“

Von Ernst Hoferichter

Am letzten Abend des Kegelklubs „Götz von Berlichingen“ wurde einstimmig beschlossen — in diesem Fasching einen Maskenball abzuhalten.
Und der Vorstand, Herr Josef Daxenberger, klopfte mit seinem Hausschlüssel an das Bierglas: „... Meine Herr'n, i bitt' um Ruhe und Silentium ...! Also — und dös muaß a Gaude werd'n, daß pfundiger nimmer geht ...! Damen müassn her, daß grad so schnaggelt ... Und — —“
„Brawoh ...! denn dös tuat uns alle sauwohl, wenn ma amal was anders riacht als wia nur a Holz und Hemdärmel ...!“ rief Herr Pacherer, Spezialist auf Naturkranzel, dazwischen.
„... Und da woll' ma aa zoagn, daß für uns net bloß an linken Saunagl, an vorderen Bohrer, Hemadknöpfi oder a Spekulierpartel gibt ...!“
„Guat, Daxenberger ...! Schleim di nur aus ...!“
„... Da soll aa die sogenannte sinnliche Kehrseite des Lebens quasi auf seine Rechnung kommen — die nicht ohne den Wirt gemacht werden soll, wie der Dichter sagt ...“
„Jawoll ...! Wer da 's Fachsimpeln onfangt, der zahlt a Fuchzgerl in d' Vereinskassa ...!“
„Nix anders ...! Und nur eitel Lust muaß jeder Oanzelne werdn ...!“
„... Damit dös Fest a gewisses Motto oder Devisen hat, schlag i vor, daß mir's hoaßen: Eine Nacht zwischen Dschungel und Urwald ...!“
„Gilt schon ...! Da kimm i als Torero und mei Frau als holländische Fischerin ...! Und für dich tat a Tarzan guat passen ...!“
„Freili, a jeder soll als dös kemma, was eahm am besten liegt ...!“
„Freunde und Gäste san ergebenst erwünscht ...!“
— — Und so fand inmitten des strudelnden Faschings im Theatersaal, der gegenüber der Kegelbahn lag, der Maskenball seinen vielversprechenden Anfang.
Schon am Eingang wuchsen Föhren aus leeren Konservenbüchsen hervor und ließen eine gewisse Wildnis lauern und ahnen. Auf den Papiermützen des Empfangskomitees war aufgedruckt „Lustig san mal“ — „Allaweil kreuzfidel“ — und „Lachen ist gesund!“
Die Oberländerkapelle auf dem girlandengeschmückten Podium ließ aus ihren Blasinstrumenten das Wasser laufen, nachdem sie das Tongemälde „Petersburger Schlittenfahrt“ unter die anwesenden Gäste geschmettert hatte.
Die waren in den Masken von Wild-West, Pußtafürsten, Kaminkehrer, Maharadschas, Elfenköniginnen und Csardasgräfinnen erschienen.
Um den Tisch der Vorstandschaft brandete Dschungel und Urwald am wildesten auf. Zwischen einem Dickicht von Maßkrügen stieg der Duft von sechs abgebräunten Kalbshaxen empor, Luftschlangen wurden zu Lianen und aus den Busenausschnitten der Damen dampfte es tropisch.
„... Aufstellen zum Frassäh ...!“ erscholl ein Ruf.
„... Jessas, dös aa no ...!“ rief der Daxenberger zum Pacherer hinüber.
„Und i schwitz wia der Äquator selber ... Laß da sagn, da schaugn ma zua ...!“ gab ihm der Pacherer zurück.
„Dös tean ma ... Beim Zuaschaugn hat sich noch koaner derrennt — —“
„... Jessas, da Vierlinger und da Hoibel, dö san a Visawieh ... Ja, schaug's nur grad on ...!“
„Wenn's füranand stehn schaugn s' wie a g'schobener ‚Schuasterstuhl' aus ...!“
„... Verdorb'n war da no nix, wenn oaner mit der Lochkugel guat bei der Hand is ...“ mischte sich der Pfleiderer ein.
„... Da fehln no zwoa Visawiehs ...!“ erklang es von der Tanzfläche her.
„... Wer im Bogenscheiben Moar is, der packt's wia's grad stenga ...!“
„... Zwoa Visawiehs fehln ...!“ erscholl wiederum die Aufforderung zum Tanz.
„... Sagn ma, nur beispielsweise, an Vierlinger sei Dame war der rechte Saunagel und der — —“
„... An Vierlinger sei ...? Ah, so ...! Dös Schneewittchen moanst du? Ja, und — —“
„... und wenn oaner den Dricks hat, daß er ...“
„... Der Frassäh geht net z'samm, wenn dö Visawiehs net — —!“
„... daß er auf an Hoibl sei Dame onlegt, dann müaßt's saudumm geh, wenn net alle z'samma g'rumpelt weraden — —“ Um die Unterhaltung hatten sich inzwischen noch mehr Männer geschart, die ihr Für und Wider nach der Richtung des tanzenden Paares hin keglerisch zum Ausdruck brachten.
Inzwischen war der ‚Frassäh' mit einigen Löchern in der Reihe doch noch in Schwung gekommen und mancherlei ungewollte Figuren ergaben sich dabei zu neuen Überlegungen, die wiederum weitere Männer anzogen.
Jede Tanzgruppe wurde bald zu einem anders gestellten Spiel und die ganze Dreherei war geradezu angetan für ‚einen Schub ins Volle'.
„... Den Dricks möcht i sehg'n, daß du den Eskimo dahinten auf oan Wurf mit dem greana Domino, der grad an der Schenk vorbeitanzt, derschiassen kunnst ...?“
„... Valencia, deine Augen glühen und saugen mir die Seele — —“, sang es vom Podium her.
„... an Dauma ganz einfach mit der Lochkugel so drahn, daß — —“
„... Valencia, deine Lippen sind die Klippen ...“
„... daß dann der Eskimo an den Domino onpeckt und dö andern — —“
„... Dös versteh' i allaweil no net — —!“
„... Valencia, deine Hände sprechen Bände — —“
„No net ...? Paß auf, da schaugn ma schnell nüber, dann zoag i dir's —“
Und der Daxenberger, der Pfleiderer, der Kramerl und noch ein ganzes Rudel gestandener Männer begaben sich in nichtssagender Gangart durchs Nebenzimmer in die verlassene Kegelbahn hinaus, drehten die Lichter an, hoben sachte Kegel um Kegel aus dem Kasten — und schoben zuerst leise, dann immer lauter — —
Im Saal hatte indes die Weißwurstpause alle Zurückgebliebenen in den Bann aus Senf, Brezen und Kalbsbrat gezogen. Und daß es Tische gab, wo nur mehr Frauen unter sich saßen, das fiel gar nicht mehr so auf. Denn, eine richtige Weißwurst hat es in sich — den ganzen Menschen vom Scheitel bis zur Triebzone hinab so in Anspruch zu nehmen, daß Paare vergessen können — daß sie nur zur Hälfte vor dem Teller sitzen.
„... dabei derfa S' net vergessn, Frau Brandel, daß i mei Sizilianerin aus zwei Meter Schürzenstoff selber — —“
„... und i, Frau Ammerl, mei Rotkäppchen aus drei alte Lampenschirm z'samma'g'stickelt hab' ...“
„... dabei hat mi dö Woch' d' Stiagn und 's Waschhaus auf oamal troffa ... dös derfan S' net vergessn, Frau Brandel ...!“
„... Mei Mo hat g'sagt, wenn man im Jahr oamal auf a Fest geht, dann beißt d' Maus koan Faden ab, wenn ma ...“
„... Genau dasselbe hab i aa g'sagt ... koan Faden ab, wenn ma sich an gewissen Luxus leistet, der no — —“
„... an Zwoara weg, dann bleibt uns no da Zwölfa ...!“ hörte man eine jubelnde Stimme von der Kegelbahn her schreien.
„... Z'erst hab i mir g'sagt: gehst vielleicht als Sennerin oder ...“
„... Und jetzt kummt da Huaba no als ‚Blinder' ...!“ hallte es durch die Wände.
„... aber prunkvoll soll's doch sei und a bisserl was Sinnliches is für den Abend sogar Vorschrift g'wesen ...“
„... Revanch ...! Jetzt werd's g'schneidert ...! Ihr Batzer, ihr hundsheiterne ...!“
„ ... Nur is dös mit dem Sinnlichen so a G'schicht,



(Fr. Bilek)

Nach dem Fest

Von Dirks Paulun

Ich bin erschöpft. Der Unterkiefer zittert.
Der Puls versiegt. Und alles schmeckt nach Pappe.
Gesichtshaut und Gewissen sind zerknittert,
zerknittert sind Kostüm und bunte Kappe.

Hinweg denn mit dem Plunder! — Und ich streife
den letzten Tand von den gelähmten Haxen.
Da — wie ich nach der Narrenkappe greife,
fühl ich mit Grausen: sie ist festgewachsen!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

weil ma glei ins Ordinäre und Aufreizende hineinkemmat..."

„...Ja, mei Frau Ammerl, dös san so Sachen...!"
— — Es wurde vier in der Früh. Die Musik war längst verschwunden, am Büfett schlief eine Kellnerin über einem Stoß Bierfilzel ein und draußen vor dem Fenster versank der Mond als Zitronenschnitzel hinter der Feuermauer.

Die Gespräche der Frauen wurden stiller und intimer. In ihr Lispeln donnerte dann und wann ein schwerer Schuß aus dem Lager der Männer herüber.

Plötzlich brach das Krachen des Holzes jäh ab — und wilde Schreie ersetzten das Fallen der Kegel. Die Tür ging auf und Mann hinter Mann erschien mit merklichen Spuren innerer Erregung. Schweiß und Schminke liefen ineinander über und Hemdärmel triumphierten über die Masken ferner Zonen.

„...sechs Hameur hab i g'macht... und von dir laß i mi koan Anwandler hoaßen...!"

„...Ang'wandelt bist und zwoa Sandhasen hast aa — —!"

„...Hanswurscht, blöder, warst bei der Tanzerei heraußen bliebn, wennst nix vastehst... In dö Faschingsgaudi, da hätt'st einapaßt... Da hätt'st an Deppen macha kenna grad gnua...!"

„...Hört's doch oamal dö Streiterei auf..., ma muaß sich ja vor die Damen schama, dö vier Stund alloa dasitzen...!" schrie der Vorstand, Herr Daxenberger dazwischen, zog seine Hausschlüssel, klopfte damit auf den nächststehenden Maßkrug und sprach: „...Und so beschließe ich die genußreiche ‚Faschingsnacht zwischen Dschungel und Urwald' mit unserm dreifachen Ruf — Gut Holz... g..t Holz....t Holz...!"

Auf dem Heimweg konnte man noch die abgerissenen Sätze hören: „...an Pudel und zwoa Sandhasen hat er g'macht, da friß i Putzlumpen...!"

Und dazwischen schob sich eine Frauenstimme: „...so a Rotkäppchen is a dankbars Tragen... Und wenn aufs Jahr wieder so a tropisches Fest is, dann arbeit i s' ma zu a Bajadere um... Da wirkt dös Ganze dann noch a bisserl sinnlicher — — —!"

Lieber Simplicissimus

Hotelangestellte sind Menschenkenner. Davon konnte ich mich überzeugen, als mich meine letzte Sommerreise nach Korsika verschlug. Das kleine Nest, wo ich mich aufhielt, hieß St. Florent, und Rosita, das Zimmermädchen des Hotels, die zugleich Kellnerin und Mädchen für alles war, hatte mich besonders ins Herz geschlossen.

Nach dem Abendbrot erzählte sie mir die kleinen Vorfälle des Tages, gab sich die redlichste Mühe, sich verständlich zu machen und für meine Unterhaltung zu sorgen.

Eines Tages stieg ein junger Mann mit einer entzückenden jungen Frau in unserm Hotel ab. Da ich Hotelfremdenbüchern niemals traue — schon gar nicht, wenn es sich um Eintragungen Sommerreisender handelt —, packte mich die Neugierde, ob es wirklich ein junges Ehepaar sei und setzte meine ganze Beobachtungsgabe daran, die Wahrheit herauszubekommen. Schließlich wandte ich mich auskunftheischend an Rosita.

„Rosita", sagte ich, „glaubst du, daß Madame mit Monsieur verheiratet ist?"

„O no —", lachte Rosita, „nix verheirat —"

„Und woher willst du das so bestimmt wissen?"

„Woher?" Rositas Lachen wurde immer verschmitzter, „Ich zusammenräum das Zimmer... Daher ich weiß alles ... Monsieur gehen nicht auf Pot de Chambre und Madame gehen, auch wenn Nacht, auf WC.... Wenn verheirat, dann nicht mehr so être honteux — so vergognoso — so tun verschämt!"

Tante Anna ist groß im Handarbeiten. Jetzt stickte sie eine herrliche Tischdecke für Freunde zur Erinnerung an eine Reise in den Süden, die sie zusammen gemacht hatten. Strahlend zeigte sie uns, als wir zum Kaffeebesuch bei ihr waren, was sie davon bisher fertigstellte. Wir erkannten vier gleich große Eckstücke, jedes mit einer großen stilisierten Palme. „Und kommt nun noch etwas dazwischen?" fragten wir.

„Ja natürlich! Ein großes Mittelstück mit einem sterilisierten Löwen", erwiderte Tante Anna.

(Zeichnung O. Nückel)



In unserer Kleinstadt ist auch Gelegenheit geboten zur Erlernung der edlen Tanzkunst. Ein von auswärts kommender Anhänger Terpsichorens gibt nach seinen Ankündigungen einen „Tanz- und Anstands-Unterrichtskursus".

Als er kürzlich infolge einer Zugverspätung erst geraume Zeit nach dem angekündigten Beginn der Stunde erschien, begann er den Unterricht mit den Worten: „Meine Damen und Herren! Heute müssen wir den Anstand beiseitelassen und sofort mit dem Tanzen beginnen."

Bei der Frau Oberinspektor ist musikalischer Abend. Nach langem Drängen, ob nun die Frau Doktor, die Frau Veterinär oder die Frau Apotheker beginnen soll, geht die Hausfrau zum Flügel und verkündet den Titel des Wolfschen Liedes, das sie singen will: „Heut nacht erhob ich mich um Mitternacht"... — „Warum?" fragt eine klangvolle Baßstimme aus dem Hintergrund.

Pabluczek gab sich einen Ruck und fuhr nach Paris. Der Wunschtraum eines halben Lebens nimmt somit erdgebundene Formen an. Nach Wien zurückgekehrt, umscharen ihn seine Freunde: „Na, Pabluczek — wie war's?? ... Erzähle mal!"

„Ich weiß nicht, was Ihr immer phantasiert", zuckt Pabluczek verstimmt die Achseln, „mir hat kein Aas einen unsittlichen Antrag gemacht!"

Das raffinierte Kostüm

(K. Heiligenstaedt)



„Sag' mal, Lilly, sieht man hinten was?" — „Immer noch weniger als vorn!"

München, 6. März 1938
43. Jahrgang / Nummer 9

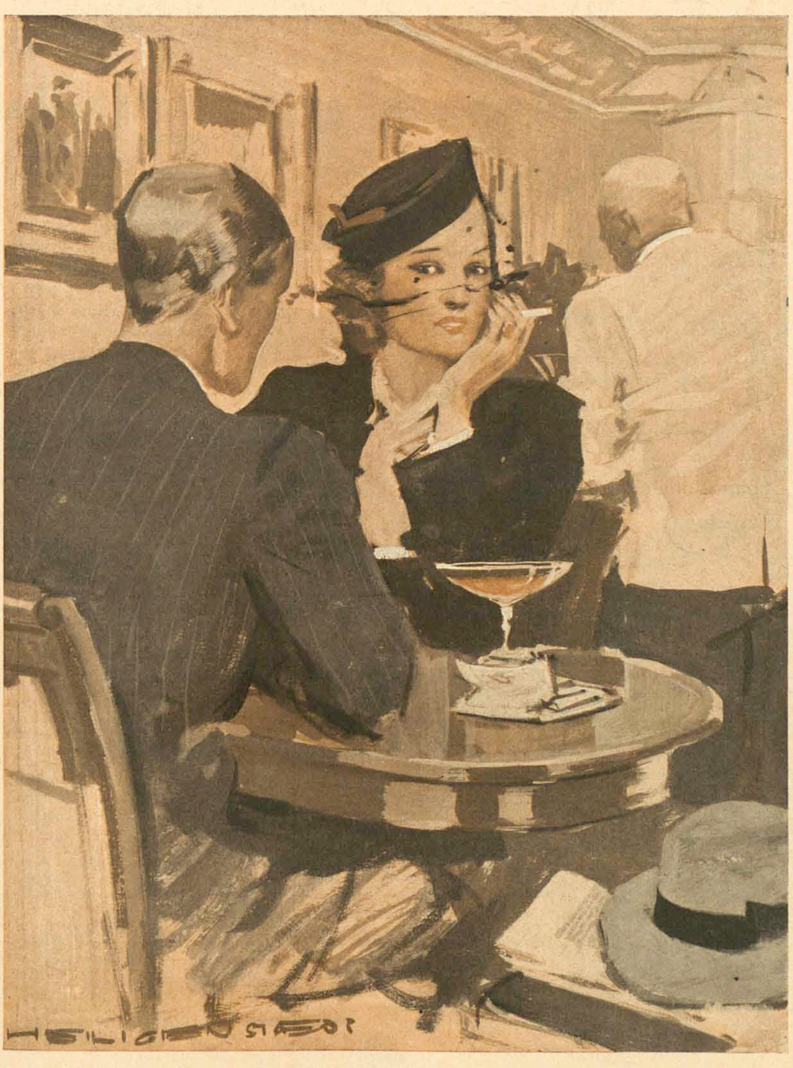
40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Untrügliche Zeichen

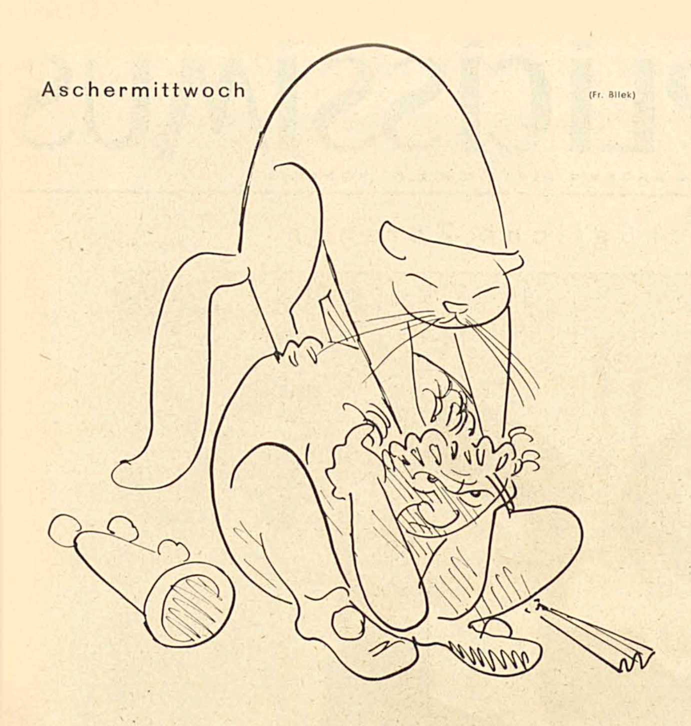
(K. Heiligenstaedt)



„Woran haben Sie gemerkt, daß die beiden nicht verheiratet sind?" — „Kleinigkeit! Wenn sie ihn beim Frühstück fragt, wieviel Zucker er in den Kaffee will . . ."

Aschermittwoch

(Fr. Bilek)



Zizibeh

Von Ratatöskr

Der allerschönste Erdenfleck:
am Baumelstrick ein Häppchen Speck!

Ihm naht, daß er ihn besser seh',
der gute Vogel Zizibeh,
pickt zu: „Ah, trefflich!", krallt sich ein:
„Wie hübsch ist's doch, für sich zu sein!"

Jaja, schon richtig, liebes Tier,
und wohl bekomm's! Doch merke dir:
sitzt man bei einem Extrabraten,
ist Schweigen dringend anzuraten.
Du aber, kleiner Dummerjan,
stimmst einen Jubelhymnus an,
was alsbald mehrere Kollegen
veranlaßt, sich ins Zeug zu legen.
Dein Wirkungskreis wird eingeengt,
im Nu bist du hinausgedrängt
und siehst bekümmerten Gesichts:
das Häppchen nähert sich dem Nichts.

Folg' künftig drum dem Rat des Weisen . . .
Wie hübsch ist's doch, für sich zu speisen!

Lieder, beim Fensterputzen zu singen

Von Walter Foitzick

Heute fiel mir ein, daß ich schon lange kein Mädchen beim Fensterputzen mehr habe singen hören. Wenn ich so zurückdenke, waren das meine ersten Begegnungen mit der Musik. Vielleicht bin ich dadurch für das Klassische verdorben worden.

Und wenn ich's mir recht überlege: Ich sehe jetzt so wenig Mädchen beim Fensterputzen. Früher, jawohl früher, da standen sie auf den Fensterbrettern, neben sich einen Eimer, und wuschen mit einem Lappen außen die oberen Fenster, indem sie sich mit der Linken festhielten und mit der Rechten herumgriffen. Es war schaurich schön, und mir schwindelt noch heute bei diesem Gedanken. Ich glaube, seit Jahren habe ich es nicht mehr gesehen.

Vielleicht liegt's an der Architektur; vielleicht gibt's jetzt keine oberen Fenster mehr, die man nicht öffnen kann und die deshalb nicht von außen geputzt werden brauchen. Wenn so die Mädchen hoch auf dem Fensterbrett standen, linsten die Männer, die vorbeigingen, hinauf und freuten sich, wenn es hübsche Mädchen waren. Manchmal fiel auch der Putzlappen herunter.

Man mußte dabei sicher ganz schwindelfrei sein; so halsbrecherisch sah es aus.

Dazu sangen die Mädchen. Sie sangen schaurichschöne Lieder. Diese handelten meistens von einem „bösen Buben", der unwahrscheinlich schnell wieder in die Ferne zog und sein Mädchen in der Patsche sitzen ließ. Das war aber alles viel feiner und poetischer ausgedrückt und das Wort „Patsche" kam gar nicht vor. Man hätte weinen können.

Ich habe bestimmt gedacht, man könne kein Fenster putzen ohne solche Lieder dabei zu singen, sie gehörten für mich dazu, wie der Eimer und der Lappen aus Wildleder, der immer etwas quitschte, wenn man damit auf dem Fenster herumrieb.

Der böse Bube kehrte nie zurück, das wußte man, auch wenn die Fenster schon früher fertig geputzt waren. Viel einsame Heide kam auch in den Liedern vor und mancher Räuber. Das waren aber ganz andere Räuber als die kriminellen Subjekte, die heute in den Detektivgeschichten die Herzen höher schlagen lassen. Diese Räuber dachte ich mir immer mit Federhut und so einer Art Lodenumhang, mit dem man das Gesicht halb verdecken konnte.

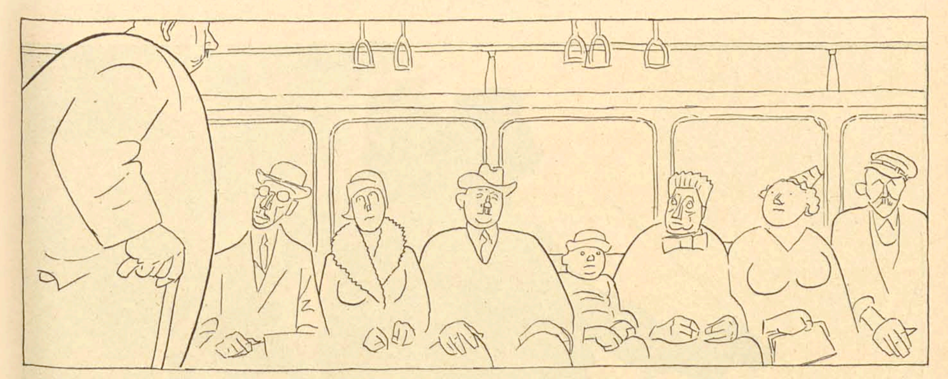
Solches entnahm ich aus dem Gesange der Fensterputzerinnen. Es waren durchaus edle Räuber, Amateur-Räuber mit einem goldenen Kinderherzen. Von Wechselfälschern haben die Mädchen nie gesungen, auch nicht von betrügerischen Bankrotten und anderem modernen Zeug. Woher die Mädchen diese Lieder kannten, weiß ich nicht, denn es gab noch keinen Tonfilm. Auch war die Zeit vorbei, in der Mägde am Brunnen abends gemeinsam sangen. Am Wittenbergplatz in Berlin, den ich hier im Auge habe, gab es nicht den kleinsten Brunnen, an dem Mägde abends Wasser holen konnten, sondern wir hatten Wasserleitung. An der Wasserleitung aber lernt man keine Lieder.

Wenn ich einer der Brüder Grimm wäre, hätte ich damals die Lieder der Dienstmädchen aufgeschrieben, gesammelt und später in Halbleder gebunden herausgegeben. Aber ich bin kein Bruder Grimm und so habe ich es versäumt, einen Band aus meiner Feder zu besitzen mit dem Titel: „Lieder, beim Fensterputzen zu singen". Natürlich hätte ich auch eine größere Einleitung dazu geschrieben über das Wesen des Volksliedes von den Zeiten der Minnesänger an. Ich hätte aus der Architekturgeschichte begründet, wie die Troubadours zu den Fenstern ihrer Schönen hinaufsangen und die Dienstmädchen von den Fenstern hinabsangen. Wie wäre es anders möglich gewesen, daß sich daraus wesentliche Unterschiede im Thematischen und in der Versform ergaben. Der böse Bube und der holde Knabe konnten als bleibendes Motiv durch die Jahrhunderte aufgezeigt werden. Dann allerdings kam das Grammophon, da hatte man nicht mehr nötig, die Singarbeit selbst zu leisten, man legte einfach eine Platte auf oder man knipste das Radio an. Nun hatte man die Wahl, den Lappen zur „Stretta" aus dem Troubadour oder zur „Sachgemäßen Behandlung des Stalldüngers" zu schwingen.

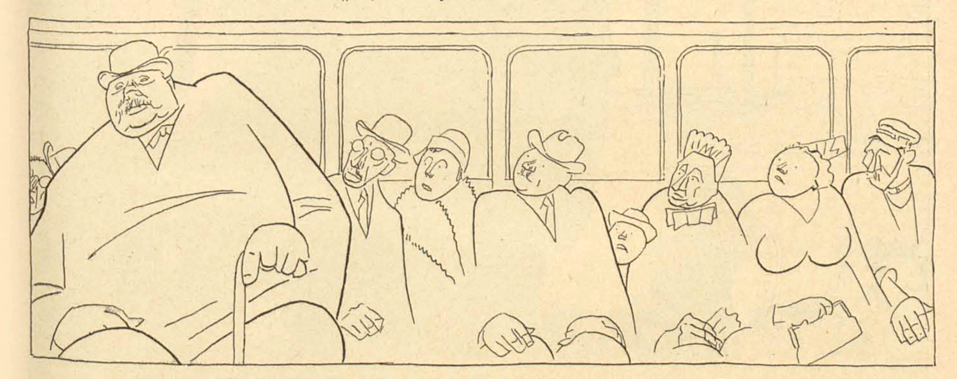
Für wissenschaftliche Arbeit ist es niemals zu spät. Noch immer singt und klingt es aus der Küche, und wenn Minna ihren Gefühlen klangreich Raum geben will, bieten sich ihr noch immer Möglichkeiten. Ich beginne meine Aufzeichnung mit ihrem Lieblingslied dieser Saison: „Paris, du bist die schönste Stadt der Welt."

Der stärkere Herr

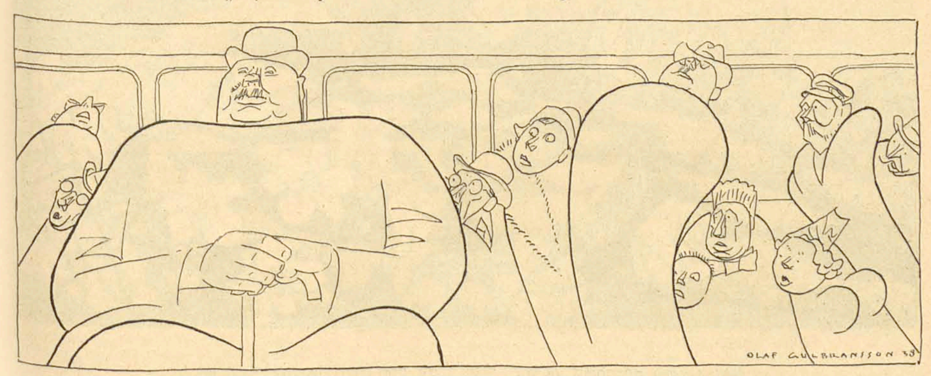
(Olaf Gulbransson)



„Ah, da ist ja noch ein Platzerl!"



„So, wann jetzt die Herrschaften a wengerl zammrucken!"



„I sag ja, es geht alles, wenn man aufeinander Rücksicht nimmt!"

Stalin

(E. Thöny)



Der zivile Fasching ist tot — es lebe der politische Fasching!

Gespenst mit grünem Federhut

VON KÄTE BIEL

Es war die alte liebe Melodie gewesen: laß mich dich nur erst küssen, dann hole ich dir den Mond herunter. Er ist gar nicht so fern, wie du denkst, Liebste, laß mich dich nur erst küssen, dann sollst du ihn haben —.

So war es gewesen.

Leider hatte Erich dann doch nicht zu einer Mondfang-Expedition aufbrechen können, weil im Laboratorium wichtige Versuche auf ihn warteten —. Erst nach zwölf Tagen, vielen Telefongesprächen und einem Brief, trafen sie sich wieder in einer kleinen Weinstube. Erich seufzte, als er Gerda sah. Zwar waren ihre Wimpern schwer von Lack behangen und ihre Lippen korallenrot, doch diese freudigbunte Aufmachung vermochte ihn nicht darüber hinwegzutäuschen, daß ihre Seele mitunter eben doch von einem Schimmer allzufrüher Hausbackenheit grau umwittert war. Weil er die Aufgabe, fristgerecht den versprochenen Mond zu liefern, nicht erfüllt hatte, trug sie jetzt sicher — aus Gerechtigkeitssinn oder Vergeltungstrieb — zwei Pfund saubere, tränenhungrige Taschentücher zwecks eindeutigster Verwendung bei sich.

„Liebste", begann er beschwörend, „ich hole ihn heute ganz gewiß. Es ist zwar dunstig, und man sieht ihn kaum —."

Gerdas Blick kam aus weiten Fernen. „Ich bin abgespannt", murmelte sie, „nirgends kann ich die grünen Federn so bekommen, wie sie sein müssen. Und inzwischen ruiniert mir das Gespenst die ganze Wohnung, wirft die Türen zu, daß die Bilder von den Wänden fallen, und benimmt sich so prunkvoll gespenstisch wie möglich —."

„Ja?" fragte Erich verbindlich, aber er war nicht ganz bei der Sache. Nach Abzug der kosmetischen Zutaten war Gerda hübsch, von linder Haut und gut zu küssen. „Hör' mal, Liebling, ich hatte wirklich keine Zeit. Bis in die Nacht hinein habe ich gearbeitet. Und nichts anderes getan —."

Gerda betrachtete aufmerksam die Wand. „Ich weiß gar nicht", murmelte sie, „ob ich dir das alles erzählen darf! — Schließlich sind es Geheimnisse eines fremden Menschen. Obgleich es eigentlich gar kein Mensch mehr ist —."

Verwirrt tastete Erich in der Wirklichkeit umher. Er fand eine Aufwartefrau, mittels welcher sich Gerdas Worte einigermaßen im Logischen verankern ließen. Sie schien einen fürchterlichen Zorn zu haben, da sie jemand alle Spuren von Menschlichkeit absprechen wollte —.

„Kündige!" schlug er vor.

„Du verstehst nichts, — wie immer!" sagte Gerda kühl. „Es ist ein richtiges Gespenst, und es ist dreihundert Jahre alt —."

Eine lange, feierliche Pause entstand.

Gerda lächelte entrückt. „Zuerst wollte ich es gar nicht glauben. Ich dachte, ich hätte alles nur geträumt. Aber wie es dann Nacht für Nacht so vernünftig aus seinem Eckchen kam —."

„... sich auf die Hinterbeine setzte und ‚hübsch' machte ...", murmelte Erich nervös.

In freundlicher Überlegenheit hob Gerda den gelackten Halbkranz der Wimpern. „Ich halte es nicht einmal der Würde eines großen klugen Hundes für angemessen, ihn zum ‚Hübschmachen' zu zwingen, geschweige denn könnte ich einem dreihundert Jahre alten —."

„Ein Hund darf also seine Würde wahren", sagte Erich grollend, „ich jedoch mußte neulich stundenlang bei deiner Tante geistig ‚hübsch' machen und über Rimbaud reden, von dem ich nichts weiß, weil ich Chemiker und Fachmann für die Schmierstoffaufbereitung bin —."

Ohne auf die Zwischenbemerkung einzugehen, berichtete Gerda versonnen weiter. „Ich hatte doch so viel Kummer um dich gehabt, daß ich nicht einschlafen konnte, und da habe ich mir das Gespenst in allen Einzelheiten aufgebaut und herbeigewünscht. Als es dann zwölf schlug, kam es tatsächlich in seiner Berufstracht aus der Wand heraus. In rotem Brokatmantel und mit grünem Federhut, und klirrte ein bißchen mit einer dicken Eisenkette ..." Und Gerda sah Erich mit jenem offenen, freimütigen Blick an, der untrügliches Kennzeichen der Wahrheitsliebenden ist.

Erich klappte den Mund zu, weil ihm die Zähne kalt geworden waren. „Und was tat es dann?"

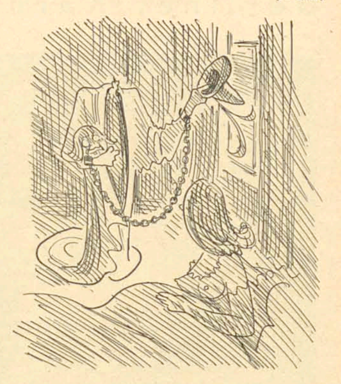
„Dann", sagte Gerda gleichmütig, „rollte es zur Begrüßung seinen Kopf einmal durchs Zimmer und setzte ihn wieder auf —."

„Aber den Hut hatte es doch vorher abgenommen?" forschte Erich besorgt. Ihm wurde keine Antwort.

„Zuerst wollte es nicht bei mir bleiben. In einer Kleinwohnung voll elektrischem Licht und ohne Moder kann es sich nicht richtig gespenstisch ausleben. Es braucht dunkle Gänge, weite dämmerige Hallen —."

Erich faßte sich langsam. „Gespenster können nur dort beobachtet werden, wo sie unbeobachtet sind. Das ist eine bekannte Tatsache!"

„Die Ruine, in der es bisher hauste, ist abgebrochen worden. Ein Erbe des alten Geschlechts ist zwar noch vorhanden, lebt aber in Südamerika. Als Wasserstraßendirektor beim Rio de la Plata. Nicht wahr, und der Klimawechsel, die fremde Sprache der Mitgespenster, die eventuellen Schwierigkeiten mit der Aufenthaltserlaubnis —


(Fr. Bilek)

es hatte keine große Lust, nach drüben zu gehen —." „Woher weißt du denn das alles?" fragte Erich fassungslos.

Gerda lächelte unschuldig. „Das hat es mir selbst erzählt. Es hat doch solche Langeweile. Viel zu gespenstern gibt es in einer Zweizimmerwohnung nicht. Und wenn ich vor Gram um dich nicht schlafen kann — dann unterhalten wir uns ein bißchen. Und im übrigen verschafft es sich Zerstreuung, indem es zur Geisterstunde meine gesamte Hausarbeit verrichtet. Es ist ein fesselnder Anblick: es windet und dreht sich, macht sich lang oder dünn, spiral- oder würfelförmig, ganz wie es will ..."

Erich blickte Gerda bewundernd an. Er hatte ja immer gewußt, daß sie ein (wenn auch etwas beunruhigender) Glücksfall für ihn war. Wie reizend, daß sie ihm keine Szene machte, sondern ihr Leid mit schweigender Größe trug, und sich zum Trost in einsamen Stunden nur ein kleines Gebrauchsgespenst erzeugte —.

„Darf ich dir nun endlich sagen, daß ich dich liebe?"

Gerda lächelte anmutig und herzlich. „Nein. — Das hast du mir ja schon vor zwölf Tagen gesagt. — Weißt du, es ist riesig anheimelnd, so ein eigenes Gespenst zu besitzen. Ich finde, es müßte viel mehr davon geben, als es überhaupt gibt —."

„Du bist ungeahnt und über dein Verdienst bevorzugt", sagte Erich böse und griff nach seinem Weinglas, „in deinem dreihundertjährigen Hausgeist ist ja das natürliche Aroma des damals gebräuchlichen Dialekts sozusagen eingeweckt. Die Wissenschaft würde es dir danken, wenn ich heute Nacht bei dir in deiner Wohnung schlafen könnte, Gerda — schließlich habe ich auch einmal Germanistik — —."

„Das ist eine Variation der alten, lieben, wenn auch zwischen uns noch ziemlich neuen Melodie", murmelte Gerda in einer Art friedlicher Entrüstung. „Der Mond ist ja noch vorhanden. Obwohl es gar nicht aufgefallen wäre, wenn du ihn heruntergeholt hättest — — bei der heutigen hochentwickelten Straßenbeleuchtungstechnik —."

„Ich hatte keine Zeit. Ich mußte arbeiten!" Er konnte eben nichts tun, als das monotone Entschuldigungslied singen. Warum hatte sie nicht ein Pfund saubere Taschentücher mitgebracht ...

„Und wenn es das ganze Geschirr abgewaschen und das Parkett gebohnert hat, verschwindet es um Punkt ein Uhr durch den Wäscheschrank ..." erzählte Gerda sachlich weiter.

Auch das noch. Gespenster auf der Wäsche der Frau, die man liebt, dachte Erich gramvoll. Und plötzlich stieg eine Vermutung, die auszuspre-

Auftauende Nymphe

Von Oskar Wöhrle

Ein plumper Schneemann, stand sie da
am Winterhang des Parks versteckt,
bis sie ein Frühlingsplänkler sah,
der hat die Schlafende geweckt.

Der brachte ihr die Sonne nah,
die schmolz den Schnee, der sie gedeckt.
Sie wußte nicht, was ihr geschah,
schlaftrunken hat sie sich gereckt,

strich sich die Nässe aus dem Haar
und bot den märzbeglänzten Leib
lustvoll dem Griff des Himmels dar.

So sehr war die Erweckte Weib,
daß sie, die selbst erst kaum zur Not dem Wintereis Entschlüpfte,
mit ihrem Blick sofort ein Aufgebot von
Blütenmännchen aus dem Boden lüpfte.

Berliner Karneval

(P. Scheurich)



„Da sagen die Münchner immer, bei uns in Berlin jiebts keen Karneval! Ick finde mir sehr komisch!"

chen wirklich zu banal war, in ihm auf. Vielleicht arbeitete das Gespenst tagsüber ebenso wie Gerda als Assistenzarzt in der Kinderklinik und gestaltete sich seine Freizeit dadurch aus, einer Kollegin Haushaltshilfe zu leisten? Vielleicht hieß es Egon? Und Egon in seiner schlichten, belebten Art war es nicht zuzutrauen, im Wäscheschrank bei leeren Nachthemden zu schlafen —.
„Heißt es Egon?" fragte er mißtrauisch.
„Vor dreihundert Jahren hieß es Kuno, aber darauf legt es jetzt keinen Wert mehr. Übrigens ist es für mich sehr billig zu ernähren, es ißt nur etwas Pfeffer und hin und wieder einen Teelöffel Hautkreme. Aus Naschsucht und zur Aufheiterung. Zuerst hatte es viel Heimweh nach dem Moder, und es fürchtete sich etwas vor dem Staubsauger, aber nun hat es sich gut eingewöhnt. Es will vierhundert Jahre bei mir und meinen Nachkommen bleiben —."
„In dem Neubau links vor deiner Straße sind noch sehr nette Dreieinhalbzimmer-Wohnungen zu haben", sagte Erich gepreßt, „wenn wir heiraten —."
In seiner Rede war ein Wort, das Gerda freudig lächelnd aufnahm.
„Ja, der Neubau! Manchmal, wenn es mit der Hausarbeit schon vor eins fertig ist, läuft es in seinem roten Brokatkleid ein bißchen um den Häuserblock, um frische Luft zu schnappen. Und ich habe ihm befohlen, etwas mit der Kette zu wedeln, wenn es einem so spät heimkehrenden Ehemann begegnet..."
„Alle Geister sind zu bannen", antwortete Erich überlegen, „wenn du drei Worte aussprichst, die das Gespenst von seinen Menschentagen her noch nicht kennt. Sage ‚Rumverschnitt, Dauerwellen und Börsenbericht' — und der Geist hat sich verflüchtigt!"
Gerda seufzte erleichtert. „Gut, daß ich das weiß. Wenn ich also die grünen Federn nicht bekomme, dann —."
„Ich liebe dich", sagte er verzweifelt, und stellte sie sich nett und sauber gewaschen vor, so, wie sie am Tage durch ihr Berufsleben ging, „sprich nicht von grünen Federn. — Weshalb hast du mir gestern einen Abschiedsbrief geschrieben?"
Vielleicht hatte er sie nun gefangen, und sie würde in einen ihn beglückenden Tränenstrom ausbrechen.
„Nur aus formalen Gründen", erklärte sie mit erschreckender Beiläufigkeit. „Und ich hatte gestern gerade ein bißchen freie Zeit."
„Das ist nicht fair, wo bleiben da die Spielregeln der Logik?" sagte Erich bewegt. War es möglich, daß eine Frau beklemmend sachliche, leidenschaftlich traurige Trennungsbriefe schrieb, trotzdem ihre Seele in der Gewißheit, den Adressaten völlig zu besitzen, vor Behagen schnurrte?
Gerda hatte inzwischen Zeit gehabt, sich wieder auf ihre veränderte häusliche Situation zu besinnen. „Seit drei Tagen ist aller Friede fort", sagte sie müde, „es ist böse und tobt. Neulich hat es sich nämlich so dünn und lang gemacht, daß es von meiner Küche aus durch den Müllschacht bis in den Keller hinunterreichen konnte, und das sind immerhin vier Stockwerke. Aus reiner Gefälligkeit wollte es mir ein Paket Waschpulver heraufholen, das mir am Dienstag hineingefallen war. An dem Tag, weißt du, an dem meine Hände wohl so zitterten, weil du abends nicht mit in die Oper kommen wolltest —."
Erich schloß die Augen. „Und dabei hat sich das Gespenst den grünen Federhut ruiniert?"
Sie nickte. „Es arbeitet nicht mehr und verweigert sogar die Pfefferaufnahme!"
Der ritterliche Instinkt des Mannes erwachte in ihm. „Ich werde dich von dem Gespenst erlösen!" sagte er tapfer.
„In meiner Wohnung ist nichts zu erlösen, und zu essen ist auch nichts da, außer Pfeffer und Hautkreme!" Gerda war ganz in Liebenswürdigkeit getaucht, als sie das sagte.
„Das verstehst du nicht, Liebste. Dein Fall ist geradezu beispielhaft. In jedem Märchen kannst du es nachlesen, daß du jetzt erlösungsbedürftig

bist. Und wenn der Drache zur Strecke gebracht ist, werden wir Mann und Frau, das gehört sich so —."

„Im Märchen ...", murmelten die korallenroten Lippen.

Eine Uhr schlug langsam zwölfmal.

„Nein — auch im Leben!" sagte Erich und erhob sich. „Komm, wir gehen!"

Gerda schwieg. Sie widersprach nicht mehr. Erst, als sie durch die nächtlichen Straßen wanderten, kamen ihr Bedenken. „Du bist wirklich mutig, aber weißt du auch, was du auf dich nimmst? Du wirst vielen Kampf und Ärger davon haben — es ist ein sehr böses Gespenst —."

„Desto besser!" sagte er männlich. „Könntest du nicht etwas schneller gehen?"

„Aber nein, Erich!" sagte sie entzückt und vorwurfsvoll. „Ich trage doch den Mond in meiner Handtasche, den du mir heute abend geschenkt hast!"

Einen Augenblick lang dachte Erich nach. Dann hatte er den Mut, einen Herzenswunsch zu verraten. „Übrigens, Liebste, weinst du nie? — Ich finde es so hübsch und graziös, wenn eine Frau hin und wieder eine Szene macht, und viele Taschentücher naßweint —."

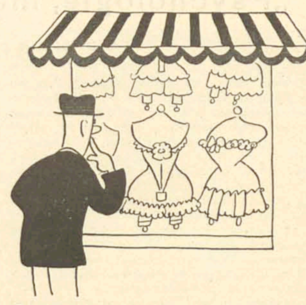
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Gerda nach dem Ablauf der schicklichen Frist endlich einmal ein selbstgemachtes Baby schaukelte, sang Erich ihm ein Lied vor, von einem Mond, einem Wasserstraßendirektor und einem Gespenst mit grünem Federhut, und als die junge Mutter auf die mangelnde Sinnigkeit dieses Songs hinwies, sagte er: „Wieso? Ich werde doch wohl meinem sechs Wochen alten Sohn, der das noch nicht versteht, das Märchen seiner Entstehung vorsingen dürfen?"

„Auch im Wiegenlied soll man nicht lügen", sagte Gerda freundlich, „und zwischen der Wahrheit und deinem Gesang besteht eine Differenz von zwölf Tagen", und dann begann sie ihrerseits, ohne sich um Erichs grüblerische Verwunderung zu kümmern, in beglückender Heiterkeit ein großartig düsteres Lied von einem Wasserstraßendirektor am Rio de la Plata, der sich außerordentlich entsetzte, als er eines Tages ein wildes europäisches Gespenst mit einem ramponierten grünen Federhut erbte.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Der Hochleitner hat den Auftrag, seiner Frau, wo er doch in der Stadt verschiedenes zu besorgen hat, ein Korsett mitzubringen. Der Hochleitner steht lange vor dem Laden und beguckt die Auslagen. Dann aber geht er doch hinein. Sein prüfender Blick gleitet über die jungen Verkäuferinnen, und er meint: „Ich möcht a Korsett, aber für a richtige Brust!"

Für die Erlegung von Sauen wurden früher und in manchen Revieren auch heute noch Geldpreise als Belohnungen an die Erleger bezahlt. Bei einer Treibjagd auf Sauen hetzten die Hunde eine Bache mit Frischlingen über einen Bach, wobei ein Frischling in eine tiefe Ausbuchtung geriet. Der Förster sprang ins Wasser, und es gelang ihm unter großen Schwierigkeiten, den Frischling zu retten. Selten gab es in einer Jagdgesellschaft soviel Aufregung und Spaß wie an dem Tage, als der Forstmann mit seiner Beute unterm Arm, von den Hunden umkläfft, aus der „Suhle" heraustriefte und seinen Vorgesetzten um Beantragung der Belohnung bat. „Ja, mein Lieber", meinte der, „Schußgeld kommt hier nicht in Frage, aber vielleicht die Rettungsmedaille".

Soeben habe ich eine Nachbildung der Venus von Milo erstanden und schäle sie, nach Hause zurückgekehrt, aus ihrer Hülle von Seidenpapier. Ich hätte die Neuerrungenschaft gerne meiner Frau vorgeführt, aber leider ist sie nicht anwesend.

Da kommt mir die Idee, meinen zwölfjährigen Jungen hereinzurufen, und insgeheim freue ich mich schon in der Erwartung, daß er mich auf das Fehlen der beiden Arme aufmerksam machen und meinen Kauf nicht restlos billigen werde.

Doch als er gerade den Mund zu einer Meinungsäußerung öffnen will, wird draußen an der Flurtür geschlossen, und ehe ich es mich versehen habe, hat mir der Junge meine Venus in die Hand gedrückt.

„Schnell, weg damit, Vati!" flüstert er hastig, „Mama kommt!"

Fau Kannemann ist umgezogen und ist mit ihrer Wohnung überaus zufrieden. Nur eines schmerzt sie tief: bisher ist es ihr noch nicht gelungen, den lebensnotwendigen Einblick in die Familienverhältnisse der neuen Hausbewohner zu erlangen. Doch eines Vormittags, beim Schlüsselwechsel auf dem Trockenboden, soll ihr der erste Weizen blühn.

„Nanu, — Sie waschen Ihre Wäsche auch alleine?" wird sie von einer drallen Vierzigerin (siehe Gartenhaus drei Treppen) angesprochen.

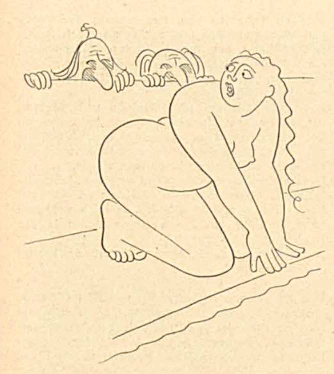
Frau Kannemann bejaht, was sich nun einmal nicht verneinen läßt.

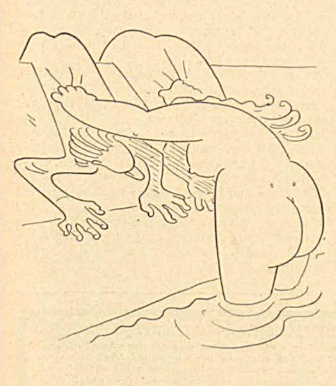
„Ja, ja —" nickseufzt die andere mit Bitterkeit, „wir Frauen haben nichts zu lachen!" Und, gleich darauf, von heiligem Zorn erfüllt: „Na, noch mal wird mir das nicht passieren, — bei mir kann nur noch ein Beamter etwas werden ... Da hat man wenigstens nach seinem Tode die Pension! Und dann . . . vonwegen Wäschewaschen . . . dem werde ich was husten!!"

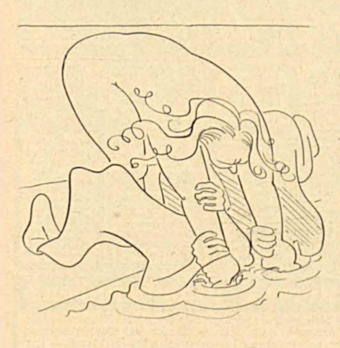
„Oh ... Sie sind Witwe!" stellt Frau Kannemann mit kreppumflorter Stimme fest.

Darauf die Dralle trocken (so trocken, wie die Wäschestücke, die sie verärgert von der Leine zerrt): „Nee ... eben nicht! Ich meine doch nur: wenn!!"

(Fr. Bilek)







Susanna und die beiden Alten

„Psychologie, meine Damen — —!"

VON HANS JORDING

Mit zehn Minuten Verspätung betrat Dr. Petersen — „Peter der Holdselige", wie ihn seine Hörerinnen seines liebenswürdig-feierlichen Gehabens wegen etwas respektlos, und doch mit einem leisen Unterton schwärmerischer Backfisch-Verliebtheit nannten — den dichtbesetzten Hörsaal, warf mit einem eleganten Schwung sein Vorlesungs-Manuskript aufs Katheder und ließ sekundenlang ein nachsichtiges Lächeln wie eine leise Mahnung um Ruhe ins Auditorium spielen. Fast augenblicklich verebbte das lebhaft summende Geplauder der jungen Kindergärtnerinnen, zerflatterte zu diskreten Flüstersoli und verstummte schließlich ganz, als Dr. Petersen hinter dem Vortragspult Platz genommen hatte.

Kollegheftе wurden zurechtgelegt, Bleistifte und Halter gezückt: hundert Mädchenaugen signalisierten ein freundlich-bereitwilliges „Wir sind soweit!"

Den Oberkörper leicht vorgeneigt, immer noch ein leises, verbindliches Lächeln in den Mundwinkeln, begann Dr. Petersen.

„Ich muß um Verzeihung bitten, meine Damen, daß ich mich etwas verspätet habe, darf aber hoffentlich auf Ihre gütige Nachsicht rechnen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ein kleiner, kaum zweieinhalb Jahre alter Patient, zu dem ich vor ungefähr einer Stunde von der besorgten Mutter gerufen wurde, Schuld an meinem Versäumnis trägt.

Es war, wie ich offen zugeben will, an und für sich ein einfach gelagerter Fall, der aber durch die besonderen Umstände, unter denen er sich abspielte, so bedeutungsvoll ist, daß ich ihn hier zur Sprache bringen möchte. Wir haben ja sowieso vor, uns heute ein wenig über Kinderpsychologie zu unterhalten; und da erscheint es mir fast wie eine glückliche Fügung, wenn ich — anknüpfend an dieses soeben gehabte Erlebnis als Arzt — Ihnen gleich einmal in praxi demonstrieren kann, wie segensreich Sie Ihre zukünftige Berufsarbeit gestalten können, wenn Sie Ihre sämtlichen Handlungen und Entscheidungen Ihren kleinen Schützlingen gegenüber stets nur unter dem Gesichtswinkel der kindlichen Psyche und der kindlichen Vorstellungswelt treffen..."

Das letzte Wort ein wenig in die Länge ziehend, verschränkte Dr. Petersen die Arme vor der Brust und lehnte sich, mit der selbstzufriedenen Miene eines Mannes, der eine etwas verzwickte Satzkonstruktion glücklich zu Ende gebracht hat, in seinem Stuhl zurück. Fuhr dann nach einem Weilchen, etwas stockender, und den Blick ab und zu gegen die Decke richtend, fort:

„Vergegenwärtigen Sie sich bitte folgende Situation, meine Damen: Bubi — so will ich den kleinen Patienten nennen — wälzt sich brüllend und strampelnd auf dem Boden seines Kinderzimmers umher, um ihn versammelt stehen Mutter, Kinderfräulein und Hausmädchen, rat- und fassungslos, zum Teil verweint, sämtlich bemüht, den kleinen Schreihals mit liebevollen Zurufen und zärtlichen Ermahnungen zu beruhigen, ohne allerdings damit bei Bubi auf die geringste Gegenliebe zu stoßen. Was ist passiert?

Im Grunde genommen nicht viel — nur eine Nichtigkeit, aber eine Nichtigkeit von wenig erfreulichen Folgen. Bubi hat nämlich draußen in der Küche eine Tüte mit gelben Erbsen entdeckt, erst ein wenig mit den runden Dingern gespielt und schließlich, als ihm das auf die Dauer zu langweilig geworden ist, rupps — eine davon ins Nasenloch gesteckt. Doch gleich so nachdrücklich und herzhaft, daß er sie, trotz liebevoller Assistenz der besorgten Mutti, beim besten Willen nicht wieder herausbekommt. Knalleffekt: Bubi fängt ganz jämmerlich zu weinen an, worauf die Erbse ihrerseits zu quellen beginnt — weitere Folge: Bubi brüllt immer mehr — na, und zum Schluß werde ich, unter Ankündigung des höchsten SOS, alarmiert. Als ich eintreffe, finde ich die Situation vor, die ich Ihnen bereits einleitend geschildert habe.

Was zu tun ist, ist klar, doch auch das ‚Wie' ist zu bedenken! Ein Hausarzt der alten Schule hätte höchstwahrscheinlich den kleinen Schreihals sofort robust beim Wickel genommen und den Fremdkörper rücksichtslos mit Sonde und Pinzette entfernt — doch mit welchem Erfolg? Bubi hätte von nun an einen Horror gegen den bösen Onkel Doktor gehabt und, beeindruckt durch dieses Kindheitserlebnis, zeit seines Lebens in ihm nur den Quälgeist und nicht den Helfer gesehen. Sehen Sie, meine Damen, und an diesem Punkte trennen sich nun die Wege der alten und der modernen Medizin. Während die Ärzte der alten Schule stets nur den ‚Fall' sahen und nur ihn behandelten, sehen wir modernen Mediziner, die vor allem psychologisch vorgehen, in erster Linie den Menschen, über dessen seelischen Habitus wir uns erst einmal klar werden müssen, bevor wir mit der Behandlung beginnen.

Ich lasse also — um auf den ‚Fall Bubi' zurückzukommen — ein großes Tafeltuch auf dem Boden ausbreiten, schicke die gesamte aufgeregte Weiblichkeit vor die Tür, und beginne nun, auf dem Fußboden sitzend, meine Instrumente auszupacken und mit ihnen — zu spielen. Kümmere mich dabei aber, wohl zu beachten, nicht im geringsten um den kleinen Patienten. Kaum bemerkt der nun, daß er durchaus nicht mehr Mittelpunkt des Weltgeschehens ist, als auch schon sein Weinen merklich schwächer wird und schließlich ganz verstummt. Indessen spiele ich mit meinen Instrumenten unverdrossen weiter — mit dem Ergebnis, daß Bubi seinen Schmerz halb vergißt, und seinerseits mit den Instrumenten zu spielen beginnt. Wir lassen — welch ein Spaß! — die Pinzetten auf- und zuschnappen, machen dazu ‚Quak-quak' und werden so, im wahrsten Sinne des Wortes, spielend Freunde. Nachdem dies geglückt ist, werde ich etwas kühner und nähere meine Pinzette mit verstärktem ‚Quak-quak' Bubis Nase, als wollte ich ihn zwicken. Worauf natürlich auch Bubi nicht faul bleibt, mir ebenfalls aufs Fell rückt, um das gleiche bei mir zu versuchen. Ich lache, Bubi lacht — und ehe er noch recht begreift, was ich vorhabe — sitzt ihm schon mein Instrument in der Nase und — die Erbse ist entfernt. Einen Augenblick schaut Bubi verdutzt drein und läßt ein leises Tremolo hören, das noch zwischen Lachen und Weinen schwankt, entschließt sich dann aber doch für die freundlichere Gemütsregung, als die Mutti mit ein paar Schokoladenplätzchen für ihren kleinen, wiedergenesenen Liebling erscheint.

An diesem Beispiel sehen Sie also, meine Damen, wie leicht es im Grunde ist, die Seelenregungen eines Kindes zu begreifen und — — —"

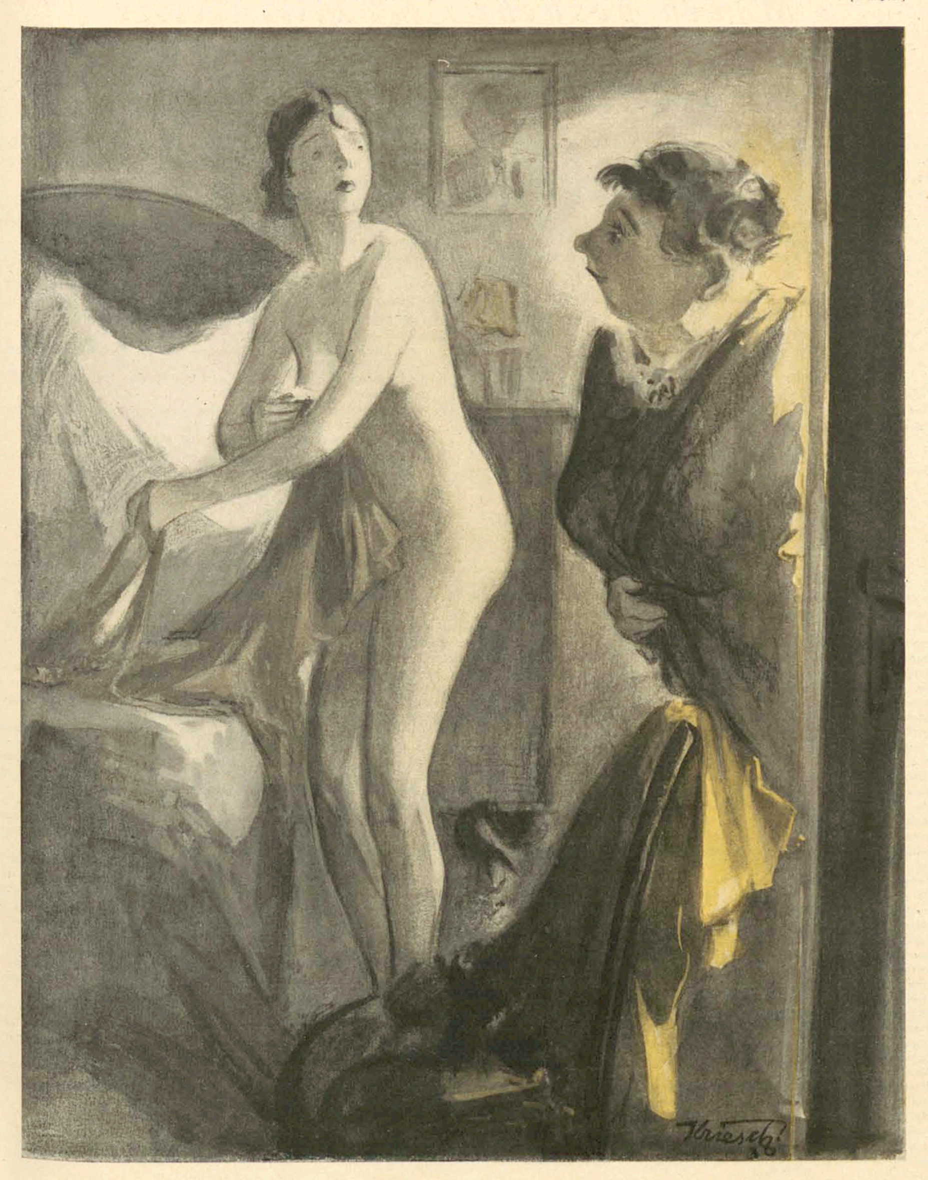
In diesem Augenblick mußte Dr. Petersen seinen lichtvollen, von edler Begeisterung getragenen Vortrag unterbrechen; denn es hatte plötzlich laut und vernehmlich an der Tür geklopft. Auf sein dramatisch-rollendes „Herein!" steckte Fräulein Dr. Schlösser, seine Assistentin, ihren blonden Wuschelkopf durch den Türspalt und meldete etwas aufgeregt:

„Verzeihung, Herr Doktor, daß ich störe, aber Frau Direktor Hoerschelmann hat soeben angeklingelt und dringend gebeten, Sie möchten bitte sofort noch einmal zu ihrem Bubi kommen. Die Behandlung vorhin hätte ihm soviel Spaß gemacht, daß er sich jetzt — eine Erbse in das andere Nasenloch gesteckt hat."

Längst bevor das Gelächter seiner jungen Hörerschaft verklungen war, hatte Dr. Petersen fluchtartig den Hörsaal verlassen.

Die Zimmervermieterin

(R. Kriesch)



„Wie oft hab' ich Ihnen schon gesagt, Sie sollen vorher anklopfen, Frau Müller!" — „Aber wieso? Sie sind doch allein!"

Mäzen gesucht / *Von Anton Schnack*

> *Welch Edeldenkender oder Edeldenkende gibt die Mittel für jugendlichen Heldentenor zum Partienstudium. Bei Anstellung Rückzahlung, eventuelle Heirat später nicht ausgeschlossen. Offerten unter . . .*

Schon den Schüler Dingsda hatte die Pracht von Opern erregt.
Jedesmal war sein Gemüt sehr beeindruckt von dem Glanz der Töne,
Die der Stadttheatertenor vor die staunenden Zuhörer hatte hingelegt:
Dingsda schwur sich fortan, nicht Lehrling zu werden bei Breitkopf & Söhne.

Während die gleichaltrige Jugend im Burggraben war
Und mit Hollunderbüchsen knallte und lärmte,
Kämmte er sich nach Künstlerart — wie er glaubte — das lockige Haar
Und schwärmte.

Er stand, die Hand auf der Brust, vor einem Mozart aus Gips
Und sang ihn an mit Arien und falschen Tonleitern;
Nach altem Muster trug Dingsda am Hals einen wehenden Schlips
Und war auch sonst salopp mit den Kleidern.

Er wurde zunächst Solist im Schüler- und Kirchenchor.
Jedermann sagte, Dingsda habe Gold in der Kehle
Und würde eines Tages sicher ein berühmter Tenor;
Denn er habe nicht nur Stimmaterial, sondern auch Süße und Seele!

Er hat es geglaubt. Das besagt der Zeitungsappell,
Den er an die Edeldenkenden und Kunstverständigen richtet.
Und in seinen Vorstellungen rauschen schon Ruhm, Beifall und Weltstadthotel.
Dingsda liest schon die Hymnen, die die Presse der Zukunft auf sein begnadetes Künstlertum dichtet.

Während still die Tage der Kleinstadt verrannen und beschaulich vergingen
Mit Schmiedehämmern, Brunnenplätschern, Klatsch und Sommernachtsfest,
Saß Dingsda am Klavier und übte sich fanatisch im Singen,
Aber trotzdem blieb der Tonansatz schleimig, glanzlos, gepreßt.

Während die Jäger im Walde pirschten auf Hirsch- und saftigen Wildschweinbraten
Und der geruhsame Angler am Teiche blauflossige Schleien fing,
Übte Dingsda unabläßlich Tonleitern, Arien, Kantaten.
Ihm war die natürliche Welt im Gegensatz zur künstlichen leer und gering.

Vielleicht kommen aus dem Dschungel des Daseins die begehrten Mittel geflossen;
So manche Frau wünscht sich im stillen einen schimmernden Heldentenor, lockengeziert.
Vielleicht bleibt aber der Bitte das Ohr der Mitwelt verschlossen.
Ein Glück wahrscheinlich, weil niemand sein Geld, er nicht den stärkenden Glauben an seine Sendung verliert.

„Avanti"

Schön ist der Süden, am schönsten, wenn es daheim noch wintert, hier aber der glatte Fels, von der Sonne durchwärmt, schon zum Wasser hinablockt, wie der gekachelte Rand einer Badewanne...

Dies trug sich in Portofino zu oder an einem anderen jener paradiesischen Küstenorte Italiens, zu denen man durch das Tor rechtzeitig bestellter Devisen gelangt. In dem „Albergo-Pensione Bellavista" traf am Vormittag, auf Grund guter Empfehlung, ein Fräulein aus Norddeutschland ein, nicht mehr im kühnsten Alter, doch von kühner Seele. Das Mittagessen fand auf der Veranda des Hauses statt, an kleinen Tischen für vier Personen, blütenweiß gedeckt. Spaghetti, Hühnchen. Als man bei den frutta war und also seine Tischnachbarn gewissermaßen schon zwei Gänge lang kannte, warf das Fräulein die Frage auf: „Entschuldigen Sie, wo kann man hier nackt baden? Sie sind doch sicher schon lange da." Der Herr neigte sich über seine Apfelsine, antwortete: „Zehn Tage" und zog im übrigen die Schultern hoch. Die Dame, die mit einer Birne beschäftigt war, meinte, die Küste sei sehr offen. Der Herr, ermutigt, gestattete sich, darauf aufmerksam zu machen, daß man in einem katholischen Lande wäre. Er unterdrückte den Zusatz: „Frage auch, wer der ‚man' ist." Das Fräulein dachte: „Verkrampfte Spießer" und stellte in der Halle den Wirt („Spricht deutsch"): „Signore, wo kann ich hier nackt baden?" Soweit erstreckte sich dessen Verständnis für Deutsch nicht.

Also ergriff sie ihre Kühnheit und rannte los. Klomm über den olivenbewachsenen Bergrücken und fand auf der anderen Seite die Felsbucht, die sie suchte. Man muß nur selbst sehen. Mit flehenden Ästen wehten die Mittelmeerkiefern über einem Halbmond von Sand, der ins Nasse lappte. Die Spur eines Schiffskiels konnte nicht schrecken. Das Fräulein tat ab, was an ihm Zivilisation war, das Leinene, das Lederne und das Kunstseidene, und stieg in dies geschmolzene Flaschenglas. Alsbald aber so nahte sich ihrem Ort von ferne ein Schifflein. Spitz hielt es auf sie zu. Sie rief und winkte. Der einsame Ruderer ruderte unbeirrt. Entweichen in die Felsen hinauf unmöglich. Heftige Reflexion, wildes Blättern in Metoulas Sprachführer, der im Rucksack auf dem Hotelzimmer steckte. „Fort" — was heißt „fort"?! — „Avanti!" schrie sie aus gehöhlter Hand über das Wasser. „Avanti!" — Warum rief sie „avanti" — vorwärts! — ? Es war wohl kein anderes Wort in ihrem Besitz, das zugleich Befehl ausdrückte und entschlossene Bewegung. — Der Fischer verstand. Der Fischer machte avanti, schon war er auf zwanzig Schritte heran, der Schamlose! Sah er nicht? — Sie warf die Arme über das Wasser und schrie verzweifelt und die Not trieb ihr die letzten Sprachkenntnisse aus den Poren: „Avanti! — Domani dieci lire!" Der Fischer legte sich in die Riemen — „morgen zehn Lire Rettungslohn!" —, war neben ihr, griff die heftig sich Sträubende, zog sie ins Boot und setzte sie neben ihre Kleider.

Und erschien am nächsten Morgen in der Bellavista, um seinen Lohn zu fordern. Sie zahlte. Sie kam gerade darüber, als der Fischer den Wirt ins Bild setzte. — Von dem hab' ich's.

Die Kunstgeschichte

Eines Abends kramte ich wieder einmal in meinem Bücherschrank. Bei dieser Gelegenheit fiel mir der „Lederstrumpf" von Cooper in die Hände, — ein Buch, das noch aus meinen Kindertagen stammte, und das sich, wie ich überlegte, just zur Lektüre für meinen achtjährigen Jungen eignen könnte. Beim Blättern kam es wieder über mich, das alte Wildwestfieber der Schuljungenzeit, — ich vergaß alles um mich her und folgte, mit kaum weniger heißen Wangen als ehemals, Bärentöters abenteuerlichen Fahrten. Ich muß gestehen, daß ich nur mit halbem Ohre auf eine Frage meines inzwischen eingetretenen Sohnes — dessen Existenz ich eingangs Erwähnung getan habe — hörte, und daß ich irgendeine Antwort murmelte.

Jedenfalls machte er sich daraufhin am Bücherschrank zu schaffen... Ein wenig später nahm er, ebenfalls mit einem Buche bewaffnet, mir gegenüber in einem Sessel Platz.

„Was liest du denn da?" fragte ich der Ordnung halber, flüchtig von meinem Buche aufsehend.

„Och,— so 'ne Kunstgeschichte", gab er zur Antwort.

„Recht so, mein Junge!" ermunterte ich ihn, „damit kann man nicht früh genug anfangen!"

Und während ich ihn in griechisch-römischen Gefilden wähnte, versank ich abermals in abenteuerlichen Welten... Da wurde ich durch eine Frage meines Söhnchens unterbrochen.

„Sage mal, Vati, wo hast du denn das Buch her!?" Der Ton der Frage hätte mich stutzig machen müssen, aber wie gesagt, ich war noch halb in einer anderen Welt. „Das hat mir Onkel Adalbert zur Konfirmation geschenkt", antwortete ich; denn in der Tat hatte der Bruder meiner Mutter — ein inzwischen in Ehren ergrauter Justizrat a. D. — mir seinerzeit zu meiner maßlosen Enttäuschung an Stelle des erhofften silbernen Zigarettenetuis dieses Präsent überreicht.

Einen Augenblick schien irgendetwas meinem Jungen die Sprache verschlagen zu haben. Dann aber sagte er im Brustton ehrlicher Überzeugung: „Na, so ein Schwein!!"

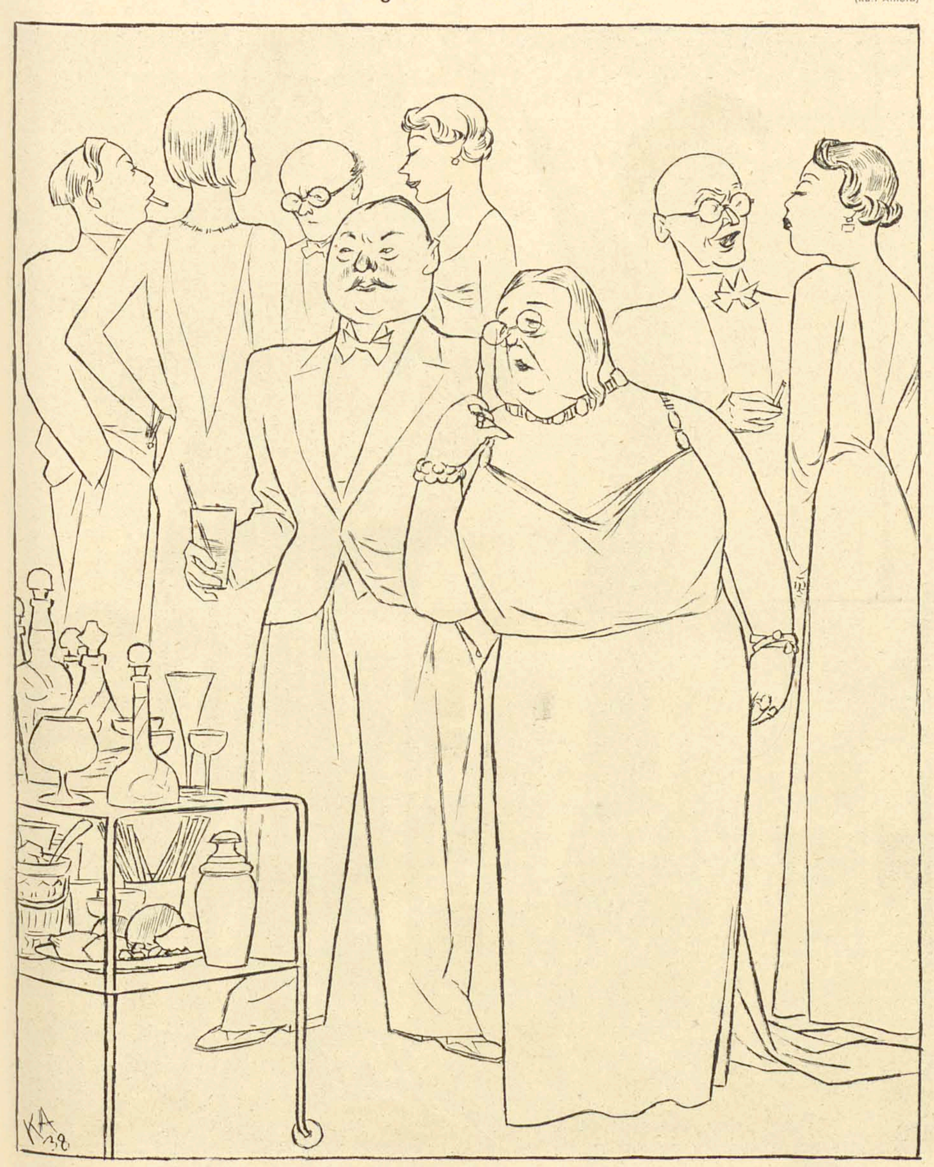
Es stellte sich heraus, daß ich mit der Annahme, mein Junge sei in die erwähnte Kunstgeschichte vertieft, einem grausamen Irrtum zum Opfer gefallen war. Denn während mich ein Kinderbuch in seinen Bann geschlagen hatte, hatte mein Sohn einen Band zeitgenössischer Stiche des Galanten Zeitalters erwischt ...

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. DA IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hetzjournaillien

(Karl Arnold)



„Nanu, Edgar, auch hier? Ich dachte, er ist als Korrespondent für uns in Deutschland."
„Aber ein fähiger Journalist kann doch auch seine Tatsachenberichte zu Hause dichten."

Frühlingszeichen

(Erich Schilling)



„Merkwürdig, wie 's kalt war, im Fasching, haste nischt angehabt! Jetzt, wo 's wärmer wird, brauchste was zum Anziehn!"

München, 13. März 1938
43. Jahrgang / Nummer 10

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das verlorene Paradies

(Erich Schilling)



„Go on, Sir! Hier ist nämlich unser Garten Eden und nicht der Garten Edens!“

Sensation im Vorfrühling

(R. Kriesch)



AUS DES DICHTERS WERKSTATT

Nach einem alten Übereinkommen haben die Dichter im Laufe des März in einen literarischen Erregungszustand zu verfallen, im Verlauf dessen sie Lyrisches absondern. Woher diese Meinung kommt, weiß ich nicht, sie ist im Volke allgemein verbreitet und hat vermutlich auch in der Wissenschaft Eingang gefunden.

Ich wollte diesen Vorurteilen einmal auf die Spur kommen, und ließ mich daher in Dichterkreise einführen. Das ist nicht ganz leicht. Der gewöhnliche Mensch wendet sich in solchen Fällen ans Telephonbuch, in dem die Branchen zu Gruppen vereinigt sind. Das Telephonbuch gab mir keine Auskunft. Man kann dort Steinmetzen finden, Eisenwarenhändler und Weingroßhandlungen, aber die Dichter sind ebenso wie die Philosophen nicht als Fachgruppe aufgeführt. Ich fand keine Werkstätte für feinere Gebrauchsliteratur. Und doch werden allenthalben Gedichte abgedruckt, vermutlich aus Gewohnheit.

Schließlich aber bekam ich doch Zutritt in Dichterkreise, und ich muß schon sagen, die unterschieden sich keineswegs durch irgendwelche saisonbedingten Erregungserscheinungen von anderen Fachgruppen. Man sagte mir, es gäbe tatsächlich so etwas wie eine durch den Wechsel der Jahreszeiten hervorgerufene Schreibarbeit, doch hinge sie mehr von der Verbraucherschaft ab als vom Produzenten.

So sei es eine weitverbreitete Sitte unter den Herstellern von Zeitschriften und Zeitungen, vielleicht sogar von Büchern, anzunehmen, daß der geneigte Leser im Frühling für Lenzgedichte, im Sommer für die Lyrik der Reife, im Herbst für gemildertes Absterben usw. besonders zu haben sei. Das hat zur Folge, daß die Herstellerfirmen hochwertiger Schreibarbeiten, um rechtzeitig ihre Ware auf den Markt zu werfen um die Konkurrenz zu schlagen, mit den neuen Mustern schon vorher herauskommen müssen. Es ergibt sich daraus, daß die Wortveredlungsindustrie immer einige Monate den Jahreszeiten voraus ist, und somit der Winter das eigentliche Mistbeet ist, aus dem hemmungslos die Frühlingsgedichte mit der ihnen immer anhaftenden Liebe zur Kreatur, besonders aber der weiblichen, hervorsprießt.

Also nix ist's mit dem März und seiner hochprozentigen Umarmungslyrik. Am eisernen Öfchen, wenn die Winterstürme brausen, da grünt's, da sprießt's, da knospt's, da lenzt's zwischen den Tasten der Schreibmaschine, und Ausrufungszeichen und Gedankenstriche werden stärker abgenutzt als die übrigen Interpunktionen.

Das sagte man mir in Dichterkreisen. Außerdem teilte man mir mit, daß renommierte Vers- und Prosafirmen am Platze häufig die Ernte des Jahres zurückhalten und dann in der Lage sind, ihre Kundschaft aus den Vorräten mit Weihnachtsgeschichten und Liebesfrühlingserzeugnissen der eigenen Scholle kulant zu bedienen. Postkarte genügt! Der kleine Mann aber, der von der Schreibmaschine in den Mund lebt, tut sich natürlich sehr hart, und er muß bei sich Frühlingsgefühle im Januar erzeugen und Kornfelder mit reichlich Mohn dazwischen im April wogen lassen. Welcher Raubbau an der Phantasie kommender großer Toter wird da getrieben: Ostereier zu Weihnachten und schwüle Badetage, an denen Evelyns gebräunter Körper nur mit Sonnenflecken bekleidet aus dem Dunkel der Büsche nur so leuchtet, um Ostern herum. Das erfordert eine fast übermenschliche Konzentration und vollkommene Beherrschung der Marktlage mit besonderer Berücksichtigung der Lieblingswünsche aller wachthabenden Redakteure.

Tja, und da redet das Volk von traumverlorenen Dichtern, die Veilchen am Waldrand pflücken und sofort in Verse verfallen, daß die Muse schäumt und sie sich die Schnauze fußlich dichten.

Ich kam auch zu einem, der hatte sich vom Saisongeschäft ganz zurückgezogen und jener Gegend zugewandt, von der es heißt: Es soll der Dichter mit dem Werbeleiter gehen, denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen. Er lauschte gerade hinein in die Tiefen, dorthin, wo die Reklameverse strömen. Er wollte seinen „Faust" schaffen. Einen schlagkräftigen Zweizeiler für ein wirklich gutes Waschmittel.

Foitzick

Anthony Eden

Von Ratatöskr

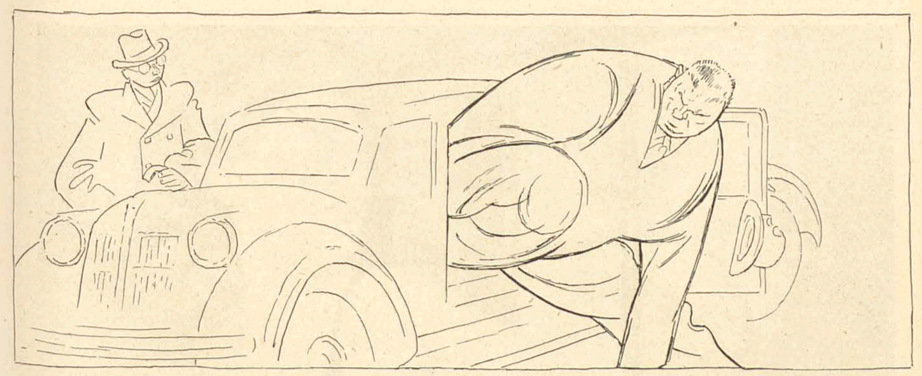
Prinzipien machen viel Vergnügen
dem, der sie hat.
Wenn er sie öffentlich bestiegen,
geht's nicht so glatt.

Kein Gaul scheut mehr die Wirklichkeiten
als so ein Aas.
Du fühlst dich plötzlich abwärts gleiten.
Wie kam denn das?

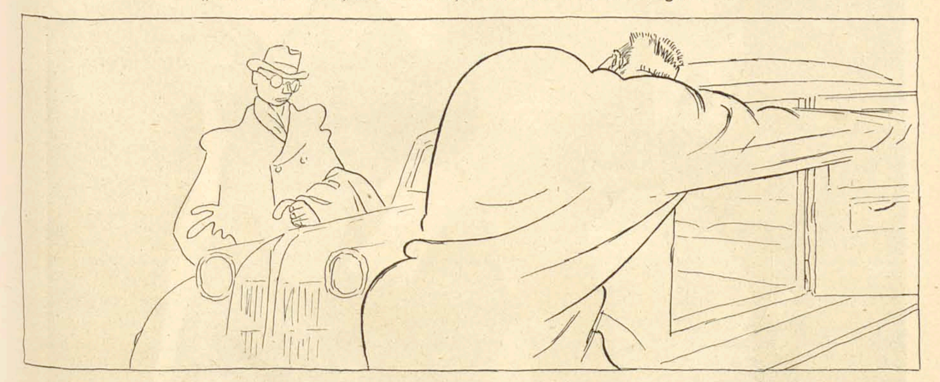
Erspar' dir die erstaunten Augen,
den Redeschwall:
gewisse Gäule gibt's, die taugen
nur was im Stall.

Der starke Autogast

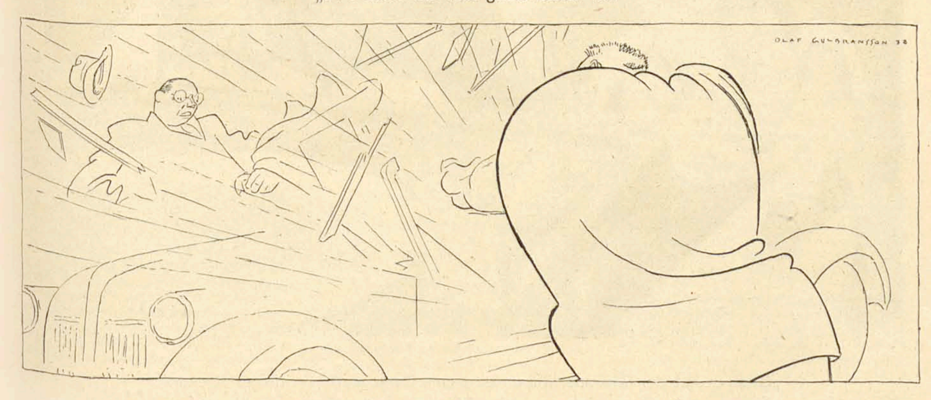
(O. Gulbransson)



„Merken Sie sich, Herr Hirster, die Autotür fest zuschlagen . . .“



„. . . damit sie fest geschlossen ist!“



„— — — — — — — — — — — — — — — — —“

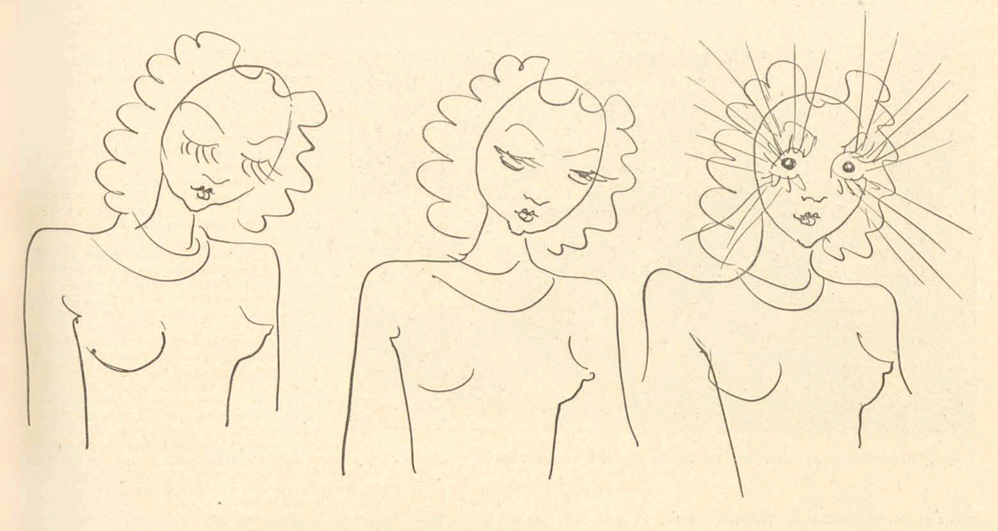
Plastisch

(K. Heiligenstaedt)



„Gestern hat der Bildhauer Zubermann ganz begeistert von deiner Rückenlinie gesprochen!" — „Nanu, seit wann kann man die beim Sitzen sehn?"

Aus einem Roman: „ . . . ein Leuchten brach aus ihren Augen . . . “ (Fr. Bilek)



ROTE HAARE / VON JACK LAIT

Das ist wirklich einmal Liebe — dachten Billy und Cilly. Sie waren beide jung; sie war hübsch, er war männlich und sah gut aus. Es hatte nur kurze Zeit gedauert, bis er ihr die Verlobung vorschlug, und noch kürzere, bis sie den Vorschlag annahm.

Es war Liebe auf den ersten Blick, und mit jedem weiteren Blick schien sie noch zu wachsen. Dieser Symphonie der Herzen konnte nichts als ihre beinahe unwirkliche Vollkommenheit gefährlich werden.

Aber bis zu einem gewissen Sonnabendabend war Billys und Cillys Liebe vollkommen.

Billy und Cilly saßen beim Abendessen und waren beinahe fertig. Sie aßen jeden Sonnabend zusammen. Billy kam dann von der Bank, in der er Kassierer war, und Cilly pflegte vorher Einkäufe zu machen.

Stets aßen sie in einem kleinen französischen Restaurant, einem etwas altmodischen Lokal mit ziemlich engen Räumen, das aber dafür gemütliche Nischen aufzuweisen hatte.

Sie wählten stets die gleiche dämmerige Ecke, in der sie denn auch für gewöhnlich allein und ungestört waren, da die meisten Gäste die Tische an den Fenstern bevorzugten.

An jenem bewußten Sonnabend nun waren Billy und Cilly nicht allein geblieben in ihrer gemütlichen Nische. Zwei andere Tische in ihrer Nähe waren ebenfalls besetzt. Neben ihnen hatte ein Herr in mittleren Jahren Platz genommen. In seiner Begleitung war eine Dame mit auffallend roten, die Augen geradezu blendenden Haaren. Sie mochte von Beruf Balletteuse, Mannequin, Modell oder irgend so etwas Ausgefallenes sein. Wenigstens glaubte Cilly das aus ihrer Aufmachung, ihrer Frisur, dem Schnitt ihrer Nägel, den überhohen Absätzen und ähnlichem schließen zu können.

Bedeutungsvoll sah Cilly Billy an, um zu ihrem Erstaunen festzustellen, daß der gute Billy kein Auge von dieser Frau ließ. Ein leichter Schmerz zog Cilly die Mundwinkel herab. Sie klopfte mit ihrem kleinen Fuß leise auf den Fußboden, sie spielte mit dem Besteck — schließlich räusperte sie sich.

Billy fuhr wie aus einem Traum. Er lächelte mechanisch und zuckte mit den Schultern.

Cilly lächelte nicht.

Billy nahm Messer und Gabel und vertiefte sich in sein Essen. Ab und zu warf er einen raschen Blick auf Cilly.

Sie schwiegen. Dann kam der Kellner mit der Rechnung. Sie zahlten und standen auf. Billy half seiner Verlobten in den Mantel. Auf dem Weg zur Tür kamen sie an dem anderen Paar vorbei. Irgend ein Teufel trieb Billy, sich noch einmal umzudrehen und der Rothaarigen einen langen Blick zuzuwerfen.

Cilly war schweigsam. Auch als sie eine Weile später im Kino saßen, kam kein Wort über ihre Lippen. Erst in der Autodroschke brach sie das Schweigen.

„Du hast sie wohl immer noch im Kopf, Billy?“

„Sie? Sie? Welche ‚Sie‘?“

„Die Rothaarige meine ich. Sah aus wie ein Bild, nicht? Für meinen Geschmack ja allerdings mehr wie eine Karikatur.“

„Ach, die meinst du? Sah seltsam aus, findest du nicht? Mußte sie ein paarmal angucken. Wie aus einem Roman.“

„So? Ich möchte diesen Roman nicht in meiner Bibliothek haben.“

„Natürlich, natürlich! Ich auch nicht.“

Billy streckte sich behaglich aus. Der kleine Zwischenfall schien erledigt zu sein. Aber...

„Billy, du lügst“, sagte Cilly. „Ich habe genau beobachtet, was du für Augen gemacht hast. Wenn du allein gewesen wärst, und sie ebenfalls allein, dann wäre es nicht bei den Blicken geblieben.“

„Aber Liebling! Wie kannst du so etwas behaupten. Habe ich dir jemals Anlaß gegeben...?“

„So? Was du nicht sagst! Ich hätte niemals davon gesprochen, aber jetzt... Ich weiß nämlich, daß du Hilda besucht hast! Nein, leugne es gar nicht! Ich weiß es von ihrer Schwester.“

Hilda war das Mädchen, das Billy verehrt hatte, bevor er Cilly kennenlernte, und Hilda war es übrigens auch, die sie beide miteinander bekannt gemacht hatte.

„Ja... ja, das stimmt. Aber ich hatte Hilda schon lange — lange bevor ich von dir überhaupt etwas wußte — versprochen, mit ihr in die Wassersportausstellung zu gehen. Sie ist doch so wild auf Wassersport. Na, und inzwischen hatte ich dich kennengelernt, und da habe ich ihr einmal gesagt, daß nun zwischen ihr und mir alles aus sei. Das war alles.“

„So? Mir hat man aber erzählt, daß ihr euch sehr lange und sehr persönlich unterhalten habt.“

„Sicher, sicher! Ich hab' ihr doch erzählt, wie es mit mir stünde und mit dir, na und so weiter. Ich habe sie doch schließlich lange gekannt; da

Märztag

Von Georg Britting

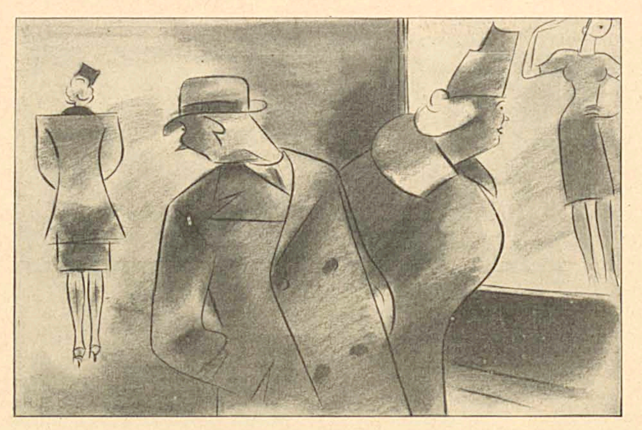
Tiefer Himmel und Wolkengeschwader und Schnee,
und Regengüsse und Hagel: jeder Platz ist ein See.

Und dann sind die Wolken weg. Alles ist blau.
Das Pflaster glänzt, und eine junge Frau

eilt über die Straße, wie schwebend,
schlägt den Mantel zurück —
auf Gold hämmert die Straßenbahnglocke ein Stück
einer süßen Melodie — und im Genick
spürt sie, die hingeht, erbebend
den Wind, veilchenpfotig und sonnenlau.

Der Duckmäuser

(Koehler)



„Eduard, weißt du schon, daß die Röcke wieder kürzer werden?" — „Soo??"

kann man so etwas natürlich nicht mit drei Worten abtun."

„Aha! Ich habe mit keinem von den Jungens gesprochen, die ich kannte, bevor wir — bevor wir..."

„Hoffentlich nicht. Aber bei mir war das doch ganz etwas anderes. Ich mußte ihr doch die Sache auseinandersetzen..."

„Merkwürdiger Zufall! Hilda hat auch rote Haare!"

„Du liebe Güte! Was soll das heißen? Wenn ich hinter roten Haaren her wäre, hätte ich mich doch nicht in dich verliebt. Du hast doch keine roten Haare."

„Ist das eine Feststellung oder ein Vorwurf?"

„Nun hör' einmal zu, Liebling! Willst du eigentlich Streit anfangen, oder was willst du?"

„Was ich will? Das will ich dir sagen! In mir ist einfach etwas kaputtgegangen, als ich sah, wie du diese aufgeputzte rote Schraube angesehen hast. Ich habe immer gedacht, daß du mich ... daß du ..."

Cilly schluchzte.

Billy wußte nicht, was er tun sollte. Er wollte sie streicheln, sie trösten. „Aber Liebling! Komm, stell die kleine Wasserleitung ab, Cilly! Sieh mal, wir sind bald zu Hause, und deine Mutter braucht ja nicht gerade zu sehen, daß du geweint hast! Also — nun hör schon auf! Du mußt heute mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden sein."

„Nein, ich hab' mich den ganzen Tag sehr wohl gefühlt, bis — bis ..."

Der Wagen hielt vor der Haustür. Billy gab Cilly sein großes Taschentuch.

„Hier, Baby, trockne dir deine hübschen Augen und vergiß diesen ganzen Blödsinn!" — —

Monate waren vergangen, und Billy und Cilly wieder die besten Freunde der Welt. Das Hochzeitsdatum stand fest. Die Pläne für die Flitterwochen waren bis in kleinste Einzelheiten durchgesprochen. Die ganze Welt erstrahlte in rosafarbenem Licht.

In dem kleinen französischen Restaurant hatten sie nie wieder gesessen.

Billy hatte einen schönen Posten als Direktionssekretär mit eigenem Büro und eigener Stenotypistin erhalten.

Am ersten Sonnabend, nachdem Billy seine neue Stellung erhalten, holte Cilly ihn zum Essen ab. Ein uniformierter Angestellter brachte sie vor sein Büro. Cilly war sehr stolz. Sie öffnete die Tür und trat ein.

Auf ihrem Gesicht erfror plötzlich das Lächeln.

An der Schreibmaschine saß ein reizendes Mädchen. Und ihr Haar war — leuchtend rot.

Billy stand auf, um Cilly zu begrüßen. Aber Cilly drehte sich auf dem Absatz um und stürmte hinaus. — —

Umsonst versuchte Billy eine Stunde später, Cilly klar zu machen, daß er die Sekretärin von seinem Vorgänger hatte übernehmen müssen, daß er nicht das Recht hatte, sie vor die Tür zu setzen, daß er nicht einmal wußte, wie das Mädchen mit dem Vornamen hieß, daß das Mädchen überhaupt verlobt war ...

„So! Ihren Namen willst du nicht kennen, aber ihre Privatangelegenheiten sind dir bereits bekannt", höhnte Cilly. „Und den ganzen Tag bist du mit ihr allein! Nein, es ist aus!"

Und es war aus.

Nachdem Billy sich die Geschichte lange überlegt hatte und nachdem der Schmerz über Cillys Verlust ein wenig geheilt war, und die Wunde in seinem Herzen sich geschlossen hatte, fühlte er sich beinahe erleichtert. Das Leben mit Cilly wäre wahrscheinlich ein Alptraum mit roten Haaren geworden.

Infolgedessen lernte er schließlich den Vornamen seiner Sekretärin kennen. Sie hieß Madlyn. Der Name gefiel ihm ausnehmend gut. Und er bekam heraus, daß sie gar nicht verlobt war — wenigstens nicht offiziell. Aber bald war sie verlobt, sogar ganz offiziell — mit Billy.

„Cilly hat doch recht gehabt", sagte Billy zu sich selbst. „Eigentlich habe ich doch wohl schon immer eine Vorliebe für rote Haare gehabt ..."

(Übersetzt von Karl Fischer)

Hohe Kunst

Das ist nun auch schon lange her, aber es geschah damals, als Hinterdingling Einquartierung bekam, und in Form der Regimentskapelle unseres Regiments sozusagen auch einmal die hohe Kunst Hinterdingling streifte. So glaubten wir Soldaten wenigstens, die dort einquartiert wurden. Und als dann unsere Regimentskapelle an einem schönen Sonntagvormittag auf dem Marktplatz von Hinterdingling ein Konzert gab, waren wir alle richtig stolz. Besonders unser C-Trompeter war nämlich ob seiner Kunst berühmt und hatte deshalb jedesmal bei solchen Gelegenheiten ein Bravourstück im Programm. Als dies Stück nun darankam und der C-Trompeter wieder blies, daß die Töne nur so schmetterten, kullerten, perlten, im Stakkato hopsten und dann langgezogen ausklangen, daß man ja den langen Atem recht bewundern konnte, da war ich selbst begeistert und konnte mich nicht mehr halten, zu einem Hinterdinglinger, der gerade neben mir stand, zu sagen: „Gel, des is ein Trompeter, so was, wia der blast, des habt's no nia g'hört!"

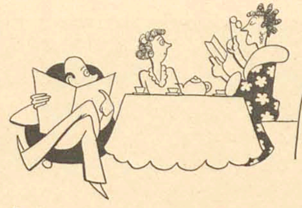
Erst später habe ich erfahren, daß der Mann, an den ich mich gewandt hatte, seines Zeichens ein Schuster und außerdem ausgerechnet der C-Trompeter der Hinterdinglinger Musikkapelle war. Auf meine Frage schaute er mich aus rotumrandeten Bieraugen sehr geringschätzig an, tat dann einen Schnaufer und meinte: „Jetzt will i Eahna was sagn — des, was der blast, des blas i beim Sch . . .!"

Und nun kam ein Wort, das man in Gesellschaft nur in Hinterdingling so frei und offen sagen kann. Ich schwieg betroffen. Wenn ich gewußt hätte, daß in Hinterdingling selbst an solchen Orten, beziehungsweise Örtchen, die Musen wohnten, hätte ich nichts gesagt. Und auch unser C-Trompeter hätte sich wahrscheinlich nicht so geplagt, da sein bißchen Blasen den Vergleich mit Hinterdinglings hoher Kunst solcherart natürlich nicht aushielt.

Joseph Maria Lutz

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Bei Otto und Else, dem jungen Ehepaar, waren Zwillinge angekommen. Tante Kordelia — in der Familie nur „die Kordel" genannt — erreichte diese Nachricht, als sie zu Besuch bei uns war. Sie schüttelte nur den Kopf und sagte: „Ich habe Elisabeth nicht für so hemmungslos gehalten!"

Wir haben Klassenaufsatz in der Obersekunda. Das Thema ist: Beschreibung und Deutung von Leonardo da Vincis Abendmahl. Eine Schülerin schreibt: „Da jeder sittliche Ausdruck nur dem oberen Teil des Körpers angehört und die Füße in solchen Fällen überall im Wege wären, schuf Leonardo hier elf Halbfiguren, deren Schoß und Knie vom Tisch und Tischtuch bedeckt sind."

Der Toni ist arg eifersüchtig. Jetzt hat er entdeckt, daß der Schorscherl seiner Frau schöne Augen macht. Er faßt ihn nach dem Kirchgang ab und sagt grimmig: „Damit du's weißt, meine Frau ist für dich eine sauhäßliche alte Schachtel, sonst . . ."

Mit dem alten Borgel ging es zu Ende. Da er sein Leben lang ein Original gewesen war, benahm er sich auch in seiner letzten Lebensstunde ein wenig burschikos, so daß seine Frau tränenfeuchten Auges in den Ruf ausbrach: „Aber Gustav, so benimmt man sich doch net beim Sterbe!" „Du wirscht schon entschuldige", gab da Gustav zurück, „es ischt ebe 's erschte Mol!"

Renate ist dreieinhalb Jahre alt. Sie hört für ihr Leben gern Geschichten. Man kann sie ihr gern zwanzig- oder hundertmal wieder erzählen. Sie lebt jede Geschichte mit.
Heute hat ihre Mutter den ganzen Tag die Geschichte vom Dornröschen erzählt, mit verteilten Rollen. Die Mutter war das Dornröschen, Renate verkörperte die böse Fee, die gute Fee, den Prinzen und die übrige Statisterie.
Nachher mußte Renate mal „verschwinden". Das kann sie schon allein, und sie ist nicht wenig stolz darauf. Nur zum Schluß bedarf es gelegentlich der mütterlichen Nachhilfe.
Renate war noch so sehr im Banne ihres Geschichten-Spiels, daß sie schallend (und zum grenzenlosen Erstaunen einer Dame, die just zu Besuch weilte) durchs Haus rief: „Dornröschen, wisch mich mal ab!"

Ein junger Mann unserer Stadt ist ein sehr guter Schlittschuhläufer; er übt schon einige Zeit mit einem Fräulein aus der Umgegend im Paarlauf; sie halten sich für aufsteigende Größen auf diesem Gebiet.
Eines Tages saßen sie nach so einem Lauf miteinander im Café. Ein älterer Herr, der die beiden nicht kannte, kam mit ihnen ins Gespräch. Dabei fragte er auch so nebenbei: „Das ist wohl Ihr Fräulein Braut?"
„Nein, meine Trainingspartnerin!" erwiderte der junge Mann stolz und begriff nicht, warum die die sportlichen Bestrebungen der beiden offenbar nicht ahnenden Umsitzenden ein leichtes Schmunzeln nicht zu unterdrücken vermochten.

Im Zweifel

(P. Scheurich)



„Entweder hat er mich versetzt oder er ist wirklich Generaldirektor und kann nicht!"

Don Juan auf dem Dorfe

Von Bruno Manuel

Ich habe zwei Wochen auf einem Dorfe verlebt. Genoß die Segnungen des Landlebens in vollen Zügen und lernte verschiedene Menschen kennen. Unter andern einen, der als Wüstling des Ortes verschrien war. Ein mittelgroßer Jüngling mit einem schütteren Bart und sehr verlockenden Augen. Von ihm behauptet die Lokalgeschichte, er besäße die hervorstechende Eigenschaft eines Don Juans. Ich geruhte, den bedenklichen Ruf in Zweifel zu ziehen. Eines Tages jedoch regnete es. Und ich fuhr in die Stadt.

Die Bahn war mit Fahrgästen angefüllt. Rund um mich saßen Bauern, Handwerker und zielbewußte Marktfrauen. Mir gegenüber aber saß der Wüstling. Mit einer unerhört leuchtenden Krawatte und dem inneren Drang, möglichst schnell das Café „Imperial" zu erreichen. Dort gibt es lauschige Winkel und sinnbetörende Zigeunermusik.

Neben dem Wüstling bemerkte man eine zauberhaft junge Dame, die ihm aber nicht gehörte. Sie hat nur ein Zufall an seine Seite gespült. Und somit war nicht verwunderlich, daß der Wüstling ganz leicht zu ihr hinüberschielte.

Ich las in einem agrikularischen Organ und war soeben bei dem Punkt, wo über die Vertreibung von Feldmäusen Unumstößliches gesagt wurde. Plötzlich schrie die zauberhafte Dame gellend auf und versetzte dem Wüstling eine präzise Ohrfeige.

„Mein Herr", rief sie zornerfüllt, „was erlauben Sie sich eigentlich! Was soll das heißen!"

Die Szene ließ uns erschauern. Und sie gewann an Reiz, weil man nicht wußte, was geschehen war. Es mußte aber irgend etwas in galanter Richtung sein. Der Wüstling markierte den Harmlosen und fragte, ins Dämonische gesteigert, was die Dame sich wohl anmaße. Er vermisse an ihr jeden Begriff der Wohlerzogenheit.

„Das habe ich bei Ihnen vermißt, Sie unverschämter Mensch Sie", sagte die Dame ausnehmend grob. Und es ergab sich, daß sie ins Bein gekniffen wurde.

Heftig gestikulierend nahmen die Fahrgäste gegen den Wüstling Partei. „Das sieht ihm ähnlich!" behaupteten etliche. Demnach war doch etwas Wahres an dem Gerücht. Man sah es auch am Glitzern seiner stechenden Augen und an der Weise, wie er den schütteren Schnurrbart in die Höhe zwirbelte. Dann griff der Schaffner mit amtlicher Hand in das Ereignis ein. Mit erhobenem Zeigefinger rief er: „Diesmal werden Sie sich vor Gericht zu verantworten haben. Denn nun hat man Sie auf frischer Tat ertappt."

Der Wüstling machte zu alldem ein verblüfftes Gesicht und sagte schließlich: „Da hört doch aber alles auf! Ich habe die Dame auch nicht im entferntesten berührt!"

Ein Wüstling ist aber nicht glaubwürdig. Denn Lügen gehört zur Denkungsart aller Niedriggesinnten. Es ist erklärlich, daß die kochende Volksseele Anstalten traf, sich auf den Übeltäter zu stürzen. Das war indessen leider nicht gestattet. Zum Entsetzen aller aber schrie am anderen Ende des Wagens eine Dame auf und behauptete, ebenfalls gekniffen worden zu sein. Sie saß gut drei Meter von dem Wüstling entfernt. Da man selbst unter den kühnsten Voraussetzungen die Reichweite seiner Hände so hoch nicht veranschlagen konnte, wurde die Sache unheimlich. Alle, mit Ausnahme der Marktfrauen, behaupteten, hier scheine doch etwas anderes, vielleicht gar Höheres, seine Hand im Spiele zu haben. Die Marktfrauen benahmen sich weniger überspannt, aus Neid, weil sie nicht „gekniffen" worden waren. Der Wüstling hielt die ganze Angelegenheit überhaupt für eine Erfindung, für eine Verirrung der weiblichen Psyche.

„Ich bin eine anständige Frau", rief die gekniffene Dame in grenzenlosem Schmerz. „Man wird mich doch nicht Lügen strafen!"

„Moment mal!" Der Schaffner zog sein Notizbuch und nahm den Fall zu Protokoll. Er wollte schon dafür sorgen, daß die Sache ihre Aufklärung findet. Sie fand ihre Aufklärung. Noch bevor das Protokoll beendet war. Denn plötzlich geschah es, daß unter der Bank eine ausgewachsene Gans hervorkam und den elementaren Wunsch kundtat, den Gang der Fahndung zu beschleunigen.

„Jessas, mei Gansl!" schrie eine der Marktfrauen und warf sich mit dem kühnen Schwung ihrer Hände auf das verwegene Tier.

So blieb uns der Wüstling den Beweis dafür schuldig, eine Ausgeburt der Sünde zu sein.

Die Liebe

(Wilhelm Schulz)



Solang die Lieb, die feine,
Er hatte auf dem Schoß,
Konnt er sie nicht erkennen,
Gab schnöd sie wieder los. —

Erst als sie dann gegangen
Hatt' er sie recht im Sinn,
Da war in Samt und Seide
Sie seine Königin!

Und ist es so geblieben,
Kam über ihn das Leid,
Das schwer er mußte tragen
Alsdann für alle Zeit.

Denn, wollt er es ertränken
Im Wein, war jeder Krug
Da immer viel zu kleine,
War keiner groß genug!

Wilh. Schulz

(R. Kriesch)



Die Ansprache: „Darf ich Ihnen beim Gepäck behilflich sein, gnädige Frau?"
„Wenn Sie sich durchaus betätigen wollen, ordnen Sie 's mal nach der Größe."

BREMISCHE ANEKDOTEN / VON KARL LERBS

Nächtlicher Kampf

Der „starke Gerd", einer von jenen „Mascopsträgern", die vor dem Bau der bremischen Häfen die an der „Schlachte" anlegenden Schiffe zu löschen und zu beladen hatten, und die mit denkwürdigen Kräften und sagenhaftem Durst begabt waren — der starke Gerd war eines Abends mit einem Kameraden „langs die Glitschen" gegangen. Früh um fünf, bei heulendem Südwest und brausendem Regen, kriegten sie es in der Lichamstraße mit dem Streiten, weil der starke Gerd sich vermessen hatte, mit einem Kentuckyfaß beladen ganz allein durch die Sögestraße zu gehen; während der Kamerad die Möglichkeit einer solchen Kraftleistung bestritt.

„Dierk", sagte der starke Gerd, „Du büst mein bester Freund, und du machst mich ganz traurig, abers wenn du mich das nich zu glaubst, denn muß ich dich vertobacken."

„Gerd", sagte Dierk schmerzlich, „denn komm man ran, denn ich glaub dich das nich zu."

Gerd faßte Dierk sachkundig um, legte ihn auf das Straßenpflaster und kniete auf seinem Bauch. Der Regen prasselte. „Dierk", sagte Gerd nach einer Weile, „glaubst du es dschetzt?" „Nee", sagte Dierk. Fünf nasse Minuten vergingen. „Dschetzt?" fragte Gerd. „Nee", antwortete Dierk. „Denn laß mich nu mal ein büßchen unten liegen", sagte Gerd, „ich bün all klatschnaß."

Mittelbare Kritik

Dadurch, daß dereinst — hier muß man drei Jahrzehnte zurückdenken — ein Charakterspieler vom Stadttheater eine Wohnung suchte, geriet eine Familie Nuttelmann in der Bohnenstraße in quälende Gewissenskonflikte. Man hätte gern an ihn vermietet: „... denn was sollen wir mit all den Zimmern — und interessant is es dscha auch", sagte Frau Nuttelmann. „Aber so 'n Schauspieler, da hab ich einklich nix mit im Sinn. Da kann man denn dscha alles mögliche mitkriegen."

Tante Miele, Autorität in Fragen der Etikette, trat überraschenderweise entschieden und entscheidend für den Charakterspieler ein. „Kinners", sagte sie, „ich hab ihn nun dreimal auf'r Bühne gesehen: einmal als Geßler, einmal als Franz Moor, und einmal als Dschago. Da könnt ihr ruhig an vermieten, das is nie im Leben ein schlechter Mensch."

Das Beispiel

„Sagen Sie nix gegen die Temperenzlers", warnte Käptn Bruns und rührte nachdenklich in seinem Grogglas. „Sagen Sie da dscha un dscha nix gegen; ich lasser nix auf kommen. Den Leuten hab ich viel zu verdanken. In meine sündige Dschugend, als die Bark ‚Anna Elisabeth' weggekluckert war und ich in New York keine Heuer finden konnte, da hätt ich auf'm Pflaster hätt ich da gesessen, wenn die Temperenzlers nich gewesen wären. ‚Teetotalers' sagen die da in Amerika zu. Die haben mich in ihren Dienst genommen."

„Sie —?" fragte einer der Zuhörer ungläubig.

„Mich!" bestätigte Käptn Bruns. „Mich und meinen Freund Dschonny Horstkotte. Ich bin dscheden Abend bin ich in die Versammlungen gegangen und hab bannig gegen den Alkohol geredet, was für 'n Elend und was für 'ne Schanne das damit wär. Davon hab ich gut und reichlich gelebt."

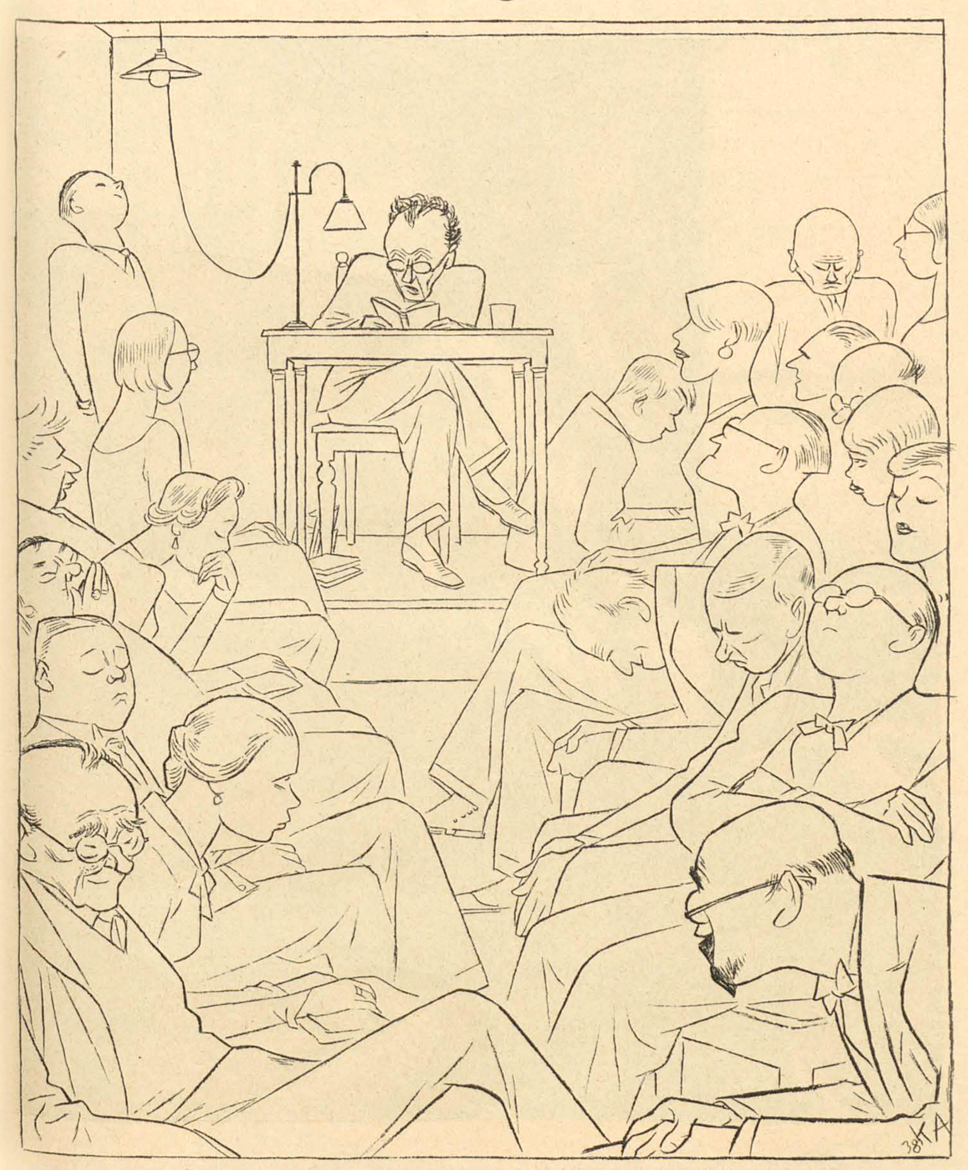
„Na — und was hatte Jonny Horstkotte dabei zu tun?"

„Dschonny?" sagte Käptn Bruns. „Der hatte 'n sehr wichtigen Posten hatte der bei mir. Den hab ich in alle Versammlungen mitgenommen und als abschreckendes Beispiel gezeigt."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Kollegen

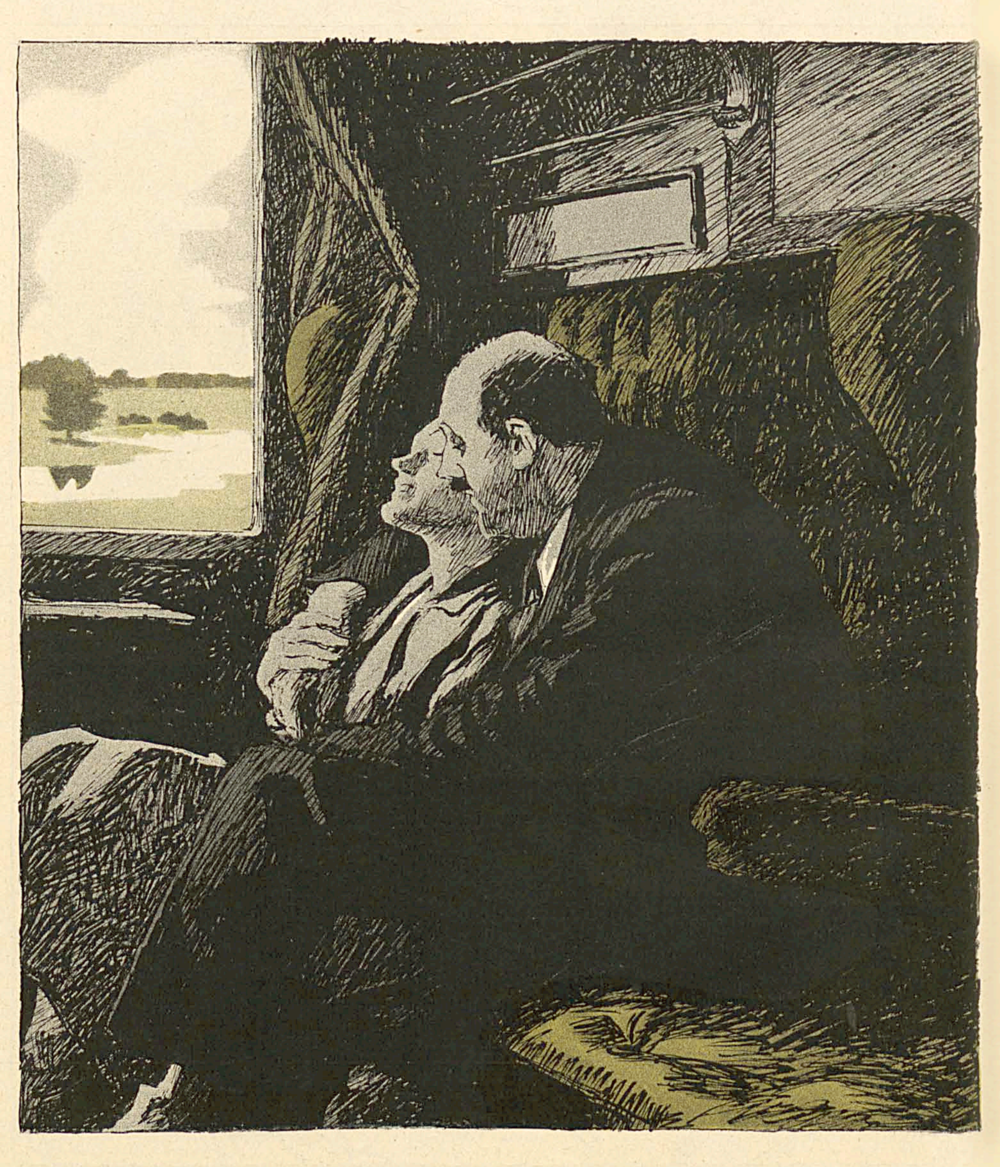
(Karl Arnold)



„Auch schon stark verkalkt.“ — „Er liest ja aus seinem Jugendwerk.“ — „Aha, der Mann im Kinde!“

Der Eisenbahn-Liebhaber

(E. Thöny)



„Warum fahren Sie eigentlich nicht Auto, Herr Direktor?“ — „Ach, wissen Sie, ich habe gerne meine Hände frei und mit einer Hand steuern ist doch verdammt gefährlich!“

München, 20. März 1938
43. Jahrgang / Nummer 11

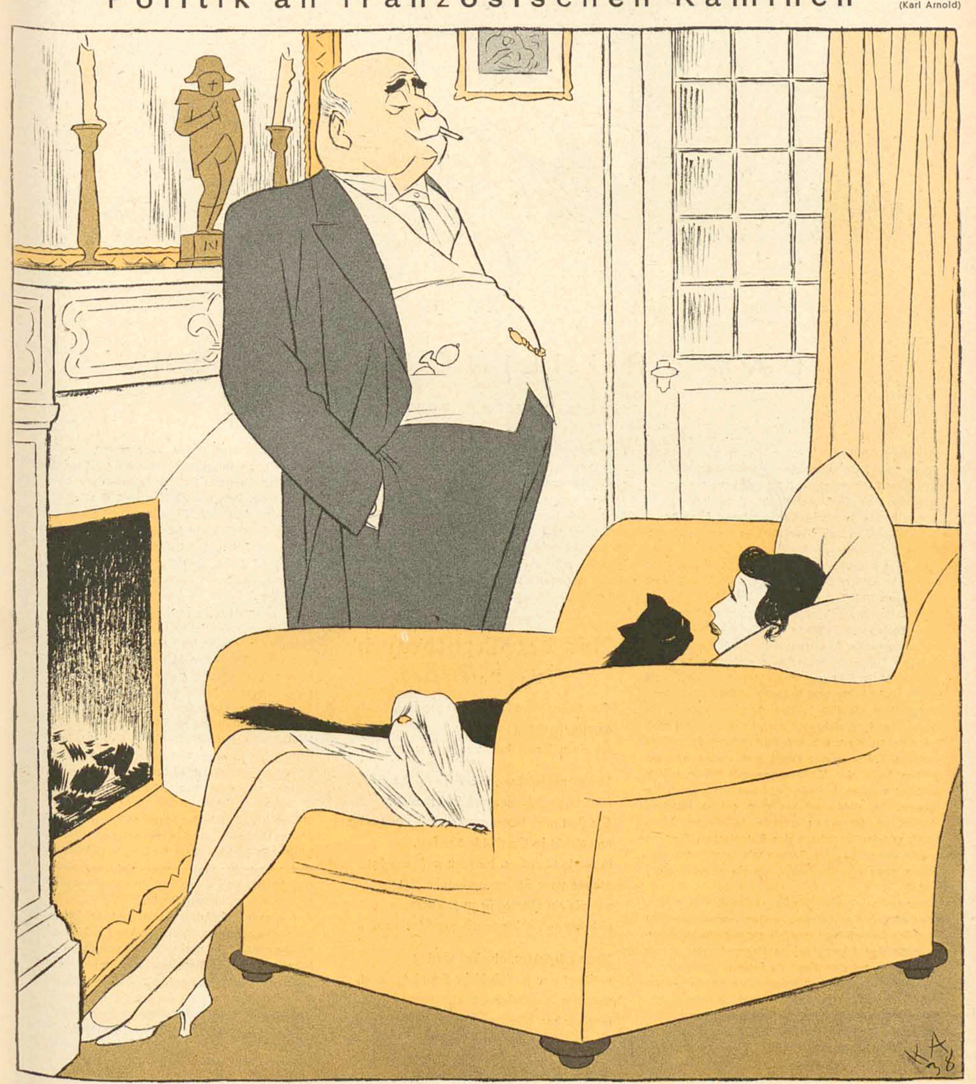
40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

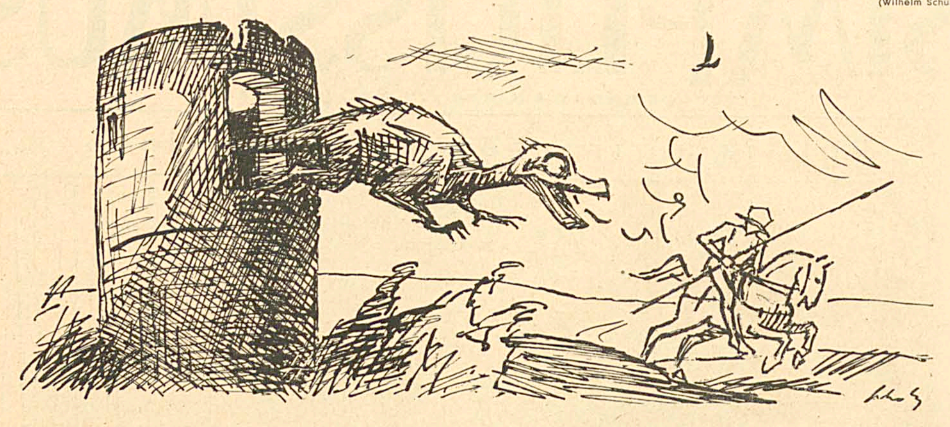
Politik an französischen Kaminen

(Karl Arnold)



„Ich verstehe die Russen nicht, Papa, sich so ohne weiteres erschießen zu lassen. Die hätten doch mit ihrer eigenen Regierung auch einen Sicherheitspakt abschließen können!"

(Wilhelm Schulz)



DAS FRÜHLINGSHÜTCHEN

VON WALTER FOITZICK

Max und Marianne treiben durch die Straßen, durch die Frühlingsstraßen der Großstadt. An manchem Schaufenster bleibt er gerne stehen, an anderen sie. Selten sind die Schaufenster, an denen beide gerne stehen bleiben. Aber er ist gut erzogen und durchtrainiert im Gemeinschaftsleben, infolgedessen bleiben sie öfter an ihren Schaufenstern stehen. Er starrt dann durchs Glas und sieht nichts. Plötzlich sagt sie: „Wie findest du diesen Hut?"

Mein Gott, wie soll er einen Hut finden, an dem kein Preis steht! Wenn er die Wahrheit reden sollte, so müßte er sagen, daß er alle neuen Hüte zu allen Zeiten immer reizend gefunden hat, und namentlich im Frühling, wenn sie da so frisch und duftig und blumig und federich, oder vollkommen unkenntlich als Hut in der Auslage stehen, als Gegenstand an sich, den man in die Vitrine stellen möchte, dort, wo die Porzellanhunde stehen und die Kästchen aus Email, von denen erst am letzten Tage der Welt, wenn alle Geheimnisse gelüftet werden, bekanntgegeben wird, wozu sie dienen. Ja, dahin möchte man solche Hütchen stellen, an denen es gerade in diesem Jahre blüht, wie im Warmhaus des Botanischen Gartens und in denen jüngere Damen wie Großmuttis aussehen, aber wie Großmutti, als sie es noch nicht war.

Also, er findet alle Hütchen reizvoll und schön, aber er denkt manchmal, warum man denn nicht von der Gewohnheit endlich abgeht, diese süßen Gebilde den Damen seines Herzens oder seiner Brieftasche auf den Kopf zu setzen, und sich nur an ihnen freut mit dem uninteressierten Interesse, das der Philosoph Kant einmal in einem unbewachten Augenblick in Königsberg erfunden hat und das unsern Schiller, den bekannten Schiller, zu dem längeren Gedicht „Ideal und Leben" begeistert hat. Ich vermute, daß dieses Gedicht auch heute noch zu den geistigen Nahrungsmitteln gehört, die in höheren Lehranstalten verabreicht werden.

Ja, was wollte ich gleich sagen? Ja, richtig! Max fühlt, daß hier auf Seiten Mariannes nicht das uninteressierte Interesse vorliegt, und daß sie auch nicht erfahren wollte, wie er über Frühlingshüte im allgemeinen und diesen im besonderen denkt, sondern daß sie sich eine innige Vereinigung dieses Hutes mit ihrer neuesten Lockenfrisur wünscht. Dieser ganze Spaziergang macht den Eindruck, als sei er unternommen, um Max diesem Hute zuzutreiben. Solche Erkenntnisse über das Wesen der Dinge, über den Sinn des Lebens und über den Bau des Weltalls sollen einem manchmal in Augenblicken höchster Gefahr schlagartig auftauchen. Nun, es ist dies zwar kein Augenblick höchster Gefahr, aber die Erkenntnis ist das. Hier hilft nur die Flucht nach vorwärts, so, als müsse er seine Brieftasche blank ziehen und mit dem Rufe: „Mir nach, ihr Tapferen!" in den Modesalon stürmen.

Max und Marianne treten ein mit den Gesten und Gebärden friedlicher Menschen, als sei es immer sein sehnlichster Wunsch von Kindheit an gewesen, gerade heute und gerade hier einen Hut für Marianne zu kaufen.

O wie raffiniert ist so ein Modesalon fürs Hutkaufen eingerichtet! Da sind Spiegel, in denen man sich von allen Seiten sehen kann, und dann ist eigentlich weiter nichts da. Und die Hütchen werden wie Kostbarkeiten serviert, und das sind sie auch.

Wo aber soll sich der Mann aufhalten, der für so einen Hutkauf nur den finanziellen Hintergrund bildet. Es ist kein Platz für ihn da. Er steht herum, und wohin er auch immer sieht, er sieht sich gleichzeitig von vorne und von hinten und so hat er sich sich nicht vorgestellt.

Aus dieser peinlichen Lage gibt es keine Rettung. Die wüsteste Phantasie kann sich den Mann nicht vorstellen, der eingekreist von Spiegeln und Hüten und nicht beachtet von der Verkäuferin sagen könnte: „Komm, Marianne, wir gehen wieder."

Hier hilft nur eine Bestätigung männlicher Notwendigkeit. Er kann nur die Brieftasche ziehen und sich dadurch aus der überaus peinlichen Situation befreien.

Aus der Textilbranche

Von Ratatöskr

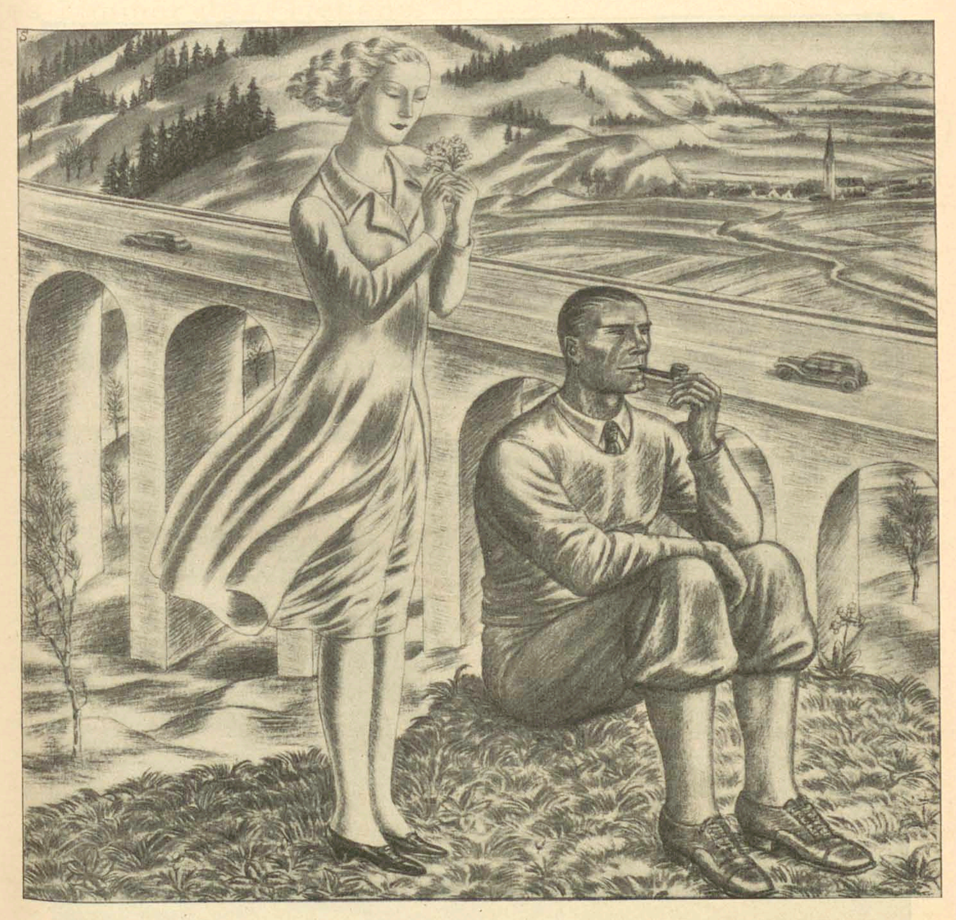
Gar vielen ist es leider nicht gegeben,
aus ihrem Leben
sich einen Kelim kunstgerecht zu weben.

Der Grundsubstanz, so wie sie meist besteht,
fehlt es an Schwung und Kontinuität.
Die Zeit wird blöd vertrödelt und verschwätzt
und töricht in Partikelchen zerfetzt,
in bunte Läppchen, die man mißvergnügt
mit ein paar Stichen aneinanderfügt,
um als ein Ganzes sie zu präsentieren
und sich und andre damit anzuschmieren.

Beim allerletzten, obersten Gericht
verfängt nun freilich dieser Schwindel nicht,
und stirnerunzelnd brummt,
wenn er das Machwerk zu Gesicht bekummt,
der Sachverständ'ge für Textilien: „Nebbich!
Schon wieder so ein schlapper Fleckelteppich!"

Frühlings-Stimmung

(Erich Schilling)



„Wenn 's die Blümchen nicht gäbe, wüßte man gar nicht, wann es Frühling wird!"
„Also weißt du, Angela, das läßt sich schließlich auch auf andere Weise feststellen!"

Schiller in der Küche

Es war frech von ihm.
Am Ende: wenn eine Frau viel Abwäsche hat, darf sie sich auch von einem gewissen Eifer ergreifen lassen, von einem Drang, von einem Zorn, von einem Grimm, von einer stummen Arbeitswut. Das ist nur ein seelischer Trick. Es flutscht besser. Der stumme Elan verwandelt sich aber in hörbaren, wenn ein leichtfertiger Ehemann die Küche betritt. Er muß wissen, daß es nur Selbstanfeuerung ist, was ihm ins Ohr klingt wie wildes Vorsichhinschimpfen. Nein, zu erzieherischen Taten ist kein Anlaß. Eine gewisse Heiterkeit beim Zuhörer ist wohl berechtigt (eine gewisse Heiterkeit ist immer berechtigt!), aber es wäre billig, sie zu verbergen. Und jedenfalls: Schillerworte sind nicht angebracht (Schillerworte sind nicht immer und überall angebracht!). Es war frech von ihm. Sie klapperte. Sie spritzte. Sie schleuderte ein Handtuch in die Ecke. Sie schimpfte. Ihr Fuß schob einen Stuhl beiseite. Ihr Knie knallte eine Schranktür zu. Der Mund beklagte das bittere Los der Hausfrau. Sie verbrühte sich und fluchte gar. Da nun sprach er feierlich in den Tumult hinaus:
„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!"
Daß die Frau nichts weiter antwortete als: „Das waren auch andere Zeiten!" — das zeugt von ihrem sanften Sinn.

Dirks Paulun

Präliminarien

(E. Thöny)



„Wirst du mir auf der Reise auch ganz gewiß nicht untreu werden, John? Deine Marianne kann ohne dich nicht leben!“ — „Aber sweet heart, dann wär's doch eigentlich am einfachsten, du kämst gleich mit!“

Das Zimmer des Friedens

Von

Hans Breiteneichner

„Wie kommt es, daß es zwischen Gaby und dir niemals auch nur die kleinste Auseinandersetzung gibt?" fragte ich meinen seit zwei Jahren verheirateten Freund Edgar erstaunt. „In jeder Ehe gibt es doch einmal Differenzen, die ausgetragen werden müssen, fügt ein Teil dem anderen, wenn auch vielleicht unbeabsichtigt und sehr geringfügig, ein Unrecht zu, das man dann nicht immer auf sich beruhen lassen kann und will. Oder — was aber bei dir, wie ich weiß, nicht zutrifft — beide Ehepartner leben aneinander vorbei, stehen sich schon so gleichgültig gegenüber, daß sie es nicht mehr der Mühe wert finden, sich um ihrer gegenseitigen Achtung willen auseinanderzusetzen." Edgar lachte laut:

„Aber wer sagt dir denn, daß Gaby und ich uns niemals streiten? Da solltest du einmal Gaby hören, wenn sie schimpft, ein zorniger Rohrspatz ist nichts dagegen. Und ich selbst rede im allgemeinen doch auch nicht mit Engelszungen. Nur ist es bei uns so, daß wir selbst während des heftigsten Streites einander keinen Augenblick böse sind."

„Das widerspricht doch jeder Logik!"

„Vielleicht!" lächelt Edgar, „aber daran sind unsere Wohnungsverhältnisse schuld." „Wohnungsverhältnisse?" staunte ich.

„Du kennst den Raum zwischen unserem Wohn- und Schlafzimmer", erklärte Edgar gelassen. „Dieser Raum hat etwas so Ungewöhnliches an sich, eine physikalisch so geheimnisvolle Eigenschaft, daß Gaby und ich heute noch davor wie vor einem Rätsel stehen." Ich horchte auf.

„Stell dir nur einmal vor", fuhr Edgar eifrig fort, „du befindest dich in einem Raum neben einem anderen Raum, in dem ich bin, die Tür zwischen beiden ist halb offen. Ich fange an zu rufen, schreie aus Leibeskräften, wir können einander sehen, und trotzdem verstehst du kein einziges Wort, hörst nicht einmal einen Laut von mir. Was ist das?"

„Nichts Trennendes, keine schalldichte Wand, auch nicht aus Glas, befindet sich zwischen den beiden Zimmern?" vergewisserte ich mich.

„Rein gar nichts als Luft. Wohlgemerkt, die Tür kann auch ganz offen sein. — Ja, so ist es um das besagte Zimmer bestellt!"

Ich schüttelte den Kopf. „Erkläre weiter", forderte ich Edgar auf.

„Weiter gibt es nichts zu erklären", sagte Edgar ernst. „Ich kann dir höchstens noch erzählen, wie Gaby und ich zum erstenmal diese seltsame Eigenschaft des Zimmers kennenlernten. Wir waren ungefähr ein halbes Jahr verheiratet, ich stand im Wohnzimmer und hielt eine eben angekommene Rechnung für Gabys neues Frühjahrskostüm in der Hand. Ich wußte genau, daß ich meiner Frau das Geld für das Kostüm schon gegeben hatte und fragte deshalb Gaby, die sich hinter der handbreit offenen Tür im Nebenzimmer befand: ‚Gaby, habe ich dir denn das Geld für das neue Frühjahrskostüm nicht schon gegeben?' Keine Antwort. Ich fragte noch einmal und sogar ein drittes Mal. Wieder erfolglos.

War Gaby nicht mehr im Zimmer? Als ich die Tür öffnete, stand sie lächelnd in der Mitte des Zimmers. ‚Das ist nicht sehr nett von dir, mich umsonst so rufen zu lassen', sagte ich ein wenig zornig.

Gaby schaute mich überrascht an: ‚Hast du gerufen, Liebling?'

‚Hast du mich denn nicht gehört?'

‚Keinen Ton, Liebling!'

‚Aber das ist ja unmöglich!' brauste ich auf.

‚Ich selbst verstehe es auch nicht', sagte Gaby. ‚Aber wollen wir es noch einmal versuchen, bleib du im Zimmer und ich frage dich von draußen etwas.'

Nun war ich wirklich neugierig! Die Tür blieb wieder handbreit offen, und ich war allein im Zimmer. Nach einigen Minuten kam Gaby zurück: ‚Warum antwortest du nicht?'

‚Hast du denn schon etwas gefragt, Liebling?' sagte ich erstaunt. ‚Ich habe wirklich nicht ein einziges Wort gehört.'

Und seit dieser Zeit wissen wir, daß das Zimmer eine Art achtes Weltwunder darstellt."

Ich wußte nicht mehr, was ich antworten sollte.

„Bitte, wenn du vielleicht an der Wahrheit meiner Worte zweifeln solltest, ich bin gerne bereit, dir Gelegenheit zu geben, dich selbst überzeugen zu können." Mit diesen Worten öffnete Edgar lächelnd die Tür des Wohnzimmers, die zu dem geheimnisvollen Raum führte.

Die Tür blieb halb offen. Mit den Blicken die Wände abtastend, ob etwas Ungewöhnliches festzustellen sei, stand ich in der Mitte des Zimmers, als ich plötzlich Edgars sehr klare Stimme vernahm, die mir die Frage vorlegte: „Wann willst du mir eigentlich die fünfzig Mark zurückgeben, die ich dir vor drei Wochen geliehen habe?"

Als Edgar nach einigen Sekunden das Zimmer betrat, sagte ich lächelnd: „Welch ein herrliches Wetter draußen!"

„Du hast also auch nichts gehört?" fragte Edgar strahlend.

„Nicht einen Ton. Das Zimmer ist wirklich ungewöhnlich!" bestätigte ich.

„Siehst du, auch ich wollte zuerst nicht daran glauben, bis dann Gaby es mir bewiesen hat. Unter uns gesagt, ich habe es wirklich nicht gerne, wenn meine Frau wissen will, wieviel Geld ich am letzten Sonntag bei den Pferderennen verspielt habe. Nun ja, und wie schon gesagt, seit dieser Zeit, seit Gaby und ich erleben mußten, daß unerklärlicherweise kein Ton in dieses Zimmer dringen kann, halten wir uns abwechselnd darin auf, je nachdem, wer an der Reihe ist. Inzwischen kann sich der andere im Wohnzimmer Luft machen, seine Ansicht über den zweiten gründlich und offen hinausschreien, schimpfen, so viel er Lust hat; wir hören einander ja nicht und dürfen uns dann am Ende, ohne uns böse sein zu müssen, versöhnt in die Arme sinken, so, als sei gar nichts geschehen und als wäre zwischen uns ewiger Friede."

(Fr. Bilek)

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!"

DER ALBATROS / VON HECTOR BOLITHO

Ich traf Kapitän Angermann zum erstenmal vor dem Kriege in Bremerhaven. Er war ein stattlicher Mann von einer harten, preußischen Art. Er war auch so etwas wie ein Gelehrter, denn er hatte ein Buch über Weltmeervögel veröffentlicht. Ich war von meinem Verleger aufgefordert worden, eine Abhandlung über Albatrosse zu schreiben. Es mag auf den ersten Blick langweilig klingen. Aber niemand kann Albatrosse langweilig finden, der sie einmal gesehen hat, wie sie weiß, groß und schmalbeschwingt über den Wassern des Stillen Ozeans kreuzen, ihre mächtigen Flügel über den Himmel gespreitet. Man kann über den Königsadler sagen, was man will, wenn er den Gipfel eines Berges umkreist. Seine Schönheit ist irdisch, verglichen mit der seltsamen, fast vergeistigten Schönheit eines großen Albatros, dessen Brust weiß wie Schnee ist, während sich sein Schrei mit dem Flattern einer Flagge vermischt, die gegen den Mast am Heck eines Schoners klatscht. Ich hatte sie vor der Neuseelandküste beobachtet, hatte ihre riesigen Schwingen verfolgt, die nie zu ermüden schienen, ihr rhythmisches Kreisen, ihr plötzliches Herunterstoßen aufs Wasser, wenn ein Steward Kartoffelschalen über Bord warf.

Einmal — auf einem amerikanischen Frachtschiff, das zwischen Auckland und Newcastle verkehrte — sah ich einen Matrosen einen Albatros schießen und herunterholen. Es war wie ein Mord, eine Entweihung des Meeres. Wie sie ihn an der Luke hochzogen, während seine spitzen Flügel die Luft in einer letzten Todeszuckung schlugen, glich er einem Engel, den man aus einem jener sentimentalen Bilder entnommen hat, wie er schlafende Kinder bewacht. Ich erkannte damals die fast menschliche Eigenschaft, die den Albatros über alle geflügelten Lebewesen hinaushebt ...

Ernst Angermann kam selbst an die Türe, als ich anklopfte. Er schien zu groß zu sein für das kleine Haus. Doch verlor sich dieser Eindruck von Riesenhaftigkeit, als wir einander gegenüber an einem Tisch saßen und zu sprechen begannen. „Albatrosse", sagte er. Und dann wiederholte er es noch einmal. „Albatrosse ... Aber es gibt so viele Weltmeervögel. Warum interessieren Sie sich gerade für Albatrosse?"

„Teils, weil ich sie immer bewundert habe, teils, weil mein Verleger mich dafür zu interessieren bittet. Sie haben", fügte ich hinzu, „so viel mehr Eigenart als Adler oder irgendein anderer Vogel ... Es ist schwer zu erklären. Aber ich finde immer, es ist etwas fast Menschliches an ihnen."

Kapitän Angermann lächelte. „Das ist wahr, aber Ihr Brief besagt, daß Sie Auskunft über die Nester der Vögel auf Tristan da Cunha haben wollen." Angermann war in Tristan gewesen. Er öffnete eine Mappe, gefüllt mit genauen und geduldigen Zeichnungen. Und dann, während seine sehnigen Hände die Blätter umwandten, erzählte er mir, was ich zu erfahren gekommen war. Zuletzt wählte er eine Zeichnung von einem fliegenden Albatros aus. Er hatte sie mit Chinesischweiß getont, so daß der Vogel, auf blaues Papier gemalt, aussah, als fliege er am Himmel. „Und diese Zeichnung müssen Sie von mir annehmen", sagte er. „Hier haben Sie das getroffen, was ich immer meine", sagte ich. „Sie haben den Vogel traumhaft und fern gemacht. Kein Vogel hat so viel Ausdruck."

„Sie haben recht", sagte er. „Aber kennen Sie die Sage über den Albatros? Wissen Sie, daß wir Seeleute glauben, er beherberge die Seele eines toten Seemanns?" Ich sagte, ich hätte diese Geschichte ebenfalls gehört. „Ich glaube", fuhr er fort, „daß die Wissenschaft einen Grund finden könnte, warum eine Sage entsteht und sich behauptet. Sie sagen in England: ‚Es kann keinen Rauch geben, wo kein Feuer ist'. Wer sind wir, daß wir das Vermögen des Allmächtigen in die Grenzen unseres eigenen Wissens einengen?"

Diese Begegnung reicht auf einen Sommertag ein paar Jahre vor dem Kriege zurück. Der Sommertag und die Erinnerung an Ernst Angermann waren für mich viele Jahre später, als ich nach Sidney kam, verschwommen. Ich war dem Ersticken nahe, mitten in einem australischen Sommer, als ich plötzlich den Entschluß faßte, zu fliehen. Einen Tag später war ich an Bord der „Halberstadt", die nach Neapel und Bremen in See stach. Ich glaube, sie war der erste deutsche Frachtdampfer, der von Australien nach dem Kriege ausfuhr.

Ich war der einzige britische Reisende; alle anderen waren Deutsche, die während all der langen, grausigen Jahre seit 1914 in Australien interniert gewesen waren. Wir waren zu zwölft und aßen mit dem Kapitän und den Offizieren in der Messe. Ich kann mich der ersten Nacht noch erinnern, nachdem wir aus dem Hafen von Sidney ausgelaufen waren, und des Gefühls gespannter Vereinsamung, das mich überkam, als ich in meiner Kajüte lag und die verbannten Auswanderer singen hörte. Die Qual ihrer Verlassenheit und die vergeudeten Mühen ihres Lebens klangen aus ihren Liedern.

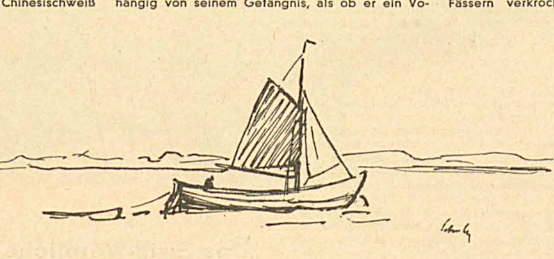
Ich sah den Kapitän erst, als ich zum Frühstück in die Messe kam. Älter, größer schien er, aber derselbe Angermann, der mich acht Jahre vorher zum Tor seines Hauses in Bremerhaven begleitet hatte. Zuerst tat er nichts und sagte nichts, als er sich am anderen Tischende hinsetzte. Aber, als wir Adelaide verließen, das Schiff beladen mit jener ungewohnten, ersten Nachkriegsladung für Deutschland, schickte er mir eine Nachricht und lud mich für diesen Abend in seine Kajüte zum Essen ein. Es war der erste vieler wundervoller Abende auf der „Halberstadt" und jetzt, wenn ich mich an die Stunden unserer Unterhaltung erinnere, ist es schwierig, gerade jene Augenblicke auszuwählen, die zu der Geschichte jenes seltsamsten und vielseitigsten Mannes beitragen, den ich je gekannt habe. Wir hatten von der Weiterentwicklung der spiritistischen Medien gesprochen und von der Möglichkeit, den Geist eines Lebewesens aus einem Leib in den anderen zu übertragen. Der Stoff führte ihn in ein Labyrinth amüsanter Bemerkungen und Theorien. „Sie erinnern sich", sagte er, „wie wir von den Albatrossen sprachen, die Seelen in sich aufnehmen, nämlich die Geister toter Seeleute. Wenn der Geist, der nicht durch körperliche Bande gebunden ist, im Tode in einen anderen Leib übertreten kann, warum sollte er dann nicht dazu gebracht werden, bei Lebzeiten von einem Menschen in den anderen einzutreten oder von einem Tier ins andere? Der Geist der Seele ist so getrennt vom Körper und so unabhängig von seinem Gefängnis, als ob er ein Vogel in einem offenen Käfig wäre. Warum kann nicht die Seele — der Vogel — aus seinem Gefängnis fortfliegen und sich niederlassen, wo sie will?"

Ich lächelte, aber ich wußte keine Antwort. Er fuhr in seinen phantastischen Gedankengängen fort: „Ich habe das eingehend studiert in den einsamen Jahren des Krieges. Ich habe nicht den Wunsch, immer in meinem Körper zu verharren", fügte er hinzu. Und wie er das sagte, kam eine neue Leidenschaft und Spannung in seine Stimme. „Ich bin meines greifbaren Lebens reichlich müde", sagte er. „Ich habe Ihnen nicht erzählt, mein Freund, daß der Krieg nicht das einzige Traurige ist, was in mein Leben gekommen ist, seit ich Sie kennenlernte. Meine Frau ist gestorben — während ich fort auf See war. Ich sah sie nie wieder. Aber hätte ich nicht den Glauben gewonnen, daß mein Geist frei von meinem Leib ist und fähig, wie ein Vogel, von dem wir gesprochen haben, aus seinem öden Gefängnis zu fliegen, so wollte ich nicht mehr leben."

Er sprach weiter, diese Nacht und während anderen Nächten. Und nichts störte den Zauber, ihm zuzuhören, nichts den Frieden des Schiffes, ausgenommen die tödliche Feindschaft, die zwischen Angermann und seinem Zweiten Offizier herrschte. Angermann war ein Mann der Disziplin und der Offizier ein wankelmütiger, schwacher Triebmensch. Sie stritten sich bis zur Siedehitze und als wären sie zwei Kinder, die man getrennt halten muß, beteten wir, sie möchten nie zugleich zu Tisch kommen oder an Deck sein.

Die Gründe für diese Feindschaft waren ein Rätsel für mich bis zu dem Tag, an dem ich Zeuge einer Unterhaltung wurde, die zwei Matrosen in einem breiten südlichen Dialekt führten. Meine Aufmerksamkeit war gebannt, als einer von ihnen sagte, daß Angermann und der Zweite Offizier vor sieben Jahren auf demselben Schiff gewesen seien. Der kleine muntere Matrose wußte viel Neues. Angermann hatte eine grausame, vielleicht geisteskranke Seite in seinem Naturell, die ich nie beobachtet hatte. Wirklich, es schien, als ob er all seine Brutalität auf den unglücklichen Mann stürze, der ihm nicht ausweichen konnte. Der Grund? Eines Tages, vor sieben Jahren, hatte dieser Mann, der Lämmke hieß, einen Albatros geschossen; das Schiff, sagte er, brachte Weihnachtsspielsachen von Hamburg nach Sidney, das letztemal, daß australische Kinder vor dem Krieg mit deutschen Spielsachen spielten. Der bayerische Matrose sprach von einem ruhigen, kühlen Abend nach der betäubenden Tropenhitze und von einem vereinzelten Albatros, der sich dem Schiff beigesellt hatte und dessen milchige Schwingen das verdämmernde Abendlicht durchschnitten. Angermann hatte den Vogel beobachtet, wie er über den Wassern auf und nieder schwebte, hypnotisiert vom Rhythmus seines Flugs. Und dann sah er auch Lämmke — der damals kaum mehr war als ein dummer Bub — wie er sich vorsichtig unter den Fässern verkroch. Aber ehe Angermann rufen konnte, hatte Lämmke ein Gewehr hochgerissen und geschossen. Der Vogel fiel auf Deck, seine riesigen Flügel schlugen die Luft, bis er sich zu einem elenden weißen Klumpen zusammenkrampfte. Angermann rannte hinunter und schlug den Jungen mit einem Fernrohr — das Schiff war zwei Tage lang in einem Fieber der Aufregung. Lämmke war bewußtlos, und als das Schiff nach Sidney kam, wurde er an Land zurückgelassen ...

Ich war der einsame Beobachter des nächsten erstaun-



lichen Kapitels von Angermanns Geschichte. Wir kamen in wärmere Gewässer und am Abend verließ ich die Messe mit der Kaffeetasse in der Hand, um sie in der kühlen Ruhe des Schiffshecks auszutrinken. Ich lehnte mich in einem Halbschlummer zurück; als ich meine Augen aufmachte, sah ich Kapitän Angermann auf die Heckbrüstung zugehen und sich darüber lehnen, um in den phosphoreszierenden Maelstrom unserer Schraubenspur hinunterzublicken. Er erhob seine Arme — seine Hände waren so weiß, daß sie wie zwei Vögel aussahen, als er im Dunkeln mit ihnen winkte. Das Hecklicht war durch einen Schirm abgeblendet, so daß es nur das Wasser hinter uns beleuchtete. Angermann ging ein paar Schritte der Brüstung entlang, und nachdem er sich umgeblickt hatte, um sicher zu sein, daß er allein war, winkte er wieder mit den Händen. Die Dunkelheit vor ihm schimmerte auf, und die großen Flügel eines Albatros kamen auf ihn zu. Angermann sah aus, als werde er von den großen Schwingen geliebkost; sie schlugen so dicht um ihn zusammen, daß seine schwarze Schattengestalt von den bewegten weißen Federn verschluckt wurde.
Als der Albatros von dem Schiff abließ, war Angermann in den großen weißen Körper verschwunden, der in die Nacht davonflog. Der Gedanke war so phantastisch, daß ich es nicht glauben konnte. Ich rannte zurück in die Messe. Angermann war nicht dort, noch war er in seiner Kajüte. Ich scheute mich, irgendjemandem zu erzählen, was ich gesehen hatte. Ich hatte Angst, mich lächerlich zu machen. Also setzte ich mich in die Messe und wartete. Es wurde zwölf Uhr, ehe Angermann hereinkam; er trank ein Glas Bier und ging zu seiner Kajüte. Ich war überzeugt, daß meine geistige Phantasie meine Augen getäuscht hatte. Ich ging über den Vorfall hinweg, wie ein Reisender über eine Luftspiegelung in der Wüste hinweggehen mag...
Zwei Tage später war Lämmkes Geburtstag. An diesem Abend aß Kapitän Angermann allein in seiner Kajüte und Lämmke genoß das Entrinnen aus seiner Überwachung, ja er ließ sogar Wein- und Kognakflaschen am Tisch herumreichen und wurde selbst so betrunken, daß wir uns steif vor Angst aufsetzten und nur hofften, daß Kapitän Angermann nicht hereinkommen und ihn sehen würde. Lämmke trank ein letztes Glas Kognak, schlug mit der Linken auf den Tisch und hielt uns eine dumme, witzlose Tischrede. In diesem Augenblick trat Kapitän Angermann leise in die Messe. Er blieb hinter Lämmke stehen und riß ihm das Glas aus der Hand. Lämmke sprang auf seine unsicheren Beine, und wie er taumelte, klemmte ihm Angermann die Arme auf dem Rücken fest und stieß ihn aus der Messe hinaus. Innerhalb einer Minute war er wieder zurück, ärgerlich und finster, aber seiner Selbstbeherrschung sicher. „Es tut mir leid", sagte er zu mir, „und ich schäme mich für mein Schiff, daß Sie so etwas sehen sollten. Er wird nicht mehr in der Messe essen." Er verließ uns, und beim Lärm der Stewards, die den Tisch abräumten, stiegen wir hinauf an Deck und spielten Skat. Wir mußten eine Stunde lang gespielt haben, als wir einen furchtbaren Schrei hörten. Er gellte durch die Luft, so daß wir unsere Karten hinwarfen und dem Heck des Schiffes zurannten. Dort, in dem offenen Raum über den Fässern, kämpfte ein riesiger weißer Vogel mit Lämmke. „Ein Albatros! Es ist zu weit nördlich für einen Albatros!" schrie jemand. Der Erste Offizier stürzte vor, und wie er einen Revolver aus seiner Tasche zog, ließ der Albatros Lämmke aufs Deck fallen und erhob sich übers Schiff. Der Offizier feuerte zweimal. Ein Matrose schrie: „Linker Flügel... er taumelt... Sie haben seinen linken Flügel getroffen!" Aber der Vogel verschmolz in die schwarzen Höhen und wir blieben allein mit Lämmke, der tot und verstümmelt dalag, auf Deck zurück. „Wo ist der Kapitän? Wo bleibt der Kapitän?" schrie jemand. Aber Angermann war nicht erschienen. Der Vogel hatte Lämmkes Augen ausgebohrt, sein Gesicht und seine Brust waren unzählige Male durchdolcht, ein armseliges buntes Taschentuch flatterte in seiner toten Hand.
Wir trugen ihn in die Messe. Es verging eine halbe Stunde, ehe Angermann kam, ruhig, aber mit einem furchtbaren und kalten Ausdruck in den Augen. „Lämmke ist tot, Herr Kapitän", sagte der Erste Offizier, „angefallen von einem Vogel. Ich schoß darauf, brachte ihn aber nicht herunter. Ich glaube, ich traf ihn trotzdem... in den Flügel."
„Es tut mir leid, ich habe nichts gehört." Angermann drehte sich zu mir und sagte auf englisch: „Ich habe ein paar Sachen genäht und mich dabei geschnitten... Es ist nichts... Armer Lämmke... ausgerechnet an seinem Geburtstag."
Angermann trat an die Leiche heran. Das Herrentum seines Wesens offenbarte sich selbst in diesen vier kurzen Schritten. Er zog jetzt seine linke Hand aus der Tasche, und ich sah, daß sein Handgelenk und sein Arm mit einer weißen Binde geschient waren.

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Zuspruch / Von Wilhelm Pleyer

Ub du das weiche Herze an den Steinen.
Du kannst das Leid nicht aus dem Weltraum weinen.

Die auf die Erd den Himmel bringen wöllen,
Sie schaffen gar zu oft nur neue Höllen.

Mußt mäßig lieben und noch mäßiger hassen,
Und etliches den Herrgott tuen lassen.

Kannst nicht erkennen aller Dinge Lauf.
Kein' große Rechnung geht im kleinen auf.

Vergunn auch deinem Herzen eine Rast.
Sitz hin, schau zu, du bist des Lebens Gast!

Ein sehr spontaner Brief

Von Käte Biel

An einem Montag kam Lillyberta zu mir, und begann sehr flüssig zu berichten. „Nein, gestern hatte ich keine Zeit, ich mußte mich ganz und gar konzentrieren... Ich habe nämlich Erich Hansen kennengelernt, weißt du, den Dichter. Zuerst gefiel er mir nicht so gut, etwas Pose war da, aber dann fand ich ihn reizend. Er ist so kultiviert und offenherzig, und man hat das Gefühl, daß er dabei auch noch aufrichtig ist. Ich wußte eine ganze Menge von ihm, schließlich lese ich seit Jahren Zeitungen und Zeitschriften, und außerdem sind wir in der gleichen Stadt geboren, und so etwas schafft ja immer Berührungspunkte. Er arbeitet für die Bühne und macht herrliche Lyrik, aber das ist kein Grund für ihn, nicht gelegentlich über sich selbst zu lachen. Ja, er ist entzückend, und alles, was er sagte, interessierte mich schrecklich, aber er schien doch ziemlich unter meiner Eigenart, rettungslos vom Thema abzuweichen, zu leiden."

Sie seufzte. Ich dachte in einem gewissen Mitgefühl an den Dichter; denn von Lillyberta ist bekannt, daß sie, bildlich gesprochen, mit leichter Hand dem Gesprächspartner Hindernisse entgegenschleudert, um dann, hat dieser mehr oder minder rasch und geistesgegenwärtig ein Sprungbrett gefunden und ist ihr nachgeeilt, in Kürze abermals mit dem Thema in irgendeiner unvermuteten Richtung davonzusegeln... (Man glaubt, sich noch über Rilke zu unterhalten, und sie spricht schon über die Spanne, die bei einem Schilddrüsenpräparat zwischen maximaler und optimaler Dosierung liegt.) Auch geübte Plauderer blicken in Lillybertas Gegenwart nach kurzer Zeit blaß und erschreckt, und sie scheinen zu frieren. Ihre Lebenskraft, soweit sie sich in der Unterhaltungsgabe manifestiert, ist gänzlich aufgebraucht.

„Zum Schluß sagte er dann noch", erzählte Lillyberta weiter, „wie sehr er sich gefreut habe, mir zu begegnen, nachdem er schon so vieles von mir gehört habe. Und da hätte ich ja nun etwas Ähnliches erwidern müssen, schließlich ist er ein ziemlich berühmter Dichter, nicht wahr, aber ich habe nichts gesagt und geschwiegen... ! Aber auf dem Nachhauseweg habe ich ganz allein ein bißchen so vor mich hin mit ihm geflirtet — es gibt nämlich nicht nur Treppenwitze — gute Antworten, die einem zu spät einfallen — es gibt auch Treppenflirts —."

Eigentlich hätte Lillyberta nach diesem erschütternden Bericht nicht so ruhig und zukunftsfreudig blicken dürfen, wie sie es tat. Etwas mußte geschehen sein, das die Bitternis der Begegnung gemildert hatte.

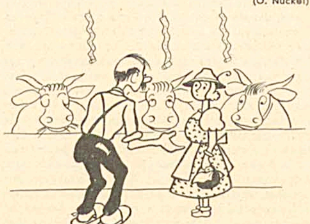
„Gestern habe ich ihm nun geschrieben", sagte sie dann, „du brauchst dich nicht zu wundern. Soll ich warten, bis uns der Zufall in fünfzig Jahren einmal wieder zusammenführt? Und vielleicht sind wir dann schon beide tot. Natürlich war es ein ganz unverbindlicher und kurzer Brief — ich bin doch kein Backfisch, der redselig einem Filmstar sein Herz ausschüttet —, und vielleicht freut er sich, und vielleicht ist es ihm gleichgültig, aber wenn es ihm noch so gleichgültig ist — ja, gerade dann! — geschmeichelt fühlt er sich bestimmt, und damit wäre es mir also gelungen, ihm für die Mühe, sich mit mir zu unterhalten, eine kleine Gegenfreude zu machen! — Aber es war sehr schwer für mich. Ich schreibe zwölfseitige Briefe an meine Eltern in einer Stunde, — aber diese wenigen impulsiven Zeilen?! — Ich dachte immer, du hättest es doch sehr leicht, alles fließt dir beim Schreiben so zu, aber das ist ja gar nicht wahr, man muß fürchterlich nachdenken, wenn alles so werden soll, daß es richtig ist, nicht zu steif und nicht zu gezwungen, nicht zu offen und nicht zu kühl, nicht zu ironisch und nicht zu ernst, nicht zu banal und nicht zu kompliziert, nicht leichtfertig und nicht sentimental, und alles nur so aus einfacher ruhiger Heiterkeit des Herzens heraus. Und dabei sollte der Brief auch noch aufrichtig sein, er sollte genau das sagen, was ich in Wirklichkeit über ihn denke; denn ich finde ihn äußerst sympathisch, und das darf er zwar merken, aber es muß doch so sein, daß es ebensogut anders und gleichgültiger gemeint sein konnte..."

Lillyberta erhob sich und griff wieder nach ihren Handschuhen. „Es war eine Pferdearbeit, aber sie hat sich gelohnt. Diese sechs Zeilen sind entzückend geworden, so ganz spontan und sensibel, weißt du, und ich glaube, Erich Hansen wird merken — er ist ja so klug und einfühlsam — wie sehr sie ganz aus dem Augenblick heraus entstanden sind. Na, ich habe auch den ganzen Sonntag dafür opfern müssen, und ununterbrochen von morgens um neun bis nachmittags um sieben an den sechs impulsiven Zeilen gearbeitet — wie gesagt, es war eine Pferdearbeit!"

Und dann verließ mich Lillyberta wieder, anscheinend nicht weiter durch die Vorstellung niedergedrückt, an dem Begriff des Spontanen einen Verrat geübt zu haben.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Hannelore ist seit zwei Wochen auf dem Lande zu Besuch. Vom ersten Tage an ist ihr die Fliegenplage in den Ställen ein Dorn im Auge. Sie läßt sich also aus dem Vorrat der Mamsell zwei Dutzend Fliegenfänger geben, verteilt sie in den Kuh- und Pferdeställen und ist ob des Erfolges hoch beglückt. Nicht so der Gutsherr ...

„Was soll denn dieser Wahnsinn?" schreit er Hannelore an, als er der fliegenübervölkerten Leimspiralen ansichtig wird, „du machst mich ja auf diese Weise arm!"

„Wieso?", fragt Hannelore mit mordsdämlichem Gesicht, „kriegt ihr denn Geld für eure Fliegen?"

Babette kam zu Liese, die nun schon einige Monate verheiratet war, besah sich die schöne Aussteuer und erkundigte sich auch vorsichtig über das eheliche Glück. Liese ging etwas flüchtig über dies Thema weg. „Die Leidenschaft hab ich mir ein bißchen stärker und das Schnarchen etwas schwächer vorgestellt", meinte sie leichthin, „aber sonst bin ich zufrieden".

Die verwitwete Tochter der Wäscherin Rembold hat wieder geheiratet. „Na, Frau Rembold", sagt eine gute Bekannte zu der Alten, „freuen Sie sich nicht für Ihre Lotte? Hoffentlich ist sie selber recht glücklich in der neuen Ehe."

Darauf die Waschfrau: „Ick kann Ihn' sagen, direkt jlücklich is se! Na, det is ja ooch janz verständlich, ihr hat det Seelische so sehr jefehlt, nu wird se wieder uffleben, ja, jrade det Seelische is et! So jeden Abend alleene ins Bett jehn, da muß ja eener mit der Zeit janz krank werden."

Stimmbruch

(K. Heiligenstaedt)



„Wer will herein? . . . Tante Erna? . . . Nanu, Tante, seit wann hast du einen Baß!“

Der Fachmann

(R. Kriesch)



„Er ist Fachmann für Cancan, hat er gesagt. Kann das stimmen?" — „Natürlich! 'ne Wäschefabrik hat er!"

Wahres Geschichtchen

In Bad Kissingen schloß ich mich mit meiner Frau der Veranstaltung eines Taxichauffeurs an, der seinen „eleganten Sechssitzer zur Wasserkuppe, täglich mittags zwei Uhr" bereit hielt. Neben dem Chauffeur saß ein schweigsamer blonder Jüngling. Die mittleren beiden Plätze gehörten uns. Im Fond dagegen nahmen ein Herr und eine Dame Platz, die sich eben erst, beim Besteigen des Gefährts, kennengelernt hatten. Er war, wie er bei der Vorstellung gleich hinzusetzte, „Sanidätsrat". Wir rollten langsam an und hörten, kaum daß wir das erste fränkische Dorf erreicht hatten, folgenden Dialog der hinter uns sitzenden Fahrtgenossen.

„So, also Sanidätsrat sind Se. Da hamm Se wohl 'ne große Braxis?"

„Nee, meine Dame, ich habe gar geene Braxis mehr. Die habe ich an meinen Sohn abgegäben."

„Wie alt sind Se denn da, Herr Sanidätsrat?"

„Zweundsiebzig, meine Dame. Das sieht man mir nich an, niwah."

„Eneh, schon zweeundsiebzig! Un seit wann sin Se d'nn pensioniert, Herr Sanidätsrat?"

„Seit diesem Frühjahr, meine Dame."

„Na, da sähn Se sich ma düchtig vor. Bei den meisten, wenn die erst ma ihre ständge Beschäftgung nich mehr haben, da machen se doch blötzlich de Auchen zu und wachen gar ni mehr auf."

So zartfühlend hatte die Dame zum Herrn „Sanidätsrat" gesprochen nach einer Bekanntschaft von zehn bis fünfzehn Minuten.

Der Tip

Als Carsten Osmers, einstmals Kapitän der „Adelheid Lüders", seinen Lotteriegewinn abgeholt hatte und sich bei einem Glase Grog mit seiner neuen Lebenslage innerlich auseinandersetzte, erschien alsbald sein Freund Henrich Brümmer und begann vorsichtig zu peilen.

„Du sollst dscha wohl was gewonnen haben?", fragte er. „Dscha."

„Viel?"

„Ganzen Barg Geld. Plentimonneh."

Pause.

„Auf was für 'ne Nummer denn?", fing Henrich wieder an.

„Auf Nummer dreienfuffzig."

„Wie kommst du denn auf Nummer dreienfuffzig?"

Carsten Osmers dämpfte geheimnisvoll die Stimme:

„Durch Kabbalismus."

„Ka —?"

„Kabbalismus. Das is 'ne mistriöse Wissenschaft, die hab ich von meinem Seilmaker gelernt. Paß scharf auf, damit daß das in deinen dußligen Kopf 'reingeht: Ich hab doch dschetzt en großen Garten. Da hab ich sechs Reihen Obstbäume in, dschede Reihe zu neun Stück. Kuck, und das hab ich malgenommen: sechs mal neun. So bün ich auf dreienfuffzig gekommen, un da hab ich denn dscha auch auf gewonnen."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. DA IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Frühjahr-Kur

(Olaf Gulbransson)

„Verjüngen, hat er g'sagt, könnt' ich mich leicht. Rohen Spinat müßt' ich halt essen und Wurzeln!"

„Ja, und dann könnt' man schon noch einen Frühling erleben, hat er g'sagt, mit was Jungem . . ."

„Ja, das wäre nicht schlecht für mich als Mann und älteren Hirsch, aber geriebner Spinat und roh? ? . . ."

„Da geh' ich doch lieber zum Starkbier und erleb' meine Verjüngung im Geiste!"

Der Botaniker

(Wilhelm Schulz)



„Sieh' mal an, da gibt's ja schon Primula veris und Viola odorata!" —
„Nee, Herr Professor, keene Auslandsware, allens hier gewachsen!"

München, 27. März 1938
43. Jahrgang / Nummer 12

40 Pfennig
Österreich 80 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Die Alkohol-Probe

(E. Thöny)



„Ich verstehe Sie nicht: Sie haben so 'nen schönen Wagen und doch fahren Sie abends mit einem Taxi." — „Tja, mein Lieber, abends habe ich eben immer Durst!"

(Fr. Bilek)

Die Macht der Liebe

MIT ELSE INS KINO

VON WALTER FOITZICK

Ich kann mir gar nicht vorstellen, was die Menschen früher gemacht haben, als es noch kein Kino gab. Wohin ist einer gegangen, wenn Margot plötzlich den Wunsch ausgesprochen hat, heute abend auszugehen. Gewiß, man hat ins Theater gehen können, man hat sich den Wallenstein mit allen seinen Teilen nebst dem Lager ansehen können, man hat in ein Konzert gehen können oder auch in ein vergnügliches Theaterstück, das nicht direkt mit Bildung und Kunstverständnis zusammenhängt. Jaja, es gab noch allerlei, aber das waren doch Unternehmungen, die Vorbereitungen erforderten. Man mußte sich doch wenigstens die Hände waschen oder einmal mit dem Kamm durchs Haar fahren. Aber ich meine so das Ausgehen an sich, das Ausgehen ins Unreine, halt das Ausgehen, wenn man heutzutage nur ins Kino geht, falls nicht gerade Heinz Rühmann spielt oder eine hochstämmige Amerikanerin dieser Saison oder falls kein unumgängliches Leinwandereignis stattfindet, das unser aller Herzen schlagartig zusammenreißt in saisonbedingter Bewunderung. Das sind Ausnahmefälle, ich aber spreche vom Kino als dem dunklen Raum, in dem der Blick sich weitet von den schon bekannten Werbefilmen über die auch recht vertrauten Wandelbilder von Autos, die sich in voller Fahrt plötzlich im Kreise drehen oder sich überschlagen, wobei nichts passiert bis zu dem Hauptfilm mit seinen unerforschlichen Abgründen des Menschenherzens.

Die Leute früher müssen's schwer gehabt haben.

Wenn mich Else heute fragt: „Wo gehen wir hin?", sage ich nach einigem Nachdenken: „Gehen wir doch heute mal ins Kino!" Else ist immer entzückt über diesen guten überraschenden Einfall.

Else bestimmt Kino und Film, die Wahl überlasse ich ihr vollkommen. Sie hat da Grundsätze. Sie sagt , sie könne schon aus dem Titel erkennen, ob ein Film etwas für sie sei. Ich spiele dabei keine Rolle. Am liebsten hat sie Filme, deren Titel sich im Gefühlskreis von „Wenn Frauen weinen" bewegen. Else hat's gern, wenn andere Frauen weinen, und sie meint, wo viel geweint wird, muß auch viel Grund zum Weinen sein und anderer Leute Gründe zum Weinen sind immer interessant. Else ist sehr fürs Psychologische. Sie fragt mich immer hinterher, ob ich auch so gehandelt hätte wie der im Film. Meistens hätte ich nicht so gehandelt, hätte gar keine Gelegenheit dazu gehabt; denn ich fahre nur ganz selten im Expreßzug von Mukden nach Tientsin, und noch seltener besitze ich eine Luxusjacht, aber ich sage ihr, daß ich selbstverständlich auch so gehandelt hätte, und das beruhigt sie sehr.

Zum Hauptfilm ißt sie Pralinen und das leise Knistern der Tüte gehört für mich genau so dazu, wie die Begleitmusik.

Wenn Else denkt, daß ich sie auch aus dem brennenden Hause retten würde oder ihr die Sache mit dem tadellos uniformierten Schiffsleutnant, der seinerzeit ein heute schon bildhübsches Töchterchen, ich sage Ihnen, ein Engel, entsprossen ist, verzeihen würde, drückt sie mir im Dunkeln die Hand und bedankt sich für meinen Edelmut und mein überragendes menschliches Verständnis. Wenn sie's aber nicht glaubt, wird sie ganz einsam und weint über die Schiffsleutnants und den lockigen Engel und über mich und meine Hartherzigkeit. Dann lege ich sachte meine Hand auf ihren Arm im Dunkeln, was bedeuten soll, daß ich mich bessern werde und ihr ganz bestimmt einen nächsten Fehltritt mit Kind nicht übel nehmen werde. Ach, sie kann sich so gut in alles hineindenken.

Warum soll ich's leugnen, manchmal weine ich auch, wenn es so schön traurig ist auf einer weichen Unterlage von Edelmut. Ich bin überzeugt, auch ganz harte Eroberer, die bekanntlich nie ein Weib berührt, würden, wenn sie mit Else so im Kino säßen, Rotz und Wasser heulen!

Aber ich lasse es mir natürlich nicht anmerken und sage, wenn es wieder hell wird: „So, jetzt möchte ich ein Glas Helles trinken". Else aber weint noch immer eine Strecke weiter, zusammen mit den anderen Frauen, die sich hörbar die Nase putzen.

Lieber Simplicissimus!

Im Freibad Wannsee ist mir mein Bademantel abhanden gekommen. Trotz allem Suchen kann ich ihn nicht wiederfinden und fahre verärgert nach Hause. Am nächsten Tag fahre ich wieder zum Sonnenbaden und — sehe meinen verlorenen Bademantel wieder, darauf sich ein Jüngling sichtlich wohl befindet.

„Sie gestatten", rede ich ihn an, „wenn mich nicht alles täuscht, so ist der Bademantel nicht der Ihrige?" Und ziehe das wohlbekannte Stück unter ihm hervor. Worauf der Jüngling sich erhebt und grollend zu mir sagt: „Mein Herr, ich warne Sie! Sie sprechen mit einem ehrlichen Finder!"

Die Sowjetmachthaber

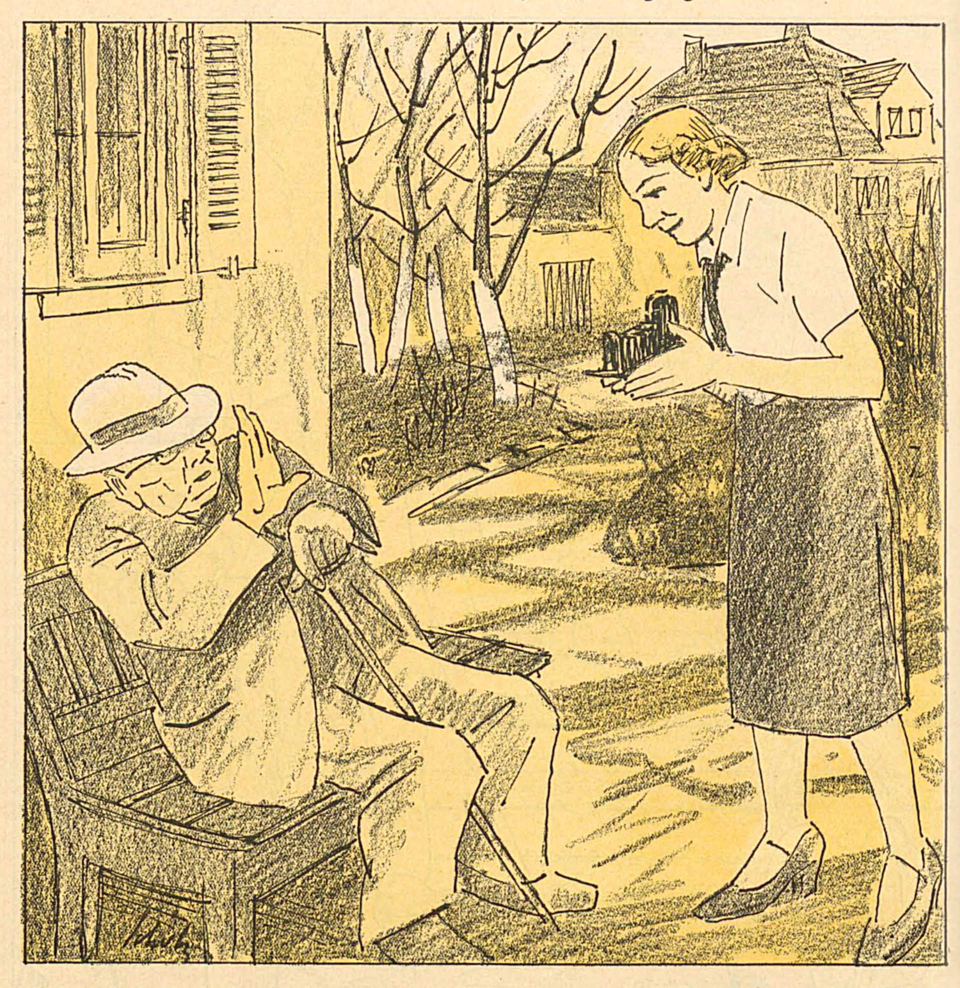
(Karl Arnold)



„Sergej wurde nach Moskau gerufen. Wenn er den Frühzug noch erreicht hat, kann er so gegen Abend schon an der Wand stehen.“

Alter Onkel im Vorfrühlingsgarten

(Wilhelm Schulz)



Die grüne Bank steht prall im Licht.
Er zieht den Hutrand ins Gesicht;
so stört's ihn nicht.
In lauter Veilchen sitzt er drin
und blinzelt wohlig vor sich hin.

Gibt's denn was Schönres als zu schweigen,
wenn erstmals wieder Mücken geigen?

Aha,
Gevatter Star ist auch schon da.
Und andres, was man lang vermißte,
kroch heimlich aus der Mottenkiste
und lächelt stumm: nous voilà! . . .

Wie gut wär' alles und bequem,
wenn jetzt nur nicht die Nichte käm',
die einen Photoapparat
bedrohlich in den Händen hat
und unverkennbar danach trachtet,
daß sie den Onkel optisch schlachtet.

„So jugendfrisch siehst du heut her",
behauptet sie, „wie lang nicht mehr.
Das muß ich unbedingt fixieren.
Drum, bitte, Onkel, laß das Zieren!"

Kniefällig fleht er um Pardon.
Nutzt alles nichts — sie hat ihm schon
und zieht sich mit dem Beutestück
ins Dunkelkämmerchen zurück . . .

Der Greis, noch eben sanft und froh,
schimpft nun in Quart und Folio,
mit Donnerwetter und Eheu:
„Ich werd' ja doch nicht wieder neu!!"

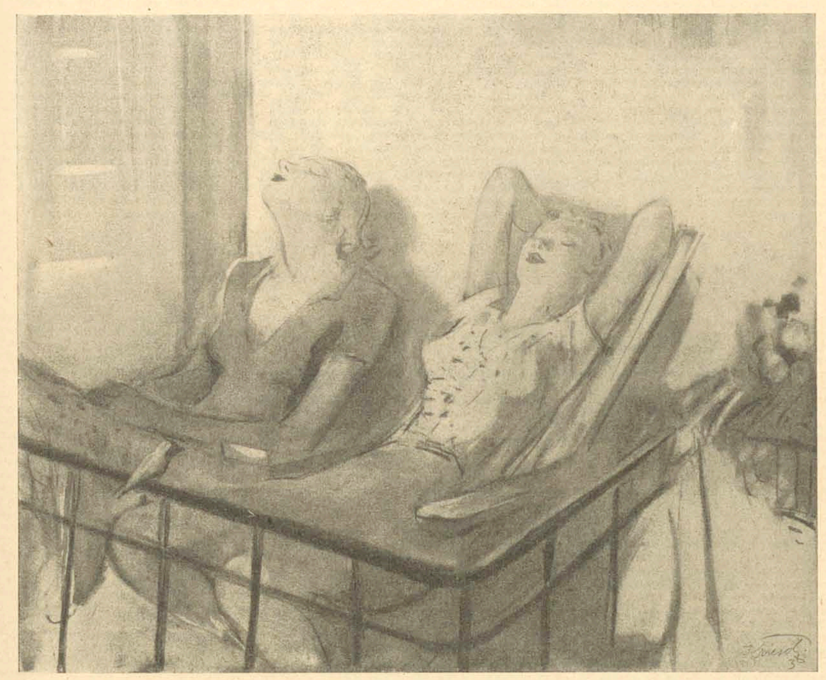
— — — — — — — —

So stört mitunter eine Nichte
den Frieden der Naturgeschichte.

Ratatöskr

In der Märzensonne

(R. Kriesch)



„Wenn ich so in der Sonne liege, können mir alle Männer gestohlen bleiben!" — „Jaja, aber die Sonne scheint halt nur am Tage!"

Gedanken über Hochzeitsreisen / Von Toddi

Die erste Hochzeitsreise auf dieser Welt ist unglücklich und erzwungen gewesen: die des Ehepaars Adam und Eva, das aus dem irdischen Paradies vertrieben wurde.

Und unter den von der Bibel nicht angeführten göttlichen Verfluchungen hat es auch folgende gegeben:

„Eure Nachkommen werden ihre Hochzeiten nomadenhaft feiern."

Hochzeitsreise. — Contradictio in terminis.

Die Reise schließt die Hochzeit aus und umgekehrt.

Man kann nicht — es sei denn, man schiele divergierend — den Mailänder Dom und gleichzeitig die blauen Augen der jungen Braut bewundern.

Man kann sie nicht wahrhaft und ernstlich lieben und ihr den Besuch eines numismatischen Museums aufzwingen.

Man kann ihr nicht die Wonnen der zukünftigen Kinderschar ausmalen und sie dabei in Staunen und Bewunderung fallen lassen, sagen wir, vor einem Käfig antropomorpher Affen.

Darum: sobald euch bekannt wird, daß diejenigen, die euch eines Tages das Licht der Welt schenken werden, im Begriffe sind, regelrechte Hochzeit zu halten, bittet sie um folgendes:

„Zukünftiger Herr Vater und zukünftige Frau Mutter, um der Liebe willen, die ihr dermaleinst für mich empfinden werdet, wenn ich zur Welt gekommen sein werde, flehe ich euch an, laßt euren Honigmond nicht globetrottender Art sein."

Es wird gut für sie und es wird besser für euch sein.

Ich kenne mehr als ein Individuum, das anatomisch und psychisch schief zur Welt kam, weil seine Eltern es gezeugt hatten, nachdem sie stundenlang den schiefen Turm zu Pisa betrachtet hatten.

Nach zehn Jahren gemeinsamen Ehelebens kann die bessere Hälfte vor dem Dogenpalast oder vor dem Dom zu Palermo nachsichtig verzeihen, daß die noch bessere Hälfte nicht wisse, was der Doge Sebastiano Zani alles vollbracht hat.

Aber auf der Hochzeitsreise überkommt einen ein peinliches Schamgefühl ob der eigenen Unwissenheit.

Und, während die junge Braut wo anders hinblickt, liest man heimlich-listig im „Praktischen Führer der Stadt und Umgebung" schnell einen Passus nach, mit dem man eine herrliche Figur in historischen Dingen machen kann, und den man dann mit lauter Stimme wiederholt; etwa:

„Die schönen gotischen Mausoleen der Rechtskundigen Rolandino Passeggieri und Egidius Foscherani."

Die ersten ehelichen Lügen und Heucheleien entstehen auf diese Weise, ausgerechnet auf der Hochzeitsreise!

Es kann auch passieren, daß man, in der Eile des heimlich-listigen Nachschlagens, zwei Seiten statt einer umwendet und unter dem schönen florentiner Himmel folgende historische Blüte verzapft:

„Ja, mein Liebling: Lorenzo der Prächtige starb ... starb ... infolge Volksbeschlusses des 15. März 1860, als vorläufige Hauptstadt des Königreichs Italien."

Wenn man aber nichts zu sagen weiß, noch gedruckte Hilfe bei der Hand hat, kann man sich mit einem geschickten Ablenkungsmanöver aus der Affäre ziehen:

„Was steht denn auf diesem Grabstein geschrieben, Männchen?"

Das Männchen, das wie alle jenen, die die humanistische Reifeprüfung abgelegt haben, nicht imstande ist, drei Zeilen Inschriften zu übersetzen, sagt dann einfach:

„Das ist ganz klar: Prop. Dic. Nep. ... bedeutet so viel wie ... wie ... Komisch! Genau die gleiche Frage stellte mir vor drei Jahren eine Blondine ... Brauchst nicht eifersüchtig sein ... eine Blondine, die ..."

Auf diese Weise sieht die Braut keinen Grabstein mehr, sondern das Gespenst der Blondine.

Der Gatte sieht das finstere Gesicht von Frauchen, das die Blondine sieht.

Um nicht aus der Rolle zu fallen, nimmt er das Gehabe des Mannes an, der über derlei Dinge erhaben ist und sagt beiläufig:

„Du wirst mir nicht etwa eine Szene machen wollen, wegen dieser veralteten Dummheiten."

Und der Mond ist an jenem Abend, zum ersten Mal — schon so schnell — nicht mehr aus Honig.

Tags darauf, zum Zeichen, daß sie sich wieder vertragen, gehen die beiden Täubchen, wenn es in Verona ist, sich Julias Grab ansehen, oder wenn es wo anders ist, etwas noch Traurigeres.
Einer meiner Freunde führte, um die erste eheliche Mißstimmung zu vertreiben, die süße, beleidigte Braut die Ruinen Pompeis ansehen.
Im Eingangsmuseum blieb sie vor der Vitrine erschreckt stehen, in der eine vulkanische Mumie in ihrer eindrucksvollen Stellung, wie ein Vesuvausbruch eine leidenschaftliche Idylle just an ihrem Höhepunkt zu unterbrechen vermag.
Das praktische Resultat — das heißt eigentlich gar nicht so sehr praktisch — war, daß die junge Frau, so lange sie in Campannien weilten, nichts mehr von Idylle wissen wollte.
„Liebling, gib mir einen Kuß!"
„Bei Gott nein! Ich habe solche Angst, daß uns die Lava überrascht!"
Und im Zimmer hatte dann der Bräutigam die Vorstellung, zu dritt zu sein: er, sie und der Vesuv auf der Lauer.
Der weise Mann heiratet erst dann, wenn es ihm gelungen ist, zwei sich widersprechende arithmetische Größen in Einklang zu bringen: um zu heiraten ist es gut, viel Geld, aber nicht viele Jahre auf dem Buckel zu haben. Er kann, nach der Trauung, von mir aus, auch reisen, wenn es ihm Spaß macht, aber auf folgende Art:
Die beiden Eheleute legen sich zwei verschiedene Reiserouten zurecht, die jedoch einige Stationen gemeinsam haben: zwei Reiserouten, die sich gleichsam einander schneiden, kreuzen, ineinander verflechten.
In jeder Begegnungsstadt hat dann das Wiederbeisammensein den Reiz des Abenteuers.
Auf diese Weise haben sie beständig den Wunsch, sich zu treffen; wohingegen man während der traditionellen Hochzeitsreise schon damit beginnt, den Wunsch zur Trennung zu bilden.
Die Hochzeitsreise hinterläßt zumindest eine unheilvolle Spur fürs ganze eheliche Leben.
Jeder Vorwurf wird dann von einer geographischen Bezugnahme begleitet werden:
„In Venedig vor dem Schatz des Hl. Markus, hast du mir gesagt, daß ich dein Schatz sei."...
„In der Blauen Grotte schwörtest du mir, daß ich deine Sirene sei, und am Ausgang, um mich hinter dem Rücken des Bootsmannes zu küssen, stießest du mit dem Kopf gegen den Fels."
„Ja, aber damals war nicht nur die Grotte blau..."
„Freilich, ich weiß schon: es war eben dumm von mir, dir jenes erste Mal in Siena nach dem Pallio zu verzeihen..." Und so stellt man die geographische Karte der ehelichen Risse zusammen. Mitunter sogar einen ganzen Atlas.
(Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erné)

In der Dämmerung / VON SAKI

Norman Gatsby saß auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen. Es war gegen halb sieben Uhr abends im frühen März und die Dämmerung war verdunkelnd eingefallen, eine durch das schwache Mondlicht und viele Straßenlampen gemilderte Dämmerung. Die Szenerie gefiel Norman und paßte zu seiner augenblicklichen Stimmung. Die Dämmerung schien ihm die Stunde der Besiegten. Männer und Frauen, die gekämpft und verloren hatten, die ihr verlorenes Glück und ihre begrabenen Hoffnungen soweit wie möglich vor den Nachforschungen der Neugierigen verbargen, kamen in dieser Zwielichtstunde hervor, wenn ihre schäbigen Kleider, ihre gebeugten Schultern und unglücklichen Augen unbemerkt oder jedenfalls unerkannt blieben. Gatsby hatte auch seine Enttäuschungen erlitten, wenn auch auf anderem Gebiet; sein Herz war augenblicklich verbittert und verhärtet, und er war nicht abgeneigt, ein gewisses zynisches Vergnügen bei der Beobachtung dieser Wanderer zu finden, die fledermausgleich die dunklen Wegstreifen zwischen den Lampenlichtern entlanghuschten.
Auf der Bank saß neben ihm ein älterer Herr mit einer Miene kopfhängerischen Trotzes, vermutlich dem letzten Anflug von Selbstachtung eines Menschen, der aufgehört hatte, irgendjemandem oder irgendetwas erfolgreich die Stirne zu bieten. Er gehörte unverkennbar jenem elenden Orchester an, nach dessen Flöte niemand tanzt. Als er zum Gehen aufstand, stellte sich Gatsby vor, wie er in einen Familienkreis zurückkehrte, wo man ihn duckte und er keinerlei Ansehen genoß, oder in ein freudloses Mietsquartier, wo seine Fähigkeit, eine Wochenrechnung zu bezahlen, Anfang und Ende des von ihm erweckten Interesses bildete. Seine entschreitende Gestalt löste sich langsam in den Schatten auf und sein Platz auf der Bank wurde fast sofort von einem jungen Mann eingenommen, der zwar recht gut gekleidet, dessen Miene aber kaum munterer war als die seines Vorgängers. Wie um die Tatsache zu unterstreichen, die Welt verfahre schlecht mit ihm, schaffte sich der Neuankömmling, als er sich setzte, durch eine ärgerliche und sehr vernehmbare Verwünschung Erleichterung.
„Sie scheinen nicht sehr rosiger Laune zu sein", sagte Gatsby in der richtigen Annahme, ein gebührendes Notiznehmen von dieser Kundgebung werde von ihm erwartet.
Der junge Mann wandte sich ihm mit einem Blick voll entwaffnender Freimütigkeit zu, der ihn sofort auf der Hut sein ließ. „Sie wären auch nicht rosiger Laune, wenn Sie in der Klemme stecken würden, in der ich mich befinde", sagte er. „Ich habe das Dümmste angestellt, was ich je in meinem Leben gemacht habe."
„Ja?" sagte Gatsby gelassen.
„Ich kam heute nachmittag nach London und wollte im Patagonian-Hotel absteigen", fuhr der junge Mann fort; „wie ich hinkam, entdeckte ich, daß es vor einigen Wochen abgerissen worden war und jetzt ein Lichtspieltheater an seiner Stelle stand. Der Taxifahrer empfahl mir ein anderes Hotel und ich ging dorthin. Ich schrieb nur eben ein paar Zeilen an meine Angehörigen, um ihnen meine Adresse mitzuteilen, und dann ging ich aus, um eine Seife zu kaufen — ich hatte welche einzupacken vergessen und hasse Hotelseife. Dann bummelte ich ein wenig in der Stadt umher, trank ein Glas in einer Bar und betrachtete die Auslagen, und als ich meine Schritte wieder zu dem Hotel zurücklenken wollte, da merkte ich plötzlich, daß ich mich seines Namens oder auch nur der Straße, in der es gelegen war, nicht mehr entsann. Eine nette Verlegenheit für jemanden, der keinerlei Freunde oder Verwandte in London hat! Ich bin ohne einen Penny, denn ich ging nur eben mit einem Schilling in der Tasche, der für die Seife und das Glas Bier draufging, auf die Straße hinunter. Und hier bin ich nun, irre mit zwei Pence in der Tasche umher und weiß nicht einmal, wo ich die Nacht zubringen soll."
Ein beredtes Schweigen trat ein, nachdem die Geschichte erzählt war. „Ich nehme an, Sie sind der Ansicht, ich habe Ihnen ein ziemlich unwahrscheinliches Märchen aufgetischt", sagte jetzt der junge Mann mit einem leisen Vorwurf in der Stimme.
„Durchaus nicht unmöglich", sagte Gatsby abwägend; „ich erinnere mich, daß mir einmal genau dasselbe in Venedig passiert ist; noch dazu waren wir damals zu zweit, was die Geschichte noch unglaubhafter macht. Zum Glück erinnerten wir uns, daß das Hotel an einem Kanal gelegen war, und als wir auf den Kanal stießen, konnten wir auch unser Hotel wiederfinden."
Der junge Mann belebte sich bei dieser Erinnerung. „In einer ausländischen Stadt wäre es nicht so schlimm", sagte er; „man könnte zu seinem Konsul gehen und die benötigte Anleihe bei ihm machen. Aber hier in seinem Heimatland ist man viel verlorener, wenn man in eine Klemme gerät. Außer ich kann einen anständigen Menschen finden, der meiner Geschichte Glauben schenkt und mir etwas Geld leiht, scheint mir eine Nacht auf dem Themsekai zu blühen. Ich freue mich jedenfalls, daß Sie die Geschichte nicht für unverschämt unwahrscheinlich hielten."
Er legte viel Wärme in die letztere Bemerkung, so, als wolle er seiner Hoffnung Ausdruck geben, Gatsby würde vielleicht auch seine Bitte erfüllen.
„Freilich", sagte Gatsby langsam, „der schwache Punkt Ihrer Geschichte ist der, daß Sie die Seife nicht vorweisen können."
Der junge Mann richtete sich hastig auf, tastete rasch die Taschen seines Mantels ab — und sprang dann auf die Füße.
„Ich muß sie verloren haben!" murmelte er ärgerlich.
„Ein Hotel und ein Stück Seife an einem Nachmittag zu verlieren, weckt den Gedanken an eine absichtliche Unvorsichtigkeit", sagte Gatsby; aber der junge Mann wartete kaum mehr ab, bis der Satz zu Ende war. Er flitzte den Fußpfad mit hoch erhobenem Kopf und einer Miene gehetzter Geschäftigkeit hinunter.
„Schade!" grübelte Gatsby. „Dieses Ausgehen um ein Stück Seife zu besorgen, war gerade der überzeugende Punkt in der ganzen Geschichte und doch war es gerade diese kleine Einzelheit die ihn zu Fall brachte. Wenn er den glänzenden Vorbedacht gehabt hätte, sich mit einem Stück Seife zu versehen, das mit der ganzen Sorgfalt eines Drogistenladens verpackt und versiegelt war, so wäre er auf seine Art ein Genie gewesen. In seinem Geschäft besteht Genie zweifellos in einer unendlichen Fähigkeit, Vorsichtsmaßregeln zu treffen."
Mit dieser Überlegung erhob Gatsby sich, um zu gehen — und stieß einen überraschten Ausruf aus: auf dem Boden neben der Bank lag ein kleines ovales Päckchen, verpackt und versiegelt mit der ganzen Sorgfalt eines Drogistenladens. Es konnte nichts anderes sein als ein Stück Seife; offenbar war es aus der Manteltasche des jungen Mannes gefallen, als dieser sich auf die Bank gesetzt hatte. Im nächsten Augenblick eilte Gatsby den dämmerungsdunklen Weg in beflissener Suche nach einer jugendlichen Gestalt in dünnem Mantel dahin. Er hatte die Suche fast aufgegeben, als er das Ziel seiner Verfolgung unschlüssig am Rande der Fahrstraße stehen sah. Der Gefundene drehte sich mit einer Gebärde feindseliger Verteidigung um, als Gatsby ihn anrief.
„Der Kronzeuge für die Wahrheit Ihrer Geschichte ist aufgetaucht", sagte Gatsby, indem er das Stück Seife hinhielt; „es muß aus Ihrer Manteltasche geschlüpft sein, als sie sich hinsetzten. Ich fand es, nachdem Sie fort waren, auf dem Boden liegen. Sie müssen meine Ungläubigkeit entschuldigen, aber der Schein sprach wirklich recht gegen sie, und jetzt, nachdem ich mich schon einmal auf die Seife berufen habe, muß ich mich wohl Ihrem Spruch beugen: wenn Ihnen mit einem Darlehen von einem Pfund gedient ist ..." Der junge Mann tat hastig alle Zweifel in dieser Frage ab, indem er das Geld einsteckte. „Hier ist meine Besuchskarte mit meiner Anschrift", fuhr Gatsby fort; „ein beliebiger Tag während dieser Woche ist recht zur Rückgabe, und hier haben Sie die Seife — verlieren Sie sie nicht noch einmal, sie war Ihnen ein guter Freund."
„Ein Glück, daß Sie sie gefunden haben", sagte der junge Mann, und dann — mit einem leisen Beben der Stimme — stammelte er ein paar Dankesworte und machte sich davon.
„Armer Kerl!" sagte Gatsby zu sich selbst, „er steckte in einer schönen Patsche. Das wird mir eine Lehre sein, nicht superklug nach den Umständen zu urteilen."
Wie Gatsby seine Schritte an der Bank vorbeilenkte, wo sich das kleine Drama abgespielt hatte, sah er einen anderen Herrn gebückt darunter herumstochern und suchen, und erkannte seinen ursprünglichen Nachbarn von der Bank.
„Haben Sie etwas verloren?" fragte er.
„Doch, ja. Ein Stück Seife."
(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Stunden bei Nacht

Von Wilhelm Edward Gierke

Die Winde singen eine sanfte Weise
Durch Busch und Wald. Die Welt ist scheu und still.
Der Mond, der durch die hohen Bäume will,
Wirft auf den Waldweg silberweiße Kreise.
In allen Blättern rauscht es weit und tief . . .
Mein Blut, das immer mit den Winden lief,
Rauscht ruhlos mit durch all' der Stunden Reise.



Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren, besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort:
Eugen Roth
Ein Mensch
Ein Mensch, zermürbt vom Großstadtleben,
War schon bereit, sich aufzugeben,
Weil er es einfach nicht mehr schaffte,
Obwohl er Zigaretten paffte,
Als wollt' er gradezu mit Dampf
Betreiben seinen Alltagskampf.
Jedoch in letzter Stunde fand
Der Mensch ein Restchen von Verstand –
Nicht viel – zu mehr kaum zu gebrauchen
Als etwa: mit Verstand zu rauchen.
Dies tat der Mensch, und er tat klug!
Ihm wurde wohler, Zug für Zug.
Befreit von Kettenrauchers Ketten
Genießt er bess're Zigaretten.
Er qualmt nicht mehr. Nach Herzenslust
Raucht er auch jetzt, jedoch – bewußt!
5Pf
ATIKAH
SELBSTVERSTÄNDLICH
führt
OHNE MUNDSTÜCK
in der neuen Rauch-Epoche
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE
24 Stück

FÜLLHÖRNCHENBLÜTEN

Von Heinz Steguweit

Niemand kennt die Füllhörnchenblüte, ich allein wußte von ihr, als Knabe schon, da ich wandern durfte nah oder weit. So begann diese Geschichte an einem Sommertag, als ich, den blauen Zauber zu bewundern, von der Wasserprimel bis zur Veronica, von den Wiesenschmätzern bis zur Rotdrossel, vor die Tore lief. Ich warf, man wolle es sinnbildlich nehmen, die Stadt hinter mich wie Spreu und Schlacke. Draußen aber, wo das Weite anfing, wo auch ein Teich ruhte, glatt wie ein Schwert, blieb ich stehen, ein Geflohener vor Algebra, Latein und Pythagoras.

Alle Wohltat wäre nur halb gewesen, hätten meine flinken Augen nicht die Füllhörnchenblüten erspäht; sie sprossen wieder, zu lotrechten Trauben geordnet, familienhaft aus Kanten und Rillen, dort sogar, wo der Boden geizte, viel Steine gab und wenig Fett.

Ich beugte mich, voll des Entzückens: Keines Windes Hauch bog Halme und Gräser, das Wasser im Weiher blinkte faltenlos wie Lack, nur an den Säumen, so war es, geschah ein kräuselndes Saugen.

Wieder sah ich Füllhörnchenblüten, die ich liebte, — wußte nimmer warum. Die Blumen hatten etwas Verwunschenes: Eine dotterfarbene, beinah rötliche Zunge lugte zwischen hellen Lippchen hervor, unten verjüngte sich alles zum dünnen Trichter, — ja, Füllhörnchen schienen mir die sanften Geschöpfe. Und da sie Mäulchen hatten, sann ich, man müsse sie flüstern hören zu unbekannter Stunde, flüstern irgendetwas Mildes, Geheimnisreiches, verständlich nur braven Menschen, keinen Übeltätern und Wichten. Ja, die Füllhörnchenblüten, ich allein nannte sie so, waren das Liebste ringsum, bescheidener als Rosen, gemütlicher als Disteln, holder als Rittersporn und Fingerhut.

Ich brach eine der lotrechten Trauben, behutsam, daß kein Hörnchen zerfalle. Und dachte: Der Lehrer soll die Blume haben, jawohl, der botanische Professor, der uns vor Tagen noch die Lanzenblätter des Pfeilkrauts aufgefaltet und die Kamillen zerrieben hatte, daß wir den Arzneiduft, den gutmütigen, zwischen Daumen und Zeigefinger gewahr werden sollten.

Am Morgen darauf trat ich vors Katheder, hielt die Blume hoch, freute mich pochenden Herzens. Und Professor Munkenbrink, der Botaniker hieß so, neigte sich gern: „Was hast du da? Für mich? Wie soll ich nur danken!"

Er freute sich. Noch mehr: Er glühte leicht. Und Lehrer, die erröten, sind wohl reinen Wesens, mitnichten schnöde Magister. — Ich sprach etwas stockend, war mein Gemüt doch festlich im Augenblick: „Es sind Füllhörnchenblüten, Herr Professor. Sehen Sie die winzige Zunge? Die Lippen? Das dralle Mäulchen? Oft meine ich, man müßte es leise flüstern hören zu unbekannter Stunde ... Füllhörnchenblüten, Herr Professor!"

Die Mitschüler lachten. Nie klingt es nobel, wenn dreißig Buben über einen einzigen plärren. So klang keine Freude, so schallte Schadenfreude.

Munkenbrink rückte die Brille ins Lot, dieweil ich ein Brummen spürte in beiden Ohren: „Mein Junge, das ist keine — wie sagtest du? — keine, hm, Füllhörnchenblüte, es ist das Gemeine Leinkraut. Linaria vulgaris. Gehört zur Familie der Rachenblütler. Scrophulariaceen. Wächst auf wüsten Plätzen, schwefelgelb, erreicht Stauden bis zu fünfzig Zentimeter Höhe und hat einen Blüteneingang, der von kurzrüsseligen Insekten nicht besucht wird. Aber langrüsselige Hummeln schieben Oberlippe und Unterlippe elastisch zur Seite, kriechen hinein und erreichen unter den Staubbeuteln den begehrten Nektar. Ferner mußt du wissen ... Was denn?, was ist denn, mein Junge?"

Meine Antwort blieb aus. Als ich erwachte, lag ich am offenen Fenster, kühl wehte der Tag herein, der gute Professor streichelte mein Haar, zwei Mitschüler hielten ein Glas Wasser.

Der Professor atmete auf, man hörte ein geringes Pfeifen. Und wieder errötete das väterliche Antlitz: „Seht ihr, er lebt noch. Habt keine Angst. Buben haben das oft in diesen Jahren. Nun wollen wir ihm eine Freude machen und seine Blume" — er räusperte sich — „seine Blume durchnehmen."

Also zupfte er einzeln die Blüten aus der lotrechten Traube. Vierzehnmal. Gar fünfzehnfältig. Auf zwei Schüler kam eine Blüte, gemeines Leinkraut nunmehr, Linaria vulgaris fortan, Familie der Rachenblütler ...

In der nächsten botanischen Stunde, eine halbe Woche später, wurden wir über das geprüft, was man ein Pensum hieß. Munkenbrink, er war mir zugetan, wollte mich abermals beglücken, eine lobenswerte Note schien ihm gewiß für das Konto im Taschenkalender. Doch, da er mich fragte, fror meine Zunge, das Herz tat jagende Fahrt: Füllhörnchenblüte, wollte ich sagen, von den verwunschenen Zünglein hätte ich erzählen mögen, auch vom Flüstern zu unbekannter Stunde, geheimnisreich und nur begreiflich für brave Menschen, nimmer für Übeltäter und Wichte ...

Ich machte, schmerzhaft ein wenig, die Augen schmal. Und schwieg. Strich meine dürre Ernte ein: „Mangelhaft, schade, nicht zu ändern!"

Professor Munkenbrink war kein Wicht, auch stelle ich mich schirmend vor sein Erröten, sollte ihn jemand einen Übeltäter schelten. Dennoch hatte er das Flüstern der dottergelben Mäulchen nicht verstehen dürfen. Ich meine das Geheimnis der Füllhörnchenblüten, ach, des Gemeinen Leinkrauts, Linaria vulgaris. —

Jahre später, ein brüllender Juli geschah, lag ich im Feuer an der Somme. Mein Kamerad wies ins wüste Feld, zum Drahtverhau:

„Du, schau doch, neben den beiden Toten, drüben, siehst du es —?"

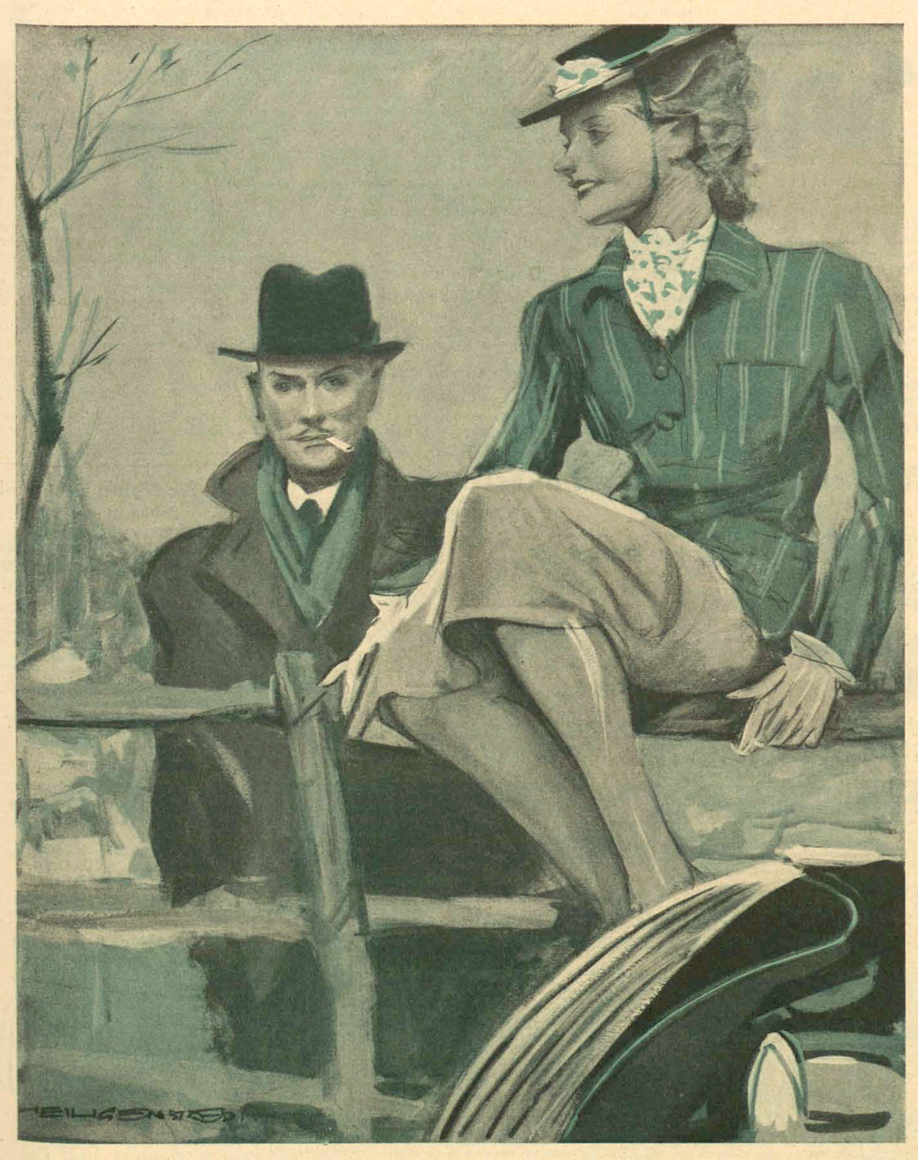
„Was denn —?"

„Ein Blümchen, Menschenskind, ein richtiges, gelbes Blümchen!"

Ich starrte hinüber: „Weiß Gott — Füllhörnchenblüten, lieber Kamerad, es sind Füllhörnchenblütchen!" Dann kamen mir die Tränen.

Fahrt in den Frühling

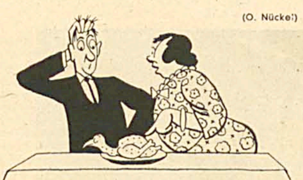
(K. Heiligenstaedt)



„Sagen Sie mal, Gerda, was machen wir eigentlich hier? Keine Aussicht, kein Café, keine Menschen!“ — „Na, das wird Ihnen hoffentlich noch einfallen!“

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Einmal schoß mein Jagdfreund einen Habicht, den er seinem Freunde Dr. Z. für das Museum der Kreisstadt schenken wollte. Er nahm ihn mit ins Jagdhaus und gab ihn der neuen Köchin mit dem Auftrage, ihn am Nachmittag mit der Post an Herrn Dr. Z. in M. zu schicken, die genaue Anschrift sei angehängt. Josefa, so hieß die Meisterin der Kochkunst, sagte, sie werde es schon richtig machen. Wie entsetzt zunächst aber und dann wie erheitert war mein Freund, als er drei Tage später von Dr. Z. einen Brief bekam, der ungefähr so lautete: „Ihr müßt doch total voll gewesen sein, daß Ihr auf den Einfall kommen konntet, mir den Habicht splitternackt zu schicken! Oder fehlten in Euren Kissen etwa die Federn? Usw." — Sofort zur Rede gestellt, meinte Josefa treuherzig: „Ich han der Frau Doktor die Mühe spare wolle, und da han ich en glei g'ropft!"

*

Dem Enkel meiner Nachbarin habe ich zu seiner bevorstehenden Einsegnung einen Band Goethescher Gedichte zugedacht, frage jedoch aus Vorsicht bei der Großmutter an, ob er sie etwa schon besitze. Dies ist, wie sich herausstellt, nicht der Fall, hingegen ist aus der zögernden Antwort unschwer zu entnehmen, daß sie von meiner Wahl nicht sehr begeistert ist.
Auf meine Frage sagt sie mir den Grund: „Ach, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, — aber ich habe nun einmal nichts für Goethe übrig; ich kann und kann es nicht vergessen, wie er sein Gretchen mit dem Kind hat sitzen lassen!"

*



Der Realist

Als ich letzten Winter meinen Freund Georg fragte, was er an den in einem Wiener Vorstadt-Varieté stattfindenden Damenringkämpfen so interessant fände, daß er jeden Abend hingehe, sagte er schmunzelnd:
„Ich hab sogar selbst mit der schönen Roszi gerungen!"
„Mit wem?" sagte ich verblüfft.
„Die Roszi ist sozusagen der Star... Eine rassige Ungarin... Und die Direktion hat für denjenigen, dem es gelingt, die schöne Roszi zu legen, zwanzig Schilling ausgesetzt!"
„Na, erlaube", meinte ich, „es wird bestimmt Amateurringer genug geben, die dazu imstande sind!"
„Mir ist es nicht gelungen!" lachte Georg. „Die Kleine hat nämlich einen Trick, mußt du wissen; wenn sie sieht, daß es brenzlich wird, flüstert sie dem Gegner ein Versprechen ins Ohr und — sie ist ein bildhübscher Kerl — jeder wird schwach... Seit ich das weiß, gehe ich jeden Abend hin... Für mich ist es ein Mordsspaß, zuzuschauen, wie so ein Muskelprotz vor zwei feurigen Augen kapituliert und sich von der Kleinen auf den Rücken legen läßt!"
Und so ging ich mit.
Als nach dem offiziellen Teil der Kampf um die ausgesetzten zwanzig Schilling angesagt wurde, meldete sich ein Riesenkerl, ein ausgesprochener Schwergewichtler, und der Kampf schien im voraus entschieden.
Da plötzlich, im Augenblick der größten Gefahr, flüsterte die schwerbedrängte Ungarin dem Gegner etwas ins Ohr — einen Atemzug lang stockte der Kampf — der Bursche überlegte, Roszis Augen sprühten Verheißung und Erfüllung zugleich, die Muskelbündel des Riesen entspannten sich, und schon schien er schwach zu werden, als er plötzlich — alles ringsum vergessend — ausrief:
„Ah wos — hör mir auf... Mir san dö zwanz'g Schilling liaber!"

H. K. B.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Modetee (Die neuesten Schöpfungen des Modesalons Gulbransson)

„Und nun, meine Damen, zeigen wir Ihnen das große Abendkleid mit kleinstem Rückenteil. Es besteht aus einem mattblauen Bande, das hier die ganze Verantwortung trägt!"

„Für das Vormittagskostüm wird sich an wärmeren Tagen eine Schöpfung aus Glasbatist empfehlen. Das Material ist vollkommen splitterfrei und läßt der Sonne ungehindert Zutritt!"

„Der neue Badeanzug betont in dieser Saison die Rückenlinie sehr dezent. Ein kleines Bolerohöschen nimmt das Motiv geschickt auf! Beachten Sie die vollkommene Überwindung des historischen Badeanzugs!"

„Das Feigenblatt hat sich schon sehr früh in der Mode bewährt. Auch die Frau von heute braucht nicht darauf zu verzichten. Als graziöse Applikation auf handgearbeiteter Klöppelspitze des Morgenrocks erfüllt es seinen Zweck!"

Torquemada wird interviewt

(Erich Schilling)



„Nun, Herr Großinquisitor, was sagen denn Sie zu den Stalinschen Justizmethoden? Der übertrumpft ja noch Ihre bewährte Inquisition!" — „Leider, leider! Jaja, die moderne Technik! Dagegen waren wir zu meiner Zeit freilich die reinsten Waisenknaben!"

München, 3. April 1938
43. Jahrgang / Nummer 13

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

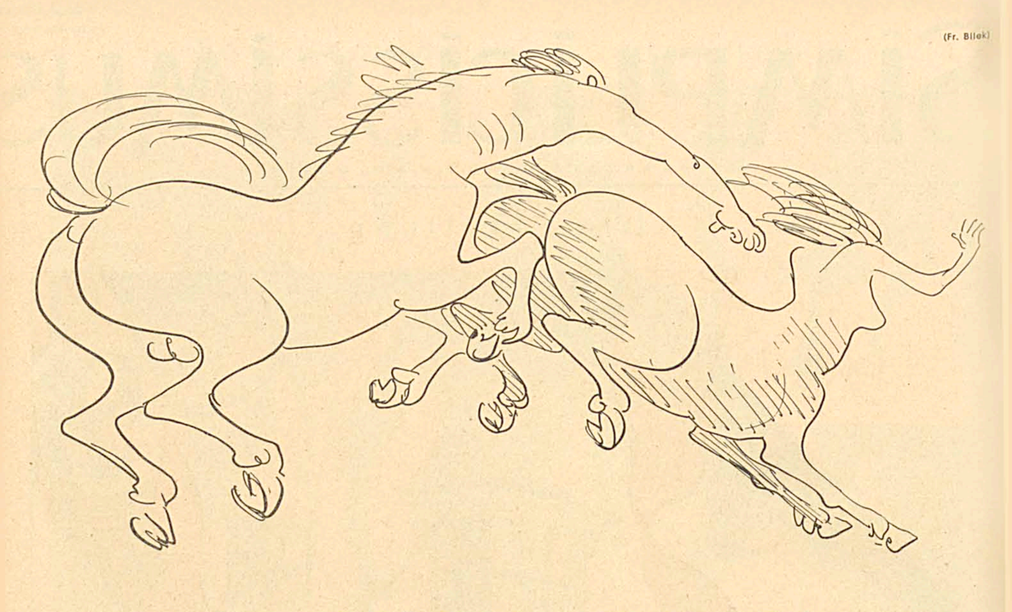
VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Die Erfüllung

(E. Thöny)



„Auf was mir seit 1918 g'wart' ham — sell ischt mit oam Schlag wahr gword'n."



(Fr. Bilek)

DAS GEHORSAME LEDER

Ich kann mich nur schwer dazu entschließen, mir ein Paar neue Schuhe zu kaufen. Ja, wenn das so im Vorbeigehen ginge, wie man sich ein Päckchen Zigaretten kauft, aber das geht nicht. Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen ist, aber bei mir ist es so, daß ich am Mittag nicht genau weiß, ob ich auch ganz bestimmt kein Loch im Strumpf habe. Na, und es wäre mir doch recht peinlich, wenn das Fräulein sehen würde, wie meine größere Zehe langsam durch die Wolle zu sprossen beginnt. Nein, das brächte ich nicht übers Herz, mich so dem Fräulein zu zeigen, das da vorne auf dem kleinen Bänkchen sitzt, wie Enkel zu Füßen der Großmutter, wenn diese ihnen ein Märchen erzählt. Vielleicht würde das Fräulein es auch für ein Märchen halten, wenn ich ihr erzählte, daß heute morgen, als ich die Strümpfe anzog, ganz bestimmt auf Ehrenwort kein Loch in ihnen enthalten war.

Vielleicht ist es dem Fräulein ganz schnuppe, und sie sähe über das Loch im Strumpf hinweg, als sei da nicht etwa Nichts, sondern Etwas, nämlich ordnungsgemäße Wolle oder eine andere Webfaser aus der neuesten Auflage des Konversationslexikons. Ich habe einmal bei einem Herrn am Nebenstuhl erlebt, wie das Fräulein so ein Loch im Strumpf behandelt hat. Ich kann Ihnen sagen, die hat mir imponiert. Sie hat gehandelt wie nach einem Leitfaden „Strumpflöcher leicht gemacht". Sie handhabte den Fuß, als könne sie sich überhaupt gar nicht vorstellen, daß es Strümpfe ohne Löcher gäbe, ja, als müßten sogar in einem ordentlichen Strumpf Löcher sein. Ich schämte mich geradezu, daß mein Strumpf kein Loch hatte. Nein, wie konnte mir so eine Unachtsamkeit passieren, und ich hatte doch ganz bestimmt gewußt, daß heute morgen noch eine heruntergefallene Masche vorhanden war. So nett war dieses Fräulein, und ich hätte bei ihr den drückendsten Schuh mit einem Jubelruf gekauft, aus Begeisterung für den feinen Takt dieser Kundendienerin.

Also das ist der eine Punkt, weswegen ich mich so schwer zur Anschaffung von neuen Schuhen entschließen kann.

Und dann, ja dann habe ich noch so einen Freiheitsdrang, und liebe es nicht, mir meine Bewegungsfreiheit nehmen zu lassen. Das alles geschieht unweigerlich, wenn ich mir Schuhe kaufe. Ich glaube, es geschieht auch bei Ihnen, wenn Sie sich Schuhe kaufen.

Da kommt das Fräulein und bittet Sie, Platz zu nehmen. Im Nu hockt sie zu Ihren Füßen nieder und wie der Blitz hat sie Ihnen einen Schuh ausgezogen. Nun können Sie Ihre Wünsche äußern, nun können Sie sagen, Sie brauchten nur ein Paar Schuhbändel oder eine Büchse Schuhcreme. Vielleicht wollten Sie auch tatsächlich ein Paar Schuhe kaufen, wollten sich vielleicht erst einmal darüber orientieren, was man jetzt trägt und was zu haben ist. Ja, vielleicht wollten Sie sich sogar erkundigen, wie hoch die Preise sind.

Aber ich sage Ihnen, der Mann, dem man einen Schuh ausgezogen hat, ist in seinen Willensäußerungen stark eingeschränkt. Er kann nicht mehr schnell seinen Hut nehmen und sagen: „Schön, ich werde es mir überlegen, ich komme morgen wieder." Sie werden vielleicht schüchtern zu dem Fräulein sagen, daß der Schuh Sie vorne links etwas drücke. Das Fräulein weiß sofort Rat. Sie sagt: „Das Leder dehnt sich noch im Gebrauch." Na schön! Es kann aber auch sein, daß Ihnen der Schuh vorne rechts etwas zu weit erscheint. Auch da weiß das Fräulein zu helfen. Das Leder zieht sich nämlich im Gebrauch zusammen. Sie ahnen gar nicht, wie gehorsam Leder ist. Das dehnt sich aus und schrumpft, grad wie es das Fräulein haben will.

Ich rate Ihnen, schenken Sie dem Fräulein Ihr volles Vertrauen, dann bekommen Sie bald Ihren alten Schuh wieder und das neue Paar auch. Na, und eines Tages werden auch aus den neuen Schuhen alte Schuhe geworden sein, und Sie werden sich von ihnen ja genau so schwer trennen wie von Ihren bisherigen.

Mit den drückenden Schuhen gehts wie mit vielen anderen Sachen: Das Leder und der Klügere gibt nach.

Foltzick

„Parlez moi d'amour . . ."

Vielleicht ist's dies: daß wir zu ängstlich lieben . . .

— Man muß mit Charme den scheuen Schmetterling,
man muß mit Düften locken ihn und Farben —

nicht jedes Wort der Liebe peinlich sieben,
nicht hoffen, ach, auf allzu volle Garben.

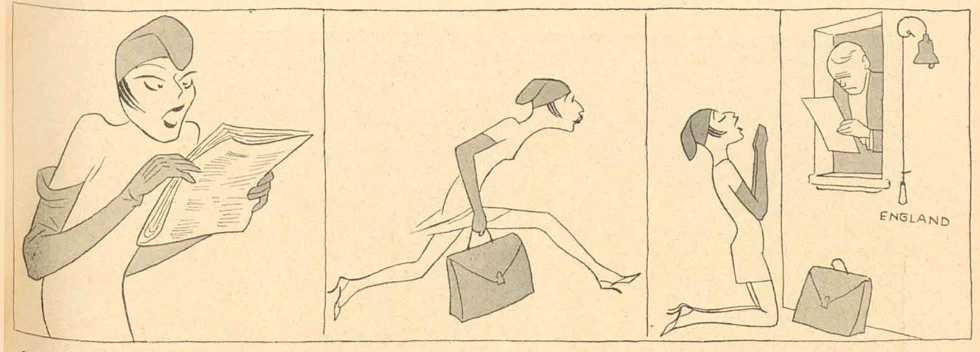
Wer träumen will, darf auf die Zeit nicht sehn,
wer wachen will — dem wird der Traum verwehn . . .

Die Liebe ist ein blauer Schmetterling,
ein schwebend schönes, kostbar seltnes Ding.

M. D.

Mariannes 12. März 1938

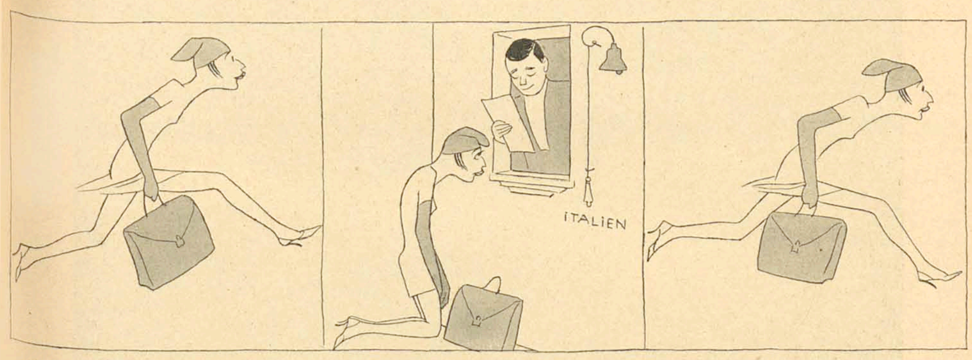
(Karl Arnold)



„Sacrédieu, nach Clemenceau gibt es 60 Millionen Deutsche zuviel — nun sind es 73 Millionen!"

„Hier hat nur Frankreich zu entscheiden — darum schnell zu England!"

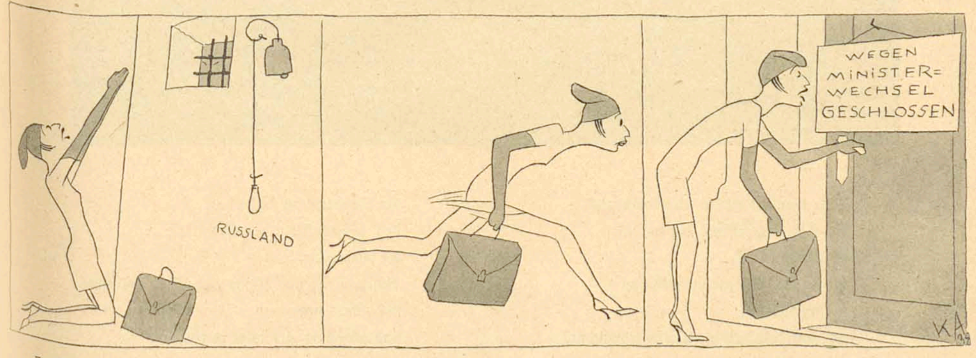
„Schon gut, Madame, wollen uns die Sache mal überlegen."



„Selbstverständlich hat hier nur Frankreich zu entscheiden — deshalb schnell zu Italien!"

„Was wollen Sie, Madame, die Sache ist ja ganz in Ordnung!"

„Wer sonst als Frankreich hat hier zu entscheiden — darum zu Rußland!"



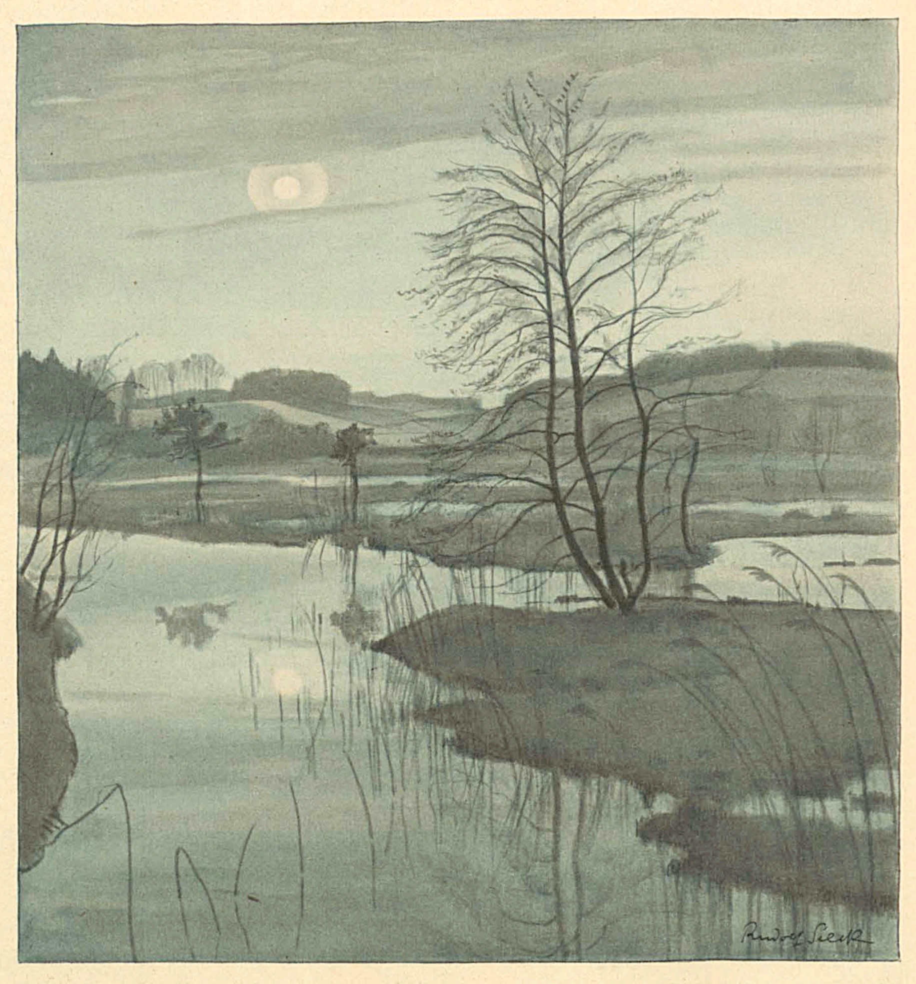
„Zur Zeit nichts zu machen, Madame, unsere Diplomaten werden gerade erschossen."

„Frankreich, Frankreich, nur Frankreich hat in Europa zu entscheiden — darum heim zum Quai d'Orsay!"

„Sacrédieu, wie soll ich nun das Selbstbestimmungsrecht der Völker verhindern?!"

Mondnacht

(R. Sieck)



Nun wandert wieder blank und prall
der alte, treue Mond durchs All.
O seht ihn doch,
wie er die Wolkenbank erklimmt,
so himmelhoch,
und auf dem dunklen Wasser schwimmt!

Du Zauberer im Silberhof,
deß' seliger Glanz zur Erde troff:
die weite Flur,
Busch, Teich und Moos und Wald und wir
sind Eines nur,
sind alle Eins und ruhn in dir.

Dr. Owlglaß

Schnelle Erledigung

(O. Gulbransson)

„Donnerwetter, soviel Einlauf heute?“

„Jawohl, Herr Direktor, das muß heute bearbeitet werden!“

OLAF GULBRANSSON 35

„Hatschi — — — — — — — — — — — — — —“

„Sonst noch was?“

DER ANGLER / *VON ANTON SCHNACK*

Zwei Weitwurf-Spinngerten, doppelt gesplißt, fast neu (Forellen- und Hechtgerten), zum Preise von Mk 50.– zu verkaufen. Xaver Breitmeier Wwe., Fischen (Ammersee).

Man liest es stumpf, und doch ist es ein zartes Bildnis,
Gemalt aus Morgenstunden, taubesprüht,
Erfüllt von Vogelschreien aus der Röhrichtwildnis
Und fetter Blumenpracht, die schwül am Sumpfrand blüht.

Dahinter glänzt der See, die Ländlichkeit der Ufer flach gebogen,
Ein sommerheißes Flimmern zittert in der Luft,
Der Strich der Alpen ist am Horizont gezogen,
Kühl dunstet Wasserduft.

Angeln ist köstlich, Angeln schenkt gute Ruhe,
Ein Angler hat Geduld und Weltbeschaulichkeit,
(Und selbstverständlich wasserdichte Schuhe).
Ein Angler liebt den trägen Gang der Zeit.

Der Angler ist ein Pensionist mit grauem Hute,
Besteckt mit einer Geierfeder, keck und spitz.
Sein lock'res Handgelenk wirft sportgerecht die Angelrute
Nach der Forelle jähem Silberblitz.

Der Pensionist saß bis vor kurzem als ergrauender Buchhalter
In einem sonnenlosen Hinterhofkontor
Und dachte dann und wann an Wälder, Vögel, Falter
Und an den Ammersee voll Binsengrün und Rohr.

Bevor die alten Männer grämlich und verdattert sterben,
Erinnern sie sich noch an Dinge ohne Zahl,
Sie möchten noch einmal die Knabenzeit erwerben
Mit Drachenflug, Indianerspiel und schönem Feriental.

Nun war er endlich bei den großen Abenteuern,
Bei Wasser und bei Wald, darin der Kuckuck rief;
Entlaufen war er den verschimmelten Gemäuern,
Dem Pult, dem Staub, den Büchern und dem Brief.

Ein Blinker bringt bei jedem Wetter Beute
Und macht den trägsten Hecht zum Anbiß scharf.
Es war des Pensionisten große Knabenfreude,
Wenn er den Raubfisch in den Lägel warf.

Kurz war die Freude, sachlich wird's verkündet,
Sachlich und nackt Verkäufe sind —
Und doch war von dem Angelsport ein Menschenherz entzündet,
Noch hängen an den Gerten Fischschuppen, Tropfen, Wind.

Verflogen sind die schönen Seeromanzen,
Ein and'rer Angler kam, warf blitzschnell Schnur und Lot,
Doch fing er nicht den Hecht aus dem Gewirr der Wasserpflanzen –
Es war der Menschenfischer Tod.

„Kennen Sie Herrn Hansen?"

Von Soya

Sie kennen ihn gewiß, den kleinen Herrn Hansen, Prokurist der Firma „Mogensen & Co., Herrenbekleidung".

Ist er nicht jener kleine Mann, struppig und rundschulterig, mit dem dünnen, wassergekämmten Haar und der verzagten, sorgenbeschwerten Stimme? Paßt es nicht haarscharf auf ihn, dieses Signalement?

Nein, keinesfalls! So kann er aussehen, und so sieht er Ihnen gegenüber auch aus.

Aber er hat zahlreiche Gesichter.

Wenn Herr Hansen des Morgens erwacht und er die fettigen Haarsträhnen seiner Frau, ihren schwammig faltigen Hals und ihren weit aufgerissenen Mund (die Zähne liegen auf dem Fensterbrett) erblickt, steigt ein unbeschreiblicher Groll in ihm auf, weil er gezwungen ist, jeden Morgen dieses alternde, wenig anziehende Frauenantlitz anzusehen. Und darum ist beim Morgenkaffee sein Gesicht verzogen, als lutsche er einen sauren Bonbon, die Augen blinzeln tückisch, und die Augenbrauen sträuben sich vor Gereiztheit. So sieht der erbitterte Hansen aus. Besitzt nun seine Frau gar die Unvernunft, etwas sagen zu wollen, fertigt er sie höhnisch ab, als sei jedes ihrer Worte dumm und überflüssig. Anderseits bereitet es ihm aber geradezu körperliches Weh, wenn er an ihr nichts auszusetzen weiß.

Aber schon an der Korridortür setzt er ein anderes Gesicht auf, als fühle er unbewußt, daß er mit einem solchen Ballast an Reizbarkeit nicht unter die Leute gehen könne; er läßt darum seinen Zorn entströmen wie eine Maschine, die den Dampf abläßt. Langsam glätten sich seine Züge. Vor dem Hause begegnet er dem Hauswirt; der ist ein mürrischer und cholerischer Mann. Hansen weiß, daß er bei einem Zusammenstoß mit ihm den kürzeren ziehen würde; er läßt darum seine Seele zu einem Radiergummi und sein Gesicht zu einer gemütlichen Butterkugel werden.

Erleichtert atmet er auf, wenn er endlich in eine Seitenstraße einbiegt und nicht mehr die Blicke dieses Mannes im Nacken fühlt. Sein Antlitz trägt auf einmal einen Schimmer des Wohlwollens und der Güte; er erblickt den alten Zeitungshändler. Der zieht mit einem Schwung den Hut vor ihm, als schritte eine Majestät vorbei.

Doch nicht lange scheint Hansen der Sonnenstrahl dieser allmorgendlichen bescheidenen Glückseligkeit. An der Ecke biegt ein Radfahrer dummdreist drei Millimeter vor Hansens Nase in die Straße ein, schneidet eine Grimasse und ruft ihm zu: „Paß doch auf, du alter Hängebauch!" Hansens Reaktionsvermögen braucht reichlich lange, und ehe er eine passende Antwort gefunden hat, ist der Radfahrer schon 20 km weiter. Hansen aber ist verärgert, die menschliche Gesellschaft gefällt ihm nicht mehr.

Im Geschäft wird Hansen bereits von den Lehrlingen erwartet, deren Haltung ihn wieder angenehm berührt; denn sie respektieren ihn als die Nr. 2 der Firma und in Abwesenheit des Chefs sogar als den Oberstkommandierenden. Und ist er mit den jungen Leuten allein, nimmt er darum Mienen und Gebärden an wie ein Schauspieler, der Napoleon einstudiert.

Aber der Kassiererin Fräulein Möballe gegenüber ist er sofort ein ganz anderer. Fräulein Möballe, eine junge Dame, die über eine erfreuliche Anziehungskraft verfügt. Sein Verhalten zu ihr ist das eines gutmütigen Courmachers, geprägt dadurch, daß er bei seinem bedeutend höheren Alter im Grunde nichts gegen einen kleinen Flirt einzuwenden habe, andererseits aber auch nicht weitergehen möchte. Es gefällt ihm neuerdings, ihr zu zeigen, daß er die Grenze zu setzen weiß.

Das Telefon läutet. Mit harter, fester Stimme beschwert ein Kunde sich über den Anzug, den er vor acht Tagen kaufte. Diese Stimme weckt Hansens sämtliche subalterne Instinkte. Er dienert vor dem Telefon, lächelt verbindlichst und schließlich erklärt er, den Boten sofort zu schicken. Gleich darauf klingelt das Telefon abermals. Diesmal ist die Stimme piepsig, bescheiden und verzagt — wie Hansens Stimme, wenn er lange mit dem Chef gesprochen hat. Es ist ein Mann, der ebenfalls nicht mit dem gekauften Anzuge so ganz zufrieden ist. Gewiß, er sei ja ganz gut ... auf eine Weise ... aber ... „Wan haben Sie ihn bekommen?... Vor acht Tagen schon! Pah, da hätten Sie sofort reklamieren müssen!" sagt Hansen.

Der erste Zuschneider hat sich eingefunden, um mit Hansen zu konferieren. Hansen ist sonst kein Meister der sarkastischen Rede. Aber sonderbar — dem Zuschneider gegenüber kann er. Der Grund seiner Abneigung gegen diesen Mann ist Hansen selber nicht klar. Aber eines Nachts träumte er einmal, daß sie beide ein Restaurant aufsuchten, um gemeinsam zu frühstücken. Unter anderem bestellte jeder ein weichgekochtes Ei. Und während Hansen noch ein wenig plauderte, entdeckte er, daß der Zuschneider inzwischen nicht nur sein eigenes Ei aufgegessen hatte, sondern auch Hansens. Der Traum war längst vergessen, aber seit der Zeit vermag er den Zuschneider nicht mehr auszustehen. Und da dieser weder von ihm abhängig ist, noch ihm etwas zu sagen hat, und sie sich geistig ebenbürtig sind, führt ihre beiderseitige Abneigung zu ständigen Gehässigkeiten.

Gegen 11 Uhr pflegt der Chef sich zu zeigen. Dem Chef gegenüber trägt Hansen ein jugendliches, ja knabenhaftes Wesen zur Schau, ohne selbst zu wissen, warum. Der wahre Grund ist wohl der, daß es peinlich auf ihn wirkt, dem Kommando eines Mannes zu unterstehen, der um Vieles jünger ist als er. Aber auf die Dauer hält Hansen diese Komödie nicht durch. Und je länger er mit dem Chef zusammen ist, umso mehr verdichtet sich seine Melancholie, sein Gesicht wird traurig, seine Stimme wird beklommen.

In Gegenwart des Personals nimmt Hansen wieder eine Reihe neuer Gesichter an. Chef und Lehrlinge kombiniert ergeben einen Hansen, der den Chef mit ausgesuchter Höflichkeit und Bildung behandelt, dabei etwas Unbeschreibliches in allen seinen Gebärden hat, das den Lehrlingen lediglich beweisen soll, was er sich dem Chef gegenüber herausnehmen darf. Aber wenn er mit Direktor Mogensen und Fräulein Möballe zusammen ist, zeigt er eine ganz andere Physiognomie. Denn er führt sich jetzt dem Chef so kameradschaftlich und ebenbürtig gegenüber auf, wie es innerhalb der Grenzen des guten Tons gerade noch erlaubt ist — als sei es für ihn, den Mann, im Beisein einer Frau besonders demütigend, die Rolle des Untergebenen einzunehmen. —

Kommt Hansen des Abends nach Hause, zeigt er sich seiner Frau von einer ganz anderen Seite als am Morgen. Er ist zu ermüdet von den Eindrücken des Tages, um aufzumucken; darum hat seine Frau jetzt die Oberhand, und er verbringt den ganzen Abend in der ständigen Furcht, sie zu erzürnen. Sein Gesicht verzieht sich zu einer jämmerlichen zitternden Liebenswürdigkeit.

Manchmal kommen die Nachbarn zu Hansens auf Besuch — oder umgekehrt. Der Nachbar, Bürovorsteher einer Papiergroßhandlung, verdient im Jahre 600 Kronen mehr als Hansen. Diese 600 haben sich tief in Hansens Unterbewußtsein eingegraben und peinigen ihn. Sobald er des Nachbarn ansichtig wird, fährt darum der Teufel in ihn und verleitet ihn zur Lüge und Prahlerei. Hansen fängt dann an zu erzählen, daß er eine Gehaltszulage zu erwarten hätte, und er sich ein Auto zu kaufen gedächte, daß er ein Duzfreund des Königs sei, daß „Mogensen & Co." ohne ihn schon längst hätten schließen können, ja er hat sich sogar schon zu der Behauptung verstiegen, daß er der Direktor der dänischen Nationalbank sein könnte, wenn er bloß Lust dazu gehabt hätte. Der Nachbar ist ein zu höflicher Mensch, um ihm die Lügen auf den Kopf zuzusagen, und Hansen ist daher überzeugt, daß der Nachbar ihm glaubt. „Hansen ist eigentlich ein feiner Mann, würde er nur nicht so schrecklich aufschneiden", pflegt der Nachbar daheim zu seiner Frau zu sagen, ohne dabei zu ahnen, daß gerade er es ist, der Hansen dazu anstiftet. Hat Hansen wirklich so viele Gesichter?

Nein, nicht so viele, sondern viel, viel mehr.

Ich kann es nicht genau sagen, wie viele.

Er hat für jeden Menschen und für jede Kombination von Menschen ein besonderes Gesicht.

(Aus dem Dänischen übertragen von Werner Rietig.)



Nun, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich einmal als Dichter zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einsendung im Rahmen dieser Serie veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihr Interesse sehr freuen. Delta Cigarettenfabrik, Dresden-A. 16.

IN DER ENGSTEN WAHL

Von Josef Martin Bauer

Etwas voreilig war Eduard Wagensonner in dieses Erdenleben hineingeraten, und wenn er sein ganzes Leben lang knapp an jenen Dingen vorbeigeriet, die wir das Glück nennen, so trug vielleicht schon diese knappe Fehlrechnung bei seiner Geburt die hauptsächliche Schuld, obgleich zugestanden werden muß, daß zum wirklichen Unglück eines Menschenlebens mehr nötig ist als bloß dieses zeitweilige Fehltreten in den Dingen des Glückes. Es war nur jenes systematische Fehltreten, das wir vielleicht unbegründet jenen Menschen nachsagen, die am Morgen mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett gestiegen sind.

Ungefähr so verhielt es sich das mit Eduard Wagensonner, der seine Ankunft ins Leben gerade in dem Augenblick ankündigte, als seine Mutter sich den jüngferlich weißen Schleier stecken ließ, um mit Eduards Vater Hochzeit zu machen. Bei solchen Hinderungsgründen mußte die Hochzeit um sechs Wochen verschoben werden. Zwar erkannte man dem jungen Erdenbürger nachträglich seine Legitimität und den Vatersnamen an, aber — rein buchmäßig ausgedrückt — war diese eben neu erstellte Lebensbilanz mit einem Saldovortrag belastet, der übernommen werden mußte aus der Gewinn- und Verlustrechnung der vorangegangenen Zeit, wobei nach der eigenwilligen Logik der Buchführung der Übertrag von der Haben- auf die Sollseite erfolgt.

Die Mutter vergaß es dem jungen Eduard nie ganz, daß er so unzeitgemäß gekommen war. Und das Leben blieb konsequent dabei, den jungen Mann bis in die unmittelbare Nähe jener Dinge kommen zu lassen, die wir als das Glück oder wenigstens als den idealeren Zustand bezeichnen, um ihn dann, wo er schon in der engsten Wahl stand, auszuscheiden und am Glück vorbeigehen zu lassen. Der junge Eduard sollte, weil er nicht gänzlich unbegabt war, studieren. Bei der Aufnahmeprüfung kam er von achtzig jungen Leuten in die engste Wahl jener Dreißig, die günstigstenfalls aufgenommen werden konnten. Er stand als Letzter auf der Liste — als der dreißigste —, aber der Mann, der die Prüfungen abnahm, irrte sich im Zählen und schied Eduard aus, weil er die Zahl bereits für erfüllt hielt. Man bedauerte das Mißgeschick des jungen Mannes und wollte ihn Schreiner werden lassen. Mit seiner mißglückten Aufnahmeprüfung hatte er jedoch die rechte Zeit verpaßt, und als neun Meister ihm bedauernd sagten, sie hätten eben einen Lehrling eingestellt, eben erst, gestern oder vorgestern, da war Eduard verbittert über sein beharrliches Mißgeschick und meldete sich trotzig bei einem Zimmermeister, der noch eine Lehrstelle frei hatte, für das Handwerk an, das er nicht sonderlich schätzte und nur als das dürftigere Überbleibsel eines besseren Geschickes hinnahm.

Wenn Eduard verdrossen und zornig seine Arbeit tat, weil ihn die Hinterhältigkeit dieses Schicksals verstimmte, so ließ der Vater das alles nicht gelten und erzählte wie zum Trost so beiläufig von dem alten Onkel, der unbekannten Aufenthaltes irgendwo seine Hunderttausende verlebte, in Amerika oder in Australien oder irgend sonstwo in einem Goldregenland. Wenn man erst einmal diesen Onkel fand, dann hatte man sich auch die Erbschaft seines großen Besitzes gesichert. Diese trostreiche Aussicht vermochte den jungen Mann nicht zu einer anderen Haltung zu bestimmen. Er glaubte nun einmal nicht mehr an eine wirkliche Güte des Geschickes, er arbeitete sich vom Lehrling zum Gesellen und vom Gesellen zum Meister empor, aber was half ihm der Titel eines Zimmermeisters, wenn die Mittel nicht reichten, um selbst ein Geschäft aufzumachen? Da kam der Vater eines Tages aufgeregt von einer langen Geschäftsreise heim und suchte lachend seinen Sohn auf: er hatte die Adresse des Erbonkels gefunden. Jetzt, wo die Zukunft ohne die Hilfe dieses Onkels verriegelt war, versteifte Eduard sich auf diese Möglichkeit und sah dem Vater drängend auf den Mund, während dieser langatmig die Vorgeschichte seiner Entdeckung erzählte. Aber in eben dem Augenblick, als der Vater ansetzte, um sein lachend behütetes Wissen loszuschlagen, geschah das Unerwartete, das alle Hoffnung zerschlug. Die Aufregung war es wohl, die dem Vater so zugesetzt hatte. Er streckte die Hand aus, er lächelte, da begann die Hand zu zittern und das Lächeln zu erstarren. Wenige Augenblicke später war der Vater tot und nahm sein Geheimnis mit sich.

Weil nun niemand mehr helfen konnte, versuchte Eduard seinen Weg ganz allein mit nichts sonst als seinem zähen Willen und seinem Trotz gegen das Schicksal. Es gelang in Jahren mit mühseliger Arbeit, was sonst mit einem Schlag hätte gelingen müssen. Eduard machte sich selbständig, Eduard schuf sich einen Kundenkreis, Eduard arbeitete sich empor zu einer bescheidenen Existenz. Der Bann schien gebrochen, der Wille und der Trotz hatte ihn wohl gebrochen. Aber als Eduard nun Zeit fand, an die Liebe und die Ehe zu denken, begann der Irrsinn wieder, und wieder hielt das Geschick ihn zum Narren, als er drüben in dem großen Schnittwarengeschäft um die Hand der ältesten Tochter anhielt, die jung und schön und reich war.

„Warum sind Sie gestern nicht gekommen?" fragte der Vater des Mädchens. Gestern hatte die Tochter sich verlobt. Sie hatte den Zimmermeister von drüben gern gesehen, sie hatte vielleicht sogar auf ihn gewartet, aber nur bis gestern. Gestern hatte sie sich verlobt. Es war damit zwar noch nicht alles zu Ende. Der Schnittwarenhändler hatte noch vier Töchter. Er hatte noch die Elise, die nun ein kleines Geplänkel mit Eduard anfing und ihm Hoffnungen machte, wenngleich man sich erzählte, daß sie noch mehreren jungen Männern in Liebe zugetan sei. Irgend einem von diesen Männern war sie wohl mehr zugetan und entschied sich, als Eduard schon nahe vor dem Ziel zu sein glaubte, für einen anderen. Da griff Eduard kurzerhand nach der dritten Tochter des Schnittwarenhändlers, die nicht schön war. Aus Trotz nahm er diese dritte und er dachte dabei gar nicht über die Liebe nach, aber es fand sich in all diesem Mißgeschick auch etwas Gutes, denn Eduards junge Frau, die nicht schön war, stand als tapferer Kamerad dem Mann zur Seite, wenn er in kleinen Dingen das zu erringen suchte, was andere als Glück mühelos neben dem Weg fanden.

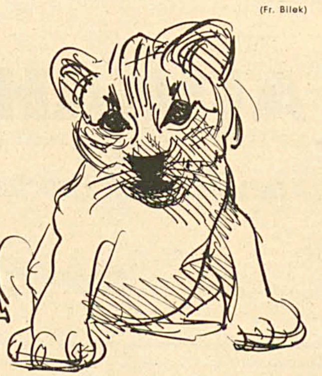
Einen solchen Kameraden brauchte Eduard, denn es blieb so mit ihm, wie es begonnen hatte. Wenn er sich an einer großen Submission beteiligte für einen Staatsbau, wurde sein Angebot in die engste Wahl gezogen, um schließlich aus irgendwelchen Gründen abgelehnt zu werden. Das ging mit einer sturen Regelmäßigkeit immer so, und immer mußte Eduard sich dann an die kleinen und kleinsten Aufträge halten, weil die großen, die den Erfolg und das Glück bedeutet hätten, ihm entglitten. Es ging so, wenn Eduard widerstrebend dem Anraten seiner Frau folgte und ein Los nahm. Er glaubte schon nicht mehr an solche Möglichkeiten eines unerwarteten Glücks, und der Ausgang des Versuches gab ihm recht. Wäre die Mittelzahl seines Loses statt einer Sieben eine Acht gewesen, dann hätte er gewonnen, aber sein Los hatte eben die Sieben in der Mitte. Nur um diese eine Ziffer fehlte es. Nur um eine beschämend kleine Kleinigkeit fehlte es, als der reiche Onkel nach seinen Erben forschen ließ, um sie mit einem anständigen Legat zu bedenken. Der Brief war ungenügend mit Freimarken versehen, und als der Briefträger den Empfänger durch das Werkstattfenster fragte, ob er die dreißig Pfennige Nachgebühr für einen Brief bezahlen wolle, weigerte Eduard sich, ohne erst lange nach dem Absender zu fragen. Irgend eine hinterhältige Kleinigkeit des Schicksals hatte ihn eben verstimmt, und in dieser Verstimmung schickte er den Glücksboten weg.

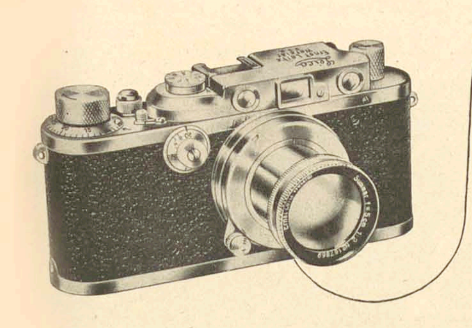
Als er später erfuhr, daß das Erbe anders aufgeteilt worden war aus seinem eigenen Verschulden, nahm er sich vor, auf keine solche Lotterie des Lebens mehr zu setzen. Es ging wohl auch anders im Leben, es ging wohl auch mit der Arbeit allein, mit stetiger Plage, mit einem zähen Trotz um Kleinigkeiten, wo das große Glück ihn immer nur in die engste Wahl nahm, um ihn in seinem Glücksglauben lächerlich werden zu lassen. Eines Tages, als schon die ersten grauen Fäden sich in seinem Haar zeigten und die Zeit kindlicher oder kindischer Hoffnungen für ihn schon vorüber war, mußte er in den Launen des Geschickes einen sonderbaren Wandel beobachten. Er wurde aufgefordert, in die Stadt zu kommen auf dem schnellsten Weg, um dort einen Auftrag zu übernehmen, wie er zeit seines Lebens noch keinen hatte ausführen dürfen. Telegraphisch forderte man ihn zum Kommen auf, die Frau riß eilig den Anzug und den kleinen Reisebedarf aus dem Schrank, Eduard machte sich fertig, er mußte es eilig machen, wenn er den Nachtzug noch erreichen wollte, der die einzige Möglichkeit zum rechtzeitigen Eintreffen bot. Aber — es ging wie gewöhnlich. Der Zug fuhr eben aus der Halle, als Eduard den Bahnsteig durchschritt. Der Auftrag war verloren, weil ein anderer wohl früher kam. Eduard schlief in dieser Nacht nicht eine Minute lang, er quälte seine Frau mit Vorwürfen, er schrie und tobte, und er wurde dann ganz still, als er die Morgenzeitung aufschlug und las, daß der Nachtzug vor der Einfahrt in die Stadt entgleist war. Eine lange Namenreihe von Toten stand da zu lesen, aber in dieser Reihe fehlte einer, den der Tod in die engste Wahl genommen hatte, um ihn schließlich doch noch aus dieser engen Wahl zu entlassen.

Obgleich die Frau diesen sonderbaren Zufall so zu deuten versuchte, wie Eduard sonst sein ständiges Vorbeiirren am großen Glück deutete, wollte der Mann nicht begreifen, daß es das gleiche Spiel des Schicksals war. Er gab der Frauenlogik nie recht und bestritt darum auch hier ihre Berechtigung.

Er begriff dann wohl, als ein halbes Jahr später ein jäher Sturm den eben aufgesetzten Dachstuhl eines Neubaues, den Eduard mit seinem Angebot nicht bekommen hatte, wie ein Zündholzspiel in Trümmer warf und sechs Leute erschlug. Er mußte begreifen lernen, als er eines Tages zur Lohnzahlung an eine Baustelle fuhr und unterwegs die Mappe mit den Lohngeldern verlor. Der Mann, der sie fand, wurde eine Viertelstunde später überfallen, genau so, wie Eduard hätte überfallen werden sollen. Allmählich wurde ihm das Begreifen leicht gemacht, wo der Tod ihn genau so wie das Glück immer nur in die engste Wahl nahm, um ihn schließlich doch unberührt zu lassen. Und die Frau, die nach Frauenart dies alles längst richtig ausgedeutet hatte, sagte unterweisend ihren Kindern, sie sollten sich an ihrem Vater ein Beispiel nehmen, der auf langsamem Weg mit kleinen Dingen ebendorthin kam, wohin andere eilig kamen, im Glück sowohl wie im Leben. Und wenn sie mit dem Wort vom Leben dessen Kehrseite meinte, die wir den Tod nennen, so hatte sie wohl auch darin recht.

(Fr. Bilek)





Die Farben-Photographie ist da!

Die Leica ist auch hier führend!

Hundertjährige Erwartung und ein ebenso langes Streben ist jetzt erfüllt: Die Farbenphotographie — die dem Amateur zugängliche Farbenphotographie — ist endlich da! Was heute jedem Amateur an farbigen Momentaufnahmen möglich ist, das zeigt dieses erste „Farbige Leicabuch“ von Anton F. Baumann (herausgegeben von K. P. Karfeld) in einer bunten Schau.

Es ist nicht zuviel gesagt: Die Photographie steht am Anfang einer neuen Entwicklung. Unermeßliches Neuland liegt vor uns, und es zeigt sich, daß dieses Neuland unter ganz anderen Erkenntnissen steht als die alte Schwarzweißphotographie. Was für eine Pionierarbeit wird von uns gefordert: Neue Gesetze müssen geschaffen werden, Motivwahl und Aufnahmetechnik stellen neue Anforderungen. Wir müssen von Grund auf umlernen, wollen wir die gleichen künstlerischen Erfolge erzielen wie bisher.

Die weiten Möglichkeiten der Farbenphotographie hat Anton F. Baumann (den Leica-Freunden fast der ganzen Welt durch seine Pionierarbeit für die Leica seit beinahe einem Jahrzehnt bekannt) sofort erfaßt. Er hat sich von der Geburt des neuen Farbfilms an mit der Leica-Farbenphotographie beschäftigt. In intensivster Arbeit hat er auf dem neuen Gebiete der Farbenphotographie so viele Erfahrungen gesammelt und so viele Erfolge erzielt, daß er allen photographisch Schaffenden, die dieses Neuland miterobern wollen, wertvollen Rat und wertvollste Anregungen zu geben vermag. Baumann führt uns in diesem ersten „Farbigen Leicabuch“ behutsam in die neue Materie ein, ohne zu bevormunden, ohne Entdeckerfreuden zu nehmen, nur bestrebt, anzuregen und uns vor unausbleiblichen Enttäuschungen zu bewahren.

Das schöne Buch enthält 90 farbige Abbildungen. Wir finden herrliche Landschafts- und Wolkenbilder, Meere und Seen, Nacht-, Innen- und Fliegeraufnahmen, Tiere und Pflanzen, Porträts und Gruppenbilder, Reportagen usw. Diese ersten farbigen Amateuraufnahmen mit der Leica stammen aus Nord- und Südamerika, aus Deutschland, Ungarn und aus den nordischen Ländern. Die Bilder sind unmittelbar vom Originalfilm, also vom 24 × 36 mm Dia ohne Retusche auf die Druckstöcke übertragen und im durchschnittlichen Format von 13 × 18 cm (und größer) im Vierfarbendruck wiedergegeben. Die Farben des Original Leica-Dias sind also naturgetreu erhalten. Darüber hinaus bringt das Buch eine Einführung in die Technik der Farbenphotographie aus der Feder erster Fachleute.

Aus dem Inhalt: Eine Viertelstunde Theorie. Etwas über Farbenlehre und Farbenphotographie. Von Dr. Hans A. Kluge, Berlin / Farbenphotos mit „Agfa-Color-Neu“. Von Dr. Otto Croy, Berlin / Wege zum farbigen Papierbild. Das Duxochrom-Verfahren. Von H Stöckler / Die Technik der Farbenphotographie. Von Anton F. Baumann / Vom Farbendia zum Farbendruck. Von Dr. H A. Kluge.

Lassen Sie sich das grundlegende, prächtige Buch in einer Buchhandlung vorlegen, oder in einem Fachgeschäft, das Photobücher führt:

Das farbige Leicabuch

Die Farbenphotographie, ihre Technik und ihre Möglichkeiten. Von Anton F. Baumann. Herausgegeben von K.P.Karfeld. Mit 90 meist ganzseitigen, farbigen Bildern. In Leinen gebunden RM. 12.50.

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Salzburg

(Wilhelm Schulz)



Der Mann, der einmal höflich war

Ich ging nur drei Schritte hinter ihm, er schlug mir die Türe vor der Nase zu.

Das Lokal war überfüllt, ich mußte an seinem Tisch Platz nehmen. Er war groß und breit und der Ausdruck seiner klaren, fast wasserhellen Augen war kindlich offen und gutmütig.

„Sie haben vielleicht gar nicht bemerkt, daß ich hinter Ihnen eintreten wollte", fragte ich ihn. Der Mann lächelte mir zu. „Doch! Aber ich bin nicht der Portier dieses Hauses, der anderen Leuten die Tür aufhält."

Ich suchte nach Worten und fand keine. „Machen Sie jetzt nur keinen Krach", lächelte der Mann weiter. „Auch Sie können an mir nichts ändern. Ich war nur ein einzigesmal in meinem Leben höflich, und ich werde Ihnen jetzt davon erzählen." Empört lehnte ich ab: „Ich habe keine Lust, mit Ihnen auch nur ein einziges Wort zu wechseln."

„Es wird mir niemand verbieten können, daß ich, wie die anderen Gäste im Lokal, laut spreche. Ich verursache keinen außergewöhnlichen Lärm", sagte der Mann gelassen. „Wenn Sie mein Gespräch stört, bleibt Ihnen nur die Möglichkeit, an einem anderen Tisch Platz zu nehmen." Obwohl ich noch einmal eingehend und in höchster Not alle Tische musterte, konnte ich auch jetzt noch keinen freien Platz entdecken. Inzwischen hatte der Mann schon zu erzählen begonnen: „Schon als Kind hatte ich große Freude daran, wenn meine Spielsachen recht oft auf den Boden fielen und ich dann schreien konnte, damit meine alte Amme sich danach bücken und sie aufheben mußte. Als ich größer geworden war, entwickelte ich mich zum Schreckensgespenst für meine ver-

schiedenen Tanten, die sich regelmäßig zum Kaffeeklatsch bei meiner Mutter einzufinden pflegten. Nicht nur, daß ich es ablehnte, wie man es von mir verlangte, zum Willkommensgruß ihre vergilbten Wangen zu küssen, ich zählte gewissenhaft mit, wieviel Stück Kuchen jede von ihnen aß und wußte auch stets, was sie hinter dem Rücken übereinander sprachen, so daß ich sie jederzeit, wenn ich wollte, voreinander in Verlegenheit bringen konnte.

Ich greife in meinen Ausführungen so weit zurück, nur um zu zeigen, daß meine Neigung, anderen Leuten nichts zu Gefallen zu tun, durchaus naturhaft in mir verankert liegt.

Diese Neigung entwickelte sich mit meinem Älterwerden triebhaft weiter. Ich vermied es beharrlich, irgend einen gebotenen Gruß erwidern zu müssen, oder gar selbst einmal zu grüßen, sagte niemals zuvor ‚bitte', und vergaß stets, wenn es am Platz gewesen wäre, zu danken. Ich trat immer gerne anderen Leuten auf die Füße, ohne mich zu entschuldigen, und wurde ich einmal um eine Auskunft gebeten, so lächelte ich verständnislos, oder wies dem Fremden, der mich nach einer Straße fragte, voll Eifer den falschen Weg in der entgegengesetzten Richtung. Natürlich war es schon immer eine meiner Lieblingsgewohnheiten, Nachfolgenden die Tür vor der Nase zufallen zu lassen."

Ich konnte nicht umhin, trotz meiner gespielten Taubheit in diesem Augenblick dem Erzählenden einen zornigen Blick zuzuwerfen, den er erfreut, als ein Zeichen dafür, daß ich seinen Worten folgte, aufnahm, um dann sogleich weiterzufahren: „Denken Sie nun nicht, daß ich noch niemals den Versuch unternommen habe, mich, wie Sie sich in diesem Falle sicher ausdrücken würden, ‚grundlegend zu bessern'. Ich tat es, vor allem um meiner Eltern willen, mit denen ich Mitleid empfand, da sie schon jede Hoffnung mit mir aufgegeben hatten.

Es kostete schwere Kämpfe, bis ich mich selbst überwunden und den Entschluß gefaßt hatte, von nun an ein anderer, ein gefälliger Mensch zu werden. Ich wußte, daß ich diese Wandlung nicht allmählich durchführen durfte, sondern sie schlagartig, von einen Tag auf den anderen, erzwingen mußte. Ich erinnere mich noch genau, ich war damals gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden, als ich an einem schönen, klaren Morgen aus dem Hause trat und mich dem Verwaltungsgebäude näherte, in dem mein Vater und mein Onkel, die einen gemeinsamen Betrieb leiteten, ihr Kontor hatten.

Ich gestehe, daß mir schon immer ein wenig unbehaglich zu Mute gewesen war, wenn ich daran dachte, daß ich selbst einmal Alleinerbe dieses Unternehmens sein würde, und überlegte nun, daß jeder, der wirklich einmal etwas leisten will, seine Laufbahn ganz von unten an beginnen soll. Also klopfte ich Alexander, dem treuen Pförtner, der schon so alt war, daß er die meiste Zeit schlafend seinen Dienst versah, auf die Schulter und sagte ihm, er möge ein wenig spazieren gehen, indessen ich selbst ihn vertreten würde. Er war über mein Anerbieten mehr erstaunt als erfreut und entfernte sich kopfschüttelnd.

Ich war nun Pförtner und erfüllte meine Aufgabe so gewissenhaft, daß alle ankommenden sichtlich erfreut waren über den freundlichen Empfang, der ihnen zu Teil wurde.

Schon seit zwei Stunden versah ich mein Amt, als plötzlich zwei Herren, die sicher sehr gute Geschäftsfreunde meines Vaters und meines Onkels waren, da sie sich ohne Anmeldung vor knapp zehn Minuten in das Kontor begeben hatten und nun von dort zurückkamen, mich aufforderten, sie möglichst rasch zur nächsten Droschken-Haltestelle zu führen.

‚Wohin wollen Sie fahren?' fragte ich höflich.

‚Wir müssen um jeden Preis noch den Schnellzug erreichen, der schon in fünfzehn Minuten abgeht.' Da wußte ich, daß nun meine Stunde geschlagen hatte. Jetzt konnte ich klar beweisen, wie ernst es mir mit meiner Wandlung war.

‚Bitte steigen Sie ein', bat ich die Herren. ‚Wenn Sie es gestatten, bringe ich Sie mit meinem eigenen Wagen zum Bahnhof.'

Sie zweifelten zuerst daran, ob ich den kürzesten Weg zum Bahnhof kennen würde und auch rasch genug fahren könnte. Aber schnell hatte ich ihre Bedenken zerstreut, ich fuhr ein geradezu mörderisches Tempo und war bereit, alle Strafmandate in Kauf zu nehmen, galt es doch den Geschäftsfreunden meines Vaters einen Gefallen zu erweisen. Wenige Minuten vor Zugabgang erreichten wir den Bahnhof und, um meiner Höflichkeit die Krone aufzusetzen, schleppte ich die schweren Koffer der beiden Herren den Bahnsteig entlang."

Da schwieg der Erzählende plötzlich und es war mir, als erwarte er eine anerkennende Bemerkung.

„Und warum sind Sie dann nicht fortgefahren höflich zu sein, nach einem so glücklichen Anfang?" fragte ich tadelnd.

„Mein Herr!" sagte der Mann mit dem kindlich offenen und gutmütigen Blick lächelnd, warf eine Münze auf den Tisch und stand auf: „Bevor Sie gute Lehren geben, lassen Sie mich zu Ende erzählen!" Und schon im Fortgehen beendete er seine Geschichte:

„Als ich mit dem Auto zurückkam, mußte ich erfahren, daß mein Vater und mein Onkel von den beiden Herren, die ich so rasch und höflich zur Bahn gebracht hatte, ermordet und beraubt worden waren."

Hans Breiteneichner

DER ZEIGEFINGER / VON HELMUT KINDLER

Es nutzt nichts, daß der Mensch gut und gerecht ist, solange ihm das Gegenteil bewiesen wird. Wenn jemand zu der alten Gabriele sagte: „Welch herrlicher Sonnenschein heute!" so zog ganz gewiß in diesem Augenblick eine Gewitterwolke blitzschnell über die Landschaft, und Gabriele sah den Lügner vernichtend an. Wenn ein andrer jemand sagte: „Sieh, welche herrlichen Birnen ich eingekauft habe", und er öffnete die Tüte, so hatte ganz gewiß der Händler irrtümlicherweise Äpfel eingepackt. Gabriele war lang und dünn. Sie wandelte dahin als erhobener Zeigefinger des ungefähr gleichnamigen Erzengels. —

Als Herr und Frau Schwind ihre neue Wohnung bezogen, waren sie fröhlich. Kein Nachbar über, neben und unter ihnen! Als das letzte Möbelstück gestellt war, schlug Herr Schwind aufatmend die Wohnungstür zu, umfaßte seine junge Frau und tanzte mit ihr durch die Wohnung. Dann gingen sie beide schlafen; denn es war später Abend. Lachend und singend standen sie am nächsten Vormittag auf, zwei lustige Vögel im lauschigen, ungestörten Nest. Scherzend nahm Herr Schwind die Milchkanne, neckend schrieb ihm sein junges Weibchen einen Einholezettel aus, tändelnd gingen beide bis zur Wohnungstür. „Hallo!", sagte Herr Schwind — denn er bekam die Tür nicht auf. „Nana!" sagte seine Gattin und schaffte es auch nicht. Die Tür hatte ein Sicherheitsschloß besonderer Eigenart. Es schnappte ein, wenn man die Tür schloß, aber es schnappte durchaus nicht mehr auf. „Nun müssen wir immerzu allein hier oben sein!" rief die junge Frau mit so entzückendem Klagelaut, daß Herr Schwind sie erst abküssen mußte, bevor sie lachend und übermütig das Sicherheitsschloß angriffen.

Eine Stunde später lachten sie zwar auch noch übermütig, aber es kam nicht mehr recht vom Herzen. Lauschige Nester machen hungrig. „Versuche doch, das ganze Schloß abzuschrauben", schlug die Frau vor. Da kein Handwerkzeug da war, versuchte es Herr Schwind mit dem Taschenmesser, der Nagelfeile, dem Küchenbeil und dem Metall-Aschenbecher. Das Schloß blieb hartnäckig. Herr Schwind versuchte es weiter mit dem Schöpflöffel, dem Namensschild, dem Schuhanzieher ... Das Schloß blieb hartnäckig. Es war zwölf Uhr. Frau Schwind hatte inzwischen an die Wände geklopft, zwei Weinkrämpfe bekommen und einen Wutanfall. Um zwei Uhr endlich, als Herr Schwind schon aus zweiundzwanzig Schrammen blutete, mehrmals das Schloß mit den Fäusten bedroht hatte und noch einige Küchen- und Speiseinstrumente zu Altmetall verwandelt hatte — um zwei Uhr endlich tönten Schritte auf der Treppe.

„Wohnt hier Schwind?"

„Jawohl!"

„Hier ist ein Telegramm. Machen Sie auf."

„Ich kann nicht. Machen Sie das Telegramm auf."

„Ich darf nicht."

Nach fünf Minuten war der Postbote hinreichend überzeugt, daß ein Telegramm aufgemacht werden durfte, wenn eine Tür nicht aufgemacht werden konnte. Er las vor: „Ankomme 16 Uhr 25 Hauptbahnhof. Tante Gabriele". Er versprach noch, einen Schlosser zu schicken. Seine Schritte verhallten.

„16 Uhr 25", murmelte Herr Schwind dumpf. „Tante Gabriele! Sie verzeiht es nie, wenn ich nicht auf dem Bahnhof bin." — „Was geht mich deine Tante Gabriele an!" heulte die junge Frau, „kann ich sie vielleicht essen? Und ich muß was essen. Ich habe Hunger!" — „Ich habe auch Hunger! Ich arbeite jetzt schon vier Stunden!" — „Arbeiten? Arbeiten?" erwiderte die Gattin und wies höhnisch auf die verbeulten, verbogenen, zersplitterten Küchen- und Speisegeräte.

Um drei Uhr klopfte es draußen. „Ich bin der Schlosser!" Aufatmend setzte ihm Herr Schwind den Tatbestand auseinander. „Aha!" sagte der Schlosser, „hat die Führung eine Kerbe?" Noch nie war Herrn Schwind aufgefallen, daß ein Schloß eine Führung und eine Führung eine Kerbe haben konnte. Dieses Schlosses Führung hatte sogar zwei Kerben, und Herr Schwind war beinahe stolz darauf. „Wieviel Federn hat das Schloß?" fragte der Meister von draußen. — „Das weiß ich nicht." „Dann leuchten Sie mit einem Streichholz hinein und zählen Sie die Federn."

Herr Schwind versuchte es. Nun ist nur eins möglich: entweder hat man das Auge am Schloß und will die Federn zählen, was aber wegen Lichtmangels unmöglich ist — oder aber man hat das Streichholz mit Licht am Schloß, dann kann man nicht mit dem Auge heran. Nachdem zwei Schachteln Streichhölzer verbraucht und vier Fingerkuppen verbrannt waren, sah Herr Schwind, daß sein Schloß mehr Federn als ein Hahn im Schwanz hatte. „Aha! Ich komme wieder", sagte der Meister. Die Schritte verklangen.

Er kam nach einer Viertelstunde wieder und versuchte einiges. Die Schritte verklangen. Er kam bis 15 Uhr 45 alle zehn Minuten, sprach einige Trostworte und verschwand. Dann kam er nicht mehr wieder. Bis 16 Uhr 25 stand Herr Schwind vor dem Schloß, bedrohte es mit gräßlichen Sachen, verbog die letzten sechs silbernen Kaffeelöffel und brach dann zusammen. Es dröhnte fürchterlich, als er auf die angespeicherten Altmetallberge stürzte. Frau Schwind hatte dem Kanarienvogel den Mauser-Kuchen entwendet und knapperte daran.

Gegen fünf Uhr erzitterte die Treppe. Tante Gabriele kam herauf. Sie klingelte energisch. „Ich kann nicht aufmachen, Tante", wimmerte Herr Schwind, „ich konnte auch nicht zum Bahnhof kommen, weil ich das Sicherheitsschloß nicht aufbekomme."

„Lüge nicht!" entgegnete die Tante streng, „versuche es mit irgendeinem Schlüssel."

„Es ist ein Kunstschloß, liebe Tante."

Stille. Dann hörte man Tantes Schlüssel klappern. Dann schnappte ein Schloß artig zurück, und der erhobene Zeigefinger Gabrieles stand sichtbar im Türrahmen. —

Es nutzt, wie gesagt, gar nichts, daß der Mensch gut und gerecht ist, solange ihm das Gegenteil bewiesen wird!

Seiltänzerin

Von Wilhelm Pleyer

Prahlenden Schrittes tanze ich hin
Über das schwingende Seil.
Sie schauen alle, wie schön ich bin,
Und alle, als wäre ich feil.

Perlen glitzern an meinem Leib,
Aber sie sind nur Glas;
Heller blinkt zum Leidvertreib
Meine Haut, den Herren zum Spaß.

Aber bis heute gehör ich noch mir,
Bis heute bin ich noch firm;
Ich falle noch nicht, ich balancier'
Mit meinem roten Schirm.

Lächeln, es klebt ja wie gelber Schaum,
Ekeler Beifall tost.
Kußhände werfe ich in den Raum
Einem, der mich erlöst.

Good morning

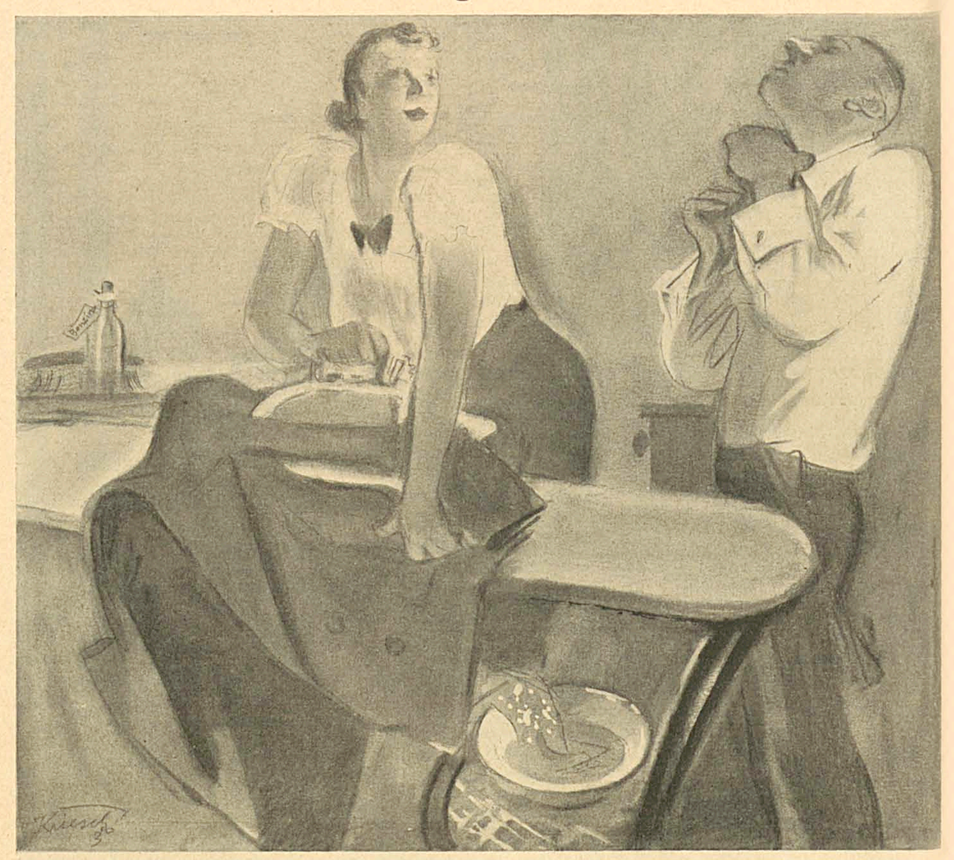
(Erich Schilling)



„Goddam, schon wieder verschlafen! Jetzt nur rasch in die Hosen, damit ich wenigstens eine Faust in der Tasche machen kann!"

Fast unglaublich!

(R. Kriesch)



„Sag mal, was ist denn das in der Rocktasche?" — „Ach, das ist der Steuerbescheid!" — „Was? Den schicken sie jetzt in 'nem parfümierten Kuvert!"

Wahre Geschichten

Auf dem Dampfer ist eine Leihbücherei, der steht ein höfliches Herrchen vor, mit dem ich kürzlich ins Gespräch kam. Auf den ersten Laut hin konnte ich mit Vergnügen feststellen, daß er auch aus Sachsen, wenn nicht gar aus Birna stammte.
„Sie sind Sachse?" fragte ich der Höflichkeit wegen.
„Nu, wodran mergen Se denn das?"
„Nu, an der Schbrache", erwiderte ich.
Darauf er, ganz verzweifelt:
„Na, heern Se, ich weeß nich, wie das gommt, ich bin nu schon 35 Jahre bei der Seefahrt, aber die Schbrache werd mer nich los!"

*

Folgende Geschichte wurde mir von einem amerikanischen Freund erzählt, als er unlängst von einer Japanreise zurückkehrte.
Er klagte darüber, daß die japanische Sprache im wahrsten Sinne des Wortes ein Ungeheuer sei. Jede andere Sprache sei relativ schnell zu erlernen. Für das Japanische indessen brauche man lange Monate, um sich auch nur die notwendigsten Alltagsworte einzuprägen.
Mein Freund hatte gelernt, daß „Dozo" etwa dem deutschen „bitte" und „Arigato Gozaimasu" etwa dem deutschen „danke sehr" entspricht. Bei Gelegenheit nun lernte er auch den japanischen Ausdruck für den Morgengruß: „Ohio".
Au fein, dachte mein amerikanischer Freund, dieses Wort werde ich nie vergessen. Einer unserer nordamerikanischen Staaten heißt doch so.
Doch bereits am nächsten Morgen kam er in Nöte. Er war in einem japanischen Hause zu Gast, und es lag ihm sehr viel daran, gerade hier japanisch „Guten Morgen" zu sagen. Er trat ins Frühstückszimmer, auf einmal jedoch fiel ihm nicht mehr ein, was er sagen wollte. Unschlüssig blieb er stehen, zerbiß sich die Lippen und kratzte sich am Hinterkopf. Sicherlich hat er auch einen amerikanischen Fluch vor sich hingemurmelt. Zu dumm war es, so ein schlechtes Gedächtnis zu haben!
Plötzlich ging jedoch ein frohes Leuchten über sein Gesicht und sich nach allen Seiten verbeugend, rief er laut: „Texas...! Texas!" R. J.

*

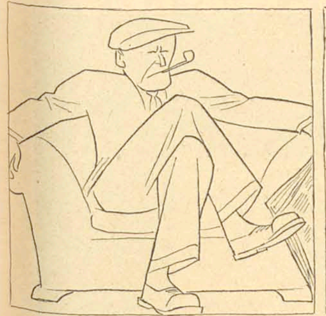
Des Löwen Fell

„Und was wünscht du dir zum Geburtstag?" fragte der Vater in echter Sonntagslaune beim Frühstück.
„Einen kleinen Löwen!" antwortete der Vierjährige.
„Noch einen?" — „Einen lebendigen!"
„Wenn wir Millionäre wären", rief der Vater, „weiß Gott, der Junge sollte seinen Löwen haben!"
Aber die Mutter erhob sich zornig und sprach: „Solange ich lebe, kommt mir kein Löwe ins Haus!" D. P.

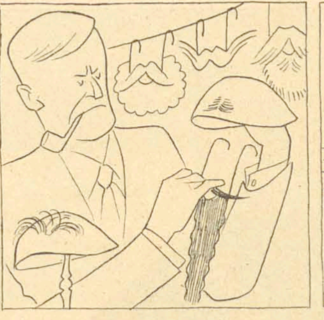
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Sherlok Holmes erledigt

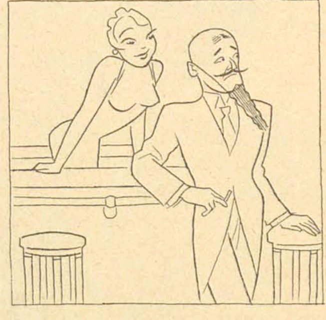
(Karl Arnold)



Sherlok Holmes dachte zwei Minuten scharf nach und stellte fest: der Juwelendieb sitzt heute abend in der Orient-Bar!



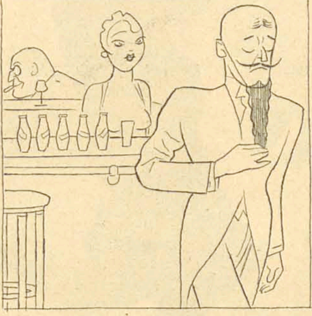
Sogleich begab er sich in sein Verwandlungskabinett und wählte für diesen Abend Bart mit Cutaway.



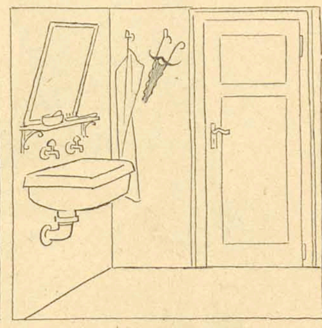
Kurz darauf saß er als Conte de Cavalier bei der blonden Sonja, an der Theke der Orient-Bar.



Perfekt französisch sprechend, bestellte er einen Gin Flip und stellte fest: Der dicke Herr an der anderen Seite des Bartisches ist Jimy Ripper, der gesuchte Juwelendieb.



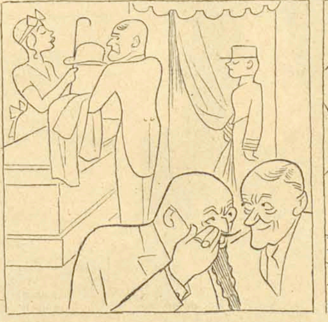
Mit Sonja fröhlich plaudernd trank Sherlok Holmes noch mehrere Whisky-Soda und so geschah es, daß er einmal weg mußte.



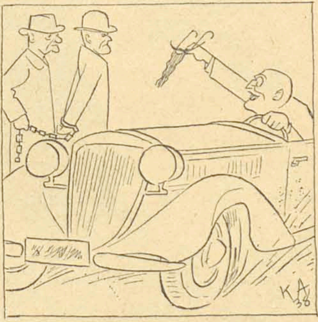
Ganz vertieft in seine Rolle als Kavalier mit guten Manieren, hing er im Vorzimmer der Toilette seinen Bart ab.



Jimy Ripper, der sich nachschlich, sah den Bart und dachte: „Aha, also doch der Holmes", hing den Bart selbst um und ging zurück zu Sonja.



Als sich aber der große Detektiv zur Garderobe schlich, um schnell das Lokal zu verlassen, holte der Juwelendieb den Hausdetektiv herbei und sagte: „Mein Name ist Sherlok Holmes. Der Herr, der eben seine Garderobe verlangt, ist der gesuchte Juwelendieb Jimy Ripper, sofort verhaften!"



Der Hausdetektiv legte Sherlok Holmes die Handschellen an und stieß ihn hinaus in die dunkle Nacht. Der Juwelendieb aber sprang schnell in sein Auto, schwang fröhlich den Bart und rief: „April, April, Mister Holmes!"

Der Benimm

(K. Heiligenstaedt)



„Sag mal, Trude, soll ich den Hut ablegen, wenn ich Rudi besuche?"
„Weißt du, das mit dem Hut ist eigentlich Nebensache!"

München, 10. April 1938
43. Jahrgang / Nummer 14

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



(E. Thöny)

Der Führer ruft und alle, alle kommen!

(Wilhelm Schulz)



Die Damen, die mit Floras Kindern handeln

Immer wieder staune ich über die Bilder und Zeichnungen, die Kupferstiche, auf denen schöne Blumenmädchen dargestellt sind. In allen Galerien hängen sie, in den Mappen aller Kupferstichkabinette sind sie zu finden und über manches Bett altrenommierter Hotels streuen sie Rosen auf den wohlverdienten Schlaf der Geschäftsreisenden und den mindestens ebenso verdienten Schlaf verliebter Paare. Aber wenige achten ihrer, weder die Geschäfts- noch die Hochzeitsreisenden. Und doch, wie lieb sind jene Mädchen, jene schönen Gärtnerinnen, jene Pomonen und Apfelspenderinnen, denen es nicht nur aus dem Füllhorn reichlich quillt, und die mit schicklichem Blick um Entschuldigung bitten wegen der Fülle, die sie ringsherum verbreiten und die sozusagen nicht ihre Schuld ist, sondern auf die Rechnung geschrieben werden muß irgend einer Fruchtbarkeit bringenden antiken Gottheit.

Ich liebe diese gemalten Blumenmädchen. Sie haben in ihrer Verschämtheit meist einen Zipfel ihres Gewandes hochgehoben und zeigen damit etwas mehr, als zu ihren Zeiten in der besseren Gesellschaft üblich und erlaubt war. Damit wollen sie dem Beschauer deutlich machen, daß sie vollkommen unschuldig sind und somit vom Lande, denn das deckte sich anscheinend mit der Phantasie der damaligen Künstler. Werden halt auch in jenen Zeiten sehr weltfremd gewesen sein, die Herren Künstler, oder haben vielleicht auch damals nur so getan.

Wenn es aber keine Damen mit Füllhörnern sind, so haben sie ein Körbchen in der Hand, sehr bescheiden und etwas achtlos, denn es fallen ihnen immer ein paar Blümchen seitwärts herunter, aber die Kleinen achten ihrer nicht. So schleudern sie mit der Ware und kämpfen nicht gegen den Verderb. Sie haben ja davon so viele daheim in ihren sauberen Gärtchen, die losen Schelminnen. Sie wissen ja nicht, wie hoch Narzissen in der Großmarkthalle stehen. Floras Kinder sind nicht gebündelt, auf daß die Portion fünfzig Pfennig koste.

Wie auf einem kalten Büfett sind die Blumen dargereicht, à Diskretion, und man sieht den Mädeln an, daß sie der gutzahlenden Gesinnung des Käufers restlos vertrauen. Der ambulante Handel mit frischen Blumen war da noch gar nicht organisiert und jede dahergelaufene Bauerndirn konnte anscheinend Offerte machen in Neuheiten auf dem Frühlingsmarkt. Sehr wirre Zeiten das!

Oder sollten die Maler da wieder mal geschwindelt haben? Ich habe gewisse Bedenken, und das kommt daher: Wenn ich nämlich so umherschaue, fehlt's bei mir an den echten rechten Blumenmädchen im Revier. Am Blumigen fehlt's. Die biedere alte Blumenfrau an der Ecke — nein, die kann nicht gemeint sein. Wenn ich sie vergleiche mit den bemalten Leinwänden von damals, möchte ich glauben, so könnte sie vielleicht früher gewesen sein, vor fünfzig Jahren, halt ein Jugendbildnis.

Also überall wo ich den freihändigen Vertrieb der angefallenen Frühlingsboten sehe, wird er von älteren Damen gehandhabt, die mit gar nicht so erstaunten Augen über ihr Blumenkörbchen blicken. Man möchte ihnen nicht ohne weiteres Hilfe in der wilden, fremden Welt anbieten, um sie vor Gefahren zu schützen. Sie wissen ganz allein, daß die Portion Veilchen fünfzig Pfennig kostet.

Ich sah sogar einen Mann, einen leibhaftigen Mann, mit einem Blumenkörbchen umhergehen. Er trat an einen Tisch, an dem vier Herren Skat spielten, und gerade, als der eine mit seinem Herz-As dem andern einen blanken Zehner wegstechen wollte, ermunterte ihn der Schwiegersohn Floras zum Ankauf. Der Mann konnte in diesem Augenblick über stockenden Geschäftsgang klagen. Wie anders wäre es gewesen, wenn eine holde Mädchenblüte herangeflattert wäre! Ach, ganz anders, denn auch in der Brust des harten Skatspielers wohnt ein weiches Herz gegen junge Mädchen, selbst dann, wenn er gerade einen blanken Zehner wegstechen kann.

Ach, wo seid ihr geblieben, ihr lieblichen Gestalten der erfindungsreichen Ölmalerei. Ich finde euch nicht mehr am Leben, ihr Kindergärtnerinnen Floras mit dem verschämt geschürzten Röckchen. Oder sollten wirklich auch damals ältere Herren mit Frühlingsblumen gehandelt haben, und nur die Maler haben's sich anders gedacht? Foitzick

Kurios

Von Ratatöskr

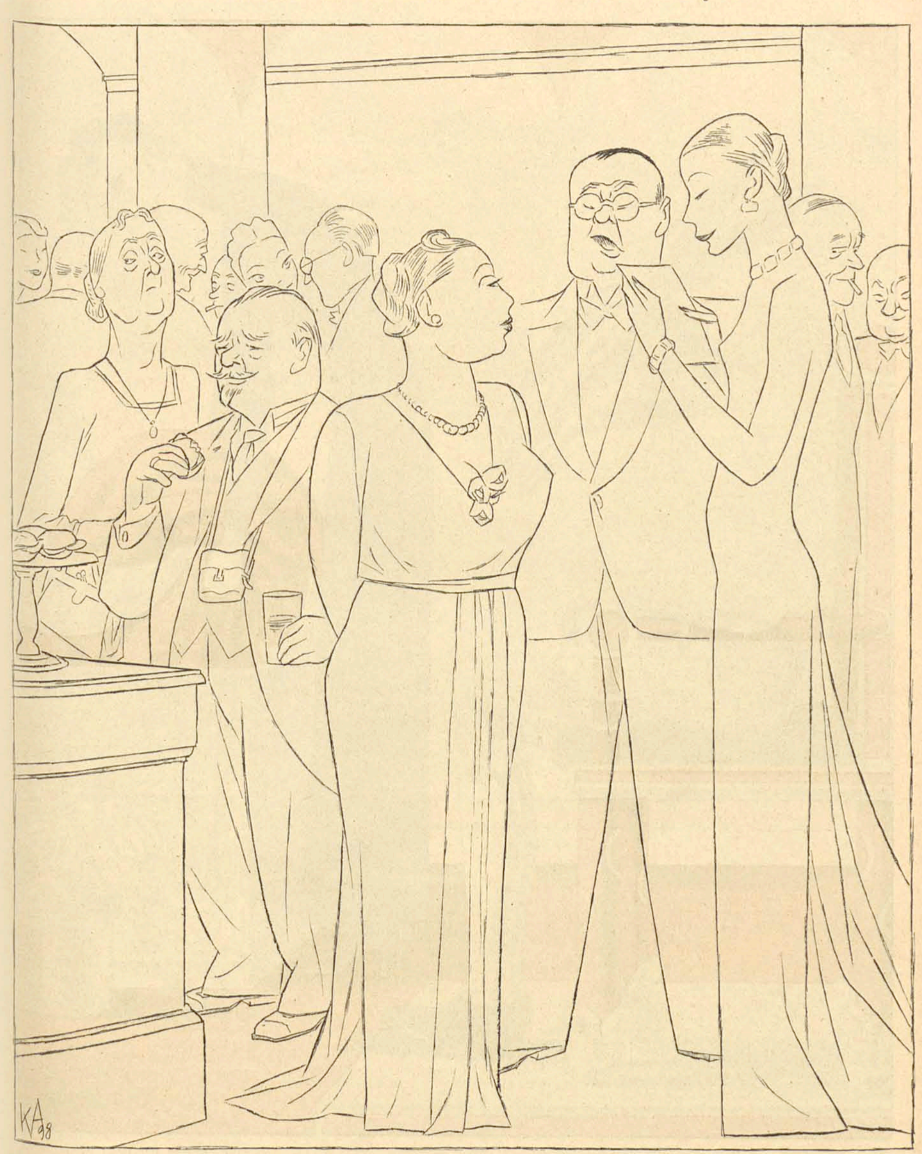
Grad strich das Fräulein Glück vorbei
und legte ihr ersehntes Ei
— in unsrem Fall das große Los —
wem andrem in den offnen Schoß.

Verschnupft kratz' ich mich hinterm Ohr.
Da pocht schon Fräulein Pech am Tor
und liefert treu und unentwegt,
wodrauf man keinen Wert nicht legt.

— Mit Damen geht's oft wunderlich:
die, so du liebst, die schneidet dich.
Und die du nicht verknusen kannst,
kommt unermüdlich angewanzt.

Theaterwissenschaft im Foyer

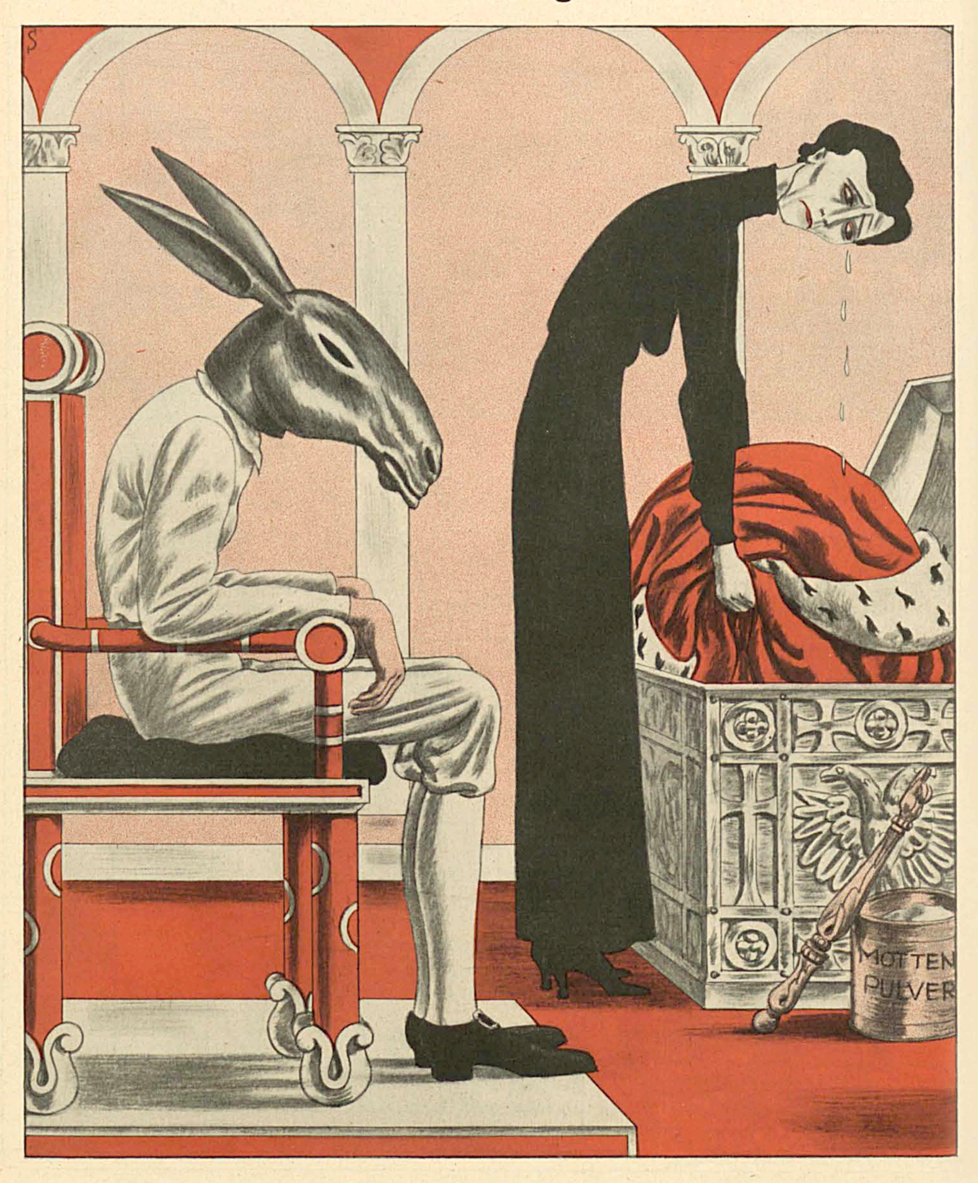
(Karl Arnold)



„Am Anfang war das Wort, später kam die Meinung des Regisseurs dazu und danach die Auffassung des Schauspielers. Sieger im Kampf um die dramatische Kunst blieb aber der Bühnenbildner, die Kulisse."

Palmsonntag 1938

(Erich Schilling)



Zum Kaiser von Österreich reicht es für Otto von Bourbon-Parma
ja nicht, aber doch wenigstens zum österreichischen Palmesel.

Kleine Korrektur

(R. Kriesch)



„Übern kurzen Weg steht dir eine weite Reise bevor und übern langen Weg ein schwarzer Herr . . .“ — „Hör mal, die Reihenfolge kann nicht stimmen, er muß doch die Reise bezahlen.“

Chiarastellas Abenteuer Nr. 34

Von Achille Campanile

Auf meinen langen Reisen — begann neulich Chiarastella wieder einmal zu erzählen — kam ich eines Tages in ein Land, in dem die Bäume anstatt Blätter... na raten Sie 'mal, was trugen?... Schinkenscheiben. Dort lernte ich ein Mädchen kennen, das schön wie ein Sonnenstrahl war. Sie hörte auf den entzückenden Namen Barberina. Wir liebten uns. Es war im April. In Zartheit fest umschlungen durchstreiften wir die Wälder, wo eben die Schinkenscheiben an den Zweigen hervorzusprießen begannen. Dann wurde Barberina krank. Der Arzt wurde gerufen. Er untersuchte sie und dann nahm er mich bei Seite, schüttelte den Kopf und sagte: „Sie wird diese Welt verlassen, wenn die Schinkenscheiben von den Bäumen fallen.“ Ich unterdrückte ein Schluchzen und bemühte mich, meiner Liebe die traurige Wahrheit zu verbergen. „Du wirst genesen“, sagte ich zu ihr, „und wir werden wieder zusammen über die Wiesen laufen.“ Aber Barberina hatte ihr Schicksal in meinen Augen gelesen, denn sie sagte nichts. Eines Tages kam durch das große offene Fenster, das auf den Garten ging, etwas Leichtes hereingeflogen und wehte ihr in den Schoß. „Schau“, sagte sie mit dem traurigen Lächeln desjenigen, der weiß, was man ihm mitleidig verbirgt, „. . . vom Winde verweht . . . es ist eine Schinkenscheibe.“ „Aber nein, Liebes“, antwortete ich eifrig mit zärtlichem Betrug, „es ist eine Scheibe Salami.“ Um sie zu verbergen, wollte ich die Schinkenscheibe essen. Aber Barberina hielt mich zurück: „Laß es“, sagte sie, „sie hat sich vom Baum unter meinem Fenster gelöst, der bald kahl sein wird, und ich werde dich verlassen.“ — „Ich sage dir doch, es ist Salami.“ — „Es ist Schinken.“ — „Was für ein Eigensinn! Probiere!“ Wir teilten die Scheibe und aßen sie mit gutem Appetit. In die Enge getrieben, versuchte ich noch eine Finte. „Es scheint mir Pökelfleisch zu sein“, murmelte ich. Dieser Zweifel erfüllte die Kranke mit neuem Leben und sie rief: „Meine schönsten Kleider her! Ehe die schönen Tage vorüber sind, will ich noch einmal mit dir ausgehen.“ Und dann wanderten wir durch den Garten und sprachen von der Vergangenheit. Es war Herbst und die Schinkenscheiben lösten sich von den Bäumen, wirbelten durch die Luft und schwebten zu Boden, auf Barberinas Kleid, auf meine Wangen. Zuweilen, während wir schwiegen, fing ich eine auf, um sie insgeheim in den Mund zu stecken. Um sie zu vernichten. Und als Barberina mir auf dem Boden den Teppich von Scheiben zeigte, wiederholte ich meine mitleidige Lüge: „Es ist Pökelfleisch.“ Aber Barberina probierte sie alle und weinte, weinte, weil sie schmeckte, daß es Schinkenscheiben waren. Am nächsten Tag gingen wir wieder spazieren, ich wieder am Lügen und Barberina wieder am Schmecken. Und so ging es fort, bis die Bäume ganz kahl vor dem wolkenverhangenen Himmel standen. Als uns eines Tages der Arzt sah, erstarrte er: „Noch am Leben?!“ rief er mit liebenswürdiger Überraschung. „Die Schinkenscheiben sind gefallen, und Barberina hat sie gegessen.“ Sie war völlig genesen. Im Frühling liefen wir wieder über die Wiesen. Die Sonne drang durch die zarten, rosigen Schinkenscheiben der Bäume, und die Vögel hüpften jubelnd von Zweig zu Zweig.

DIE DOPPELTE POINTE

VON HANS BREITENEICHNER

Leute, die regelmäßig Kurzgeschichten lesen, sind sehr anspruchsvoll. Eine Geschichte ohne eine gute Pointe mag in ihren Augen einem Huhn gleichen, das zwar laut gackert, aber kein Ei legt. Sie gehören, mit Verlaub gesagt, zu den Materialisten unter den Lesern. Es soll noch einige andere Leser geben, die sicher nicht gerade das Gackern eines Huhnes, aber andere Töne schätzen, wenn sie in ihre Lektüre vertieft sind, und dann gar keinen Hunger mehr nach einem Ei verspüren. Für sie ist, leider, diese Geschichte nicht geeignet, denn sie soll ein Huhn darstellen, das gleich zwei Eier auf einmal legt, oder, um mit den „Zünftigen" zu sprechen, eine Begebenheit berichten, die eine doppelte Pointe aufweisen kann.

Was unter einer doppelten Pointe zu verstehen ist? Herr Georg Yest, zweiunddreißig Jahre alt und von Beruf Rechtsanwalt, könnte dafür die beste Erklärung geben, wenngleich es sich dabei um keine juristische Frage handelt, sondern um die Klarstellung eines Vorfalles privater Natur zwischen ihm und seiner ihm rechtlich angetrauten Gattin Gina und dem altbekannten Dritten.

Um gleich bei dem Dritten zu bleiben: Er hieß Tom Serva, war Kunstmaler und immer noch Georg Yests Freund. Ob er auch immer noch Frau Yests Freund war? Diese Frage einmal klar beantworten zu können, war Rechtsanwalt Georg Yest schon seit seiner Verheiratung bemüht. Vorher jedenfalls waren Gina und Tom Serva einmal aufs engste befreundet gewesen und man sagte, sie würden sich niemals getrennt haben, wenn sie vorher schon gewußt hätten, daß Tom Serva, wie es nun durch eine überraschende Erbschaft geschehen war, einmal in die Lage käme, Gina in absehbarer Zeit zu heiraten. Kein Wunder also, daß Georg Yest manchmal etwas beunruhigt war, zumal ihm Gina ihr Jawort ziemlich überstürzt gegeben hatte.

Herr Yest hatte gut zu Mittag gegessen, es war halb drei Uhr am Nachmittag, als er dann auf dem Weg in sein Büro unerwartet und noch in der Nähe seiner Wohnung mit Tom Serva auf der Straße zusammentraf.

„Was tust du hier in dieser Gegend und um diese Zeit, mein Bester?" begrüßte Georg Yest nicht ohne Mißtrauen Tom.

„Ich gehe spazieren, alter Junge!"

„Spazieren?"

„Wenn du daran zweifelst, daß ich keine Zeit dazu hätte, würde ich mich freuen, dich zum Beweis dafür ein Stück begleiten zu dürfen", lächelte Tom.

Aufatmend nahm Georg Yest den Vorschlag des Freundes an. Seine heimliche Befürchtung schien also doch grundlos gewesen zu sein. Sie hatten ein gutes Stück Weges vor sich und unterhielten sich auf das lebhafteste. „Was gibt es hier Neues, und was dort, hast du in letzter Zeit X. wiedergesehen und was macht eigentlich D. seit langer Zeit?" Solche und ähnliche Fragen wurden gestellt und beantwortet, Berührungspunkte gemeinsamer Interessen gestreift, und als sie fast schon vor der Tür der Kanzlei angelangt waren, erzählte der Rechtsanwalt lachend noch dies:

„Hast du schon gehört, was Berry, unserm alten Freund Berry, vor einigen Tagen passiert sein soll? Er hatte einige Gäste, alles besonders gute Bekannte, es gab Kaviar, wie ich gehört habe, den besten, also wirklich echten Kaviar. Ein besonders dick bestrichenes Brot war übrig geblieben, als das Mädchen die Platte wegtragen sollte. ‚Wagt es wirklich niemand, das letzte Brötchen zu nehmen?' rief Berry laut, wie er nun einmal ist. Keiner wollte seine gute Kinderstube verleugnen. ‚Ich habe eine Idee', sagte Berry. ‚Ich lösche jetzt das Licht aus und wer noch Lust hat auf Kaviar, soll das Brot ohne unser Wissen, so lange es dunkel bleibt, essen. Einverstanden?' Alle stimmten zu."

„Und alle griffen nach dem Brot", sagte Tom ahnungsvoll.

„Das wäre nicht besonders originell", fuhr Georg Yest fort. „Horch lieber zu. Kaum war es dunkel, ertönte ein heftiger Schmerzenslaut. Natürlich wurde sofort wieder Licht gemacht, und nun, wer, denkst du, war mit einer Gabel an der Hand verletzt worden? Berry! Er selbst hatte am raschesten und gleich ohne Gabel zugegriffen. — Auf baldiges Wiedersehen!" Und lachend verschwand der Rechtsanwalt im Haus seiner Kanzlei.

Als Rechtsanwalt Georg Yest am Abend nach Hause kam, war Gina, seine Frau, besonders gut gelaunt.

„Bitte, nimm' noch diese Forelle!" sagte sie während des Essens.

„Aber ich habe wirklich kein Verlangen mehr danach. Es würde mich besonders freuen, wenn du sie dir nehmen würdest", erwiderte Georg Yest, der glücklich war, daß Gina so gute Stimmung hatte und in diesem Augenblick nicht mehr den leisesten Gedanken einer Eifersucht Toms wegen hegte.

„Wenn du wegen mir auf die Forelle verzichtest, werde ich dasselbe Mittel versuchen, das unser alter Freund Berry vor einigen Tagen angewandt hat, als sich seine Gäste nicht mehr an ein letztes Kaviarbrötchen wagten", drohte Gina lachend.

„Und welches Mittel wandte er an?" fragte Georg aufhorchend.

„Er löschte das Licht aus — und alle griffen zu!"

„Und alle griffen zu — —", sprach Georg Yest die Worte seiner Frau tonlos nach.

„Das Schönste kommt aber noch. Berry selbst hatte auch zugegriffen, und sogar am raschesten von allen. Er wurde mit einer Gabel an der Hand verletzt", verkündete Gina strahlend.

„Weißt du das bestimmt? Ich meine, was Berry betrifft, und die Verletzung mit der Gabel?" fragte Georg erblassend.

„Was machst du für ein Gesicht? Verstehst du es denn nicht, man muß doch darüber lachen! Das mit Berry ist doch die eigentliche Pointe, dies was er getan hat, ist echt Berry!" erklärte Gina eindringlich.

„Die Pointe", sagte Georg Yest sinnend. „Verdammt, das ist wirklich die Pointe."

Für Gina war es unverständlich, daß ihr Mann immer nur von der Pointe dieser Geschichte sprach, die sie ihm erzählt hatte, und dann sogar so weit ging, diese Pointe als Scheidungsgrund in Anspruch zu nehmen. Es kann nun leider in diesem Zusammenhang nicht mehr ganz unerwähnt bleiben, daß es gesetzlich immerhin einwandfreie Möglichkeiten gibt, die es zulassen, um der Harmonie und des menschlichen Glückes willen, auf einem Irrtum beruhende Verbindungen zwischen zwei Ehepartnern wieder zu lösen; und also auch Gina und Georg vor den Scheidungsrichter traten.

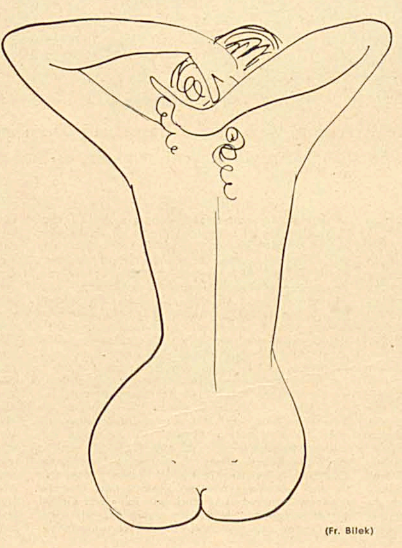
„Die Tatsache, daß Ihnen Ihre Frau eine Geschichte berichtet hat, die Sie wenige Stunden vorher Herrn Serva erzählt haben, ist noch lange kein Beweis dafür, daß Ihre Frau und jener Herr sich an dem fraglichen Tag getroffen haben. Bei dem großen Kreis Ihrer gemeinsamen Bekannten ist doch auch die Möglichkeit gegeben, daß Ihre Frau von einer anderen Seite den Bericht dieses Vorfalles zugetragen erhielt", griff der Gegenanwalt Georg Yest an.

Georg Yest schüttelte den Kopf: „Sie vergessen, Herr Kollege, daß die von meiner Frau erzählte Geschichte eine besonders gute Pointe hatte."

„Was kann uns schon in diesem Falle der Umstand, ob eine ihrem Inhalt nach vollkommen belanglose Geschichte eine gute, eine schlechte oder überhaupt keine Pointe hat, Bemerkenswertes zu sagen haben?" erwiderte Ginas Anwalt.

„Dies vielleicht, wenn die Pointe der Geschichte selbst sprechen könnte: Ich bin eine besonders gute Pointe und kann deshalb darauf verzichten, der Wirklichkeit entsprungen zu sein. Ich bin nur erdacht, nur erfunden." „Sie scherzen, Herr Kollege!"

„Leider, nein", sagte Georg Yest. „Denn die von meiner Frau erzählte Geschichte ist nur so weit wirkliche Begebenheit, als unser gemeinsamer Freund Berry das Licht auslöschte und das Kaviarbrot aufgegessen wurde. Daß er selbst zugegriffen hätte und dabei sogar mit einer Gabel an der Hand verletzt worden wäre, habe ich frei erfunden, weil es gut zu Berry paßt, und keinem anderen Menschen, das kann ich jederzeit beschwören, als Tom Serva erzählt. Sie sehen also, daß die Pointe der von meiner Frau erzählten Geschichte auch noch außerhalb dieser Geschichte eine Pointe war."



(Fr. Bilek)



Nun, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich einmal als Dichter zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einsendung im Rahmen dieser Serie veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihr Interesse sehr freuen. Delta Cigarettenfabrik, Dresden-A. 16.

SEHNSUCHT NACH EINSAMKEIT

VON KÄTE BIEL

Es war an der Elbe bei Blankenese, in einem der herrlichen Parks, die sich am rechten hügeligen Ufer hinziehen und seit hundert Jahren von Dichtern gepriesen werden.
Hier ging im zeitigen Frühjahr ein Liebespaar unter den hohen alten Bäumen spazieren, und das Szenarium war angenehm mit zwitschernden Vögeln, weiten, sanftgewellten Rasenflächen, buntleuchtenden Blumenbeeten und nur wenigen Mitspaziergängern ausgerüstet. Das Liebespaar wandelte etwas bedrückt in der blankaufgeschütteten Helligkeit; es sprach nichts Schönes mehr, nichts Gutes, nichts, das wenigstens halbwegs klug war, und auch nichts Heiteres oder Abgeklärtes: — heftig getrieben von einer Forderung der Physis strebte es unruhig dahin.
„Hier geht es!" sagte der junge Mann und blickte sich scheu um.
Das Mädchen seufzte leise. „Da kommen ja schon wieder Leute..."
Sie gingen schweigend weiter. Unten zur Seite schimmerte grausilbern die Elbe und um sie herum war ein Geruch von Erde, Sonne, Gras, Wasser und Wind, dem auch eine leichte Zugabe von Rauch und Industrie beigemischt sein mochte, aber das Liebespaar bemerkte von all dem nichts mehr, sondern dachte nur noch an das, was es tun wollte.
„Hier!" sagte der junge Mann an einer Wegbiegung. „Hier ist sogar eine Bank!"
„Und dahinter beginnt gleich wieder eine Rasenfläche..." murmelte das junge Mädchen nachdenklich, „und ich möchte wirklich nicht so — so in aller Öffentlichkeit —."
Der junge Mann war durchaus unzufrieden. „Diese immer wieder auftretende akute Spießbürgerlichkeit! — Was glaubst du denn? — Das tun hier doch alle!"
Aber die weibliche Hälfte des Liebespaares war schon weitergegangen. „Ich finde es unkultiviert, so einfach ohne irgendetwas... Drüben geht es vielleicht, bei dem alten Baum..."
Doch in der Nähe des umfänglichen Baumstammes genoß ein älterer Herr den schönen Tag, und so blieb dem Liebespaar nichts übrig, als verstimmt vorüberzugehen. („Begierde macht ernst", dachte der ältere Herr, ein Menschenkenner, halb in Mitleid und halb in Neid.)
Ärger hatte einen Teil der Selbstbeherrschung des jungen Mannes verschluckt. „Vorhin wolltest du es doch selbst auch, Liebling. Und es ist ja etwas ganz Natürliches!" sagte er verbittert.
Das junge Mädchen antwortete mit einer gewissen Schärfe. „Natürlich schon! — Aber ich bin es nicht gewohnt, bei einer derartigen Handlung besichtigt zu werden!"
Der junge Mann betrachtete seine hübsche und sehr elegante Begleiterin resigniert. Frauen waren in mancher Beziehung eben merkwürdig.
Angesichts der Schwierigkeit, einen ungestörten Platz zu finden, schien das Mädchen endgültig auf die Verwirklichung des vorhin gemeinsam Geplanten verzichtet zu haben. „Und wo soll man sich dann auch die Hände waschen?"
Der junge Mann seufzte tief. „Gut! — Du willst also nicht! — Dann legen wir die Dinger auf die nächste Bank und irgendein Mitmensch kann sich Gedanken darüber machen! — Lange kann ich nämlich auch nicht mehr warten, das Papier ist schon ganz fettig geworden..."
„Ja...", sagte das Mädchen zögernd. Und, nach dreißig Sekunden, „etwas Hunger habe ich übrigens doch!"
„Sie schmecken herrlich", murmelte er begeistert, „wenn sie so frisch aus dem Rauch kommen..."
Einige Augenblicke rang die hübsche und sehr elegante Begleiterin mit sich, weil man ja immer eine gewisse Zeit braucht, um die anerzogene Vorstellung von der Notwendigkeit von Bestecken, Tellern und zumindest Papierservietten zu überwinden. Dann sagte sie tapfer: „Ich glaube, hier sieht uns keiner..."
Und daraufhin aßen sie entschlossen jeder einen der zartfleischigen Elbaale, die sie vorhin unten an der Dampferbrücke erworben hatten, weil dort, solange Menschengedenken reicht, immer ein Mann steht und Aale verkauft. —
Und sie aßen nur unter Zuhilfenahme der eigenen Finger, lediglich in der Fleckenverhütung gemeinsam von einem sauberen Herrentaschentuch unterstützt, und obgleich sie nichts Arges taten, hatten sie doch das Gefühl, mit der Zivilisation nicht mehr Schritt zu halten, und deshalb gelang es ihnen auch nicht, die jähe Verlegenheit niederzukämpfen, die auftauchte, wenn ein Passant an der Bank vorüberkam und sich über das Liebespaar freute, das inmitten von Sonnenschein, Wind und Blütenduft Räucheraal etwas mühevoll verspeiste.

Der Mond

Von K. J. Uhl

Die Sterne goldgerüstet
Nun schwärmen in die Stube.
Wie zu der Hofmagd Bette
Den alten Mond gelüstet!

Nachtwind, der Kuppler, neiget
Das Fenster ihm zurücke.
Der Mond mit Bein und Haupte
Groß in die Kammer steiget.

Stolpernd überm Gestühle,
Darauf ihr Hemde ruhet,
Schwankt er in goldnem Rausche
Zum blau karierten Pfühle.

Der Wanderbursch

(Wilhelm Schulz)



Schön ist ein Reisewagen.
Auch wenn es mich nicht freut'
Müßt weit ich mit ihm fahren,
Wenn er ist voller Leut',

Die miteinander kramen
Laut ihre Sorgen aus,
Und ganz dabei vergessen
Die helle Welt da drauß.

Da möcht ich lieber wandern,
Für mich allein geschwind,
Beim Sonnenschein, beim Regen,
Auch wenn mich stößt der Wind.

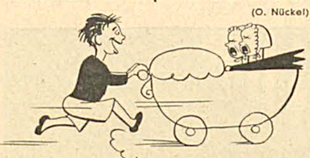
Die Berge, Wälder, Auen,
Der Vögel Lustgesang —
Leg ich mich abends nieder
Denk' ich daran noch lang!

Vielleicht kommt auch das Mädchen
Im Traum dann noch zu mir,
Das an den Hut mir steckte
Ein Blümelein zur Zier.

Wilhelm Schulz

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Der fünfjährige Karl hat als Geschwister ein Zwillingspärchen bekommen. Er darf sie, wenn die Mutter im Hausgarten arbeitet, im Wagen in dem eng begrenzten Vorgarten hin und her fahren. Einmal hört die Mutter ein lautes Schreien der Kleinen, und als sie besorgt aus dem Garten ruft: „Karlchen, was ist denn geschehen, du hast wohl gar den Wagen mit den Kindern umgeworfen?", beruhigt Karl die Mutter: „Nee, Mutti, es ist bloß ein halber Zwilling herausgefallen!"

*

Im Hause Wiezinger werden die Stützen gewechselt wie in einer anderen Familie die Hemden und am Wiezingerischen Herd ist noch keine Köchin so richtig warm geworden.

Frau Wiezinger schiebt diesen Massenkonsum an dienstbaren Geistern dem allzu pedanten, ewig nörgelnden Gatten in die Schuhe und im Stellenvermittlungsbüro, wo sich das postensuchende Hauspersonal mit Gesprächen über die Herrschaften die Zeit verkürzt, wird so mancherlei gemunkelt, was wahr sein kann oder auch nicht.

Als Frau Wiezinger wieder einmal mit einer neuen Stütze verhandelt, sagt sie beim Durchblättern der Zeugnisse:

„Anstrengend ist Ihre Tätigkeit bei uns nicht, und was meinen Mann betrifft ..."

„Oh, diesbezüglich hat man seine Erfahrungen!" meint die Neue.

„Mein Mann hat gewisse Eigenheiten, an die man sich gewöhnen muß."

„Das habe ich schon gehört, gnädige Frau!"

„Von wem?" zieht Frau Wiezinger die Brauen hoch.

„Von einem Hausmädchen, das bei Ihnen in Stellung war..."

„So, so...", sagt Frau Wiezinger, die gerade die Pedanterien ihres Gatten näher erklären wollte, erstaunt, „und die hat Ihnen von den Eigenheiten meines Mannes erzählt?"

„Und was sie mir alles erzählt hat", nickt die Stütze und setzt nach einer kleinen Verlegenheitspause hinzu, „— und deshalb möchte ich — gnädige Frau werden mich doch verstehen — bevor ich die Stellung annehme, den gnädigen Herrn zuerst sehen — wo er doch — nicht wahr — und — und — ich weiß ja nicht — ob er mir sympathisch ist!"

H. K. B.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 37: 16730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der Kunstfreund

(O. Gulbransson)

„Ja, was muß ich denn da drüben sehen?"

„Unglaublicher Naturalismus!"

„Dagegen muß man doch was tun!"

„So, jetzt kann ich es ruhig betrachten, jetzt ist es Kunst!"

OLAF GULBRANSSON

Zu spät

(K. Heiligenstaedt)



„Um fünf Uhr wollte er kommen, jetzt ist's sechs. Länger kann ich beim besten Willen nicht warten, überrascht zu werden."

München, 17. April 1938
43. Jahrgang / Nummer 15

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

In der ersten Blüte

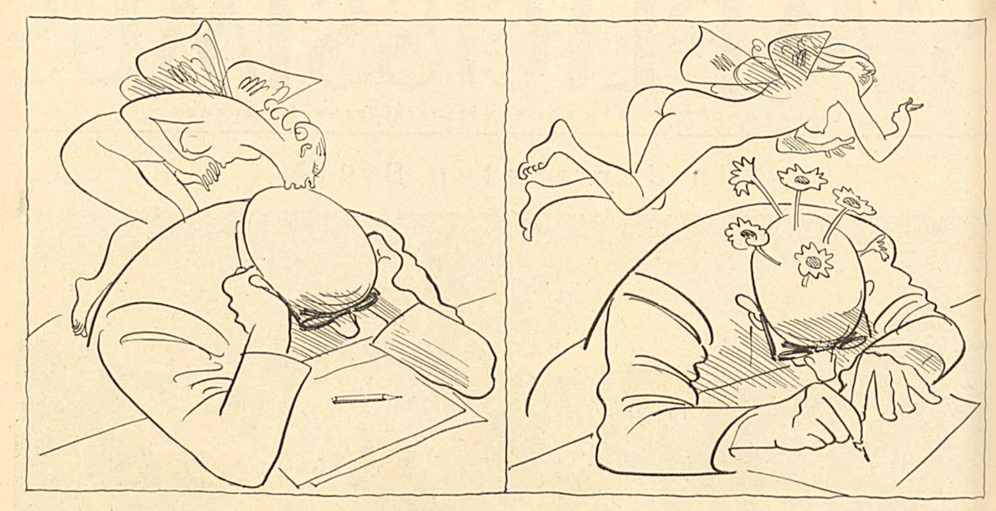
(Erich Schilling)



„Die Liebe bei den Blumen ist doch sehr poetisch, so mit Staubfäden und Bienen und Wind . . .“ — „Na, weißt du, für mich wäre das, offen gestanden, nichts!“

Der Kuß der Frühlingsmuse

(Fr. Bilek)



Was übrig bleibt

Von Walter Foitzick

Wenn irgendwo etwas abgerissen wird, muß ich immer an die Archäologen denken, mit Bedauern muß ich an die künftigen Ausgraber denken. Sie werden mit ihrer Wissenschaft des Spatens Schiffbruch erleiden. Sie werden nichts finden, um aus der Form eines Gefäßes auf unsere Kulturepoche schließen zu können. Wir sind zu gründlich mit dem Abbruch, wir sorgen nicht für die Wissenschaft kommender Jahrtausende.

Früher, also ganz früher, da gingen die Gebäude allmählich kaputt, versanken sozusagen im Erdboden, und an ihrer Stelle sprießten Gras und Gänseblümchen und Brennesseln und Holunder. Hier war es eine Lust, den Spaten anzusetzen, um für die Wissenschaft unersetzliche Werte zu bergen.

Gelegentlich wurde früher auch mal abgerissen, aber man war dabei sehr schlampig. Als nach den Perserkriegen in Athen Perikles die Akropolis neu aufbauen ließ, zertepperten die Athener einfach das alte Gelump, was droben stand, ebneten mit dem Bauschutt, den Götterfiguren, den Säulen und den Reliefs den ganzen Grund und bauten etwas Neues. Uns aber gaben sie damit Gelegenheit, die alte Kunst wieder auszubuddeln und die schadhaften Gottheiten in unseren Museen aufzustellen. Hätten wir sonst überhaupt eine Ahnung von der vorperikleischen Zeit, frage ich, wenn die Athener nicht so schlampig beim Abbruch gewesen wären?

Überhaupt der Schlampigkeit der Vorfahren verdankt die Wissenschaft viel. Nur verlorengegangene Steinbeile haben sich erhalten, und nur verschmissene und vergessene alte Münzen kann man ausgraben. Das Geld, das die Römer zu ihren Bankiers trugen, damit es dort Zinsen brächte, ist für uns wenigstens unwiederbringlich verloren. Aber das Salbgefäß, das die Lieblingssklavin der Claudia eines Morgens beim Staubwischen vom Toilettetisch feuerte und ihm dabei einen Henkel abbrach, das steht vermutlich heute noch in einem römischen Museum und hat drei Sternchen im Reiseführer. Die Lieblingssklavin gab ihm die Möglichkeit, ausgegraben zu werden, sie warf es nämlich über die Mauer in den Garten nebenan und sagte ihrer Herrin, sie könne sich durchaus nicht erinnern, jemals ein Salbgefäß mit Henkel gesehen zu haben.

Na, was die damit für die Wissenschaft geleistet hat! Die Wissenschaft sollte endlich einmal diesen ungetreuen Sklaven und Sklavinnen aller auszugrabenden Zeiten ein Denkmal der Dankbarkeit errichten.

Aber natürlich, daran denkt wieder niemand.

Bei uns arbeiten jetzt rasselnd die Greifbagger, zerbeißen Wände und Stuckdecken und zerkauen die Mauern ganz klein. Der Zahn der Zeit muß sich schämen, wenn er die eisernen Zähne der Bagger sieht. Der schlappe Kerl brauchte sicher ein paar Jahrhunderte, um mit so einem Gebäude fertig zu werden, und bis Gras darüber wächst, vergeht noch viel mehr Zeit.

Das machen wir alles in ein paar Wochen, und künftige Ausgraber werden nicht mal auf einen Maßkrugscherben stoßen.

Halt! Eins hätte ich fast vergessen: Die Matratzen. Wieso die Matratzen? Ja, sehen Sie, alles verdaut die Müllverwertung, nur bei den alten Matratzen scheint es zu hapern. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß um unsere Städte herum an wüsten Plätzen alte Drahtmatratzen abgelegt werden? Na sehen Sie, die bleiben vielleicht im Schoße der Erde übrig, und nach Tausenden von Jahren wird die Wissenschaft des Spatens vielleicht von einer Drahtmatratzenkulturstufe sprechen.

Dagegen sollte man rechtzeitig was tun.

Mit einem Osterei

Von Ratatöskr

Nimm's als ein freundliches Symbol.
Doch merke wohl:
ein Sinnbild und der wahre Sinn,
das deckt sich oft nur obenhin.

Meist, hat man's lang genug betrachtet,
kommt der Moment, wo man es schlachtet,
mit Salz und Schnittlauch überstäubt
und sich behaglich einverleibt . . .

Ich gebe gerne zu, es schmeckt.
Doch fragt sich's, war bloß dies bezweckt?

Drum hör' mal her!
Mir scheint vielmehr,
das Ei spricht warnend: „Brüder! Schwestern!
Ihr ruht gleich mir in euren Nestern,
und euer Ziel ist erst erreicht,
wenn einst ein Vöglein euch entweicht,
das zwitschernd in die Höhe fleucht . . .

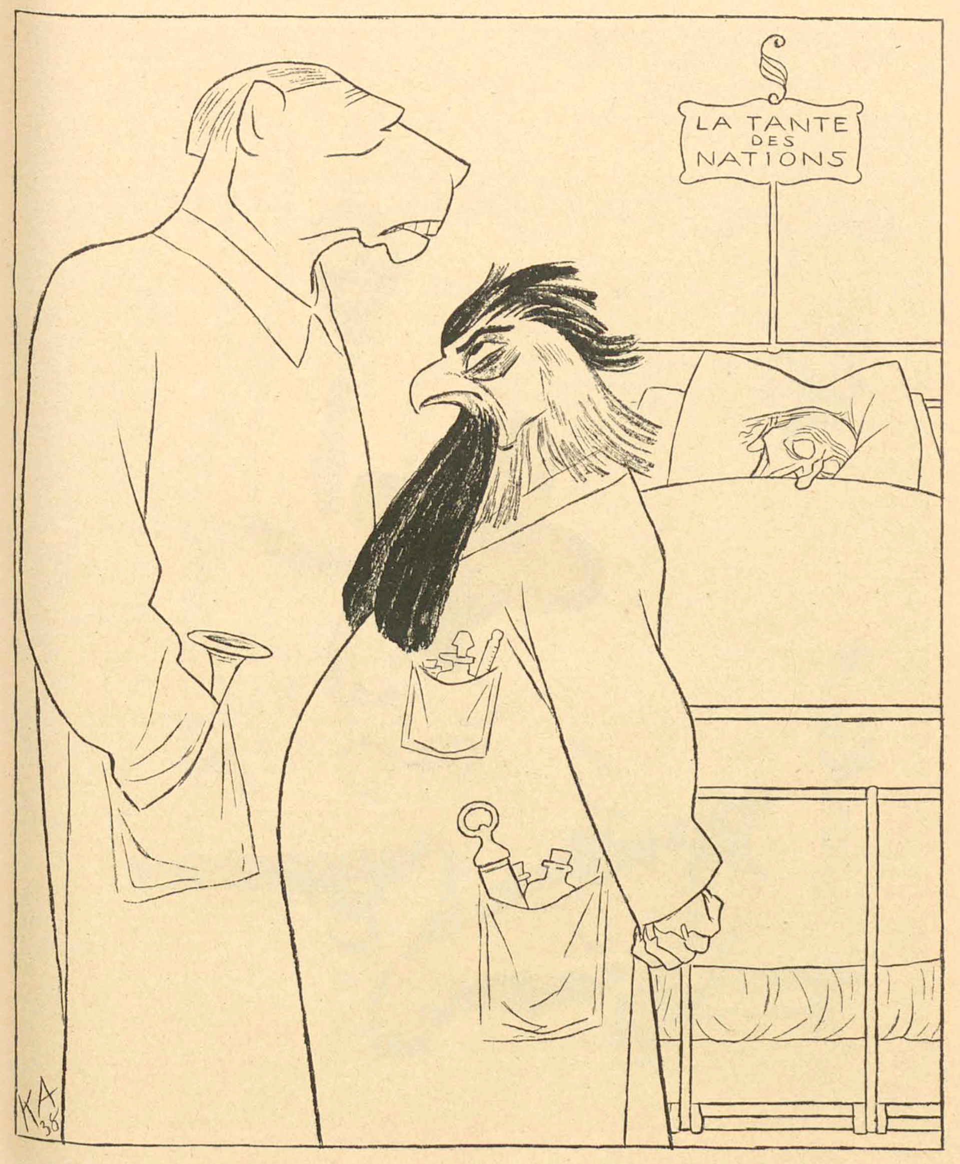
Dies aber ist allein von zarten,
intakten Eiern zu erwarten,
mit Keim- und Lebenskräften drin
und nicht vom hartgesott'nen Albumin,
wie ich es leidergottes bin . . ."

— Ahnst du nunmehr den tiefern Sinn?

Wenn dir's gelang, ihn auszulegen,
und ihm, dich fördernd anzuregen,
dann — friß das Sinnbild, meinetwegen!

Völkerbundsärzte

(Karl Arnold)



„An ein Gesundwerden ist leider nicht zu denken, Monsieur Kollega!" — „Nun ja, Mister Kollega, aber wir müssen alle Mittel anwenden damit wir die Krankheit und somit unsere alte Praxis erhalten."

Mexiko ist dagegen

(E. Thöny)



„Also schreiben Sie: Mexiko protestiert ganz entschieden gegen den Anschluß Deutschland-Österreich — haben Sie Österreich? Übrigens sehen Sie doch gleich einmal nach, wo dieses Österreich liegt."

LEBERPASTETE

VON

AAGE V. HOVMAND

Ich sollte mit meiner Zukünftigen spazierengehen. Es war draußen feucht, und ich zog derbe Stiefel an.

Nun müssen aber solche Stiefel gefettet werden, um geschmeidig und glänzend zu sein. Es macht sich nicht gut, wenn sie staubig und ausgetrocknet sind, wie Speck vom vorigen Jahr. Meine sahen indessen so aus. Und unglücklicherweise hatte ich kein Fett mehr. Ich suchte und suchte, fand aber nichts, womit ich die Stiefel hätte schmieren können.

Da entdeckte ich in der Speisekammer ein Stück Leberpastete. Es war alt und schimmlig. Man hatte es offenbar vergessen; essen konnte man es nicht mehr. Warum sollte ich daher nicht versuchen, Leberpastete auf die Stiefel zu schmieren? Fett war sie ja. Ich nahm eine Bürste und schmierte. Ich wandte viel Sorgfalt an die Arbeit, denn ich war zum Essen bei den Eltern meiner Zukünftigen eingeladen, und da will man ja gerne so gut wie möglich aussehen. Und ich kann nur sagen, das Resultat war erfreulich — die Stiefel wurden weich und blank, so daß sie geradezu in der Sonne blitzten, als ich die Straße entlang ging.

Ich blieb vor einem Haushaltungsgeschäft stehen und sah mir die Auslagen an. Man muß ja an so vieles denken, wenn man heiraten will, an Nudelbretter und weiß Gott was sonst noch alles! Plötzlich merkte ich, daß etwas meinen Fuß berührte. Ich sah hinunter. Es war ein Hund — ein großer, weißer Pudel, der behaglich meinen einen Stiefel ableckte. „Hoho!" sagte ich, „mir scheint, du glaubst, du bist eingeladen! Schau, daß du weiterkommst!" Schon hatte das Tier von einer Seite den Glanz abgeleckt. Ich versuchte, den Pudel wegzujagen, und ging weiter.

Als ich zur nächsten Ecke kam, hatte sich dem Pudel ein langer dunkler Dackel zugesellt. Beide folgten mir getreulich auf dem Fuße, und so bald ich nur stillstand, leckte jeder an einem Stiefel.

Ich hatte mir immer geschmeichelt, daß Hunde mich gern hätten, aber dies war doch mehr, als mir recht war. Außerdem war es ja auch nicht ich, sondern meine Stiefel waren es, für die sich die Hunde interessierten. Ich ging schneller, aber das machte den Hunden nichts. Ein paar Gassen weiter kam ein dritter hinzu. Es war ein schottischer Terrier, der sehr aggressiv war. Aber Pudel und Dackel fanden, daß sie Vorrechte auf meine Stiefel besäßen, und es kam zu einer Rauferei. Ich wollte die Gelegenheit benützen zu entkommen und lief. Ich bog um eine Ecke und glaubte schon, ihnen entwischt zu sein, aber da kamen mir alle drei — nein, jetzt waren es, meiner Seel, schon vier! — einträchtig bellend nachgerannt. Der vierte war eine große Dogge. Was sollte ich tun? Ich blieb stehen, um zu verschnaufen, und alle vier bearbeiteten meine armen Stiefel.

Ich wurde zornig. Jetzt war es genug, und ich hatte auch Eile. Ich suchte Zuflucht in einer Konditorei, aß einen Kuchen und entfernte mich durch die Hoftür. Kaum war ich wieder auf der Straße, als mir die ganze Schar schon auf den Fersen war.

Ich versuchte eine Kriegslist. In einem Schlächterladen kaufte ich ein großes Stück Fleisch. Das hielt ich dem Rudel vor und warf es dann, so weit ich nur konnte, von mir, worauf ich mich in der entgegengesetzten Richtung davonmachte. Ich hatte damit gerechnet, daß die Hunde sich um das Fleisch balgen und mich darüber vergessen würden. Aber ach! — die große Dogge holte sich ganz phlegmatisch den Happen, und dann kamen mir alle vier fröhlich nachgesprungen.

Kinder sammelten sich jetzt um uns. „Sieh mal den komischen Mann mit den vielen Hunden!" hörte ich eins sagen.

„Hallo — Sie dort!" rief ein Polizist, „Sie dürfen keine Zirkusvorstellung auf der Straße geben! Weitergehen, nicht stehenbleiben, bitte!"

Ich eilte davon, das Rudel mir nach. Es war schon spät, und ich wurde erwartet. Jetzt mußte also etwas geschehen; denn was würden die Eltern meiner Zukünftigen sagen, wenn ich mit einer ganzen Menagerie ankäme! Ich versuchte einen neuen Ausweg. Ich suchte mir ein Haustor aus — ein ganz unschuldiges Haustor — und ging hinein. Die Hunde folgten mir nach. Sie waren neugierig — ich wohnte vielleicht hier? Als sie alle drinnen waren, schlüpfte ich hinaus und versuchte, das Tor so schnell wie möglich zuzuschlagen; aber da es ein „Nicht zumachen — schließt von selbst!" war, ging das nicht so geschwind. Drei von den Hunden wurden zwar eingeschlossen, aber der Pudel, der mir immer am dichtesten auf den Fersen war, entkam. Glücklich, seine Rivalen losgeworden zu sein, schleckte er an meinen Stiefeln darauf los. Ich schalt, stieß ihn mit den Füßen und versuchte, ihn zu verjagen — alles umsonst!

Da fuhr eine Straßenbahn vorbei. Ich sprang hinauf. Das überraschte wohl den Pudel im ersten Augenblick, aber sogleich trabte er der Straßenbahn nach. Unentwegt — Haltestelle um Haltestelle.

„Ach, das arme Hündchen!" sagte eine Dame neben mir.

„Daß Sie das übers Herz bringen", rief eine andere aus. „Jawohl, Sie meine ich!" Sie sah mich böse an. „Es ist ja Ihr Hund!"

„Nein", antwortete ich wahrheitsgemäß.

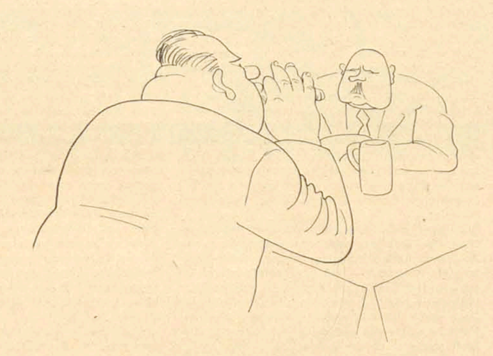
„Es nützt nichts, daß Sie leugnen wollen! Ich hab es ja selber gesehen, wie Sie mit ihm kamen. Wie kann einer nur — solch eine Tierquälerei!"

Der Lungenzug

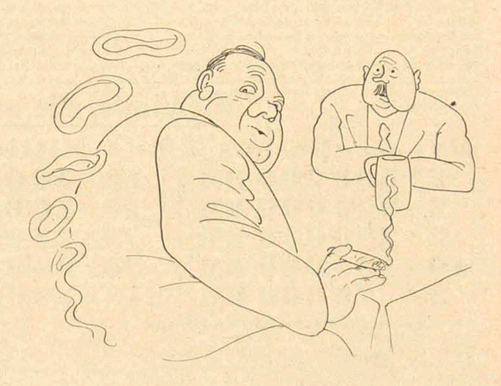
(Fr. Bilek)



„Mir schmeckt's nur, wenn ich inhaliere!"



„Soso! Das soll aber gar nicht gesund sein und . . ."



„ . . . mir scheint, diesmal haben S' ein wenig zu tief inhaliert!"

Tanzmusik

(Gustav Freytag)



„Das werde ich nie begreifen, warum man dazu eigentlich Musik machen muß!"

„Aber", versuchte ich einzuwenden, „Sie irren sich, der Hund gehört gar nicht mir."
„Unsinn!" sagte die Dame. Sie war eine sehr autoritative Person. „Das sieht doch jeder, wie der an Ihnen hängt! Sie müssen sofort aussteigen — verstehen Sie! — und sich um das arme Tier kümmern. Sonst rufe ich einen Schutzmann herbei. Man wird Sie beim Tierschutzverein anzeigen!"
Die Dame war augenscheinlich nicht an Widerspruch gewohnt. Die Stimmung war gegen mich. Ich seufzte und stieg an der nächsten Haltestelle ab: Der Pudel war sofort neben mir und fiel mit Begeisterung über meine Schuhe her. Es war hoffnungslos.
Wir kamen gerade an einem Bananenwagen vorüber. Der Verkäufer wog eben seine Ware aus. An einem Rade hing eine Schnur — der Pudel trug ein Halsband —, das war verführerisch! Ich tat dem Hund schön und lockte ihn zum Rad hin. Hinterlistig band ich die Schnur in sein Halsband. Dann wollte ich mich davonschleichen. Aber der Hund bemerkte das und wollte mir nach. Mit aller Kraft zerrte er an der Schnur, der Karren kippte um, und die Bananen kollerten auf das Straßenpflaster.
„Holla!" rief der Bananenmann, „ich möchte doch gebeten haben — was fällt Ihnen denn ein, so daherzukommen und einen in der Ausübung seines behördlich genehmigten Gewerbes zu stören — he?"
Die Situation war bedrohlich. Da fiel mir ein, daß ein Freund sich einmal aus einer Klemme gerettet hatte, indem er einen Fremden, einen Engländer, mimte. „How do you say?" fragte ich ärgerlich.
„So schön!" drohte der Händler. „Vielleicht waren Sie's am Ende gar nicht, der mit dem verdammten Köter dahergekommen ist — oder —?"
„This dog gehears not mir!"
„Und meine Bananen!" schrie er.
„I can not therefor. It is your own sake!" versuchte ich ihn zu beruhigen. Aber er war und blieb zornig. Er brachte einige Bemerkungen an, daß er, wenn er nicht zufällig aus rein prinzipiellen Gründen vermiede, sich an die Polizei zu wenden, einen Schutzmann rufen und mich wegen Ruhe- und Erwerbsstörung anzeigen würde.
„I do not know what is your meaning!" sagte ich. Worauf er antwortete, daß ich ein feiner Prinz sei, der ihn nur nicht zum besten halten solle. Er fragte sanft, ob ich einen Spaß verstünde, und dann schlug er mir einen Bananenast um die Ohren.
Ich hob meinen guten Hut auf und verschwand.
Bald kam mir der weiße Pudel nach. Der Mann hatte ihn losgemacht. Treulich verfolgte er meine Stiefel, Schritt für Schritt und mit verliebten Blicken.
Ein Auto stand da. Es war leer. Ich versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war nicht verschlossen. Hunde fahren ja gern im Auto, dachte ich. Es wird kein Kunststück sein, ihn hineinzulocken. Der Besitzer des Wagens würde das Tier dann schon irgendwie loswerden, und ehe er erschien und ihn herausließe, wäre ich in Sicherheit.
Es war zu verlockend. Ich sah mich um. Niemand war in der Nähe. Ich stieg ein und setzte mich ans Steuer. „Oho", dachte der Pudel, „wir fahren spazieren!" Er sprang mir nach und setzte sich stolz neben mich. Ich tat, als hätte ich etwas vergessen, wand mich hinaus und warf die Tür zu. „Jetzt hab' ich dich endlich überlistet, du Hund!" nickte ich ihm zu und eilte fort.
Ich hörte, wie mir jemand nachrief. „Halt — der Herr!" Ein Polizist kam auf mich zu. „Sie dürfen hier nicht parken! Dort drüben ist Parkplatz — Sie müssen Ihren Wagen dort hinüberfahren."
Was sollte ich tun! Konnte ich dem Polizisten doch nicht erklären, daß das Auto gar nicht mir gehörte, er hatte mich doch eben aussteigen sehen! Ich setzte mich also wieder an den Volant. Der Hund begrüßte meine Wiederkehr mit aufrichtiger Freude.
Ich hatte immer geglaubt, daß ich chauffieren könnte. Ich besaß zwar keinen Führerschein, ich hatte es jedoch schon einmal versucht. Aber entweder hatte ich rein alles vergessen, oder machten mich Hund und Polizist nervös. Jedenfalls trat ich auf ein falsches Pedal, und zwar so kräftig, daß der Wagen einen Kandelaber umlegte und mit einem Krach durch die Schaufensterscheibe in die Auslage eines Blumengeschäftes fuhr und dort allerdings stehenblieb.

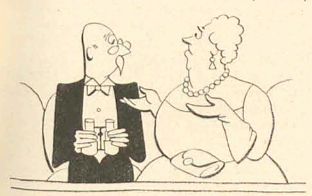
*

Beim Verhör wollte ich, als der ehrliche Kerl, der ich bin, alles erklären. Aber als ich von der Leberpastete anfing, schüttelte man den Kopf und verlangte eine Alkoholprobe. Und da mußte ich so viele schwierige Worte sagen, die ich überhaupt nicht aussprechen kann, auch wenn ich gar nicht aufgeregt bin. Ich bin nicht für Prüfungen und fiel also, wie meistens, durch.
Ich bekam: 4 Monate für versuchten Autodiebstahl, 40 Tage für Chauffieren ohne Führerschein, 2 Monate, weil ich angeblich in alkoholisiertem Zustand chauffiert hatte, 1 Monat, weil ich in das Geschäft gefahren war; eine Geldstrafe von 10 Kronen, weil ich an verbotenem Ort geparkt hatte, eine weitere von 20 Kronen wegen Ruhestörung und 100 Kronen wegen Tierquälerei. Außerdem mußte ich der Gemeinde 125,15 Kronen für den geknickten Kandelaber, der Schaufensterscheibenversicherung 900 Kronen, dem Blumenhändler 1150 Kronen für ruiniertes Inventar und Lager, dem Hausbesitzer 600 Kronen für Hausreparatur, der Verkäuferin 500 Kronen für erlittenen Nervenschock, dem Austräger 40 Kronen für sein beschädigtes Fahrrad und dem Besitzer des Autos 375 Kronen für Autoreparatur ersetzen. Schließlich wurde mir das Recht, einen Führerschein zu erwerben, auf fünf Jahre abgesprochen. Meine Schwiegereltern waren entsetzt, und meine Zukünftige gab mir den Laufpaß.
Man schmiere darum nie Leberpastete auf die Stiefel!

(Übersetzt von Wenner Rietig)

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Es war vor Jahren in den Hamburger Kammerspielen. Man spielte eine Pantomime.
Ein älteres Ehepaar saß in einer der vorderen Parkettreihen. Ungefähr zehn Minuten nach Beginn des Spiels wurde die alte dickliche Dame offensichtlich unruhig, sie rutschte auf ihrem Platz nervös hin und her. Es schien so, als ob sie etwas heftig quälte. Plötzlich aber flüsterte sie ihrem Ehegemahl deutlich vernehmbar zu: „Du Theodor, ich verstehe kein Wort!" — —

Ein schweres Lastauto, das auf dem Wege nach Asbäk, einem dänischen Städtchen, war, hatte das Mißgeschick, daß der Wagenführer eine Kurve zu kurz nahm, was in dem Erfolg gipfelte, daß das Auto die Wand eines, unmittelbar an der Straße stehenden kleinen Lehmhauses durchbrach und mit seinem Vorderteil in der Wohnstube der Inwohner erschien.
Die Hausfrau stand an dem einen Ende des Eßtisches und bügelte gerade Wäsche, und der Wagenführer, dem in seiner Bestürzung nichts Vernünftiges einfiel, streckte seinen Kopf aus dem Führerhaus heraus und sagte: „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir nicht den Weg nach Asbäk sagen?"
„Jawohl", erwiderte die Frau gemütsruhig, „links an der Kommode vorbei und dann geradeaus!"

Pfundlechners haben ein neues Mädchen für alles.
Seit drei Wochen ungefähr.
Und die Mali ist das, was man ein nettes Mädel nennt.
Ein Engerl, hätte Herr Pfundlechner beinahe einmal gesagt, wenn er, der sich schon seit etlichen Jahren an getrennte Schlafzimmer gewöhnt hatte, sich überhaupt trauen würde, etwas zu sagen.
Unlängst saß nun Herr Pfundlechner in etwas bedrückter Stimmung beim Frühstück, ließ, als die Gattin einen Sprung ins Nebenzimmer machte, die Rechte gedankenschwer über verbotene lockende Rundungen gleiten und flüsterte dem Engel zu:
„Mali, ich weiß net, aber mir kommt's so vor, als wenn mei Alte was g'merkt hätt!"
„Freilich hat's was g'merkt!" nickt die Mali, den Tisch abräumend. „Schon längst hat's was g'merkt!"
„Uijegerl", zuckt Herr Pfundlechner zusammen. „Hatt's Ihnen leicht schon was g'sagt?"
„Nein, das net", kopfschüttelt die Mali, „das net..."
„Ja — aber wieso wissen S' es denn nachher?" reißt Herr Pfundlechner ängstlich die Äuglein auf.
„No," meint die Mali, das Kaffeebrett aufnehmend, „seit ich im Haus bin, schlaft ja die Gnädige in mein Bett!" H. K. B.

Als in dem kleinen schwäbischen Dorf R. kürzlich Holzauktion gewesen war, geriet spät nachts in dem im ersten Stock gelegenen Wirtshaus zum „Adler" ein Einheimischer mit einem Fremden zusammen, wobei letzterer am Kopf beachtlich lädiert wurde. Stark zerschlagen wankte er, nachdem ihm ein anderer in nicht mißzuverstehender Weise den Hut aufgestülpt hatte, auf den etwas schwach beleuchteten Flur hinaus. Da sprang ihm jener, der ihm die Prügel verabreicht hatte, plötzlich nach und ich befürchtete eine Fortsetzung der Tätlichkeiten. Zu meinem Erstaunen hörte ich ihn aber in fast besorgtem Tone dem Abziehenden nachrufen: „Falle Se net, die Trepp' ischt ziemlich stark ausgetrete!"

Kummer eines besseren Herrn

Von Heinz Steguweit

Vom Frühling sagt man, er wäre die schönste Zeit, dann paarten sich die Vöglein und andere Leut. Von den besseren Herrn heißt es, ihre Bügelfalte allein mache nicht glücklich, selten fände man zufriedene Menschen unter ihnen. Die einen klagten über schlechten Schlaf, die andern übers Zipperlein. — Vom Frühling und von einem besseren Herrn erzählt diese Geschichte.

An einem sprießenden Tag, die Vöglein lockten, dachte Herr Prantuschek, es könnte dem Gemüt, das sich oftmals über die Maßen einsam fühlte, nur von friedlicher Wirkung sein, wenn man einen Spaziergang unternahm, sei es ins Grüne, womöglich ins Blaue, dorthin jedenfalls, wo etwas Blühendes zu erwarten war, vom Stiefmütterchen bis zum langstieligen Bauernsenf.

Das alles fand Herr Prantuschek vor den Toren, wo sich jenes herrliche Gedränge tummelte, das wir Volk nennen: Auf besonnten Bänken plauderten Mütter, kleine Kinder murksten im Sand, greise Invaliden rauchten Grobschnitt und sprachen von den Zeiten, als noch die Pferdebahn klingelte.

In manchen Seufzer der Erquickten mengte sich das Geräusch derer, die vor den Toren städtische Arbeit verrichteten. Da standen, blau beschürzt und von strammen Hosenriemen umgürtet, sechs Pflasterer nebeneinander. Jeder rammte den Stampfer auf die Steine, hoch und herunter, welch klimpernder Rhythmus, muskulös obwohl mit musikalischem Gefühl.

Herr Prantuschek sah es, hielt inne und summte heimlich das Glühwürmchenidyll zum Klappern der Instrumente. Das war eine kleine Herrlichkeit: Daß es einen Takt gab im Dasein, zu dem man nicht nur singen, sondern auch steinharte Arbeit tun konnte!

Noch mehr: In den Anlagen, wo Hecken und Büsche schwollen, schwangen gebückte Männer ihre Sicheln, andere schoben den Rasenmäher, das Gras wurde geschoren wie ein Lämmerpelz, der ins Kraut gesprossen war.

Herr Prantuschek sah auch dieses, hielt abermals inne und bewegte die saugenden Nüstern. Das schien eines neuen Staunens wert: Frisch geschupptes Gras duftete wie Wein, wie Waldmeister und Aprikosen, — welche Köstlichkeit, da es Brotberufe gab, deren Dienst von solchen Genüssen begleitet war!

Doch Prantuscheks schwelgende Betrachtungen wurden gestört: In einer nahen Fabrik heulte die Sirene, zwölf Uhr, Mittagspause, man schätzt das innerlich, zumal dort, wo der Magen um Futter bittet. Also hockten die Pflasterer bald am Straßenrand, neben ihnen die Rasenmäher, und die Mahlzeit schmeckte. Jeder säbelte mit dem Messer eine Kante Brot, jeder hielt einen Stummel Blutwurst in der Faust, man biß hinein, kaute, blähte die Backen wie Bälle auf — ein Genuß ohnegleichen. Dann kreiste die emaillierte Kaffeekanne, man gönnte sich den lauwarmen Schluck, wischte am Schnäuzer — Frühling allerorten, vom frischen Basaltstein bis zum Stiefmütterchen, von der Blutwurst bis zum langstieligen Bauernsenf!

Doch in Prantuscheks Mundhöhle sammelte sich der Speichel des Entzückten: Wir können nicht alle Pflastergesellen oder Rasenmäher sein, dachte er, aber so, wie es den Leuten schmeckt, soll es schmecken auch mir, Donner und Doria. Man barst vor Vergnügen, wenn man die Männer das Brot säbeln, den Wurststummel beißen und Kaffee aus der Kanne schlucken sah, heiliges Kanonenrohr!

Herr Prantuschek hatte es eilig mit seinen Wünschen. Gewiß, er könnte die Männer bitten: Laßt mich einmal beißen, reicht auch mir die Kanne; man würde den Wunsch erfüllen, warum aber närrisch scheinen unter freiem Frühlingshimmel? Der bessere Herr winkte einer Droschke, ließ sich nach Hause rollen, flehte dort seine Haushälterin an: „Rasch, eilt euch, ich brauche einen Knust Brot, ein altes Taschenmesser, ferner Blutwurst und eine emaillierte Kaffeekanne!"

„Herr, aber der Braten ist angerichtet, dazu gemischtes Kompott . . ."

„Hören Sie doch: Brot will ich, Blutwurst und Kaffee aus der Kanne!"

Herr Prantuschek bat noch ums alte Taschenmesser, und als er, die Frau gehorchte kopfschüttelnd, alle Gaben beisammen hatte, schloß er sich ein, zog Rock, Weste und Kragen aus, setzte sich auf die Erde, hielt Mahlzeit — —.

In der Tat: Es schmeckte. Wie säbelte er das Brot, wie krachte die Wurst unterm Zubiß der Zähne, wie gierig geschah jeder Schluck aus der nackten Kanne, das tropfte über Kinn und Kinnes-Kinn, Donner und Doria, heiliges Kanonenrohr!

Der bessere Herr Prantuschek ahnte nicht, daß seine treue Schaffnerin am Schlüsselloch lauerte, um dann händeringend das Telefon zu wirbeln: Nach einer halben Stunde klopfte der Hausarzt —! „Herr Prantuschek, ist Ihnen nicht wohl? Darf ich Sie untersuchen — ?"

Der Patient lehnte ab. Zunächst heiter, dann mit gelinder Betrübnis. Er dachte: Kaum gönnte ich mir etwas Gesundes, schon werde ich für leidend befunden. Eben tröstete ich mich heimlich, nun soll ich unheimlich und nicht bei Trost sein. Ach, wenn ich nicht schleunigst einlenke, schleppt man mich ins Sanatorium!

Also zog er Rock und Weste wieder an, auch den steifen Kragen, entzündete eine Henry Clay und ergab sich in sein Schicksal, ein besserer Herr zu sein.

Draußen ging der Frühling weiter. Vom Stiefmütterchen bis zum langstieligen Bauernsenf, von den Kindern, die im Sand murksten, bis zu den greisen Invaliden, welche Grobschnitt rauchten und von den Zeiten sprachen, als noch die Pferdebahn klingelte. —

Osterspaziergang

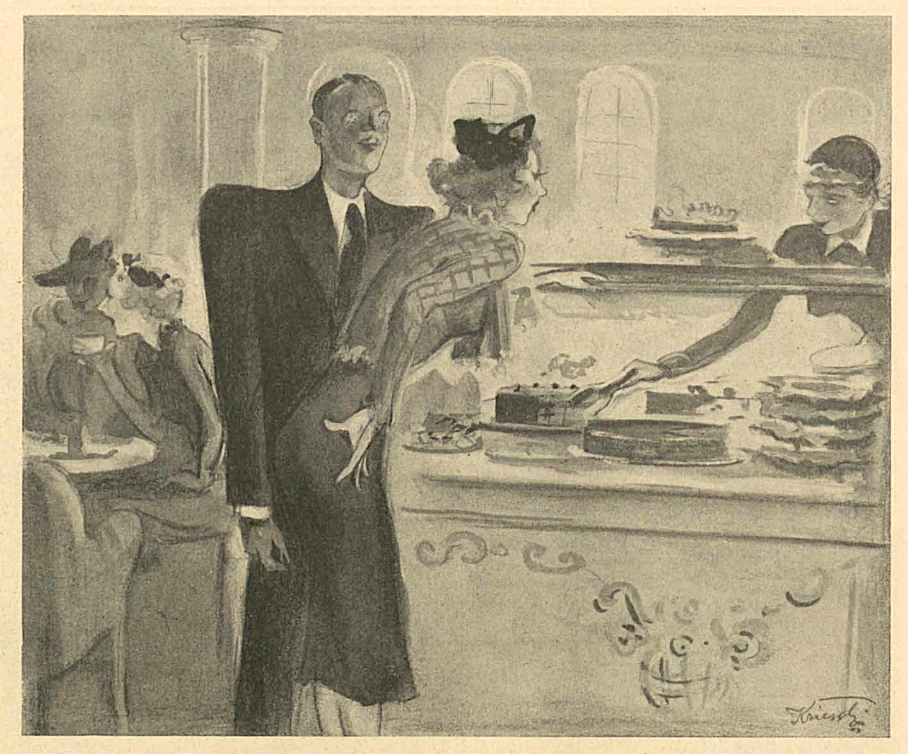
(Wilhelm Schulz)



„Siehst du, Oskar, wenn du noch Junggeselle wärst, müßtest du ganz allein in einer Kneipe sitzen!"

Süßigkeiten

(R. Kriesch)



„Wie kann man nur immer Baisers essen, Fräulein Susie?" — „Na, Sie wollen doch auch immer das selbe!"

SINN FUR POESIE

Von Wilhelm Hammond-Norden

Ich kam von einer Beerdigung, und weil das Wetter schön war, ging ich noch eine Weile über den Friedhof spazieren. Einem Mann, der sorgfältig sein Grab harkte, sah ich eine Weile wohlgefällig zu. Ich habe eine Vorliebe für Gräber harkende Männer, sie scheinen mir auf eine beneidenswert einfache Weise mit dem Problem „Tod" fertig geworden zu sein.

Der Mann faßte meinen Blick als Aufforderung zum Gespräch auf. „Gefällt Ihnen der Grabstein?" fragte er.

Er gefiel mir gar nicht; aber einem Mann, der so sorgfältig harkt, kann man das nicht sagen. Ich log kräftig: „Sehr hübsch ist der Stein!" Der Mann war mit meiner Antwort zufrieden und fragte weiter: „Fällt Ihnen etwas auf an dem Stein?" — Mir fiel nichts auf. Der Mann half mir auf die Spur: „Sie müssen die Schrift lesen!" Ich las, aber ich merkte immer noch nichts.

Da sagte der Mann: „Meine Tante ist doch genau 25 Jahre eher gestorben als mein Onkel. Auf den Tag genau!" — In der Tat, nun sah ich es. Die Tante war am 1. August 1912, der Onkel am 1. August 1937 gestorben.

„Ein sonderbarer Zufall!" sagte ich menschenfreundlich.

„Ja", gab der Mann zurück, „aber Mühe hat's gekostet!" „Wie bitte???" — —

„Ich will es Ihnen erzählen", lächelte der Mann. Er machte eine einladende Geste: ich möge mich auf diese Rasenbank setzen. Ich tat es, und der Mann berichtete:

„Unser Onkel war sehr alt, 79 Jahre, und er hatte zwei Neffen und zwei Nichten. Wir vier liebten ihn sehr, und als es mit ihm zu Ende ging, pflegten wir ihn. Jeder war immer einen Tag bei ihm. Eines Morgens sagte dann der Arzt: in ein paar Stunden ist es vorüber. Da kamen wir natürlich alle vier zu unserm Onkel. Und plötzlich sagte meine Kusine: Kinder, wißt ihr, daß heute der 31. Juli ist? Wenn Onkel nur einen Tag länger leben könnte, so wäre er gerade 25 Jahre nach Tante gestorben. Das wäre doch poetisch, nicht wahr? Wir waren alle dieser Meinung, denn wir haben Sinn für Poesie, das liegt in unserer Familie. Aber was konnte man tun, um das erlöschende Licht noch 24 Stunden brennend zu erhalten? Wir telefonierten mit dem Arzt, aber der bedauerte: gegen den Tod sei kein Kraut gewachsen. Da haben wir alle unsere Willenskraft darauf gerichtet, daß Onkel diesen Tag noch überstehen möchte. Sie wissen ja, was der Wille vermag. Und fast wäre es uns auch gelungen. Ich sage: fast, denn um 11 Uhr abends ist er dann leider doch verschieden, am 31. Juli.

Und da — da haben wir vier Neffen und Nichten beschlossen, eine kleine Lüge in die Welt zu setzen. Wir haben ein paar Stunden gewartet und haben dann erst dem Arzt Bescheid gegeben, und der hat denn auch richtig den Totenschein auf den 1. August ausgestellt. Köpfchen, was? Und so steht es in den Papieren und hat also seine Richtigkeit. Wenn wir vier einmal gestorben sind, dann wird es keiner mehr wissen, und wenn unsere Kinder und Kindeskinder mal hierher kommen, dann werden Sie sagen: Wie poetisch, der Urgroßonkel starb genau 25 Jahre später als die Urgroßtante. — Nicht wahr, das ist doch eine kleine Lüge, die man uns verzeihen wird?"

Ich nickte zustimmend und verabschiedete mich dann, erschüttert über soviel Sinn für Poesie.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38. 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11

Aufklärung

(O. Gulbransson)

Olaf Gulbransson 38

Als Fritz 17 Jahre alt geworden war, . . .

sagte die Mutter: „Du bist jetzt kein Kind mehr! Es gibt Dinge im Leben, die ein junger Mann wissen muß! Dein Vater wird es dir sagen —"

Der Vater sagte: „Mit solchen Dingen laßt mich in Frieden! Onkel Hugo wird es dir sagen!"

Der Onkel sagte: „Also, höre gut zu, Fritz, die Sache ist ganz einfach, Osterhasen gibt es nicht."

Zwangsvorstellung

(K. Heiligenstaedt)



„Lachen muß ich, wenn ich drandenke, daß Großmutti jeden Morgen zum Rundfunk auch solche Gymnastik macht!"

München, 24. April 1938
43. Jahrgang / Nummer 16

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im Modesalon

(R. Kriesch)

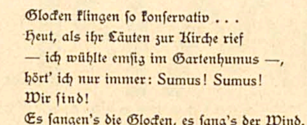


„Sie möchten sich noch einen Moment gedulden, Ihre Frau Gemahlin probiert nur noch ein Kleid!"
„Soso! Haben Sie vielleicht ein Mannequin, das mit mir inzwischen Sechsundsechzig spielen kann!"

Der Angler

(Fr. Bilek)

Glocken / Von Ratatöskr



Glocken klingen so konservativ . . .
Heut, als ihr Läuten zur Kirche rief
— ich wühlte emsig im Gartenhumus —,
hört' ich nur immer: Sumus! Sumus!
Wir sind!
Es sangen's die Glocken, es sang's der Wind.

Aber der Herre von nebenan
glaubte nicht dran,
hätt' einen widerborstigen Sinn,
knurrte und bruddelte vor sich hin,
und als Pointe seines Gebrumms
hört' ich nur immer: Sums! Sums! Sums!

Woraus zu folgern: das Glockenläuten
läßt so und aber auch so sich deuten.
Es gibt auf Erden nichts Absolutes,
und dieser Umstand hat auch sein Gutes.

DAS KLINGELN

Ich habe es nicht sehr gerne, wenn es an meiner Wohnungstür klingelt. Ich denke immer, es könnte etwas Unangenehmes sein. Meistens denke ich richtig. Es heißt zwar, daß Geben seliger ist denn Nehmen, und seliger mag es wohl auch sein, darüber mag ich nicht urteilen, aber es ist halt immer kostspielig.

An meiner Wohnungstür wird durchschnittlich mehr gegeben als genommen, von innen heraus gesehen. Meist wird Geld gegeben, und genommen wird dafür eine quittierte Rechnung. Die Rechnung kommt bei ordentlichen Menschen in einen Ordner, den später die Nachkommen erben. Sie tun die quittierten Rechnungen heraus, und falls der Ordner noch brauchbar ist, verwenden sie ihn wieder dazu, ihre quittierten Rechnungen hineinzutun. Es ist gut, daß diese Ordner keine unbegrenzte Lebensdauer haben, sonst könnte die Rechnungsordnerindustrie nicht weiter bestehen, und auch sie hat sicher ihre notwendige Stellung im Wirtschaftsleben.

Meistens klingelt es zweimal, weil die Klingler annehmen, daß dann bestimmt geöffnet wird. Vom Zweimalklingeln glauben sie nämlich, es habe etwas Vertrautes, etwas Familiäres. Der drin soll meinen, Tante Frieda kommt mal schnell zu Besuch oder Onkel Oskar. Wenn er dann sieht, daß es nicht Onkel Oskar ist oder Tante Frieda, sondern der Herr mit der Gasrechnung, kann er nicht mehr zurück. Höchstens kann er sagen: „Ich habe momentan nicht so viel Geld bei mir." So was ist immer peinlich, denn man zeigt sich nicht gern als jemand, der nicht so viel Geld bei sich hat. Was sollen die Leute einschließlich des Gasmannes von einem denken?

Ich habe mir einmal von einem Gasmann sagen lassen, daß er sich gar nichts dabei denke, denn sonst hätte er zuviel zu denken, namentlich bei Junggesellen. Er brauche gar nicht zu denken, er wisse es schon so.

Der Wahrheit die Ehre, es kommen nicht nur Leute, die Geld haben wollen. Für seinerzeit Genossenes an Gas, Elektrizität, Moselwein, gebügelte Hemden, gedruckte Zeitung und andere Gegenstände der Lebensfreude. Es kommen auch Leute, die wollen Schuhbändel verkaufen oder uns einen Staubsauger vorführen.

Ich wundere mich immer, warum gerade Schuhbändel an der Wohnungstür verkauft werden. Mir ist es noch nie passiert, daß in dem Augenblick, wenn mir ein Schuhbandel reißt, gerade einer klingelt, der mir die ganz vorzüglichen Schuhbänder verkaufen will. Nein, das kommt nicht vor, es ist ebenso selten, wie wenn sich zwei Kanonenkugeln in der Luft gegenseitig treffen.

Was die Damen mit den Staubsaugern anbetrifft, so sind sie sehr freundlich. Sie wollen anscheinend gar keinen verkaufen, sie wollen sie nur vorführen. Sie wollen nur zeigen, wessen die Technik fähig ist. Manchmal lasse ich so eine Staubsaugerin herein. Die Dame legt dann etwas Mehl unter meinen Teppich und saugt kräftig. Und siehe da, immer wieder wird das Mehl durch den Teppich hindurch gesogen. Das macht die Staubsaugerin ganz glücklich, und, ich muß gestehen, ich freue mich auch jedes Mal, wenn das Mehl durch meinen Teppich hindurch geht. Nicht ein bißchen Mehl ist nachher unter dem Teppich. Wir sehen einander strahlend an, daß das Experiment wieder so glänzend geglückt ist. Und doch habe ich mich noch nicht entschließen können, so einen Apparat von den freundlichen Damen zu erwerben. Meine Schriftstellerei läßt mir so wenig Zeit, immer Mehl unter Teppiche zu streuen und dann zu saugen.

Natürlich, ich will den Wert dieses Apparates nicht herabsetzen, aber mit Staub ist es nicht so interessant wie mit Mehl.

Wenn die nette Bauernfrau mit dem Meerrettich kommt, kaufe ich ihr immer etwas ab, denn sie klingelt nur einmal und tut nicht so, als ob sie Tante Frieda wäre. Sie sagt, der Meerrettich sei so gesund. Lange liegt der Meerrettich dann auf meinem Schreibtisch neben den Bleistiften und dem Brieföffner und verbringt die Zeit damit, sehr gesund zu sein. Foltzick

Hochzeitsreise im Süden

(Erich Schilling)



„O wie schön, Liebster! So habe ich mir immer das Paradies vorgestellt." — „Ja, und wir werden wegen unserem Betragen nicht mal hinausgeworfen, wie unsere armen Ureltern."

Kronenwirts Töchterlein

Alle Sommergäste haben ihren Spaß an den drolligen Aussprüchen der kleinen Puppi, dem dreijährigen Töchterlein des Kronenwirts.

Des Morgens, wenn sie in die Gaststube kommt, begrüßt sie die Gäste, als sei sie die Repräsentantin des Hauses. Einmal mimt sie die Kronenwirtin persönlich, indem sie im Tonfall der Mutter fragt: „Wo ist denn mei Alter?"

Die Sommergäste finden das besonders possierlich, und als die junge Kronenwirtin auf dem Plan erscheint, wird ihr die neueste Bemerkung ihres Töchterchens lachend kolportiert.

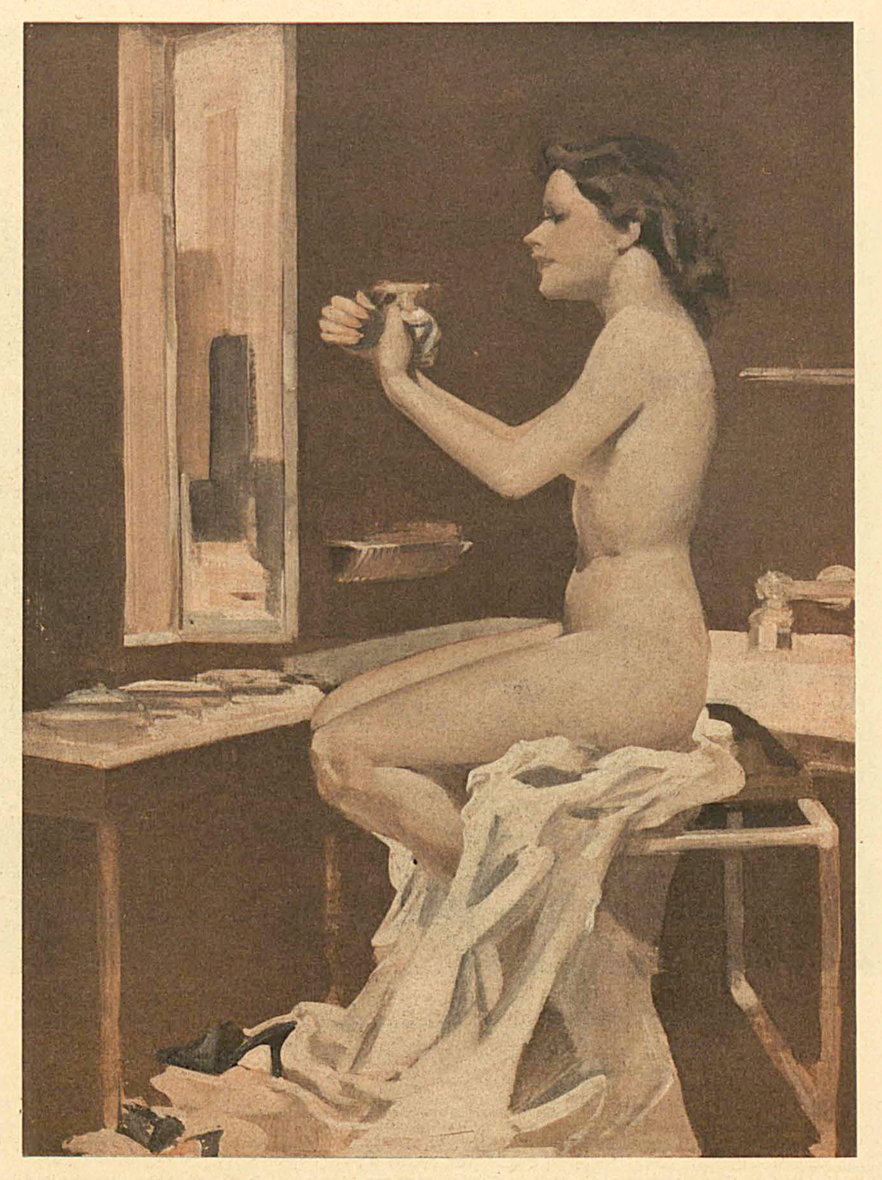
Die Kronenwirtin strahlt. Das ist noch lange nicht alles, sie kann noch viel mehr, die Puppi. Und leise, um die Wirkung nicht vorwegzunehmen, erzählt sie uns, wie das Kind den Kronenwirt nachzuahmen verstehe, wie er des Nachts, wenn er ermüdet heraufkomme, sich gähnend recke und dazu spreche: „Uaah, ... schon wieder die halbe Nacht vorbei!"

Hierauf, sich umwendend, ermuntert sie die Kleine: „Puppi, mach mal den lieben Onkeln und Tanten vor, wie der Papa des Nachts spricht, wenn er müde ist!"

Puppi überlegt einen Herzschlag lang, dann beugt sie sich über ein imaginäres Bett und flüstert mit des Kronenwirts leicht angerauhter Stimme: „Alte, lupf's Bettdeck auf ... ich bin's!"

Kosmetisches

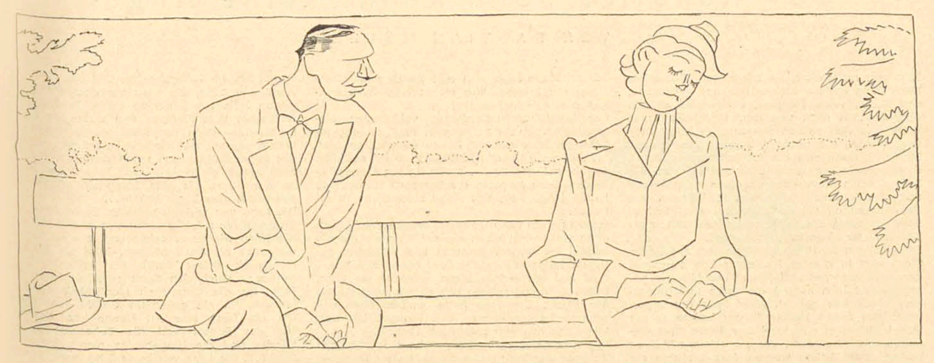
(K. Heiligenstaedt)



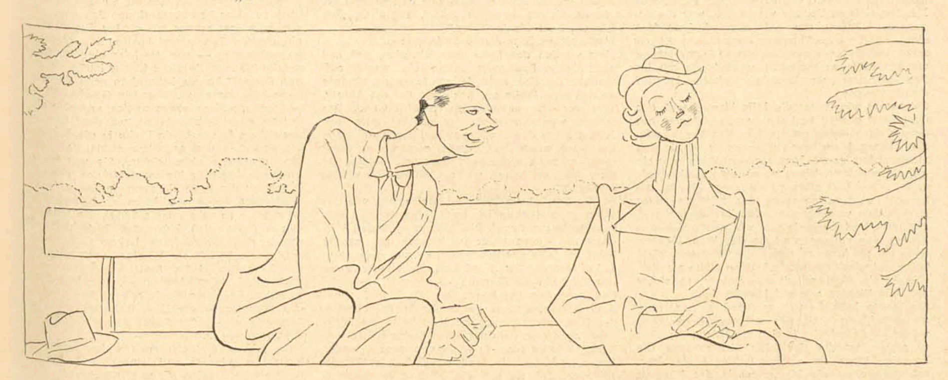
„Die Haut eines jungen Mädchens soll wie Pfirsich riechen, hat er gesagt. Ich kann mir doch nicht Kompott auflegen!"

Der Gedankenleser

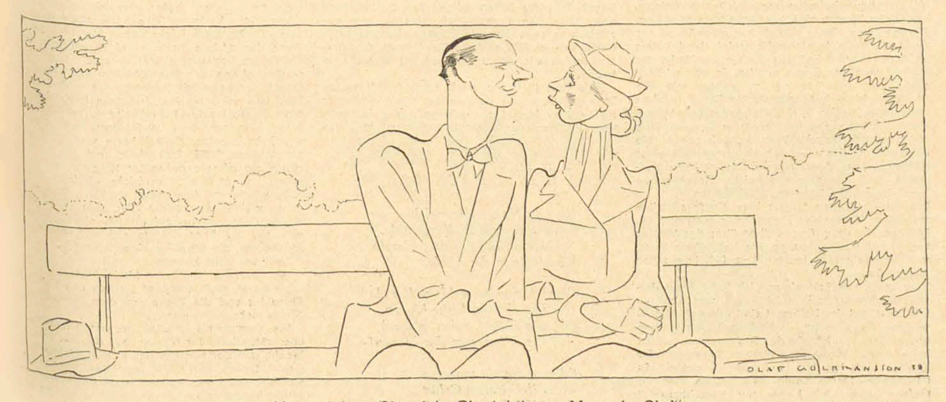
(O. Gulbransson)



„Wenn ich nur wüßte, woran Sie denken, mein Fräulein!“



„Ich glaube, ich kann Ihre Gedanken erraten!“



„Unterstehen Sie sich, Sie taktloser Mensch, Sie!“

Der Künstler John kennt keine Angst

VON BASTIAN MÜLLER

John war nie anders, als mit einem Blick leiser Verachtung auf die kleine Halbinsel gekommen, und Marie, seine Freundin, unterschied sich in diesem Punkt nicht von ihm. Hinter Hermanns Hütte, die den stolzen Namen „Neu-Helgoland" trug, wehten die farbigen Stander über grauen Zelten, blähten sich die weißen Sonnendächer, saßen die Männer beim Skat und strickten die Frauen, halbe Mädchen noch, dicke Wollstrümpfe und feine Spitzendeckchen. Und der Wäschedraht, der sich mitten auf der Halbinsel von Pfahl zu Pfahl schwang, diente einer lustigen Bande als Netzleine für einen Ringtenniskampf.

John war ein Künstler und Marie kam aus Berlin. Sie waren in diesem Frühjahr schon manchmal den schwarzen Moorfluß hinauf und hinunter gesegelt, und John hatte immer gute und brauchbare Gedanken gehabt. Aber über das Lagerleben der armen kleinen Bürger konnte er nur lächeln, hörte er manchmal ihre Reden über Gefahren und Abenteuer, die sie schon mit ihren Booten erlebt haben wollten. Man brauchte sie sich nur anzusehen, wie sie da herumsaßen, um Bescheid zu wissen, wie es mit ihnen stand. Was John im tiefsten Grunde verachtete, war die sogenannte Gefahr, die auf dem winzigen Fluß eigens für die enge Phantasie dieser Leute drohen sollte. Dabei konnte man fast überall in der Hamme stehen. Hätte er vielleicht sonst Marie mit ins Boot genommen, wo sie nicht schwimmen konnte? Genug davon!

Sie hatten wie immer die Jolle klargemacht, das Großsegel gesetzt und die Fock, und waren aus dem kleinen Hafen gesegelt in den klaren, warmen Maitag. Marie war voll Bewunderung. Es gab nichts, sofern es mit John zusammenhing, was sie nicht bewunderte. Wenn sie nur sein Gesicht sah, ernst, den Mund stets geschlossen, die Augenbrauen zusammengezogen, der Blick in tiefes Nachdenken versunken, wurden ihre Augen groß und rund. Und wenn sie sah, wie er mit sicherem Ruderschlag verwegen gegen den Wind kreuzte, ohne nur ein Wort zu sagen die Großschot dicht holte und wieder fieren ließ, dann fühlte sie sich, obwohl sie nicht schwimmen konnte, so sicher auf dem Wasser, wie auf Mutters Schoß.

Sie kannte John. So wie er dasaß, sann er über etwas Schönes nach, das er einmal gestalten würde. Und sie fühlte in sich die Pflicht, ihn nicht zu stören, wandte den Blick ab, schaute die bauchige Wand des weißen Seidensegels hinan, sah ganz oben die blauen Inseln des Himmels und die weißen, dicken Wolken, die sich schwer und leuchtend von der See ins Land rollten. Wenn der Großbaum beim Kreuzen nach Backbord fierte, sah sie im Westen eine ganz tolle Naturstimmung. Die Wolken verloren sich dort in einer Wand aus Grau und Gelb, in einem Lichtspiel, das ihr Herz heftiger schlagen ließ, lag doch etwas darin, das sie mit wohliger Furcht erfüllte. Es war wirklich schön, man brauchte nur zu sehen, wie die Sonnenstrahlen durch die dunkle Wand brachen und gelbe Streifen über ein violettes Blau zogen. Hätte ihr liebendes Herz weniger Bewunderung für Johns träumerische Versunkenheit gehabt, sie hätte ihn auf die erhabene Naturschönheit einer aufsteigenden Gewitterwand aufmerksam gemacht. Doch sie wagte es nicht. Sicher waren Johns innere Gesichte noch erhabener.

Die Brise, die aus Südost kam, flaute plötzlich weg. Das Wasser der Hamme war glatt wie Öl. Die Seeschwalben flogen dicht über das Wasser und jagten nach Schnaken. Die halbwilden Enten von Neu-Helgoland lockten ängstlich ihre schon flüggen Jungen.

John brach das Schweigen. „Ich habe eben darüber nachgedacht: Was ist Angst, was Mut? — Die Leute auf der Halbinsel sind alle voll Mut — weil sie Angst haben. — Und dann ist mir eben eingefallen, daß ich nie den Jugendtraum gehabt habe, einmal Matrose zu werden, Seemann oder Kapitän. Mich hat das Abenteuer nie gelockt. Es ist schade. Meine Seele muß keinen Sinn für Gefahr haben; ich kenne nur Verachtung . . ." Seine Worte verloren sich in ein Murmeln. Wieder war er versunken in die Tiefen seines Innenlebens. Marie labte sich eine Zeitlang am Nachklang der Stimme. Wie seltsam die Gedankengänge eines Künstlers sind!

Der Wind war unterdessen vollkommen eingeschlafen. Aus den Pappeln flog ein riesiger Schwarm Stare auf und lärmte ängstlich zeternd, als drohe ein Unheil. Die Jolle trieb mit schlaffen Segeln auf der müden Strömung zur Eisenbahnbrücke. Ganz langsam, die Seerosen steuerbords hatten lange Zeit, das Auge Mariechens zu erfreuen.

Eben kam ein Kanu unter der Brücke durch, noch etwa dreihundert Meter entfernt. Eilig wurden die Paddel ins Wasser getaucht und rückwärts gezogen. Langsam kam das Kanu näher. Eine ältere Frau und ein junger Mann, offenbar ihr Sohn, saßen darin und mühten sich ab, als seien sie auf der Flucht. Die Frau hatte weißes Haar und schaute besorgt gegen den Himmel. Um den Mund des Künstlers spielte ein Lächeln.

Kurz vor der Brücke zwang John durch heftiges Wriggen der Ruderpinne die Jolle über Stag. Gehorsam lief das Boot zurück, obwohl kaum ein Hauch wehte. John schaute sich den Himmel an. „Lange dauert es nicht mehr", sagte er, „wir kriegen bald wieder Wind."

Marie nickte. John mußte es ja wissen.

„Wir werden das Kanu noch einholen, paß mal auf." Johns Sportgeist durfte ein wenig aufwachen. Um aber nicht darin aufzugehen, zündete er sich eine Pfeife an. Achteraus lief die Bö auf, kurz vor der aufholenden Gewitterwand. Das Wasser wurde noch dunkler und kräuselte sich. John drückte den Großbaum backbords aus, denn der Wind würde von achtern kommen; er holte die Fock nach Steuerbord über und meinte: „In zwei Minuten haben wir die ältere Dame geschnitten."

Da lief der Luftzug kühl und doch warm, wie der Wind im Mai eben ist, über Johns Nacken und pustete in die Segel. Die Jolle tauchte den Vordersteven etwas tiefer ins Wasser und machte Fahrt, so daß sie wieder auf das Ruder gehorchte. John legte das Schiff auf Kurs. Eben verschwand das Kanu um die Biegung. —

Und dann kam die Brise. Das Großsegel stand prall, der Baum fierte gegen die Backbordwante, die Fock knatterte voraus; John holte die Fockschot noch etwas dichter, damit keine Mütze voll Wind verloren ging. Er hatte wie gesagt weder Angst noch Mut. Er fand es einfach selbstverständlich, daß sie mal ein bißchen anständigen Wind bekamen.

Aber der blieb weg. Eine seltsame Stille ließ die Segel in trübe Falten fallen. Das Schilf stand regungslos. Die Sumpfvögel schienen alle gestorben zu sein. Nur ein Regenpfeifer klagte in einem dünnen Pfiff, und die Gewitterwand achteraus schien mit einem Mal keine Lust mehr zu haben.

„Die Oma läuft uns doch noch fort!", wollte John gerade sagen, da kam der Wind wieder. Er mußte über irgend etwas gestolpert sein, denn er fiel mit solcher Wucht in die Segel, daß das Ruderblatt ein Luftbad nahm. Und dann holte er Atem und blies. Die platt vor dem Winde liegende Jolle schoß nur so dahin. John riß die Großschot vom Klampen und wollte sie etwas beiholen — denn der Baum wurde gegen die Wante gepreßt, daß sie wie im Schmerz knarrte; das Segel drückte sich scharf daran ab, und die Fock bekam einen Anfall von Tollwut und zerrte an der Schot, bis eine Steppnaht platzte und der Bauch eine Beule bekam . . .

Die Fahrt war wirklich prächtig. Zwar gierte der Vordersteven mächtig nach unten, aber schon war das Kanu wieder zu sehen und in einer Minute mußte es achteraus bleiben. John biß auf das Mundstück seiner Pfeife und blinzelte angestrengt durch den Spalt zwischen Mast und Fock, um die Oma nach Möglichkeit nicht zu rammen. Ein nie gekanntes Gefühl übermannte ihn, ein Trotz, eine Art Freude über den Besitz des Bootes und die Beherrschung des Windes und die Hingabe an eine unbekannte Macht . . . Die Brise war keine Brise mehr, es war Sturm. Jetzt war die Gewitterwand über ihnen. Tropfen prickelten im Gesicht, wurden im Augenblick zu einer herabprasselnden Schauer . . . Jetzt sah er weiter voraus ein großes Segelboot mit eingeholten Segeln und knatterndem Motor entgegenkommen — und am Ufer eine Horde rennender Männer. „Wie die Kinder laufen sie durch den Regen!" konnte John eben noch denken.

Dann kam das eigentliche: Die Gewitterbö. John zwängte die Pinne etwas an sich, er mußte einige Striche backbords abfallen, um dem Kanu auszuweichen. Er schob die Pfeife in die Backe und biß darauf — und es nutzte nichts, denn davon ging die Pinne nicht leichter. Sie war kaum zu bewegen. Über die Piek rauschte das Wasser der Bugwelle; das hatte sie noch nie getan. Und die verdammte Pinne war kaum zu bewegen! Die Bö drückte so sehr auf die Segel, die Jolle hatte solche Fahrt, daß John das Ruderblatt nicht gegen den Wasserdruck bekam . . . Und dann sprang die Bö um ein Winziges nach steuerbord um: John hatte keine Kraft, keine Zeit, — und auch wohl keine Ahnung —, die Schot dicht zu holen. So gierte die Jolle nach Luv, schoß auf das Ufer los — ein Ufer, befestigt mit dicken Rammpfählen —, und drohte dort mit einem Knall aufzubrummen . . .

John sah es und sah auch weiter voraus die Menschen schreien und winken . . . Er ließ die Großschot los, faßte mit zwei Händen die Pinne, riß sie an sich: das Boot ging über Stag und . . . Man soll bei solch achterlicher Bö eigentlich nicht halsen. Ganz besonders nicht, ohne es zu wissen. John hatte nur auf die Uferpfähle gestarrt und sein Boot mit Erfolg davon klar bekommen. Aber das andere hatte er nicht bedacht: der Großbaum flog erst einmal senkrecht hoch, das Großsegel knatterte über den Masttop, und dann sauste der Baum mit Donnergetöse nach Steuerbord und nahm ein Bad. Das Boot legte sich, in allen Fugen krachend, breitseits vor die Bö. Die Schot hing achteraus im Schlepp. Das einzige, was John in seiner Gewalt hatte, war die Pinne, ein schönes Stück Eschenholz, und er umklammerte sie mit nie gekannter Hingabe, und war schon jetzt stolz auf den Erfolg, mit dem er die Jolle wieder auf Kurs legen würde . . . Da sah er schon wieder das andere Ufer. „Die verdammte Hamme!" knurrte er und drückte die Pinne von sich ab, das Boot richtete sich auf, der Baum knallte aus, die Bö nahm einen Anlauf . . .

John sah alles kommen.

„Du, paß auf!" hörte er Marie flüstern.

„Is schon gut", sagte er trocken und ließ die Pinne los und die Pfeife aus dem Mund fallen. Nichts mehr zu machen . . .

Die Gewitterbö drückte das steuerlose Boot über steuerbord ins Wasser, und das mit solcher Wucht, daß der Masttop sich in den schlammigen Grund bohrte und John, der steuerbords saß, sich nur durch den Versuch eines Hechtsprunges retten konnte. Aber es wurde nicht gerade ein Meistersprung, denn er vertakelte sich in der Schot und schluckte ein bißchen Wasser. Als er

LUNA / VON K. J. UHL

Hebt in blauer Himmelskammer
Luna sich vom Wolkenpfühle.
Schlägt zurück das rotgeblumte
Oberbette in die Kühle.

Streifet gar ihr goldnes Hemde
Hurtig sich vom Leibe hinnen.
Oh, wie flattert, ruhet, glänzet
Auf der Wiese nun das Linnen!

Silberzottig sie umarmet
Eines Nebelfauns Gelüste.
Seine Hände meistern fast nicht
Mit den Fingern ihre Brüste.


Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren,
besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten
ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort:
Hermann Krause
„Dichter Nebel“.
Meine Schreibmaschine schwieg seit Tagen
Und mein Manuskriptpapier blieb leer.
Leer und weiß. - Was half mir alles Klagen?
Meine Muse küßte mich nicht mehr!
Endlich trat sie wieder in mein Zimmer,
Schon wollt' ich die Stirn zum Kuß ihr leihn,
Da sprach sie: „Puh - dieser Rauch hier immer,
Junger Freund, Sie paffen ja gemein!
Soll ich etwa hier mit Ihnen schmusen?
Mann, ich seh' vor Qualm kaum Ihr Gesicht!
Etwas Rücksicht brauchen selbst wir Musen,
Und Ihr Tabak da, der paßt mir nicht.
Heute raucht man bess're Zigaretten -
Lieber nicht so viel, doch mit Genuß!
So nur läßt sich unsre Freundschaft retten,
Andernfalls, Herr Krause, sind wir schuß!“
Sprach's und wandte kußlos sich zum Gehen. -
Seitdem rauch' ich gut und mit Verstand!
Und das Dichten geht mir, wie Sie sehen,
Nun schon wieder leidlich von der Hand.
INGE DREXLER
Hermann Krause
5 Pf
ATIKAH
SELBSTVERSTÄNDLICH
OHNE MUNDSTÜCK
führt
in der neuen Rauch-Epoche
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
DELTA
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE
24 Stück

die braune Brühe ausgespuckt hatte, war sein erster Gedanke: „Marie!"
Sie konnte ja nicht schwimmen! Sie konnte zwar auf das süßeste lächeln, und sie wußte auch sonst um kleine Dinge, die zur Verschönerung der Lippen und des Daseins gehörten, ein wenig Bescheid; aber schwimmen...
Sie saß auf den Backbordplanken und hielt sich mit den kleinen Händen fest. Ihre Füßchen baumelten ins Wasser. Sie war so hoch über John, daß sie sich ein wenig schämte, und darum lächelte sie wohl auch auf eine nette, verzweifelte Weise und sagte: „Was nun?"
„Du mußt wohl oder übel auch ins Wasser", sagte John, der nicht verstehen konnte, wie er selber hinein gekommen war. Aber keine Zeit zum Nachdenken, denn schon nahten die Läufer am Ufer und das große Boot; am Ende konnte es diesen Menschen einfallen, hier retten zu wollen. Er hatte nur Verachtung für sie gehabt, er wollte auch jetzt seinen Kram allein machen, und nun zog er an Maries Beinen, sie ließ sich willig niedergleiten und schrie leise, aber aus tiefem Herzen. Das Wasser war kalt und die Umarmung Johns so ganz anders, als sie sie kannte. Sie war ein wenig bleich, lächelte aber noch. John, bis an die Brust im Wasser, trug sie an das Ufer, rutschte kurz vor der Böschung im knietiefen Schlamm aus, und so blieb Marie ein Vollbad nicht erspart. Als das Wasser ihren Hals berührte, flehte sie: „Rette mich!"
Er schob sie durch den Uferschlamm ins Gras und schwamm zurück, sein Schiffsgut zu bergen. Der Bootschwamm trieb schon weit ab stromaufwärts vor dem Winde. Er warf die Riemen an Land. Da das Ufer, auf dem Marie zähneklappernd stand, weiter als das andere vom gekenterten Boot entfernt war, schob John die Jolle zum näheren.
Doch da schrie sie leise: „Hol mich über!..."
Inzwischen war das Kanu mit der Oma angekommen. Sie lachte nicht, sie sagte nichts von Pech oder sonst was, sondern machte sich selbstverständlich daran, Marie über den Fluß zu setzen. John sah es nur mit einem Auge, er hatte beide Hände voll zu tun. Er hörte wie Mariechen mit ihrer langsam sich senkenden Stimme bekannte: „Ich kann nämlich nicht schwimmen..." Und hörte, wie die fünfzigjährige Frau ruhig sagte: „Das mußt du lernen, Kind, so geht man nicht aufs Wasser..."
Aber dann war die ganze Bande von der Halbinsel da, und das große Boot stoppte, zog das Kanu längsseits, ein Mann zog Marie hinauf, verschwand mit ihr unter der Persenning, drehte dann zum Ufer bei, und war dann wieder verschwunden. John stand bis zum Kinn im Wasser und würgte am Tampen des Großfalls, konnte nichts sehen und das nasse Tauwerk ließ sich nicht ziehen. Aber er mußte doch unter Wasser abtakeln, das Boot mußte heraus aus der verfluchten braunen Brühe der Hamme... Und was tat Marie mit dem Kerl im Boot?!
Aha! da kroch der Kerl lachend und rot heraus. Und nun waren die Strandläufer auch da. „Komm man raus!" schrien sie alle.
John dachte nicht daran.
„He, Kollege", sagte Maries Entführer, „nu mal aus dem Wasser."
Und er und fünf, sechs andere streiften ihre blauen Schifferhosen ab und sonst die Plünnen und klatschten ins Wasser, schoben John einfach ans Ufer. Der Kerl faßte ihn am Arm und brachte ihn zu Marie ins große Boot.
„Los zieh dich aus, im Mai ist das Wasser noch ein bißchen kalt."
Er hatte in seiner Kutsche wunderbare Wandkästen mit sauberer Wäsche und Kleidern, Marie steckte schon in seiner Sonntagspolitur. John bekam etwas Älteres; sein Knie lugte durch die Hose, aber sie war trocken.
„Und daß ihr mir nicht die Nase herausstreckt!" drohte der Seebär.
Da saß John neben Marie und verspürte keine Lust, hinauszuschauen, zu den Halbinselmenschen, die das Boot aufrichteten, das Segel auswuschen, aufreihten, und mit hundert Händen dabei waren, unter Lachen und Witzen das Boot wieder klarzumachen.
Nach einer halben Stunde war es so weit, und das Gewitter überdies vorbei. Doch die Retter ließen nicht locker. Der Kerl nahm Johns Jolle ins Schlepp, in der eine Notbesatzung von vier Mann herrschte.
John stand unter diesen fremden Männern in seinem Boot, kaute auf den Zähnen und versuchte, möglichst unbeteiligt in die Gegend zu sehen. Die ganze Sache hatte ihn nicht weiter aufgeregt.

*

Aber als er am anderen Tag mit Marie an Hermanns Schweinestall entlang die Halbinsel betrat, mußte er wohl oder übel mit einem Lachen auf das freudige Winken und Hallo der Retter antworten, doch machte er, daß er schnell aus dem Hafen kam.
Doch dann geschah etwas Seltsames! Als sie auf dem Fluß waren, die seitwärts kommende Brise das Segel ein wenig anhauchte, hatte John auf einmal ein beklemmendes Gefühl, ein... ein... Es war Angst!
„Verdammt!" — Er blinzelte zu Marie hinüber, die ihn groß ansah und auch Angst hatte...
Er riß die Pinne um und schoß in den Wind, der Mast richtete sich gerade auf, das Segel klapperte... Da riefen die Männer vom Ufer: „Jetzt kann nichts passieren, aber wenn wieder ein Gewitter hochkommt, — runter mit dem Segel! Und nur noch mit der Fock vorm Winde liegen bleiben."
Und der Retter und Entführer von Marie meinte noch: „Dat lernt sich allens... Nur Mut!"
John ging über Stag, zog die Schot dicht, ging hart an den Wind, vergaß ganz in tiefes Nachsinnen zu versinken, paßte nur auf das Segel auf, den Kurs und den Himmel, und spürte, wie so ganz langsam etwas in ihm wach wurde, was wie Lust, wie Freude, was wohl Mut sein mußte. Er winkte den Männern auf der Halbinsel zu, lachte, und Marie hatte große runde Wunderaugen.
Am Abend wollte John einen in Hermanns Hütte ausgeben, für die Retter, aber da drückten sie sich fort, und sagten zu sich selber, doch so, daß John es hören mußte: „Nee, von 'nem armen Künstler nischt, wir haben auch unseren falschen Stolz..."

Aus Hannover

(Wilhelm Schulz)



Der wunderliche Fallschirm / Von Achille Campanile

Neulich war ich in einer Gesellschaft. Natürlich wieder mit meinem alten, schrulligen Freund Chiarastella. Die Unterhaltung drehte sich angenehm animiert um die Errungenschaften des Flugwesens. Da bemerkte ich, wie Chiarastella still vor sich hinschmunzelte. Deutliches Zeichen, daß er an irgendeine seltsame Situation seiner an seltenen Situationen so reichen Vergangenheit erinnert wurde.

„Na schießen Sie los, wackerer Recke!" ermunterte ich ihn.

„Gut denn!" willigte er ein. „Eine Zeitlang war ich Fallschirmler in Paris."

„Verzeihung", unterbrach ihn eine bebrillte Philologin, „hörte ich recht, Fallschirmler?"

„Ach so, also sagen wir, ich war Angestellter einer Fallschirmfabrik. Die Fabrik bestand bis zu meinem Eintritt aus einem alten Ingenieur mit langem Bart. Sonst nichts. Das war alles. Nur er. Der vortreffliche Greis arbeitete seit Jahren an einem neuen Fallschirmmodell, das er erfunden hatte und zur Zeit meiner Bekanntschaft gerade zum Abschluß gebracht hatte. Aber er fand niemanden, der es ausprobieren wollte. ‚Probieren Sie ihn doch', antworteten ihm alle, an die er sich wandte. Mich sehen und mir vorschlagen, in sein Geschäft einzutreten, war für den Ingenieur eins. ‚Sie sind genau der, den ich brauche', meinte er. Das schmeichelte mir. Später erfuhr ich, daß er dasselbe zu allen gesagt hatte. Nur hatte keiner auf den Köder angebissen.

„Ja", sagte ich, „und das Gehalt?"

„Was heißt Gehalt? Wenn der Fallschirm sich öffnet, werde ich viel Geld verdienen (der gute Mann war offenbar etwas knapp an Geld), und wir wollen die Einkünfte teilen."

„Gut, und wenn er sich nicht öffnet, Herr Ingenieur?"

„Oh! Wenn er sich nicht öffnet, so wird das der Ruin all meiner Hoffnungen sein, der Schiffbruch eines ganzen arbeitsreichen Lebens!"

„Ihre Hoffnungen gehen mich einen Dreck an", murmelte ich, nahm aber schließlich, in Ermangelung von etwas Besserem, doch an.

Genug, es kam der Tag des Versuchs, und wir begaben uns auf das Operationsfeld. Der Place de la Concorde, auf den ich abspringen sollte, stand gedrängt voll Menschen. Ein Kreis in der Mitte war für mich frei gelassen. Der äußerst erregte Erfinder rannte zwischen den erwartungsgespannten Zuschauern hin und her. Ich stieg in den Ballon, und auf zweitausend Meter Höhe angekommen, sprang ich ab. Die Menge verfolgte, die Nase in die Luft gereckt, mit ängstlichen Augen den Fall. Mitten drin gewahrte ich den Ingenieur, der nervös an seinem Bart zerrte. Was sollte das bedeuten? Ich wandte meinen Blick zum Himmel und bemerkte, daß der Fallschirm sich nicht geöffnet hatte. Verflucht und zugenäht!

„Herr Ingenieur!" brüllte ich aus Leibeskräften, während ich in die Tiefe stürzte, „er öffnet sich nicht!"

Und er, von unten herauf: „Nur Geduld, mein Junge, er wird sich öffnen!" „Aber ich falle!"

Wie ein Meteor sauste ich nun kopfüber hinunter. Meine Haare wurden bei dieser Gelegenheit schneeweiß.

„Er öffnet sich nicht", fuhr ich fort zu schreien, „er funktioniert nicht! Das ist ein fehlerhaftes Stück! Ein altes unbrauchbares Instrument! Holt ein Bettlaken, um Himmelswillen! Matratzen! Hiiiiilfe!"

Da, plötzlich, wenige hundert Meter vom Erdboden, gab es einen mächtigen Ruck, der mir fast die Arme gebrochen hätte. Der Fallschirm hatte sich geöffnet. Endlich. Es war höchste Eisenbahn. Ich atmete auf.

Aber nun begann ein neuer Schrecken. Der Schirm war so großartig vervollkommt, daß ich in der Luft hängen blieb, wie eine Salami, ohne auch nur noch einen einzigen Millimeter zu fallen. Zwischen der Angst von vorhin und der unbequemen Stellung von jetzt, war schwer zu sagen, was aufregender war. „Herr Ingenieur", schrie ich, „ziehen Sie mich herab! Ich will nach Hause. Gehen Sie zum Teufel mit ihren Erfindungen!"

Und er: „Schütteln Sie, rütteln Sie, stoßen Sie, zerren Sie!"

„Ach quatsch, schütteln! Das ist ein Unglücksschirm, er rührt sich nicht!"

Der alte Ingenieur mit dem langen Bart leuchtete vor Glück: „Sehen Sie?" rief er dem Publikum zu, „er fällt nicht, er ist ein Wunder!"

Mit emporgehobenen Köpfen applaudierte die Menge. Ich fuhr fort zu spektakeln: „Zieht mich 'runter! Auch das ist ein Fehler. Sie sind ein Esel von Erfinder!"

Endlich warf man mir aus einem anderen Ballon ein altes Fallschirmmodell zu, ich löste mich von meinem, das in der Luft blieb, und kam ganz sacht herunter.

Während ich langsam, heil und ganz, und voller Würde herabschwebte, zeterte ich weiter gegen den Erfinder:

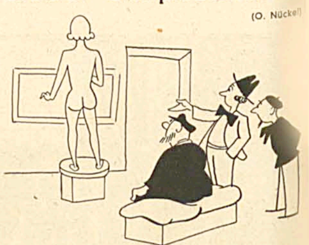
„Jetzt werden wir abrechnen! Mit Fußtritten werden wir abrechnen, mein Lieber! Einen schönen Schreck haben Sie mir eingejagt!"

Ehe ich die Erde berührte, hielt es der Ingenieur indessen für ratsam, auf französische Weise zu verschwinden. Vergebens suchte ich ihn unter der Menge, die sich langsam auflöste und verlief.

Der vollkommenste aller Fallschirme blieb für immer in der Luft schweben, vom Winde hierhin und dorthin getrieben, aber unfähig herunterzukommen. Wie ich später erfuhr, folgte der alte Ingenieur mit dem langen Bart jahrelang seinen Fahrten, von einem Land zum andern pilgernd, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Er verbrachte Stunden und Stunden mit dem Kopf in den Nacken gebogen, um seine herrliche, unerreichbare Erfindung, die seinen Händen entglitten war, zu bewundern. Manchmal, zur Zeit der Abenddämmerung hörte man ihn seufzen: „Ein ganzes Leben voller Arbeit fährt da oben dahin..." und schüchtern zeigte der Alte auf den riesigen, schimmernden Schirm, der sich sanft im Abendwind wiegte.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ital. von A. L. Erne)

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Onkel Heinrich ist von der Waterkant zu Besuch in die Großstadt gekommen und wird, ob er will oder nicht, von seinem Neffen und dessen Freund — zwei angehenden Bildhauern — in eine Kunstausstellung geschleift.

Eines der Bildwerke erregt die besondere Aufmerksamkeit der beiden Kunstjünger.

„Donnerwetter", ruft Onkel Heinrichs Neffe bewundernd aus, „das ist ein Thorax, — was?!"

Der gute Onkel Heinrich ist darob entsetzt.

„Djung, was seid ji heut unscheniert", raunt er und sieht sich nach allen Seiten um, wer wohl das harte Wort gehört haben könne, „in meine Djugend hätt wi dat nich in alle Öffentlichkeit ausposaunt! Sach mal", erkundigt er sich im selben Atem höchlichst interessiert, „wat is denn dat for 'ne neumodsche Ausdruck? Zu meine Zeit sechte man Podex dazu..."

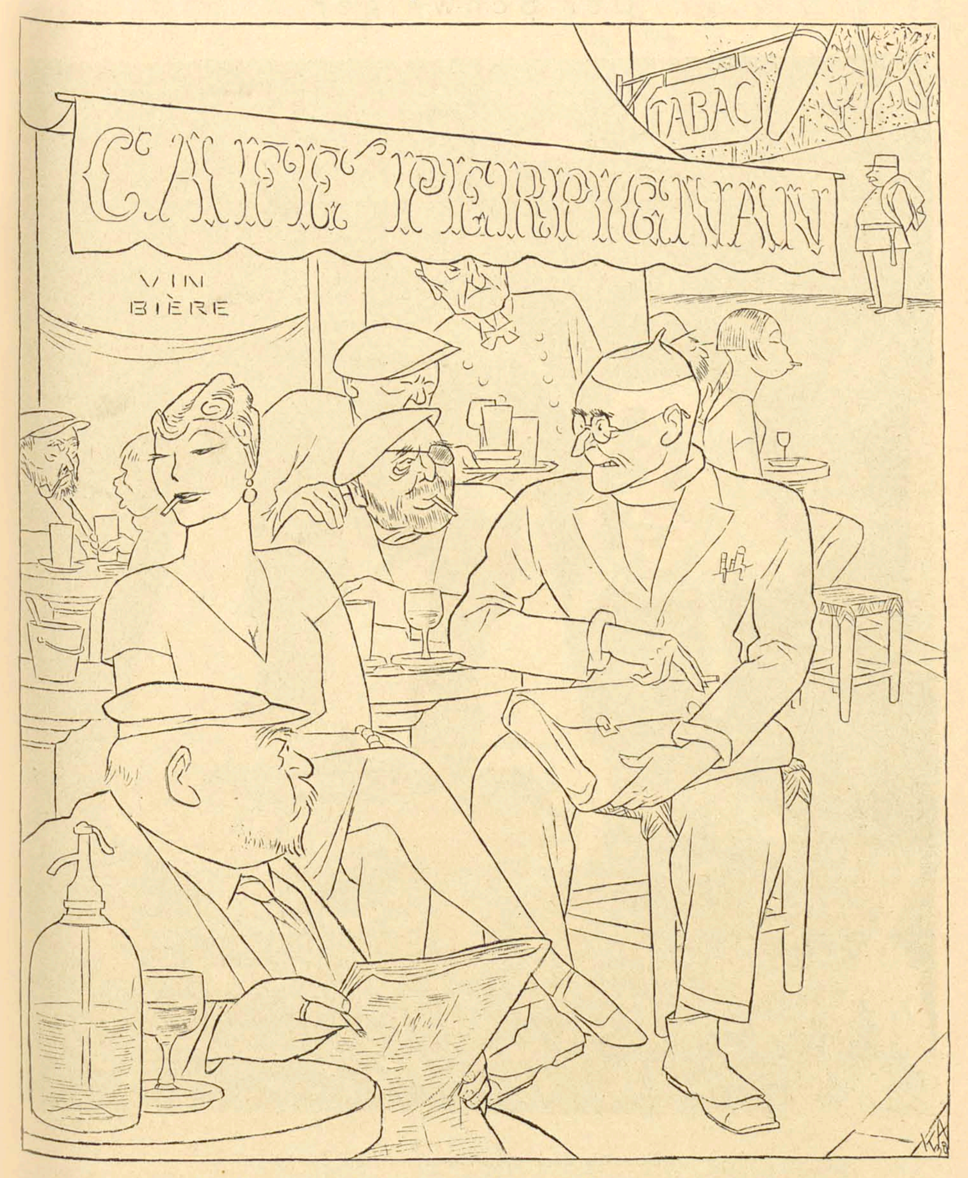
Lissie ist das Kind vornehmer Eltern. Man hat sie von Jugend an behütet. Der Geldbeutel des Vaters erlaubte alle jene Dinge, die der gewöhnliche Erdenbürger notgedrungenermaßen vermißt. Kurzum — Lissie verfügte über Kinderstube. Als sie noch klein war, hatte man ihr auch die Geschichte mit dem Storch erzählt, und Lissie wagte nicht, an den Worten zu zweifeln, die von der Gouvernante gesagt wurden. Inzwischen änderten sich die Zeiten und Lissie kam — obwohl sie noch Kind war — mit den Kindern anderer Kreise zusammen. Hier hörte sie nun dies und jenes, was mit ihrem früheren Kinderglauben nicht immer ganz vereinbar war. Kein Wunder, daß ihr Vater und ihre Mutter, als sie einstmals in einem Tierpark weilten, staunten als Lissie bei Betrachtung eines Storches in die Worte ausbrach: „Das also ist das Tier mit der interessanten Nebenbeschäftigung."

Revierförster M. hat eine sehr hübsche Frau. Ihr Hauptreiz aber ist nach der Ansicht von Kennern ihr volles hellblondes Haar. Als nun einmal bei einem Jägerfest in vorgerückter Stunde wieder einmal jemand von dem schönen vollen Haar schwärmte, meinte der stolze Gatte: „Und schädelecht, meine Herren, völlig schädelecht!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38. 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

An der rotspanischen Grenze

(Karl Arnold)



„Wir Kommintern denken nicht an Rückzug, Monsieur, wir eilen nur unseren Soldaten voraus, um in Frankreich den Kampf vorzubereiten.“

Der Schweiger

(E. Thöny)



„Wie weit seid's denn mit'n Heirat'n, du und der Loisl?"
„Woaß net, bei der Nacht, wann er kimmt, redt er nix!"

München, 1. Mai 1938
43. Jahrgang / Nummer 17

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

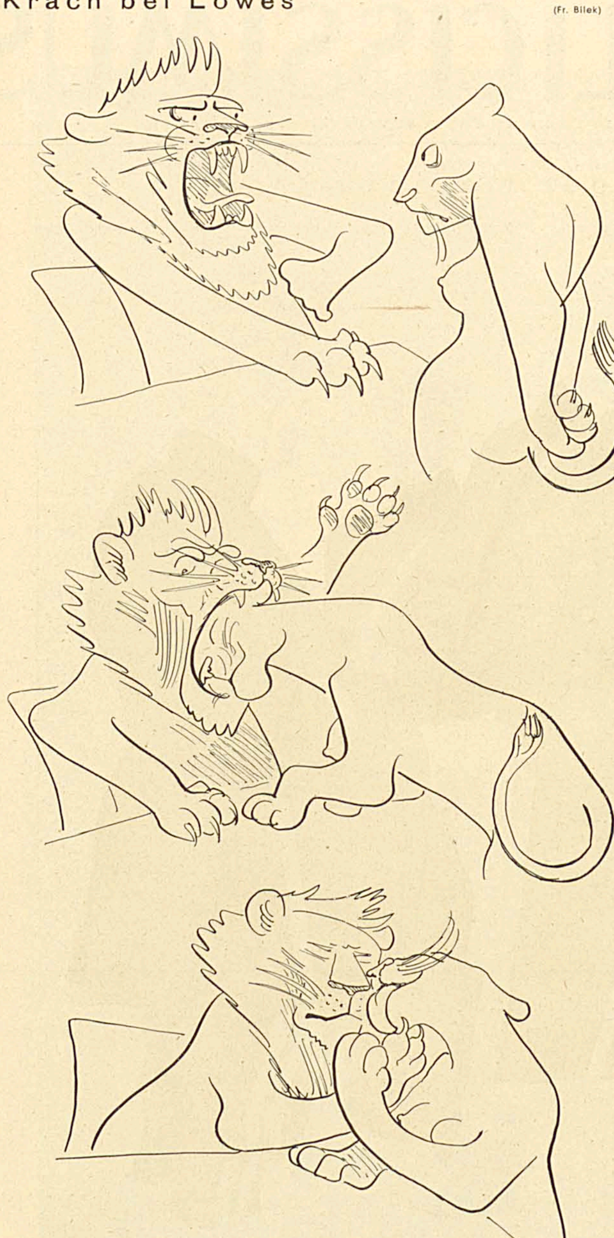
Hinter der Maginot-Linie

(E. Thöny)



„Das ist natürlich gegen jede Spielregel, Messieurs, wenn die Deutschen alles mit friedlichen Mitteln erreichen."

Krach bei Löwes



(Fr. Bilek)

Grenzübertritt

Auf der Landkarte gibt es viele bunte zackige und gebogene Linien. Das sind die Grenzen. Als ich zum erstenmal in meinem Leben an eine Grenze kam, war ich doch etwas enttäuscht, daß von diesen schönen bunten Linien so gar nichts zu sehen war. Ich hatte mir immer eine Grenze romantischer vorgestellt.

Meistens sieht es an den Grenzen diesseits und jenseits sehr gleich aus. Im Frühling blühen hüben und drüben die Schlüsselblumen, hier ist eine bunte Tankstelle und dort ist eine, und man sieht es ihnen von außen gar nicht an, daß der Preis für das Benzin verschieden ist.

Nur die Grenzbeamten drüben haben eine andere Uniform. Sie sprechen die Sprache ihres Landes geläufig und die Sprache des anderen Landes ungeläufig. Aber das fällt einem zuerst nicht auf, weil einem in diesem Moment überhaupt nichts auffällt, da man mit der Gewissenserforschung zu sehr beschäftigt ist.

Bis zur Grenze hat man ein verhältnismäßig gutes Gewissen, jetzt aber, wo man seinem ewigen Zollbeamten gleich Aug in Aug gegenüberstehen wird, schlägt es, und man fragt sich, ob der Vorrat an mitgenommenen Zigaretten nicht den Tagesbedarf überschreitet, und man prüft sich, ob die Flasche Kognak auch genug angetrunken ist, damit sie vor der Behörde da drüben auch als Reiseproviant bestehe. Wohlgemerkt, die Flasche muß angetrunken sein, nicht der Besitzer, denn so steht es in der Bestimmung.

Auf dem Gewissen brauchen nicht bloß Kognak und Zigaretten zu liegen, doch ich will nicht von allen Möglichkeiten sprechen. Lassen wir das.

Ein wenig zittert jeder, der eine Grenze übertritt. So rein ist keines Menschen Herz, um nur vom Herzen zu reden, denn auf seinem sonst fleckenlosen Ehrenschild liegt vielleicht eine proviantunmäßige Portion Schokolade oder ein Kilo Orangen. Der Zollbeamte kann noch tiefer sehen als in des Menschen Herz.

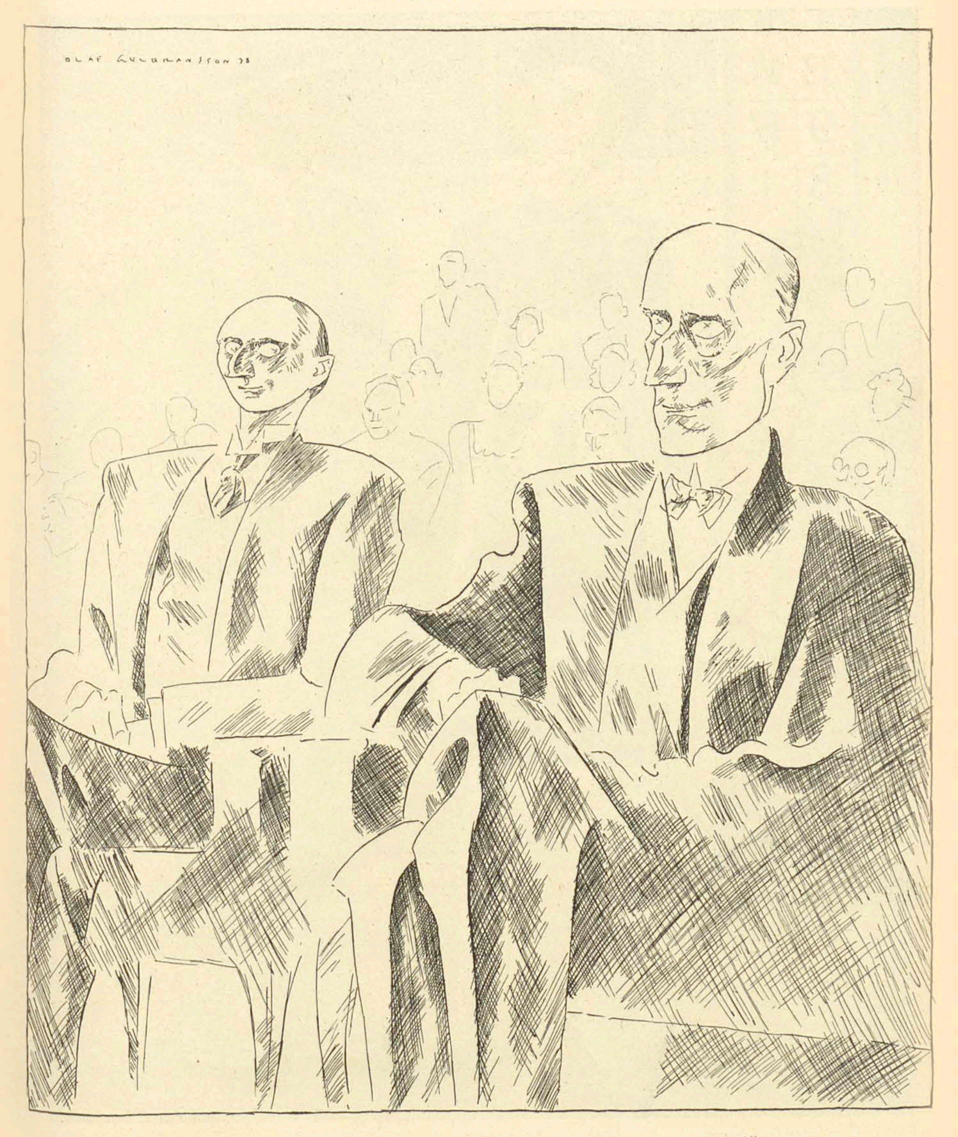
Je näher der Schlagbaum kommt, desto stiller wird es unter den Reisenden und desto harmloser werden die Gesichter. Jetzt ist die Grenze erreicht, und nun wird es herauskommen, wer etwas auf dem Kerbholz hat. Da sind sie schon die Herren in fremdartigen Uniformen und die, die nur mit einem Stempel ausgerüstet sind. Die Pässe, bitte! Ach, diese Paßfotografien! Warum sieht man auf so einer Paßfotografie immer verdächtig aus? Einmietdieb ist das harmloseste, für das ich mich auf meiner Fotografie halten würde. Nein, ich ließe so einen Kerl mit der Visage nicht hinüber. Ich würde ihn auf jeden Fall sehr genau untersuchen. Aber Gott sei Dank, diese Beamten sind Paßfotografien gewohnt und meinen gewiß, die Menschen müßten so aussehen. Ich glaube, sie haben infolgedessen keine sehr gute Meinung von den Leuten. Der Paß geht jetzt von Hand zu Hand und von Stempel zu Stempel. Die Herren schauen dem Verbrecher auf der Fotografie scharf ins Auge und vergleichen ihn mit dem Paßinhaber, sie stellen wohl fest, daß keine Ähnlichkeit zwischen beiden besteht. Ich fürchte mich immer, daß ich rot oder blaß werden könnte oder sonst etwas tue, von dem ich annehme, daß es internationale Verbrecher tun würden, z. B. ein ausgesprochen unbekümmertes und harmloses Gesicht zu machen. Ich mache möglichst ein Gesicht, wie wenn ich jemand zu einem herben Verlust mein herzliches Beileid aussprechen wollte. Ich halte das für das geeignetste, aber vielleicht ist es gar nicht nötig. Ach, du mein Gott, wenn dann der Beamte etwa mit meinem Paß in sein Bureau geht und in einer Kartothek nachsieht und irgendwelche Vergleiche anstellt! Was kann in so einer Kartothek alles enthalten sein! Habe ich nicht vor zehn Jahren einmal einen Witz gemacht über ... Vielleicht steht er jetzt in der Kartothek. Es ist unglaublich, was einem alles in diesem Augenblick einfällt, alles fällt einem in diesem Augenblick ein. Wenn das am Jüngsten Tage auch so ist, das kann gut werden.

Wenn man dann den Paß heftig gestempelt wieder bekommt, fühlt man sich wie neugeboren. Ich fühle mich immer darnach wie am Abend nach meiner Reifeprüfung.

Foltzick

Unterschied

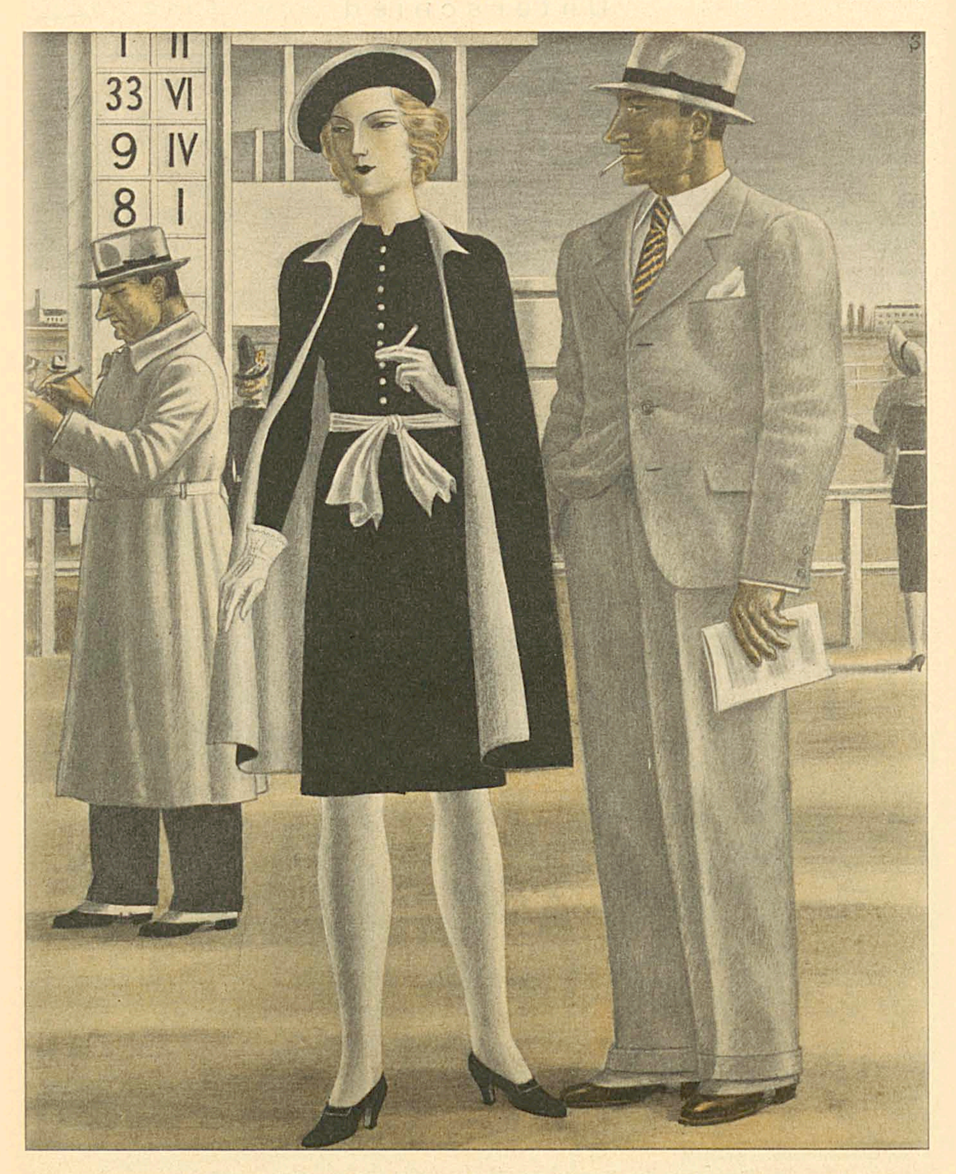
(O. Gulbransson)



„Findest du das Kostüm der Tänzerin nicht etwas sehr gewagt?"
„Was kümmert dich das Kostüm? Guck doch auf die Tänzerin!"

Rennen

(Erich Schilling)



„Weißt du, Willy, je langbeiniger ein Pferd ist, desto größer scheinen mir seine Gewinnchancen." — „Ach, darum werden wohl auch eure Kleider wieder kürzer."

DIE FREMDE DAME

VON SAKI

„Die Smithley-Dubbs sind augenblicklich in der Stadt“, sagte Sir James. „Ich sähe es gerne, wenn du dich ihnen gegenüber ein wenig erkenntlich zeigen würdest. Lade sie doch zum Mittagessen ins Ritz oder sonstwohin ein.“

„Nach dem wenigen, was ich von den Smithley-Dubbs gesehen habe, glaube ich nicht, daß ich ihre Bekanntschaft pflegen möchte“, sagte Lady Drakmanton.

„Sie setzen sich bei den Wahlen immer für mich ein“, sagte ihr Mann. „Nicht daß ich glaubte, sie hätten Einfluß auf viele Stimmen. Aber sie haben einen Onkel, der Vertrauensmann einer meiner Wahlbezirke ist, und ein anderer Onkel spricht manchmal bei einer unserer weniger wichtigen Versammlungen. Solche Leute erwarten sich einen Gegendienst in Gestalt von Gastfreundschaft.“

„Erwarten sich!“ rief Lady Drakmanton aus. „Die Fräuleins Smithley-Dubbs tun mehr als das: sie fordern sie fast. Sie gehören meinem Klub an und treiben sich ausgerechnet zur Essenszeit in der Diele umher — alle drei, mit heraushängender Zunge und dem Sechs-Gänge-Blick in den Augen. Würde ich nur das Wort ‚Mittagessen‘ flüstern, so würden sie mich in ein Taxi bugsieren und dem Fahrer ‚Ritz‘ oder ‚Claridge‘ zurufen, ehe ich überhaupt nur begriffen hätte, was vor sich ging.“

„Trotz alledem finde ich, du solltest sie zu irgendeiner Abfütterung einladen“, beharrte Sir James.

„Könntest du sie nicht auf dich nehmen, Milly?“ fragte Lady Drakmanton, sich hoffnungsvoll an ihre Schwester wendend.

„Ich kenne sie gar nicht“, sagte Milly hastig.

„Um so besser; du kannst dich für mich ausgeben. Die Leute sagen doch, wir sähen einander so ähnlich, daß sie uns kaum auseinanderhalten könnten, und ich habe mit diesen langweiligen jungen Damen nur zweimal in meinem Leben in den Gesellschaftsräumen unseres Klubs gesprochen und sie aus der Ferne durch ein Kopfnicken begrüßt. Jeder Laufjunge im Klub zeigt sie dir. Man findet sie immer gerade vor der Mittagessenszeit in der Halle herumlungern.“

„Meine liebe Betty, sei nicht komisch“, erhob Milly Einspruch. „Ich habe mich mit ein paar Leuten zum Essen im Carlton verabredet und reise übermorgen ab.“

„Um wieviel Uhr ist deine morgige Verabredung?“ fragte Lady Drakmanton nachdenklich.

„Um zwei“, sagte Milly.

„Gut!“ sagte ihre Schwester. „Dann sollen die Smithley-Dubbs morgen mit mir zu Mittag essen. Es wird eine recht unterhaltliche Einladung werden. Ich werde mich bestimmt gut unterhalten.“

Diese letzteren beiden Bemerkungen machte sie zu sich selber. Andere Menschen wußten ihre humoristischen Einfälle nicht immer zu schätzen. Vor allem Sir James nicht.

Am nächsten Tag nahm Lady Drakmanton einige merkliche Veränderungen an ihrer üblichen Toilette vor. Sie frisierte sich das Haar in einer ungewohnten Weise und setzte einen Hut auf, der zur Veränderung ihrer Erscheinung beitrug. Nachdem sie ein oder zwei kleinere Abänderungen vorgenommen hatte, war sie ihrem sonstigen eleganten Selbst hinreichend unähnlich, um einiges Zögern in der Begrüßung zu bewirken, die ihr die Damen Smithley-Dubbs in der Klubhalle zuteil werden ließen. Sie ging darauf jedoch mit einer Bereitwilligkeit ein, die ihre Zweifel beruhigte.

„Wie wär's mit einem Essen im Carlton?“ fragte sie aufgeräumt. Das Restaurant erhielt eine begeisterte Empfehlung von den drei Schwestern.

„Gehen wir hin und essen wir dort, wollen Sie?“ schlug sie vor. Und nach Ablauf von wenigen Minuten genossen die Smithley-Dubbs aus nächster Nähe die Aussicht auf köstlich duftende Fleischgänge und gepflegte Weine.

„Beginnen Sie mit Kaviar? Ich tue es jedenfalls“, gestand Lady Drakmanton. Und die Smithley-Dubbs fingen mit Kaviar an. Die folgenden Gänge wurden im gleichen genießerischen Geiste ausgewählt und als sie bei der getrüffelten Wildente angelangt waren, begann es ein ziemlich teueres Mittagessen zu werden.

Die Unterhaltung hielt kaum Schritt mit dem Glanz des Menus. Wiederholte Anspielungen von seiten der Gäste auf die örtlichen politischen Verhältnisse und Aussichten auf Sir James Wiederwahl wurden mit undeutlichen „Ach's“ und „Oh's“ von Lady Drakmanton quittiert, von der man sich doch hätte erwarten sollen, daß sie ein besonderes Interesse daran gehabt hätte.

„Ich glaube, wenn der Antrag einer gesetzlichen Zwangsversicherung erst einmal ein wenig mehr Verständnis findet, so wird er etwas von seiner gegenwärtigen geringen Volkstümlichkeit verlieren“, versuchte Cecilia Smithley-Dubbs auf gut Glück.

„Wird er das? Ich nehme es an. Ich fürchte, Politik interessiert mich nicht sehr“, sagte Lady Drakmanton.

Die drei Damen Smithley-Dubbs stellten ihre Tassen türkischen Kaffee hin und sahen erstaunt drein. Dann brachen sie in ein Einspruch erhebendes Gekicher aus. „Sie scherzen natürlich!“ sagten sie.

„Durchaus nicht“, kam die verblüffende Antwort. „Ich weiß nicht, was oben oder unten ist bei all dieser langweiligen alten Politik. Hab's nie gekonnt und will's auch nicht können. Ich habe reichlich genug zu tun, um mit meiner eigenen Arbeit fertig zu werden, und dabei bleibt's.“

„Aber“, rief Amanda Smithley-Dubbs mit einer Stimme, in der ein jammernder Unterton der Bestürzung mitklang, aus, „man hat mir erzählt, Sie hätten so aufklärend über das Versicherungsgesetz bei einem unserer Bildungsabende gesprochen.“

Jetzt war es Lady Drakmanton, die erstaunt dreinschaute. „Wissen Sie“, sagte sie mit einem erschrockenen Blick in die Runde, „etwas Schreckliches ist passiert. Ich leide an vollkommenem Gedächtnisschwund. Ich weiß oft nicht einmal, wer ich bin. Ich erinnere mich wohl, Sie irgendwo getroffen zu haben, und entsinne mich, daß Sie mich hier mit Ihnen zu Mittag zu essen aufforderten und ich Ihre liebenswürdige Einladung annahm. Darüber hinaus ist mein Geist vollkommen leer.“

Der erschrockene Ausdruck übertrug sich mit verstärkter Eindringlichkeit auf die Gesichter ihrer Tischgenossen. „S i e haben u n s zum Essen aufgefordert!“ riefen sie hastig. Das schien ein Punkt zu sein, dessen sofortige Richtigstellung wichtiger war als die Personengleichheit.

„Aber nein“, sagte die sich verflüchtigende Gastgeberin, „d e s s e n entsinne ich mich genau. Sie bestanden darauf, daß ich hierher kommen sollte, weil das Essen so gut sei, und ich muß sagen, es hält wirklich ganz das, was Sie davon erzählt haben. Es war ein sehr gutes Essen. Was mir Sorge macht, ist nur, wer in aller Welt ich eigentlich bin? Ich habe nicht die leiseste Ahnung.“

„Sie sind Lady Drakmanton“, riefen die drei Schwestern im Chor.

„Na, nun aber treiben Sie nicht Ihren Scherz mit mir“, erwiderte sie grob. „Ich kenne die Dame zufällig recht gut vom sehen, und sie sieht mir gar nicht ähnlich. Es ist wahrhaftig seltsam, daß Sie sie erwähnt haben, denn es fügt sich, daß sie gerade ins Lokal hereingekommen ist. Diese Dame in Schwarz, mit der gelben Feder auf dem Hut, dort bei der Tür..“

Die Smithley-Dubbs blickten in die angegebene Richtung — und die Unsicherheit in ihren Augen vertiefte sich zu Entsetzen. Der äußeren Erscheinung nach kam die eben hereinkommende Dame ihrer Erinnerung an die Frau ihres Parteimitglieds sicherlich näher als das Individuum, das bei ihnen am Tisch saß.

„Wer sind S i e denn dann, wenn das Lady Drakmanton ist?“ fragten sie in panikbefallener Bestürzung.

„Das ist's ja gerade, was ich nicht weiß“, war die Antwort, „und Sie scheinen es nicht sehr viel besser zu wissen als ich.“

„Sie kamen im New Didactic-Klub, Calais Street, zu uns her...“

„Im New Didactic!“ rief Lady Drakmanton mit einem Ausdruck wiederkehrender Erleuchtung aus; „haben Sie vielen Dank. Natürlich, jetzt erinnere ich mich, wer ich bin. Ich bin Ellen Niggle, von der Haushaltungsgehilfinnen-Gilde. Der Klub beschäftigt mich dann und wann, um für die Pflege des Kupfergeschirrs zu sorgen. Dadurch kannte ich Lady Drakmanton vom Sehen; sie ist sehr oft im Klub. Und Sie sind die Damen, die mich in so gütiger Weise zum Essen eingeladen haben. Komisch, wie das alles meinem Gedächtnis so entfallen konnte, ganz plötzlich. Das ungewohnte gute Essen und der Wein müssen zuviel für mich gewesen sein, für den Augenblick konnte ich mir wirklich nicht ins Gedächtnis rufen, wer ich war. Guter Gott“, brach sie plötzlich auf, „es ist drei Uhr durch; ich sollte bei einer Küchenarbeit in Whitehall sein. Ich muß forteilen wie ein kopfloser Hase. Nochmals vielen Dank.“

Sie verließ den Raum mit hinreichend überzeugender Hast, um an das von ihr erwähnte Tier zu erinnern, aber die Kopflosigkeit war ganz auf seiten der unfreiwilligen Gastgeberinnen. Das Restaurant schien um sie im Kreise zu drehen, und die Rechnung trug, als sie diskret präsentiert wurde, nicht zur Wiederherstellung ihrer Fassung bei. Sie waren den Tränen so nahe, wie man es während der Mittagsstunde in einem wirklich guten Restaurant nur sein kann. Was das Geld anbetrifft, so waren sie sehr wohl in der Lage, sich den Luxus einer ausgezeichneten Mahlzeit zu leisten. Aber ihre Begriffe von Gastfreundschaft gingen merklich auseinander, je nachdem es sich um eine zu gewährende oder eine zu empfangende Einladung handelte. Sich selbst großzügig auf ihre eigenen Kosten eingeladen zu haben, war eine vielleicht beklagenswerte Ausgefallenheit. Eine unbekannte und gesellschaftlich sich nicht bezahlt machende Ellen Niggle in das Netz ihrer Gastlichkeit gezogen zu haben, war eine Katastrophe, über die sie sich nicht beruhigen konnten. Die Smithley-Dubbs erholten sich nie wieder ganz von ihrem erschütternden Erlebnis. Sie haben die Politik aufgegeben und tun Gutes.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil.)

Landschaft in Lincolnshire

Von Paul Verlaine / Deutsch von: Gerhart Haug

Der Hecken Unendlichkeit
Wellt sich hinab bis ans Meer,
Hell aus dem Nebel her
Glänzen die Buchten weit.

Bäume und Mühlen stehn
Leicht auf dem zarten Grün.
Fohlen jagen dahin,
Die dort zur Weide gehn.

Still liegt der Sonntag und hell,
Weiße Schafe zur Seit'
Spielen im weiten Gebreit,
Sanft im wolligen Fell.

Draußen von Welle zu Gruft
Hört man des Meeres Getön',
Glocken wie Flöten gehn
Hoch im milchigen Duft.

Ein Unbegabter wird gefeiert

Von Hans Scherer

Im Sitzungssaal der großen Versicherungsgesellschaft in San Franzisko hatte die Direktion an dem langen grünen Tisch Platz genommen. Zu oberst der Vorstand, dann folgte die Kommission des Aufsichtsrates, zum Schluß kamen die Abteilungsdirektoren. Am Rednerpodium stand Mister Leadpool, der Generaldirektor. Der Platz, den Fred Fergusson eingenommen hatte, war festlich mit Blumen geschmückt. Ein Klingelzeichen ertönte, und Mr. Leadpool begann zu sprechen:
„Sehr verehrte Herren" — so begann Mr. Leadpool — „Und vor allem mein lieber und hochverehrter Mr. Fergusson!
Es ist nun ein halbes Jahr her, daß unsere Gesellschaft Sie, mein bester Herr Fergusson, von dem Bezirk Schanghai zurückgeholt hat. Sie hatten dort, wie Sie sich zu erinnern belieben, die Bezirksleitung unserer Gesellschaft fast fünf Monate lang inne gehabt.
Das, was Sie, Mr. Fergusson, in den knapp fünf Monaten Ihrer Tätigkeit in Schanghai geleistet haben, steht in der Geschichte unserer Gesellschaft in jeder Hinsicht einzigartig da.
Es gelang Ihnen nicht nur glänzend — dank Ihrer geradezu genialen Unbegabtheit — dort keine Abschlüsse für uns zu tätigen, was wir übrigens von Ihnen erwarteten, nein, weit mehr noch, es gelang Ihnen sogar — hierfür können Sie sich bei der in Ihrer Familie weit verbreiteten und bei Ihnen besonders ausgeprägten Arroganz bedanken — es gelang Ihnen sogar, unsere guten alten Kunden, eben mit Ihrer beispiellosen Arroganz, so zu verstimmen, daß diese uns ihre alten Policen mit den denkbar lakonischsten Begleitschreiben zurücksandten, kurz: Sie haben die langjährige, mühsam geleistete Aufbauarbeit Ihres Vorgängers, des allzu früh verstorbenen Mr. Auburn in weniger als fünf Monaten völlig vernichtet.
Vertreter sein ist nicht jedermanns Sache, es will gelernt sein, und die Anlage zu diesem schwierigen Berufe muß angeboren sein. Gute Vertreter kann man mit der Laterne suchen. Manche, denen es an Begabung mangelt, haben es durch unsäglichen Fleiß und Arbeit an sich selbst dennoch zu etwas gebracht.
Von Fleiß und Initiative konnte bei Ihnen jedoch nicht die Rede sein, und von Ihrer Begabung, das will heißen: von Ihrer mangelnden Begabung, zu sprechen — ja, dazu fehlen mir einfach die Worte. Sie sind so unbegabt, wie es irgend ein Mensch nur sein kann. Wenn zu Ihnen ein reicher Verrückter kommt und Sie händeringend um Aufnahme in unsere Mobilien- und Immobilien-Versicherung bittet, Ihnen die Prämie für 10 Jahre im voraus gleich mitbringt, Sie, Herr Fergusson — jawohl, wir konnten uns stets auf Sie verlassen — haben den Mann unversichert wieder abziehen lassen, ihm möglicherweise noch den Weg zur Konkurrenz gezeigt.
Man kann nicht sagen, daß die Spesen, die Sie gemacht haben, im umgekehrten Verhältnis zu Ihren Aufträgen standen, dies ist aus arithmetischen Gründen nicht möglich; denn dazu hätte es mindestens eines Auftrages bedurft. Selbst diesen einen, diesen einzigen Auftrag — sagen wir: einen Auftrag ehrenhalber — haben Sie sich und uns versagt. Sie haben auf der ganzen Linie versagt.
Die Gesellschaft, an deren Spitze ich stehe, läßt es sich nicht nehmen, Ihnen für Ihre glänzenden Leistungen — oder auch wenn man will: Nichtleistungen — ihren tiefst empfundenen Dank auszusprechen. Meine Herren, lachen Sie bitte nicht!
Auch Ihr Zwischenruf, ich solle meinen Spott nicht auf die Spitze treiben, ist gänzlich deplaciert! — Meine Herren, das, was ich sage ist mein heiligster Ernst. Daß Sie und ich, wir alle hier so ruhig, so wohlbezahlt, so gutsituiert hier sitzen, das verdanken wir niemand anderem als unserem lieben hochgeschätzten Mr. Fergusson! Ich habe hier ferner eine Dankesschuld abzutragen bei unserem hochverehrten Herrn Direktor Brunswick, der seinen Günstling Fergusson seiner Zeit gegen meinen Willen hier untergebracht hat. Herr Brunswick! Die Gesellschaft ist Ihnen heute dankbar dafür, daß Ihr Herr Fergusson — er ist wohl ein Verwandter von Ihnen? ja? — also daß Ihr Herr Fergusson, ach, was sage ich: unser Herr Fergusson, eine Niete war — eine Niete, die ihresgleichen suchen kann.
Es ist das unbestrittene Verdienst des Herrn Direktor Brunswick es über unsere entschiedenste und energischste Ablehnung hinweg durchgesetzt zu haben, daß Sie, Herr Fergusson, Ihre Stellung bei uns antreten durften.
Meine Herren, der Ausfall an Aufträgen aus dem Bezirk Schanghai und die Löschung so zahlreicher Versicherungen unserer alten und ältesten Kunden des genannten Bezirkes sind einzig und allein das Verdienst Mr. Fergussons. Seinem Nachfolger ist es bis heute Gott sei Dank noch bei weitem nicht gelungen, auch nur einen Bruchteil dieses Ausfalls aus jenem Bezirk wieder aufzuholen.
Sie schütteln die Köpfe, meine Herren, weil ich sagte ‚Gott sei Dank'. Ja, meine Herren, auch ich gebe zu, daß es ungewöhnlich ist zu loben, was eigentlich zu tadeln, und zu tadeln, was normalerweise zu loben wäre.
Aber ist die Lage in Schanghai vielleicht normal? — Sie fragen, ob ich es sei? — Ich muß den Zwischenrufer zur Ordnung rufen! — Glauben Sie, ich sei kein Statistiker und Versicherungsmathematiker? — Meine Herren, wenn wir heute einen einigermaßen durchschnittlichen Auftragsbestand im Bezirk Schanghai hätten, dann wäre unsere Gesellschaft bankerott!
Ich gehe so weit zu behaupten, daß Mr. Fergusson mit seiner Unfähigkeit die Firma gerettet hat!
Es ist, mein hochverehrter Mr. Fergusson, eine ungemein seltsame Situation, in der sich unsere Gesellschaft in dieser Stunde befindet. Aber sind Sie nicht, Mr. Fergusson, in Ihrem Glück zu bewundern? — Sie haben aus Ihrer Unfähigkeit das Beste gemacht, was daraus zu machen war: Geld! Die Gesellschaft erlaubt sich daher, Ihnen als ein kleines Zeichen ihres Dankes diesen Scheck über 10000 Dollars zu überreichen."



Aus einem Roman: „Ihr Blick traf ihn . . ."

Das Rundreisegeschenk

Von Bruno Manuel

Wenn man seine Wohnung wechselt, haben alle guten Freunde das Bedürfnis, einem eine Freude zu bereiten. Sie bringen nützliche Geschenke, und der Beschenkte fällt von einer Begeisterung in die andere.
Arthur schenkte beim vorletzten Umzug eine Vase. Vasen sind dazu auserkoren, Umgezogenen überreicht zu werden.
Als Arthur sie auf den Schreibtisch stellte, brachst du anstandshalber in eine Lobeshymne aus. Du riefst: „Gott, was für ein prächtiges Stück!"
Du tatest es, obwohl du merktest, daß die Vase unmöglich in den Rahmen deiner Wohnung paßte. In deiner Wohnung dominieren grüne Töne. Die Vase war aber rot. Rot allein wäre nicht schlimm gewesen. Der Hersteller hatte sich aber darauf versteift, sie auch zu bemalen. Das machte sie unmöglich.
Du bautest die Vase auf den Bücherschrank und sagtest zu dem Dienstmädchen: „Johanna", sagtest du, „nehmen Sie die Vase recht oft herunter!" Denn wenn du einen Gegenstand Johannas Sorgfalt anempfahlst, konntest du versichert sein, daß er nicht lange lebte.
Die Vase blieb am Leben. Es machte ihr nichts aus, daß Johanna sie täglich in die Hand nahm. Manchmal wusch Johanna sie sogar. Auch diese Gelegenheit ging an der Vase spurlos vorüber.
„Johanna", fragtest du schließlich, „was haben

Sie gegen die Vase? Sie haben die geschliffene Karaffe fallen lassen und auch den Kopenhagener Kuchenteller. Warum nicht die Vase?"

In Johannas Gesicht stieg hektische Röte. Sie legte ein Geständnis ab. Johanna hatte die Vase schon wiederholt fallen lassen. Immer aber nur auf den dicken Teppich.

„So", sagtest du, „dann nehmen Sie bis auf weiteres den Teppich weg."

Johanna tat es. Die Vase blieb ganz. Du betrachtest sie genauer. Sie konnte nicht entzwei gehen. Sie war zu dick. Du nahmst sie auf und stelltest sie in den Schrank.

Eines Tages zogen Bergers um und luden dich zur Wohnungsweihe. Du machtest ihnen eine Freude und nahmst die Vase mit. „Gott" rief Berger, „was für ein prachtvolles Stück!"

Abends sagte Berger zu seiner Frau: „Da schlage einer lang hin! Wie kommt der Mensch zu dieser Vase? Die haben wir doch vor zwei Jahren Schramms geschenkt."

Nun blieb die Vase längere Zeit verschollen. Du hast in den folgenden Jahren manche Wohnungsweihe mitgemacht und alle Präsente genau betrachtet. Wenn du nur die Worte sagen hörtest: „Gott, was für ein prachtvolles Stück!", bist du hingelaufen, um es dir anzusehen. Die Vase war es nicht. Bergers haben sie anscheinend zertrümmert.

Bergers haben sie nicht zertrümmert.

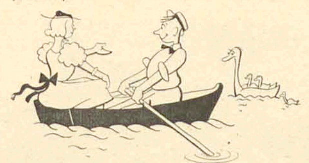
Vorigen Monat zogst du wieder um. Da kam Paula mit der Vase, stellte sie auf den Schreibtisch und rühmte ihren Wert.

Du lächelst finster. „Paula", fragtest du, „seit wann verkehrst du mit Herrn Berger?"

Paula wurde böse. Sie schwor, keinen Herrn Berger zu kennen. „Paula", sagtest du mit Nachdruck, „mir kannst du es doch sagen."

Tags darauf kam Paulas Mann und verlangte, du möchtest dich entschuldigen. Und falls du es wissen willst: die Vase stammt von einer Familie Weniger. Wenigers haben sie Paula mitgebracht. Nun steht sie wieder im Schrank und wartet.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Fritz gleitet mit Charlotte im Ruderbootchen über den Neuen See. Die Szenerie ist perfekt: Lichtreklamen vom Zoo her, die durch die Bäume des Tiergartens malerisch durchschimmern, und Vollmond am Himmel.

Schwärmt Fritz: „Lottimäuschen, du Süße! Jetzt möchte ich deinen Lockenkopf in die Hände nehmen, dir in die blauen Augen blicken und dir einen zarten Kuß auf die schwellenden Lippen hauchen ..."

Meint Charlotte: „Na, det müßte sich doch arrangieren lassen, Fritz!"

Wir saßen im Familienkreise zusammen: Onkel Hermann, Tante Britta, Vetter Hans und meine Wenigkeit und warteten auf das Erscheinen von Tante Kornelie (Onkel Hermanns jüngster Schwester) und deren Tochter Erna.

Das Gespräch drehte sich um Tante Kornelies bevorstehenden fünfzigsten Geburtstag. Vergebens zerbrachen wir uns die Köpfe, womit man ihr zu diesem Tage eine Freude machen könne; denn jedermann weiß, daß ihre Tochter Erna, die unbemannt und egoistisch der gutherzigen Mutter Leben beschattet, dieser nach kurzem jedes Geschenk auszuspannen pflegt. Da klingelte das Telefon. Kusine Erna teilte mit, daß ihre Mutter plötzlich unpäßlich geworden sei und daher nicht erscheinen könne. Allem Anschein nach handle es sich um eine Blinddarmreizung. —

„Weißt du was, Papa", sagt Vetter Hans, vom Telefon zurückkehrend, „ich habe eine Idee: Laß Tante Kornelie doch auf deine Kosten den Blinddarm herausnehmen — mit dem kann Erna nachher wenigstens nichts anfangen!"

Vor seiner besseren Hälfte hat Ladislaus einen Höllenrespekt.

Deshalb hat er es auch nicht gewagt, die reizende Kleine, die ihm schon so lange gefällt, auf der Straße anzusprechen, sondern hat sich — man muß der Liebe Opfer bringen — entschlossen, in dem Schuhgeschäft, wo sie Verkäuferin ist, ein Paar Schuhe zu kaufen.

Zwischen gelben, braunen, schwarzen, Lack- und Wildlederschuhen flüstert Ladislaus der entzückenden Kleinen alles das ins Ohr, was ihr zu sagen er sich schon längst vorgenommen hat, spielt den unabhängigen Don Juan und legt sich scharf ins Zeug.

„Also, liebes Fräulein, morgen abend, wenn Sie Zeit haben?... Bleibt's dabei?"

„Ja", nickt die Kleine hold errötend, „... und, bitte, den rechten Schuh auszuziehen!"

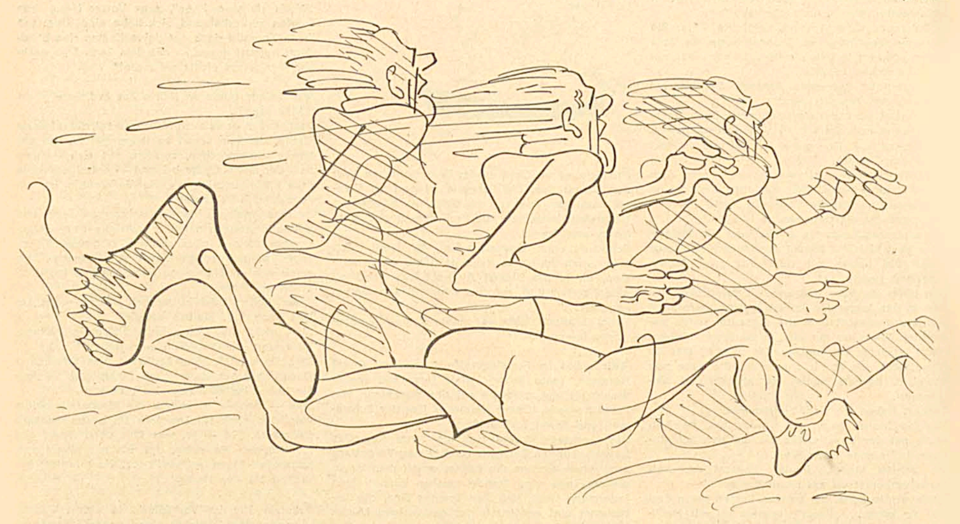
„Für Sie alles!" flötet Ladislaus, das Schuhband lösend und aus dem Schuh schlüpfend. „Gehen Sie lieber ins Kino oder ins Theater?"

„Wa — was —" versetzte die Kleine mit einem empörten Blick auf Ladislaus zerrissene Strumpffragmente. „Ja — ja, was fällt denn Ihnen ein! ... Glauben Sie denn, daß ich mit einem verheirateten Mann anbandl'? ... Herr Mitler, bedienen Sie den Herrn!" H. K. B.

Fräulein Elly ist Verkäuferin in einem Papierwarengeschäft. Sie hat einen neuen Freund, mit dem sie ein entzückendes Wochenende verlebte. Noch am Montag im Geschäft ist sie ganz glückselig. Da erscheint ein Kunde und verlangt eine Rolle Toilettepapier. Elly ist noch ganz abwesend, schreckt auf und fragt: „Liniert, bitte?!"

META-SPORT

(Fr. Bilek)



Der Läufer rast schnell wie ein Floh:
Jüngst brauchte er neun Komma zwo
Sekunden noch für hundert Meter.
Dies war Rekord. Doch heute steht er
Bereits nun auf neun Komma eins,
Und dank der Sprungkraft des Gebeins
Der kühnen Sprinter wird vielleicht
Morgen neun Komma null erreicht.
Bei jedem Start zu guter Stunde
Bröckelt ein Zehntel der Sekunde
Ab vom Rekord, der grad noch galt.
So geht das ohne Aufenthalt.
Was sind schon bei Minuten-Zahlen
So 'n paar Sekunden-Dezimalen?
Bis zu dem Fest in Tokio
Sind es vielleicht acht Komma zwo.

So geht das denn noch weiter fort
Zu immer stolzerem Rekord:
Sechs Komma fünf, vier Komma zwei,
Drei Komma acht, eins Komma drei ...

Und eines Tages, ei der Daus,
Da ist es mit der Stoppuhr aus:
Für hundert Meter braucht der Mann
Null Komma Null Sekunden dann ...

Und nunmehr wird der Fall erst toll,
Unheimlich und geheimnisvoll.
Denn wer in einem Nichts von Zeit
Läuft seine hundert Meter weit,
Der muß ja, das sieht jeder ein,
Gleichzeitig an zwei Punkten sein.
Und so geht ein Naturgesetz
Der — ach! — Metaphysik ins Netz:
Denn Raum und Zeit sind — siehe oben —
Damit ja faktisch aufgehoben.
Was hätte wohl mein lieber Freund
Immanuel Kant dazu gemeint ...?

Doch nur der tumbe Laie glaubt,
Der Nullpunkt sei nun überhaupt
Der Läuferleistung letzter Schluß —
Ach nein: ein M i n u s folgt dem plus.
Denn das Gesetz der Arithmetik
Ist jenseits auch des Nullpunkts tätig.

So setzt sich fort das tolle Spiel:
Der Läufer rast zu seinem Ziel
In minus zwei Sekunden schier,
In minus drei, in minus vier,
In minus sieben Komma zwo —
Ad infinitum weiter so ...

So trägt der Sportsmann je nachdem
Ein philosophisches Problem
(„Peripathetisch" sozusagen)
Mit sich herum, so daß wir fragen:
Ist Raum und Zeit vielleicht doch nur
Ein Spukgebilde der Natur,
Wenn — sahn wir — im Futurum steckt
Zugleich schon das Plusquamperfekt?
Der laufen wird, war lang schon fort —
So macht uns also nun der Sport
In klarer Logik Zauberei
Von Kants Kategorien frei ...!

Geschlossen sei mit solchem Wort
Das Hohelied vom Meta-Sport ...

Wendelin Ueberzwerch

UHROLOGIE

Von Dirks Paulun

Den ganzen Winter über kam es nicht auf die Minute an. Selbst wenn man gewußt hätte, wieviel Uhr es eigentlich jeweils genau war — ob man sich beim Stundenschlag auf den Weg machte, fünf oder zehn Minuten davor, fünf oder zehn Minuten nachher —, rennen war auf alle Fälle ratsam. Man durfte immer hoffen, den vorherigen Autobus mit erheblicher Verspätung zu erreichen, oder auch den verfrühten nächsten, der schon anrollte, um bei Schnee und Glätte rechtzeitig zur Umsteigestelle zu gelangen, endlich aber war es auch nicht ausgeschlossen, daß einer gerade rechtzeitig kam.

Jetzt fahren sie wieder pünktlicher. Es lohnt sich, seine Uhren zu stellen. Allabendlich bestimmen wir die Normalzeit aus den Anzeigen unserer drei hübschen, geschmackvoll über die Räume verteilten Reisewecker, indem wir das geometrische Mittel errechnen. Auf die Schläge der nahen Kirchturmuhr ist kein rechter Verlaß. Wir wissen zwar, daß sie Montags vorgeht, daß sie gegen Ende der Woche immer weiter hinter der Jetztzeit zurückbleibt, aber wann und nach welchem System sie gestellt wird und mit welchem Wachstum des Abstandes wir zu rechnen haben, das hatten wir bis gestern nicht herausgekriegt. Gestern aber mußte ich in aller Herrgottsfrühe, schon um halb elf, in die Stadt. Zufällig hatte ich beim Kaffee Glockenläuten und den Zehnuhrstundenschlag von der Kirche gehört. Unsere Uhren stimmten genau damit überein. Aber als ich vor die Haustür trat, tönten drei wuchtige Schläge an mein Ohr. Der Bus sollte 10.41 gehen — gegangen sein. Fast hätte ich mein wichtiges Vorhaben aufgegeben. Glücklicherweise verließ mich die Hoffnung nicht; ich rannte wie ein Windsbräutigam zur Haltestelle. Nach langen Minuten traf auch der Bus dort ein.

„Ihr kommt aber spät!" sagte ich zum Schaffner. „Genau richtig!" sagte er und zeigte mir die Taschenuhr. „Aber die Kirche ..." begann ich. Er aber sah mich mitleidig an und fragte: „Wie lange wohnst du schon hier? — Weißt du nicht, daß der Paster sich jeden Sonntag zehn Minuten von der Predigt abspart?"

Reue / Altfranzösisches Volkslied

(Wilhelm Schulz)



Vom Fest kehrt' ich heim
— o wie schwer war mein Sinn!
Am Rand eines Brunnens,
und da setzt' ich mich hin.

So klar floß sein Wasser.
Ich wusch das Gesicht.
Mit den Blättern der Eiche,
da trocknet' ich mich.

Hoch oben im Gipfel
klang der Nachtigall Lied.
Ach sing Vogel, sing,
hast ein frohes Gemüt!

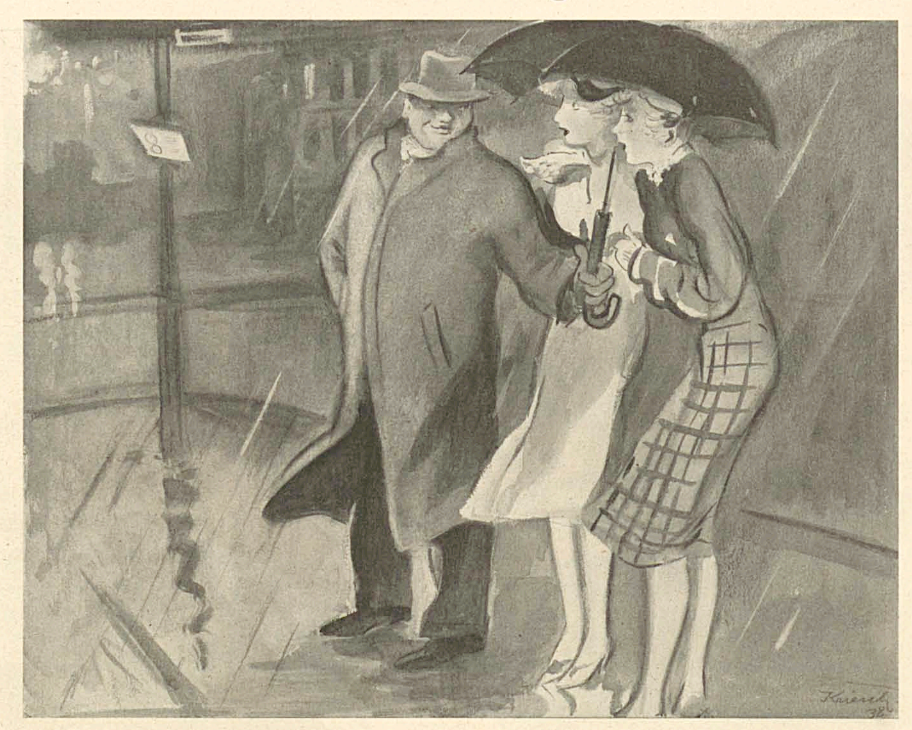
Ich — hab' keines mehr,
und das Herz drückt's mir ab
um ein Rosenknösplein,
das zu früh ich vergab.

Ich wollt', daß das Röslein
am Strauche noch hing',
und der Rosenstrauch wär' noch
ein ungepflanzt' Ding!

Und die ganze, ganze Welt
müßt' erschaffen erst wern!
Und mein Liebster, der müßt' mich
erst liebhaben lern'!

Fehlanzeige

(R. Kriesch)



„Darf ich den Damen meinen Schirm anbieten?" — „Sehr liebenswürdig! Wir schicken ihn morgen wieder zu!"

Alles verstehen heißt alles verzeihen

Von Helmut Kindler

Der Kalendermacher war nach dem Nachmittagskaffee etwas eingenickt. Menschen mit gutem Gewissen schlafen gut. Menschen mit gar keinem Gewissen schlafen noch besser. Der Kalendermacher schlief ganz ausgezeichnet. Da klopfte es zaghaft und bescheiden an seine Tür, und herein trat ein Mann. Beim ersten Blick schien er schon neunzig zu sein, beim zweiten sah man hingegen, daß er höchstens vierzig und nur von Kummer und Gram tief gebeugt war. „Verzeihen Sie", hub er an, „ich bin Ihr Nachbar, ferner der Leser Ihrer Kalendersprüche und ein schlechter Mensch. Alles verstehen heißt alles verzeihen, lehrte mich Ihr Kalender. Nun gut. Ich habe es verstanden, daß meine Frau das Wirtschaftsgeld zur Schneiderin trägt, daß meine Kinder Schulden machen und üblen Lebenswandel treiben, daß meine Freunde mich anpumpen, wie nur Verdurstende in der Wüste einen Brunnen anpumpen. Ich habe das alles menschlich verstanden. Aber sagen Sie mir, wie soll das weitergehen?" Er rang die Hände und weinte bitterlich.

„Augenblick", sagte der Kalendermacher, denn er hörte gerade seine Tochter aus dem Kino kommen, wohin sie nicht gehen sollte. Ohne ihre komplizierte Erklärung abzuwarten, gab er ihr zwei Ohrfeigen, daß der Ruß im Schornstein aufwirbelte. Dabei merkte der Mann, daß sein zwölfjähriger Sohn heimlich Zigaretten rauchte, und unverzüglich zog er ihn über den Tisch. Als er dabei zum Fenster hinausschaute, sah er einen Fremden in der Krone seines Apfelbaumes, holte ihn sofort herunter, zog ihn dreimal durch die Gartenharke, ohne Erläuterungen anzuhören und warf die Überreste über die Mauer. Dann kehrte er in das Zimmer zurück. Sein Besucher war aber verschwunden.

Obwohl der Kalendermacher seinen Schlaf nachholen wollte, kam er doch nicht zur rechten Ruhe. Aus dem Hause seines Nachbarn klang Wehgeschrei, und von Zeit zu Zeit flog dort ein guter Freund zur Tür oder eine Schneiderinnenrechnung zum Fenster hinaus, und auch die Söhne des Nachbarn schienen gar nicht wohlauf zu sein.

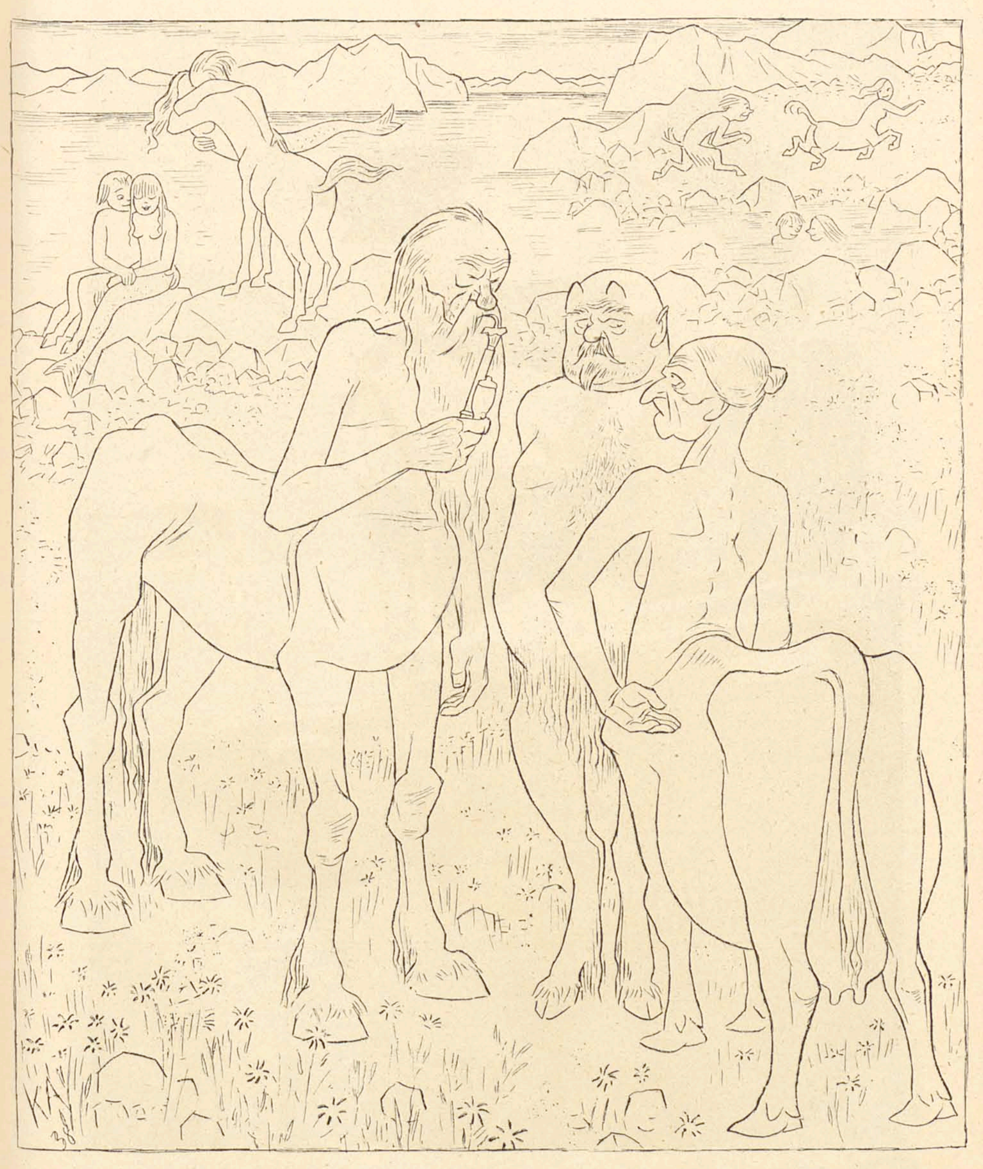
Endlich kehrte Ruhe ein, und gerade wollte der Kalendermacher seinen Schlummer nachholen, als sein Nachbar ins Zimmer stürzte. Der Mann schien ganz außer sich. In der Rechten hielt er einen dampfenden Rohrstock. „Mann", brüllte er, „ich habe vorhin mitangesehen, wie Sie jene behandeln, die Ihre Ruhe stören. Ich Narr aber habe jahrelang Ihre Kalendersprüche geschluckt wie trichinöses Fleisch. Die Muskulatur meiner Seele litt darunter. Ich Narr habe verziehen, wenn die andern mich auszunutzen verstanden! Ich vergreiste vor der Zeit, während die andern frecher und fülliger wurden. Und wer hatte daran anders Schuld als Sie? Herr, ich bin nunmehr überzeugt, daß der damals verbotene Apfel in einen Kalenderspruch eingewickelt war! Diese Bonbonsprüchlein haben unser Mark aus den Knochen gesogen und das Heiligste, was wir haben: den großen Zorn und die streitbare Kraft gegen alles Rücksichtslose und Selbstsüchtige!"

Nachdem er so gebrüllt hatte, zog er eine Pistole, die mit einer Papierkugel geladen war, nämlich mit dem Kalenderspruch „Alles verstehen heißt alles verzeihen". Der Kalendermacher stürzte in ohnmächtigen Schlaf. Sein Haupt ruhte dabei auf einem Kalender mit dem Vermerk: Wer schläft, der sündigt nicht.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38. 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Oh, diese Gestrigen!

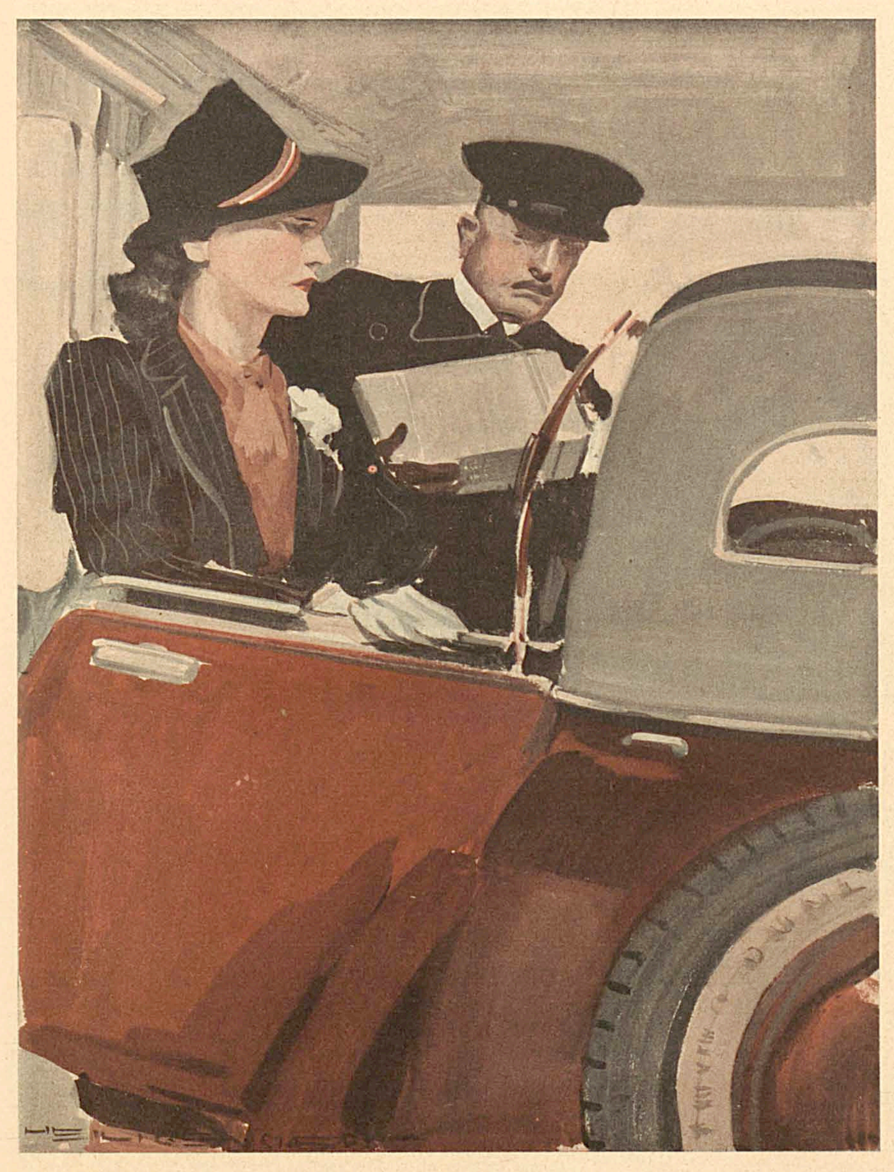
(Karl Arnold)



„A Schand, wie si' d' heutige Jugend aufführt, a so wos hat's früher do net geb'n!"
„J woaß net, Frau Wimmerl, vielleicht können mir uns nimmer erinnern."

Er kennt das

(K. Heiligenstaedt)



„So, Johann, jetzt fahren Sie mich noch zum Friseur!"
„Bleiben gnädige Frau da wieder übers Abendessen?"

München, 8. Mai 1938
43. Jahrgang / Nummer 18

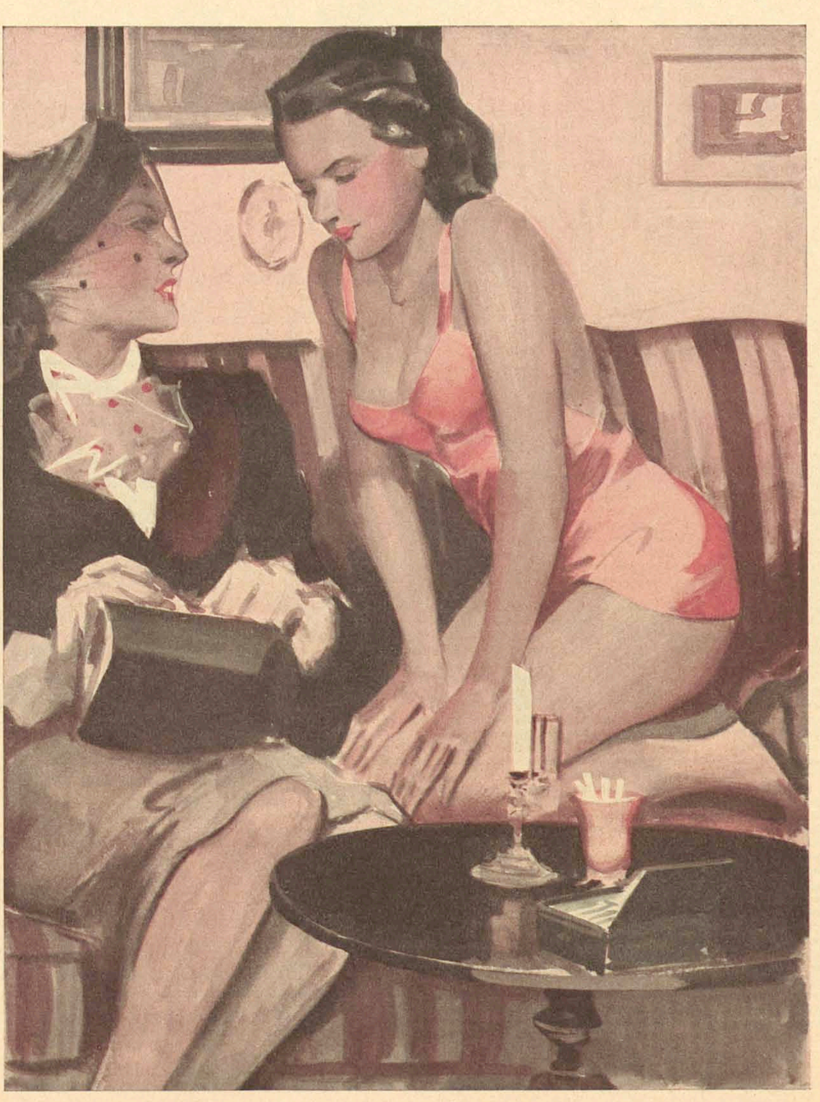
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Geständnisse

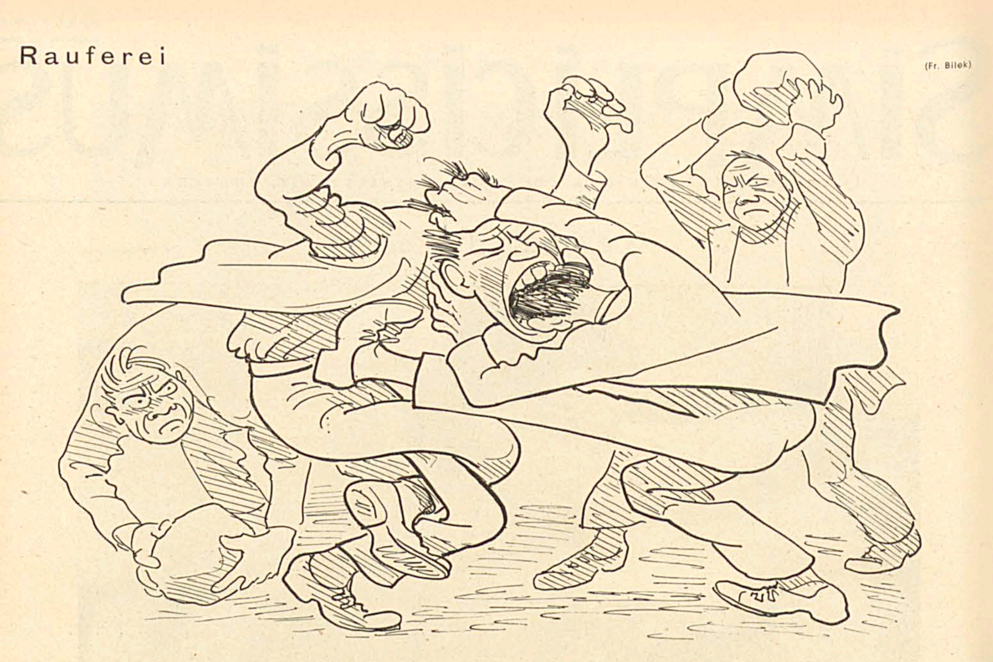
(K. Heiligenstaedt)



„Hat dein Freund eigentlich eine Freundin?“ — „Na, erlaube mal, sowas täte der nie!“

Rauferei

(Fr. Bilek)



Bei der Kunstauktion

Ich war bei einer Kunstauktion. Alle gehen jetzt in Kunstauktionen, weil sie dort die Teller und Krüge für das Bauernzimmer kaufen oder eine alte Truhe oder einen Landsknechtspieß oder das Gotische oder die Barockengel, denen immer einige Wolken hinten dran kleben. Von alter Volkskunst wollen wir erst gar nicht reden, sie kommt in die Vitrine und zeugt dort vom Kunstverständnis ihres Besitzers, davon zeugt sie hinter Glas.

Also, dem allem wollte ich mich nicht entziehen, obwohl ich noch immer kein Bauernzimmer besitze, aber ich bin schließlich ein Sohn meiner Zeit oder doch wenigstens ein Neffe.

Bei der Kunstauktion ist es wie bei einem Konzert, man sitzt auf Stühlen und es wird nicht dunkel gemacht. Vorne ist die Kunst und der Tisch mit den Fräuleins, die alles genau aufschreiben. Die sehen uns an und wir sehen sie an, wodurch jeder ein Schauspiel hat, aber ich glaube, daß wir im Parkett amüsanter sind.

Wie in jedem Drama geht's auch hier um Haß und Liebe, bei der Auktion um Liebe zur Kunst und um Haß, oder wollen wir lieber sagen um Abneigung gegeneinander. Wie soll ich auch schließlich den lieben, der gleich zehn Mark höher bietet als ich, weil er die Kunst um zehn Mark mehr liebt. Ist ja ganz menschlich!

Also vorne steht ein Herr, der immer sagt, was es ist, ob es was Gotisches ist oder etwas aus der Renaissance, oder Niederdeutsch oder Louis Philipp oder nur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man will doch wissen, auf was man bietet. Später aber möchte man sagen können: „Schau mal, die reizende Biskuitfigur auf Alabastersockel in Bronzefassung der Zeit, vermutlich Deuxième Empire, habe ich da kürzlich erworben." Na, da staunen die anderen, weil man das alles beherrscht. Wenn man es nicht wüßte, wär's halt nur eine nackte Dame aus Porzellan, aber Biskuit und Bronzefassung und sogar zweites Kaiserreich, ja meine Lieben, das hebt einen und so was gehört auf die Barockkommode.

Wenn der Herr da vorne alles gesagt hat, sind wir dran, und wir lassen uns nicht lumpen und rufen Preise, einen immer höher als den anderen. Währenddessen wird die Kunst herumgezeigt, und die Kenner nehmen sie in die Hand und besehen sie sich, natürlich nicht so, wie man sich sonst was besieht, sondern von unten und von der Rückseite oder sie betrachten genau eine Stelle, die jedem anderen ganz unwesentlich erscheinen würde; denn nur an einer solchen Stelle erkennt's der Kunstkenner. Dann nennen sie einen höheren Preis oder winken ab, weil es doch kein echter Louis Philipp ist, wie die abgeplatzte Stelle rechts oben unverkennbar zeigt.

Wenn das Stück zu einer respektablen Summe zugeschlagen wird, sagen wir ganz leise vor uns hin, so daß es alle Umsitzenden hören: „Geradezu geschenkt", und dann wissen alle, daß wir viel von der Sache verstehen und sie bieten mit, wenn wir bieten.

Tja, so was muß man alles wissen, und ich habe es mir vorher genau sagen lassen. Deshalb habe ich mir auch etwas Barockes ersteigert. Das Barocke ist aus Eisen, bißchen verrostet, aber doch sehr barock. Man erkennt es am Dekor, wissen Sie so, wie ältere gebogene Stuhlbeine. Na, Sie werden doch Barock kennen, sieht man ja auf den ersten Blick.

Es hat einen schweren Kampf gekostet, bis ich es bekommen habe. Ich hatte einen Gegner, der ging immer mit mir mit. Zuerst nahm ich an, er wisse, was für ein Gegenstand es sei, denn ich hielt ihn für einen Kenner. Hinterher aber hat er mich gefragt, zuwas das eiserne Ding ist. Da habe ich es ihm aber gesagt, es sei unzweifelhaft Barock. „Hab ich mir's doch gedacht", hat er erwidert, „auf jeden Fall, geradezu geschenkt." Es ist das erste Stück meiner vermutlich späterhin sehr ausgedehnten Barocksammlung unerklärlicher Gegenstände. Man soll sich als Sammler immer spezialisieren.

Foitzick

Lehrreicher Maispaziergang

Von Ratatöskr

Aus den Händen des Frisörs,
ledig aller Sorgen,
süß umflutet von Odörs,
gleit' ich in den Morgen.

Busch und Baum sind grün belaubt,
Blütenkerzen brennen.
Falter gaukeln mir ums Haupt,
weil sie mich verkennen.

Aber bald spricht sich's herum
bei den Papilionen:
„Dieses Individuum
dürfte sich nicht lohnen!

Wer bloß aromatisch riecht
und nicht Nektar spendet,
ist ein inhaltsloser Wicht
und wird nicht verwendet."

— Holde Mädchen, junge Herrn,
zieht die Konsequenzen:
ein solider Wesenskern
muß den Duft ergänzen!

Das Ergebnis

(Erich Schilling)



„Und hier, Genosse Dimitroff, bringen wir dir zur Erinnerung den letzten Rest spanischer Erde, der treu zu Moskau hält!"

Der Held

Agathon hat mit seinen Bräuten Pech.

Kaum hat er mit einer angebandelt, wird sie ihm auch schon weggeschnappt. Und dieserhalben kann er in maßlose Wut geraten. Ganz abgesehen davon, daß er, trotz seiner allgemeinen Körperschwäche, ein aufgelegter Muskelprotz ist.

Unlängst kam er — er war mehr als drei Monate von der Bildfläche verschwunden gewesen — ein wenig bleich zwar, aber sonst der alte, auf der Straße auf mich zu und warf sich in die Brust: „Du, dem Kerl hab ich's gegeben!"

„Was für einem Kerl?" fragte ich verwundert.

„Na, dem Hiblinger Max ... Die Fritzi hat er mir weggeschnappt!"

„So, so", versetzte ich ausweichend, denn der Hiblinger Max ist Präses des Amateurathletenklubs des zehnten Wiener Gemeindebezirks und ein stadtbekannter Raufbold, an dessen Bekanntschaft mir nichts liegt, „mit dem hast du dich eingelassen ... War das nicht unvorsichtig von dir?"

„Unvorsichtig!" wölbte Agathon seine Hühnerbrust. „Diesmal hat er genug, der Lump, der elendige. In Zukunft wird er sich's vergehen lassen, in anderen Gärten spazieren zu gehen ... Ich hab ihm eine hineingehaut —"

„Du? ... Du hast nicht draufgezahlt!?" staunte ich.

„Ich?" Agathon wuchs förmlich vor meinen Augen. „Er hat draufgezahlt ... Und wie er draufgezahlt hat ... Drei Monate Spitalskosten hat er mir ersetzen müssen und tausend Schilling Schmerzensgeld dazu!"

H. K. B.

Übergangszeit

(M. Dudovich)



„Am Kopf ist Sommer, an den Beinen ist Winter, na, und für den Frühling wird sich auch noch was finden lassen!“

ZERSTREUTHEIT / VON AAGE V. HOVMAND

Über zwei Monate waren Elvira und ich verlobt — da begann sie plötzlich ein auffälliges Interesse für Hansen zu zeigen.

Es war schändlich von ihr. Ich verstehe nicht, wie sie an Hansen Gefallen finden konnte. Er konnte sich bestimmt nicht mit mir vergleichen. Ich hielt es anfangs auch für eine augenblickliche Laune Elviras, die rasch vorübergehen würde.

Aber da hinterbrachte mir ein zuverlässiger Freund, er habe es mit eigenen Augen gesehen, wie Hansen Elvira küßte. Das war der Tropfen, der das Maß schließlich überlaufen ließ. Ich durfte mich nicht länger narren lassen: Es mußte Schluß gemacht werden.

Entrüstet setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an Elvira.

In dieser Nacht schlief ich unruhig und träumte von einem leckeren Hammelbraten, doch als ich den ersten Bissen an den Mund führte, kam ein Mann namens Hansen auf mich zu und nahm mir ihn weg, wobei ich gleichzeitig das unbehagliche Gefühl hatte, nicht allein im Bette zu sein; ich machte Jagd auf gewisse kleine Tiere.

Ich schlug im Traumbuche nach.

...Läuse gefangen — viel Geld zu erwarten... stand dort.

Sonderbar, dachte ich, denn ich spiele nur Klavier, was aber wenig gewinnbringend zu sein pflegt; denn neulich bekam ich sogar ein Strafmandat wegen ruhestörenden Lärms.

Doch spotte man nicht über Träume!

Denn an diesem Morgen begegnete ich auf der Straße Frau Andersson, der Lotterieeinnehmerin, und gemeinsamen Bekannten von Elvira und mir. Sie hielt mich an, und ich sah es an ihrem Gesicht, daß etwas Besonderes vorgefallen war.

„Sie sind ein wahrer Pamfilius des Glücks!" rief sie aus.

„Ein Pam...?"

„Ich meinte, daß Sie den Vogel abgeschossen haben."

„Ich einen Vogel abgeschossen? Ich wüßte wirklich nicht", antwortete ich verwundert.

„Ja, wissen Sie denn noch nicht", unterbrach mich Frau Andersson temperamentvoll, „eigentlich bin ich zur strengsten Diskretion verpflichtet, aber Sie erfahren es ja sowieso — daß Frau Schwatzmeier das große Los gewonnen hat!"

Frau Schwatzmeier war Witwe. Sie war alt und gebrechlich, und Elvira war ihr einziges Kind.

Das kam mir erst jetzt voll zum Bewußtsein; ich begann auch auf einmal Mitleid für Elvira zu spüren. Vielleicht war ich zu hart und heftig zu ihr gewesen. Die Sache mit Hansen war gewiß nur eine Unbedachtsamkeit, ich war ihr bestimmt mehr wert als er. Und ich bereute, ihr den unglückseligen Brief geschickt zu haben.

Nun hatte sie ihn sicherlich schon gelesen, die Arme.

Ich sah nach der Uhr. Es war noch ziemlich früh. Zudem kam die Post da draußen, wo Elvira wohnte, stets reichlich spät. Vielleicht ließ die Situation sich noch retten, wenn ich mich beeilte.

Witwe Schwatzmeier öffnete. Sie war gerade aufgestanden. Der Empfang war recht herzlich, der Brief war also noch nicht eingegangen. Es verwunderte die Damen offensichtlich, mich so früh bei ihnen zu sehen. Die verzehrende Sehnsucht nach Elvira hätte mich getrieben, versicherte ich. Sonderbarerweise verlor Witwe Schwatzmeier nicht ein Wort wegen des Lotteriegewinns, erwartete ich doch, daß sie selbst davon beginnen würde, denn ich wollte weder Frau Andersson verraten, noch in den Verdacht kommen, nur des Geldes wegen gekommen zu sein.

Die Damen baten mich, zu warten, bis sie mit dem Ankleiden fertig seien. Ich nahm in der Diele Platz und behielt den Briefschlitz im Auge. Ich mußte den verteufelten Brief unbedingt wiederbekommen, sonst war alles verloren. Jeden Moment konnte der Briefträger erscheinen. „Höre, Elvira!" rief ich darum, „der Läufer liegt nicht gut, er wirft Falten. Ich werde ihn an den Kanten festnageln."

Davon wollte Frau Schwatzmeier jedoch nichts wissen und meinte, daß dies Sache des Tapezierers sei. Ich mußte um diese Gunst geradezu betteln.

Ich nahm Hammer und Nägel zur Hand und begann zu arbeiten. Bedächtig schlug ich Nagel um Nagel ein. Zum Kuckuck, wo bleibt die Post heute! Sie kam und kam nicht.

Eine Stunde etwa beschäftigte ich mich in dieser Weise, da vernahm ich plötzlich Schritte auf dem Treppenflur. Doch im gleichen Augenblick kam Elvira und fragte, ob sie mir helfen könnte. Ich dankte. Die Schritte draußen näherten sich, ich mußte Elvira auf der Stelle los werden.

Jetzt machten die Schritte vor der Türe halt, und es fingerte jemand an der Brieföffnung herum. „Hol mir rasch die Kneifzange", rief ich in meiner Not Elvira zu, und erleichtert aufatmend sah ich sie verschwinden. Da fiel der Brief durch den Schlitz.

Ich stürzte darauf los. Doch es war kein Brief, sondern bloß das Reklameheft einer Wäscherei. Enttäuscht ging ich wieder an die Arbeit und stellte erst jetzt fest, daß ich den Läufer schief aufgenagelt hatte. Daraufhin zog ich alle Nägel wieder heraus und begann abermals. Wo mochte bloß der vermaledeite Brief stecken? Als ich endlich mit dem Läufer fertig war, fand ich, daß die Türbeschläge zu putzen waren. Darauf ölte ich die Türe auch und begann, die Kleiderhaken fester zu schrauben.

„Elvira bekommt wirklich einen Mustergatten", lobte Frau Schwatzmeier.

Aber der Brief war noch immer nicht da, obgleich bereits zwei Stunden verstrichen waren und der Briefträger längst hätte da sein müssen.

„Nun mache endlich Schluß mit der Arbeit und komm frühstücken", mahnte Elvira und nötigte mich in die Stube.

„Puh ha!" stöhnte ich und faßte in die Taschen nach dem Taschentuch, um mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen, als meine Hand etwas anderes zu greifen bekam. Was mochte es sein? Ich zog es heraus. Es war ein Brief! „Fräulein Elvira Schwatzmeier" stand darauf. Jetzt war mir auf einmal alles klar: Ich hatte gestern abend einfach vergessen, ihn in den Briefkasten zu werfen. Schleunigst ließ ich ihn wieder in der Tasche verschwinden.

Elvira hatte es gesehen. „Was war das?" fragte sie neugierig. „Nichts Besonderes, Liebling", versuchte ich einzulenken. „Wollen wir nicht lieber frühstücken."

„Erst will ich den Brief sehen", bestand Elvira.

Mit allen Mitteln versuchte ich, sie davon abzubringen, indem ich immer wieder versicherte: „Es steht wirklich nichts darin, was dich interessieren könnte." In meiner Not griff ich schließlich nach der Zeitung und wandte mich Frau Schwatzmeier zu: „Die Zeitung, gnädige Frau. Haben Sie schon die Gewinnliste der Lotterie durchgesehen?"

„Danke, wozu? Ich spiele nicht in der Lotterie; noch nie in meinem Leben habe ich gespielt."

Ich hatte in diesem Augenblick das Gefühl, als würde mir ein Eimer eiskalten Wassers über den Kopf geschüttet. Derart konnten Träume also lügen. Und erst recht Frau Andersson, diese Schnattergans...

Ich wurde ärgerlich, denn auch Elviras eigensinnige Neugier irritierte mich, und zu guter Letzt verlor ich die Geduld.

„Bitte schön, wenn du es durchaus willst", rief ich und warf den Brief auf den Tisch. „Bitte, nimm ihn und schere dich zum Blocksberg, mich siehst du jedenfalls nicht wieder."

Auf der Treppe stieß ich mit Frau Andersson zusammen.

„Na hören Sie mal, was haben Sie mir denn da für eine Ente aufgetischt, dazu in früher Morgenstunde!" brüllte ich sie an. „Nicht einen roten Heller hat Frau Schwatzmeier gewonnen. Sie spielt nicht einmal Lotterie."

„Frau Schwatzmeier: Da haben Sie nicht richtig hingehört, junger Mann. Ich sagte: Fräulein Schwatzmeier hat das große Los gewonnen! Sie kaufte es in aller Heimlichkeit bei mir. Gott, welch ein Glück! Auch für Sie! Bitte schön, wenn Sie die offizielle Gewinnliste einsehen wollen. Doch ich muß jetzt weiter, muß die frohe Botschaft überbringen!"

In der Haustüre traf ich Hansen. Er tat sich wichtig, dieser Geck. Pah, ich bin nicht neidisch. Geld allein macht nicht glücklich.

Südliche Nacht

Von Georg Schwarz

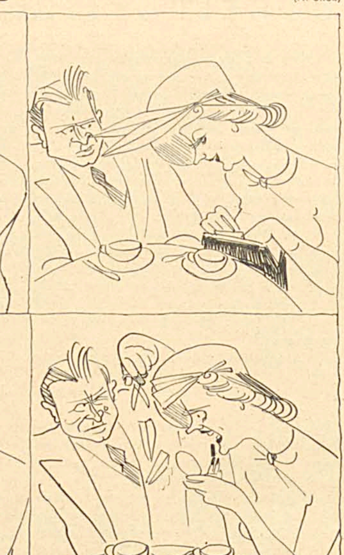
Der Mond erweckt das Meer zu heiteren Träumen,
Auf Wellen tastet sich sein Licht heran,
Der Wind stößt unsere Gartenpforte an,
Dringt ein und buhlt mit den Zitronenbäumen.

Dann singt er wieder draußen auf dem Meer,
Und gieriger die dunklen Grotten rauschen —
Erschrocken hält er ein, als müßt er lauschen,
Da wiegt das Licht ihn zart verlockend her.

Das spielt verliebt noch lang um unser Haus,
Huscht in die Bucht hinab auf dunkler Stufe,
Verzückte Seufzer sterben dort und Rufe,
Auf Kieseln löschen weiße Leiber aus.

Gestutzte Schwingen

(Fr. Bilek)



LIEBE IM MAI

Eine widerstreitende Begebenheit

von Ernst Hoferichter

Der Frühling war aus dem Boden gekrochen wie eine Jungfrau aus ihrem Bett.
Die Welt überstürzte sich im Blühen und Brüten. Die Luft roch nach Toilettenseife und war weich und mild wie der Plüschüberzug eines Kanapees. Die Anlagenbänke und der Rasen des Stadtparks sahen frisch gestrichen aus. Die Beete wurden mit Margueriten betupft und die Gesichter der Mädchen mit Sommersprossen...
Frau Haslinger riß die Fenster ihrer Parterrewohnung wie einen Expreßbrief auf. Die Abendsonne, die auch Gedichte überflutet, warf sich ins Schlafzimmer und trocknete den Strohhut des Herrn Haslinger. Der imitierte Panama wurde heute, wie alle Jahre, mit Schwefelpulver und Zitronensaft gereinigt.
Nach dem Essen kam über die Frau Hast und Eile. Während sie noch den letzten Bissen Gurkensalat zerkaute, trat sie vor den Spiegel und schmückte sich für die abendliche Maiandacht.
Der Mann stellte die Waschschüssel unter den Strahl der Wasserleitung. Aber Frau Haslinger sprach: „Josef, jetzt hab'n wir koa Zeit mehr...! D' Füaß kannst aa waschen, wenn mir hoamkemma...!" „...frisch getan is halb gewonnen!"
„Is all's recht... aber es hat scho' das zwoate Mal g'litten...!"
„...'s Kragenknöpferl werd i mir doch noch einistecken derfa...?"
„...'s letztmal bist aa erst beim Elfenbeinernen Turm mitten in d' Litanei einig'rumpelt...!"
„Laß ma d'Fenster offen — —?"
„Natürlich, daß recht guat riacht, bis ma hoamkemma, indem do jetzt die Maiennächte, net wahr — —"
„Guat war's schon, wenn's da herin amal nach was anderm duften tat als wia nach Apfelschnitz und Hühneraugentinktur..." erwiderte er.
„...In dem Roman, den wo i jetzt lies, da hoaßt's, daß im sogenannten Altertum 's ganze Jahr die Luft mit Weihrauch und Ambrosi geschwängert war..."
„Ja mei', vorm Kriag war alles anders — und für die paar hundert Markl, die du mitbracht hast, da kann i dir koan ewigen Frühling und koane Rosenstöck in d' Matratzen einbauen lassen — —"
Mit solchen Überlegungen gingen sie der Maiandacht entgegen. Dort setzten sie sich unter die Statue des hl. Florian, der so tat, als wollte er seinen Kübel voll Wasser über die jungen Eheleute herabgießen. Diese Gebärde beunruhigte die Frau Haslinger derart, daß in ihr jede Strophe des Rosenkranzes wieder durch einen Guß aus dem Kübel gelöscht wurde. Und das ging so weit, daß in ihrer Vorstellung der Heilige zu einem Feuerwehrmann wurde, der nur zu Löscharbeiten in der Kirche aufgestellt war.
Ähnliche Gedankengänge überfielen auch den Gemahl. Er dachte an sein versäumtes Fußbad, das ihm näher schien — da er nun weiter davon entfernt war. Bald nahm der Heilige die Gestalt eines tropfenden Ausgusses an — und er ertappte sich, wie er an ihm schon nach einer Stelle suchte, wo er aufreiben könnte, indes seine Zehen wohlige und plätschernde Bewegungen vollführten...
Und die Maiandacht wurde mehr Mai als Andacht — —
Zur gleichen Zeit ging der Kutscher der Venusmolkerei mit seiner Annemarie durch die dämmrigen Gassen. Ihre Hand schwang in der seinen gleich dem Perpendikel einer Wanduhr. Sein Gummimantel spielte dazu unter der Achsel eine leise Musik...
„Siehgst, Alisi, grad dein Charakter möcht' i kenna...!"
„...woaßt as ja a so, daß i a Stoanbock bin..."
„Schau, aber da gibt's aa solche und solchene —"
„...was i sag'n wollt...? Is dei Herrschaft net fortg'fahr'n — —?"
„Na... weil der Radio schreibt, daß a Wetter kimmt — —"
„Nacha geh ma' halt a bisserl ins Pumperhölzl...?"
„Wenn's doch da Radio eigens schreibt, daß a Wetter — —"
In diesem Augenblick waren die zwei unter dem offenen Parterrefenster von Haslingers Dreizimmerwohnung angekommen. Alois blieb stehen, überlegte — und tat so, als ob er auf den Pulsschlag der offenen Räume horchen würde.
„Was is denn, Alisi...?"
„Heb di staad...! Hörst nix...?" „Na...!"
„...dös kommt ma grad vor, als ob da drinna a Einbrecher umanandaschleicha tat...?"
„Geh, jetzt hast wieder deine Hazulinationa...!"
„...Pfeilgrad, da is oaner drin...! Paß auf, da schaug'n ma eini...!" sprach er und schwang sich schon aufs Fensterbrett, stieg über die Brüstung — und drinnen war er.
Sie folgte ihm besorgt wie ein Schatten. Dann wurde es stille, soweit eine Nacht im Mai dazu imstande ist — —
Die Maiandacht war aus. An den Kirchentüren floß der Duft des Weihrauches mit dem moosigen Geruch des Weihwassers zusammen.
Frau und Herr Haslinger traten in die lauwarmen Schwaden hinaus, die zwischen den Häuserwänden eingebettet lagen. Die Frau sog die Luft mit solcher Gier ein, daß die Nasenflügel geklirrt hätten, wenn sie aus Glas gewesen wären.
„...da wer' i direkt damisch, so schön is dös...! Wia aus an Friseurladen weht's, wo's Haarschneiden a Markl kost'...!"
„...da muaß im Pumperhölzl drüben würzig sei, da blüaht da Flieder...!"
„Josef, da schaug' ma no a bisserl hin...?"
„Mir is all's wurscht — —"
Und dort fanden sie eine Bank, auf der in gußeisernen Lettern geschrieben stand „Nur für Erwachsene".
Büsche umstanden sie wie Kulissen. Der Flieder hielt, was der Alisi vorausgesagt hatte. Er duftete, daß man's fast hören konnte. Frau Haslinger zerfloß wie Margarine in der Pfanne. Der Öldruck „Elfenreigen", der im Schlafzimmer über dem Schreibtisch hing, tanzte über den Goldrahmen hinaus, ihr nach — und blieb im Gebüsch wie ein Mückenschwarm stehen, ohne aber seine kolorierten Rhythmen einzustellen. Die hölzerne Bank wurde zum Himmelbett und die Nacht zum Tonfilm. Mitten im Mai wurde es ihr — wie einst im Mai...
Auch Josef empfand die Macht der blühenden Natur. In seinem Hirnkasten drehte sich ein Karussell. Der Name seines Unteroffiziers fiel ihm zusammen mit einer längst vergessenen Telefonnummer ein. Es war ihm, als ob er gleichzeitig ein Fußbad und das Einseifen beim Rasieren verspüren würde...
Endlich wurde alles um ihn her zu jenem Volks-

lied, in dem sie halb zog und er halb sank — —
Einen Steinwurf weit entfernt ging ein Paar vorüber. Der Kies knirschte wie eine Zementplombe. Ein Gummimantel raschelte als Pergamentpapier. Sie klebte an ihm wie eine Sechsermarke auf einer Ansichtskarte. Schief . . .!

„. . . dös mit dem Einbrecher hast fein g'macht . . . du Schwindler, du . . .!"

„. . . aber deshalb war's doch recht schön . . ."

„. . . eing'richt san dö Leit recht nett. . .!"

„Hübsch möbliert — mit Reschpekt zu sagen . . ."

„Siehgst, Alisi, so müaß ma's aa no kriag'n, wenn ma amal — —"

„Nix anders . . .! Und so a Bild'l muaß aa her, auf dem die Wassermadel mit eahnerne Schleier tanzen . . .!"

„Ja, dö Leit, dö wo a solche Wohnung hab'n, dö braucha koa Pumperhölzl — —"

„Na, dö net . . .! Und wenn dö Bänk grad frisch g'strichen san, dann is dös solchene Leut sauwurscht — —"

„Dös sag i aa — —!"

Und das Paar ging vorüber. Der Kies knirschte noch eine Weile und der Gummimantel verraschelte . . .

Auf der Bank hauchte Frau Haslinger: „. . . So schön wia's da is . . .! Mei ganz Leb'n lang möcht' i in der freien Natur wohnen — —"

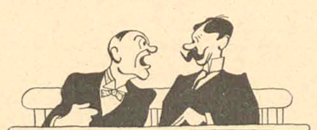
„. . . Sehr richtig . . . da gab's koane Mieten und koa Gasrechnung und koane Möbel auf Abzahlung — —"

„. . . Aber kühl werd's jetzt, direkt kalt . . .!"

„I spür's aa . . .! Geh'n ma . . .?"

„. . . Am gemütlichsten is doch dahoam . . .! Und wenn ma a Natur will, braucht ma ja nur d' Fensta offen lassen . . .!"

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Nach einem von dem Gesangverein eines altbayerischen Städtchens veranstalteten Konzert, das infolge eines nicht überwältigenden Besuches auch finanziell nicht gerade ein Erfolg war, kommt es zwischen zwei Mitgliedern des Vereins zu einer diesbezüglichen Meinungsverschiedenheit.

„No, i moan, mir derf'n z'fried'n sei', wenn ma aa r a Defizit ham", meint der eine.

„Was ham ma?!" begehrt der andere auf. „A Defizit ham ma?! . . . An Dreck ham ma! Draufzahln tean ma!"

*

„Denk nur", kommt Mama von einem Besuch nach Hause, „denk nur, die kleine Ilse . . . Das Kind tut mir wirklich leid!"

„Was fehlt denn der Kleinen?" fragt Papa.

„Du liebe Zeit, es ist ja nicht gerade gefährlich . . . Aber immerhin, man kann ja nie wissen . . . So etwas von Luftröhrenkatarrh ist noch nich dagewesen . . . Das rasselt, pfeift und rumort nur so . . ."

„Armes Kind!" sagt Papa mitleidig, „man muß nachdenken, womit man der Kleinen eine Freude machen könnte!?"

Etwas später sitzt die Familie traulich beisammen, Papa liest Zeitung, Mama beschäftigt sich mit einer Handarbeit, und als es gerade so richtig mäuschenstill ist, passiert dem kleinen Willi ein Malheurchen.

„Schweinebengel!" schreit Papa, ein Donnerwetter loslassend, und Mama ruft empört:

„Willi . . . Schämst du dich nicht, du böser Junge!"

Da schaut der kleine Willi die Zürnenden vorwurfsvoll an und schluchzt, die liebe Weltordnung nicht verstehend:

„Ja — ja — immer die Mädels . . . Ein kleiner Junge tut keinem Menschen leid, wenn er einen Luftröhrenkatarrh hat!"

*

Der Portier des blauen Kakadu geleitet Herrn Niander auf die Straße. Er übergibt ihn einem Taxichauffeur. Der Taxichauffeur bettet Herrn Niander in den Wagen. Der Wagen fährt davon. Ziemlich schnell fährt er, einmal links, einmal rechts. Das Pflaster ist glatt und naß, der Wagen rutscht und schleudert, und plötzlich — schon ist das Unglück geschehen: Der Laternenpfahl liegt auf dem Asphalt, der Wagen liegt, in fünfundfünfzig Teilen, ebenfalls auf dem Asphalt, und auch der Chauffeur und Herr Niander liegen auf dem Asphalt.

Der erste, der sich ein wenig hochrappelt, ist der Chauffeur. Er kriecht auf Niander zu. „Sie!" ruft er, „Sie!"

Herr Niander stößt einen unmutigen Ton aus, greift in die Hosentasche, zieht sein Portemonnaie und fragt: „Kostet?"

Die Gasmaske

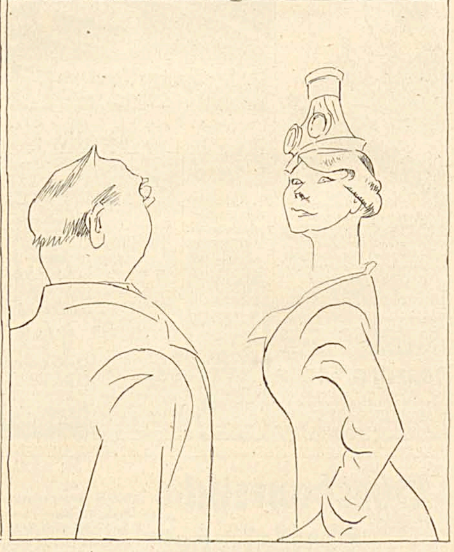
(O. Gulbransson)

„Siehst du, Gisela, da hab' ich eine Gasmaske!"

„Es ist das neueste Modell!"



„Ich möcht' sie gleich mal probieren!"



„Was sagst du nun, Franz? Sehr fesch!"

An der Enz

(Wilhelm Schulz)



Kühler Mai

(R. Kriesch)



„Du, Max, ich glaube hier sind Ameisen!" — „Unmöglich, diese hochbegabten Tiere bleiben bei der Kälte schön im Bau!"

KANAILLEN

„Mein Vater ist Bankdirektor", sagte Trude, und ihre blauen Augen blickten klar und bestimmt, „aber du mußt mir versprechen, nicht weiter zu fragen und nicht weiter nachzuforschen."
„Wenn dein Vater Bankdirektor ist", lächelte er, „könnte er doch nichts gegen einen Schwiegersohn einzuwenden haben, der in auskömmlichen Verhältnissen lebt, Volkswirtschaft und Jurisprudenz studiert hat und — zum mindesten — einen prachtvollen Syndikus abgeben würde."
„Hast du eine Ahnung von meinem Vater", seufzte sie. „Menschen, die Geld haben, lechzen nach Geld, nicht nach Volkswirtschaft und nicht nach Jurisprudenz."
„Und was wäre da zu tun?" fragte er.
„Die einzige Möglichkeit", flüsterte sie, und jetzt blickten ihre Augen weich und versonnen, „heimlich heiraten!"
„Bis hierher und nicht weiter", sagte Trude.
Sie küßten sich. Dann schritt sie die Kurfürstenallee hinunter. Er tat so, als ob er in eine Nebenstraße einbog, blieb aber hinter einem Baum stehen und sah, wie sie im Portal einer Luxusvilla verschwand. Einen Augenblick wartete er noch, dann ging er, leise pfeifend, davon.
Zehn Sekunden später verließ Trude das Portal der Luxusvilla und lief, was sie laufen konnte, um den letzten Autobus zu erreichen. Sie erreichte ihn, brachte den Pelzmantel und die Handschuhe der Hauswirtin zurück und ging, jetzt langsam und Schritt für Schritt, hinauf in die Mansarde.

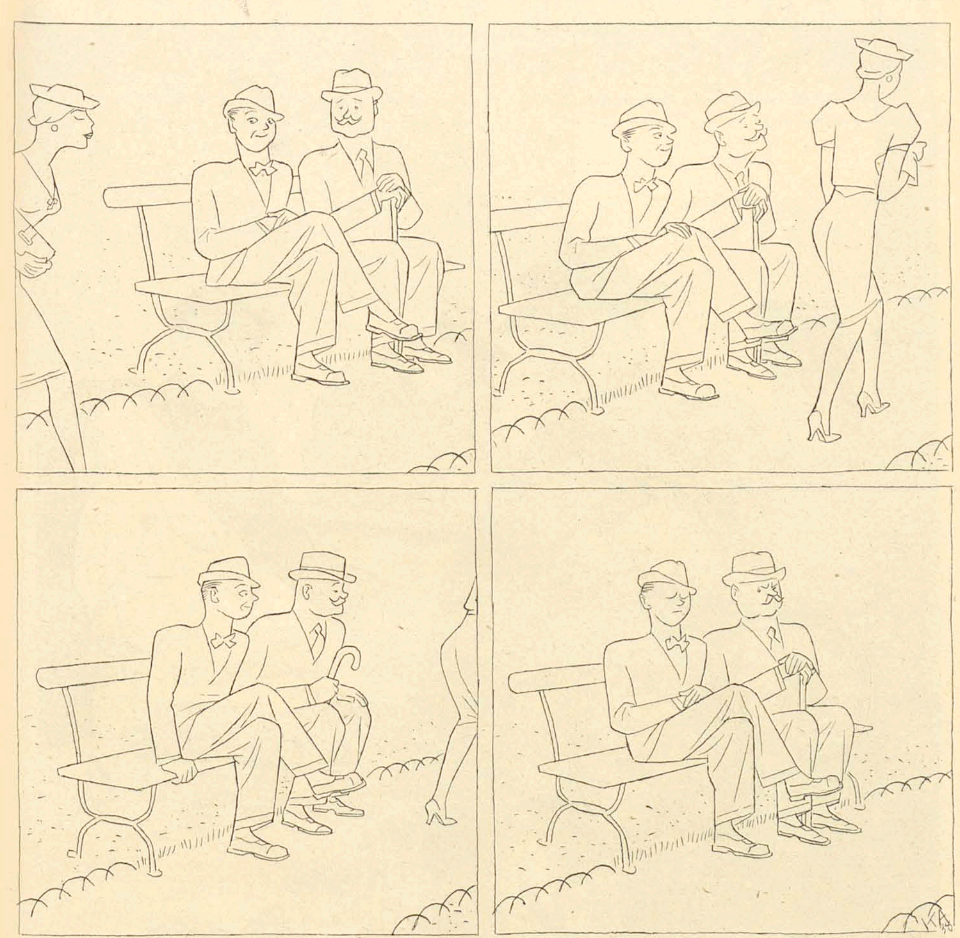
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38. 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Wenn der Vater mit dem Sohne –

(Karl Arnold)



„Emil! Du hast deine Augen immer dort, wo sie nicht hingehören!"

Er öffnete den Brief, der von der Auskunftei gekommen war. „Kurfürstenallee 14 wohnt Bankdirektor Kornagel", las er, „einer der reichsten Männer der Stadt und als unbedingt solider Finanzier bekannt. Witwer, ein Sohn, eine Tochter..."

„Gott sei Dank", murmelte er und steckte sich die letzte Zweieinhalbpfennig-Zigarette an.

Sie öffnete den Brief, der von der Auskunftei gekommen war. „Zuletzt angestellt bei Gustav & Co., Monatsgehalt 90 Mark, jetzt ohne Beruf", las sie, „gibt sich häufig als Dr. jur. aus. Lebt in trostlosen finanziellen Verhältnissen."

Sie starrte den Brief an. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ein Schluchzen schüttelte sie.

„Was ist denn los?" fragte Lisa, die Freundin.

„Betrogen!" sagte Trude, „ein Schwindler!"

„Ja, ja", flüsterte Lisa, „die Männer sind — —"

„Ich weiß", schrie Trude und warf sich auf das Sofa, „Kanaillen!"

Hans Riebau

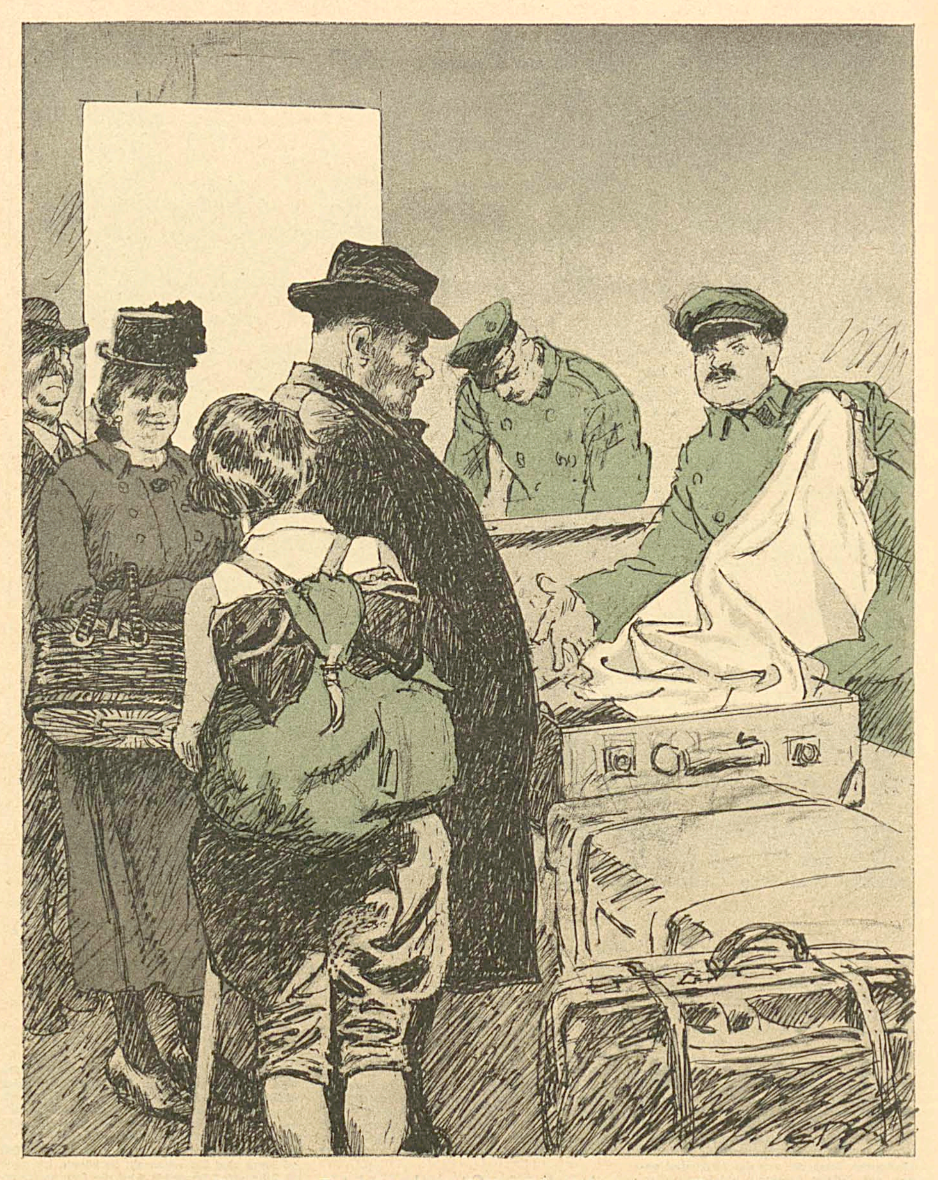
*

Auch ein Standpunkt

Ein Landrat macht vor sieben Jahren eine Besichtigungsfahrt durch seinen Bezirk. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch in einen kleinen Ort, der sich dadurch auszeichnet, daß in ihm sehr viele alte Leute wohnen. Der Landrat läßt sich darüber entsprechend berichten und u. a. auch die älteste Einwohnerin, eine Frau von 93 Jahren, vorstellen. Der Landrat, selbst ein Mann von echtem Schrot und Korn, will die verlegene Alte in etwas burschikoser Weise begrüßen und meint: „93 Jahre sind Sie schon alt, da könnte ich doch Ihr Sohn sein." Daraufhin wird die Frau noch verlegener und meint kleinlaut-verschämt: „Das geht doch nicht, Herr Landrat, ich bin gar nicht verheiratet."

Beim Grenzübertritt

(E. Thöny)



„Das soll ein Taschentuch sein? Herr, das ist ein neues Bettlaken!" — „Haben Sie 'ne Ahnung von meinem Schnupfen!"

München, 15. Mai 1938
43. Jahrgang / Nummer 19

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Diagnose

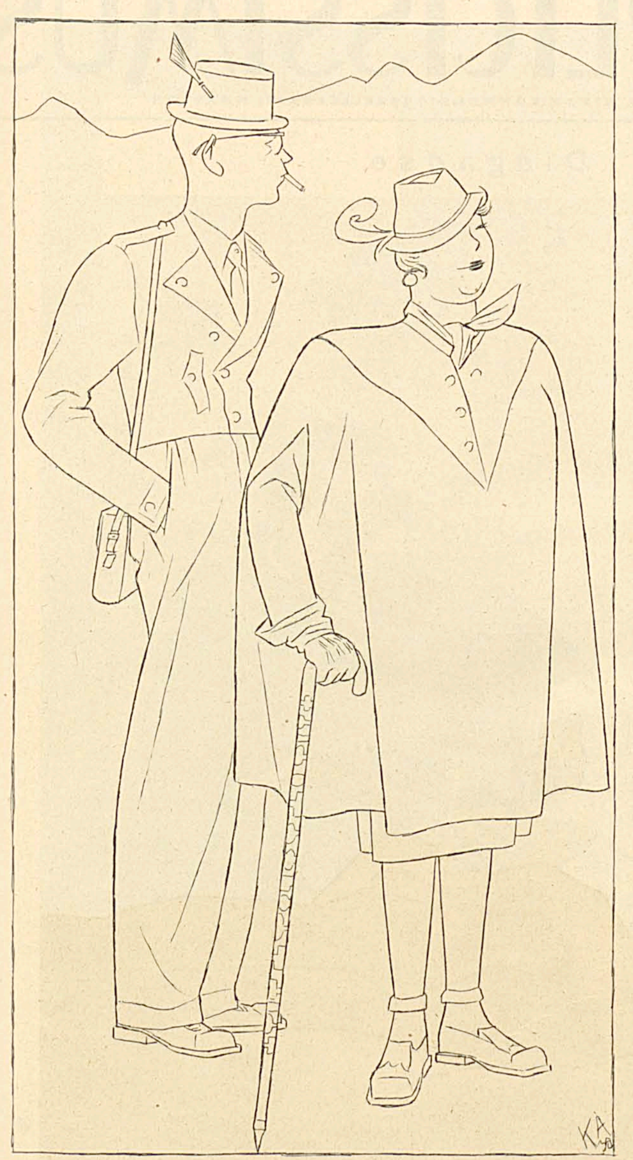
(E. Thöny)



„Genosse Doktor, ich höre neuerdings immer Stimmen!" — „Die Stimme des Gewissens ist bei dir ausgeschlossen, Väterchen Stalin, da kann es sich also nur um einen Schwarzsender handeln!"

Oh, du mein Berlin

(Karl Arnold)



„Irgendwie ham se an da hochdeutschen Aussprache jemerkt, det ma keene Östareicha sinn."

Schließe beide Äuglein zu

Gestatten Sie, daß ich die Türe zu einigen Schlafzimmern öffne.

Da sehen wir Julius. Julius ist müde, er hat schon seit einer halben Stunde gegähnt, während er noch drüben im Wohnzimmer an dem Roman herumlas. Dann hat er das Buch kräftig und erledigend zugeschlagen und gesagt, daß er jetzt gehe. Beeilen wir uns, wenn wir Julius noch erleben wollen, solange er unter den Wachen weilt. Das kann sich nämlich nur noch um ein paar Minuten handeln. Wir sind schon zu spät gekommen. Was an Julius stofflich war, hängt schon über dem Stuhl an seinem Bett. Einige Minuten rauschts und gurgelts im Badezimmer kataraktartig. Strudelnd nimmt Julius Abschied von diesem Tage. Das Licht aus, er haut sich hin. Ich will nicht gerade sagen, daß er schon während des Hinlegens schläft, aber kaum ist er in der Waagerechten angelangt, verkünden knarrende und pustende Atemzüge seinen Mit-, Ober- und Unterwohnern, daß hier ein Mensch hörbar ausruht.

Papi schläft, und Emiliens sanft gehauchtes „Gutenacht" ist ein Blindgänger. Ich habe nicht den Eindruck, daß Englein sein dröhnendes Entschlummern betreuen. Er hat es auch nicht nötig, er ist Selbstversorger im Schlaf.

Und nun zu Wolfgang. Er zelebriert den Bettgang. Wohl eine Viertelstunde stand er vor dem Bücherschrank, um die richtigen Bücher für das Einschlafen zusammenzusuchen: Ein Zeitschriftenheft, nein mehrere Zeitschriftenhefte, eine humoristische Erzählung, einen der sehr langen neuen englischen Romane, die das Leben ganzer Familien vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an unentwegt beschreiben. Dann eine historische Biographie, die vermutlich das Leben eines unbekannten englischen verblichenen Königs behandelt, oder einen undeutlichen General aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Diese ganze Bettbibliothek schleppt er zu seinem Nachtkastl. Er richtet sorgfältig die Leselampe zurecht, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er noch einen Apfel, einige Zigaretten und leichtverdauliche Lebensmittel in greifbare Nähe stellt. Das Bett richtet er sehr genau her, rollt das Kopfkissen zusammen, bereitet das Plumeaux als Widerlager für die Füße. Er gestaltet seine Lagerstätte überhaupt so als müsse sie zum Modell dienen für die steinerne Grabplatte eines Bischofs in einer Domkirche, wo dieser einen höchst repräsentativen Schlaf für Jahrhunderte künstlerisch absolviert. Wir brauchen uns keineswegs zu beeilen, um Wolfgangs Zubettgehen beizuwohnen, er dehnt es aus, sieht noch mal nach dem Barometer, nach dem Himmel, ob er bedeckt ist oder sternenklar. Vielleicht geht er noch mal zum Briefkasten an der Wohnungstür und entfaltet Tätigkeiten als Hausherr: schlägt einen Nagel ein, gibt Blumen frisches Wasser und findet längst Verlegtes. Oh, er bricht das Zubettgehen nicht übers Knie. So, also jetzt kann das eigentliche Schlafengehen mit Lektüre und Zigarettenrauchen und Apfelessen beginnen. Verdammt behaglich! So behaglich, daß er das Licht ausknipst und ohne auch nur eine Zeile zu lesen, einschläft.

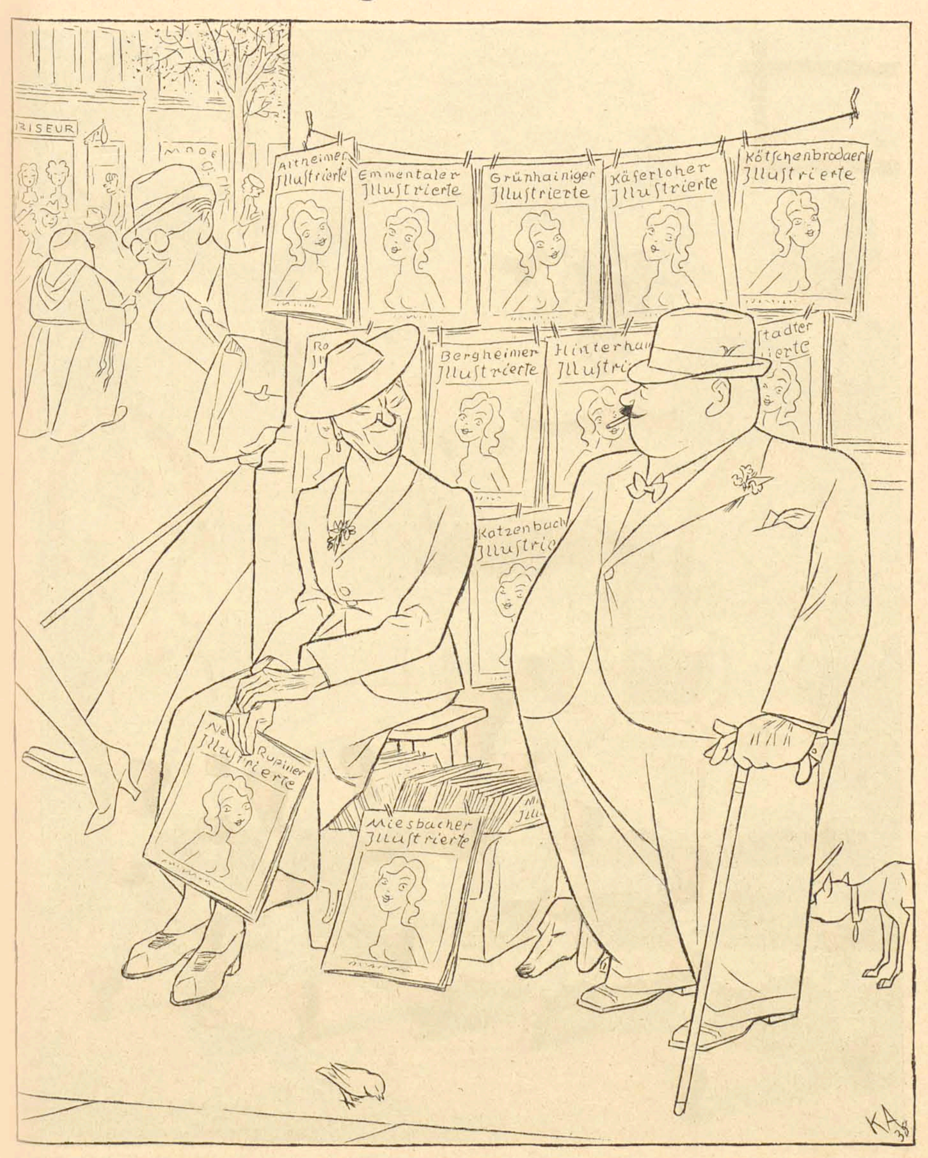
Na und Erna? Aber wie können Sie annehmen, daß bei diesem Wolfgang auch nur irgendeine Erna ist! Nein, so ein Zubettgehen kann sich nur der unverheiratetste Junggeselle leisten. Werden Sie, bitte, nicht neidisch. Wolfgang wird seine Gewohnheiten eines Tages auch aufgeben müssen, schon deswegen, weil seine künftige Frau nicht bei ganz offenen Fenstern schlafen will und seine verrotteten Junggesellensitten haßt. Die Änderung kann schlagartig erfolgen, oder er wird langsam in der Manege umgeschult.

Soll ich Sie jetzt noch in das traute Schlafgemach von Herrn und Frau Mirlbacher führen? Gemacht! Halt, wir brauchen nicht einzutreten. Ihre Sitten und Gebräuche sind von außen hörbar. Mirlbachers besprechen noch allerlei. Wenn Mirlbachers etwas besprechen, spricht sie, und wie ein lauer Sommerregen rinnen ihre Ermahnungen in seine Träume. Er ist so daran gewöhnt, er könnte nicht mehr einschlafen, ohne daß es von drüben klingt: „Du solltest endlich einmal ... Ich verstehe gar nicht, warum du nicht ... Vergiß nicht, an Tante Milli zu schreiben ..." Der Gute, er braucht das zum Einschlafen.

Foitzick.

Frühling im Blätterwald

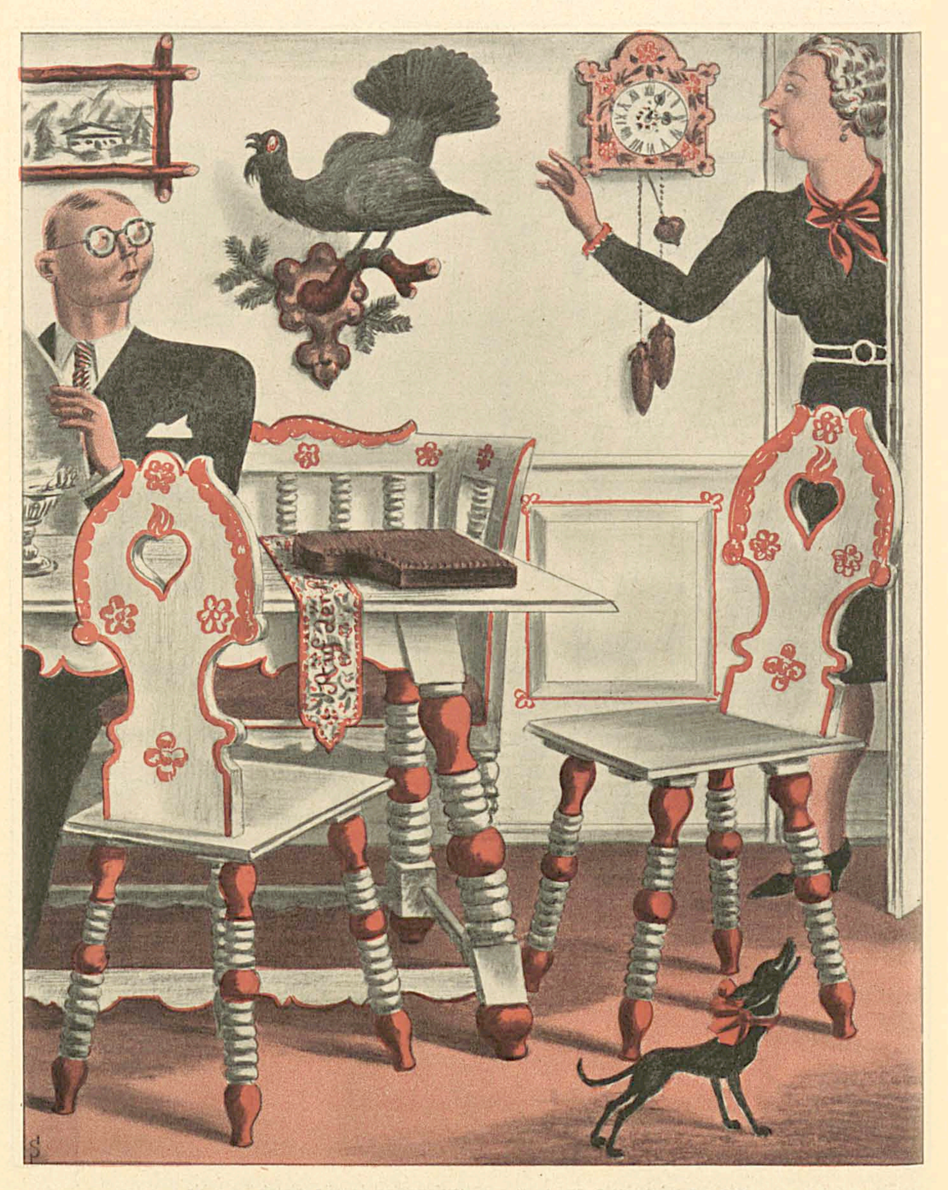
(Karl Arnold)



„Welche Jllustrierte soll man nun kaufen, sind ja alle gleich.“ — „Na, na, schaun S' nur g'nau hi', die Mäderl lächeln ganz verschied'n.“

Das neue Bauernzimmer

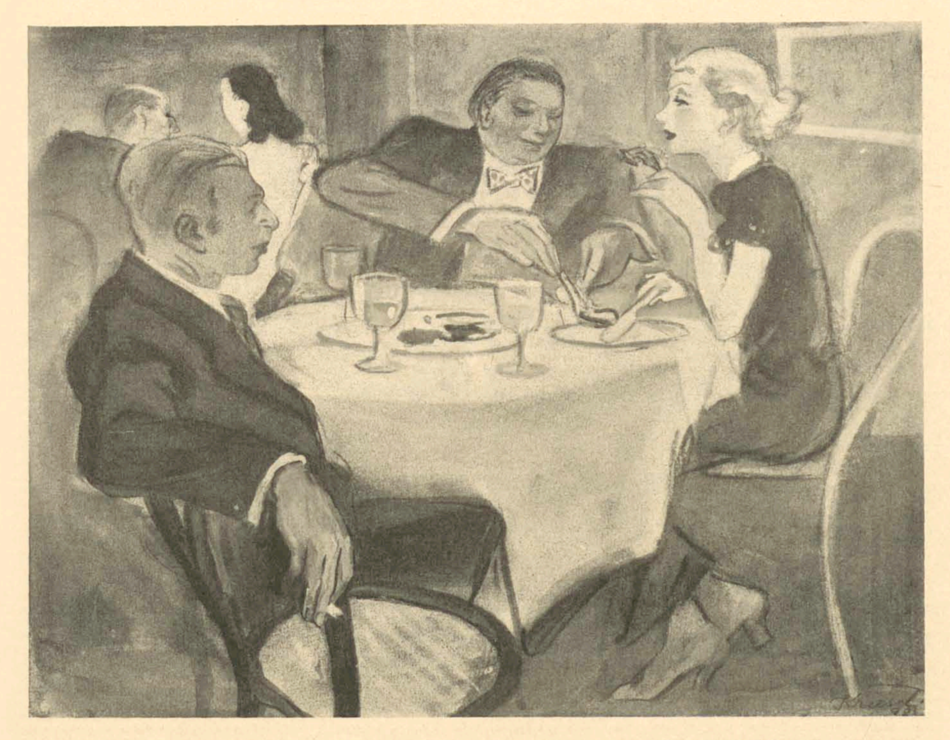
(Erich Schilling)



„Achtung, Otto, Müllers kommen! Sei bodenständig, schlag die Zither!“

Delikatessen

(R. Kriesch)



„Im Spanischen, Gnädigste, gibt es ein Sprichwort: Die zartesten Gräser sind für die alten Stiere!" — „Darf ich Ihnen dann diesen vorzüglichen Kopfsalat empfehlen, Herr Doktor?!"

Man kann nicht alles verlangen

Dr. Johannes Geßner ist Neuphilologe. Am humanistischen Gymnasium gibt er Unterricht in französischer Sprache, außerdem im Wahlfach Englisch. Dr. Geßner hat sich jahrelang in Old England herumgedrückt. Die Schüler, die bei Geßner englischen Unterricht erhalten, lernen eine einwandfreie Aussprache. In seinem privaten Leben aber ist Geßner das strikte Gegenteil eines Neuphilologen. Er weiß genau, daß er von seinen Mitmenschen nicht verlangen kann, daß sie gleich ihm sich in der Sprechweise der neueren Sprachen auskennen bzw. sich ihrer bedienen. So sagt er beispielsweise, daß es verkehrt sei, sich im Alltagsleben jener Ausdrücke zu bedienen, die beim Zuhörer vielleicht ein Kopfschütteln hervorrufen würden. Nach seiner Ansicht spricht der Deutsche Dublin und nicht Döbbln, und welchem Deutschen solle es einfallen, von der englischen Stadt Leicester als Lester zu sprechen. Im Lehrerkollegium war man freilich geteilter Meinung, aber Geßner blieb in seinem privaten Leben bei seiner Sprechweise. Eines Tages aber erhielt seine neuphilologische Autorität einen Stoß, von dem sich selbst Geßner erst nach geraumer Zeit wieder erholen konnte. Vorausgeschickt sei, daß Geßner, nachdem er der Tretmühle des Alltages entronnen war, gern im „Schwarzen Bären" einkehrte und sich hier durch den Genuß eines Glases edlen Gerstensaftes stärkte. Bisweilen nahm er auch ein Ragout fin zu sich, das er genau so bestellte, wie es auf der Karte stand. Der Kellner des „Schwarzen Bären" hatte sich bereits an das Wesen des Gymnasiallehrers gewöhnt und fand nichts Sonderbares mehr darin. Aber eines Tages hatte der Kellner Ausgang und ein Berufskollege vertrat ihn. An jenem Tage sollte sich nun ereignen, was Geßner den Stoß versetzte, der ihn unsicher machte.

Geßner war der einzige Gast im „Schwarzen Bären". Er nahm eine illustrierte Zeitung, blätterte etwas zerfahren in ihr herum und bestellte sich ein Bier und ein Ragout fin. Wörtlich. Der fremde Kellner, der Geßner nicht kannte, stutzte und bestellte: ein Ragouu fäng. Als Geßner anfangen wollte zu essen, vermißte er etwas. Er rief den Kellner: „Bringen Sie mir doch bitte die Worcester-Soße." Wiederum stutzte der befrackte Ganymed, dann meinte er in herablassend-belehrendem Tone: „Der Herr meinen wahrscheinlich die Worster-Soße. Das ist nämlich eine englische Soße, die nur Worcester-Soße geschrieben wird," und im Abgehen murmelte er, daß es Geßner noch ziemlich deutlich verstehen konnte: „Man kann ja nicht verlangen, daß jedermann englisch spricht."

Alfred Flemming

Hellangers gesammelte Werke

Von Josef Martin Bauer

Einmal — aber das muß nun auch schon etliche Jahre her sein — habe ich einen Blick tun dürfen in einen Band von Hellangers gesammelten Werken, und wenn ich mich recht erinnere, war der Inhalt jenes Bandes keineswegs ungewöhnlich, denn was da in unglaublich schöner Handschrift auf handgeschöpftem Bütten geschrieben stand, war doch nur jene Gebrauchslyrik, die zu Erinnerungstagen, Silberhochzeiten, Jubiläen und Sterbetagen die jeweils fälligen Gedanken in Reime brachte, wobei jedoch zu Hellangers Ehre gesagt werden muß, daß seine Blumenvergleiche eine erstaunliche Kenntnis der exotischen Flora bezeugten. Ich kann, da ich nur in einen Band Einblick bekam, keine Gewähr übernehmen für den Inhalt der acht anderen Bände, aber es bleibt anzunehmen, daß es sich bei dem mir bekannt gewordenen Band schon um die sämtlichen Werke Gottfried Hellangers handelte, die unter verachtungsvoller Außerachtlassung jeder technischen Entwicklung nach einem alten Herkommen aus der pergamentenen Zeit Stück um Stück zu je hundertvierzig Seiten mit der Hand geschrieben wurden. Niemand weiß, in welcher Fülle begnadeter Stunden Hellangers Werke entstanden sind, aber jeder weiß, wie sie vertrieben wurden, im Subskriptionsweg sozusagen. Und wer zudem weiß, welchen Segen diese einfältigen Gedichte stifteten, der dürfte, falls er überhaupt eines dieser Exemplare je erwerben könnte, diesen Band mit der marmorierten Decke und dem roten Lederrücken ohne eine Vergewaltigung seines literarischen Gewissens mitten unter die literarisch anerkannten Werke seiner Bibliothek stellen.

In einer Zeit, als es noch Brauch war, daß man dem glücklichen Vater einer neugeborenen Tochter zu seiner Freude oder seinem Verdruß auch noch einen besonderen Spott bereitete, indem man den „schönen Turm", durch dessen Tor die Tauffahrt unweigerlich führen mußte, mit einem Gebinde von farbenlustigen Stoffbändern, Ackerdisteln, Bettzeug und leeren Heringsdosen behängte, wurden dem Wachsziehermeister Gottfried Hellanger in neun Jahren neun gesunde Töchter geboren. Neunmal schmückten seine lieben Freunde den schönen Turm mit dem weniger schönen Gebinde, und was man beim ersten Mal nur aus Gewohnheit tat, das tat man beim zweiten Mal aus Spott, beim dritten Mal aus Schadenfreude, beim vierten Mal aus Bosheit, und vom fünften Mal an wieder aus Gewohnheit. Der Spott schmerzte Herrn Hellanger, zumal er nicht wie seine Freunde auf den Spott mit einem noch schärferen Spott erwidern konnte, denn er glaubte an seine künstlerische Begnadung und überlegte darum jedes Wort allzu sehr, ehe er es aussprach oder niederschrieb. Er mußte fast ohne Gegenwehr die Hohnreden über sich ergehen lassen und schrieb nach solchen verdrußvollen Tagen in der Wachsbleiche jene Gedichte, die zwischen Geburtstagsständchen und Jubiläumsversen verstreut in den gesammelten Werken zu finden waren und aus Weltschmerz, Trauer oder unverstandenem Seelenleid den leichten Fluß des Reimes nahmen.

Er war ein Eigenbrötler, und er machte Verse, und er hatte nichts als Töchter, aber nebenbei erzählte man, daß er in seinem eigenbrötlerischen Tun mit Sparsamkeit und fast mit Geiz für seine Töchter Mark um Mark behutsam aufeinanderlegte. Ob dies auch der Wahrheit entsprach, konnte niemand prüfen, denn genau so, wie zu jeder Zeit vor dem Fenster der Wachsbleiche ein Vorhang gezogen war, so war vor dem eigenbrötlerischen Dasein des Mannes ein Vorhang gezogen, den niemand durchblicken konnte. Er machte gute Kerzen und in alten Gußformen schöne Prägearbeiten, er behütete seine Töchter mit einem heftigen Argwohn, der dann jedem Freier den Zutritt erschwerte, und er schrieb Gedichte. Kein Mensch war überzeugt, daß diese Verse gut waren, und wenn schon der Buchdruckerlehrling, der ein Festgedicht zu irgendeinem Jubiläum absetzte, lächelnd den Satz im Winkelhaken überlas, so lächelten erst recht die großen Leute, und es ließ sich nicht vermeiden, daß dieser Spott auch bis zu Gottfried Hellanger durchdrang. Doch kein Spott und kein wegwerfendes Urteil konnte ihn bestimmen, nach einer solchen Enttäuschung diese Liebhabertätigkeit aufzugeben.

Es mußte eine eigenartige Bewandtnis haben mit diesen Gedichten, und je größer die Töchter nun heranwuchsen, desto hartnäckiger verbreitete sich in der Stadt das Gerede, daß der Wachsziehermeister seinen Töchtern nichts mitgeben werde in die Ehe als einen Prachtband seiner Gedichte. Dabei aber wußte man, daß er immer mehr Geld zusammensparte und daß er seinen Töchtern ohne Sorgen ein anständiges Stück Geld mitgeben konnte in die Ehe.

Als schließlich trotz aller väterlichen Vorsicht Hellangers älteste Tochter eine Liebelei anfing mit dem Schreinerssohn von drüben, als es am Ende so weit kam, daß der alte Hellanger und der junge Schreiner mit einem ordentlichen Handschlag nach Männerart sich über die Zukunft des Mädchens einigten, stellte Hellanger dem künftigen Schwiegersohn keinen Pfennig bares Geld in Aussicht. Er werde ihm zum Hochzeitstag eine kleine Freude machen, meinte er, aber Geld konnte er nicht in Aussicht stellen. Der junge Mann aber war noch in dem Glauben, die Liebe sei vollauf genügend für den Hunger, und schlug ein.

Er fand am Hochzeitstag auf dem Gabentisch als Geschenk des Brautvaters ein stattliches Buch, und weil er ahnte, was das Buch enthalten mochte, wickelte er es nicht einmal aus dem Papier sondern ließ es achtlos liegen und war verstimmt über den alten Sonderling, der einem jungen Mann mit Gedichten eine Freude zu machen versuchte. Die Hochzeit war längst vorbei und die Ehe hatte längst begonnen mit allen Freuden und allen Sorgen, als der junge Mann eines Tages im Schrank dieses in Seidenpapier gehüllte Ding fand und es, weil er sich des Inhalts gar nicht mehr erinnerte, in lässiger Neugier öffnete. Da fand er zwischen den Gedichten sauber eingefaltet einen Geldschein, er fand, als er weiterblätterte, wieder eine Note, und so auf jeder Seite Geld, im ganzen genommen ein bescheidenes Vermögen, das ihm eben jetzt außerordentlich zustatten kam. Hastig blätterte er das ganze Buch durch, und als er sich überzeugt hatte, daß nirgends mehr verborgen noch ein Geldschein stecken konnte, legte er den Gedichtband weg, ohne auch nur eine Zeile der Verse gelesen zu haben. Diese Verse kannte er ja und lachte ebenso darüber wie jedermann in der Stadt.

Aber weil die Männer nun einmal geschwätzig sind, erzählte man sich in der Stadt schon nach einigen Tagen, daß Herr Hellanger eine besonders hübsche Art erdacht habe, um dem Schwiegersohn eine ansehnliche Mitgift zu überreichen. Diese Geste, diese allem Materialistischen abholde Art des Mannes gefiel auch denen, die über seine Verse spotteten. Daß der Wachszieher sein ganzes erspartes Geld auf diese eine Karte gesetzt hatte und seinen Töchtern mit diesem kühnen Versuch den Weg in die Zukunft ebnen wollte, konnten sie ja nicht wissen.

Sie erfuhren es auch nicht, als Hellangers nächste Tochter an den Mann kam und der Schwiegervater dem Schwiegersohn ein gleiches in Seidenpapier gehülltes Buch auf den Gabentisch legte. Man ging vorbei und zeigte mit gierigem Finger auf den Papierumschlag, man schalt sogar Hellangers Leichtsinn, der hier vor so vielen Leuten ein Vermögen auf den Tisch legte. Dieser zweite Schwiegersohn wartete nicht erst tagelang, ehe er das Papier aufschlug und in Hellangers Werken zu lesen versuchte. Er war jedoch zu tiefst enttäuscht, als das Buch nichts enthielt als die Gedichte, und je mehr er suchte und blätterte und den Buchrücken nach etwa versteckten Geldscheinen untersuchte, desto eingehender mußte er sich mit den Blättern, mit dem Inhalt, mit den Gedichten befassen, so daß er später wohl ein paar dieser Gedichte ohne Stocken absagen konnte, ohne aber je mehr als diese Verse im Buch gefunden zu haben.

Weil die Männer — unter gewissen Voraussetzungen — gar nicht schwatzhaft sind, sickerte nichts davon in die Öffentlichkeit durch, so daß nie ein Mensch erfuhr, wie schwer der alte Sonderling seinen zweiten Schwiegersohn enttäuscht hatte. So erfuhr denn auch der dritte Schwiegersohn nichts. Er lächelte selbstzufrieden, als der Brautvater ihm eröffnete, daß er ihm nur ein kleines Andenken geben werde zur Hochzeit. Dieses Andenken kannte man nun schon zur Genüge, es war das schönste Andenken, das bei aller Unbeständigkeit den tiefsten Eindruck hinterließ. Auch dieser Dritte wurde enttäuscht und mußte sich damit trösten, daß er eine ausgezeichnete Frau gefunden hatte, die ihm in Jahren wohl leicht das einbringen konnte, was der Vater ihr nicht mitgegeben hatte.

Man ärgerte sich und war glücklich und schwieg, denn es sollte einem Vierten, wenn er schon des Geldes wegen heiraten wollte, ebenso ergehen. Mit dem entschuldigenden Eingeständnis, daß er seinen Töchtern nur die Aussteuer geben könne und darüber hinaus ein kleines Andenken, bekam der alt werdende Meister acht Schwiegersöhne, die er nie bekommen hätte, wenn nicht seine Gedichte gewesen wären. Keiner der Schwiegersöhne konnte seine Enttäuschung laut den Leuten erzählen, denn in einer Stadt, in der man die Väter um der neugeborenen Töchter willen zum Gespötte machte, wäre die betrübliche Geschichte von Hellangers gesammelten Werken für jeden der Betrogenen zum großen Gespötte geworden. Erst der achte Schwiegersohn durchbrach in einer bierseligen Stunde das beschämte Schweigen und deklamierte wie zum Hohn auf sich selbst ein paar Gedichte, die er im Suchen nach Geld immer wieder gelesen hatte, bis jeder Reim in seiner Erinnerung haften geblieben war. Da ging zuerst das Gejohle des Hohnes durch die Stadt und ergoß sich über Hellangers Schwiegersöhne. Dieses Hohnlachen aber wurde stiller, als ein junger Steinmetz, der eben erst mit allen Mühen ein Geschäft angefangen hatte und bis über die Ohren voller Sorgen steckte, in eben diesen Tagen zum alten Hellanger ging und ihn um die Hand der neunten Tochter bat mit der handfesten Begründung, er brauche gerade eine solche Frau, die nichts mitbekäme und so ausgezeichnet zu wirtschaften verstünde, daß jeder glauben müsse, sie habe ein buchdickes Bündel Geld mit in die Ehe bekommen.

Das gefiel dem alten Sonderling so sehr, daß er alles Geld, das er mit Fleiß und Sparsamkeit wieder zusammengescharrt hatte, diesem seinem neunten Schwiegersohn ins Gedichtebuch legte. Und weil auch dieser kluge junge Steinmetz geschwätzig war, drang die Nachricht von dieser neunten verbesserten Auflage unter die Leute, aber keiner glaubte sie mehr.

Ob man es glaubte oder nicht glaubte war völlig bedeutungslos, weil man so und so eine hohe Achtung empfand vor dem Sonderling, der neun Töchtern einen Mann und neun Männern eine tüchtige Frau zugebracht hatte.

Der Zölibatär

Von Kratatösfr

Wink' du nur mit deinem Finger,
holder Mai und Wonnebringer,
Spezialiste fürs Gemüt:
unsereins ist abgebrüht!

Zwar man schätzt noch immer Spargeln.
Aber sich im Gras zu wargeln
und womöglich gar zu zweit
— nein, das geht denn doch zu weit!

Hat man Lust dazu und Muße,
fabriziert man sich Infuse
aus dem wohlb. kannten Kraut
— bloß, versteht sich, ohne Braut!

In des Zölibates Hürde
wahrt man so die Menschenwürde,
was, wenn man es recht ermißt,
obendrein auch billiger ist.



Die „neue Rauch-Epoche" – die Zeit vernünftigeren, besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort:
Hellmuth Krüger
Selbstverständlich
„mit Verstand"...
Alles, was wir täglich treiben,
Wird Gewohnheit mit der Zeit –
Essen, Trinken, Rauchen, Schreiben
Wird zur Selbstverständlichkeit!
Alle Selbstverständlichkeiten
Sich nicht mehr von selbst verstehn,
Läßt man sich dazu verleiten,
Ihnen auf den Grund zu gehn.
Wem der Kopf vom Rauchen rauchte,
Der hat plötzlich klar erkannt:
Gut wär's, wenn er besser schmauchte:
Qualität und – mit Verstand!
Wer genießend mit Bewußtsein
Gutes raucht, schön Zug für Zug,
Dem wird Rauchen eine Lust sein,
Und der wird durch Rauchen klug!
Hellmuth Krüger
5 Pf
ATIKAH
SELBSTVERSTÄNDLICH
OHNE MUNDSTÜCK
führt in der neuen Rauch-Epoche
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE
24 Stück

Der Paternoster-Aufzug

(O. Gulbransson)

„Was, Sie sind noch nie mit einem Paternoster gefahren?"

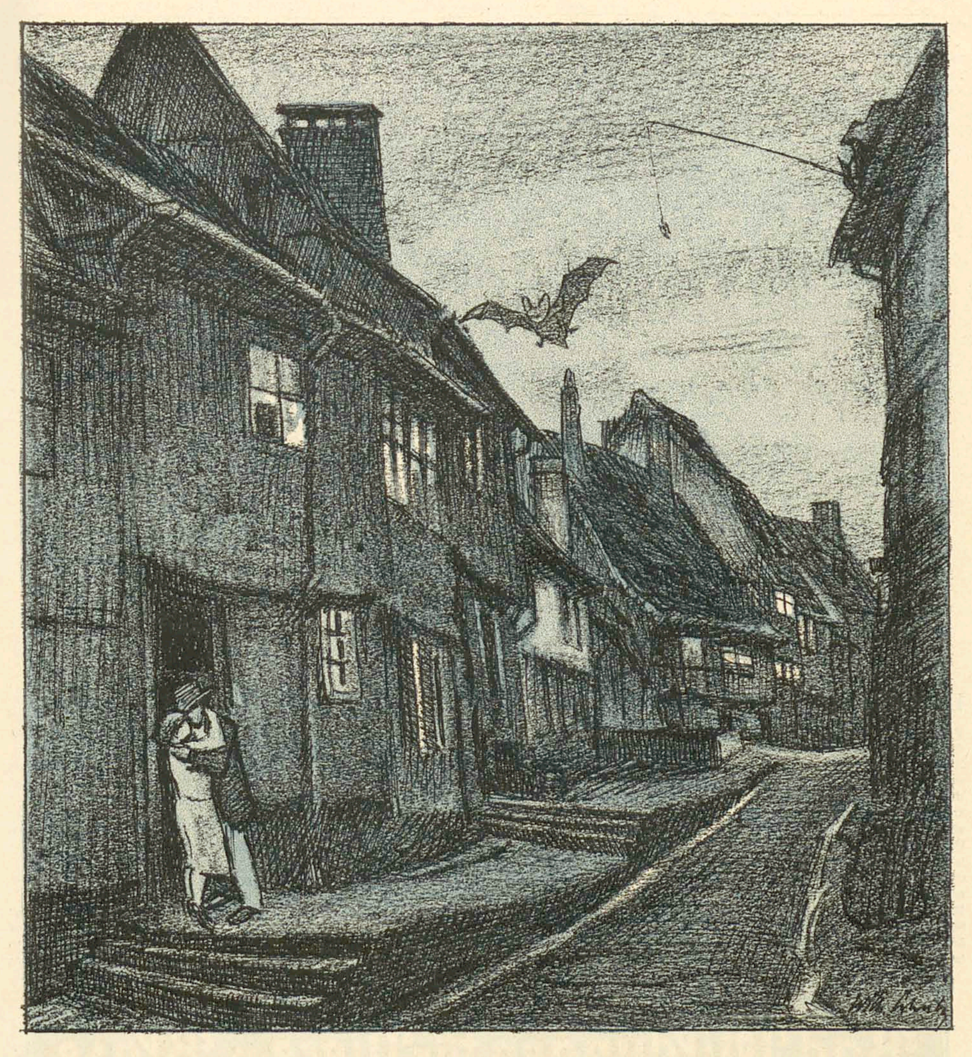
„Versuchen Sie 's mal!"

„So, das ist ja sehr schön."

„Ja, mit dem anderen Fuß müssen Sie natürlich auch hinein!"

Die Fledermaus

(Wilhelm Schulz)



Ich weiß im Städtchen Eine,
Die fliegt als Fledermaus
Im letzten Abendscheine
Geschwind von Haus zu Haus.

Auch wenn als Nachtgespenster
Da Wind und Regen droht,
Guckt sie in alle Fenster
Und hoch in jeden Schlot.

Sieht, wer im Zecherkreise
Nicht von der Kanne weicht,
Und wer im Dunkeln leise
Zu seinem Liebchen schleicht.

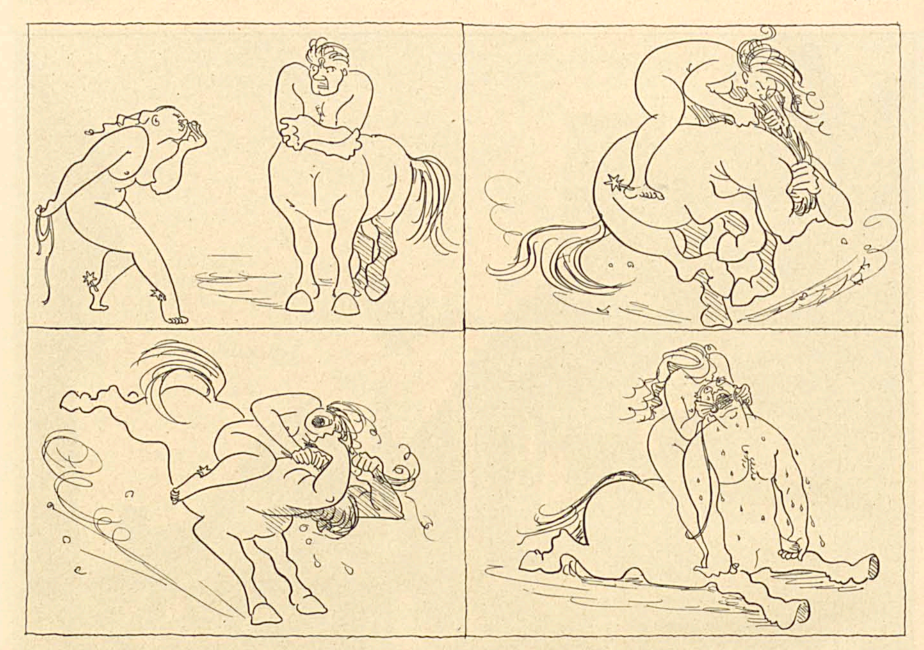
Und weiß sie so am Morgen
Von jeder Heimlichkeit,
Hält sie die nicht verborgen,
Verrät sie weit und breit. —

Ach, könnte ich sie fangen
Doch einmal ungesehn
Mit Speck an einer Stangen, —
Wär's gleich um sie geschehn!

Wilhelm Schulz

Des Widerspenstigen Zähmung

(Fr. Bilek)



Lob der guten alten Zeit

Oma: „Pfui, Ilse, wie kurz ist wieder das Kleid, das du heute trägst! Als deine Großmutter fühle ich die Pflicht, dir zu sagen: es wirkt geradezu schamlos, wenn du so auf dem Stuhl sitzt und deine Beine übereinanderschlägst. Man sieht das Knie, mehr noch, man sieht über den Strümpfen ein Stückchen nackter Haut. Schämst du dich nicht?"

Ilse: „Weshalb sollte ich mich schämen, Oma? Ich habe schöne Beine, weder krumm noch dick, und mein Knie ist schmal. Offen gestanden: ich freue mich meiner schlanken Beine."

Oma: „Ja, ja, du freust dich darüber, aber die Männer freuen sich auch. Und wie sie sich freuen! Denn sie sind ja so gemein in ihren ausschweifenden Gedanken. Die bleiben nicht stehen bei einem Zwickelchen nackter Haut. Nein, so ein Mann von heute denkt sich das Stückchen nackter Haut weiter und weiter."

Ilse: „Nun, dann kommen eben schließlich seine Gedanken beim Hals wieder aus dem Kleid heraus. Was geht mich die Phantasie eines fremden Menschen an, solange er sie bei sich behält? Haben sich die Männer zu deiner Zeit nichts gedacht, wenn sie eine Frau ansahen?"

Oma: „Nein, sie haben sich gar nichts gedacht, und sie hätten es auch nicht tun können. Denn unten sah man nur unsere Fußspitzen, und oben, wo es heute unter den dünnen Blusen so schamlos herumrollt, da trugen wir solides Fischbein. Aber wenn ich erst sehe, wie die Jugend von heute mit entblößtem Rücken auf den Bällen herumläuft, überkommt mich ein Entsetzen vor dieser Sittenlosigkeit. Da besieht nun so ein Wüstling den splitternackten Rücken einer Frau und denkt sich dabei: wie mag das wohl nach unten weitergehen?"

Ilse: „Wenn er dieses Rätsel richtig löst, könnte ich eitel sein, denn gerade an der Stelle bin ich besonders gut gewachsen."

Oma: „So, und das weißt du? Wer hat dir das gesagt? Ich will nicht hoffen, Ilse, daß ein Mann schon Gelegenheit hatte, diese Beobachtungen anzustellen!"

Ilse: „Es war kein Mann, es war mein dreiteiliger Spiegel."

Oma: „Ja, ja, diese dreiteiligen Spiegel, in denen man sich von allen Seiten besehen kann, sind auch wieder so ein Zeichen dieser verderbten Zeit! Da dreht sich nun so eine Frau hin und her,

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

besieht sich von vorne und hinten ihre Nacktheit und überlegt dabei, mit welchem Körperteil sie die Männer aufreizen will. Zu meiner Zeit hat man auf äußerliche Eigenschaften überhaupt keinen Wert gelegt. Sie waren ganz nebensächlich. Da kam eben ein braver Mann mit entsprechendem Einkommen und gesicherter Zukunft, und wenn man ein tugendhaftes Mädchen war und in Haus und Küche Bescheid wußte, dann wurde man geheiratet. So war das damals. Aber heute ist alles in Körperlichkeit ausgeartet, und man befragt sich im dreiteiligen Spiegel, womit man einen Mann fängt. Siehst du, Ilse, ich bin nun dreiundsiebzig Jahre alt geworden, aber ich habe mich in meinem ganzen Leben noch niemals nackt von hinten gesehen!"

Ilse: „Arme Oma, das muß ja furchtbar traurig sein!"

Oma: „O nein, durchaus nicht, denn jeden Samstagabend hat mir der gute Opa ein wenig hinten draufgeklatscht und dazu gesagt ‚Schau — schau, Amalie, wie nett du da bist!' Nein, zu meiner Zeit hat es keines dreiteiligen Spiegels bedurft, um zu wissen, daß man gut gewachsen ist."

Ilse: „Warst du denn wirklich so gut gewachsen, Oma? Sei mir nicht böse, aber ich kann es mir heute nicht mehr vorstellen, wie du in deiner Jugend ausgesehen hast. Hattest du schöne Beine?"

Oma: „Meine Beine? Die waren stadtbekannt — das heißt, ich wollte sagen, sie waren mindestens so schön wie die deinen, aber vielleicht noch schlanker in der Fessel. Und über mein Knie hat ein Mann einmal gesagt, es sei wie aus Elfenbein gedrechselt. Der Ansatz zur Wade aber könne ihn geradezu rasend machen."

Ilse: „Wenn man unter deinem langen Kleid nur die Fußspitzen sah, so könnte doch nur der Opa über deine Beine gesprochen haben."

Oma: „Ganz richtig — selbstverständlich, der gute Opa ist es gewesen, der ganz allein war es — man wird eben vergeßlich im Alter."

Ilse: „War deine Brust nicht ein wenig flach, Oma? Ich meine nur — —"

Oma: „Flach? Meine Brust flach? Liebes Kind, das grenzt schon bald an Frechheit! Sooo war meine Brust, sooo! Nein, Ilse, dagegen kommst du mit deinen kümmerlichen Hügelchen nicht auf. Weißt du, was einmal ein Mann über meine Brust gesagt hat? Ach, wenn ich an diese Zeit zurückdenke — —!"

Ilse: „Der Mann, der das gesagt hat, kann doch auch nur wieder der gute Opa gewesen sein."

Oma: „Gut, daß du mich daran erinnerst. Man verwechselt eben die Menschen, wenn man älter wird. Wer hätte über meine Brust sprechen können, als der gute Opa? Und — wohlgemerkt, Ilse — erst nach der Hochzeit! Denn einen leichtfertigen Flirt, ehe der Pfarrer den Segen gesprochen hatte, gab es zu meiner Zeit noch nicht. Unwissend wie ein neugeborenes Kind ging man zur Trauung, und abends — ja, abends war man dann sehr überrascht. Außerordentlich erstaunt war man."

Ilse: „Warst du auch so außerordentlich erstaunt, Oma?"

Oma: „Wie kommst du zu dieser dummen Frage? Ich war fassungslos. Aber die Jugend von heute kann das in ihrer Unmoral gar nicht mehr verstehen."

Ilse: „Doch, Oma, ich könnte es schon verstehen, aber wie erklärt es sich, daß Vater schon so bald nach deiner Hochzeit zur Welt gekommen ist?"

Oma: „Ja, ja, der gute Adalbert! Er war ein Siebenmonatskindchen. Das gibt es nämlich, mußt du wissen."

Ilse: „Das weiß ich, aber Vater hätte ein Sechsmonatskindchen sein müssen. Ich habe es ausgerechnet."

Oma: „Ausgerechnet — —? Da sieht man wieder so recht, wie verderbt die Jugend von heute ist. Da rechnet nun ein junges Mädchen an den Fingern aus, wann — —, nein, Ilse, ich kann nur sagen: Pfui über die Verworfenheit der heutigen Jugend!"

A. W.

Lieber Simplicissimus

Die siebzehnjährige Elisabeth macht sich den Spaß, das Schwesterlein in einem Leiterwägelchen umherzufahren. Im Stadtwald treffen sie den neunzehnjährigen Müller Joseph, der sich als zweites Pferd bereitwillig mit einschirren läßt. Und nun beginnt, zu Ännchens Entzücken, ein lustiges Jagen. — Beim Nachtmahl fragt die Mutter lächelnd: „Nun, was hat unser Ännchen heut Schönes getrieben?"
„Ich bin im Wägelchen gefahren", plaudert die Kleine strahlend, „... die Lisi und der Müller Joseph haben die Pferdchen gemacht... Ganz toll gebissen haben sie sich!" schließt sie begeistert den Bericht.
Dem Vater steilt sich eine Falte auf der Stirn, die Mutter aber schaut verweisend auf das „Pferd" Elisabeth, das tieferrötet seine Suppe löffelt.
Gleich nach dem Nachtmahl nimmt Elisabeth das Schwesterlein beiseite und schüttelt es nicht sanft.
„Wie konntest du das sagen mit dem Beißen, du dumme Plaudertasche du! Sofort gehst du zum Vater hin und sagst, daß du geschwindelt hast!"
Klein-Ännchen tut den schweren Schritt, denn mit der großen Schwester ist in solchen Dingen nicht zu spaßen.
Der Vater sieht von seiner Zeitung auf, als Ännchen ihren Kopf an seinem Joppenärmel reibt:
„Nun, Hascherle, was gibt's?"
Und Ännchen schluckt: „Weißt, Vaterle, das war net recht, wie ich's vorhin erzählt hab' ... gebusserlt ham's sich, die Pferdchen!"

Die Lehrersfrau ließ sich von der Dorfnäherin ein Kleid abändern, da sie im Begriff war, sich von der schlanken Form zur vollschlanken zu entwickeln. Sie erklärte der Näherin, daß es ihr peinlich sei, wenn sich gewisse Körperformen allzusehr abheben. „Ja, wissen Sie", entgegnete die bibelfeste Näherin, „es kann die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben."

Der Traum

(K. Heiligenstaedt)



„Denk dir, mir hat heute nacht von einem vollkommen gepanzerten Ritter geträumt!“
„Na, hör mal, mit 18 Jahren könntest du eigentlich schon was Richtiges träumen!“

München, 22. Mai 1938
43. Jahrgang / Nummer 20

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Reisebekanntschaft

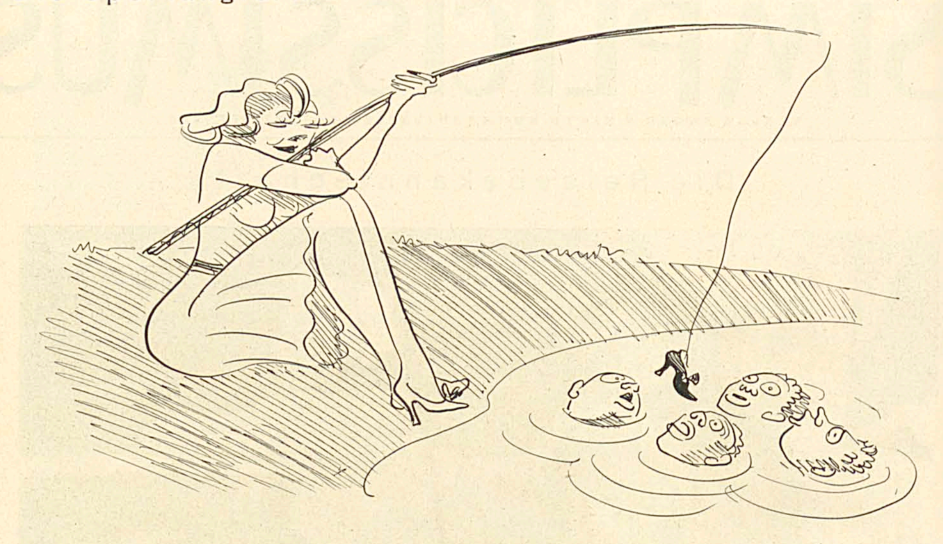
(R. Kriesch)



„Warum bist du so abweisend gegen den Kaffee-Importeur? Du solltest dich von einer anderen Seite zeigen!" — „Aber Mama, die andere Seite hat er ja schon gesehen!"

Die Sportanglerin

(Fr. Bilek)



Der Bumerang / Le Boomerang / The Boomerang

Weiß der Teufel, weshalb mir plötzlich der Bumerang einfiel und nicht mehr aus dem Kopf wollte. Seit Kindertagen hatte ich mir immer einen Bumerang gewünscht, aber niemals hatte ich einen besessen. Wissen Sie, so einen Bumerang, den man wirft und der dann zurückkommt. Herrlich mußte es sein, so einen Bumerang zu haben. Denken Sie doch, man schmeißt ihn weg und sogleich ist er wieder da. Können Sie das von etwas Anderem behaupten als vom Bumerang? Ich mußte einen Bumerang haben, gleich mußte ich einen Bumerang haben.

Spezialgeschäfte für Bumerangs gibt es nicht, wie ich auch aus dem Handels-Gewerbe- und Berufsverzeichnis des Telephonbuches feststellte. Einen Schutzmann wollte ich auch nicht fragen, wo man wohl Bumerangs bekäme. Ich rief also Max an, meinen Freund Max, erkundigte mich bei ihm, wie heut das Wetter sei, wie seine Frau geschlafen habe, wie es den Kinderchen gehe und fragte ihn nebenbei, ob er wohl wisse, wo man einen Bumerang bekäme. Das hatte ich Max noch nie gefragt, und so war er etwas erstaunt, riet mir aber, in einem Spielwarengeschäft nachzufragen.

Ich war eigentlich für den Bumerang beleidigt, daß es ihn in einem Spielwarengeschäft geben sollte. Bedenken Sie doch, ein Bumerang, eine so wichtige Sache, soll ein Spielzeug sein? Ich ging aber doch hin.

Das Fräulein sagte, den Artikel führen wir nicht mehr, den Artikel sagte sie. Ich ging also in ein anderes Spielgeschäft und fragte: „Was haben Sie in Bumerangs?" Und wirklich in Bumerangs hatten sie zwei Dessins, erstens einen Bumerang an sich und zweitens den Kreis- und Spiralflieger. Diesen lehnte ich als eine Asphaltpflanze des echten rechten Bumerangs ab.

Einsfünfundsiebzig sollte er kosten. Gar nicht teuer für etwas, wonach man sich seit Jahren gesehnt hat. „Geht er gut?", fragte ich. „Ausgezeichnet", sagte das Fräulein. „Kommt er auch bestimmt zurück?", „Unfehlbar". Eigentlich hätte man ihn jetzt probieren müssen, aber das Fräulein meinte, das sei bei Bumerangs nicht üblich und hier im Laden ginge es auch nicht. Ich wies sie darauf hin, daß, wenn sie sich ein Paar Schuhe kaufte, so probiere sie diese doch auch erst. Das Fräulein lächelte und klärte mich darüber auf, daß zwischen Schuhen und Bumerangs doch ein Unterschied bestehe, und außerdem könne ich ja Nichtkonvenierendes wieder umtauschen. Das Fräulein hatte dabei gedacht, daß, wenn er nicht zurückkäme, ich ihn nicht umtauschen konnte.

Tja, der Einkauf von Bumerangs ist eben Vertrauenssache, man kaufe nur im Fachgeschäft. Ich fieberte vor Erwartung, aber auf der Straße konnte ich wegen des Großstadtverkehrs keine Versuche anstellen.

Daheim aber arbeitete ich den Bumerang erst einmal theoretisch durch. Das Lexikon sagte mir, daß er eigentlich anders heiße. Auch über die Flugbahn war viel Mathematisches zu lesen, was ich natürlich nicht verstand. Mein Bumerang hatte eine aufgeklebte Gebrauchsanweisung, aus der ich sah, daß er „Der Bumerang" und „Le Boomerang" und „The Boomerang" in den Weltsprachen genannt würde. Es zeigte sich auch, daß man ihn auf englisch etwas anders zu werfen habe als auf deutsch. Ich wollte rein deutsch werfen.

Max lud ich zu meinem Jungfernwurf ein. Er kam. Es war nicht leicht, einen geeigneten Platz für das Schleudern der Wiederkehrkeule zu finden. Wir einigten uns auf eine Wiese am Stadtrand. Ich war sehr aufgeregt, Max auch. Konnte nicht der Bumerang so etwas wie die Seeschlange sein, eine Fabel? Ich mußte Maxens Vorstellungen etwas einschränken. Er hatte nämlich geglaubt, man könnte den Bumerang so werfen, daß er fern in der Welt draußen einen Feind erschlüge und dann nach erledigtem Auftrage zurückkehre. Nein, so war das denn doch nicht, er kam nur zurück, wenn er nichts ausgerichtet hatte. Das andere wäre zuviel verlangt gewesen.

Wir lasen die Gebrauchsanweisung noch einmal in den drei Weltsprachen durch, vom Blatt wollten wir werfen. Ich holte gewaltig aus, ich schleuderte. Prachtvoll sauste das Wurfholz von dannen. Als es ihm dünkte, genug geradeaus geflogen zu sein, erhob es sich in die Lüfte, als wolle es von oben Ausschau halten, wohin es sich jetzt wenden sollte. Und nun nahm es den Weg pfeilgerade auf uns zu. Seine Schenkel wirbelten nur so herum. Ich konnte nur noch rufen: „Mir nach, ihr Tapfern, rette sich, wer kann."

Also, es ist Tatsache, der Bumerang kommt zurück, aber das ist eben das Gefährliche, man soll ihn daher lieber nicht werfen.

Foitzick

Kleinwinzige Korrektur

Von Ratatöskr

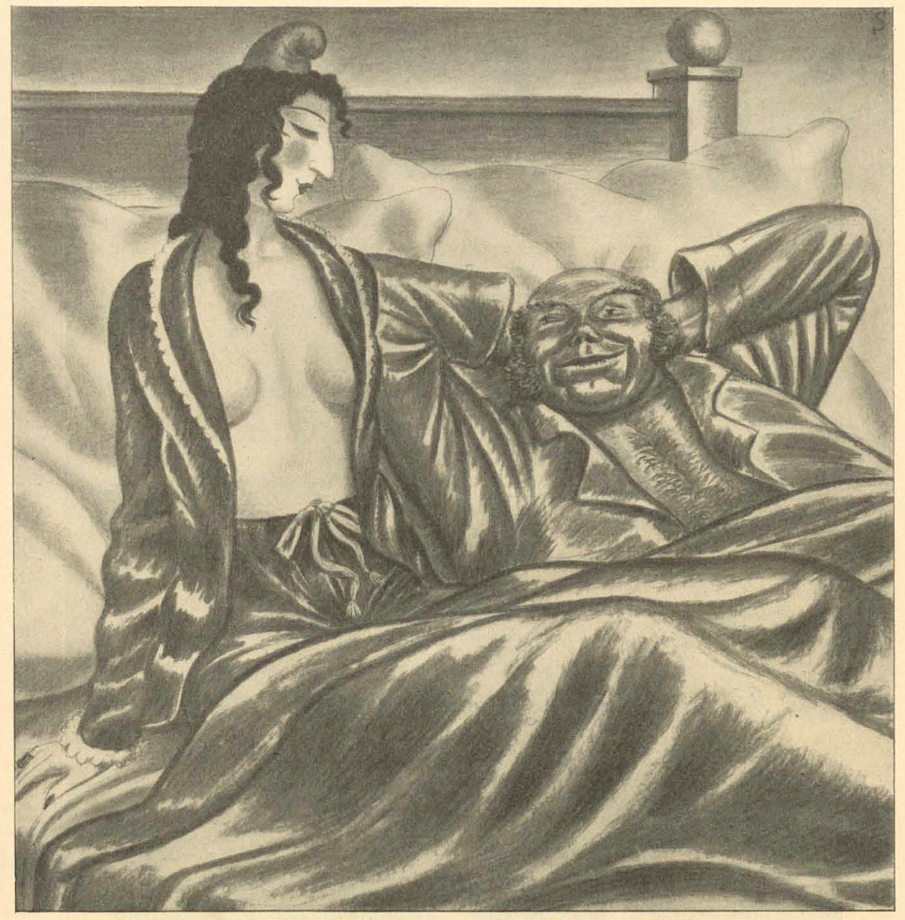
Da lebte einmal ein wackerer Mann,
für den fing die Welt bei den Nachfahren an.
Er pfiff auf sich selbst und kannte nur Pflichten
gegen Söhne und Töchter und Neffen und Nichten.
Weshalb denn sein oberster Grundsatz hieß:
Omnia mea pro posteris!

Ein nobles Prinzip für den Hausgebrauch.
Bloß, leider, täuscht man sich manchmal auch.
Und die, auf welche man Hoffnungen setzte,
die man mit dem Frühtau der Güte benetzte,
werden, statt wunschgemäß zu ertücht'gen,
dann und wann nicht sowohl Früchte als Früchtgen

— was auch dem wackeren Mann widerfuhr
und eine kleinwinzige Korrektur
seiner These bedingte . . . Sie hieß zum Schluß:
Posteriora pro omnibus!

Flitterwochen

(Erich Schilling)



„Und nicht wahr, teuerster John, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden?"
„Aber gewiß doch, süße Marianne . . . Übrigens: hast du da jemand ganz bestimmten im Auge?"

Die „Eigenschaft"

In der Stadtbahn... Zwei junge, sehr elegant gekleidete Damen betreten das Abteil für Reisende mit Hunden. Der Anlaß hierzu legt sich nach mehrmaligem milden Zureden als lebendes Wollknäuel derjenigen zu Füßen, mit der er sich durch ein geflochtenes Seidenband (sprich Hundeleine) verbunden fühlt.
Die Blicke aller richten sich, je nach Charakter und Geschlecht, teils auf das Wollknäuel, teils auf die dazugehörigen Damen, — mit Ausnahme eines biederen Mannes, der zeitunglesend in der Ecke sitzt.
Nach einer kleinen Weile allgemeinen Schweigens greift eine der jungen Damen ein allem Anschein nach durch das Einsteigen unterbrochenes Gespräch wieder auf:
„Nun sage einmal, Melitta... wie ist denn das nur so plötzlich gekommen?!"
„Ich bitte dich... erspare mir die Schilderung des unerhörten Vorfalls, liebe Jenny," entgegnet die Gefragte mit einer Miene, als habe man sie aufgefordert, an einem faulen Ei zu riechen, „jedenfalls hat sich Bodo so unglaublich benommen, daß ich sofort die Verlobung gelöst habe! Papa hat mir zum Trost das kleine Kerlchen hier geschenkt, und denke dir, ich habe die Beobachtung gemacht, daß dieses unverständige Geschöpf mit Eigenschaften ausgestattet ist, an denen sich so mancher Mann..." (hier schweift ein Blick tiefgründigster Verachtung über uns armselige Männer dahin, die wir in diesem Augenblick nur noch mit Unlust das Abteil bevölkern) „... ein Beispiel nehmen könnte!"
Dann aber meldet sich die Stimme eines Mannes, — des Mannes, der die Zeitung jetzt hat sinken lassen und nun auf das aus gewissen Gründen nur auf drei Beinen stehende Wollknäuel weist: „Frolleinchen... eine von die Eigenschaften, an die wir Männer uns ein Beispiel nehmen sollen, läuft gleich an Ihre Schuhe lang!"

Pariser Welle

(K. Heiligenstaedt)



„Was, der Eiffelturm spricht von Reblausbekämpfung? Paris hab' ich mir pikanter vorgestellt!"

Leben und Stilleben

(O. Gulbransson)

DER GROSSE UNBEKANNTE

VON WILHELM GROSS

Wer kennt ihn nicht den großen Unbekannten! Jeder Polizist kennt ihn — und auch ich machte seine Bekanntschaft und verdanke ihm den zweifelhaften Ruf eines Kleptomanen — jedenfalls bei Petersens, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß ich in meinem gesamten Freundeskreis als gemeingefährlich gelte.

Mein Freund Robbe Petersen wünschte sich nämlich einen echten Malakkaspazierstock. Sein wahrer Vorname ist übrigens Robert, doch pflegt seine Frau ihn Robbe zu nennen, während er ihr — die eigentlich Constance hieß — aus weniger verständlichen Gründen den Kosenamen Nulle verliehen hat. Beide Kosenamen spielen in der ganzen Geschichte eine wichtige Rolle, sie dürfte ebensowenig unerwähnt bleiben, wie Petersens letzter Geburtstag; denn mit jenem Abend fing es an, wir kamen auf Spazierstöcke zu sprechen, und Petersen sagte:

„Ich gehe zwar nicht gern mit Stock spazieren, aber ein echter Malakka mit einem schlichten Silberknauf, das wäre mein Geschmack."

„Auch ganz der meine", fiel ich ihm ins Wort. „Doch solltest du dir gleich einen echten, so einen aus einem Schuß, anschaffen. Er ist freilich sehr teuer, doch es würde sich lohnen; denn mit Malakkastöcken wird viel Schwindel betrieben."

„Man müßte ihn eben in einem reellen Geschäft kaufen", meinte Nulle durchaus vernünftig.

„Selbstverständlich", erwiderte ich. „Aber wie gesagt, diese Art Stöcke sind nicht billig."

Worauf sich das Gespräch anderen Dingen zuwandte und Petersens Wunsch, einen echten Malakkostock zu besitzen, bei mir in Vergessenheit geriet. Es wurde Frühling, Sommer und Winter, Weihnachten und Neujahr, und mit dem Februar rückte Petersens Geburtstag, der 35., abermals heran.

Nun ist Robbe ausgerechnet kurz vor Ultimo am 27. geboren, was mir schon oft Kopfzerbrechen verursacht hatte, so auch diesmal; denn ich hatte bare vier Kronen in der Tasche, und wie ich dafür ein würdiges Geburtstagsgeschenk beschaffen konnte, war mir ein Rätsel.

Ich bin gewiß ein stiller und bescheidener Mensch, frei von jeder Neigung, den Grandseigneur zu spielen; aber was sein muß, muß nun einmal sein. Der einzige, der mir Kredit gewährte, war der Zeitungsmann; doch selbst ein Arm voll Zeitungen erschien mir als wenig passende Geburtstagsgabe.

Da erbarmte das Schicksal sich in der Gestalt des großen Unbekannten, den es mir eines Abends auf der Straße über den Weg schickte.

„Verzeihung, der Herr haben wohl nicht Verwendung für einen Spazierstock!"

Ich betrachtete mir den Mann. Er war ärmlich, um nicht zu sagen schäbig gekleidet, und streckte mir einen Spazierstock entgegen. Schon wollte ich weitergehen, aber da dachte ich daran, daß ein Stock das passendste Geburtstagsgeschenk wäre. Doch ich zögerte: gewiß hatte der Mann den Stock irgendwo gestohlen und versuchte nun, ihn loszuwerden. Ich war ein ehrenwerter Bürger und wünschte nicht, die Rolle eines Hehlers zu übernehmen.

„Ein wirklich feiner Stock, echt Malakka! Sie sollen ihn billig haben!"

Ein echter Malakka! Ich fühlte geradezu, wie das Schicksal mich mit der Nase darauf stieß. Hier bot sich die selten günstige Gelegenheit, Petersen für vier Kronen eine Riesenfreude zu bereiten. Aber andererseits pflegt der Handel mit Diebesgut immer einen gewissen Beigeschmack zu haben.

„Haben Sie den Stock auch ehrlich erworben", forschte ich. „Ich habe keinesfalls den Eindruck, als hätten Sie ihn gekauft."

„Doch das habe ich", erwiderte der Mann. „Allerdings nicht in einem Geschäft, sondern in der Volksküche von einem Manne, den ich zwar nicht näher kenne, aber er brauchte das Geld fürs Mittagessen und sagte: du kannst mit Leichtigkeit dafür fünf Kronen erhalten; denn er ist echt Malakka und der Knauf daran aus Silber. Zudem ist er sehr gut erhalten und immerhin seine 25 Kronen wert. Na, und so kaufte ich ihn und zahlte fünf Kronen." „Das ist ja aufgelegter Schwindel, Herr. Oder wollen Sie mir vielleicht weismachen, daß Sie einem unbekannten Manne fünf Kronen für den Stock bezahlen, um ihn gleich darauf zum selben Preis wieder abzugeben."

„Nun gut, sagen wir vier Kronen", meinte der Unbekannte daraufhin unlogisch, „so verliere ich eben eine Krone daran."

Jetzt bestand kein Zweifel mehr, daß der Stock Diebesgut war, ich hätte nein sagen sollen; aber wie gesagt, ich hatte wenig Geld und brauchte ein Geburtstagsgeschenk.

„Zeigen Sie mal her!" sagte ich. Und soweit ich in dem schummerigen Lichte erkennen konnte, war der Stock beinahe neu und zudem glatt wie ein Aal. Kategorisch erklärte ich: „Drei Kronen, nicht einen Öre mehr!"

„Soll ich also wirklich zwei Kronen an diesem Geschäft einbüßen", jammerte der Mann. „Zwei ganze Kronen ..."

Worauf ich einen strengen Ton anschlug: „Sie sind bestimmt nicht auf reelle Weise in den Besitz des Stockes gelangt, und ich müßte eigentlich den Schutzmann rufen. Aber was geht's mich an. Was Sie mir da übrigens von dem unbekannten Mann vorfaseln, davon glaube ich Ihnen nicht eine Silbe. Das ist eine jener alten Geschichten, wie man sie täglich in der Zeitung liest: Wird jemand mit gestohlenen Sachen auf frischer Tat ertappt, versucht er sich immer mit jenem großen Unbekannten herauszureden. Wollen Sie also, drei Kronen, ja oder nein?"

„Schön, es bleibt mir ja nichts weiter übrig", willigte der Mann daraufhin ein und verschwand.

Ich zog heimwärts mit meinem Stock. Aber sonderbarerweise lastete die ganze Zeit das Gefühl auf mir, als sei man mir auf den Fersen, und ich erwartete jeden Augenblick, daß mir jemand die Hand auf die Schulter legte und sagen würde: Sie sind verhaftet.

Zu Hause erst besah ich den Stock genauer. Er war in der Tat noch sehr gut erhalten, und wenn man ihn ein wenig aufpolierte und eine neue Zwinge aufsetzte, würde er wie neu wirken. Das ließe sich gewiß für die eine Krone machen, die noch übrig geblieben war, oder aber — mir kam eine glänzende Idee: ich würde meine Wirtin damit beauftragen, so konnte sie auslegen, falls es mehr als eine Krone kostete ...

Als ich am nächsten Abend nach Hause kam, fand ich den Stock in Papier verpackt auf meinem Tisch liegen und dabei einen Zettel: 1,25. Ich beschloß, diesen Betrag bis zum Monatsersten zu vergessen, und stellte das Geburtstagsgeschenk ungeöffnet in die Ecke.

Der Tag des 35. Wiegenfestes Petersens nahte. Die Gäste waren um acht Uhr gebeten. Ich ließ mir Zeit: Ich wollte einer der letzten sein und unter der Aufmerksamkeit aller an das Geburtstagskind herantreten, ihm auf die Schulter klopfen und eine schöne Glückwunschrede vom Stapel lassen.

Auf der Straße schon sah ich Petersens vier Zimmer hell erleuchtet, und bereits auf der Treppe schlug mir Lärm und Spektakel entgegen. Das Auditorium war also vollzählig versammelt, und stolz wie ein Spanier läutete ich.

Ausgerechnet Nörbek machte mir auf. Diesen Mann mochte ich nicht leiden, und als er mein Paket erblickte, das ich demonstrativ vor mir hertrug, lachte er auch sofort schallend auf: „Was bringen denn Sie angeschleppt — einen Teppichklopfer, was?"

Kühl erwiderte ich: „Sie vergessen ganz, daß es heutzutage Staubsauger gibt. Doch damit Sie es wissen, dieses hier ist ein Schaukelpferd."

Petersen stand umringt von seinen Freunden in der Mitte des Zimmers. Ich ging auf ihn zu und überreichte mein Geschenk mit jener kleinen Ansprache, die ich mir unterwegs zurechtgelegt hatte. Er lächelte sonderbar, brach auch keinesfalls in ein Jubelgeschrei aus, wie ich erwartet hatte, sondern prüfte den Stock auf das genaueste von allen Seiten und reichte ihn dann wortlos seiner Frau. Auch sie drehte und wendete ihn, und erst jetzt entdeckte ich, daß unter dem Griff eine kleine Metallplatte befestigt war.

Da hatte ich die Bescherung! Sicherlich war es ein Namensschild, das ich einfach übersehen hatte. Vielleicht aber stammte dieser Stock aus dem Besitztum einer Berühmtheit und war so die Ursache zu Petersens ehrwürdigem Erstaunen. Ich lächelte Nulle verbindlich zu und sagte:

„Das haben Sie gewiß nicht erwartet, was?" Nahm ihr den Stock aus der Hand und tat einen verstohlenen Blick auf das Monogramm.

Ich traute meinen Augen nicht.

„Dem lieben Robbe von seiner Nulle. Weihnachten 1935" stand dort in winziger Schrift graviert.

Mir blieb die Sprache weg, ich stotterte:

„Das ... das ... verstehe ich aber wirklich nicht!"

Petersen lachte krampfhaft, und auch Nulle versuchte ein schwaches Lächeln, indem sie erklärte: „Wir glaubten schon, daß ihn ein Bettler gestohlen hätte, und ich ärgerte mich sehr darüber, denn ich sparte beinahe ein ganzes Jahr lang an diesem Weihnachtsgeschenk, und Robbe war so stolz darauf. Wer konnte ahnen, daß Sie Ihren Spaß mit uns trieben."

„Ich versichere, daß ich es wirklich nicht gewesen bin. Glauben Sie mir. Ich habe — ich kaufte ihn vorgestern abend auf der Straße von einem fremden Mann — er bot ihn mir an. Doch hätte ich gewußt, daß er gestohlen war, so ..."

„Haha, der große Unbekannte", gröhlte Norbek. „Der geheimnisvolle Mister X., Schwager des Seeungeheuers von Loch Neß." Und die ganze Gesellschaft lachte mit ihm.

Glücklicherweise trat das Dienstmädchen herein und sagte, daß die Kaffeetafel gedeckt sei. So ging der Kelch diesmal noch an mir vorüber. Doch im Verlaufe des Abends trat Petersen noch einmal an mich heran und sagte:

„Immerhin war es ein recht amüsanter Einfall von dir. Doch wenn du wüßtest, wie furchtbar Nulle vierzehn Tage lang ununterbrochen gesucht hat ..."

Im übrigen habe ich festgestellt, daß nun, wenn ich Petersens besuche, jedesmal alle beweglichen Gegenstände vor mir in Sicherheit gebracht werden. Das geschieht still und diskret, und ich merke es Nulle aber an, wie groß ihre Sorge um die Silberlöffel ist. Ähnlich erging es mir neulich bei Rasmussens.

Und es besteht für mich kein Zweifel mehr, daß alle meine Freunde und Bekannten sämtliche Gegenstände, die ihnen in den letzten 20 Jahren abhanden gekommen sind, gern bei mir suchen werden. Es glaubt ja keiner an den großen Unbekannten!

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Der Brunnen

Von Georg Britting

Wo aus der Tiefe der triefende Eimer aufschwebt,
Ist der Erde weißes und kühles Blut:
Das ewige Wasser schweigt und ruht
Alterlos unten, in Klüften und Schächten,
In den spiegelnden Grotten der Tropfsteinhalle,
Bei Moosen und silbernen Flechten,
In der bläulichen Welt der Tropfen und Kristalle.

Und das Wasser steigt auf zu den Herren und Knechten.
Sie trinken's. Und wir trinken es alle.

Unser Blut wird hellrot, klar, geschwind
Wenn der Trunk wieder von uns rinnt,
Sinkt er und sickert zur Tiefe — ein Kind,
Das blind zurück den Weg zur Mutter findt.

Und ist mit der ewigen Kühle, vom Trüben des
Fleisches gereinigt,
Auf's neue vereinigt.



Die „neue Rauch-Epoche" – die Zeit vernünftigeren, besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort:
Maria Ney
Mein S-tandpunkt!
Weil wir grad' von den Männern s-prechen –:
Ich fand ja s-tets von ihren Schwächen
Am schlimmsten das Kapitel „Rauch"!
Dies wilde Qualmen - Paffen - Pusten -
Gewürzt mit rauhem Raucherhusten . . .
Tjä – sowas freut ein' denn ja auch (?)
Und wenn sich alle Nerven winden:
Sie rauchen wahllos, was sie finden –
Ganz piep-egal, von welchem S-trauch.
Na, endlich durfte ich erleben,
Daß man's den Brüdern mal gegeben . . .
Tjä – sowas freut ein' denn ja auch!
Wollt Ihr zu den „Genießern" zählen,
Heißt's bess're Zigaretten wählen
Und nicht vertun den edlen Hauch!
Vers-tändig Zug für Zug verdauen! –
Nehmt Euch ein Beis-piel an uns Frauen . . .
(Tjä – sowas freut ein' denn ja auch!)
Uns Frauen ist das ja nichts Neues,
Dies Wahlprinzip, – wir haben treu es
Seit Olims Zeiten in Gebrauch –:
Nen „bessern Herrn" als Ehes-prossen
Und den dann mit Vers-tand genossen . . .
Tjä – sowas freut ein' denn ja auch!
INGE DREXLER
Maria Ney.
5 Pf
ATIKAH
SELBSTVERSTÄNDLICH führt OHNE MUNDSTÜCK
in der neuen Rauch-Epoche
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE

TANTE LYDIA

Von Hasse Zetterström

Tante Lydia ist eine ältere Dame unbestimmbaren Alters. Man könnte sagen, daß sie vierzig Jahre geworden sei, aber man wüßte nicht ob sie näher an die fünfzig oder an die sechzig sei. Tante Lydia ist nett und sie pflegt im Sommer bei uns in unserem Sommerhäuschen zu wohnen. Sie hat viele ausgezeichnete Eigenschaften, aber leider hat sie auch eine, die einem auf die Nerven fällt: sie ist neugierig. Na, das sind ja viele ältere Damen — und Herren auch, wenn wir gerecht sein wollen — aber Tante Lydia ist neugieriger als die meisten, die mir begegnet sind. Sie ist ein lebendes Frageformular. Von Rechts wegen hätte sie Untersuchungsrichter in irgend einer Kriminalabteilung sein müssen. Den Verbrecher möchte ich sehen, der nicht seine sämtlichen Sünden und Verbrechen eingestehen würde, wenn sie ihn eine halbe Stunde mit Fragen durchlöchert hätte. Er würde schon vor lauter Müdigkeit eingestehen.

Wenn Tante Lydia anfangs des Sommers zu uns herauskommt, widmet sie eine ganze Woche ihrer vorbereitenden Fragetätigkeit. Nach diesen acht Tagen weiß sie ganz genau, wer in allen Villen und Häuschen wohnt, die Vermögensverhältnisse und Lebensgewohnheiten der Leute, und meistens kennt sie auch ihre Verwandtschaft und ihren Verkehr und weiß Namen, Alter und Schulzensuren der Kinder.

Nach einiger Zeit merke ich, daß die Kinder anfangen, Tante Lydia auszuweichen. Sie entdecken sie schon von ferne und machen einen großen Umweg, um ihr nicht begegnen zu müssen, aber trotzdem passiert es, daß sie eingefangen werden, und dann heißt es:

„Wie geht's dir heute? Ist dein Papa auch hier draußen? So, nicht. Kommt er sonnabends heraus? Wie heißt der Herr, der euch sonntags immer besucht? Ist deine Tante abgefahren? Habt ihr gestern abend Gesellschaft gehabt? Die Fenster waren ja alle erleuchtet. Du hattest doch zwei ‚Ungenügend' in der Zensur, nicht wahr? Bist du auch fleißig bei deinen Ferienarbeiten?"

Das arme Kind antwortet und antwortet, bis es schließlich sein Herz faßt und davonrennt.

Ab und zu halten wir private Zusammenkünfte, um zu besprechen, was man mit Tante Lydia anfangen soll. Aber niemand kann auf eine Idee kommen, wie man Tante Lydias Fragemanie heilen kann, aber eines Tages geschah etwas, das wenigstens für einen Augenblick ihre lästige Tätigkeit eindämmte.

Ein neuer Junge kam nach dem Ort. Ich begegnete ihm beim Morgenbad. Da ich ihn noch nie gesehen hatte, tat ich wie Tante Lydia und fragte ihn wie er hieße und wo er wohne. Er erwiderte rasch und willig, daß er Jan Bergman heiße und bei einem Onkel gleichen Namens wohne. Jan schien ein geweckter Junge zu sein. Wir badeten und unterhielten uns ohne Frageformular, über Wetter und Schiffe usw., und beim Anziehen bekam ich eine Idee, die mich fast übermütig machte.

„Hör mal, Jan", sagte ich. „Du siehst doch die gelbe Villa dort oben auf der Anhöhe. Auf der Veranda vor der Villa sitzt eine liebe Tante, die Lydia heißt. Wenn du nach Hause gehst, dann nimm den Weg an der Villa und Tante Lydia vorbei. Sie wird dich dann zu sich heraufrufen und dich nach allem möglichen zwischen Himmel und Erde fragen, worauf du keine Lust zu antworten hast. Sie wird dich mindestens fünfzehn Minuten aufhalten und dir buchstäblich ein Loch in den Bauch fragen. Möchtest du dieser Belästigung entgehen?" „Wenn es möglich ist, gern." Und ich sah ihm an, daß er mein Mann war.

„Dann mußt du es so machen: wenn sie deinen Namen und deine Wohnung erfahren hat, und womöglich auch dein Alter, dann mußt du das Ausfragen übernehmen. Aber du mußt fix wie ein Donnerwetter sein! Keine Sekunde verlieren! Die Fragen müssen wie ein Hagelgewitter niederprasseln! Du fragst sie, wie sie heißt, wie alt sie ist, erkundige dich auch nach ihren Verwandten und Bekannten. Laß nicht nach bis sie aufgibt. Vergiß nicht, daß sie die allerkleinste Öffnung benutzen wird, um sich selbst einzuschalten. Gib ihr keine Gelegenheit! Und nur keine Angst!"

Jan sah amüsiert und interessiert aus. So wie es die richtigen Männer für die richtigen Taten gibt, so gibt es auch die richtigen Jungen. Jan war der richtige Junge für Tante Lydia.

Und es klappte. Ich saß im Zimmer neben der Veranda und konnte alles mit anhören. Lydia hatte erst Namen und Geburtsjahr erfahren, als Jans Fragen zu schmettern anfingen. Lydia wurde etwas verblüfft, aber dann antwortete sie freundlich und bereitwillig auf alle Fragen. Selbst gelang es ihr nicht, eine einzige kleine Frage dazwischen zu schieben. Ich saß auf dem Sofa und hatte meine reine Freude daran, boshaft wie ich nun mal bin. Als ich aber schließlich hörte wie der Junge sagte:

„Ein hübsches Kleid hast du an, Tante. Hast du das machen lassen oder auf Ratenzahlung gekauft — meine Mama läßt bei Auguste Lundin arbeiten —" ging ich hinaus und blies den Kampf ab. Der Bengel blinzelte mir mit dem einen Auge zu, schnitt Tante Lydia eine Grimasse und verschwand schnell über die Verandatreppe.

„Liebe Tante Lydia", sagte ich. „Der Junge war aber furchtbar mit seinem Fragen. Gut, daß ich dazukam und ihn stoppen konnte. Es war nicht mit anzuhören. Aber die Jugend von heute ist ziemlich aufdringlich."

„Das finde ich nicht", sagte Tante Lydia. „Es war ein wirklich netter Junge, geweckt und offen. Und dann so wißbegierig. So soll die Jugend sein!"

Ich sah Lydia erstaunt an. Es war etwas ganz Neues in ihr Gesicht gekommen. Sie sah fröhlich aus. Ihre Augen leuchteten von einer Wärme, die ich noch nie bemerkt hatte. Wir saßen ein Weilchen stumm da, und dann sagte sie, noch immer lächelnd:

„Denke dir, ich habe jetzt fünf Sommer hier gewohnt, und erst heute begegne ich einem Menschen, der sich die Mühe gibt, ein bißchen nach mir und den Meinen zu fragen. Und das war ein kleiner Junge — denk' mal, er fand sogar, daß mein Kleid hübsch war, und wollte wissen, wo ich es gekauft habe. Wirklich ein netter kleiner Junge — — —"

Sie griff wieder nach ihrer Häkelarbeit, und ihr Gesicht war noch immer sonnig und fröhlich. Aber ich ging in mein Zimmer. Ich fühlte mich so sonderbar. Vielleicht schämte ich mich.

(Aus dem Schwedischen von A. Eskil Avenstrup)

(Hegenbarth)

BREMISCHE ANEKDOTEN

Von Karl Lerbs

Die Ansprache

Zu einer Zeit, da bei uns in Bremen die Kenntnis der spanischen Sprache eigentlich auf wenige Kaufleute und Reeder mit entsprechenden Geschäfts- oder Eheverbindungen beschränkt war, kam einmal ein hoher südamerikanischer Würdenträger mit Uniform, Orden und Gefolge angereist. Über den amtlichen Empfang zerbrach sich niemand groß den Kopf — dergleichen regelt sich immer irgendwie; als aber der Würdenträger den Wunsch äußerte, eine der großen Industrieunternehmungen zu besichtigen, geriet der betreffende Generaldirektor, deutlich ausgedrückt, ins Schwitzen. Ehre und Überlieferung forderten gebieterisch eine einwandfreie Begrüßungsrede in spanischer Sprache. Wer sollte sie halten?

In seiner Not fiel ihm ein, daß in seinem Aufsichtsrat ein Mann saß, der mit Recht in dem Rufe stand, noch nie in seinem Leben vor irgendwelchen Schwierigkeiten versagt zu haben. Es gibt solche Leute: Alle Probleme verflüchtigen sich geradezu beschämt vor ihrer heiteren Selbstsicherheit. Diesen Mann rief der Generaldirektor an: Ob er — ?

„Mach ich", sagte das Mitglied des Aufsichtsrats. „Moin."

Als der Würdenträger mit den Herren seiner Umgebung das Werkgelände betrat, empfingen ihn, in zünftiges Schwarz gehüllt, die Verantwortlichen. Der rettende Herr aus dem Aufsichtsrat aber trat vor, in der Rechten ein Blatt, auf das er keinen einzigen Blick warf, und startete eine spanische Ansprache, die an musikalischem Wohllaut, rollenden Zungen-R's, vorschriftsmäßigen Lispellauten und leisem Gurgelgekrach alles enthielt, was kühnste Träume wünschen konnten. Wie angewurzelt standen die Verantwortlichen, in strahlender Beglücktheit die Gäste.

Als der Sprecher geendet hatte, trat der südamerikanische Würdenträger auf ihn zu, packte seine Hand, mühte sich angestrengt, sie aus den natürlichen Bindungen zu reißen und überflutete ihn mit einem Katarakt spanischer Begeisterungs- und Freundschaftsbeteuerungen.

Der Herr aus dem Aufsichtsrat trat vom linken auf den rechten und wieder auf den linken Fuß, betrachtete den mit schwarzen, roten und blauen Zeichen bedeckten Zettel in seiner Hand, sah mit wahnwitziger, aber natürlich vergeblicher Hoffnung dorthin, wo sonst in allen schwierigen Lebenslagen sein unfehlbarer und jetzt mehr denn je erforderlicher Privatsekretär zu stehen pflegte; zuckte die Achseln, lächelte und sagte auf Bremisch:

„Tja, das dürfen Sie mir nu nich für ungut nehmen, wenn ich da nich richtig auf antworte, meine Herren — aber ich kann dja kein Wort Spanisch."

*

Abschiedsbesuch

Zu jener Zeit, als in Bremen der Brauch, an Sonntagen zwischen zwölf und zwei Uhr mittags zwischen den Familien der maßgeblichen Gesellschaft Besuche auszutauschen, noch ein entscheidender Bestandteil vornehmer Lebensform war, sagte ein alter Großkaufmann, der schwerkrank darniederlag, zu seiner Frau:

„Anna, hilf mir denken, daß wir bei Kösters Besuch machen müssen, wenn ich wieder auf bin. Das sind wir ihnen schon lange schuldig."

„Daniel," versetzte seine Frau, „werd du man erst mal gesund, denn will sich das wohl finden."

Der alte Herr schüttelte den Kopf.

„Ich bin da garnich ruhig bei", sagte er. „Es gehört sich nich."

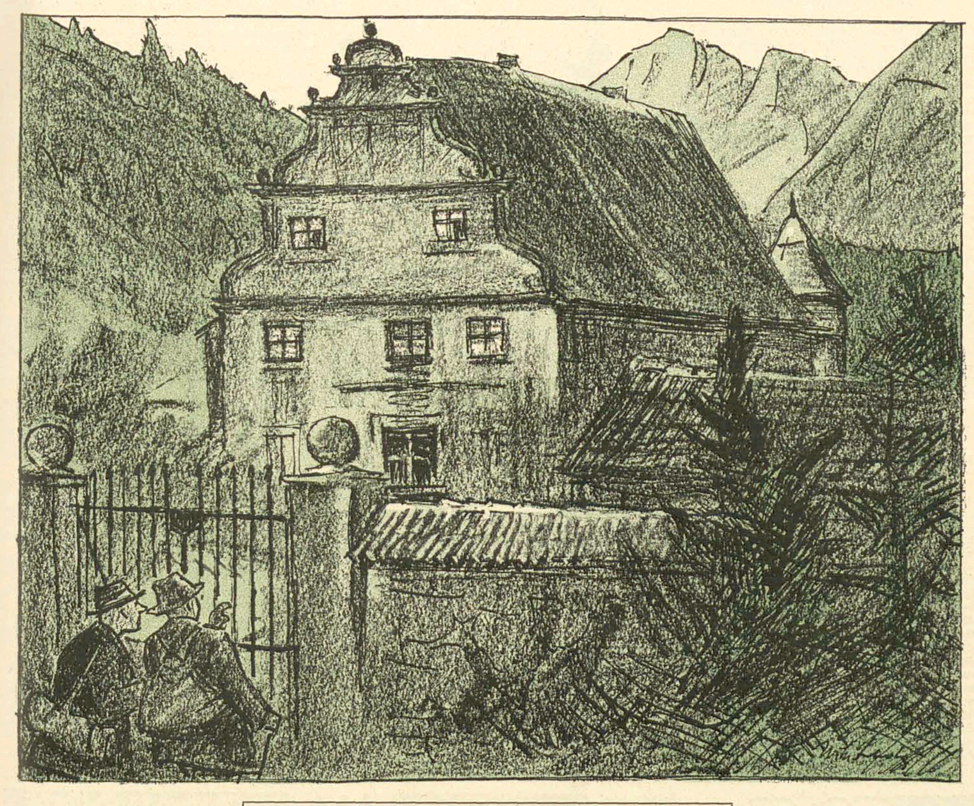
Drei Wochen später machte ein mit Schwarz und Silber geschmückter, von vier schwarzverhüllten Pferden gezogener Wagen, der einen unter Kränzen und Blumen begrabenen Sarg zum Riensberger Friedhof fuhr, an der Schwachhauser Chaussee vor der Kösterschen Villa halt. Einer der schwarzgekleideten Lohndiener, die ihm gemessenen Schrittes folgten, trat aus der Reihe, begab sich, mit jedem feierlich bedeutsamen Schritt Träger einer letztwilligen Verfügung, zur Haustür, klingelte und überreichte dem Hausmädchen eine Karte; lüftete gemessen seinen Vierspitz und ging wieder an seinen Posten.

Das Mädchen überbrachte seiner Herrschaft die Besuchskarte des alten Großkaufmanns, der nun schon wieder langsam seinem letzten irdischen Aufenthalt entgegenfuhr. Unter dem feingestochenen Namen standen, von seiner Hand zittrig gemalt, die drei Buchstaben, mit denen man sich nach alter Gesellschaftssitte von befreundeten Häusern bei einem Aufenthaltswechsel zu verabschieden pflegte: „p. p. c."

Herrensitz zu verkaufen

VON ANTON SCHNACK

(Wilhelm Schulz)



Herrensitz in den bayerischen Bergen, selten schöner Besitz, vornehme Gesellschaftsräume, große Halle, 14 Zimmer, 3 Bäder, Zentralheizung u. aller Komfort, vollständig u. wertvoll möbl., echte Teppiche u. a.m., ca. 3 Tagwerk Park, großartiger Alpenrundblick, wird aus besonderen Gründen sehr preisw. verkauft.

Es wäre angebracht, darüber nachzusinnen,
Wer Herr des Herrensitzes war,
Inmitten eines Kranzes hoher Gipfel und Bergzinnen,
Von Schnee bedeckt, umfegt von Wolkenspinnen,
An föhngeheizten Tagen scharfumrissen, linienklar.

Der Herr war viele Jahre reisefroh und unterwegs gewesen
Aus Liebe zu den Bergen baute er das Haus
Und schmückte es mit Kostbarkeiten, schön und auserlesen.
Es kamen Frauen, holde und verträumte Wesen;
Es kamen Männer: Männer hielten Schmaus.

Bergsteiger, Jäger, braungebrannt im Gletschereise,
Spielten auf Zithern alte Melodien
Und sangen Jagdballaden, Jodler, Volksliedweise.
Und wurden beim Gesang die rauhen Stimmen leise,
Heulte der Nachtwind beklemmend im Kamin.

Und eines Tages waren alt die Männer und die Frauen,
Und nur das Wasser rauschte unverändert durch die Schlucht.
Die schwarzen und die blonden Haare mischten sich mit grauen:
Die Berge blieben gleich und unnahbar im Blauen,
Sie wurden nicht von der Veränderung besucht.

Zuweilen blickten Wanderer durch's Parktorgitter
Und die Gesichter starrten großstadtfahl,
Sie staunten nach dem großen Hause bitter
Und hielten den Besitzer für den reichsten Ritter
Und märchenhaft den hohen Gartensaal.

Der Herr jedoch war fort, erwürgt durch Schulden,
Und starb im Schweigen einer Sommerdämmerung.
Vergilbte Briefe blieben in den Zirbelkieferpulten
Bei alten Tabaksdosen, Elfenbein und Sammlergulden
Als Sand und Tand der Zeit — ein Hauch Erinnerung.

Es wäre angebracht, darüber nachzudenken,
Wer nun den Herrensitz sich kauft, Komfort und Mobiliar?
Wird er die fremden Dinge verachten und verschenken,
Wird er, erkenntnissuchend, in den Anblick der erhab'nen Berge
sich versenken?
Wenn ja — — es wäre sonderbar!

DAS RÄTSEL

Von Wilhelm Scheitza

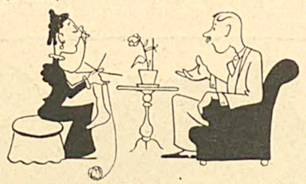
Wir hausten in den Bergen, und die Damen erholten sich tags beim Skilauf und abends bei Kreuzworträtseln und dem Konversationslexikon. Sie waren für die Herren gar nicht zu haben.
Max war damit nicht zufrieden. Er schnitt aus allen im Hotel vorhandenen Zeitschriften die Kreuzwort- und Silbenrätsel aus.
Aber die Damen behalfen sich mit dem Rest der Rätsel. Sie bereiteten sich für die Ehe vor, für jene Abende, an denen der künftige Ehemann eine wichtige Sitzung hatte. Natürlich waren die anderen Rätsel schwerer. Man konnte die Lösungen nicht mehr im Konversationslexikon finden und zog daher die Herren heran, denen damit wenig gedient war.
„Ich finde Kreuzworträtsel viel schöner", versuchte Max abzulenken. „Es ist so interessant, wenn sich eine Märchenfigur mit einem Edelmetall kreuzt. Das ist sozusagen eine legierte Verbindung."
„Eine Legierung!" verbesserte die Baronin Zack von Brestkorp, während sie mit lässiger Anmut den Blick der nachtschwarzen Augen durch einen Spiegel auf den Sprecher richtete.
„Wir haben hier ein anderes, wundervolles Rätsel, das wir bisher nicht rausgekriegt haben", mischte sich Lia Spelt ein. „Hören Sie!" Und sie las, geheimnisvoll betont:

„Ein F verräucherte die Luft.
Man brauchte ihn beim Asphaltieren.
Es mußten drob den zarten Duft
die S am Fenster ganz verlieren."

Alle dachten zuerst schweigend nach, dann rieten sie. Aber mit Kasten-Kaften, Feuer-Seuer, Faust-Saust usw. war nichts anzufangen.
„Beginnen wir doch mit der Blume", schlug Max verzweifelt vor. „Es muß eben ein S drin vorkommen, das man durch ein F ersetzt."
Und gleich darauf sagte er versonnen, fast für sich: „Aster?"
Die Baronin hatte es sofort erfaßt. Über die entblößte Schulter hinweg sagte sie: „Schwein!"
Darauf erhob sich Max und ging hinaus. An der Tür drehte er sich noch einmal um und flüsterte: „Jetzt habe ich es: Teerofen-Teerosen".
Aber niemand schenkte ihm einen Blick.
Am nächsten Tage war aus den neuen Zeitschriften kein Kreuzworträtsel mehr ausgeschnitten. Max war abgereist. Aber die Damen lösten abends keine Rätsel mehr. Als ich an ihren Tisch kam, hörten sie auf zu tuscheln. Sie fanden die Musik wundervoll und tanzten mit mir.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Unsere Tante Anna — nun schon ein etwas ältliches, unverheiratetes Dämchen — ist immer mit viel Verständnis und Mitleid für Leid und Freude anderer durchs Leben gegangen. Jetzt hat sie zwei möblierte Zimmer an ein Ehepaar abvermietet. „Reizend sympathische Menschen", so beschrieb sie sie neulich. „Nur so ein Jammer, daß ihnen ihr heißester Wunsch unerfüllt bleibt — sie möchten ja so furchtbar gern Kinder haben! Aber —"
„Ja, Tante Anna", hatte ich sie unterbrochen, „das ist ja auch sehr traurig! Wie lange sind sie denn schon verheiratet?"
„Ach — bald schon ein halbes Jahr", erwiderte Tante Anna.

„Blinde Kuh" ist ein schönes Spiel. Für junge, harmlose Mädchen und Burschen. Ältere Leute sollen es nicht spielen.
Letzthin war beim Dr. Werner eine größere Gesellschaft. Dr. Werner ist Anwalt, fünfzig Jahre alt und verheiratet. Da waren die beiden Ehepaare Sagschütz und Brudermann, dann etliche sehr korrekte, ältere Damen, ein paar Klienten und endlich das Fräulein Mizzi. Die zwanzigjährige Sekretärin vom Werner. In Favoriten haben sie einige Weinstuben besucht und sind endlich durch den Belvedere-Park nach Hause gegangen. Der Werner und einige andere haben einen kleinen Spitz gehabt. Man hätte schon sagen können „an Aff'n". Und im Belvedere-Park, da fällt dem alten Sagschütz ein, man könnte „Blinde Kuh" spielen. Gerade im Rondell, wo die nackten Sandstein-Göttinen mit den faden Gesichtern stehen. Erst ist's ganz gut gegangen ... dann ist der Werner drangekommen. Er hat einen gründlichen Aff'n sitzen gehabt. Ist herumgerannt wie ein Junger. „Wie a Teppeter", hat der Sagschütz gemeint. Und wupp — erwischt der Werner die Sandstein-Diana. Packt sie so richtig. Tippt mit den Fingern über den Schenkel der Diana — legt die Stirn in krause Falten und sagt — etwas verschleiert — aber ganz schön und klar: „Hart und kalt ... Jessas — dö Mizzi ..."

Beim Hegemeister F. in A. war der fünfzehnjährige Neffe aus Berlin zu Besuch. Eines Tages nun soll die Sau des Hegemeisters ferkeln. Der Onkel wußte, daß manche Säue ihre Ferkel gleich nach dem Werfen auffressen, und deshalb hielt er es für ratsam, bei der Sau den Wächter zu spielen. Er bleibt also im Stall, es ereignet sich aber in den nächsten Stunden nichts. Da wird der Hegemeister ins Büro gerufen. Der Neffe aus Berlin übernimmt die Vertretung des Onkels, der ihm aufgetragen hat, ihn sofort zu rufen, sobald ein Ferkel da sei. Hans tritt sein Amt an, und nach einer Viertelstunde ist ein Ferkel zur Welt gebracht, wird aber sogleich von der Sau gefressen. Hans macht die Sache einen Mordsspaß und er sieht sich den Vorgang viermal an. Da kommt der Onkel in dem Augenblick, als die Sau das fünfte Ferkel verschwinden läßt. „Aber Bengel!" schilt der Alte, „ich habe dir doch gesagt, du sollst mich sofort rufen!" „Ach Onkel", sagt der Junge belustigt, „kuck da! Die verschluckt die man bloß und dann kommen sie hinten wieder raus! Da ist all wieder eins!"

Schreit plötzlich eine auf der rückwärtigen Plattform der Straßenbahn stehende Dame in vorgerückteren Jahren laut auf und hält dem Schaffner ein offenes Handtäschchen unter die Nase.
„Da — da — mein Portemonnaie — weg — fort — gestohlen —"
Die Straßenbahn hält, ein Schutzmann kommt, die Dame erklärt, daß sie das Handtäschchen — des Gedränges wegen — ein wenig nach rückwärts zu eng an die üppigen Rundungen eines gewissen Körperteils gepreßt halten mußte, und ein biederer Wiener sagte kopfnickend:
„Jo, jo, i hab eahm gseh'n, den jungen Menschen, wie er abg'sprungen is!"
„Sie haben ihn gesehen?" fragt der Schutzmann.
„Freilich", erklärt der Herr bedächtig, „a ganze Weil, ehvor die Dame gschrie'n hat, hat er sich durchdrängt und is abig'hupft!"
„Und Sie vermuten, daß es der Dieb war?" fragt der Schutzmann, seinen Bleistift anfeuchtend.
„No natürlich ... Ganz g'wiß war er's ... Ich hab ja die längste Zeit zuagschaut ..."
„Was — zugeschaut haben Sie ihm?"
„Alsdann, Sie müsen mi ausreden lassen, Herr Wachmann ... Ich hab eahm zuagschaut, wie er bei der Dame hinten umananderkrabbelt hat ..."
„So", ruft die Dame empört, „und da haben Sie mich nicht aufmerksam gemacht!?"
„Oh, du mein", wehrt der biedere Herr sanftmütig ab, „ich hab ja net g'wußt, daß er schlechte Absichten hat ... Es war ja a ganz a junger Mensch ... Und da hab i halt glaubt es macht Ihnen a Vergnügen!"

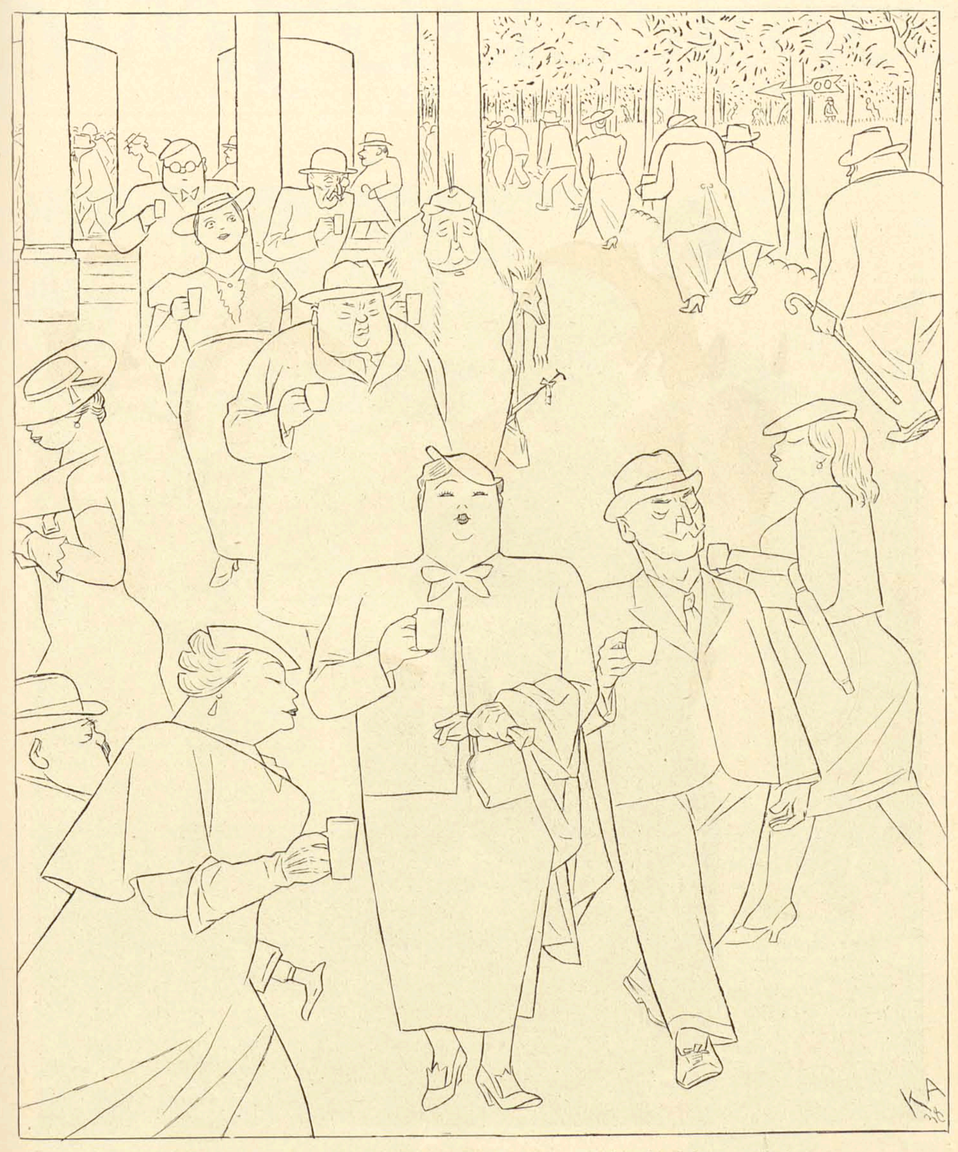
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Wunder der Natur

(Karl Arnold)



„Hoffentlich rentiert sich auch die Kur, Paula.“ — „Aber klar! Ich werde für jedes meiner Herbstkostüme so drei, vier Meter Stoff weniger brauchen.“

Sportbegeisterung

(E. Thöny)



„Nanu, Sie hier auf dem Rennplatz, gnädige Frau? Interessieren Sie sich denn für Pferde?"
„Unsinn! Interessieren Sie sich etwa für Badeanzüge, wenn Sie ins Strandbad gehen?!"

München, 29. Mai 1938
43. Jahrgang / Nummer 21

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Damenwahl

(Karl Arnold)



„Denk' dir, die Elli ist schon oben!"

Olaf Gulbransson zum Fünfundsechzigsten

(Himmelfahrt 1938)

(Fr. Bilek)

Wenn du uns einst den Rücken kehrst
und pfeilgrad in den Himmel fährst,
wird man für deine Geistesgaben
da droben wohl Verwendung haben?

Ich denke mir die Sache so:
Sankt Petrus führt dich ins Depot,
wo jene schlanken, hagern, magern
Burne-Jones'schen Lichtgestalten lagern,
die Präraffaeliten-Engel
mit Busenschwund und Lilienstengel.

„Hier, Olaf", spricht er, „koste mal!
Ist das im Grund nicht ein Skandal?
Du kamst zur rechten Zeit herauf —
nun polstre diese Mädchen auf!"

Ein Vorschlag, hübsch und angemessen!
Ein ehrenvoller Ruf! . . .

Indessen

vorläufig, deo gratias,
macht dieses Leben dir noch Spaß
und scheint dir körperlich und köpflich
in jeder Hinsicht unerschöpflich.

So wirke denn voll Tatendrang
noch etliche Dezennien lang,
zwei oder drei, am liebsten vier,
uns und dir selber zum Pläsier!
Enthasple du den Erdensachen
das ihnen immanente Lachen
und lähme so des Trübsinns Gift
mit dem bewährten Faberstift!

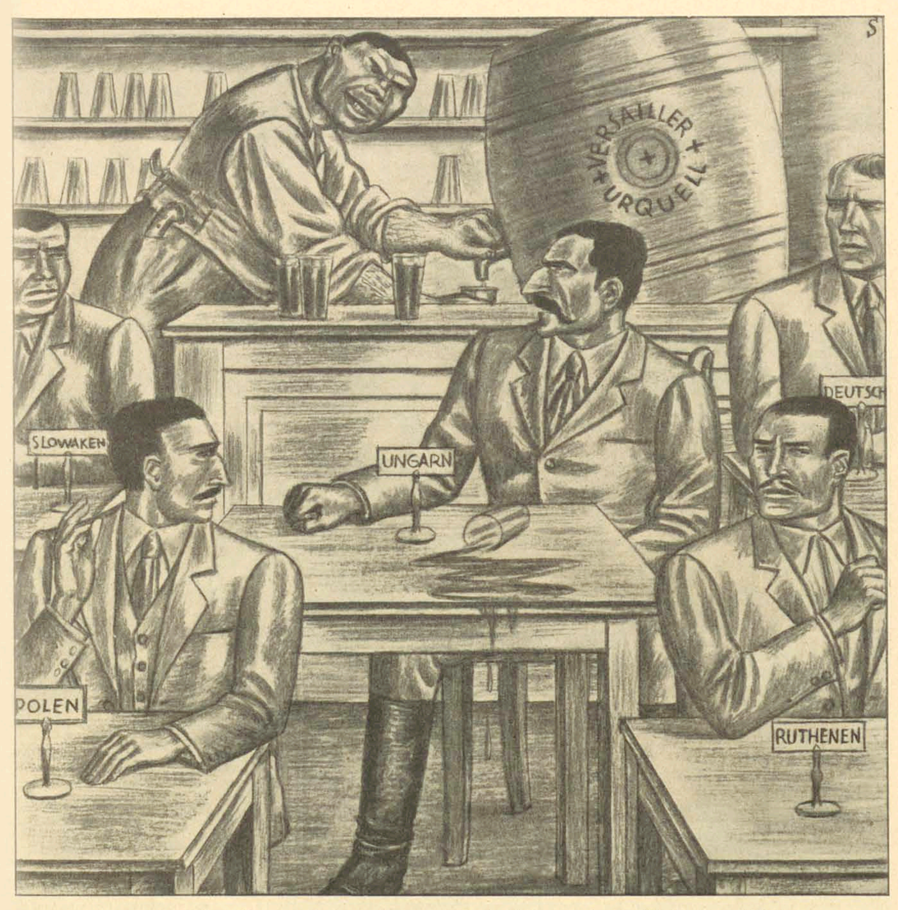
Dr. Owlglaß

Die Silberwanzenfarm

Ich hatte Bill Buster seit mehreren Jahren nicht gesehen, vorgestern traf ich ihn an der Ecke der 28. Straße, woraus sofort zu entnehmen ist, daß es sich hier um ein streng amerikanisches Erlebnis handelt. Deshalb rief ich auch: „Hallo, Bill" und er „Hallo Walter". Als ich das letzte Mal mit Bill zusammentraf, arbeitete er gerade an der Finanzierung einer Gesellschaft zum Import von Original-Nordpoleisbergen an die Küste von Florida. Sie sollten mit Schleppern dorthin gebracht werden, und er versprach sich großen finanziellen Erfolg. Es ging ihm damals nämlich hundsmiserabel.
Ich erkundigte mich sofort nach der Northern Ice Ltd. Er winkte ab: „Hab 'ne neue Sache".
„Na und wie geht diese, Billy?"
Er wies auf seinen Wagen, einen Mordswagen mit eingebauter Bar, Fliegerabwehr und Wasserspülung oder ähnlichem. Nun weiß ich zwar, daß der Besitz eines solchen Wagens nicht immer auf Wohlstand schließen läßt, aber Billy sah auch sonst sehr gut und besitzend aus.
Er erzählte mir, daß er gerade hier sei, um Zuchtstuten abzuholen. „Weißt du, neues Blut, meine Stämme sind ein bißchen überzüchtet."
„Da tust du gut dran, lieber Bill! Handelt sich wohl um Pferde oder Rinder?"
„Ach wo, durchaus neue Sache, hab 'ne Silberwanzenfarm".
„Selbstverständlich, selbstverständlich, guter Bill. Ja — aber — ich bin nämlich auf dem Gebiet nicht ganz sattelfest, wozu braucht man denn Silberwanzen?"
„Zum Fotografieren natürlich, lieber Walter".
„Aha, ich verstehe, da wird vermutlich so eine Chemikalie daraus gewonnen, wie Moschus aus dem Moschustier, Walrat aus dem Walfisch oder Zibet aus der Zibetkatze . . ."
„Mensch, rede keinen Quatsch! Nein, lieber Walter, davon verstehst du wirklich nichts. Du wirst nie lernen, wie man Geld macht. Silberwanzen sind dazu da, fotografiert zu werden, ganz einfach."
Das fand ich nun wirklich nicht so ganz einfach. Aber Bill Buster lud mich ein, seine Farm zu besuchen, er wollte mir die Sache erklären. Kilometerweit vor der Farm trafen wir an der Straßenkreuzung überall auf Schilder mit der Aufschrift „Zur Silberwanzenfarm". Wir hielten an einem Tor, an dem zu lesen stand: „Die Silberwanzenfarm kann unter keinen Umständen besichtigt werden, da die Tiere der größten Ruhe bedürfen." Nun saßen wir in Bills Büro, tranken Whisky, und er erklärte mir die Sache.
„Also, da saß ich vor ein paar Jahren in einem kleinen Hotel am Mittelmeer. Ich befand mich in einer mißlichen Lage. Das Geschäft mit den Eisbergen hatte nicht so recht eingeschlagen, und wir hatten durch Abtauen starke Verluste an der Substanz. Wir verflüssigten uns, wir liquitierten. Ich saß in meinem Hotelzimmer auf dem Trockenen, denn legen konnte ich mich nicht, da mein Bett bereits besetzt war, von Wanzen, denen zu ihrem Wohlbefinden nichts weiter fehlte als ich. Ganz ohne Nahrung können auch diese Tiere auf die Dauer nicht leben.
Du weißt, ich bin kein Phantast, ich halte mich immer ans Nächstliegende und so überlegte ich mir, wie man diese Tiere zu Geld machen könne. Ich bin nämlich im Laufe der Jahre zu der Überzeugung gekommen, daß es nichts auf der Welt gibt, was nicht irgend jemand braucht."
„Donnerwetter Bill," unterbrach ich meinen Freund, „jetzt bin ich aber gespannt, wo du den Mann gefunden hast, der Wanzen braucht."
„Du redest wieder mal wie der Blinde von der

Tschechische Wirtschaft

(Erich Schilling)



„Jetzt stellen Sie uns doch endlich was Ordentliches auf den Tisch, Herr Wirt! Bilden Sie sich etwa ein, Sie können heute noch Versailler Urquell verzapfen?!"

Farbe. Wanzen als Rohprodukt sind allerdings vorläufig noch kein Markenartikel. Man muß die Nebenprodukte verwerten. Ich hab einen Dreh gefunden: die Farm. Bei mir handelt es sich nämlich nicht um gewöhnliche Wanzen, sondern um die allein echte Silberwanze. Bill Busters Silberwanzen sind die besten, vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Du kennst doch die prächtige Küstenwanze des Mittelmeers, eine stolze, todesmutige, starkkiefrige Rasse. Die reinen Tiger sage ich dir."

Mein Freund sprach in den höchsten Tönen, aber noch immer war ich nicht im Bilde, wie diese edlen Tiere nutzbringend zu verwenden seien.

„Das ist das Kolumbusei, lieber Walter, du weißt, daß unsere Magazine und illustrierten Journale stets hungrig sind nach sensationellem Stoff. Hier hakte ich ein. Die unzugängliche Wanzenfarm mußte von Fotoreportern belagert werden. Sie kamen in hellen Haufen und erst gegen hohe Gewinnbeteiligung ließ ich sie ein. Nun ließ ich sie fotografieren. Wir stellten Serien zusammen: ‚Die Aufzucht der Silberwanze' mit reizenden Tierpflegerinnen, die ihr Leben dem neuen Beruf widmen wollen. Bilder entstanden, die jedem Magazin zur Ehre gereichten: ‚Muttersilberwanzen mit ihren Jungen beim Morgenspaziergang.' Du bemerkst unser Eingehen auf die Neigung des Publikums zu jungen Tieren. Wir fotografierten Joan Crawford und Claudette Colbert mit ihren kleinen Lieblingen. Ich habe noch große Pläne, weißt du, so eine Reportage: ‚Präsident Louis H. Stoppelfield eröffnet die Saison und läßt die erste Frühlingswanze laufen'. Bei Stoppelfields Popularität wird die Serie ein Bombengeschäft.

Von überall her bekomme ich Anerkennungen. Der Tierschutzbund meines Staates hat sich jüngst über die hygienische Unterbringung meiner Schützlinge sehr lobend ausgesprochen. Spesen habe ich fast gar keine. Alle Jahre eine Sendung von einem kleinen Hotel in Marseille. Der Mann liefert zu Spottpreisen. Ich rechne noch mindestens mit drei Jahren für diesen Artikel. Die kleine Provinzpresse ist noch nicht erfaßt, die bei uns ihren Lesern immer das Neueste im Bilde bringen will."

Bill Buster ist ein gemachter Mann. Foltzick

Die Mißtrauische

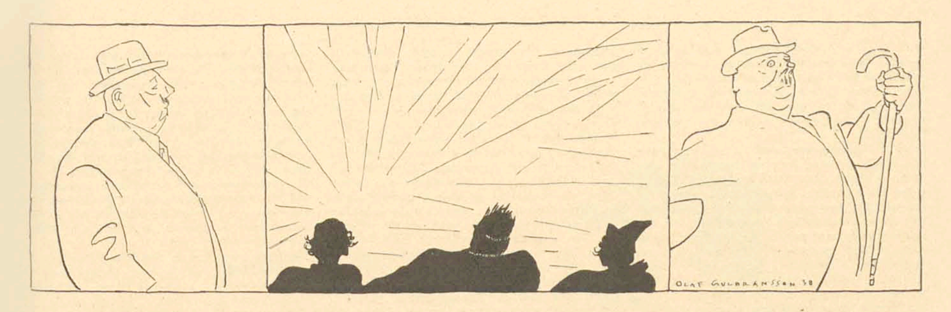
(E. Thöny)



„Dös sag' i Eahna, Frau Knollbichler, i lassat mein' Mann net mit KdF. an Rhein fahr'n, der verziagat d' Loreley mitsamt dem Felsen!"

Ungeahnte Folgen des Olympiafilms

(O. Gulbransson)



„Alois, du schläfst so unruhig.“ — „Gottseidank, ich bin ja gar kein Hammerwerfer.“

ÜBER SEELISCHE WANDLUNGEN

VON KÄTE BIEL

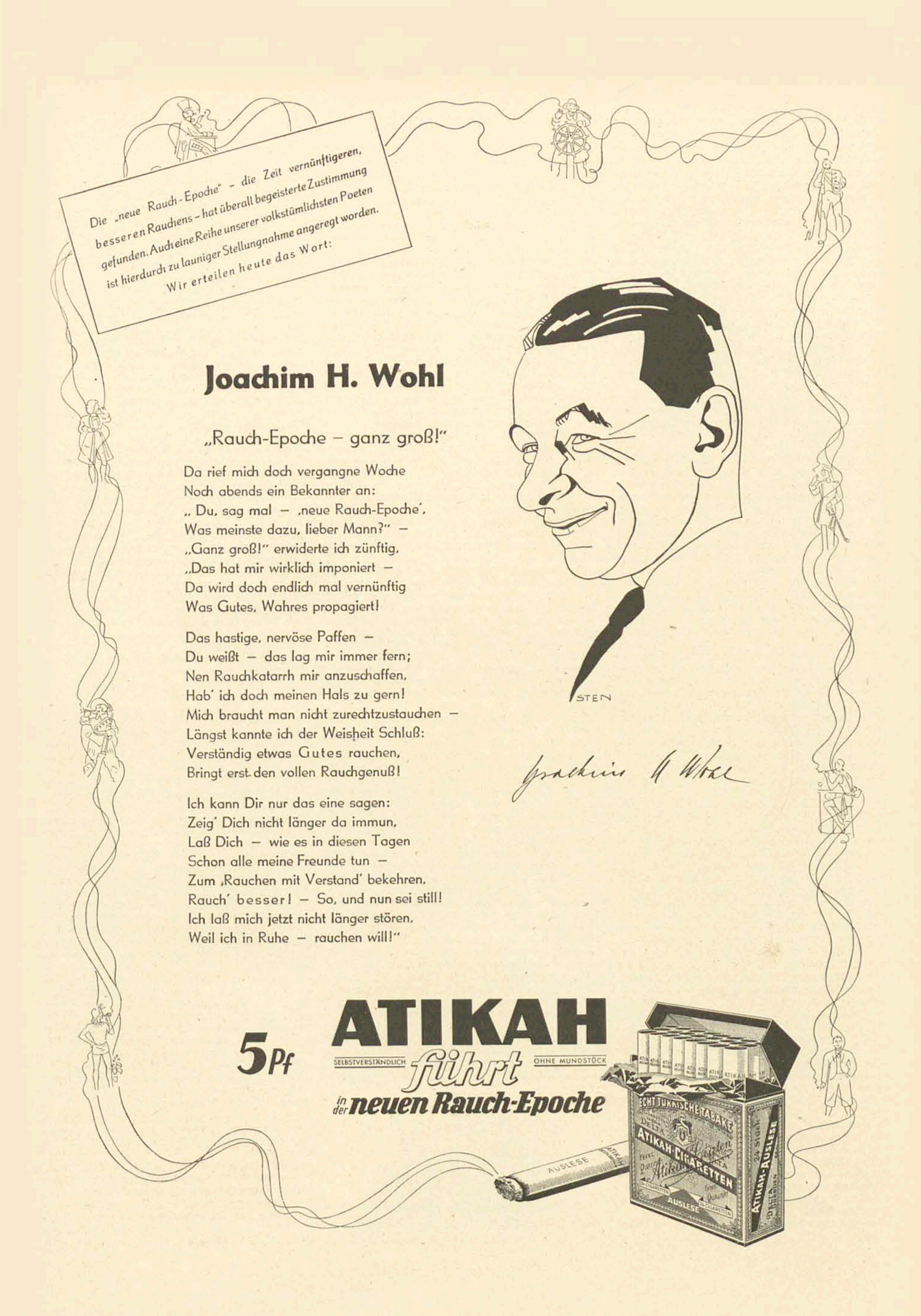
Wir saßen, wie einem Familienroman entsprungen, bei Tante Elise traulich um den Teetisch und redeten unterschiedlich Nettes und Kluges.
Dabei kamen wir auf den Begriff der seelischen Wandlung und gerieten mit Hilfe des Überleitungswörtchens „sogar" auch in die Welt der Tiere hinein.
Peter-Paul behauptete zwar kühl, psychische Umstellungen hätten bei jeglicher Kreatur physische Ursachen, aber Tante Elise ist glücklicherweise nicht geneigt, Neffen besonders ernst zu nehmen. Sie berichtete uneingeschüchtert von dem sprechenden Papagei einer Geheimrätin, der sich einen Tag nach dem Tod seiner Herrin pietätvoll entschloß, gleichfalls zu sterben, wozu ihn nachweisbar nicht Futtermangel, sondern wahrscheinlich das Gefühl veranlaßt habe, die Welt sei nun öde und leer für ihn geworden.
Eva stimmte dieser Annahme zu und erzählte — mit einem trotzigen Blick auf Peter-Paul —, daß sie sich aus ihrer Jugend eines dicken, himmelblauäugigen Angorakaters entsänne, der sich — doch wohl auf Grund einer seelischen Wandlung — von einem Kanarienvogel als Spaziergangsgelände benutzen ließ.
Auch hierzu lächelte Peter-Paul zynisch und erwiderte, daß zwischen dem Tod der Geheimrätin und dem des plappernden Federwesens kein Ursache-Folge-Verhältnis bestanden habe, und was den Kater beträfe, so brauche er nur einen Tag nicht gefüttert zu werden, um sich seelisch wieder zurückzubilden, und in dem befreundeten Kanarienvogel mit eisiger Klarheit auch das Nahrungsmittel zu erkennen.
Eva flammte auf. „Nein, Peter-Paul! — Es war wirkliche Sympathie zwischen beiden! Liebe!"
Peter-Paul schien verletzt. „Liebe ist nur zwischen Geschöpfen gleicher Art möglich. Und selbst dann gibt es noch Beeinträchtigungen, denn die Liebe kann unerfüllbar sein!" sagte er ernst, und beschrieb die anmutige Schwerfälligkeit eines ihm bekannten riesigen Neufundländers, der sich zweimal im Jahr leidenschaftlich in die 1150 Gramm verliebt, die eine strubbelige Zwerghündin ausmachen, und der sich vor Trauer und Ratlosigkeit nicht zu helfen weiß, denn offensichtlich ist alles in Ordnung und doch nichts so, wie es sein soll, und es sei beklemmend melancholisch, den Neufundländer, fellüberzogenes Monument mit guten braunen Hundeaugen, treu und kummervoll vor der Haustür warten zu sehen, hinter der doch nur so ein winziges, dünnkläffendes Bißchen wohnt, das für das reiche, weite und gütige Herz eines Neufundländers gar kein Verständnis haben kann —. Und dieses Bild bedeute für ihn, schloß Peter-Paul feierlich, das Symbol der tragischen, ausweglosen Liebe schlechthin, jener Liebe, für die es nie eine Erfüllung geben kann —
Wir pflichteten Peter-Paul bei, bekümmert über den Ablauf des Weltgeschehens, doch Tante Elise fand, daß wir vom Thema abgekommen waren. Denn offenbar hatte die Enttäuschung nicht zu einer seelischen Wandlung des Neufundländers geführt?
Peter-Paul wehrte entsetzt ab. „Das bleibt dem armen Tier glücklicherweise erspart. Nach jeweils acht Tagen steht er auch seelisch wieder fest auf den Beinen. Übrigens ist das ja der menschlich erfreuliche Abschluß aller großen aussichtslosen Lieben, daß sich die Betroffenen nach einer gewissen Zeit wieder den Belangen ihres eigenen Lebens zuwenden!"
Hier wurde ein unterdrückter Ausruf von Eva vernehmbar. Es war nicht schwer zu erraten, was sie dachte. Schließlich hatte zwischen ihr und Peter-Paul ebenfalls eine große Liebe bestanden, aber wenn er sie nun nicht bekommen hätte, wäre er nach einiger Zeit getröstet in sein eigenes Dasein und an den Aufbau einer neuen Liebe gegangen? Eva blickte peinlich berührt. Es gibt eben allgemeine Erkenntnisse, deren praktische Anwendung auf Mitmenschen uns ganz geläufig und selbstverständlich ist, denen man aber recht gern ausweicht, wenn man sie in bezug auf sich selbst gebrauchen soll.
Deshalb kam es zu einer gemurmelten Privatunterhaltung zwischen Peter-Paul und Eva, aus der nebenbei noch hervorging, daß letztere sich auch in schwärzesten Augenblicken der Selbsterkenntnis noch nicht als kleines dünnkläffendes Etwas empfunden hatte, und daß sie außerdem zu bezweifeln wagte, ob Peter-Paul ein so gütiges Herz wie ein Neufundländer habe —
Tante Elise sah die Traulichkeit des Teetischgesprächs hemmungslos versickern. „Kinder", sagte sie energisch, „der Hund hat sich also nicht gewandelt! Aber der Papagei hat es getan! Er hat innerlich wohl gedacht, daß das Leben keinen Sinn mehr für ihn hat. Tiere empfinden mitunter ganz menschlich!"
Wir klebten nun in der Unterhaltung wieder eine Weile an dem toten Zimmervogel und kamen nicht von ihm los, da Eva mehr aus Trotz als aus Überzeugung alles lebhaft bekräftigte, was Tante Elise aus schlichter Gewißheit hervorbrachte.
Schließlich war Peter-Paul klein und müde.
„Also gut — ich gebe zu, daß seelische Wandlungen bei einem Tier möglich sind", sagte er langsam. „Mir ist sogar ein solcher Fall selbst begegnet!"
Und dann fuhr er munterer und im Tonfall geübter Geschichtenerzähler fort: „Es handelt sich um die wirklich durchgreifende kompromißlose seelische Wandlung eines Fuchses. Er begegnete mir zuerst vor vier Jahren. Ich glaube, es war etwa zwanzig Tagereisen von Charbin entfernt in der inneren Mongolei, wo er mir vor die Flinte lief. Es war ein schönes Tier, weizengelb gezeichnet, mit hauchfeinem rostrotem Schimmer. Fernab jeder menschlichen Siedlung schnürte er durch Schnee und Eis, sah die Sonne blutrot untergehen, erlebte frostklirrende, von kaltem Mondlicht durchstrahlte Nächte, die Hitze der Sommer und das zarte Frühlingsgrün der Grassteppe, war dem Trieb der Natur gehorsam, die da nicht will, daß die Art versiege, und paarte sich zur Ranzzeit —"
Tante Elise wurde etwas nervös. Anscheinend versuchte Peter-Paul, in das Gebiet der Nur-Dichtung einzubrechen, aber sie ist mehr für spannende und nicht für gedichtete Sachen, ihr gefällt Verwickeltes mit gestohlenen Dokumenten und Smaragdarmbändern, mit Geheimfächern und Situationen, aus denen die Konflikte nur so herausquellen. „Du sagtest, er habe sein Wesen dann geändert?"
„Ja. Aber erst später!!" erwiderte Peter-Paul ungerührt. „Damals war er noch ungebrochen. In herrlicher Wildheit schlug er Hasen und raubte frische Vogeleier —"
Hier überwältigte Eva die Ungeduld. „Also er führte das freie ungebundene Leben, wie es Tiere in Tiergeschichten immer führen! — Und überhaupt: natürlich mußte er frische Vogeleier zu sich nehmen. Es ist ja auch niemand in der mongolischen Steppe, der einem Fuchs die Frühstückseier kocht!"
Peter-Paul überhörte das. Sein versonnener Blick drang weit in die Tiefen Zentralasiens hinein. „Ich sehe es noch, als sei es heute gewesen. Wir standen uns fast gegenüber, Mensch und Tier. Er sah mich mit seinen merkwürdigen Augen spöttisch an. Ich wollte schießen, aber ich ließ die Flinte wieder sinken. Etwas in mir wehrte sich, vielleicht eine Ahnung vom gleichen Atemzug alles Lebendigen —"
„Es wäre auch nicht weidgerecht, einen Fuchs abzuknallen, der einem gegenübersteht!" sagte Eva fachmännisch.
Peter-Paul seufzte, wie immer, wenn Eva ihn belehrt. „Er wartete dann nicht, bis ich mich wieder anders entschloß, sondern brachte sich in Sicherheit. Das war vor vier Jahren. Und als ich ihn jetzt wiedersah, da hatte er sich völlig gewandelt. Seine Passivität erschreckte mich fast, obgleich ich sie mir gut erklären konnte... Alles hatte er aufgegeben, die Mordlust, die Wildheit, die Freiheit... Er schlug keine Hasen mehr, er paarte sich nicht, er fraß nicht —"
„Vielleicht war er krank!" sagte Tante Elise mit Eifer. „Es ist ein Hilfsmittel der Natur, daß sie Tiere sich selbst durch Fasten kurieren läßt!"
„Er fraß nie mehr!" sagte Peter-Paul mit großer Bestimmtheit. „Wie gesagt, er hatte sich völlig gewandelt. Dabei wurde er, rein äußerlich betrachtet, sogar noch schöner, der Pelz weich und seidig —"
„Der Glanz der Behaarung hängt doch gerade vom guten Futterzustand ab!" erklärte Tante Elise nachdrücklich. „Er wird also gefressen haben, wenn du es gerade nicht sahest!"
„Ich bin überzeugt, daß er das nicht tat!" sagte Peter-Paul ernst. „Alles war anders geworden. Mitunter übergossen zwar noch die roten Strahlen der Abendsonne sein Fell mit brennend goldenem Glanz, aber anstatt Hasen zu jagen, besuchte er gelegentlich ein Theater oder Kino. Sein Innenleben war sehr reduziert und bestand aus einem bißchen grauer Watte! — Ja, und als er mir heute nachmittag in der Straßenbahn begegnete, — er hing dort am Halse einer Dame —, duftete er sogar, und das ist für einen Fuchs immerhin eine Leistung, nach Lavendel! Aber ich erkannte ihn trotzdem wieder!"
Peter-Paul seufzte tief und schloß seinen erschütternden Bericht. „Und dies ist der eindringlichste Fall seelischer Wandlung, den ich je bei einem Tier erlebte!"
„So?" Tante Elise rang nach Atem.
Wir übrigen schwiegen, nicht unzufrieden damit, daß das Thema nun, wenn auch etwas robust,

Vorschlag in der Spargel-Vorsaison

Von Peter Hose

Er ist den Genuß ihr schuldig
und sie wartet ungeduldig,
bat ihn mehrmals schon ausführlich,
denn sie liebt den Spargel
(und auch er natürlich),
sie lieben ihn zu zweit
und täglich tröstet er,
noch sei nicht die Zeit.
Es fehle an Wärme
(erklärt er weiter)
drum könne der Spargel
sich nicht entschließen,
in alter Gewohnheit zu schießen.
Schau, auch die Bäume
schlagen nicht aus
(wie mutige Hengste),
auch Bäume leiden noch Ängste,
weil ihre Knospen,
statt zu blühen,
rosten.

Du findest die Sitte „besonders schick",
Spargel mit nackter Hand zu traktieren,
laß uns den kulinarischen Trick
einstweilen ein bißchen trainieren.


Die „neue Rauch-Epoche" – die Zeit vernünftigeren, besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort:
Joachim H. Wohl
„Rauch-Epoche – ganz groß!"
Da rief mich doch vergangne Woche
Noch abends ein Bekannter an:
„ Du, sag mal – ‚neue Rauch-Epoche',
Was meinste dazu, lieber Mann?" –
„Ganz groß!" erwiderte ich zünftig,
„Das hat mir wirklich imponiert –
Da wird doch endlich mal vernünftig
Was Gutes, Wahres propagiert!
Das hastige, nervöse Paffen –
Du weißt – das lag mir immer fern;
Nen Rauchkatarrh mir anzuschaffen,
Hab' ich doch meinen Hals zu gern!
Mich braucht man nicht zurechtzustauchen –
Längst kannte ich der Weisheit Schluß:
Verständig etwas Gutes rauchen,
Bringt erst den vollen Rauchgenuß!
Ich kann Dir nur das eine sagen:
Zeig' Dich nicht länger da immun,
Laß Dich – wie es in diesen Tagen
Schon alle meine Freunde tun –
Zum ‚Rauchen mit Verstand' bekehren,
Rauch' besser! – So, und nun sei still!
Ich laß mich jetzt nicht länger stören,
Weil ich in Ruhe – rauchen will!"
STEN
Joachim H. Wohl
5 Pf
ATIKAH
SELBSTVERSTÄNDLICH
OHNE MUNDSTÜCK
führt
in der neuen Rauch-Epoche
AUSLESE
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
ATIKAH-AUSLESE
24 Stück

endgültig erledigt worden war. Einige von uns lächelten befreit. Jemand stellte metaphisische Spekulationen an. „Das Jenseits der Füchse ist die Kurpromenade, das Kaffeehaus, der Kleiderschrank!"
Eva sagte nichts. Sie blickte uns alle der Reihe nach ausdrucksvoll an. Da seht ihr, wie Peter-Paul ist, hieß das. Welcher Neufundländer oder andere bessere Hund bringt es übers Herz, ältere, geistig wehrlose Verwandte durch häßliche Pointen zu erschlagen?
Inzwischen hatte Tante Elise sich gefaßt.
„Du sagtest: der gleiche Fuchs? — In der Kieler Straßenbahn, und in der inneren Mongolei?" fragte sie abgerissen vor Staunen. „Aber das kannst du doch wohl nicht glauben!"
Peter-Paul blickte überrascht hoch. Wenn eine Pointe ausgesprochen ist, ist sie ausgesprochen. Mehr bleibt dann nicht zu sagen.
„Ja", murmelte er etwas unsicher, „es war der gleiche Fuchs, Tante Elise. Ich habe ihn an seinem Fell wiedererkannt!"
Es kam recht schwach heraus; wir alle merkten, daß er jetzt begriff, wie wirkungslos seine Pointe an Tante Elises Einfachheit abgeprallt war, und gerieten in eine freudige Stimmung; für hundert Niederlagen würde Tante Elise uns jetzt an Peter-Paul rächen.
Während der nächsten halben Stunde verhielten wir uns alle sehr still. Tante Elise redete ganz allein. Auch Peter-Paul sagte nichts. Er sank immer mehr zusammen, aber er wurde von Minute zu Minute reifer, die Unmöglichkeit zu begreifen, daß es sich wirklich um den gleichen Mongolenfuchs gehandelt haben konnte. Wo doch Millionen von ihnen auf den Schultern ihrer Trägerinnen durch Tausende von Städten wandeln, und andere Millionen auf der ganzen Welt in Schränken, Schaufenstern und Pelzlagern hängen? — Und da soll ausgerechnet jener Fuchs, der einem reisenden Chemikalien-General-Vertreter in der inneren Mongolei begegnet, nach vier Jahren in der hiesigen Straßenbahn wieder auftauchen?
„So ein ungeheures Gebiet... Und an der einen Seite China... und an der anderen Sibirien... und die sind auch so weitläufig... wieviele Füchse können auf solcher riesigen Fläche leben!"
Tante Elise sah Peter-Paul kummerbeladen an.
Da ist nun ein Mann, hat in Leben und Beruf, als Gatte und Vater, Erfolg, ist beliebt und angesehen bei jedermann, gilt als geistreich und sehr befähigt — und doch! Bei irgendeinem unscheinbaren Vorfall erweist sich, daß es mit dem folgerichtigen Denken nicht ganz klappt!
„Siehst du nun wenigstens ein, daß du dich getäuscht haben mußt, Peter-Paul?"
„Es ist möglich...", murmelte dieser niedergeschlagen. „Schließlich sieht einer so aus wie der andere..."
Tante Elise seufzte dankbar auf. Sie reihte Peter-Paul innerlich wieder in die Gemeinschaft der normalen und vernünftigen Mitmenschen ein.
Und dann kehrte sie resolut zum Ausgangspunkt der Unterhaltung zurück. „Übrigens, was ich noch sagen wollte: Selbst wenn es sich, was natürlich ausgeschlossen ist, um das gleiche Exemplar gehandelt haben sollte, — eine seelische Wandlung wäre das natürlich nicht gewesen. Das, was du in der Linie 17 gesehen hast, war nur noch ein Pelz, und kein Fuchs!"
Die Gesichtszüge Peter-Pauls bekamen etwas Starres, Holzschnitthaftes, er sah aus wie ein Mensch, der gewillt ist, letzte, allerletzte Konsequenzen aus seinem Denken zu ziehen: Nein, eine seelische Wandlung, die selbst deinen Ansprüchen genügen würde, Tante Elise, läge erst dann vor, wenn sich ein Fuchs, irgendeiner in der Nähe von Charbin, plötzlich vornähme, jetzt einmal sofort zu Fuß nach Mitteleuropa zu wandern, um zu fühlen wie es eigentlich ist, wenn man Straßenbahn fährt!" sagte er in eisiger Verbohrtheit.
Die Gastgeberin wehrte mit gütigem Lächeln ab. „Das ist doch wohl nur Theorie. In Wirklichkeit wird ja wohl kein Fuchs auf so einen Einfall kommen —. Aber der Papagei, der —"
Und dann blieben wir endgültig bei dem pietätvollen Stubenvogel, denn wir lieben Tante Elise, obgleich ihre Gespräche eigentlich nicht unsere Gespräche sind.
Peter-Paul aber hatte zu dem Thema nichts mehr zu sagen.

DER HENGST IST LOS

Von Robert Gehrke

Mit unserem Hengst habe ich oft meine schwere Not gehabt. Meistens betrat ich voller Angst den Stall. Und wenn ich von draußen sein Scharren und Stampfen hörte oder gar sein mächtiges Umhertapsen, da wurde mir ganz schwach ums Herz. Zitternd öffnete ich die Tür um einen Spalt: Der Rebell hatte sich tatsächlich wieder losgerissen und trappte nun ruhelos und selbstherrlich im Stall hin und her, zu allerlei Abenteuern und Bosheiten aufgelegt. Dabei belästigte er immer wieder die brave, überaus sanfte Stute mit seinen Anträgen. Knieweich und furchtsam stand ich an der Tür, unfähig einzuschreiten, keines Wortes mächtig. Mein rauher Onkel machte es mir zur Pflicht, den wilden Hengst wieder festzulegen; mochte ich mich winden wie ich wollte: ich hatte ohne Widerrede zu gehorchen. Wieder einmal ward mir heiß und kalt bei dem Gedanken, in den Stall zu müssen und diesen tollen Dämon anzuketten. Er biß und schmiß und war stets darauf aus, mich mit der Flanke an die Wand zu drücken. (Auf diese Weise wäre ich einmal bald um mein Leben gekommen.)
Er respektierte mich nicht; er fühlte instinktiv meine Angst und Ohnmacht. Er kam sich sehr mächtig und überlegen vor! Ich war ja nur ein kleiner verträumter Stadtbub von zehn Jahren, dessen Heldentum noch in den Windeln lag.
Mein Onkel dagegen trat gebieterisch in den Stall, herrschte den wilden Kerl mit Donnerstimme an, so daß er erstarrte, und gab ihm eins hinter die Löffel. Da drehte Eduard bei und ging folgsam in seinen Stand.
Ich weiß heute noch, daß ich so manche Nacht zum lieben Herrgott gebetet habe, er möchte mir jene Kraft und Macht verleihen, die mein Onkel in so bewundernswerter Weise besaß.
An diesem Nachmittag also war mir befohlen worden, den Hengst anzuschirren und vor den Korbwagen zu spannen. Mein Onkel wollte zur Stadt fahren.
Während ich unter Herzklopfen und mit gedrückter Seele an der Stalltür lehnte, ward mir die Schwere des ganzen Daseins und vor allem meines Daseins zutiefst bewußt.
Ich war auch heute wieder nahe daran einen Stecken zu nehmen und auf Wanderschaft zu gehen. Heimweh!
Ich hatte Angst vor diesem rauhen rohen Leben, Angst vor dem harten jähzornigen Onkel, Angst vor diesem ungestümen feueräugigen Hengst!!
Wiehernd stampfte er durch den Stall, daß die Bohlen bebten und die Futterkiste zitterte.
Meine Haltung wurde immer kläglicher und mein kleiner Mut sank gleichsam immer tiefer in die riesengroßen Stiefel. Und ich hatte doch so inbrünstig zum lieben Herrgott gebetet —! Nein, unter diesen Verhältnissen wagte ich mich nicht in den Stall.
Vor dem Haus blühten schimmernd weiß die alten Kirschbäume; der Frühlingshimmel war blau wie Seide, die Schwalben juchzten daseinsfroh in blitzendem Gleitflug; der Wind war voller Weichheit und Duft. Die Welt war zum Weinen schön!
Der Hengst trappte ungestüm durch den Stall. Ich reichte ihm zaghaft Würfelzucker durch den Türspalt und verlegte mich aufs Bitten:
„Lieber guter Eduard, geh in deinen Stand und laß dich anschirren. Mach mir's doch nicht so schwer, mein Lieber!... Komm, sei brav, lieber Eduard. Du sollst von heut an auch mehr Hafer als Häcksel haben! Ich versprech dir alles, mein gutes Tier." Er holte sich zwar den Zucker von der Hand und hörte sich meine wehleidige Rede an, dann aber wandte er sich ruckartig ab und schlug mit dem Huf krachend gegen die Futterkiste. Darin lag seine ganze Verachtung.
Ohne Zaumzeug und Geschirr sah dieser graublaue Teufelshengst noch wilder und fürchterlicher, noch unbändiger und hemmungsloser aus! Seine großen Augen loderten rebellisch, seine geweiteten Nüstern, sein Hals, seine Flanken strahlten vor Kraft und Trotz.
Ich fühlte meine Ohnmacht bis tief in die Knie.
Nachdem ich vorsichtig die Stalltür wieder geschlossen hatte, ging ich mit schleppenden Schritten ins Haus. Hängenden Kopfes trat ich vor den gestrengen Onkel hin und erklärte mich demütig bereit, mich selbst vor den Korbwagen zu spannen und ihn schnellstens in die Stadt zu fahren.
Er saß mit einem guten Freund in der Schankstube bei einem Pullchen Kümmel. Überraschenderweise zeigte er sich einmal wohlwollend.
„Wenn du mit dem Hengst nicht fertig wirst, dann schirr mir die Stute an. Bei Weibern hast du doch Glück!"
Seufzend kehrte ich wieder zurück. Ich war demnach keinen Schritt weitergekommen. Ich lauschte mit angehaltenem Atem — im Stall völlige Ruhe. Sicherlich ist Eduard müde geworden und hat sich niedergelegt. Ich werde jetzt rasch die Hanne entführen und ebenso rasch das Geschirr nachholen!
Ganz vorsichtig öffnete ich die Stalltür — erschrocken prallte ich zurück. Über mir sah ich des Hengstes wilde Feueraugen. Stürmisch drängte er heraus, die Tür knallte an die Außenwand. Ich fiel aufs Gesäß.
Hellwiehernd galoppierte er über den Hof, durch den Garten ... und dann mit wehender Mähne ins freie Feld, daß die Erdbrocken nur so sprangen... Sogar das Federvieh erstarrte vor soviel ungestümer Lebenskraft.
Mein Onkel war auf dem Plan erschienen und drohte mir eine schwere Tracht Prügel an: wenn binnen einer Viertelstunde der Hengst nicht wieder an Ort und Stelle sei.
Ich ergriff Zaumzeug, Lasso und Peitsche und trabte los. Ich wollte das Abenteuer bestehen!
Eduard war in den kleinen Laubwald geflüchtet, hinter den Teichen, und zupfte hier an allerlei Strauchwerk herum; und weit rum bleckte er sein starkes Gebiß. Mir war's, als wartete dieser tolle Bursche nur auf meine Person, um mich dann am Kragen zu packen und in den nächsten Wassergraben zu schleudern.
Bei meinem Näherkommen galoppierte er schlankweg von hinnen. Gewiß nicht aus Angst vor mir, sondern aus Respekt vor Peitsche und Lasso. Freiheitstrunken tummelte er sich in der Weite umher ... Jauchzend wälzte er sich am Boden ... Mit wehender Mähne und fliegendem Schweif raste er schweißnaß und schäumend dahin ...
Stundenlang bis spät in die Dämmerung hinein verfolgte ich den trotzigen Rebellen. Ich war berauscht von meinem Abenteuer. Wieviele Kilometer war ich gehetzt! Über wieviele Gräben war ich gesprungen!! Wie oft hatte ich das Lasso ausgeworfen!!!
Von all diesen Strapazen war ich fast bis zu Tode erschöpft. Das Blut summte, die Lungen schmerzten. Ich mußte mich ein wenig erholen. Knieweich sank ich zusammen.
Der Friede der Landschaft und des Himmels erhabene Stille berührten mich tief. Ich sah den Abendstern glänzen.
Unter Tränen kam mir ein leuchtender Gedanke. Ich eilte heimwärts, holte die so sanfte, folgsame Stute aus dem Stall und führte sie zu der fernen Wiese, wo Seine Majestät graste.
Kaum hatte uns der Hengst erblickt, begrüßte er seine Dame mit einem freudigfeurigen Wiehern und näherte sich ihr leidenschaftlich-zärtlich, zu allem bereit.
Ich hatte nun weiter nichts zu tun, als die schwarzbraune Hanne wieder heimzuführen. Der verliebte Eduard folgte ihr hörig hinterdrein.
Schließlich hatte ich das edle Paar im Stall.
Ich nutzte des Hengstes Stimmung und halfterte ihn umgehend an. Eduard beachtete mich gar nicht. Zärtlich küßte er seiner Frau den Hals.

(Kurt Wolfes)

Treue

(Wilhelm Schulz)



Der Holden gab ich den Verspruch:
„Dich lieb' ich bis zum Grab!",
den auf ein Aprikosenblatt
ich eingekritzelt hab'.

Ein Säuselwind dazwischen fuhr:
fort flog das Blatt, fort flog der Schwur!

(Altfranzösisches Volkslied)

(O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



In einem armen Dorf im schwäbischen Schurwald ist Gemeinderatsitzung. Der Bürgermeister klagt, daß im Hochsommer immer wieder Wassermangel eintrete! Aber die Kosten für Bohrung, Fassung und Leitung einer neuen Quelle sind zu hoch! Es bleibt nichts anderes übrig: die Gemeinde muß sich mit dem vorhandenen kleinen Wasserreservoir begnügen — und nun wird beraten, wie und auf welche Weise man Wasser einsparen kann. Man darf nicht soviel gießen! sagt einer. Ein anderer wendet sich gegen das Spritzen mit dem Gartenschlauch. Wasser trinken tut der Schwabe ja sowieso nicht viel! Auf einmal springt ein ganz Empörter auf, macht seinem Ärger Luft und schreit: „Und do soll au oiner im Dorf sei, der badet!!"

Die Dogge Kora ist das sanftmütigste Geschöpf der Welt, wenn sie auch — von den Ausmaßen eines mäßig großen Kalbes — ehrfurchtgebietend genug einherzuschreiten pflegt. Dennoch gelang es ihr vor kurzem, in ursächlichen Zusammenhang mit einer Arztrechnung gebracht zu werden. — Was Kora, Herrn Vanhoovens sanfte Dogge, plötzlich ankam, weiß kein Mensch zu sagen, am wenigsten Vanhooven selbst. Ob ihr die Dame nicht gefiel, die ahnungslos des Wegs gewandelt kam, ob sie das Päckchen mißverstand, das diese in den Händen trug, — gleichviel: ein Sprung ... ein Aufschrei ... und — Vanhooven sah es mit Entsetzen — das hellgeblümte Sommerkleid des Opfers färbte sich mit Blut!!
Vanhooven handelt, wie nur ein Mann mit Nerven handeln kann. Er pfeift zuerst der Dogge und zum zweiten einer leeren Taxe. Sodann eilt er hinzu, schleppt die Verletzte ungeachtet ihres Sträubens in den Wagen und keucht mit letzter Kraft: „Zum nächsten Krankenhaus!"
Die Dogge Kora sieht mit melancholischem Gesichtsausdruck den ungetreuen Herrn entschwinden, beschnuppert voll Verachtung ein gewisses Päckchen und tritt verstimmt allein den Heimweg an. — Die Dame ist, wie zu erwarten war, in Herrn Vanhoovens Armen ohnmächtig geworden. Im Krankenhause angelangt, ruft dieser aufgeregt nach einem Arzt.
„Herr Doktor, hören Sie, ich übernehme alle Kosten, — nur: retten Sie die Dame!!" Nach zwei Minuten kommt der Arzt zurück. Er lacht.
„Mein Herr", sagt er, „Sie zahlen bitte an der Kasse die übliche Gebühr für eine Untersuchung!"
„Und was ist mit der Dame?!" stammelt Herr Vanhooven. „Nichts von Belang", antwortet lachend der Gefragte, „sie hat sich schon erholt und läßt Sie hiermit bitten, ihr lediglich den Schaden zu ersetzen, und zwar: ein verdorbenes Kleid und ein Pfund rote Rüben!"

Eine Ölfabrik brachte vor Jahren ein neues Lederöl heraus, das sie „Marsöl" nannte. Hiervon versandte sie an viele Jäger kleine Probeflaschen, u. a. auch an den alten Jagdaufseher Kühnemund. Er bedankte sich bei der Firma mit folgenden Worten: „Ihr Marsöl habe ich erhalten und bedanke mir davor. Aber von die modernen Mittels halte ich nichts, wenn Sie das interessiert. Bis jetz hat mich in alle solche Fälle Hirschtalg geholfen. Ergebenst Kühnemund."

Lebenslängliche Verbindung

Seit vierzig Jahren verbrachten die beiden, der früh verwitwete Häusler Dierk Tietjen mit dem beträchtlich zu kurzen linken Bein und der einspännige Schäfer Hinrich Bommelmann, der „öber'n Weg" in einer schiefen Kate wohnte, die Stunden nach Feierabend in wortkarger Gemeinschaft. Krieg und Frieden, Liebe und Haß, Hochzeit und Kindstaufe, Freundschaften und Prozesse, Leben und Tod in ihrer vermeintlichen Gegensätzlichkeit hatten das Dorf Lüttjenbüttel mit ihren Erregungen erfüllt, soweit das in Lüttjenbüttel möglich war. Dierk Tietjen und Hinrich Bommelmann hatten ihren unvermeidbaren Anteil daran bekommen. An ihrer Verbindung hatte das keinen einzigen Tag lang etwas geändert. Im Winter und an kalten Abenden saßen sie auf Tietjens Ofenbank, an warmen Abenden auf der Bank vor Tietjens Strohdachhaus. Sie rauchten stumm ihre Kalkbrösel und betrachteten an warmen Abenden den Himmel, an kalten Abenden das Torffeuer. Schließlich erhoben sie sich — im Sommer um neun, im Winter um halb zehn —, klopften ihre Pfeifen aus — im Sommer an der Gartenbank, im Winter an der Ofenbank —, spuckten ein letztes Mal aus — im Sommer in den Sand, im Winter in die Asche —, sagten „Gonacht" und gingen zu Bett.
Als sie mitsammen sagenhaft steinuralt geworden waren, verspürte Dierk Tietjen eines Abends kurz vor dem Abschied das unbezähmbare Verlangen, für das Wesen dieser Gemeinschaft einen erklärenden Satz zu finden.
„Hinrich," sagte er, „wie kömmt das einklich wohl, daß wir uns ümmer so gut vertragen haben?"
Hinrich Bommelmann sah gelassen an ihm vorbei, so daß man nicht hätte sagen können, ob das schwimmende Blaßblau seiner Augen ihre natürliche Farbe oder der Widerschein des Abendhimmels war.
„Dierk," sagte er, „das will ich dich sagen. Das kömmt daher, weil daß wir im Grunne nie viel vonenanner gehalten haben."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, SendlingerStr. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Aktmodelle

(R. Kriesch)



„Das sag' ich dir, Elli, ohne Busen biste heute aufgeschmissen bei der Hochkonjunktur in naturalistischen Idealgestalten."

Herr Schmidt hat eine Idee

Wilhelm Hammond-Norden

Herr Schmidt gehört zu jener Art von Leuten, die kein Staat geschenkt haben möchte. Er tut nichts. Er kann nichts. Er lernt nichts. Die Sonne, die trotz allem die Pflicht hat, ihn hin und wieder zu bescheinen, darf unseres aufrichtigen Mitleids gewiß sein.

Herr Schmidt hat immer nur Ideen, für deren Verwirklichung er Kapital sucht. Aber wer leiht einem Mann mit zerschlissenem Rock Kapital? Herr Schmidt sitzt auf einer Bank im Park. So eine schöne Idee hat er wieder. Aber dazu brauchte man viel Geld. Mindestens zehn Mark. Für ein Inserat. Das Inserat müßte lauten:

> Achtung, Autofahrer!
> Ich biete mich euch als
> Schimpfer
> an. Billig. Neuartig. Praktisch.

Ja, das wäre doch mal etwas. Herr Schmidt malt es sich aus. Beim Autofahren muß geschimpft werden, das ist klar. Wenn einer zu weit nach links fährt, wird geschimpft, wenn einer das Vorfahrtrecht mißachtet, wird geschimpft, wenn einer die Wagentür falsch öffnet, den Weg versperrt, den Winker zu früh herausnimmt, den Winker zu spät herausnimmt, den Winker gar nicht herausnimmt — es wird geschimpft. Schimpfen gehört zum Autofahren wie Schaum aufs Bier.

Aber, sagt sich Herr Schmidt: was ein richtig feiner Mann ist, dem muß das Schimpfen doch unangenehm sein. Darum will Herr Schmidt es ihm abnehmen. Herr Schmidt ist kein feiner Mann — das kann ihm gar nicht passieren. Er ist bereit, für 50 Pfennig die Stunde soviel zu schimpfen, wie man verlangt.

So schön hat er sich alles ausgemalt. Er wollte seine Schimpfergüsse in verschiedene Klassen staffeln. Klasse 1 für Damen, noch leidlich salonfähig, bis „Hammel" als schlimmste Injurie. Dann noch eine Unterklasse 1a für sehr empfindliche Jungfrauen, da kostet es freilich einen kleinen Aufschlag, weil Herr Schmidt sich zusammennehmen muß. Da wird eigentlich gar nicht mehr geschimpft, sondern nur sanft ermahnt. Schlimmstenfalls wird gerufen: „Mußt doch nicht!", oder: „Paß auf, du böser Überholer!" — Endlich kommt Klasse 2, für Herren, mit handfesten Einlagen, bis zu „Armleuchter" — auf Wunsch auch in der volkstümlichen Fassung. Ferner gibt es noch Klasse 3, nur für vom Leben tüchtig geschaukelte Männer, mit Originalschlagworten aus der Unterwelt...

Herr Schmidt malt sich alles in den Sand. So ein schöner Beruf wäre das gewesen, ein Beruf, der seinen Neigungen aufs angenehmste entgegengekommen wäre. Aber die Menschheit finanziert seine Ideen nicht. Sie läßt es an lumpigen 10 Mark scheitern. Herr Schmidt spuckt aus und bedenkt die Menschheit mit einem Fluch aus Klasse 3.

Kleine Zutaten

(K. Heiligenstaedt)



„Den Stoff habe ich mir vom Wirtschaftsgeld gespart, nur die Nerzfelle sind von meinem Mann!"

München, 5. Juni 1938
43. Jahrgang / Nummer 22

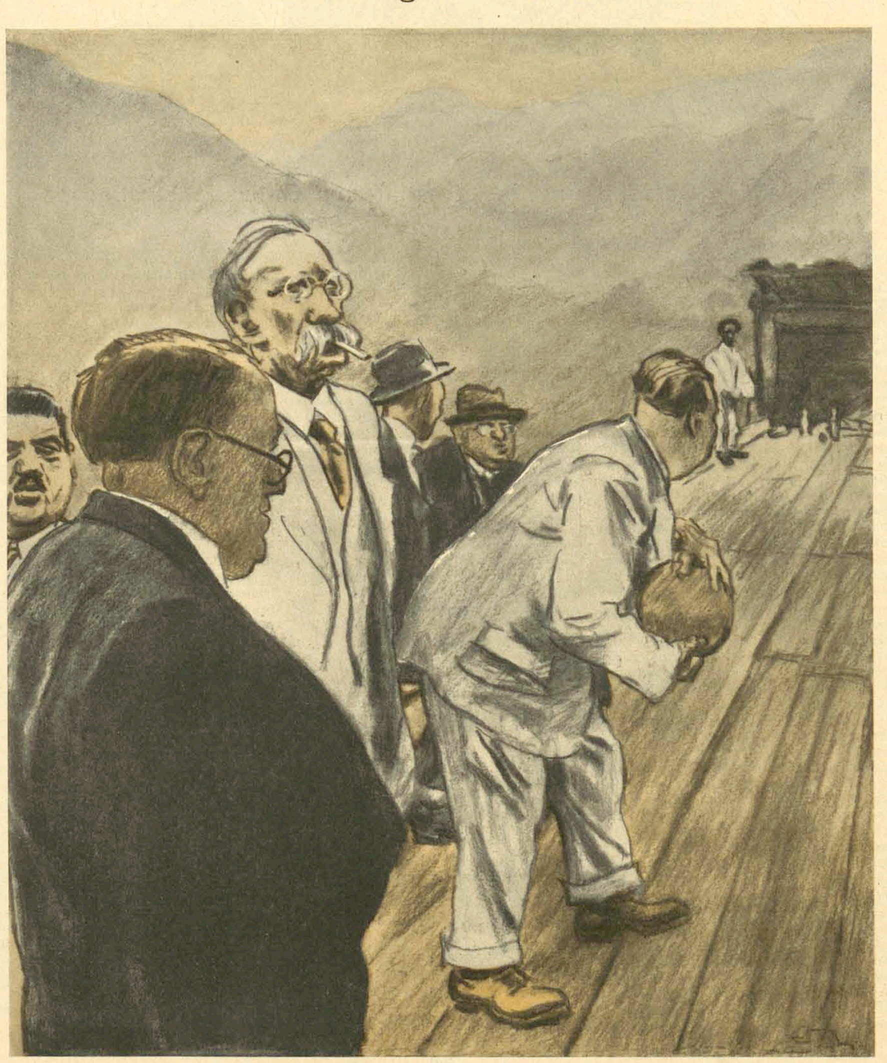
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Lösung für Genf

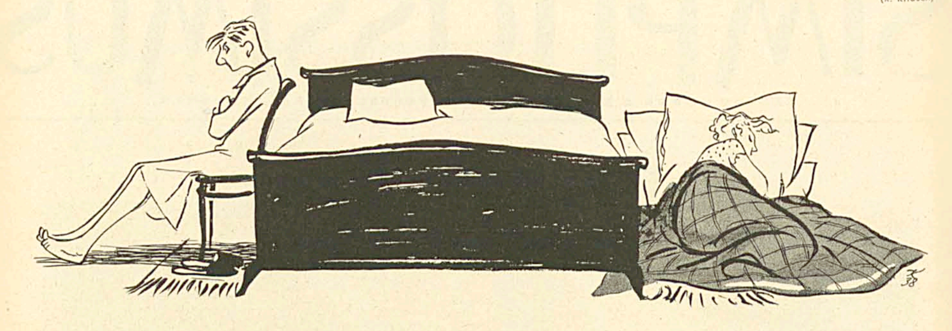
(E. Thöny)



„Ich glaube, die Kegelbahn ist die richtige Form, um die letzten Völkerbundsgetreuen beisammenzuhalten!" — „Ja, und die beste Möglichkeit, unsern Haile Selassie in Amt und Würden zu setzen!"

Kleine Auseinandersetzung

(R. Kriesch)



Freiwillige Besichtigung des Normal- und Gebrauchsschlosses

VON WALTER FOITZICK

Das Normal- und Gebrauchsschloß finden Sie in jedem Reiseführer ausführlich und zimmerweise, und im Bilde dargestellt in den Prospekten, die für den Fremdenverkehr so erfolgreich werben.

Dank den Bemühungen der dauernden Werbung ist das Schloß verkehrstechnisch erschlossen und liegt am Ende einer Straßenbahn oder ist mit den bequem und komfortabel ausgestatteten Omnibussen kinderleicht zu erreichen.

Wir versammeln uns in dem durch seinen kalten Steinfußboden berühmten Vestibül. Zur linken Hand sehen wir die Kasse, die aus einem gelbbraun gestrichenen Tischchen besteht, auf dem der Block mit den Billetten und das Blechkästchen mit dem Geld liegt. Die dort befindlichen Ansichtspostkarten bitte ich vorläufig noch nicht zu beachten, sie haben erst am Ende der Besichtigung in Kraft zu treten.

Die Führung wird in einigen Minuten beginnen, die wir damit ausfüllen können, Schirme und Stöcke abzugeben, da die Wahrscheinlichkeit besteht, daß wir mit ihnen auf das vorhandene Mobiliar und die Bilder eindreschen.

Jetzt betreten wir die große Freitreppe, die überraschenderweise hinaufführt. Sie hat aus Marmor zu bestehen und faßt sich kühl an. Wenn Napoleon in der Nähe war, ist er ganz bestimmt die Treppe hinaufgeritten, denn das ließ der große Korse sich niemals nehmen.

In dem Saal, den wir jetzt erblicken, ist nichts, und deshalb heißt er der Vorsaal. Hier gibt uns der Führer die notwendigen historischen Erklärungen und läßt uns die Filzpantoffeln anziehen. Leider kommt die Sitte der Filzpantoffeln zugunsten der Läufer, die nicht verlassen werden dürfen, immer mehr ab. Ich finde die Filzpantoffeln das Schönste an so einer Schloßbesichtigung.

Das Schloß ist bestimmt ein Lustschloß, denn aus Kummer oder Ärger wurden damals keine Schlösser gebaut.

Aus dem Vorsaal kommen wir in das erste Vorzimmer und dann in das zweite Vorzimmer. Jeder Saal und jedes Zimmer müßte sich in einem Schloß schämen, wenn es nicht mindestens ein Vorzimmer hätte. Es ist gut, daß die Zimmer Deckengemälde haben, denn sonst ließe sich über sie nichts sagen, so aber kann der Führer uns erklären, daß dort oben Neptun und Jupiter und Mars und Venus ununterbrochen klassische Mythologie begehen, die meistens nicht ohne Folgen bleibt.

Jetzt betreten wir den Festsaal. Hier haben die Innenarchitekten am heftigsten gehaust und Tisch und Wände mit Schmuck und Stuck bedeckt, wobei für das imposante Deckengemälde Platz gelassen wurde, das sehr symbolisch ist und nach Aussage des Schloßführers den Sieg der Morgenröte über den Ackerbau oder etwas Ähnliches darstellt. Der Führer kennt die Zuständigkeit jeder Figur im Symbolischen und er erläßt uns keine. Das ist nicht gerade bequem, denn der Saal ist hoch, und man muß den Kopf in den Nacken beugen, um zu sehen, wie die Morgenröte alle die übrigen nackten Frauen nach Punkten besiegt.

Die Sessel sind mit gewebten Schäferszenen (französische Arbeit) überzogen und es ist jetzt verboten, sich auf die Schäferszenen zu setzen, weil sie das auf die Dauer nicht aushalten würden, und von amerikanischer Seite wurden für sie schon hunderttausend Dollar geboten.

Versäumen Sie nicht, vom Mittelfenster aus den herrlichen Blick in den Park zu genießen, denn er ist im Besichtigungspreis des Schlosses mit einbegriffen.

Dieser Saal ist die ganze Freude des Fremdenführers, denn das Deckengemälde enthält eine Figur, die einem überallhin mit den Blicken folgt. Es genügt nicht, daß Sie dieses dem Führer aufs Wort glauben, er verlangt, daß Sie sich von der Wahrheit seiner Behauptung an jeder Stelle des Saales selbst überzeugen. Was, Sie haben noch nicht nachgeprüft, daß die Figur auch in die Ecke beim Ofen blickt? Marsch in die Ecke, hier darf nichts ausgelassen werden!

Wir kommen nun in das Schlafzimmer. Der hohe vergoldete Aufbau ist als Bett anzusprechen. Verwechseln Sie diesen Gegenstand nicht mit Ihrem Bett zu Hause. Seine Hoheit hat sich nicht mollig in die Kissen und Steppdecken kuscheln dürfen, er hat hier den offiziellen Staatsschlaf als Landesvater vollzogen, der ihn niemals die Sorge für seine Untertanen außer acht lassen ließ. Es wird stets ein Geheimnis bleiben, wohin der müde Herrscher am Abend die Hausschlüssel, das Taschentuch und die Brieftasche gelegt hat, denn ein Nachtkastel ist niemals vorhanden. Man muß überhaupt sehr geübt gewesen sein, um in solchen Räumen zu wohnen. Wo sich aber der Mann hingesetzt hat, wenn er mal ein Wurstbrot und ein kleines Helles frühstücken wollte, das weiß auch der erfahrenste Schloßkastellan nicht.

Es wäre kein richtiges Schloß, wenn es keinen historischen Schreibtisch besäße. Der steht im Arbeitszimmer, und an ihm wurde der Vertrag abgeschlossen, durch den die Grafschaft für ewige Zeiten an das Fürstentum fiel, bis eines Tages an einem anderen Schreibtisch festgelegt wurde, daß das Fürstentum für ewige Zeiten an die Grafschaft fallen solle. Aber auch das hat sich später wieder zerschlagen.

Nun kommen wir in einen Korridor, an dessen Wänden die Porträts einiger hoher Verwandter, etlicher Lieblingspferde und verschiedener großer, seinerzeit besonders schmackhafter Fische zur freundlichen Erinnerung hängen. Wenn wir in diesem Raume angelangt sind, ist es Zeit, sich nach Kleingeld umzutun, denn nun kommen wir bald an die kleine Tür, die zu den Ansichtskarten führt. Die Tür muß klein sein, damit wir nicht in ungeordneten Haufen herausdrängen, sondern uns einzeln von dem liebenswürdigen Führer verabschieden.

Ich möchte wissen, ob das die Schloßarchitekten schon bei ihrem Bauplan vorgesehen haben.

Illusionen

Von Ratatöskr

Nun wär's denn also wiederum so weit:
in allen Gassen wogt das Dirndlkleid
um die Figuren unsrer lieben Schwestern,
hinauf bis zu den ältesten Semestern.

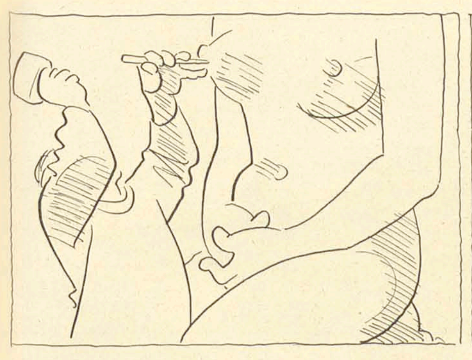
Man wundert sich inmitten des Gedrängs:
Was gibt es doch für Farben und Dessängs,
den Sinn berückend und ins Auge stechend!
— Wär' nur der Inhalt immer auch entsprechend!

Die Jugend glaubt's ... Die reifere Vernumpft
benimmt sich theoretisch abgestumpft;
in praxi bleibt auch sie natürlich kleben ...

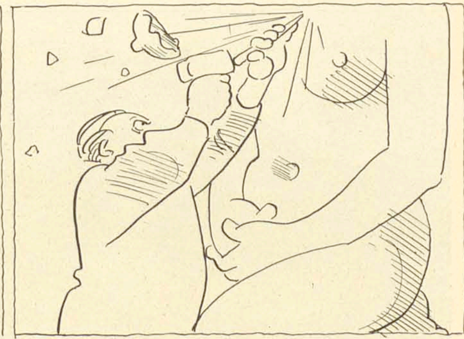
„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Ein harter Schläger

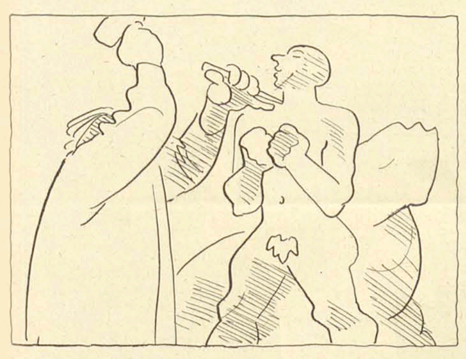
(Fr. Bilek)



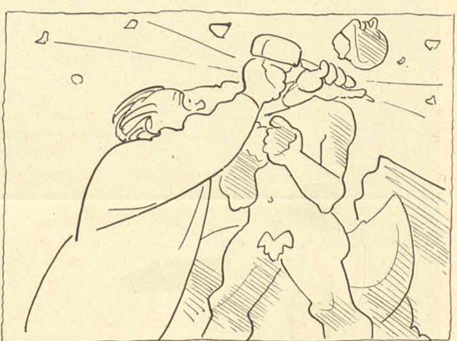
„Werde ein bißchen wegnehmen!“



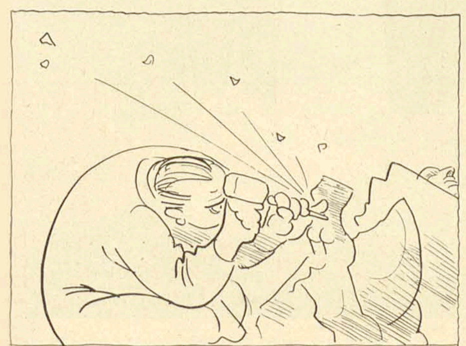
„Hoppla!“

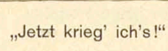


„Ich glaube, so wird's!“



„Auweh!“





„Jetzt krieg' ich's!“



„Ganz schön geworden!“

Modenschau auf der Alm

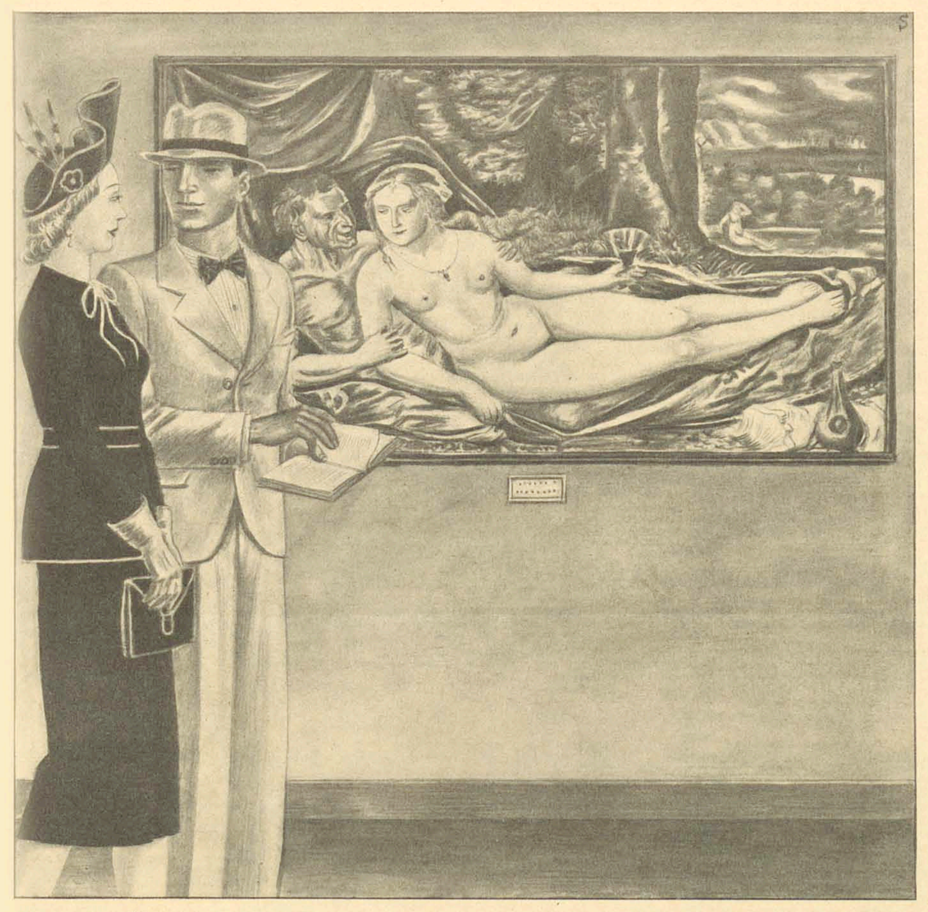
(Karl Arnold)



„Siehst du, Lissa, ich habe doch recht, stilecht ist die lange Hose!"

In der Münchner Altdorfer-Ausstellung

(Erich Schilling)



„Übrigens, gnädiges Fräulein, könnten wir nicht auch 'mal ins Familienbad geh'n?"

Sonntagssegeln

Von Hasse Zetterström

Auf einer Bank in der Allee saß der junge Bildhauer, den ich eines Sommers draußen am Meeresrand kennengelernt hatte.
Ich setzte mich, und wir plauderten.
„Kommen Sie in diesem Sommer nach Storön?"
„Nein", sagte der Bildhauer, „ich darf nicht. Ich habe da den Frieden gestört. Der Pastor und der Küster haben mir verboten, auf der Insel zu wohnen."
„Merkwürdig. Sie sind doch sonst ganz nette Menschen."
„Ja, sehr sogar, aber ich habe den Frieden gestört. Es war am letzten Mittsommertag. Ich wohnte in dem Häuschen des alten Malms, und am Mittsommerabend lud ich den Pastor und den Küster zu einem kleinen Fest in aller Einfachheit ein. Es dehnte sich bis zum nächsten Morgen aus, — die Nächte sind ja in dieser Jahreszeit so hell Als die Gäste in dem herrlichen Sommermorgen nach Hause wandern wollten, fiel mir ein, daß ein kleines Bad nichts schaden könnte. Aber das Wasser in der Kirchbucht war zu lau, und deshalb segelten wir mit meinem Kutter nach der Meerseite. Der Pastor und der Küster, die nicht schwimmen konnten, erfaßten jeder ihr Tauende, und dann wurden sie hinter dem Boot hergeschleppt. Sie bekamen eine erfrischende Abspülung, aber plötzlich kam mir eine Idee; ich warf das Steuerruder herum und segelte geradeswegs in die Kirchbucht hinein, mit der ganzen Geistlichkeit im Schlepptau.
Die Kirchenglocken läuteten, und die Gemeinde, die zur Kirche ging, wurde Zeuge der merkwürdigen Segelfahrt des Pastors und des Küsters in die Bucht. Das Wasser schäumte um ihre schönen Leiber, und ab und zu redeten sie mit mir in einer Sprache, die sich für einen Feiertag nicht schickt. Bei Glockengeläut.
Die beiden mußten sich unterhalb der Kirche auf der Brücke anziehen, angesichts der interessierten Gemeinde. — Ich darf also nicht auf der Insel wohnen. Ich habe den Frieden gestört."
„Schade", sagte ich, denn es ist eine herrliche Insel.

(Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)

Professor Enzensbergers Pfingstfahrt

Von Joseph Maria Lutz

Professor Eusebius Enzensberger, Altphilologe an dem nicht sehr aufregenden Gymnasium des Städtchens Burgberg, hatte sich in seinen älteren Tagen noch auf eine andere Nebenbeschäftigung umgestellt. Alle Professoren haben Nebenbeschäftigungen; die meisten nehmen sie wichtiger als ihre Hauptbeschäftigung. Eusebius Enzensberger sammelte Schnecken. Das heißt, daß ich es recht sage, er sammelte die Häuser sämtlicher in Europa vorkommender Gehäuseschnecken — gleichgültig, ob sie Lungen- oder Kiemenatmer, zwitterig oder getrenntgeschlechtlich oder von sonstiger schneckeneigentümlicher Beschaffenheit waren. Enzensberger hatte jahrzehntelang mit unvermindertem Eifer und echt wissenschaftlicher Gründlichkeit gesammelt; in großen Schränken mit schmalen Schubfächern waren in seiner Wohnung die Schneckengehäuse aufbewahrt und systematisch geordnet. Der Professor war korrespondierendes Mitglied wissenschaftlicher Gesellschaften, vielfaches Ehrenmitglied der Schneckensammelvereine, er hatte Broschüren und Bücher zur Frage der europäischen Gehäuseschnecken herausgegeben. Die Nacktschnecken hingegen mied er, weil man erstens von ihnen keine Gehäuse sammeln konnte und weil ihm zweitens das Wort „nackt" als altem Junggesellen und als Respektsperson des Gymnasiums einigermaßen genierlich war. Eusebius Enzensberger war also sozusagen eine Leuchte seines Nebenfaches. Aber wie so oft den Menschen in seinem höchsten Glanze die jähe Wandlung des Schicksals erreicht, so auch hier. Professor Enzensberger mußte eines Tages die niederschmetternde Entdeckung machen, daß ihm an europäischen Gehäuseschnecken nichts mehr zu sammeln übrig blieb. Um aber, was nahe gelegen wäre, seine Sammlung nun auch etwa auf die außereuropäischen Gehäuseschnecken auszudehnen — dazu fühlte er sich zu alt, um auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die natürlich auch hier zu erstrebende Vollständigkeit der Sammlung dereinst rechnen zu können. Um aber nun ganz beschäftigungslos oder wenigstens nebenbeschäftigungslos seine Tage hinfort zu verbringen, dazu fühlte er sich noch zu jung und rüstig. Enzensberger beschloß also mit geradezu jugendlicher Entscheidungskraft sich einem neuen interessanten Nebenfache zuzuwenden. Weil er vor der Stadt öfter einen Bauern besuchte, mit dem ihn vom Kriege her noch eine Art Hamsterfreundschaft verband, wählte Professor Enzensberger als neues Nebenfach Volkskunde. Dies Gebiet lag nahe und schien ihm zudem zeitgemäßer als das Sammeln außereuropäischer Schneckenhäuser.

Nicht etwa aber, daß er nun seine Tätigkeit damit begonnen hätte, mit liebevoller und besinnlicher Schau die Umgebung von Burgberg zu durchstreifen — nein, er wählte den einzigen professoral möglichen Weg, häufte in seinem eigenen Gehäuse Berge von volkskundlichen Werken an und durchwühlte sie alle. Eine Menge neuer Begriffe, die in seinem Kopfe alle untergebracht und katalogisiert werden mußten, stürmten auf ihn ein; beziehungsvolle Sagen erstanden vor ihm, Weistum, Brauchtum und viele andere „Tümer", fügten sich zum Gebäude eines ihm durchaus betreibenswert erscheinenden Nebenfaches. Und dann geschah wieder etwas echt Professorentümliches: als er alle ihm irgendwie erreichbaren volkskundlichen Werke durchgearbeitet hatte, fühlte er sich auch als unfehlbarer Fachmann seines neuen Gebietes.

Inzwischen war im Laufe des für Eusebius Enzensberger so ereignisreichen Jahres Pfingsten herangekommen und somit die, nunmehr für ihn schon vom Standpunkt des Brauchtums aus notwendige Pfingstfahrt fällig. Enzensberger beschloß die Wanderung nach dem etwa zwei Stunden von Burgberg entfernten alten Kloster Inning zu unternehmen. Der Weg dorthin war leicht und angenehm, die Verpflegung gut und preiswert und vor allen Dingen das Bier vorzüglich. Zudem sollte der Ausflug zum erstenmal in der Praxis Gelegenheit zu eingehenden volkskundlichen Feststellungen liefern. Am Pfingstsamstag begann Enzensberger seine Vorbereitungen damit, daß er nach volkskundlicher Weise das Wetter für den kommenden Tag aus den natürlichen Anzeichen festzustellen begann. Er hatte von jenem uralten Weistum erfahren, das der einfache Bauer bis auf den heutigen Tag bewahrt und pflegt und aus dessen unerschöpflichem Born er mit der unfehlbaren Sicherheit des Naturmenschen das Wetter zu bestimmen vermag. Enzensberger ging also daran, aus seinem fachmännischen Wissen heraus dasselbe zu tun.

Die Ergebnisse waren denn auch durchaus befriedigend. Er sah an einer Stelle seines Hauses eine Spinne eifrig an ihrem Netze weben; die Regenwürmer in seinem Garten warfen dicht nebeneinander kleine Erdhäufchen auf; abends tanzten die Mücken in fröhlichen Knäueln nahe über der Erde; die Mistkäfer auf der Straße brummten munter umher, ja sogar die Fledermäuse waren in der Dämmerung rege und geisterten in lautlosem Fluge um das Haus. Als Enzensberger dann eine Kerze entzündete, um im Keller, als Vorfreude auf den morgigen Tag, eine Flasche Wein zu holen, brannte das Kerzenlicht ohne Prasseln und Knattern. Auch das Gemäuer des Kellers war ohne jede unheilverkündende Feuchte. Alle Zeichen deuteten also unfehlbar auf einen schönen morgigen Tag.

Als Eusebius Enzensberger am Pfingstmorgen erwachte, begrüßte ihn denn auch strahlender Sonnenschein. Er stellte dies nicht mit überschwenglicher Freude, sondern mit der sachlichen Genugtuung des Fachmannes fest, der sich natürlich nicht täuschen konnte. Bald schritt er auf dem Wege nach Inning rüstig fürbaß. Als er an einem Wäldchen vor der Stadt vorüberkam, bemerkte er einen Raben, der träg auf einem Baume saß und gähnend den Schnabel gegen die Sonne aufsperrte, was anzeigt, daß die Luft schön und trocken sei. In nunmehr fröhlichster Stimmung eilte Enzensberger an jenem ihm bekannten Bauernhof vorüber. Der Bauer stand unter der Türe. „Guaten Morgen, Herr Professor", begrüßte er den Wanderer, „Sie werden doch heut' kein'n Ausflug mach'n, wo doch dem Wetter net z' trauen is!"

Der Professor lachte zuerst aus vollem Halse, sah sich aber dann doch gezwungen, den Bauern unter genauer Begründung auf die Unrichtigkeit seiner Ansicht hinzuweisen und dabei doch erstaunt zu bemerken, daß anscheinend die Nähe der Stadt Burgberg das uralte bäuerliche Brauchund Weistum zerstört habe. Er betonte auch, wie befremdlich es sei, daß er, der Städter, den Landmann über die natürlichen Wetterzeichen aufzuklären sich genötigt sähe.

Der Bauer blinzelte, paffte dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und sagte nur:

„Nacha wünsch i' Eahna halt viel Vergnügen, Herr Professor!"

Bester Laune und beglückt von dem Gedanken, welch' herrliche volkskundliche Mission ihm in dieser sichtlich schon verstädterten Gegend zu erfüllen bestimmt sei, zog Eusebius Enzensberger seines Weges.

Er zitierte Goethe:

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald —"

Der Wind, der bisher südöstlich geweht hatte, verstärkte sich und drehte scharf nach Südwesten ab.

Enzensberger zitierte Schiller:

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!" —

Aus den Wäldern des Berges aber stiegen die Nebel nach oben.

Enzensberger zitierte Uhland:

„. . . Es blüht das fernste tiefste Tal,
Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden" —

Im Westen wurde es dunstig; über den Himmel zogen bereits flockige Wolken.

Enzensberger zitierte Möricke:

„Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte!" —

Vom blauen Band des Himmels aber war nichts mehr zu sehen. Als Eusebius an der Försterei in Ursching vorbeikam, begrüßte ihn der Förster: „Wollen S' g'wiß nach Inning, Herr Professor?" „Natürlich — Pfingsten, das liebliche Fest, muß mit einer fröhlichen Fahrt gefeiert werden —" „Dürfen S' Eahna aber beeilen, daß S' trocken hinkommen", meinte der Förster, „— wir kriegen Regen — —"

„Ausgeschlossen, lieber Freund, ausgeschlossen — ich, als Fachmann auf den Gebieten des Weistums und der Volkskunde, sage Ihnen, daß wir einen herrlichen Tag haben werden — und bin nur erstaunt, auch bei Ihnen, dem knorrigen Naturmenschen, eine solch' tiefe Unkenntnis im Lesen der Wetterzeichen vorzufinden."

„Also nacha viel Vergnügen", sagte auch der Förster und blinzelte. Als Enzensberger aus dem Urschinger Forst herauskam, begann es zu tröpfeln. Er zitierte nichts mehr und verschärfte sein Tempo. Nur noch einigermaßen trocken, erreichte er Inning und das schützende Bräustüberl, das so ziemlich leer war. Auf die erstaunte Frage des Professors, warum trotz herrlichsten Wetters keine Ausflügler da seien, deutete die Kellnerin nur zum Fenster und sagte:

„Herrliches Wetter? Schauen S' doch grad 'naus!"

Es goß in Strömen. —

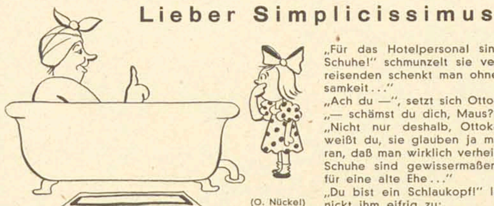
Enzensberger aß zu Mittag, trank ausführlich Kaffee und wartete auf das Aufhören des Regens. Er hörte nicht auf. Weil aber ein rechter Fachmann selbst durch die schlagendsten Tatsachen nicht zu überzeugen ist, äußerte er dem Bräumeister gegenüber, der sich mitleidsvoll zu dem einsamen Gast gesetzt hatte, er werde nun, da der Regen jeden Augenblick aufhören müsse, auf einem kleinen Umweg nach Burgberg zurückkehren. Der Bräumeister versuchte den Professor zurückzuhalten: Der Dr. Hachinger oder sonst

Idyll / Von Paul Appel

Gott, ja: es war ein kleiner Achat,
Ein Ringelchen, in halbes Gold gefaßt.
Als ich ihn brachte, kam sie von dem Garten oben.
Ein buntes Glück, verweht, mit schönem Hals,
Schwang gelbe Wildlingsblumen vor der Brust.
Und ja, da stand sie, atmend, angejubelt — — —
Wie in der Mauser war ich halb, ich hielt den Ring.
Sie aber überschlug mich, sah mich an,
Als seh sie wimpernlos und ohne Schatten.
Und mit dem Blick — sie sprechen ja nicht, die Frauen hier —
Gab sie ihr Alibi: sie sei doch da und nie zu fern.
Dann streift sie sich den Ring auf, aber wieder
Sieht sie mich an und streift ihn ab,
Bückt sich und zieht ihn langsam durch den Frühlingsstaub.
„Weißt du, die Erde!" sagt sie ruhig.
Doch dann, zum zweitenmal an ihrer Hand,
Ist nichts mehr, das die Sinne stößt und hemmt.
Sie springt mich an, hängt jubelnd sich um mich,
Hebt mir die Brust, zieht mir die Hand ein
Und flüstert: „Komm, ich sei dir süß!"
So zieht sie mich hinauf in weiche Büsche,
Zurück zum wilden Apfelbaum.
Dem standen seine tausend Blüten pochend rot.

wer, meinte er, käme bestimmt auch bei schlechtem Wetter zu einem Dämmerschoppen mit dem Auto nach Inning herüber und dann könne der Professor schön trocken und gemütlich nach Hause fahren. Der Dr. Hachinger käme jeden Sonntag. Eusebius Enzensberger durchschaute aber den, sichtlich nur aus Gewinnsucht ihm vom Bräumeister zu längerem Verweilen gegebenen Rat und machte sich auf den Weg.
Um die Richtigkeit einer fachmännischen These zu beweisen, sei kein Opfer zu groß; er, Enzensberger, wolle erhärten, wie die Wissenschaft trotz scheinbar entgegenstehenden Augenscheins recht behalten werde. So ungefähr äußerte er sich noch dem erstaunten Bräumeister gegenüber und stapfte fröhlich in den Regen hinaus.
Der der Wissenschaft entgegenstehende Augenschein wurde jedoch immer deutlicher — es goß wie mit Kübeln. Enzensberger kämpfte sich, bis auf die Haut durchnäßt, durch einen Sumpf von Weg vorwärts. Er zitierte zwar keine Klassiker mehr, sagte sich aber, daß die Spinne, die Regenwürmer, die Mücken, die Mistkäfer, die Fledermäuse, Licht und Gemäuer und zuletzt noch der Rabe aus wissenschaftlich genau zu erweisenden, komisch bedingten Gründen recht haben mußten — es mußte also heute schönes Wetter sein.
Es mußte nicht! Der Regen ging in wahre Wolkenbrüche über, so daß Enzensberger nur noch mit knapper Not und gänzlich erschöpft den ihm befreundeten Bauernhof erreichte. Bauer und Bäuerin schlugen über den vollkommen aufgeweichten Professor Eusebius Enzensberger die Hände über den Köpfen zusammen. Und, da trotz der warmgeheizten Stube — es war auch noch empfindlich kalt geworden — an ein Trockenwerden der Kleider am Leibe des Professors nicht zu denken war, nötigten ihn Bauer und Bäuerin, Wäsche und Kleider des Bauern anzulegen. So kam es, daß nach einiger Zeit Eusebius mit einem kurzen Bauernjanker, mit langen, an der Sitzfläche breiten und eckigen, nach unten zu sich aber unwahrscheinlich verengenden Lederhosen, die zudem an den Fußknöcheln zugebunden werden mußten, in der Bauernstube erschien und sich seufzend an der Ofenbank niederließ. So saß er, indes der Regen floß, als ein Bild gänzlich unbodenständigen Jammers.
Der Bauer ließ indes einspannen, um den erschütterten Professor in seinem unvorteilhaften Anzug möglichst rasch und unbemerkt nach Burgberg und in seine Wohnung zu bringen.
Erst als Enzensberger mit dem Bauern, warm in Decken eingepackt, in der breitüberdachten Bauernkutsche saß, wagte er die große und entscheidende Frage:
„Sagen Sie mir, lieber Freund, sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen, woher wußten Sie heute morgen, trotz aller andersgerichteten Anzeichen, daß schlechtes Wetter kommen würde?"
„Der Barometer is' von gestern auf heut' früah so sakrisch g'falln, daß a jeder sehn hat könna, daß's Wetter schlecht werd", sagte der Naturmensch einfach.
Professor Eusebius Enzensberger hingegen sagte nichts mehr. Er sah in das Strömen des grauen Regens, hörte das dumpfe Poltern der Güsse auf dem Wagendach und ging tief mit sich zu Rate, ob es nicht doch zweckmäßiger sei, seine berühmte Sammlung auch auf die außereuropäischen Gehäuseschnecken auszudehnen.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Die kleine Inge — 4½ Jahre alt — kommt eines Tages überraschenderweise ins Badezimmer, in dem ihre Mutti in der Wanne sitzt. Verdutzt schaut Klein-Inge, so hat sie ihre Mutti doch noch gar nicht gesehen!
„Mutti, was is'n das?" fragt sie und deutet dabei auf die Stelle des Oberkörpers, die sich beim weiblichen Geschlecht wesentlich von der der generis masculini unterscheidet. Mutti ist etwas verlegen, ihr fällt im Augenblick nicht ein, wie sie diese anatomische Tatsache dem wißbegierigen Töchterlein erschöpfend erklären könnte.
„Das bekommt du auch, wenn du groß bist" — damit glaubt sie sich aus der Affäre ziehen zu können. Inge denkt angestrengt nach und meint dann abschließend: „Ach Mutti, wenn ich groß bin, möchte ich doch lieber ein Fahrrad haben!"

Die erste Hochzeitsreisestation war Verona. Ottokar hat dem Engel, der eben aus den Kleidern und ins Bett schlüpft, diskret den Rücken zugewendet und mustert das Hotelzimmer, nimmt, als er sich endlich umdrehen darf, seine Schuhe, um sie vor die Tür zu stellen und greift eben nach ihren zierlichen, unwahrscheinlich kleinen Galanterieschuhen, als sie ihm zuruft:
„Nicht doch, Ottokar, die stell nicht hinaus..."
„Nicht?" sagt Ottokar verwundert.
„Bitte, öffne meinen Schrankkoffer... Ja — bei den Schuhen — ja — in der Ecke rechts steht ein Paar — die großen, derben —."
„Die — diese Schuhe —" stottert Ottokar, ein Paar vorsintflutliche Treter mit schiefen Absätzen herausziehend, „Schatz, die sind doch —"
„Für das Hotelpersonal sind das die richtigen Schuhe!" schmunzelt sie verschmitzt, „Hochzeitsreisenden schenkt man ohnehin zu viel Aufmerksamkeit..."
„Ach du —", setzt sich Ottokar auf den Bettrand, „— schämst du dich, Maus?"
„Nicht nur deshalb, Ottokar... Es ist auch... weißt du, sie glauben ja meistens gar nicht daran, daß man wirklich verheiratet ist — und solche Schuhe sind gewissermaßen der Garantieschein für eine alte Ehe..."
„Du bist ein Schlaukopf!" lacht Ottokar und sie nickt ihm eifrig zu:
„Jawohl, Schatz, die Schuhe hab ich früher auf jeden Weekendausflug mitgenommen!"

Der übliche wöchentliche Kaffeekranz, den meine Tante in R. regelmäßig besuchte, wurde aus Anlaß des 60. Geburtstags eines Mitglieds kürzlich ausnahmsweise einmal vom Nachmittag auf den Abend verlegt, wobei es ein üppiges Abendessen mit Wein gab. Selbstverständlich war meine Tante mit dabei und anscheinend gefiel es ihr sehr gut, da sie erst mitten in der Nacht recht lustig und angeheitert, mit einem großen, jedoch schlecht eingewickelten Paket Knochen für ihren Hund unterm Arm, nach Hause wanderte. Sie fand dort merkwürdigerweise das Schlüsselloch und auch das Licht und kam so ganz gut in die Wohnung.
Die Schwelle zum Wohnzimmer wurde ihr jedoch zum Verhängnis; sie stolperte, fiel in ihrer ziemlichen Beleibtheit auf den Bauch, was zur Folge hatte, daß weder das Abendessen noch die mitgebrachten Hundeknochen bei ihr bleiben wollten. Und so traf sich dies alles zusammen in lieblichem Durcheinander auf dem Wohnzimmerboden wieder.
Der Onkel wachte durch den kolossalen Lärm, den der Fall und seine Folgen verursachten, auf, eilte herbei und empfand bei dem Anblick, der sich ihm hier bot, nur ein tiefes Bedauern für seine Frau. „Mein Gott", meinte er, während er sie mühsam in das Schlafzimmer schleifte, „das glaub' ich gern, daß du das nicht behalten hast können, wenn's dir solche Boaner zum Essen 'geben haben."

Das Überbleibsel

(R. Kriesch)



„Weißt du, Großpapa, die Liebe ist das einzige, was aus eurer Systemzeit noch zu brauchen ist!"

EIN JAHR SPÄTER

Von Fritz Knöller

„Mein süßer Theo! Offen gestanden, ich bewundere Dich. Wie Du's mit ihr aushältst, bleibt mir schleierhaft. Sie kocht vielleicht ganz gut, aber woran der Schweiß ihrer hausbackenen Hände klebt — sie hat Wurstfinger! Wenn sie Dich geistig nicht zu fesseln vermag, wie dann? Etwa ihre Figur? Na!
Ich will nichts gegen Herta sagen, sie ist meine Freundin, aber in der Schule schon war sie so — na, Du weißt schon. Ich verstehe ja auch nichts von Deinem Tiefbauamt, doch meine Seele begleitet Dich auf Deinen Gängen. Und Herta? — Du bist ihr bloß der Mann, der ihr das Geld und die Kinder verschafft. Sie ist der geborene Staubsauger. Sag bloß, was Dich an sie fesselt. Die Gewohnheit? Pfui! Ihre Mitgift? Trau ich Dir nicht zu. Übrigens habe ich, das väterliche Erbe ungerechnet, 19 Mille. Ich pfeife darauf! (Ich könnte darin also mit ihr konkurrieren.) Du süßer Kerl mit Deinem Blondhaar, das so vor Dich hinflattert, Höhenmensch, wie rasend gern würde ich mit Dir Hand in Hand ans Ende der Welt pilgern!
Glaube mir, ich habe Herta gern, wiewohl sie es eigentlich nicht verdient. Ich will nichts gegen sie sagen. Sie richtet sich selbst — das Hascherl! — Einem Mann wie Dir die Freiheit rauben! Und wenn Du ein Dutzend Frauen hättest, Du brauchst das! Und immer wenn Du zu mir kommst, bin ich wie frisch gebadet. Aber Herta??
Warum ich dies schreibe? Süßer Theo, ich kann nicht lassen von Dir. Tausendmal sage ich mir, sperr deine Sehnsüchte ein, aber das Blut! Wie ein Nachtfalter mit Purpurrändern! Ich halte es nicht länger aus ohne Dich! Dududu!!
Geistig in Deinen Armen und auch sonst, so Gott will, für ewig Deine Lissy.
P.S. Nach Erhalt bitte verbrennen. Das Velourkleid steht mir fabelhaft. Eine Goldspange dürfte es noch heben, aber für Dich bin ich auch ohnedies geschmückt. Kußkußkuß! Deine Sklavin??!!"

Ein Jahr hernach

„Theo! Ich habe es deutlich gemerkt. Du kokettierst mit Ilse! Für das Geschöpf finde ich keine Worte. Sie weiß doch, daß Du mein Mann bist. Was fällt der Puderquaste ein!
Und Du! Untersteh Dich! Deine Geschmacklosigkeit grenzt an Wahnsinn. Übrigens hat sie X-Beine. Du gehst nachmittags nicht ins Büro, Du gehst — wenn ich dahinter komme — Gott, hast Du noch Ehre im Leib?! Ein verheirateter Mann!! Und wenn ich Kinder hätte, vielleicht trage ich eins unterm Herzen, es gibt Mütter, die das Weh tötet! Mörder!!!
Wenn Du noch einen Funken von Ehre in Dir hast, laß Deine unsauberen Vertraulichkeiten! Es heißt, sie hat einmal heimlich geboren. Bestimmt! Schon als Backfisch roch sie aus dem Mund, und ihr Vater war Konfettihändler! Bedenke, in welchen Kreisen wir verkehren. Oberlandesgerichtdirektors werden Dich verabscheuen. Mit Recht!
Sie hat es bloß auf Dein Geld abgesehen, die Kröte! Ihre Perlenkette ist Talmi, ihren Kamm putzt sie nie, o ich kenne die impertinente Person! In der Schule schrieb sie Goethe mit ö. Schämst Du Dich nicht!?!
Glaube mir, eine betrogene Frau gleicht einem Leu. Ich durchschaue Deine Kniffe. Treue Freunde begleiten Deine Schritte. Bist Du ein Pascha?!! — Was nimmt sich das freche Ding heraus? Ich knalle es einfach nieder! Übrigens ist sie mindestens dreißig.
Jetzt ist's genug! Ein Blick noch — und meine Verzweiflung verrückt Berge!!! Lissa.
P.S. Von nun an verwahre i c h den Hausschlüssel!"

Das Prinzip

(K. Heiligenstaedt)



„Nein, Theo kommt nicht in Frage, ich heirate keinen Sportler mit Weltmeisterschaftsehrgeiz. Die Leute müssen sich ja Tag und Nacht schonen!"

Chiarastella hat ein Geschenk bekommen

Von Achille Campanile

Eine seiner vielen Reisen hatte meinen alten Freund Chiarastella nach Indien geführt. Beim Abschied versprach ihm sein großmütiger Gastgeber, Prinz Savha, ein Geschenk.

Sie werden jetzt denken: ... und dann hat er es nicht geschickt. Einen Augenblick, bitte, lassen Sie Chiarastella erzählen:

Als ich nach Hause zurückkehrte — der Portier sah mich nicht einmal heimkommen, da ich nach einer Richtung fortgegangen war und von der entgegengesetzten zurückkam, weil ich eine Reise um die Welt gemacht hatte — nahm ich mein Junggesellenleben zwischen Klub, Café und Theater wieder auf. Ab und an erinnerte ich mich des großmütigen Versprechens des Prinzen und wunderte mich, von dem berühmten Geschenk noch immer keine Spur zu sehen. Wenn ich nach Hause kam, fragte ich jedesmal den Portier: „Ist nichts für mich angekommen?" — „Nichts."

Was ist denn das für eine Art und Weise, dachte ich, ein Prinz wie der und läßt sich wegen eines Geschenkes lumpen! Und manchmal, wenn ich abends allein am Fenster saß und an meine großen Reisen dachte, murmelte ich zu mir selbst: Komischer Kauz dieser Prinz ... Dann dachte ich allmählich nicht mehr daran und vergaß die Sache vollends.

Eines Abends wird an meiner Tür geklopft. Ich öffne, und vor mir steht ein Postbote, der mir ein Begleitschreiben des Prinzen Sivha und einen prächtigen indischen Elefanten bringt. Stellen Sie sich bitte da meine Verlegenheit vor! Aber konnte ich etwa das prinzliche Geschenk zurückweisen?! Unmöglich! Glücklicherweise war es ein friedliches Tier, eins der schönsten Exemplare dieser Rasse von Riesenviehchern, die den Völkern des fernen Ostens heilig sind. Von jenem Tag an war mein Leben zunächst eine Reihe von Ärgernissen, alles wegen des Elefanten. Ich mußte ihm sein Süppchen kochen, ihm einige gute Brocken zuwerfen wenn ich aß, ihn nachts schnarchen hören, lauter Dinge, die schließlich einen Mann wie mich, der Freiheit und Bequemlichkeit liebt, nicht gerade beglücken. Auch meine Arbeit begann darunter zu leiden. Stellen Sie sich vor, ob ich in Frieden schreiben und lesen konnte, während der Dickhäuter um mich herumschnaufte!

Ich nannte ihn Emir. Und ich muß gestehen, daß ich mich mit der Zeit sehr an ihn gewöhnte, ja, daß er mir geradezu ans Herz wuchs. Wachte ich auf, galt mein erster Gedanke seinem Frühstück. Oft badete ich ihn. Jeden Abend brachte ich ihn gegen 11 Uhr vor die Haustür. Und jeden Tag führte ich ihn ein wenig spazieren. Ich konnte doch das arme Tier, das an die Freiheit der wilden Dschungel gewohnt war, nicht den ganzen Tag in meiner kleinen Wohnung eingesperrt halten. Andrerseits konnte ich auch nicht meine Gepflogenheiten seinetwegen aufgeben. So wurde der Elefant der stete Begleiter meiner freien Stunden. Abends nahm ich ihn ins Café mit. Aber nach wenigen Tagen schon machte mich der Kellner mit schuldiger Höflichkeit darauf aufmerksam, daß die Gäste sich über die Anwesenheit des Riesentieres aufgeregt und schleunigst das Lokal verlassen hatten. Ich sah ein, daß ich das Lokal aufgeben mußte. Übrigens langweilte Emir sich tödlich im Café.

Im Klub erging es uns nicht besser. Von da an war Emir mein Kamerad. Er folgte mir zu meinen Verabredungen, ins Büro und zu all meinen täglichen Pilgerfahrten durch die Stadt. Ich erinnere mich noch an die peinliche Situation, als ich mich eines Abends verspätet hatte und ein Auto nehmen mußte: Armer Emir, wie muß es ihn ermüdet haben, zu Fuß daneben herzulaufen! Wenn ich ein bißchen Zeit hatte, ging ich mit ihm in den Park. Emir war mein treuester Freund geworden: gut, schlicht, bieder, zärtlich und anhänglich wie ein Kind. Er hatte einen sehr drolligen Charakter und war ein unschuldiger, fröhlicher Spaßmacher. Oft trompetete er mitten in der Nacht, und wenn ich dann aufstand, um zu sehen, was ihm fehlte, tat er, als ob er schliefe, um zu zeigen, daß er es nicht gewesen war. Aber sein halbgeschlossenes Auge verriet soviel befriedigte Necklust! Bisweilen versetzte er mir von hinten Stöße mit dem Rüssel, drehte sich dann ab nach der andern Seite und starrte die Decke des Zimmers mit verträumter Miene an, als ginge ihn dies alles gar nichts an. Mehr als einmal sandte er zur Mittagszeit mit dem Rüssel einen Wasserstrahl durch das offene Fenster auf den Eßtisch der mir gegenüberwohnenden Nachbarn und zog sich dann schnell zurück, um nicht gesehen zu werden. Aber die Nachbarn, die nun schon herausbekommen hatten, daß er es war, verlangten demonstrativ, daß der Spaß fortgesetzt werde, worauf sie vor Lachen schier platzen wollten.

(J. Hegenbarth)

Meine Koffer liebte Emir sehr, er übte sich, sie mit dem Rüssel aufzufangen. Nicht selten fand ich beim Nachhausekommen einen auf der Straße. Meine Wohnung war aber Bestandteil eines Mietshauses, und ich bekam Ärger mit einigen Bewohnern anderer Stockwerke. „Es ist ausdrücklich verboten", sagten sie, „im Hause Haustiere zu halten." — „Aber dies ist kein Haustier, meine Herrschaften." Sie hatten zwar recht, aber ich darum nicht unrecht.

Enrico, der Portier, grüßte zwar den Elefanten, wenn er vorbeiging ehrerbietig durch Abziehen der Dienstmütze, aber das tat er nur aus Respekt vor mir; in Wirklichkeit liebte er Emir ebenfalls nicht, und zwar, wie ich vermute, wegen der Sauberkeit der Treppen.

Emirs Lieblingsspiel war Versteckspielen. Mit ihm wurde ich wieder Kind. Sie hätten uns sehen sollen, wie wir uns in der Wohnung herumjagten! Von Zeit zu Zeit bereitete er mir Überraschungen. Eines Abends kam ich nach Hause und pfiff nach ihm. Kein Elefant war zu sehen. Ich rufe Emir, ich suche Emir. Kein Emir weit und breit. Zum Donner, wohin hat er sich denn verkrochen! Ich gucke in alle Zimmer, in die Küche, ins Badezimmer, auf den Balkon, hinter die Gardinen und rufe: „Emir! Emir! Emir!"

Nichts. Er hatte sich versteckt und freute sich diebisch über meine Verlegenheit. Nach einer halben Stunde vergeblicher Bemühungen ging ich zu Bett. Wie ich gerade einschlafen wollte, hörte ich etwas sich zwischen Bett und Fußboden bewegen. Was konnte denn das sein? Ich stand auf, sah nach, und wen oder was sah ich? Emir unter dem Bett, heimlich, still und leise, um nicht entdeckt zu werden!

Armer Emir, ich verlor ihn auf so dumme Weise! Eines Morgens war ich zerstreut und ließ die Wohnungstür offen. Er entwischte aus dem Haus, und ich hörte nie wieder etwas von ihm.

Vielleicht hat ihn die Sehnsucht nach den großen Wäldern in seine Heimat zurückgerufen.

(Berechtigte Übertragung a. d. Italienischen von A. L. Erne)

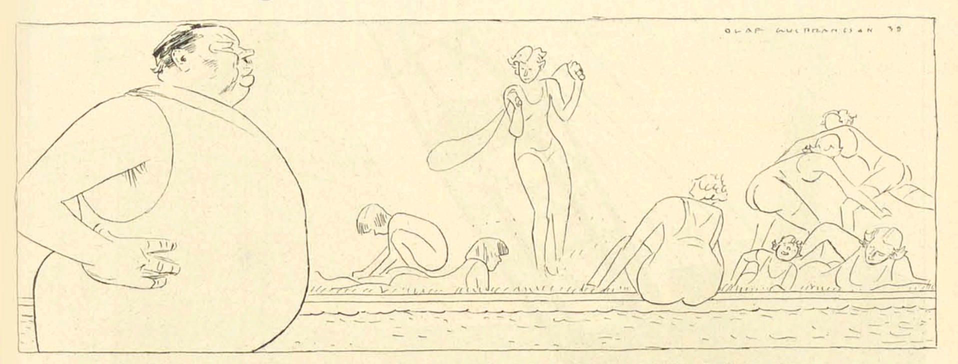
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

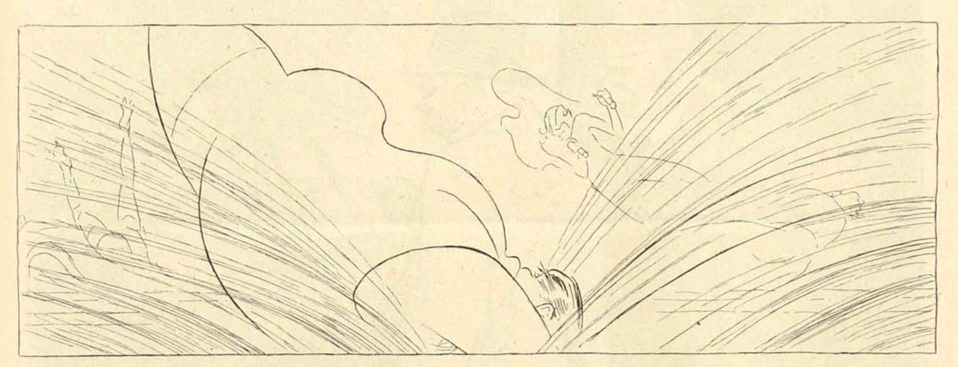
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die große Wasserverdrängung

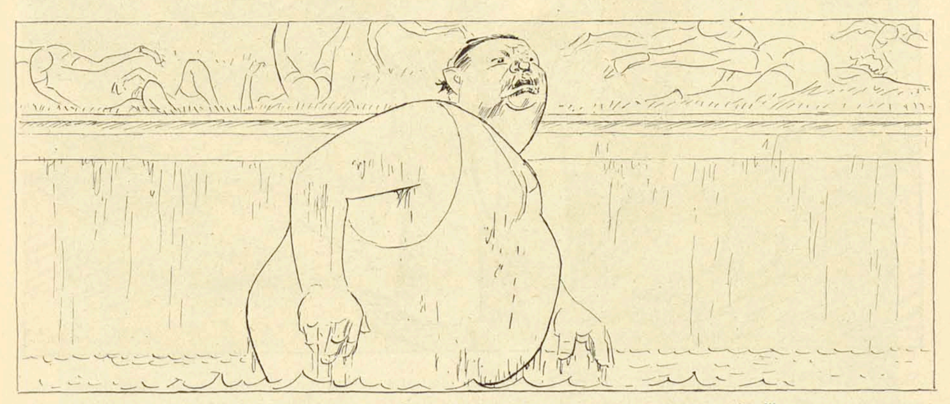
(O. Gulbransson)



Herr Lehmann holt zum Sprunge aus! Gewaltig wird der Wogenbraus!



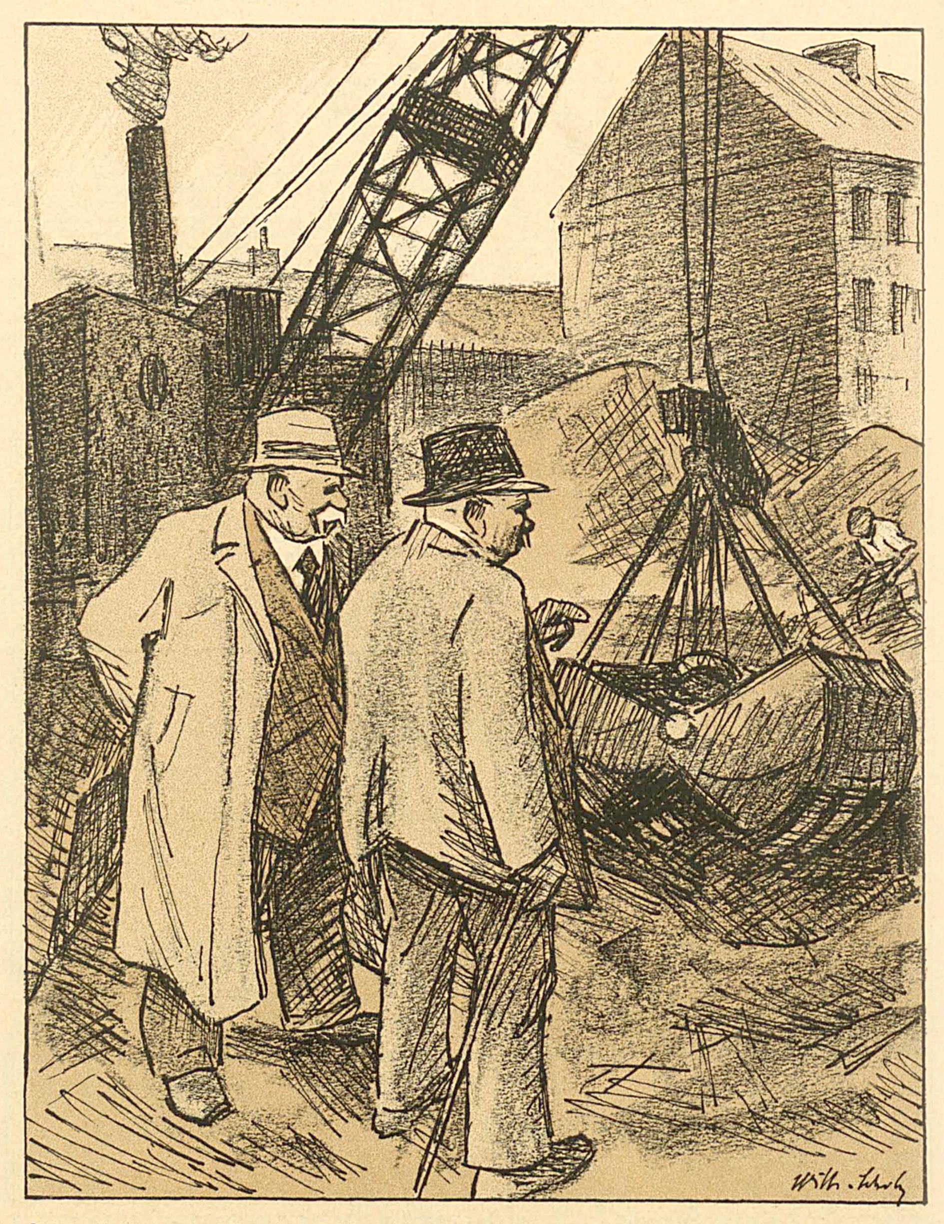
Die Wasser fluten übern Rand und spülen Weib und Kind vom Sand



Doch Lehmann denkt in seinem Sinn: „Wo ist das ganze Wasser hin!“

Nachruhm

(Wilhelm Schulz)



„Siehst, Alois, da war früher das ‚Goldene Lamm', wo sie jetzt aufgraben, da war unser Stammtisch, und wenn ich den Bagger so 'neinzwicken seh', muß ich immer an unsere Kellnerin, die mollete Lina, denken!"

München, 12. Juni 1938
43. Jahrgang / Nummer 23

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

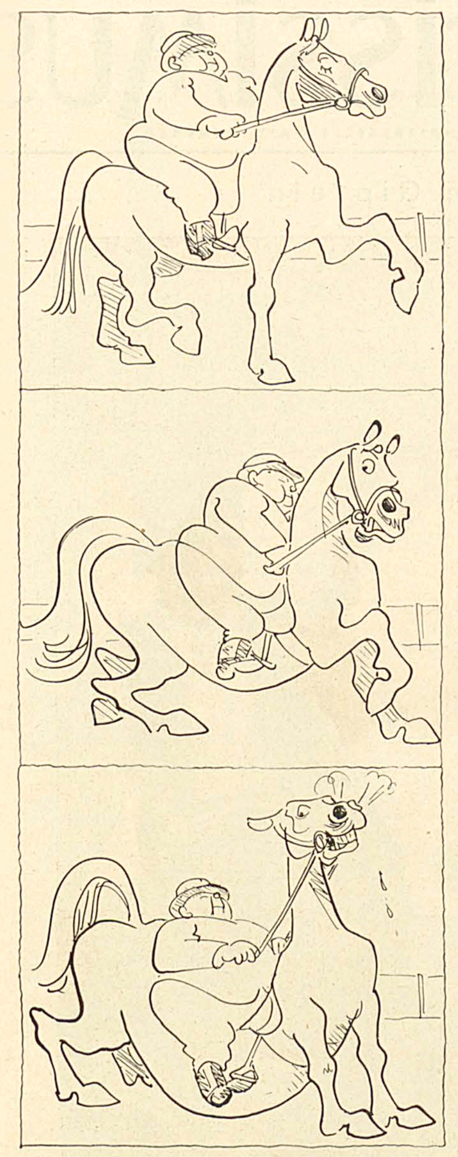
Über allen Gipfeln

(E. Thöny)



„Loisl, haben Sie auch eine Braut?" — „Oane? Schau i' aus wie a Depp?"

(Fr. Bilek)



Auf Biegen und Brechen!

Im Gras / Von Paul Verlaine

Abbé, du schwärmst. — Marquis, und dir
Sitzt die Perücke sehr verquer. —
— Der Cyperwein ist köstlich hier!
— Camargo, Euer Hals noch mehr! —

O Liebste! — Do mi so la si!
— Abbé, da sieht man deine Ränke. —
Potz Blitz, Ihr Damen, wenn ich Sie
Heut' nicht mit einem Stern beschenke!

— Schoßhündchen spielt' ich gar zu gern.
Nun wird dem Liebchen warm gemacht! —
Küßt eins ums andre! — Ei, ihr Herrn! —
Do mi sol. — He! Herr Mond — gut' Nacht!

Deutsche Nachdichtung von Gerhart Haug

Die Stelle ohne Strumpf!

Wenn Sie diese Zeilen bis zum Ende durchgelesen haben, weile ich nicht mehr unter den ordentlichen Menschen, denn Sie werden mich für ein durchaus verkommenes Subjekt halten, für einen Schlamper, für einen mit oben hui und unten pfui.

Aber ich muß mir das von der Seele schreiben, wie sich Goethe seine Iphigenie von der Seele schrieb, als er sich die Frau von Stein abreagierte.

Ich leide am Loch im Strumpf. So, jetzt ist es heraus. So, jetzt habe ich es meiner Zeit entgegengeschleudert. Jawohl, es kommt bisweilen vor, daß ich ein Loch im Strumpf habe. Haben Sie schon einmal von einem relativ anständig angezogenen Menschen in, sagen wir mal, mittlerer Einkommenslage gehört, daß er es auszusprechen wagt, er habe ein Loch im Strumpf. Ich nie! Wohlgemerkt, ich rede hier nicht von heruntergefallenen Maschen der Damenstrümpfe. Du lieber Gott, das kann jeder mal passieren. Nein, nein, ich meine das richtige runde Loch, das Hausfrauen über den Stopfpilz ziehen und mit einer etwas anders gefärbten Wolle stopfen, niemals mit der gleichen; das ist halt auch so eine Sitte.

Jetzt könnte ich Ihnen vorschwindeln, daß, als ich sie am Morgen anzog, die Strümpfe vollkommen heil und fehlerlos waren. Das würden Sie vielleicht tun oder das würden Sie sicher tun, aber ich will ja bei der Wahrheit bleiben, und so sage ich denn, es kommt vor, daß ich Strümpfe mit Stellen an denen kein Strumpf ist, mit vollem Bewußtsein in der Frühe anziehe.

Was werden Sie jetzt von meinem Hauswesen denken? Ich wähle hier mit Vorbedacht das Wort Hauswesen, weil es die Möglichkeit einschließt, sich darunter einen zur Zeit unverkäuflichen Herrensitz oder zum mindesten ein Einfamilienhaus mit Garage und Hypothek vorzustellen. Sie werden also jetzt mein Hauswesen für recht fragwürdig halten. Nein und nochmals nein, ich lebe in geordneten Verhältnissen, aber wissen Sie, wenn ich morgens meine Strümpfe angezogen habe und merke, daß sie schadhaft sind (ach wie delikat habe ich das ausgedrückt), so kann ich mich bei der mir zur Verfügung stehenden kurzen Zeit einfach nicht entschließen, sie wieder auszuziehen und mir neue aus dem Schrank zu holen. Dann mache ich es einfach so, wie Sie es auch machen, und denke mir, wenn's jemand merken sollte, werde ich sagen: „Donnerwetter, das muß jetzt gerade hereingekommen sein." Bemerken Sie wohl „hereingekommen", so wie ein Meteor ohne Schuld der Erde irgendwoher aus dem Weltraum herunterfällt.

Na und wer soll es auch schon bemerken? Höchstens doch das Fräulein in dem Laden, in dem ich mir ein Paar Schuhe kaufe. Zu der sage ich dann: „Donnerwetter..." (wie oben).

Ich würde allerdings so herzlich gerne einmal sagen: „Sieh da, ein Loch im Strumpf, na, da haben wir aber Glück, sonst sind sie viel größer." Doch dazu habe ich noch niemals den Mut gehabt.

Da ich bemerkt habe, daß man immer an der gleichen Stelle seinen Strumpf durchbohrt, sagen wir mal an der großen Zehe, so habe ich schon den Plan erwogen, diese Stelle sauber und mit bunter Wolle säumen zu lassen, um einerseits dem von der Natur gewollten Loch nicht im Wege zu stehen, andererseits um der Menschheit anzuzeigen: „Achtung, hier soll ein Loch im Strumpf sein." Aber dazu hat sich bisher noch kein weibliches Wesen überreden lassen.

Foitzick

Die Münchner Untergrundbahn

(O. Gulbransson)



„Also das mit der U-Bahn ist so: Die Maßkrüg' san die Rammpfähle . . .

. . . darüber kommt a Betondecken, grad wia dös Papier . . .

. . . und da fahrt die Bahn pfeilgrad durch . . .

. . . bloß natürlich noch viel sicherer!"

Das Ärgernis

(K. Heiligenstaedt)



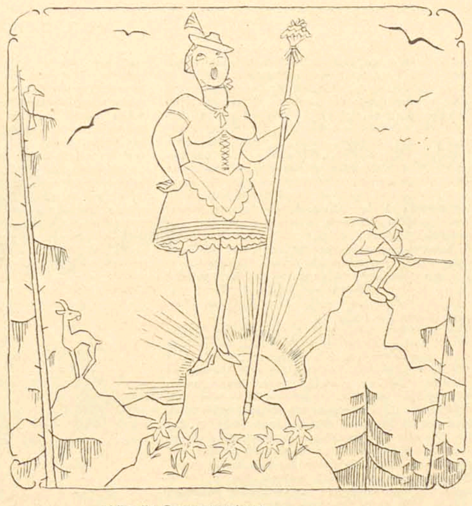
„Paß doch auf, Kind, da drüben kommen Leute!" — „Na, bis jetzt hat sich noch niemand über meine Beine beschwert!"

Die unsterbliche Romantik

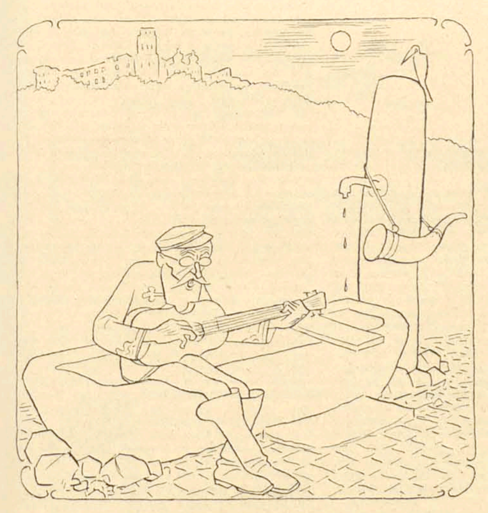
(Karl Arnold)



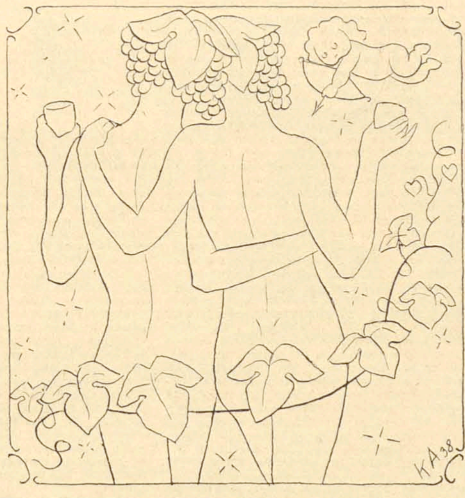
Ein rheinisches Mädchen,
Beim rheinischen Wein,
Im rheinischen Städtchen,
Kann's rheinischer seihhhn?



Wo die Sennrin singt
Über Berg und Tal,
Dort wo's Gamserl springt
Und a Wassafall,
Wo beim Alpenglühn
Froh a Büchserl knallt
Tun die schönen Edelwoaßerl blühn.



O alte Burschenherrlichkeit
Am Brunnen vor dem Tore,
Zu Heidelberg, am Neckarstrand
Da war mein Schatz, die Lore.
O jerum, jerum, jerum,
Die schöne Zeit ist herum.



In Grinzing blühen die Reben,
In Grinzing sprudelt der Wein,
In Grinzing nur möchte ich le-he-ben,
Drum Grinzinger Mädel schenk ein –
Drum Grinzinger Mädel schenk ein.

Wochenend mit Hindernissen

VON BERNARD SHAW

Da ich kein geborener Städter bin, habe ich keine Illusionen über das Landleben. Die holperigen, knöchelverstauchenden Straßen; die staubigen Heckenzäune; der Graben mit seinen toten Hunden, Brennesseln und Schwärmen giftiger Fliegen; die Scharen von Kindern, die irgend etwas quälen, der dumpfe, vorzeitig gealterte Landarbeiter, der wüste Landstreicher; die Düngerhaufen mit ihrem scheußlichen Geruch; die Kette von Meilensteinen von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Friedhof zu Friedhof: an all dem schleppe ich mich vorbei, bis mir ein entfernter Telegrafenmast oder eine Signalstange ankündigt, daß der gesegnete Rettungszug, der mich nach der Stadt zurückbringt, greifbar ist. Der Weg von der Dorfstraße zum Bahnhof ist ein Sprung über fünf Jahrhunderte vom rohen Stumpfsinn der Tyrannei der Natur über den Menschen in die Ordnung und Aufgewecktheit geregelter Herrschaft des Menschen über die Natur.

Und trotzdem ließ ich mich vergangene Woche von meinem Freund Harry Salt und seiner Frau dazu überreden, „zu den herrlichen Hügeln von Durrey hinauszukommen und bis zum Montag zu bleiben". Salt, ein in vielen Dingen ungewöhnlich vernünftiger Mann, ist ins Landleben vernarrt und besitzt ein Haus in einem Tilford genannten Nest, das auf der Strecke nach Farnham liegt, in das er sich von Zeit zu Zeit zurückzieht und wo er sich von Pilzen aus der Umgegend ernährt und Artikel schreibt, die diese Art Diät befürworten. Er hegte keinen Zweifel, daß ein Tag in Tilford mich von der Landflucht zur Landsucht bekehren würde. Und da er ein angenehmer Gesellschafter für einen Spaziergang und ein Gespräch ist, stimmte ich schließlich dem Wunsche zu und erklärte mich sogar bereit, auf den Gipfel eines landschaftlichen Schwindels namens Hindhead geführt zu werden, um mir von dort aus die Dünen der Südküste und vor allem den Platz zeigen zu lassen, wo drei Männer dafür gehängt worden waren, weil sie jemanden ermordet hatten, der sie dazu überredet hatte, mit ihm einen Landspaziergang zu machen.

London war sauber, frisch und trocken, als ich mich auf den Weg zum Waterloo-Bahnhof machte, nachdem ich zu der unnatürlichen Stunde von 6 Uhr morgens am Sonntag früh aufgestanden war. Ich klappte ein Buch auf und achtete darauf, zwischen den Haltestellen nicht aus dem Fenster zu schauen, bis wir Farnham erreichten. Wie üblich auf dem Lande in England, regnete es heftig. Ich fragte nach meinem Weg nach Tilford und wurde belehrt, ich solle sechs Kilometer oder so etwas schnurgeradeaus gehen. Da ich nichts mitgenommen hatte, was Salts Gefühle hätte verletzen können, indem es mein Mißtrauen gegen sein ländliches Paradies verriet, war ich ohne Regenschirm, und das Paradies — wie sich von selbst versteht! — zog alle Vorteile aus dieser Unterlassungssünde. Ich kenne die Dünenerhebungen der Südküste nicht; aber ich kann für beides bürgen: für das Hinauf und das Hinunter, so weit es die Straßen von Surrey betrifft. Zwischen Farnham und Tilford sind nahezu ein halbes Dutzend Hügel und nicht eine Unterführung. Über diese Erhebungen kletterte ich bergauf auf meinen Zehen und schoß bergab auf meinen Fersen, wobei ich bei jedem Schritt ein klebriges Sumpfloch voll flüssigem Gummi machte. Als die Landschaft weniger bewohnt wurde, kam der Regen heftiger herunter, verwandelte mein Buch in einen Brei und übertrug das Rot des Umschlags auf meine regengesättigte graue Jacke. Eine imprägnierte Spielart von Vogel, der über mich aus einem Getreidefeld her vor Lachen schrie, lehrte mich besser als früher verstehen, warum Vögel gewöhnlich abgeschossen werden. Die Straße führte jetzt an einem Kiefernwald vorüber, mit einem üppigen Teppich von nassem Moos und einem Schild „Betreten verboten". Wirklich, es lohnte sich, 60 Kilometer weit zu reisen, um dann durch die Engherzigkeit eines Landedelmanns wieder am Anfang zu stehen. Meine Ärmel klatschten zu der Zeit kalt gegen meine Handgelenke. Während ich meine Arme verzweifelt herunterhängen ließ, um die unangenehme Rückstoßwirkung herabzumindern, schaute ich auf meine feucht-klebrigen Knie herunter — und entlud sofort eine Kanne Regenwasser und schwarzen Farbstoff von meinem Hutrand über sie. Da mußte ich laut auflachen, ganz wie ein aufs Rad geflochtener Verbrecher bei der zweiten knochenbrechenden Drehung zu lachen pflegte. Einen oder zwei weitere Kilometer Tretmühle und glitschige Sumpflöcher, und ich kam zu dem Vorposten eines Dorfes mit einem Fluß, der in einem Bett wundervoll farbigen Wucherkrauts dahineilte, und von einer nach dem Grundsatz des gotischen Spitzbogens erbauten Brücke überspannt war, um so den größtmöglichen Kraftaufwand aus den Pferden herauszuholen, sowohl wenn sie auf der einen Seite den Karren hinaufzogen, als auch um die Wagen daran zu hindern, sie zu überrennen, wenn sie jäh auf der anderen hinabglitten.

(R. Kriesch)



Das war endlich Tilford, unbewohnt, soweit ich sehen konnte, ausgenommen von einem Mann, dessen sauere Blicke mich — deutlicher als Worte es könnten — fragten, was zum Teufel ich hier wolle? Dann ging es einen neuen Hügel zwischen Gemeindehaus und Kirche hinauf, und hinaus auf ein ungeschütztes Stück Landstraße, wo der Wind und Regen einen letzten ungehinderten Guß auf mich losließen. Salt irrt sich, wenn er glaubt, er wohne in Tilford; in Wirklichkeit wohnt er beträchtlich weit hinter diesem Ort, und ich war gerade im Begriff umzukehren, solange ich noch Kraft genug hatte, um nach London zurückzukehren, als er mich von seiner Türe her mit dem entzückten Ausruf begrüßte: „Da ist er ja!" und strahlte, als lasse meine Verfassung nichts zu wünschen übrig. In einem Nu erfüllten meine Kleider die Küche mit Dampf und ich — in Kleider gesteckt, die Salts Schwager gehörten, einem vielversprechenden Dichter, dessen Figur ein wenig anders ist als meine — machte es mir, mit der Lektüre der letzten Entdeckungen meines Gastgebers in örtlicher Pilzkunde beschäftigt, bequem.

Meine Kleider trockneten rasch. Zeitig am Nachmittag zog ich sie wieder an, und fand sie an die fünf Zentimeter kürzer und enger, aber warm und trocken. Trotzdem hatte ich einen Niesanfall und Mrs. Salt brachte ein Fläschchen Kampferspiritus herbei. Nicht vertraut mit der heftigen Natur dieses Mittels, nahm ich unvorsichtigerweise einen ganzen Löffel voll davon. Es brachte mich fast um; aber ich hatte die Befriedigung, als ich wieder zu mir kam, einigermaßen sicher zu sein, daß der Influenza-Bazillus das nicht überlebt hatte. Dann gingen wir, da der Regen aufgehört hatte, zu einem Spaziergang aus und folgten der Straße zwischen den Hügeln, die wie eine Reihe nasser Schafe unter dem bewölkten Himmel waren. Schließlich kamen wir auf die Hochebene hinaus, wo der Schmutz durch weichen Triebsand und Heidekraut ersetzt war, das der heftige Wind, der von der Nordsee her wehte, schon trocken gefegt hatte. Der Teich von Frencham, wie ein seiner Maschinerie beraubtes Wasserwerk, lag leewärts von uns, von Kopf bis Fuß bei jeder Bö überrieselt. Ich hatte Mitleid mit ihm und blickte verstohlen auf Salt, um zu sehen, ob die unaussprechliche Trostlosigkeit der Szenerie ihn nicht betroffen gemacht habe. Er war aber daran gewöhnt, und als wir heimgingen, fing er an, für den anderen Tag einen Ausflug nach Hindhead zu entwerfen. Allein schon der Vorschlag verursachte bei mir einen neuen Niesanfall.

Am nächsten Morgen stand ich um 7 Uhr auf, um die Sonne zu sehen und die Vögel zwitschern zu hören. Ich fand jedoch, daß ich vor ihnen aufgestanden war. Und ich sah und hörte sie erst wieder, als ich in der Stadt zurück war. Salt war selig, denn der Wind kam aus Nordost, also konnte es unmöglich regnen. Wir brachen daher nach dem Frühstück nach Hindhead auf durch einen Nebel, der die Kühe wie Mammuts aussehen ließ und die Hügel wie Bergketten. Als wir so recht außer Reichweite jedes Unterstands waren, setzte der Regen ein. Salt erklärte, er würde nicht der Rede wert sein, der Regen könne sich nie gegen den Nordostwind halten. Trotzdem tat er das. Schließlich kamen wir — nachdem wir Strecken hinauf und hinunter geschliddert und gestapft waren, von denen Salt behauptete, es seien Wiesen, die aber in Wirklichkeit sich reißend schnell füllende Betten von Lehmbächen waren — nach Hindhead, das genau wie die anderen Hügel auch war. Wir konnten einander, geschweige denn die Südküste, kaum noch durch den Nebel sehen. Man zeigte mir die Stelle, wo die Männer gehängt worden waren, und ich kann nicht leugnen, daß ich eine gewisse rachsüchtige Befriedigung bei dem Gedanken verspürte, daß jemand hier seinen wohlverdienten Lohn empfangen hatte.

Als wir zum Heimweg aufbrachen, war Salt bester Laune. Die Entdeckung eines nassen Tages bei Nordostwind machte ihn so stolz, wie die Entdeckung eines Kometen einen Astronomen. Was Mrs. Salt betrifft, so war der Schluß, den sie aus alledem zog, der: ich müsse an einem anderen Tag wieder herkommen. Der Regen hatte für sie nicht mehr Bedeutung, als ob sie eine Ente gewesen wäre; und ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, ob nicht ihr Straßenkleid in Wahrheit ein geschickt ausgedachter Badeanzug war. Sie schien restlos glücklich, obwohl sogar die Schafe jammernd zum Himmel blökten und eine Kuh, der ich im Vorbeigehen einen freundlichen Klaps gab, so vollgesogen war, daß das Wasser in meinen Ärmel bis zur Achselhöhle hinauf hochspritzte. Der Hauptgesprächsstoff des Ehepaars Salt, während wir auf den Hügeln waren, war die Gutmütigkeit ihres Hundes „Nigger", dessen Bewegungen in Richtung auf die Schafe Salt inzwischen sorgfältig zu vereiteln suchte. Ehe wir heimkamen, enthielten meine Kleider dreimal soviel Wasser, als sie am Tag zuvor gesammelt hatten. Als ich sie wieder an mich nahm, schienen sie in einer Notlage von einem sehr jungen Bruder geborgt zu sein.

Ich brauche meinen Marsch zurück nach Farnham nach dem Essen nicht zu beschreiben. Es regnete den ganzen Tag. Aber wenigstens näherte ich mich London!

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenseil.)

Ein Belgrader Bürger hat der Öffentlichkeit sein empörtes Vaterherz ausgeschüttet, indem er sich mit grimmigen Briefen an die Belgrader Blätter und Behörden wandte; und zwar gilt sein Zorn der Art und Weise, in der seine Tochter Deutsch lernt. Nicht, daß er gegen das Erlernen der deutschen Sprache an sich etwas einzuwenden hätte — er selbst war sogar der Urheber dieser linguistischen Bemühungen. Denn als das Mädchen, eine fünfzehnjährige Gymnasiastin, aus der Schule eine schlechte Note im Deutschen nach Hause brachte, empfahl er ihr statt eines manchmal für junge Mädchen nicht ungefährlichen Hauslehrers einen brieflichen Sprachkurs, und er bestellte und bezahlte auch gleich die ersten acht Lieferungen, von deren Modernität und Güte er in Inseraten gelesen hatte. Und nur aus pädagogischem Interesse las er selbst sich die ersten Seiten durch — — um zu seinem väterlichen Entsetzen bereits auf Seite 8 des ersten Briefes auf die folgende „Deutsche Konversationsübung" zu stoßen, die er nunmehr veröffentlicht:

„Schönes Fräulein, geben Sie mir einen Kuß!"

„Wann gehen Sie schlafen?"

„Ist es möglich, daß ich Ihnen Gesellschaft mache?"

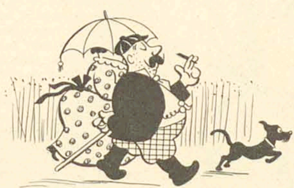
„Es wäre uns wärmer, wenn wir zusammen schlafen können."

— Und diese zwar sprachlich nicht ganz einwandfreie, aber jedenfalls originelle Konversationsübung für fünfzehnjährige junge Damen fand der empörte Vater bereits auf Seite acht. Was sich erst auf Seite hundert ereignen wird, ist unvorstellbar . . .

*

Der Landwirt B., ganz jung verheiratet, war mit seiner Frau über die Äcker gegangen, um nach dem Stand der jungen Saat zu schauen. Als sie heimgekehrt waren, bemerkte er zu seinem großen Leidwesen, daß er von seiner Uhrkette ein goldenes Medaillon verloren hatte. Gerade dies war ihm ein besonders liebes und wertes Stück, weil es, als ihr erstes Geschenk, das Bild seiner Braut enthielt.

Doppelt groß war seine Freude, als schon am



(O. Nückel)

nächsten Tag der alte Laux, einer der Unteraufseher, in sein Arbeitszimmer trat, das offene Medaillon in der Hand.

„Nanu, Laux, wie und wo haben Sie denn das gefunden?"

„Na Herr," erwiderte Laux, „jenau so wie es jetzt da is! Also ich jeh heute früh durch den Schlag an der Chaussee und guck nach die Saat, auf einmal jlotzt mich von der Erde her was an, ich denk ja, mir laust der Affe — da is es die jnädije Frau!"

*

Mariannchen hat genascht. Die leere Schüssel ist Beweis genug, wenn auch die Übeltäterin zu leugnen trachtet. Es ist nicht wegen der Johannisbeeren. Doch daß das Kind die Missetat nicht eingestehen will, empört die Mutter außerordentlich. „Zur Strafe", sagt sie streng, „geht Vati heute ohne dich zur Kirmes."

Nun, mit der Zeit verraucht so mancher Zorn, und also nimmt auch Mutti sich die kleine Sünderin noch einmal vor.

„Wie ist es, — willst du jetzt die Wahrheit sagen? Du hast die Schüssel leergenascht, nicht wahr?!"

Mariannchen nickt — im Hinblick auf die Kirmes. Die Mutter ist erfreut, und da sie es nicht liebt, die Unarten des Kindes ihrem Mann noch einmal aufzutischen, ist die Verstimmung somit beigelegt. —

Hochrot und überglücklich kehrt Mariannchen wieder. Der Vater, etwas blaß, verschwindet in der Stube, Mariannchen aber eilt zur Mutter in die Küche.

„Ach, es war herrlich!" ruft sie freudestrahlend. „In einem Karussell bin ich gefahren, Vati auch, da war noch mal ein kleines Karussellchen drin, das hat sich immer schneller und schneller herumgedreht, ganz schlecht ist Vati davon geworden, und — siehst du, Mutti", fährt sie triumphierend fort, „ich hab dir's gleich gesagt, daß ich es nicht gewesen bin . . . der Vati war's! Und wenn du es nicht glaubst, kannst selber nachschaun gehn . . . gleich hinterm Karussell!"

*

Seit kurzem hat das kleine Servierfräulein im Café Leisegang den Spätdienst übernommen. Sie ist noch schrecklich jung. Ich fragte sie daher, ob sie das lange Aufbleiben nicht zu sehr anstrenge.

„Ach, das ist nicht so schlimm", entgegnete sie, „daran gewöhnt man sich. Das einzige ist, daß ich dadurch so selten mit meinem Freund zusammenkommen kann."

„Na, könnte Sie die andere Kellnerin nicht hin und wieder mal vertreten?" fragte ich hierauf.

„Ach nein", erwiderte sie errötend, „das würde ich nicht gerne sehn . . . und außerdem ist sie ihm auch zu mollig!"

(Hanna Nagel)



„Wünschen Sie Ihr Porträt mehr heroisch oder ähnlich, Herr Doktor?"

USCHI AUF DEM LAND

VON T. W. BERGSON

Die reizende, aber kinderlose Tante Lotte hatte Uschi für die großen Ferien zu sich eingeladen. Sie erzählte ihr von den Kühen und ihren kleinen Kälbern, von den Schafen und den winzigen, weißen Lämmchen, von den Brahmaputrahühnern und ihren Küken, die wie Stiefmütterchen aussähen und putzige Federhöschen anhätten. Und von dem Hof, der auf einem Berg in Bayern läge und von der Gebirgskette ringsherum.
Uschi war selig. Die Gebirgskette interessierte sie zwar weniger, aber Kühe waren ihre ganze Leidenschaft. Sie wollte deshalb auch nur einen Mann mit Kühen heiraten, die sie füttern, striegeln und weiden würde, und vielleicht auch reiten. Sie fand das prima.
Im übrigen war sie ein magerer, blasser, springlebendiger, zwölfjähriger Hering aus Hamburg, liebte Old Shatterhand mit seinem Winnetou und Zane Gray und seine bescheiden großmütigen Helden, und wünschte nichts sehnlicher, als im Wilden Westen auf wilden Mustangs wilde Büffel zu jagen. Aber für den Anfang waren oberbayerische Gebirgskühe auch ganz schön. Hauptsache war, daß sie riesige Hörner hatten. Und so übte sie sich schon vier Wochen vor den Ferien in der oberbayerischen Tiersprache: „Höh — Luader, dammisches — geh umi!" Dabei haute sie dem alten, griesgrämigen Dobermann des Nachbarn auf das dicke Hinterteil; er knurrte sie zwar tückisch an, doch ließ sie sich davon nicht beeindrucken. Cowboys (auch angehende) fürchten weder Tod noch Teufel noch Dobermänner, hatte Vati gesagt.
Tante Lotte holte in Rosenheim ein grünlichbleiches, kleines Etwas ab, dem von der langen Bahnfahrt speiübel geworden war. Kopfschüttelnd überlegte sie sich, was sie für das arme Kind tun könne; denn wenn sie auch sonst eine praktische, in allen Dingen bewanderte Frau war — mit Kindern und ihrer Behandlung in besonderen Fällen kannte sie sich nicht so recht aus. Nach einigem Nachdenken gab sie ihr Kaffee mit einem Schuß Kognak verdünnt zu trinken und freute sich, als die Kleine munterer wurde. Dann ging es hup-hup ins Gebirge, das Uschi mit etwas schwerer Zunge einfach prima fand. Bald war man am Ziel. Es gab Händchen und unsichere Knixchen, Milch, Rührei und Bauernbrot, und nun sah die Welt schon ganz manierlich aus.
Zappelnd und sehnsüchtig blickte sie den netten, großen, gelassenen Onkel Hans an, der so gut nach Stall, Mist und Heu roch. Er nickte ihr verschmitzt zu, rief Betti, die Stallmagd, und fünf Minuten später war Uschi für Stunden nicht mehr gesehen — nur noch gehört: „Geh umi, Luader, dammisches, willst du wohl!"
Abends erschien sie, penetrant nach Mist und Stall duftend, mit einem riesigen Butterbrot in der Stube und fand alles durchaus prima. Die Kühe hätten keine Angst vor ihr, meinte sie, im Gegenteil, sie hätten sie direkt hilfeflehend angeguckt, weil der Stier immer auf sie drauf klettern wollte. Aber an ihre Maulschellen würde er denken, schloß sie triumphierend.
„Das ist kein Stier, sondern ein Ochse", erklärte Onkel Hans ärgerlich. „Und der soll gar nicht mit auf die Weide, das Mistvieh!"
„So?" fragte Uschi verdutzt. „Ein Ochse? Woran merkst du das?"
Onkel Hans meinte etwas betreten und kurz, das wüßte man einfach. Womit Uschi sich nur ungern zufrieden gab, sie war ein wissensdurstiger Mensch. Aber Onkel Hans verließ eilig das Zimmer.
In den nächsten drei Tagen hatte sie viel zu tun. Sie mußte beim Melken helfen, beim Striegeln, beim Ausmisten, nichts ging ohne sie. Und vor allem gehorchte das Viehzeug nicht, wenn sie nicht dabei war. Sterndl, die älteste und größte Kuh, die mit ihren riesigen gebogenen Hörnern am gefährlichsten aussah, hatte sich Uschi zur Dressur ausgesucht. Sie wollte ihr das „down" beibringen, das sie bei den Dobermann gesehen hatte. Dann wollte sie „hoch zu Kuh" die anderen auf die Weide führen, wie sie Bettie anvertraute. Sie fand das praktisch und bequem.
Am Abend des vierten Tages kam sie aufgeregt angerannt. „Onkel Hans! Betti sagt, Sterndl rindert! Sie will absolut zum Stier und ich darf mit! Du, Onkel Hans, was will sie denn da?" Onkel Hans zog den Kopf etwas ein und sah sie unsicher an; er warf der Tante Lotte einen hilflosen Blick zu und knurrte etwas von lieber dableiben.
„Aber ich muß doch mal einen richtigen Stier sehen", beharrte Uschi. „Er soll ganz wild sein! Vielleicht kann ich den dressieren! Und überhaupt, was ist das: rindern? Betti sagt, Sterndl ist ganz narrisch, ist das schlimm? Und Lambi hat gestern auch gerindert, sagt Betti und sie hätte nichts zu tun als egal zum Stier zu rennen. Ist die auch krank?"
Angestrengt suchte Onkel Hans etwas unterm Tisch. Aber Tante Lotte meinte plötzlich kurz und bündig: „Komm mal mit. Ich werde dir das erklären."
Und sie erklärte. Also: Kühe wollten doch kleine Kälber haben. Und das wäre doch sehr schön. Und die Natur wollte das auch! Aber so ein Kälbchen könnten sie nur kriegen, wenn sie zum Stier gingen. Das hätte sich die Natur nun mal so ausgedacht. Ja, das wäre nun mal so. Und deshalb ritte der Stier ein bißchen auf der Kuh und dann bekäme sie ein Kalb. Und die Kuh wäre schon vorher so froh und glücklich, sie schlüge vor Freude aus und machte Bocksprünge. Daran merkte man es. Es wäre, wie gesagt, ganz natürlich und die Natur hätte das großartig eingerichtet! Alles was die Natur verlangte, wäre wunderbar und erstaunlich! Aber kleine Mädchen möchte der Stier nicht leiden, deshalb sollte sie nicht mitgehen. Punkt. Und nun marsch ins Bett!
Nach dieser Rede trocknete sich Tante Lotte die Stirn. Im übrigen fand sie, daß sie sich glänzend aus der Affäre gezogen und das arme Kind gleichzeitig aufgeklärt hätte. Die Eltern würden froh sein. Uschi fand das auch. Vor allem das mit der Natur wäre geradezu prima! Und ihren Eltern wollte sie es auch erklären, solche arme Stadtleute hätten ja keine Ahnung von Natur.
Um halb acht am nächsten Morgen kam Uschi die Treppe in Galoppsprüngen heruntergetanzt. Die Familie saß vor dem Haus und genoß das reichliche Frühstück und die wunderbare Natur. Uschi haute mächtig ein; Honigbrot und Rührei waren ihre Lieblingsgerichte. Mit dem letzten Bissen im Munde erklärte sie:
„Schön ist es bei euch! Ich möchte immer hier bleiben. — Hach!!"
Sie hob die Arme und wirbelte herum. Gleich darauf wälzte sie sich im Gras und versuchte zu jodeln. Dann antwortete sie mit einem schrillen Kikiriki dem Hahn, und mit Bazi, dem oberbayerischen Lackel von Scotchterrier, bellte sie um die Wette. Plötzlich stutzte sie; sie richtete sich auf, sah Onkel Hans strahlend an und rief: „Ach, ist die Natur schön! Ich bin so vergnügt und lustig, ich möchte lauter Purzelbäume schlagen!" Und dann jubelte sie heraus: „Onkel Hans! Ich glaube, ich rindere!!"

Regenabend mit Wilhelm Raabe

(Wilhelm Schulz)



Es regnet schon seit heute früh.
Vergrämt vom Stubenhocken
greif' ich nach meinem Parapluie
und mach' mich auf die Socken.

Behutsam und mit Vorbedacht
umstelz' ich alle Pfützen.
Ein Auto hält's für angebracht,
mich neckisch zu bespritzen.

Und wieder eins — und wieder eins!
Sie treiben's, wie sie mögen!
O Welt des Lärms, der Hast, des Scheins,
ist das noch ein Vergnögen?!

Spazier' ich weiter? Kehr' ich um?
— Ich wähl' die goldne Mitte
und lenke nach dem „Brummersumm"
die kummervollen Schritte.

Da treff ich alle, Mann für Mann:
Stopfkuchen und die Seinen . . .
Tiefsinnig schweigen wir uns an
und sind mit uns im reinen.

Ratatöskr

HEIMKEHR EINES WELTREISENDEN

VON ERNST HOFERICHTER

In Laubbach tropfte das Regenwasser aus den Dachrinnen. Südwind wehte einige Papierfetzen am Rinnstein entlang und vor dem Friseurladen klapperten die Messingschalen.

Beim Kuglerwirt standen die leeren Bierfässer vor dem Haustor, der Schlossermeister Feichtel fluchte auf seine Lehrbuben ein, im Gemischtwarenladen von Maria Weinzierl roch es nach Katzen — und es war so wie alle Tage, obwohl heute der Weltreisende Anton Loichinger nach zweijähriger Abwesenheit wieder in seiner Vaterstadt erwartet wurde.

Nur wer tiefer in die kleine Stadt zu schauen vermochte, der konnte da und dort freudige Erregung und Spuren verhaltener Neugierde wahrnehmen. Im Nebenzimmer vom Georgibräu wurden die Wände mit Tannengrün und farbigen Girlanden geschmückt. Der Metzger stand vor dem Eingang auf einer Staffelei und schlug die Nägel für die Kranztafel „Herzlich Willkommen" in die Mauer. Jeden Schlag begleitete er mit dem frommen Spruch: ...„obst eini gehst, du Krippl ... wart, dir hilf i ... verreck do glei ... du Bluatshund, du bluatiger ...!" Damit war aber nur der widerspenstige Haken und nicht der festliche Gast gemeint.

Beim Glaser Vordermeier war die ganze Familie freudig bewegt. In diesem Hause hatte der Weltreisende vor seiner Abfahrt jahrelang gewohnt und die Vordermeierschen fühlten sich sozusagen als Sprungbrett, von dem aus sich der Abenteurer nach allen fünf Erdteilen federn ließ. Hier traten die Vorbereitungen zum Empfang am feierlichsten zutage. Mittags saß die Familie um ein gemeinsames Fußbad herum. Und während man unterm Tisch einige große Zehen spielerisch plätschern hörte, suchte der Vater Vordermeier auf einer Landkarte mit dem Zeigefinger die Ozeane der Welt nach den tiefsten und dunkelblauesten Stellen ab.

„... sakra ... sakra ... achttausend Meter is in China hinten unter eahm abi ganga ... da wenn er dersoffa war ...!" Diese Gefahr wurde so plastisch, daß der Vater unwillkürlich schnell seinen Finger von dieser Tiefe abrückte und zu seichteren Stellen hinzog. „... zwoahundert Meter ... dös geht ... da war's mit'm Ersaufa schon handsamer g'wesn ..." schnaufte er an Stelle des Weltreisenden erleichtert auf.

Frau Vordermeier gruppierte nachträglich um den Tollkühnen die Lebensgefahren auf ihre eigene Art. Sie sah ihn von wilden Tieren zerrissen und von giftigen Schlangen umzingelt. Statt in einem Goldrahmen, erblickte sie sein Porträt von Raubtierzähnen eingefaßt — und durch den Gedanken, daß er heute Abend zurückkehren würde, ließ sie ihn wie durch ein Wunder immer wieder der Gefahr entrinnen.

Fräulein Emma Vordermeier bügelte Quetschfalten in ihr erdbeerfarbiges Seidenkleid und stellte sich sein Gesicht abwechselnd mit und ohne Schnurrbart vor. Und so versank sie in dieses Spiel, daß sie sich plötzlich ertappte — wie sie ihm in Gedanken einen Vollbart wachsen ließ. Ein energischer geistiger Ruck rasierte das wilde Gestrüpp wieder aus seinem Antlitz. Und bis zum Abend gab sie ihm nur mehr ein bartloses Lächeln wie auf Seifenplakaten.

Als der Schnellzug abends acht Uhr zwanzig in die Station Laubbach einfuhr, glaubten einige Herren des Empfangskomitees ganz unbewußt, daß heute die Maschine besonders schwitzen würde und vom Ende der Welt herkommen müßte. Jeder setzte und wettete für sich einen Wagen — aus dem der Berühmte entsteigen könnte. Und alle lächelten erstaunt, als Anton Loichinger noch am Tage — aus dem Schlafwagen winkte. Das verhieß schon Konsum von großen Abenteuern und zeugte von weltmännischer Überlegenheit, die nun auch ihnen und der kleinen Stadt Laubbach zugute kommen würde.

Inzwischen hatte sich im Georgibräu alles versammelt, was einst vor der Ausreise dem Weltenfahrer nah und näher gestanden hatte. Jeder wollte ihn besser gekannt haben als der andere und als Beweise wurden im gegenseitigen Übertrumpfen seine Eigenheiten aufgezählt. Und man konnte wieder erfahren, daß es Anton Loichinger war, der in Laubbach als erster einen Panamahut trug, was sich als Drang nach Exotik deuten ließ. Ein städtischer Obersekretär erinnerte sich bestimmt — beim Loichinger einen kompletten Satz Briefmarken von Madagaskar gesehen zu haben und die Telefonistin, Fräulein Vierlinger, sagte es offen heraus, daß er zusammen mit ihr vor sechs Jahren eine ganze Kokosnuß verspeist hätte.

An der anderen Ecke der langen Tafel wurde die finanzielle Seite von Loichingers Abenteuer besprochen. „... hätt' er die fünftausend Mark, wo er g'erbt hat auf d' Sparkass' tragn, nacha wär er heut a g'standener Mann, der wo — — —"

„... sehr richtig, mit Zinsen zu viereinhalb Prozent, dann wär dös, wenn ma rechnet — — — tausend Mark machen im Jahr ... und fünftausend in zwoa Jahr — — —"

„... und was hat er jetzt ... g'sehg'n hat er was und sonst nix — — —"

Da ging die Türe auf — und Anton Loichinger, der Weltumsegler, stand nach zwei Jahren vor ihnen ... wie ein Denkmal, das wieder zum Leben zurückgewandelt war. Er trug einen karierten Sportanzug, eine dito Reisemütze und gelbe Gamaschen. Schwenkend nahm er die Mütze ab und setzte ein Lächeln auf, das um Verzeihung zu bitten schien — für alles, was er erleben durfte und was den Laubbachern leider versagt blieb. Alle sahen ihm ins Gesicht wie auf ein erleuchtetes Zifferblatt. Unbewußt glaubten sie, daß sich darin jeder Erdteil einzeln eingraviert hätte, oder nach der Art aufgenagelter Stockschilder zu sehen wäre. Wider Erwarten war sein Antlitz gar nicht schokoladebraun. Der schattige Tropenhelm hatte sein Gesicht vor den bratenden Strahlen der Äquatorsonne schützend bewahrt. Aber da dieser Tropenhelm jetzt nicht über seinem Haupte in Tätigkeit war, wirkten die günstigen Folgen nicht überzeugend. Plötzlich war für die Laubbacher der Weg um die Erde gar nicht mehr so weit und die größten Fernen wurden zu erschwinglichen Nähen.

Noch größer und unerwarteter aber wurde die Überraschung — als hinter dem Loichinger ein exotischer Frauenkopf sichtbar wurde. Sie hatte die Bräune, die ihm fehlte. Ihre Haare waren kohlrabenschwarz und gekräuselt wie eine Matratzenfüllung. Ihre Augäpfel glänzten gleich Glasaugen ausgestopfter Angorakatzen.

Es war überflüssig, daß Loichinger sie während der Begrüßung noch besonders vorstellte. Man brauchte nur die Wirkung dieser Erscheinung an der Laubbacher Damenwelt zu beobachten — und wußte bereits, wieviel es geschlagen hatte ...

Zuerst stießen sie sich unter dem Tisch und gaben sich durch Augenblinzeln und verzogene Lippen ihre entwertende Ansicht über dieses fremde Weibsbild zu verstehen. Das dauerte nicht lange, und bald gaben auch tuschelnde Worte kund, was die Herzen fühlten. Was half es noch, daß das braune Fräulein an den paradiesischen Gestaden Cubas geboren wurde, daß ihr Vater einer der reichsten spanischen Zuckerpflanzer war und daß ihre Beine von der Stadtverwaltung Trinidad mit dem Schönheitspreis gekrönt wurden?

Nichts half ... „... da hätt's mei Wolljackerl aa to' ...! Für dö da ...!" „... und du hätt'st dir d'Haar net z'schneiden lassen braucha ...! Für so oane ..."

„... dahoam bleib'n hätt' ma soll'n ...! Wegen dera ...!"

Während dieser Bemerkungen hatte das exotische Paar in der Mitte der Tafel Platz genommen. Im Rücken des Loichinger hingen, mit Reißnägeln befestigt, die Ansichtskarten an der Holzwand, die er aus fernen Zonen den Laubbachern gesandt hatte.

Die Männer waren ohne feindliche Spannung und wollten sich die Abenteuer und Erfahrungen nicht entgehen lassen, die sie jetzt ohne Entbehrungen umsonst haben konnten.

„... Toni, erzähl' dö G'schicht noch a mal, die du am Herweg loslassen hast ... wo du im Urwald aufg'wacht bist und gmoant hast, daß a Wärmflaschn auf deim Bauch liegt ... und derweil war's a z'sammagringelte Riesenschlanga ...!"

„... wia fuattern's denn z' Australien drübn ...? Naß oder — —?"

„... hast dös Seeungeheuer aa g'sehgn, dös wo mit dem Schwanzspitzel an Daifun macha kann ..?"

„... und was kriagt a g'lernter Chines zur Brotzeit ...?"

„... muaß jetzt a Neger aa schwitzen ...?"

„... und in Hinterindien, machen's da aa Hausbrotbrocka ins Bier 'nei ...?"

Der Loichinger hatte schon beim Eintritt die feindlichen Blicke der Damen aufgefangen und fühlte sich durch diese geteilte Herzlichkeit enttäuscht. Er konnte nicht loslegen, wie er sich's vorgenommen hatte und beantwortete alle Fragen mit „... es war kolossal ..., einfach phantastisch ... ihr habt keine Ahnung ...!"

„... ja — und sunst war's nix ...?"

„... einfach unbeschreiblich ... nicht wiederzugeben ...!"

„... also, nacha erzähl halt all's genau ...! Du hast ja jetzt auf dös Dropische g'lernt ... dös is ja jetzt del G'schäft ...!"

Anton schnaufte tief ein und wollte gerade Atemluft holen für ein Abenteuer mit einer Elefantenherde, als das braune Fräulein aus ihrer Krokodilledertasche eine untertassengroße Puderdose zog und sich mit einer Riesenquaste einen weißen Nebel über den Kakaoteint staubte — und dazu einen großen Blick in die umgebende, allzukleine Welt warf.

„... jessas ... dö schaugt's on ... weiß möcht's aa no werdn ...!" schrie die Briefträgersgattin Meindel zischend über den ganzen Tisch hin.

Und das war das Signal für alle Verdrängungen. Und giftiger hatte Loichinger in der tiefsten Wildnis keine Klapperschlangen sich emporringeln sehen — als jetzt die Damen Laubbachs gegen die exotische Gefahr zum Angriff auffuhren.

„... was hat'n dö überhaupt bei uns zum Suacha?"

„... wenn ma so ausschaugt, bleibt ma dahoam und macht sich kalte Wickel um an Bauch ...!"

„... dö Negerzuchtel, dö ...! Dös langhaxate Kängaruh ...!"

„... der anbrennte Tropenschlampen ..., dö Wildsau, dö ma um zwanz'g Pfennig Eintrittsgeld in jeder Völkerschau nacked sehg'n ko ...!"

Die größten Tonstärken erreichten die Mütter mit drei und vier unverheirateten Töchtern. Sie fingen mit der Zungenspitze wieder den verspritzten Geifer ein, auf daß er nicht an Unwürdige verausgabt wurde.

Fassungslos war der Weltreisende Loichinger aufgesprungen und hatte sich schützend vor sein exotisches Reiseandenken gestellt. Er hatte vielen Stürmen, dem schwarzen Panther, einem dreitägigen Vulkanausbruch, der fiebrigen Malaria und zwei Somaliaufständen ohne Furcht ins Auge geschaut ... aber diesem Aufruhr der Laubbacher Damenwelt fühlte er sich nicht gewachsen. In der Erregung machte er die Cubanerin zu etwas, was sie gar nicht war und schrie hinaus: „Das

Rehposten

Du staunst: so nah beim Ausflugsort
ein Reh! – Scheucht nicht aus dem Revier
der Sonntagslärm die Rehe fort?

Ja, aber jeweils eins bleibt hier,
um aller Wand'rer Sinn beizeiten
auf Wald und Wunder hinzuleiten.

Es sprang durchs Holz, als du erschienst, —
das Reh vom Dienst.

Dirks Paulun

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17 302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, SendlingerStr. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Merk's Prag

(Erich Schilling)



„Sie da unten, Hände weg! Brücken soll man schlagen und nicht sprengen!"

verbitttt ichchch miiir — Sie beleidigen — meine Braut ... !"
Aber diese Notlüge war Öl ins Feuer. „... Wa— as ... ? Dös aa noch ... a Laubbacher will er sei und heirat a Wilde ... ?"
Jetzt wurden auch die Männer unruhig und fanden als Entschuldigung für Loichingers Entlastung nur mehr den Einwand „... aber früher war er so a guata Mensch, der sich nia hat was z'Schulden komma lassn — — —"
Aber — auch das half nichts mehr. Nichts war zu finden, das diesen Ausbruch der Frauenseelen zu einem leidlichen Abschluß umgebogen hätte. Im Gegenteil — die taubenhaften Hände ballten sich zu eindeutigen Fäusten um ... Und die Frau Oberbuchhalter schwang drohend den heißen Bierwärmer gegen Cuba hin.
In diesem Tumult verließ der Abenteuerer auf fünf Erdteilen wortlos und fluchtartig die gefährliche Dschungel von Laubbach und reiste noch in der gleichen Nacht mit dem letzten Schnellzug der Großstadt zu, wo er auf tieferes Verständnis für exotische Souvenirs hoffte.
„... näher hab i eahm aa früher net kennt ... !"
„... g'sund kimmt net leicht oana hoam aus dene Wildnisse ... !"
„... vielleicht werd' er wieder .. wenn er g'scheit is ... ?"
„— — mi ärgert's nur, daß i weg'n dem Früchterl 's Bett umasunst frisch überzog'n hab' ..." setzte die Vordermeierin hinzu.
Während dieser Heimweggespräche der Laubbacher Männer und Frauen, riß die Kellnerin vom Georgibräu die tropischen Ansichtskarten Loichingers von der Stammtischwand herab und warf sie schnitzelweise in den Spucknapf. Damit waren aus der kleinen Stadt wieder die letzten Reste einer ungemütlichen Ferne wie Ungeziefer ausgetilgt — — —

Das Sonnenbad

(R. Kriesch)



„Wozu brauchste denn das Öl, Trude?“ — „Na, irgendwas muß man doch am Körper haben!“

München, 19. Juni 1938
43. Jahrgang / Nummer 24

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

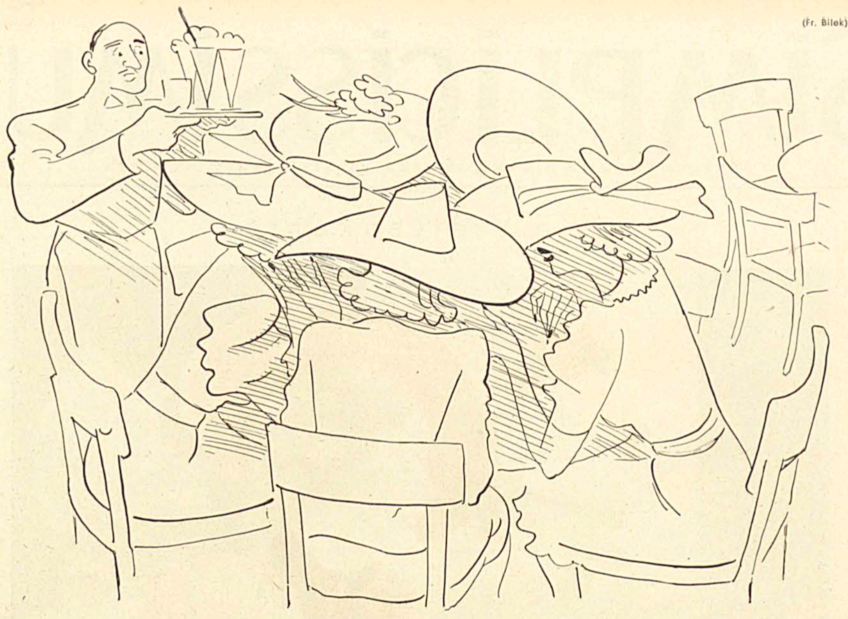
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Visitenkarte

(K. Heiligenstaedt)



„Komisch, Elly, seit du 'nen Wagen hast, kaufst du dir mehr Schuhe!" — „Ist doch ganz klar! Beim Aussteigen sind sie das Erste, was man von mir sieht!"



Die neuen Hüte: „Verzeihung, würden die Damen vielleicht die Hüte ablegen, so kann ich nicht servieren!"

Wir machen keine Umstände

Das haben Sie auch schon geschrieben, als sich jemand als Logiergast bei Ihnen ansagte. Sie wollten wirklich gar keine Umstände machen. Der Besuch sollte einfach kommen und bei Ihnen eine Woche wohnen. Dabei ist doch nichts weiter, nicht wahr? Er ißt bei Ihnen mit, schläft im Wohnzimmer auf der Couch und kann tun und lassen was er will. So lautete der Plan.
Die Wirklichkeit weicht von ihm etwas ab.
Es hat sich nämlich herausgestellt, daß, wenn einer im Wohnzimmer schläft, ein anderer nicht gleichzeitig darin wohnen kann, was man so wohnen nennt. Sie kommen beispielsweise nachts 11 Uhr nach Hause und wollen noch ein bißchen wohnen, was darin besteht, daß Sie eine Zigarette rauchen, in der Zeitung blättern, umhergehen, den letzten Schlager aus dem Kino pfeifen, noch einmal nach der Temperatur am Thermometer sehen und alles das tun, was zu Ihrer Behaglichkeit gehört.
Da fällt Ihnen im letzten Augenblick ein: Geht ja alles nicht, Fritz schläft ja im Wohnzimmer. Eigentlich schläft Fritz noch gar nicht, aber er hat sich auf die Couch zurückgezogen, um der Familie nicht auf die Nerven zu fallen. Er denkt sich: die wollen auch mal unter sich sein. Also nimmt er Rücksicht und Sie nehmen auch Rücksicht, und beide Parteien beschäftigen sich mit Rücksichtnehmen und tun so, als könnten sie sich nichts Angenehmeres auf der Welt vorstellen. Sie werden an diesem Abend ungeraucht und ungepfiffen zu Bette gehen.
Natürlich hat die Hausfrau gefragt: „Na, was möchtest du zum Frühstück haben, Kaffee, Tee oder Kakao!" Der Besuch hat geantwortet: „Oh, bitte, macht gar keine Umstände, ich nehme dasselbe, was ihr zu trinken gewohnt seid." Da hat es dann ein großes Herumgerede gegeben, aus dem niemand recht klug werden konnte und bei dem zum Schluß herauskam, daß der Gast Kakao vorzieht. Er bekommt also Kakao, den er nicht ausstehen kann und der gar nicht im Hause ist und der am nächsten Tag in aller Herrgottsfrühe erst besorgt werden muß. So werden gar keine Umstände gemacht. Auch Marmelade bekommt der Gast, Marmelade, die die Familie niemals ißt und die der Logierbesuch aus tiefstem Herzen oder Magen ablehnt. Aus Liebenswürdigkeit ißt er nun jeden Morgen Marmelade, damit sein Gastgeber für seine Vorsorge durch Verzehr belohnt wird. Jeden Morgen sagt der Gast: „Wirklich eine herrliche Marmelade habt ihr da." Eigentlich möchte er sagen: „Laßt mich doch endlich mit dem weichlichen, süßlichen Zeug in Frieden." Aber wer traut sich so etwas. Beim Mittagessen werden gar keine Umstände gemacht, aber man kann seinem Gast doch nicht das allgemein beliebte aufgewärmte Pichelsteiner vorsetzen, was soll der Mann von einem denken.
So ißt und lebt man für seinen Logierbesuch, schmückt das Leben mit einer frischgeöffneten Büchse Mirabellen, ziert den Tag mit einer ungewöhnlichen Nachspeise und macht es sich gegenseitig höchst unbequem durch Spitzenleistungen in Gastfreundlichkeit, indem man sogar Leute einladet, die den Logiergast durchaus nicht interessieren und die er niemals freiwillig kennenlernen wollte. Aber es muß ja etwas geschehen, um zu zeigen, daß man gar keine Umstände macht. Hier könnte ich noch von dem stets besetzten Badezimmer reden. Natürlich, der Besuch muß sich ja waschen, aber weil er so diskret ist und beileibe nicht stören will, geht er ganz früh ins Badezimmer, genau zur gleichen Minute, in der Sie in aller Herrgottsfrühe aufgestanden sind, um ja Ihre Ruhe im Bad zu haben. Aber, gottlob, so ein Logiergast bleibt ja nicht ewig, und mit ausgesprochen herzlichem Bedauern nehmen wir eines Tages Abschied von ihm, um nach einiger Zeit in seiner Wohnung als Logiergast aufzutauchen, um dort, wie der Fachausdruck lautet, auch keine Umstände zu machen. Foltzick

Zuspruch

Von Ratatöskr

Du hockst in dich gebückt,
ein Opfer düstrer Mythen,
um alles, was dich drückt,
kleingläubig zu bebrüten.

Was kommt dabei heraus?
Ein Wust von neuen Sorgen . . .
Nimm dir das Heut zum Schmaus
und gräm' dich nicht ums Morgen!

Erhebe Herz und Kinn
zur Sonne und sei munter!
Das Brüten hat nur Sinn
mit frischen Eiern drunter.

Die Auto-Suggestion

(O. Gulbransson)

„Also, des mit dem Volkswagen, da hat mir der Vater von meinem Schwager gesagt, den wird 's niemals nicht geb'n!"

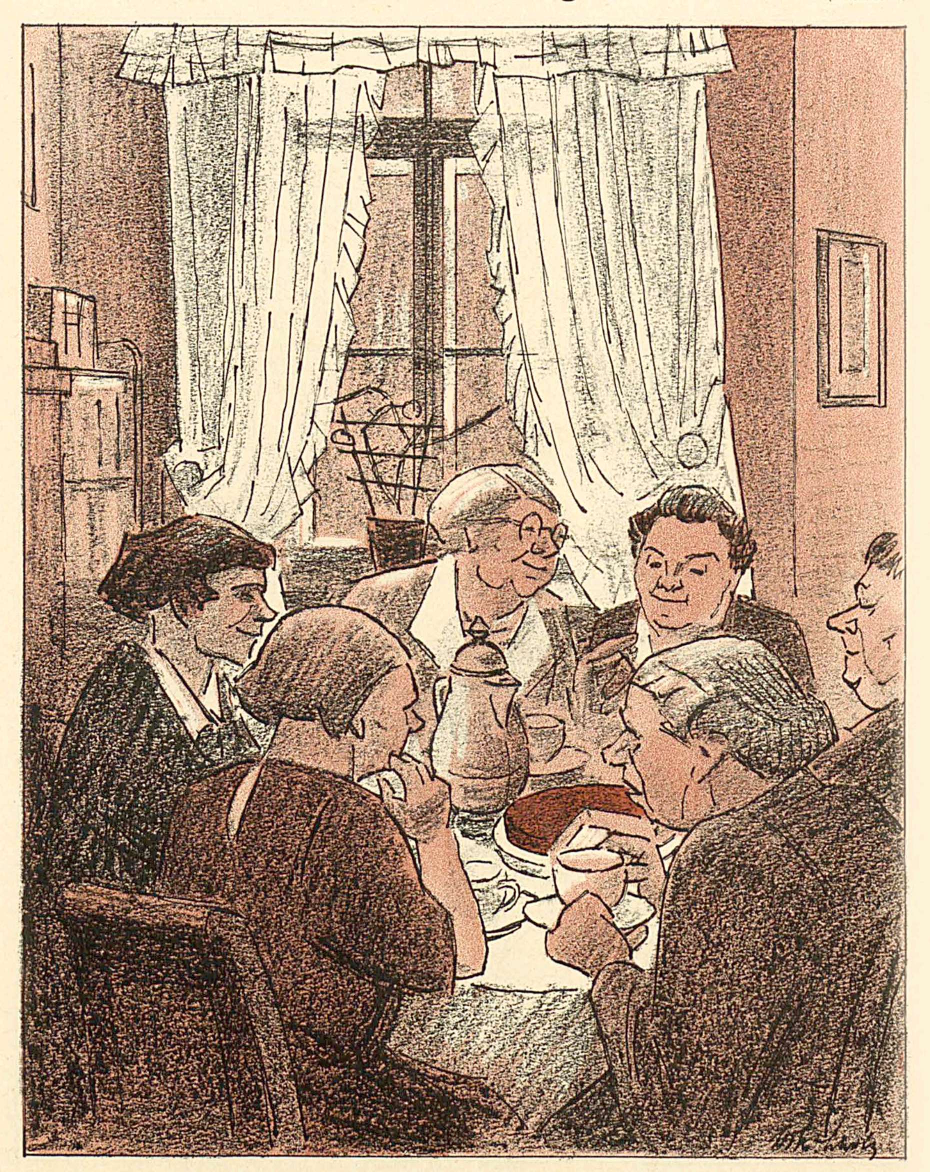
„Wissen S' um den Preis, wo der Wag'n kosten tut, kann mei' Schwager net amal de Räder liefern, hat er g'sagt, sagt er."

„Sie, Herr Nachbar, in dem Schaufenster da steht er ja schon, der KdF.-Wagen!"

„Was, des is a Volkswag'n, des Trumm Auto? Sehgns, da kann ma wieder sehgn, wie saudumm die Leut daherred'n!"

Einführung

(Wilhelm Schulz)



„Damit Sie 's gleich wissen, erotische Gespräche werden bei uns nicht geführt, wir sprechen allerhöchstens über die Unzulänglichkeit der Männer!“

Waldeinsamkeit

(R. Kriesch)



„Ich glaube, es sind Räuber im Walde. Fürchtest du dich nicht?" — „Ach wo! Räuber sind auch nur Männer!"

Letzte Rettung: kleine Anzeige

Von H. Weidlich

Fettback hieß er, August Fettback. Hätte er einen anderen Namen gehabt, wäre vielleicht manches weniger schwierig gewesen. Schon in der Schule begannen diese Schwierigkeiten. „Fettback — Mensch — wo hast du eigentlich deine fetten Backen? Im Gesicht jedenfalls nicht." Und die ganze Klasse brüllte vor Lachen.

Fettback war nämlich, seinem Namen zum Trotz, ein schmächtiges Kerlchen, er hatte hagere Wangen und Augen, die immer hungrig aussahen, denn auch seine Seele verfügte leider nicht über jene Speckschwarte, an der die Pfeile schadenfreudigen Spotts abprallen konnten. Aber er trug seine Bürde, er trug sie sogar mit Anstand. Als seine Klassenkameraden sich im Laufe der Zeit an seinen Namen gewöhnt hatten, empfand er die Bürde bald gar nicht mehr als zu schwer — ja, er vergaß sie beinahe. Und wäre die Tanzstunde nicht gekommen, und mit ihr sein Interesse für Anneliese, Gudrun und Hilde — wer weiß, ob Fettback je wieder in gleicher Weise unter seinem Namen gelitten hätte. In gleicher Weise? Nein: weit schlimmer war es jetzt — du liebe Güte, ja!

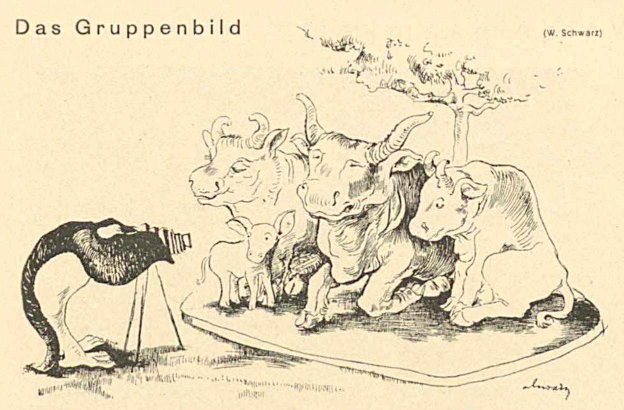
Nachdem sie den Anstandsunterricht innerhalb von drei mühevollen Stunden beendet hatten, wurden er und ein Dutzend seiner Klassenkameraden auf die Damen losgelassen. Wunschgemäß und nur mit schwer gezügelter Gier stürzte das Dutzend auch los, jeder machte seine Verbeugung, so gut er sie gelernt hatte, stellte sich vor, und schon gab es ein Dutzend Paare. Außerdem aber gab es noch eine einzelne Dame und Herrn Fettback. Diese einsame Dame gab es deshalb, weil über Herrn Fettback wieder sämtliche Hemmungen hereingebrochen waren. Er fürchtete sich davor, seinen Namen zu nennen, und zu allem Überfluß empfand er sich plötzlich als Dreizehnter und sagte sich: Na also! Wenn das man gut geht. Es ging dann ja auch tatsächlich schief.

„Aber, Herr Fettback! Was ist denn mit Ihnen los?" rief die Tanzlehrerin quer durch den Saal. „Haben Sie jetzt schon vergessen, was Sie erst in der letzten Stunde gelernt haben? — Aber, Herr Fettback!"

Mochten ein paar der Damen sich nach dem ersten ‚Herr Fettback' auch noch im Unklaren darüber gewesen sein, ob sie richtig verstanden hatten — die zweite Ermahnung nahm ihnen jeden Zweifel. Also hieß dieser schüchterne Herr wirklich Fettback, das war ja zum kichern, und darum kicherten sie auch ein bißchen, und taten es um so lieber, als sie merkten, wie dies dazu beitrug,

Das Gruppenbild

(W. Schwarz)



die Verkrampfung ihrer ersten Unterhaltungsversuche zu lösen.
So begann Fettbacks Laufbahn als Mann. Es war kein allzu ermutigender Beginn.
Daß im Verlauf des Kursus' Fettback sich trotzdem nacheinander in Anneliese, Gudrun und Hilde verliebte, war daher bewunderungswürdig. Mitunter war es aber sogar wunderbar schön — zum Beispiel: wenn sie miteinander tanzten und er sie in seinen Armen hielt — im allgemeinen jedoch waren diese Verliebtheiten nur reich an Kummer, weil Fettback es immer wieder erleben mußte, daß er für jede Dame blieb, was er von Anfang an für sie gewesen war: der schüchterne Herr mit dem komischen Namen.
Nach diesen Erfahrungen verschloß Fettback sich der gesamten Damenwelt gegenüber und wandte sich, nachdem er kaufmännischer Lehrling eines Warenhauses geworden, ganz und nahezu fluchtartig seinem Beruf zu.
Innerhalb weniger Jahre stand er bei seinen Vorgesetzten im Ruf eines mustergültigen Arbeiters, der nichts kannte als seine Pflicht, und dem deshalb Selbstverständlichkeit war, was anderen jungen Leuten erst mühselig beigebracht werden mußte — falls es ihnen überhaupt beizubringen war: daß Flirt im Büro etwas Unstatthaftes ist.
Dieses entschlossene Pflichtgefühl erreichte in seiner bedingungslosen Ausschließlichkeit bald eine solche Vollendung, daß auch jene Damen des Hauses, die an Herrn Fettback, und gerade wegen seiner Zurückhaltung, anfangs großes Gefallen gefunden hatten, sich wie ihre anderen Kolleginnen schließlich verletzt fühlten, denn ihre Eitelkeit ertrug es keinesfalls, wenn ihre Reize nicht auf alle Männer wirkten.
Die Direktion dagegen sah in dieser Eigenschaft Fettbacks einen besonderen Vorzug, und als im Personalbüro ein Posten neu zu besetzen war — da besetzte man ihn mit Fettback.

Nun hatte Fettback sogar eine Sekretärin, Fräulein Wedekind — „sehr schöner Name, märchenhaft schöner Name" sagte Fettback —, außerdem hatte er täglich mit zwanzig jungen Mädchen zu sprechen, die ihm ihre Wünsche vortrugen.
Es konnte daher nicht ausbleiben, daß im Umgang mit diesen Damen das Herz August Fettbacks zu neuem Tätigkeitsdrang erwachte, zumal er viele Lebensschicksale erfuhr, die ihn zutiefst erschütterten. Wenn bisweilen eine junge Dame vor ihm saß, die gern angestellt worden wäre, die er aber nicht anstellen konnte, und wenn er dann fühlte, wie sie nur mit Mühe die Tränen zurückhielt, dann wäre er am liebsten aufgesprungen und hätte sie in die Arme genommen, hätte er nicht Fettback geheißen, würde er ihr vielleicht sogar einen Heiratsantrag gemacht haben — nur um sie zu trösten. Aber diesen Namen konnte er niemandem zufügen, der war alles andere als ein Trost, und außerdem hinderte ihn an solchen Herzensausbrüchen ohnehin sein stures Pflichtgefühl, das über alle anderen Gefühle stets triumphierte.
Nur einmal unterlag es: als Fettback einen Schnupfen hatte und vor lauter Niesen kaum arbeiten konnte.
„Ja, aber, Herr Fettback, warum bleiben Sie denn dann nicht einfach zu Hause?" fragte Fräulein Wedekind.
„Zu Hause? Ich habe kein Zuhause. Ich wohne möbliert."
„Haben Sie denn niemanden, der sich um Sie kümmert?"
„Nein."
„Keinen, der auf Sie wartet, wenn Sie aus dem Büro kommen?"
„Doch. Meine Wirtin. Aber nur am Monatsletzten. Und dann wartet sie auf die Miete."
Fräulein Wedekind schwieg ergriffen und fühlte plötzlich ein Gefühl in ihr Herz strömen, von dem sie seit langem eine bange Ahnung gehabt hatte.

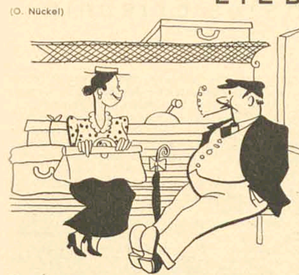
Gern wäre sie auf Herrn Fettback zugegangen und hätte ihm ihre Hand auf den Kopf gelegt und gesagt: „Aber mich haben Sie doch, und wenn auch zu Hause Sie niemand erwartet, hier im Büro wartet immer jemand auf Sie, ich freue mich, wenn Sie kommen." Doch sie schwieg.
Da sagte Fettback auf einmal leise: „Fräulein Wedekind! Ich möchte gern heiraten. Aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll. Können Sie mir vielleicht helfen?"
Überraschung und Schreck hinderten Fräulein Wedekind zuerst am Sprechen. Dann sagte sie, nur um etwas zu sagen: „Im Sonntagsblatt stehen doch immer so viele Anzeigen. Versuchen Sie es doch einmal."
„Daran habe ich auch schon gedacht. Ich lese sie nämlich jede Woche. Und ich möchte schon gern — aber wenn ich mein Angebot dann mit Fettback unterschreibe — dann ist es doch gleich aus. Oder man bestellt mich nur, um sich über mich lustig zu machen."
„Aber, Herr Fettback! Sie haben ja einen Komplex! — Nein, so sollten Sie wirklich nicht von Ihren Mitmenschen denken. Schließlich zählt doch in erster Linie der Mensch, nicht sein Name."
„Glauben Sie wirklich? — Ich bin anderer Ansicht."
„Gut, dann geben Sie doch einfach selbst eine Anzeige auf. Dann schreibt man Ihnen zuerst. Und in Ihrer Antwort verschweigen Sie Ihren Namen und erklären später mündlich, warum sie es getan haben."
„Das kann man machen? Aber ist das nicht Betrug?"
„Unsinn! Kommen Sie! Setzen Sie gleich die Anzeige auf" — und mit einem Zittern in der Stimme —, „wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen dabei." Fräulein Wedekind hatte nämlich auf einmal geradezu verwegene Pläne.
„Ja? Würden Sie?" fragte er schüchtern und sah in seiner Sekretärin plötzlich eine Frau, wie er sich eine wünschte.

*

Als Fräulein Wedekind die Anzeige beantwortete, nannte sie ebenfalls einen falschen Namen, verstellte ihre Handschrift, und Fettback fiel auch tatsächlich darauf herein, schrieb einen rührenden Brief, in dem er schamhaft ein Geständnis ankündigte, das er aus bestimmten Gründen leider erst mündlich abgeben könne — dann trafen sie sich. Fettback war völlig verwirrt. „Was?! Sie sind es, Fräulein Wedekind?! Sie haben mir diesen lieben ... diesen Brief geschrieben?! Ja?"
„Jaaa!" sagte Fräulein Wedekind bloß.
„Aber wie kann ich denn das ... Nein, das geht doch gar nicht. Wie soll ich denn das nur mit meinem Beruf ... Ich darf doch außerberuflich gar nicht mit Ihnen ..."
„Doch! Dürfen Sie wohl! Wir haben uns ja jetzt privat kennengelernt."
„So? Haben wir das?"
Er sah sie fassungslos an. Plötzlich sagte er langsam, und eine neue Fassungslosigkeit überkam ihn dabei: „Ja, wissen Sie denn auch, daß Sie dann Fettback heißen würden? Und wissen Sie auch, was das bedeutet?"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



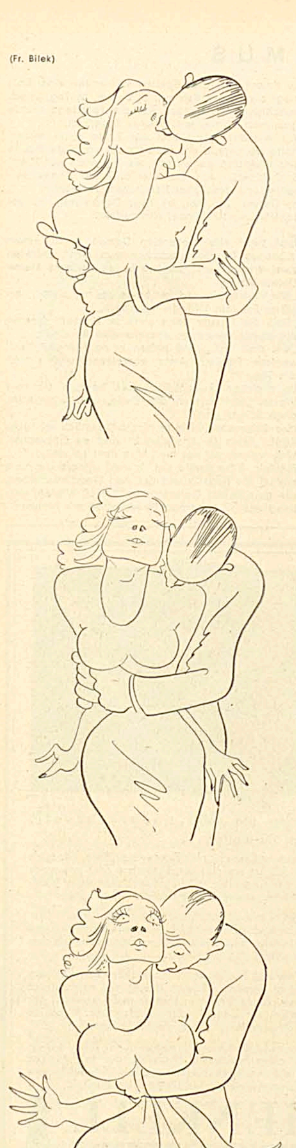
Das ereignete sich auf der Fahrt von einem kleinen tschechischen Örtchen nach Wien.
Sitzt ein Herr im Abteil, langweilt sich, weil alle deutschsprachigen Zeitungen wieder einmal beschlagnahmt sind und fängt mit einer ihm gegenübersitzenden ländlichen Jungfrau ein Gespräch an.
„Wohin fahren Sie, Fräulein?"
„Nach Wien, bitt ich schen ... Besuch ich Frau Tant und schau, ob ich ein Stell find als Kindermadl oder so ..."
„Haben Sie Kinder gerne?" fragt der Herr.
„Und wie ich gern haben tu ...", nickt sie verschämt.
Das Gespräch plätschert so dahin, der Herr macht ein paar harmlose Scherze, die errötend zur Kenntnis genommen werden, da sagt die Jungfrau etwas unvermittelt: „Ich bitt ich schen, wie heißen S' denn?" Der Herr nennt seinen Namen.
„Wie, bitt ich schen? ... Perneder? ... Mit b oder harte p ...?" „Mit hartem pe ..."
„Und wie heißen S' mit Vornamen?"
„Alois!" lacht der Herr, „Wollen Sie vielleicht auch meine Adresse wissen?"
„Gut wär's schon!" zupft die Jungfrau an ihrem Taschentuch herum und der Herr fragt verwundert:
„Ja — aber wieso interessiert Sie denn das?"
„Ich bitt ich Ihnen", lispelt die holde Reisegefährtin, „man kann ma nit vorsichtig g'nug sein, wann fahrt man allein mit ein Herrn in Eisenbahn... Ise Madl aus mein Dorf auch von Reis zu'ruckkommen und weiß jetzt nit wie heißt Vater von Kindl!"

Bei der Firma Huber ging folgendes Schreiben ein: „Am 1. Juli verläßt uns der auch Ihnen bekannte Leiter unserer Verkaufsabteilung, Herr Adonis Oechsle. Herrn Oechsle ist durch seine Verheiratung ein Aufgabengebiet erwachsen, das seine volle Arbeitskraft in Anspruch nimmt. Wir bitten das ihm entgegengebrachte Vertrauen auf seinen Nachfolger übertragen zu wollen."

Unsere Tante Anna ist sehr ordnungliebend und sehr genau in allem, was ihren Haushalt anbetrifft. Um die Arbeit ihres Mädchens, der braven Minna, theoretisch und praktisch zu regeln, hat sie sich einen perforierten Abreißblock eingerichtet und so liniert, daß drei Spalten vorhanden sind. Dort trägt sie vorsorglich ein: a) Datum, b) Tag, c) Beschäftigung für Minna. Auf die Feiertage wurde grundsätzlich nichts Größeres angesetzt.
Als wir das letzte Mal bei Tante Anna waren, hatte sie gerade das Blatt für die vorletzte Woche vor Pfingsten abgerissen, es lag noch auf ihrem Schreibtisch. Auf ihm war in Tante Annas korrekter und deutlicher Handschrift zu lesen:
a) Datum: 26. Mai, b) Tag: Donnerstag, c) Beschäftigung für Minna: Himmelfahrt.

Bei zwei alleinstehenden Damen in D., einem hübschen Residenzstädtchen von einst, läuteten zwei Wanderburschen und baten um eine kleine Unterstützung.
„Wir sind allein und haben selbst nicht viel", erklärte Fräulein Elfriede freundlich.
„Sind die Herren denn nicht zu Hause?" fragten die etwas verwegen aussehenden Burschen.
„Wir sind ledig und haben keine Männer", antwortete Fräulein Alma abweisend und schloß die Tür.
Im gleichen Augenblick aber bereute sie ihre Worte. „Nun wissen die Kerle, daß wir nachts ohne Schutz sind."
Ihre Schwester Elfriede nickte ängstlich mit dem Kopf. „Mein Gott, vielleicht sind es Einbrecher. Was wollen wir nur tun? Man liest so viel ..."
Fräulein Alma wußte Rat. Schnell öffnete sie noch einmal die Haustür und rief den Wanderburschen, die gerade das Gartentor ins Schloß warfen, drohend nach: „Aber nachts — haben wir Männer!"

(Fr. Bilek)



Der starke Liebhaber

Sein schrecklichstes Erlebnis

Von Heinrich Hardt

Der große Mann räkelte sich in seinem Sessel, runzelte die Stirn und sagte verlegen und mit etwas schwerfälliger Stimme: „Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen erzählen soll ..."

Die jungen Damen, die seinen Platz umringten, lachten übermütig und riefen: „Sie, ein bekannter Flieger, ein berühmter Abenteurer, der sich in der ganzen Welt herumgetrieben hat, wissen nichts zu erzählen?"

Der berühmte Flieger fuhr sich verwirrt durch die Haare, es fiel ihm wahrhaftig schwer, dieser neugierigen Gesellschaft irgend etwas zu erzählen — und er bereute schon, der Einladung gefolgt zu sein, die ihn mit lauter jungen Damen zusammengebracht hatte. Doch da war auch ein sehr hübsches, sympathisches Mädchen — vielleicht war er nur ihretwegen gekommen.

Zu allem Unglück bat dieses Mädchen am allereifrigsten und meinte naiv: „Schildern Sie uns doch einfach das schrecklichste Erlebnis, das Sie je gehabt haben." Dabei schaute sie ihm neugierig flehend in die Augen.

Der große Mann strich nachdenklich mit beiden Händen über sein Gesicht und sagte dann entschlossen: „Nun gut, so werde ich Ihnen das entsetzlichste Ereignis meines Lebens schildern!"

Es wurde still und alle starrten ihn erwartungsvoll an.

„... Als ich noch ein junger unbekannter Ingenieur war, hatte mir ein Bekannter Eintritt in eine Gesellschaft verschafft, auf der ich Gelegenheit haben sollte, einen für meine beruflichen Interessen entscheidend wichtigen Mann kennenzulernen ..."

Hier zündete er sich umständlich eine Zigarette an und warf einen freundlich spöttischen Blick auf die kleine Gesellschaft.

„Da ich damals noch keinen Frack besaß, mußte ich mir einen von einem Freunde leihen, den ich am Abend der Einladung sehr spät erst in seiner Wohnung antraf. Hastig kleidete ich mich um, bohrte noch schnell zwei falsche Perlen durch die widerspenstigen Schlitze der Hemdbrust — und jagte davon ..."

Sichtliche Enttäuschung auf den Gesichtern der Anwesenden ließ ihn sich unterbrechen. Man hatte etwas von Notlandungen, gefährlichen Tigerjagden oder großen Katastrophen zu hören erwartet. Das sympathische Mädchen jedoch rief: „Aber bitte, fahren Sie doch fort!"

„Es war eine kalte, neblige Vorfrühlingsnacht. Ich verirrte mich zu meinem Unglück noch in dem stillen Villenviertel, in dem sich das Haus des Gastgebers befand, und erschien infolgedessen als einer der letzten Gäste.

Der Gastgeber, früher selbst Ingenieur, war der Direktor einer der größten Flugzeugfabriken Europas. Ich hoffte auf eine Gelegenheit, mit diesem mächtigen Mann über einige flugtechnische Erfindungen sprechen zu können, an denen ich damals arbeitete.

In den schönen großen Räumen des Hauses bewegte sich eine blendende Gesellschaft. Im ersten Augenblick kam ich mir hilflos verloren vor; denn ich kannte ja niemanden. Schließlich aber raffte ich mich auf, stellte mich selbst einigen Leuten vor und beteiligte mich an ihrer Unterhaltung. Auf diese Weise wollte ich langsam zu dem Manne vordringen, auf dessen Bekanntschaft es mir allein ankam.

Plötzlich aber mußte ich furchtbar niesen — es war die Folge des nebligen Vorfrühlingswetters. Hastig bemühte ich mich, aus den Taschen des geliehenen Fracks ein Schnupftuch an meine Nase zu befördern — vergeblich, ich hatte vergessen, ein Taschentuch einzustecken. Es war eine verdammt peinliche Situation!

Das Niesen war der Anfang eines Schnupfenanfalls, der um so vehementer wurde, je weniger es mir möglich war, ihm zu begegnen. So eilte ich in tödlicher Verlegenheit durch die strahlend erleuchteten Räume, bis ich endlich, nach vielen Umwegen, erschöpft auf einem jener Orte angelangt war, wo man — auf jeden Fall allein gelassen — in Ruhe mit sich zu Rate gehen kann.

Zunächst erschien mir meine Situation hoffnungslos; denn jung, unerfahren und ein wenig schüchtern, wie ich damals war, kam ich nicht auf den einzig möglichen Ausweg: Ich hätte mich ja nur an einen der Angestellten des Hauses zu wenden brauchen, um ein Taschentuch zu bekommen.

Plötzlich fiel mir zu meinem Unglück ein, daß sich vielleicht in meiner Manteltasche ein Schnupftuch befände, und schnell entschlossen, eilte ich in die Vorhalle des Hauses, wo sich die Garderoben befanden.

Mein Herz hüpfte vor nervöser Spannung, als ich in meine Manteltaschen griff. Doch verdammt — es war keins zu finden. Sekundenlang grübelte ich nach einer neuen Lösung — und da kam mir der tollkühne Einfall, aus irgendeiner anderen Manteltasche einfach ein Taschentuch zu stehlen. Es war ein verzweifelter Entschluß, doch er würde mir aus einer furchtbaren Verlegenheit helfen und konnte niemandem wesentlich schaden. Vorsichtig spähte ich um mich, ich war allein und begann nun eifrig in den verschiedenen Mänteln nachzuforschen. Ich mußte lange suchen — und wunderte mich, wie wenig Leute in ihren Mänteln Taschentücher aufbewahren. Es dauerte Minuten bis ich endlich eins fand.

In diesem Augenblick vernahm ich eine Stimme hinter meinem Rücken. Ich wandte mich in jähem Entsetzen um. Das Taschentuch fiel mir aus der Hand.

Voller Entsetzen erblickte ich einen Herrn im Cutaway, dessen Gesichtszüge einen unerbittlich strengen Ausdruck zeigten, es war der Butler, der Hausmeister. Sicher hatte er mich schon lange beobachtet. ‚Folgen Sie mir!' sagte er kalt.

Ich war so beschämt und verwirrt, daß ich ihm wortlos folgte. Er führte mich in einen kleinen Raum, eine Art Arbeitszimmer oder Büro, sagte: ‚Warten Sie hier!' und schloß — schloß wahrhaftig — hinter sich die Tür ab.

Jetzt war ich gewissermaßen ein Gefangener, als Taschendieb ertappt und eingesperrt. Was würde geschehen? Was sollte ich jetzt tun? — Es war die furchtbarste Situation meines ganzen Lebens! Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür wieder. Der Butler führte einen Herrn herein, es war — mir schoß eine Blutwelle in den Kopf —, es war der Hausherr selbst.

‚Dies ist der Herr', erklärte der Butler in einem unnachahmlich verächtlichen Tonfall und zeigte mit dem Finger auf mich. Der Hausherr, ein sympathischer Mann mit einem klugen Gesicht, betrachtete mich unwillig und sagte dann resigniert: ‚Wenn Sie schon irgend etwas entwendet haben, so legen Sie es, bitte, auf den Tisch — und dann verlassen Sie mein Haus. Von einer Strafanzeige werde ich absehen.'

Ich kann Ihnen nicht schildern, wie mir zumute war. Versetzen Sie sich in meine Lage, und Sie werden es sich selbst denken können.

Diesmal aber war ich entschlossen, den einzig vernünftigen Weg zu beschreiten, der mir blieb: Ich schilderte dem Hausherrn in sachlichen, knappen Worten meine kleine, aber so furchtbare Tragödie — und bat ihn um Verständnis und Verzeihung.

Mag sein, daß ihm meine Art gefallen hat, mag sein, daß er aus irgendwelchen eigenen Erfahrungen ähnlicher Art die Wahrheit meiner Worte erkannte, jedenfalls lächelte er plötzlich, griff mit verständnisvoller Liebenswürdigkeit in die Tasche, holte ein wunderbares sauberes Taschentuch hervor und überreichte es mir mit den Worten: ‚Ich glaube Ihnen!'

Nicht genug, ergriff er mich dann am Arm und führte mich mit warmherzig freundlichen Worten in die Gesellschaft zurück und behandelte mich während des ganzen Abends wie einen Freund.

Im übrigen ist es der Mann, dem ich als Konstrukteur und Flieger alles zu verdanken habe. Doch trotz diese wunderbaren Ausgangs — dies war das entsetzlichste und peinlichste Abenteuer meines Lebens!"

Das sympathische Mädchen warf dem berühmten Flieger einen gerührten Blick zu, es war fast, als ob eine Träne des Mitgefühls in ihrem Auge glänzte.

Der Flieger aber zog bedächtig ein riesiges Schnupftuch aus der Tasche, und während er es über seine Nase strich, betrachtete er das Mädchen mit einem stillen heiteren Ausdruck.

Pétain beschwört die Kriegsgeister

(E. Thöny)



„Herr Marschall, es wäre besser, Sie würden uns vorher fragen, bevor Sie Reden halten!“

DIE PROBE

VON CARL STEPHENSON

Es gibt in der deutschen Sprache Worte, die nur ihrer grammatikalischen Form nach eine aktive Tätigkeit, in Wirklichkeit aber etwas durchaus Passives ausdrücken. So etwa: leiden, dulden, heiraten. Man heiratet nicht — man wird geheiratet, auch wenn man sich einbildet, der erobernde Teil zu sein. Man wird von einer Art Wirbel erfaßt, der einen mit sich zieht, am Grund angelangt, kommt man erst zum Bewußtsein.

Wenn solch eine Wirbelepoche schon unangenehm ist, um wieviel peinlicher war Maxens Situation, der zu gleicher Zeit drei derartigen Elementarangriffen ausgesetzt war.

Der erste Wirbel hieß Laura und war reizend. Der zweite hieß Maria und war ebenfalls reizend. Und der dritte, Frieda, war entzückend. Max war verliebt, aber leider in alle drei mit der gleichen Stärke. Er mußte sich entscheiden. Aber wie? Glücklicherweise kannte sein Freund Fritz alles, wußte alles — er war imstande, einen Menschen psychologisch bloßzulegen wie das Gerippe eines Herings.

Max ging also zu Fritz und klagte ihm sein Leid.

„Welche soll ich heiraten", fragte er.

„Gar keine", sagte Fritz.

„Unsinn", sagte Max, „daß ich heiraten werde, steht fest. Ich habe das Junggesellenleben satt. Ich möchte nur wissen, welche von den dreien am besten zu mir paßt. Welche wird mich am glücklichsten machen?"

„Auf jeden Fall eine von den zweien, die dich nicht heiraten werden", sagte Fritz.

„Idiot", bemerkte Max, „wenn du Aphorismen von dir geben willst, suche dir ein anderes Opfer aus."

„Hm", sagte Fritz, „ich soll dir also sagen, wie du am vernünftigsten einen Blödsinn begehen kannst. Warte. Das wichtigste in der Ehe ist ja doch, daß die Frau wirtschaftlich ist. Da weiß ich ein fabelhaftes Rezept. Du gehst mit deiner Angebeteten, mit einer nach der anderen natürlich, zum Abendessen und läßt jedesmal eine Portion Käse zum Nachtisch kommen. Achte nun darauf, wie sie die Rinde vom Käse abschneidet. Läßt sie zu viel Käse am Rand, ist sie verschwenderisch — zu wenig, ist sie geizig. Nur wenn sie —"

„Ich verstehe", sagte Max. „Ein großartiges Mittel! Essen wir also Käse."

Sie aßen Käse. Laura ließ die halbe Portion an der Rinde, nahm aber nachher das Stück in ihre Händchen und knabberte es ab. Sie sah entzückend dabei aus. Jedenfalls wußte Max aber erst recht nicht, war sie verschwenderisch oder geizig.

Maria schabte die Rinde bloß ab, war also nach Fritz geizig, schob aber den Teil, der der Rinde benachbart war, Max in den Mund, war also gleichzeitig auch wieder verschwenderisch.

Frieda ließ ebenfalls die halbe Portion an der Rinde kleben. Aber sie erklärte, daß sie Emmentaler nicht leiden könnte. Also war Max so klug wie zuvor. Er ging zu Fritz. Der sah ihn mitleidig an.

„Du bist unverbesserlich! Immerhin — versuche folgendes: Stelle dich hier neben mich ans Telephon und nimm die zweite Hörmuschel in die Hand. Ich rufe jetzt eine nach der anderen an. Das weitere wirst du ja sehen."

Fritz rief sie an. Laura war am Apparat und flötete: „Wer dort?" — „Hier Feuerzwilling. Ist dort Wasserdrilling?" — „Nein", sagte Laura merklich kühler. „Hier ist Meier." — „Pardon", sagte Fritz, „da kann ich Sie nicht brauchen", und läutete ab. Nach einer Minute rief er von neuem an. Laura meldete sich abermals und erklärte kurz: „Hier Meier." — „Meier?" sagte Fritz. „Wozu Meier? Ich will Wasserdrilling und dort meldet sich Meier! Lassen Sie doch gefälligst Ihren dummen Apparat richten."

Nach einer weiteren Minute. Laura: „Meier!!!" Kurz, kategorisch, drohend. Aber Fritz ließ sich nicht einschüchtern. „Wollen Sie mich verspotten?" rief er. „Glauben Sie, daß ich meine Zeit gestohlen habe! Ich will endlich einmal Wasserdrilling!" „Was Sie wollen, ist mir egal, Sie Rindvieh!" kreischte Laura. Max erkannte ihre Stimme kaum wieder. „Pardon", sagte Fritz, „nehmen Sie das Rindvieh zurück!" „Nein", sagte Laura. „Ich schenke es Ihnen. Und wenn Sie noch einmal anrufen, werden Sie selbst nicht mehr wissen, ob Sie Feuerdrilling oder Wasserzwilling heißen, Sie —" Ein Knacksen verschluckte das weitere. Und es war zweifellos nicht schade darum. Aber Fritz gab nicht nach. Max lauschte zitternd. Am anderen Ende der Leitung hörte er, ehe Fritz ein einziges Wort gesprochen hatte, ein schweres Röcheln. Kaum hatte der jedoch sein „Ist dort Wasser —" geäußert, ertönte am Telephon ein Schrei. Das Wutgebrüll eines irrsinnig gewordenen Ichthyosaurus muß ein harmonisches Gelächter dagegen gewesen sein. Sein Bedarf war gedeckt. Ein Mädel, das so brüllen konnte — danke! Laura war ein für allemal erledigt.

Nun zu Frieda. Es verlief wie bei Laura — das Ende war eine Flut entsetzlicher Schimpfworte, wie Max sie bisher nie vernommen hatte. Aus war es auch mit Frieda in seinem Herzen.

Nun blieb nur noch Maria. „Wer spricht?" fragte sie. „Hier Doktor Anselmus Hinterzapfer. Ist dort die städtische Leichenbestattung?" — „Nein", sagte Maria liebenswürdig. „Leider nicht. Wollen Sie sich schon begraben lassen?" — „Noch nicht", sagte Fritz, „aber das geht Sie ja schließlich nichts an. Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten. Wer spricht denn überhaupt dort?"

„Kerner", sagte Maria. „Das interessiert mich nicht", sagte Fritz unliebenswürdig und hängte ab. Nach einer Minute. Maria meldete sich. „Hier Kerner", rief sie munter. Fritz räusperte sich. „Hier Doktor ..." — Marias Lachen unterbrach ihn. „Was", rief sie, „Sie leben noch? Hier ist leider immer noch keine Leichenbestattung. Aber falls Sie vielleicht nur anrufen, um mit mir zu plaudern, bitte, ich habe Zeit." — „Danke", sagte Fritz, „ich verzichte. Glauben Sie denn, ich rufe die Beerdigung an, um muntere Reden zu führen? Adieu."

Nach einer Minute. Fritz meldete sich: „Hier Doktor Anselmus ..." usw. — Maria ließ ihn ausreden, dann erklang ein Kichern: „Hier Wasenmeisteramt. Womit kann ich dienen?" — „Ich wünsche die Leichenbestattung", brüllte Fritz. — „Schade", sagte Maria, „aber vielleicht genügt Ihnen unser Betrieb. Wir holen Sie auch ab, wenn Sie wünschen." Max lachte. Fritz wurde unruhig. „Danke", sagte er barsch, „ersparen Sie sich derartige Äußerungen." — „Nichts für ungut", sagte Maria sanft, „ich wollte Sie nicht kränken. Es tut mir ja sehr leid, daß Sie immer falsch verbunden werden. Also, viel Glück! Adieu!"

Sie läutete ab. Fritz zögerte. „Ein schwerer Fall!" sagte er. Aber Max verhinderte seinen Rückzug und zwang ihn, nochmals anzurufen. Diesmal ließ Maria Fritz nicht zu Worte kommen. „Hier städtische Leichenbestattung", erklärte sie erst. „Ist dort Herr Doktor Anselm Hinterzapfer? Womit kann ich dienen?"

Fritz gab sich geschlagen. Max war entzückt. Ein Mädel, das in einer solchen Situation nicht nur ihre Ruhe behielt, sondern auch noch ihren Humor zu bewahren verstand, mußte eine entzückende Lebensgefährtin sein. Das war die Frau für ihn.

Max hielt um Marias Hand an. Sie sagte nicht sofort ja, und Max hatte den Verdacht, daß sie für seinen Freund Fritz schwärmte. Aber Fritz tat nichts dergleichen. Schließlich willigte sie ein, Max glücklich zu machen.

Max heiratete also Maria. Es war entsetzlich! Er hatte nie gedacht, daß ein derartiges Quantum von Jähzorn in einem einzigen Menschen aufgespeichert sein könnte. Dabei war sie die verkörperte Unruhe. Und erlaubte er sich einmal ein Wort zu sagen — na, Schwamm darüber!

Lange zerbrach er sich den Kopf, warum sie ausgerechnet damals ihre Ruhe bewahrt hatte. Endlich hielt er es nicht mehr länger aus. „Hör einmal", sagte er. „Du bist vor unserer Verlobung von einem gewissen Hinterzapfer angerufen worden —"

Sie öffnete den Mund und starrte ihn an. „Also du warst das", sagte sie. „Und ich dachte, es wäre Fritz! Wenn ich geahnt hätte, daß du es bist. Ach, ich wollte, ich hätte Fritz geheiratet."

„Ach — das wollte ich auch!" sagte Max und schloß eiligst die Tür zwischen sich und ihr. Sicher ist sicher.

Erwachender Vorsommertag

Von Fritz Knöller

Aus schlafversunkener Nacht erhebt der Tag sein Haupt.
Blaßrotes Haar umrinnt die morgenbleiche Schulter.
Die weißen Arme himmelwärts hebt er empor.

Nun weiß die Drossel, es ist Zeit.
Vom Tannenwipfel stürzt herab ihr Ruf.
Die Blume schlägt verwirrt ihr Auge auf.

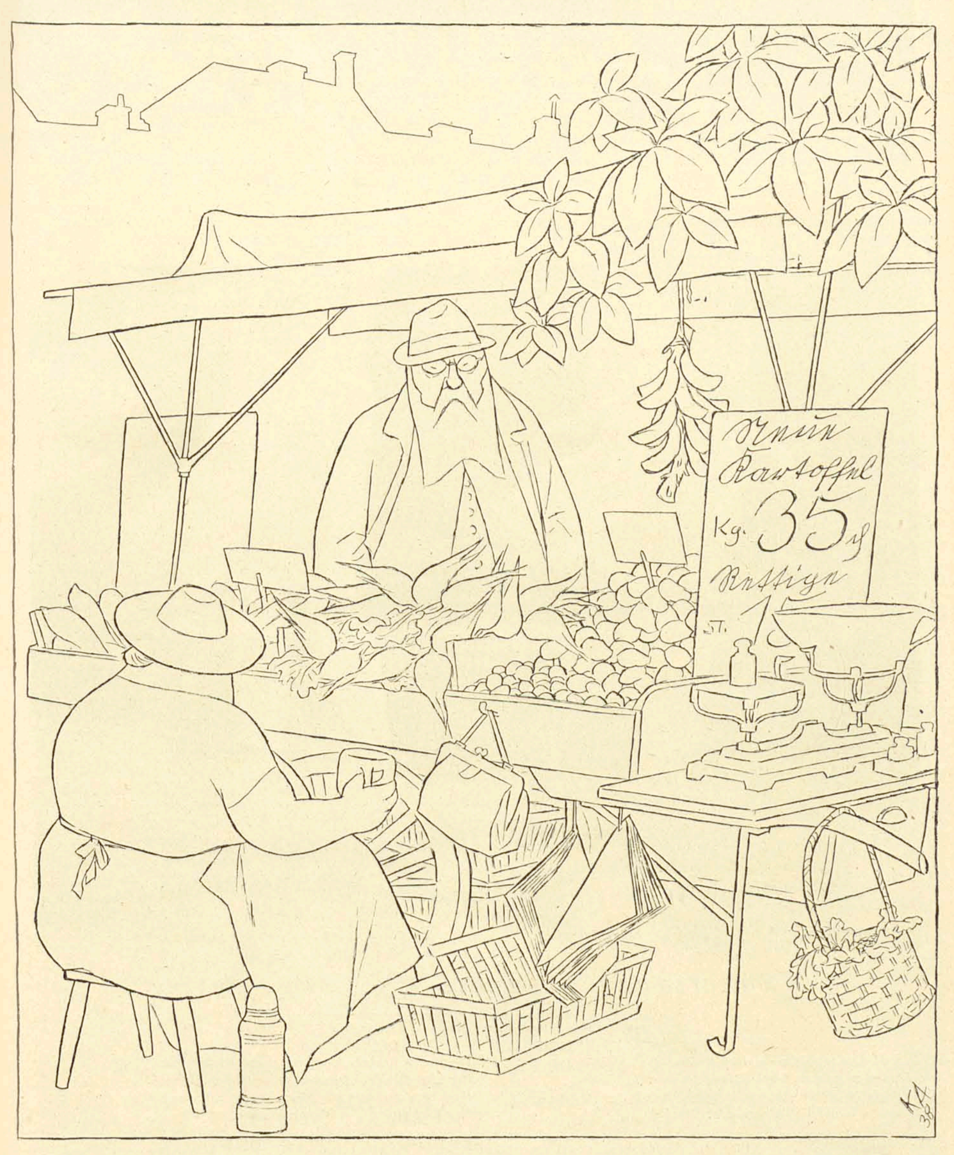
Es wölbt die Sonne ihre goldne Brust,
der Tag stellt breit sich auf die Beine.
Er kehrt sein Antlitz dem Gestirne zu,
empfängt den Schulterschlag vom Funkelschwerte.
Die wirren Haare lodern sonnengelb;
so einst wird Ährenfrucht im Acker reifen.

Er schreitet bandgeschmückt durchs Land,
den goldnen Vogelruf ums hehre Haupt,
das satte Laub um seine Lende.
Ein Brausen aus sehr fernen Weiten
fällt in sein still geneigtes Ohr:
Es ist der Sang vom jungen Sommertag.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17 302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Beileid

(Karl Arnold)



„Es tut mir immer noch leid, Frau Wammerl, daß ich ihren braven Mann, meinen langjährigen Patienten, nicht retten konnte!" — „Dös vasteh' i', Herr Dokta, i woaß wias is, wenn ma a alte Kundschaft valiert!"

(Erich Schilling)



Tänzerinnen gesucht! / VON ANTON SCHNACK

„Tänzerinnen gesucht, vorzustellen Freitag 4–5 Uhr, Ahornallee 12/II"

Wohin die Donau fließt, das wissen wir.
Doch zu wem geht ihr nachmittags um vier?
Ging er durch Städte schon mit vielen Frau'n?
Wie ist sein Blick? Voll Gnade oder Grau'n?

Wie ist sein Haar? Wie ist sein Mund?
Wird euch die Zukunft, wenn er spricht, glänzend und abenteuerbunt?
Es wurde durch ein Wort schon viel zerstört.
Es wurde durch ein Wort schon Scheuestes betört.

Ein frohes Lächeln wird auf euren Mienen sein,
Hört ihr der Männerstimme murmelndes „Herein".
Doch manche von euch gehen wieder fort,
Das Lächeln auf den Mienen ist verdorrt.

Ihr habt umsonst das schlanke Bein gezeigt,
Ihr habt umsonst vor seinem schiefen Blick getanzt und euch verneigt,
Ihr geht bekümmert in den Straßenwind
Und fühlt betrübt, daß euch der Traum vom Ruhm ins Nichts zerrinnt.

München, 26. Juni 1938
43. Jahrgang / Nummer 25

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

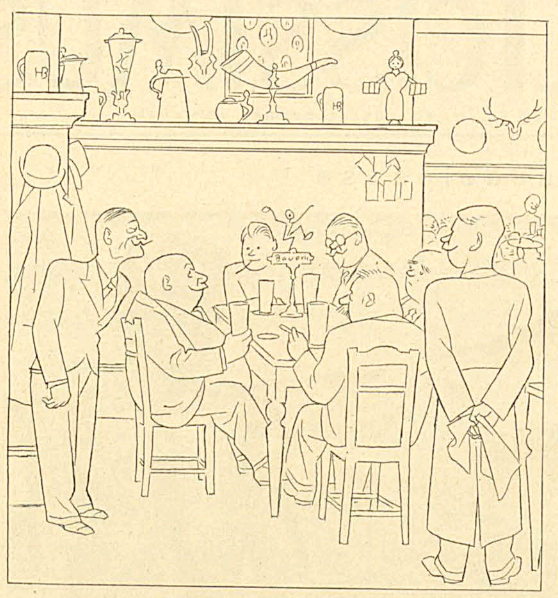
Paddelpause

(Erich Schilling)



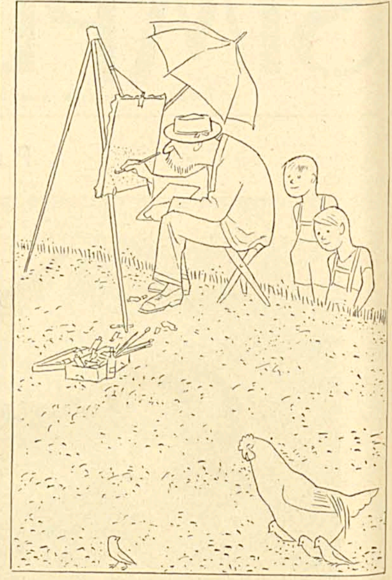
„Wie im Paradiese, Kurt, nur die Schlange fehlt!"
„Da müßten wir halt versuchen, auch ohne Schlange auszukommen!"

VORBEREITUNGEN FÜR



Ein Bayernstammtisch in Berlin

„Würde es die Herren stören, wenn ick an der Unterhaltung teilnehme? Ick möchte mir für die Sommafrische so 'n paar krachlederne Bonmots zulejen."



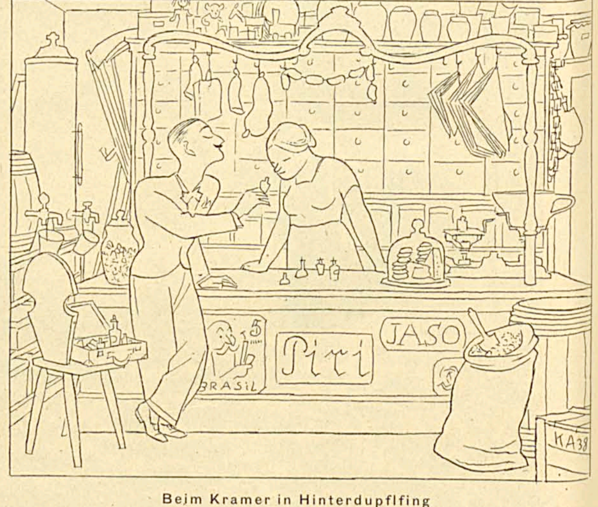
Werturteil

„Da schau her, da sitzt ja scho' Oahna!"
„Is ja koa Kurgast, is ja bloß a Kunstmaler!"



Ein Wiedersehn

„Huch! N' Adlaflaum hab'n die Motten uffjefressen!"

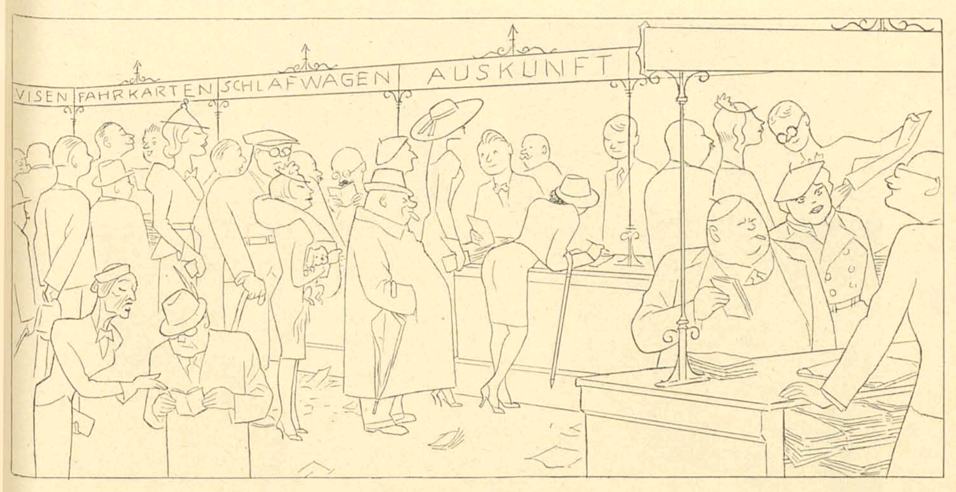


Bejm Kramer in Hinterdupflfing

„Und hier, das neueste Parfüm! Müssen Sie führen, wird von den Damen jetzt allgemein verlangt!" — „Es is a Kreuz mit die Damen, in jeder Saison wollns' anders riech'n!"

URLAUB UND REISE

(Karl Arnold)



Im Reisebüro

„... und wissen möchte ich noch: Was für Temperaturen hat das Wasser im Wolfgangsee vom dritten bis achtzehnten August?" — „... und dann möchten wir zwischen Untermoching und Gloiflfing Picknick machen - is nu da an der Autostraße so'n recht lauschiges Waldparkplätzchen?"

Badekostümprobe

„Ick wees nich, Elli, det Kostiem is mir doch zu stark ausjeschnitten!" — „Laß et doch, Jroßmutta, ma zahl'n die Kurtaxe und da kann nich jenug von da kostbaren Luft rann."

Aufbruch

„Soo, Bauliene, nu mach'n m'r in die Bärche!"

Am einsamen Strand

(K. Heiligenstaedt)

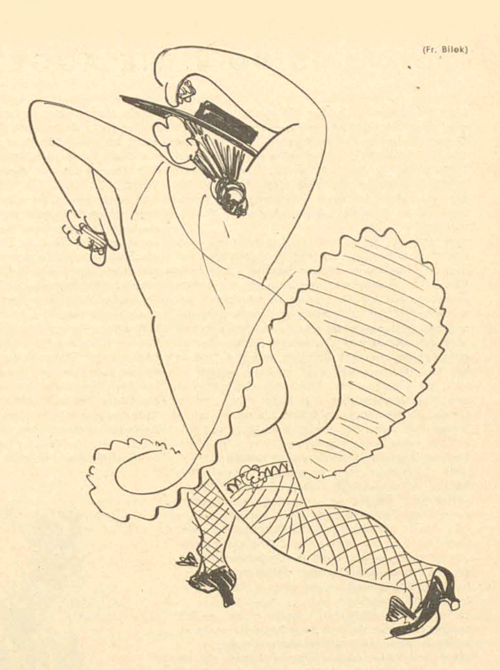


„Heut' ist kein Mensch am Strand. Da könntest du ruhig so in die See gehen!" — „Nein, nein, ich traue den Sehbären nicht!"

Die Bauchtänzerin

VON FRED ENDRIKAT

Hei — wie ihr Bauch sich lichterloh gen Himmel schwingt,
jedweder Zoll an ihm ist orientalisch.
Ha — wie der Nabel schelmisch um die Ecke blinkt,
er wirbelt rhythmisch, bacchanalisch, musikalisch.
Es dünkt sich schier wie eine Mär aus Tausend-einer Nacht,
wenn dieser Bauch im Abendwinde schaukelt.
Wenn dieser Nabel seine tollen Sprünge macht
ist es, wie wenn dich eitel Frühlingsföhn umgaukelt.
Es rauscht und raschelt auf- und niederwärts,
nach vorn und hint — inmitten Perlen, Straß und Flittern.
Ja, dieser Bauch, fürwahr, der greift ans Herz.
Gleich Espenlaub fühlt man die Nerven zittern.
Ereilt die Tänzerin dereinst das Ehelos,
dann ruht sie aus nach Wetter, Sturm und Hagel.
Sie legt die Beinchen selbstgefällig in den Schoß,
den müden Bauch hängt sie dann an den Nagel.
Der Nabel schleußt das matte Auge zu,
dann hat der Bauch und die Reserve Ruh.


(Fr. Bilek)

Der Picknickkoffer und seine Folgen

Einmal kommt der Tag, da steht auf dem Geburtstagstisch eines Mitgliedes der Autobesitzerfamilie die Picknicktasche. Das Mitglied kann männlich oder weiblich sein, die Picknicktasche verschont keinen. Die Picknicktasche ist ein praktisches Geschenk, das nicht nur nach was aussieht sondern auch was ist. Deshalb kostet sie nicht nur einen Pappenstiel und deshalb ist sie auch schon ein besseres Geschenk, das man sogar Jubilaren anbietet und verdienten und verdienenden Abteilungschefs. Wenn Sie nächstens in die unangenehme Lage kommen, jemand etwas schenken zu müssen, denken Sie doch an die Picknicktasche, das Picknickkörbchen, den Picknickkoffer. Er ist in den einschlägigen Geschäften in mannigfaltiger Ausführung, Preislage und Größe zu haben, bis zum hieb- und stichfesten schweinsledergepanzerten Unterstand für strohumflochtene Behälter.

Der Picknickkoffer macht sich vorzüglich auf dem Geburtstagstisch, auf dem er aufgeklappt zu stehen hat, gleich rechts neben dem Blumenarrangement, benachbart dem silbernen Hohlgefäß, das der menschlichen Phantasie entsprossen ist, auf daß es eine eingravierte ehrende Inschrift trage, wie sie sonst nur auf Grabsteinen und Denkmälern mittelgroßer und großer Toter zu finden ist.

Vom Picknickkoffer geht das Gerücht, daß er praktisch sei, und Gerüchte haben ja bisweilen recht. Mir steht es nicht an, am Praktischen des Picknickkoffers zu zweifeln. Man hat alles in ihm so schön beieinander: die Teller, die Tassen, die Gabeln, die Messer, die wärme- und kältebewahrenden Flaschen, den Kasten, in den ein erkältetes gebratenes Huhn gehört, den Salzstreuer, den Pfefferstreuer, die Papierservietten, kurz alles, von dem man annimmt, daß es schön beisammen sein müßte.

Wenn Sie erst einen Picknickkoffer haben, werden Sie den sehnlichen Wunsch bekommen, ihn in Tätigkeit zu setzen. Das ist nicht ganz leicht, denn überall in europäischem Land sind Gasthöfe verbreitet, in denen man das Mitgebrachte auch haben könnte.

Aber Sie wollen sich doch einmal ganz frei fühlen, so wie die ersten Goldsucher, als sie nach Alaska zogen, oder wie die Buren, als sie die weißen Flecken auf der afrikanischen Landkarte farbig und ertragreich machten. Es ist allerdings noch nicht festgestellt worden, ob sie damals Picknickkoffer bei sich hatten, vielleicht hatte man vergessen, sie ihnen zum Geburtstag zu schenken. Praktisch wäre es immerhin gewesen. Also, so wollen Sie sich fühlen, mitten im grünen Revier, an einer murmelnden Quelle oder sonst an einer direkt aus dem Wanderlied entnommenen Stelle, auf schwellenden Moospolstern.

Die Beherrschung des Picknickkoffers ist nicht ganz leicht, denn es wird sonderbarerweise keine Gebrauchsanweisung mitgeliefert, und es erfordert strengste geistige Konzentration, sich zu überlegen, was man in die Gefäße hineintun könnte. Wohlgemerkt, in die gegen Temperaturschwankungen unempfindlichen Gefäße gehören nur Flüssigkeiten, die sehr kalt oder sehr warm bleiben sollen, damit man hinterher erstaunt ist, wie kalt und heiß sie geblieben sind. Wenn das nicht vonnöten ist, täte es eine Bierflasche auch, na und so eine Blöße will man sich doch nicht geben. Über die mitzuführenden Speisen äußere ich mich nicht weiter, aber ich rate Ihnen, vermeiden Sie auf jeden Fall Butterschnitten, denn zu diesen haben Sie die ganze Maschinerie des Picknickkoffers nicht notwendig.

Soviel über die geistige Vorarbeit. Jetzt sind wir am Ziel, am Moospolster im Waldesschatten, auf dem wir unseren Tisch decken wollen. Wir breiten ein Tischtuch aus, damit sich die Stelle unserer Mahlzeit von der Natur deutlich unterscheide. Hierbei werden wir die Erfahrung machen, daß die Natur eigentlich nirgends ganz flach ist, eine Erkenntnis, die seinerzeit den Menschen vermutlich zur Erfindung des Tisches verleitet hat. Einige kleine Versuche, Flaschen und Tassen hinzustellen, demonstrieren die gebukkelte Oberfläche unseres Planeten. Jetzt lagern wir uns um das Tischtuch, lagern, das heißt, wir nehmen ungewöhnliche Stellungen ein. Türken, Neger und Leichtathleten haben die Fähigkeit, die Beine unterzuschlagen, aber diese sind bei uns in der Minderzahl. Wir andern bringen den Körper in eine halb liegende Stellung, wie es die Herren bei älteren Gruppenaufnahmen zu Seiten eines Bierfäßchens in der vordersten Reihe tun. Man ahnt gar nicht, wie störend Beine sein können. Lange kann man so ein Picknick nicht aushalten, weil die Glieder schmerzen. Man erhebt sich deshalb bald mit dem Rufe: „Hier sind ja Ameisen", wie jeder Blick in die Butterdose leicht zeigt.

Foitzick

SIND'S DIE AUGEN / VON G. A. v. IHERING

„Du mußt mir den Gefallen tun, Konni", bettelte Erika mit einem Blick, der ihm durch und durch ging. „Von deiner Hilfe hängt mein Lebensglück ab." Konrad seufzte betroffen. Es waren immerhin erst einige Wochen her, daß er seine Hoffnungen auf Erika endgültig begraben hatte. „Aber, liebes Kind, ich verstehe das alles nicht. Was soll ich bei einem Arzt? Ich fühle mich kerngesund", protestierte er schwach. „Außer der alten Wunde, natürlich —"

„Ich will es dir ja erklären", schnitt sie ihm schnell das Wort ab, ehe das Gespräch eine bedrohliche Wendung nehmen konnte. „Sieh mal, Konni, ich liebe ihn und er mich auch. Wir wollen einander heiraten. Aber er ist so schrecklich gewissenhaft. Er hat sich eben erst niedergelassen und will erst abwarten, wie seine Praxis gehen wird. Ich zweifle nicht an seinem Erfolg, aber es geht anfangs natürlich langsam vorwärts. Und er hat geschworen, nicht eher zu heiraten, bis er nicht mindestens einen Wochendurchschnitt von zwanzig Patienten hat. Ich habe schon meine sämtlichen Bekannten mobilisiert, aber es reicht immer noch nicht. Gestern habe ich Nummer neunzehn in seine Sprechstunde geschickt. Meine Portiersfrau. Mit einem wundervollen kleinen Star —"

„Ach, Tierarzt ist er?" unterbrach Konrad. „Ich fürchte, da kann ich dir nicht viel helfen."

„Aber nein", sagte sie ungeduldig. „Augenarzt doch. Habe ich dir's denn nicht gesagt? Jedenfalls mußt du in seine Sprechstunde gehen, Konni. Du hast mir doch versprochen, du wolltest immer mein Freund bleiben. Selbstverständlich ersetze ich dir alle Unkosten. Aber du mußt mir helfen, ja?" Konrad nickte trübe. „Verstehe — ich bin Fall zwanzig."

„Ja", fuhr sie eifrig fort, „weißt du, eigentlich wollte ich dich nicht bemühen. Du verstehst schon, weshalb. Aber ich weiß niemanden mehr."

„Und jetzt sollen meine schönen Augen, die dir so wenig Eindruck gemacht haben, dein Glück bauen?" sagte er mit leiser Bitterkeit. „Hilf, Himmel, seid ihr Frauen skrupellos!"

„Konni! ..." Die beiden Silben bargen mehr, als er ertragen konnte. Sein Widerstand schmolz dahin. „Na, gut", seufzte er. „Männer sind edelmütiger. Gib mir seine Adresse." Sie hielt den Zettel schon bereit. „Ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen kann. Aber um Himmels willen, nicht verraten, daß du von mir kommst, Konni."

Er betrachtete den Zettel mit gerunzelter Stirn. „Lieblos heißt er auch noch? ... Sag mal, und wenn er mich gleich operieren will? ..."

„Quatsch!" erklärte sie kurzerhand. „Ich sagte dir doch, daß er unerhört tüchtig ist. Und vielleicht fehlt dir wirklich was an den Augen ..." —

Trotz aller Bedenken hielt Konrad sein Wort. Am nächsten Nachmittag saß er in einem ungemütlichen Wartezimmer. Er beschäftigte sich mit dem Problem, wo Ärzte, noch dazu frisch niedergelassene, nur die alten Zeitschriften ausgraben, die sie ihren wartenden Patienten zumuten. Ob sich dahinter ein tieferer psycho-therapeutischer Sinn verbarg? ...

Konrad ging von einem hochaktuellen Artikel, der sich mit den Zukunftsmöglichkeiten des neuentdeckten Tonfilms befaßte, zu einer minder aufregenden Lektüre über. Es war ein ophtalmologisches Fachblatt etwas neueren Datums. Sehr brauchbar dafür, sich auf nicht vorhandene Symptome vorzubereiten.

Ein weißgekleideter junger Mann von ernsthaftem Aussehen öffnete die Tür zum Nebenzimmer und ließ eine umfangreiche, gesprächige Frau hinaus. Konrad tippte auf Nummer neunzehn, die Portiersfrau mit dem kleinen Vogel. Als der Arzt den neuen Patienten sah, huschte sekundenlang ein Leuchten über seine ernsten Züge. Nummer zwanzig folgte ihm nicht ohne leises Herzklopfen ins Ordinationszimmer, in dem allerlei eindrucksvolle Apparate herumstanden. „Bitte, nehmen Sie hier Platz!" forderte Dr. Lieblos auf, nachdem er die funkelnagelneue Kartothek um Konrads Personalien bereichert hatte. „Also wo fehlt's uns denn?" Konrad setzte sich gehorsam auf einen Zwitter von Zahnarzt- und Friseursessel und warf einen beunruhigenden Blick auf den gläsernen Instrumentenschrank, der in der Nähe hing. Er murmelte etwas von gelegentlichen Augenschmerzen und seltsamen Farberscheinungen. „Hm", brummte Dr. Lieblos, während er sich die Hände wusch. „Sie sind doch erst Anfang dreißig, nicht wahr?"

„Ja. Weshalb?"

„Na, wir werden gleich mal sehen", versprach er vage. „Wird schon nicht so schlimm sein."

Konrads medizinische Bekanntschaften beschränkten sich bis dahin auf Zahnärzte. Kein Wunder, daß die dentale Illusion sich durch den antiseptischen Geruch immer mehr verstärkte. Als Dr. Lieblos sich ihm mit ermunternden Worten näherte, legte Konrad instinktiv den Kopf zurück, kniff die Augen zu und riß tapfer den Mund auf. Lieblos räusperte sich überrascht.

„Verzeihung!" murmelte der Patient hastig. „Kleine Verwechslung. Macht der Gewohnheit."

Dr. Lieblos verzog keine Miene. Er strahlte Konrads rechtes Auge mit einem Miniaturscheinwerfer an und betrachtete es hingebungsvoll durch eine Lupe wie eine seltsame Briefmarke. „Sehen Sie mal auf mein Ohr ... So und jetzt dort auf den schwarzen Punkt an der Wand."

Konrad folgte gehorsam. „Nein, stillhalten das Auge! Fixieren Sie den schwarzen Punkt!"

Der schwarze Punkt begann zu wandern und kroch langsam zur Decke hinauf. Konrad bekam eine Gänsehaut. Sollte er am Ende doch ein geheimes Leiden ... Jetzt schwang sich der schwarze Punkt in die Luft und ließ sich nach einer munteren Spirale auf dem Instrumentenschrank nieder. Dort putzte er sich umständlich die Flügel.

„Ha, eine Fliege!" seufzte der Patient erleichtert.

„Wo? ... Ach so." Dr. Lieblos lachte ein wenig gezwungen. Er stellte eine indiskrete Frage, die Konrad empört verneinte. Der Arzt schüttelte nachdenklich den Kopf und erkundigte sich genauer nach den Farberscheinungen, mit denen sich Konrad eingeführt hatte.

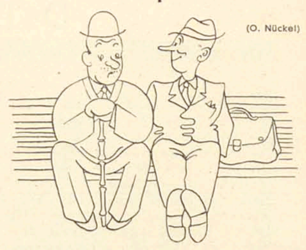
„Wir wollen sicherheitshalber mal den Druck messen. Bitte legen Sie sich dort hin. Ganz harmlose Sache, die nicht wehtut. Genialer kleiner Apparat, von einem Norweger erfunden." Er produzierte wie ein Taschenspieler etwas Blinkendes, das entfernte Ähnlichkeit mit einer Briefwaage besaß. „Auge nicht bewegen ... Nur ein paar Tropfen zum Unempfindlichmachen ... Schön stillhalten! Wunderbar ..."

Konrad benahm sich wie ein Lamm, während er die skandinavische Erfindung auf seinem Augapfel balancierte. „Zu wenig frankiert?" erkundigte er sich mit einem Anflug von Galgenhumor.

(J. Hegenbarth)

„Wie, bitte?... Ach so. Ha, ha, ha." Dr. Lieblos lachte herablassend. „Nein, mein Lieber, alles in Ordnung. Merkwürdig", fügte er etwas enttäuscht hinzu, während er die Briefwaage entfernte, „waren es bestimmt Regenbogenfarben, die Sie gesehen haben?"
„Ich kann mich auch geirrt haben", gab Konrad zu. „Vielleicht waren's weiße Mäuse. Wir waren recht vergnügt an dem Abend."
Dr. Lieblos betrachtete ihn ernst und vorwurfsvoll. Dann placierte er ihn vor einen schwarzen Apparat, halb Fernrohr, halb Feldstecher, der mit allerlei Lämpchen und Spiegeln geschmückt war.
„Frisch, fromm, fröhlich frei", meinte Konrad, um das gute Einvernehmen wiederherzustellen.
„Bitte?" Der Doktor, der am Fernrohre saß, hörte auf zu schrauben.
„Nur ein Scherz." Konrad deutete auf eine Mattscheibe, die seltsame, treppenförmige Symbole trug, nicht unähnlich dem [Turnerkreuz] der Turner. Der kleine Witz verpuffte an der lieblosen Sachlichkeit. Konrad starrte kleinlaut auf das unheimliche Auge, das ihm aus dem Ende des Fernrohrs entgegenblickte. War das nun seines oder das des Arztes? Ihm wurde etwas unheimlich; denn es bekam plötzlich zebraartige Streifen.
„In Ordnung", meinte der Doktor, dem die Streifen gefallen zu haben schienen. „Jetzt kommen Sie bitte mal hier herüber und halten sich das linke Auge zu."
Auf der gegenüberliegenden Wand erschienen nacheinander leuchtende Zahlen- und Buchstabenreihen, die nach unten immer kleiner wurden. Einiges davon schien Tschechisch zu sein. Konrad hatte Mühe mit der Aussprache.
„Nebukadnezar", schloß er, nachdem das rechte Auge seine Aufgabe brav bestanden hatte.
Dr. Lieblos runzelte verwundert die Stirn. „Wo lesen Sie das?" fragte er mißtrauisch.
„Ich dachte nur an den alten Burschen mit der Leuchtschrift an der Wand — Menetekel und so weiter."
„Ach so. Jetzt kommt das andere Auge dran. Das ganze nennen wir die Sehprobe."
Konrad schloß das andere Auge und las die tschechische Sache nochmal. Er kam nur bis OZUFKL. Von da an nannte er es die Gedächtnisprobe. Dr. Lieblos schien nicht ganz befriedigt zu sein. Er räusperte sich bedeutsam.
„Nanu?" sagte Konrad verwundert. „Ich werde doch nicht etwa 'ne Brille tragen müssen?"
„Ich fürchte, doch."
„Ich denke nicht daran!"
„Doch", beharrte Dr. Lieblos achselzuckend.
„Kommt nicht in Frage", protestierte Konrad energisch.
„Wir werden jetzt ein paar Linsen ausprobieren", schloß Dr. Lieblos die Diskussion. Konrad bekam ein häßliches eisernes Brillengestell auf die Nase, in das der Doktor nacheinander die verschiedensten Linsen schob. Die Schrift an der Wand machte die seltsamsten Wandlungen durch. Konrad berichtigte seine Meinung über seinen ernsten Inquisitor. Er mußte doch Sinn für Humor haben.
Unter den Gläsern befanden sich direkte Nachkommen der Spiegel aus dem Lachkabinett. Konrad hätte sich nie träumen lassen, daß simple Linsen solche Wirkungen hervorzaubern konnten. Die einen verdoppelten alle Buchstaben, die nächsten vervierfachten sie gar. Eine andere saugte plötzlich alles Schwarze daraus, wieder andere bewegten sie zur Seite, teilten sie oder stellten sie auf den Kopf.
Konrad bekämpfte mannhaft seine Heiterkeit, erst bei der Linse, die das Tschechisch zu chinesischen Schriftzeichen zerpflückte, gab er sich geschlagen. Sein Zwerchfell schmerzte vor dem Ansturm verschluckten Lachens. Seine Augen füllten sich mit Tränen. In diesem Moment sah er klar und scharf die OZUFKL-Zeile vor sich aufleuchten. Sie gab ihm seinen inneren Halt zurück. Er las sie mit glockenreiner Stimme wie eine Beschwörungsformel.
Dr. Lieblos lächelte triumphierend. Er schrieb ein Rezept auf, das wie eine Gleichung aus der höheren Mathematik aussah. Dann schieden beide im besten Einvernehmen. — —
„Ich bin dir ewig dankbar, Konni", sagte Erika vierzehn Tage später am Telefon. „Und du mußt Mittwoch Trauzeuge sein, ja?"
„Unmöglich", stöhnte Konrad. „Schwarzer Rock und gestreifte Hose — das Opfer ginge noch. Dir zuliebe. Aber bedenke doch, liebes Kind, die Brille! Nein. Unmöglich. Du verlangst zuviel. Ich kann mir nicht extra deswegen eine Brille anschaffen."
„Pump dir doch Herbert seine", schlug sie unbekümmert vor. „Ich bin überzeugt, daß dir eine Hornbrille ausgezeichnet steht. Konni, du mußt!"
Diesmal dauerte es eine Viertelstunde, bis sein Widerstand gebrochen war.
Es wurde ein sehr gelungenes Fest, die private Nachfeier miteingerechnet. Als Konrad gegen Mitternacht nach Hause segelte, die geliehene Hornbrille in der Tasche, hatte er seltsame optische Erscheinungen. Die Straße war merkwürdig breit geworden und zeigte eine Tendenz, sich zu gabeln.
„Auch schon umgebaut", murmelte er erstaunt. „Wie schnell das geht..."
Und dann standen an dem großen Platz auf einmal zwei Kirchen da. Konrad blieb stehen, holte langsam die Brille hervor und zerbrach sie in kleine Stücke.
„Nie wieder Ophtal... Ophtol... Ophtil..."
Nach dem dritten Anlauf gab er es auf.
„Sind's die Augen, geh zur Kneipe", murmelte er entschlossen. Und das tat er denn auch.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Ich sitze in der oberen Etage des Autobusses. Es klirrt auf der Treppe, ein Mann hat beim Anfahren des Autobusses mit dem Ellenbogen eine Scheibe eingestoßen und muß vier Mark neunzig bezahlen.
Er kommt mit seinem Begleiter herauf und setzt sich: „Det muß Jlas jewesen sein, sonst wär's nicht kaputjegangen."

Bei einem häuslichen Schallplattenkonzert wird u. a. eine Platte aus Othello, gesungen von dem kürzlich verstorbenen Schaljapin, zu Gehör gebracht. Eine junge Dame, die nicht gehört hatte, wer der Sänger ist, fragte nach Ablauf der Platte: „War das die Zarah Leander?"

Aus einem bisher ungedruckten Roman:
„Stiefmütterchen!" wie bist du doch so stahlschwarz und nachtkerzengelb, so blaulila und rotviolett und auch so pfauenaugenartig gezeichnet. Wie verlaufend bläßlichweiß ist oft dein matter Kelchesgrund, wie so milchfarben umflossen und doch so abgrundtiefst tonsatt — dabei hart vorüber an allerfeinst schimmrigen Lasuren...
„Stiefmütterchen!" lugtest du nicht auch schon aus frostigem Schnee? Und ließest doch später wieder vom lauen Frühlingswinde mild dich umfächeln; wurdest dann schließlich im Hochsommersonnenglanze erdrückend bestrahlt, und, als es längst schon überall bunt herbstete, winktest und blinktest du da nicht noch mit frohestem Gesicht...? du zarter Schmetterling unter den Blümlein!
„Stiefmütterchen!" du immerblühendes, fleißiges Lieschen fast aller Jahreszeiten; du so farbenprächtiges, erdbodennah entsagungsvolles Zaubergewächs...
„Stiefmütterchen!" du liebes, verrate mir, wer gab dir, woher hast du diesen deinen sagenhaft schlichten — purpurnen Namen...?

D I E D U S C H E

VON JULIAN STREET

Manche Leute wissen gar nicht, wie reich sie sind. Charlie Harris bewohnte das hübscheste Atelier in einem reizvollen Viertel von Paris. Und vor allem besaß er eine Badewanne. Er gehörte zu den wenigen in Paris, die das besitzen. Aber Charlie wollte auch eine Dusche.
Um die Ecke der Straße, in der Charlie wohnte, gab es eine Niederlassung der Firma M. Pettit & Fils, Installation. Er machte Monsieur Pettit bei einem Apéritif in einem Café in nächster Nähe ausfindig und erklärte ihm, was er haben wolle, während Monsieur Pettit ihm wohlwollend zuhörte. „Können Sir mir das machen?" schloß Charlie seinen Vortrag.
„Aber gewiß", erwiderte Monsieur Pettit. „Das ist doch mein métier, Monsieur. Aber erlauben Sie mir die Frage, warum wollen Sie sich eigentlich die ganze Schererei machen und eine eigene Dusche einbauen lassen?"
„Warum?" sagte Charlie ein wenig betroffen. „Nun — weil ich gerne eine hätte."
„Sie sagen, Sie hätten bereits eine Badewanne, Monsieur?"
„Ja, Monsieur."
„Warum benützen Sie dann nicht einfach die Badewanne, Monsieur?"
„Ich benütze doch die Badewanne; aber ich möchte auch eine Dusche haben", sagte Charlie, leise mit den Zähnen knirschend.
Monsieur Pettit schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nun gut, dann werde ich, sagen wir — nächsten Donnerstag um elf — in Ihre Wohnung kommen."
„Könnten Sie nicht schon früher?" fragte Charlie.
„Unmöglich, Monsieur. Sie werden begreifen, ich muß meine Vorbereitungen treffen."
Was für Vorbereitungen, wunderte sich Charlie. Er sagte aber nur: „Wie lange wird die Arbeit dauern?"
„Ah", sagte Monsieur Pettit, „das kann man unmöglich voraussagen. Es ist zu früh. Aber — hm — sind Sie auch sicher, daß Sie, obwohl Sie eine Badewanne besitzen auch diese Dusche haben wollen?"
„Ganz sicher!" sagte Charlie, wobei sein Blutdruck eine merkliche Steigerung erfuhr.
„Also gut. Dann Donnerstag um elf."
Der Donnerstag kam, und Charlie bewillkommnete Monsieur Pettit in seinem Atelier. „Nun wegen der Dusche —" fing er an.
„Ist Monsieur schon lange in Paris?" erkundigte sich Monsieur Pettit.
„Ungefähr drei Jahre."
„Ah!" Monsieur Pettit sah erfreut aus. „Es ist wundervoll, Paris — nicht wahr? Es muß herrlich für einen Ausländer sein, in unser schönes Paris zu kommen, um hier zu leben."
Monsieur Pettits Art und Weise machte es unmöglich, seine lange Rede über Paris, französisches Essen, Weine, Frauen und Kultur zu unterbrechen. Erst kurz vor der Mittagessenszeit bat er, das Badezimmer anschauen zu dürfen. Dort senkte sich eine dunkle Wolke auf seine Stirn. „Es ist sehr schwierig", sagte er.
„Wieviel wird es kosten?" fragte Charlie.
Wieder senkte sich die Wolke auf Monsieur Pettits Stirn. Er zuckte mit den Achseln. „Das hängt von vielen Umständen ab, Monsieur", meinte er, „von dem verwendeten Material, von der Stärke des Wasserdrucks, den Sie gerne haben möchten — oh, von sehr vielen Umständen! Und auch davon, wieviel Zeit es in Anspruch nimmt."
„Wieviel Zeit wird es in Anspruch nehmen?" fragte Charlie.
„Ah, das — kann man unmöglich im voraus sagen. Ein paar Tage."
„Können Sie nicht mehr als einen Mann schicken?"
„Natürlich", sagte Monsieur Pettit. „Wir schicken nie nur einen Mann allein. Es wäre für ihn ein zu schweres Arbeiten. Schließlich muß ein Mann jemand haben, mit dem er sprechen kann, nicht wahr, Monsieur?"
Ungefähr zehn Tage später erschienen drei Arbeiter zeitig am Morgen in Charlies Atelier. „Wir sind die Leute von M. Pettit", erklärte einer. „Sind Sie der Herr, der die Dusche bestellt hat?"
„Jawohl", sagte Charlie. Die Arbeiter lächelten und traten ein. Sie waren in besonders rosiger Laune. Sie sahen sich in dem Atelier um, plauderten und lachten fröhlich. Plötzlich, ohne jede vorherige Warnung, verfielen sie in eine ungeheure Energie und begannen den unteren Teil der Badezimmerwand einzureißen. Charlie eilte hinüber, um einen wertvollen Wandteppich in Sicherheit zu bringen, und flüchtete dann in ein Café. Er kam einige Minuten vor elf zurück. Ein großes Loch gähnte in der Wand. Es sah aus, als ginge die Sache vorwärts. Punkt elf legten die Männer ihr Handwerkszeug hin, zündeten sich Zigaretten an und schickten sich an, fortzugehen.
„Wohin gehen Sie?" fragte Charlie.
„Es ist elf Uhr" erwiderte der Vorarbeiter. „Wir gehen Wein trinken." Vor dem Hinausgehen wandte er sich noch einmal um: „Verzeihen Sie bitte, Monsieur, die Leute würden gerne wissen, warum Sie, da Sie doch eine Badewanne haben, auch eine Dusche einrichten lassen wollen?"
„Sagen Sie den Leuten", sagte Charlie kühl, „daß ich deshalb eine Dusche einrichten lassen will, weil ich's so haben will."
„Jawohl, Monsieur", sagte der Vorarbeiter. Er sah Charlie ein wenig ängstlich an. Danach behandelten die Arbeiter Charlie mit großer Vorsicht — wie einen besonders gefährlichen Geisteskranken.
Nach jenem ersten Morgen kam es Charlie so vor, als geschehe tagelang nichts mehr. Die drei Installateure kamen jeden Morgen um acht Uhr dreißig, hörten um elf auf, um zum Weintrinken zu gehen, machten dann zwei Stunden Mittagspause, und stellten um sechs ihre Arbeit ein. Sie hielten lange Zwiegespräche, sperrten immer wieder für längere Zeit das Wasser ab und betrachteten seine englischen Bücher voll Neugierde. Manchmal hörte Charlie, wie sie sich wegen irgendeiner Einzelheit der Installationsweise stundenlang besprachen. Bei solchen Gelegenheiten stellten sie ihr Werkzeug ab und widmeten sich der Besprechung mit Leib und Seele.
Charlie schüttete sein Herz einem Freund aus, der jedes Jahr nach Paris kam. „Nun, begreifst du das denn nicht?" sagte der Freund. „Es ist ganz einfach. Sie wollten rasch deine Wand niederreißen, damit du dich nicht mehr anders besinnen kannst und die Sache machen läßt. Jetzt lassen sie sich Zeit."
Eine Woche später, als Charlie schon reichlich verzweifelt war, kam er eines Nachmittags nach Hause zurück und fand zwei dicke Röhren aus dem Boden des Ateliers außerhalb des Badezimmers herausragen. „Was soll denn das?" erkundigte er sich.
„Monsieur wünschen, bitte?" fragte der Vorarbeiter höflich.
„Ich wünsche zu wissen, was diese Röhren bedeuten sollen, die hier im Zimmer herausragen."
„Das sind die Röhren für die Dusche", entgegnete der Vorarbeiter stolz.
„Ja, aber sie können doch unmöglich so im Zimmer bleiben, oder?"
„Aber warum nicht?" fragte der Vorarbeiter ziemlich verblüfft.
„Nun, es sieht ja schauderhaft aus! Sie verunstalten das ganze Zimmer!"
Die Arbeiter sahen einander erstaunt an. Einer von ihnen sagte schwach, ungläubig: „Monsieur gefallen die Röhren nicht?"
„Die Röhren nicht gefallen!" tobte Charlie. „Natürlich gefallen mir die Röhren. Ich bin sogar begeistert davon!"
„Danke Ihnen vielmals, Monsieur", sagte der Vorarbeiter erleichtert. Er streichelte die Röhren liebevoll.
„Aber", fuhr Charlie fort, „ich möchte sie in der Wand verborgen haben. Verstehen Sie?"
„In der Wand verborgen!" Die Arbeiter waren entsetzt. „Aber — aber, Monsieur, wenn sie in der Wand verborgen sind, dann wird niemand wissen, daß sie da sind. Niemand wird sie sehen!"
„Das ist ja gut", sagte Charlie, „niemand wird sie sehen, wenn sie in der Wand sind. Das ist ja gut." Er lachte ein wenig gereizt und ging hinaus.
Als die Arbeit fertig war, verschönten zwei eiserne Röhren seine Wohnzimmerwand.
Eines Sonntagnachmittags einige Zeit später ging die Haustürglocke. Charlie ging hinaus, um zu öffnen, und vor ihm stand der Vorarbeiter mit einem Mann und einer Frau, alle drei im Sonntagsstaat. Sie sahen erwartungsvoll drein. „Verzeihen Sie die Störung", sagte der Installateur, „würden Monsieur mir erlauben, meinen Freunden die Arbeit zu zeigen, die wir in Ihrem Atelier gemacht haben — die Dusche und die Röhren?"
(Berechtigte Übersetzung von Hans B. Wagenseil)

Nächtliche Gäste

Von Dr. Owlglaß

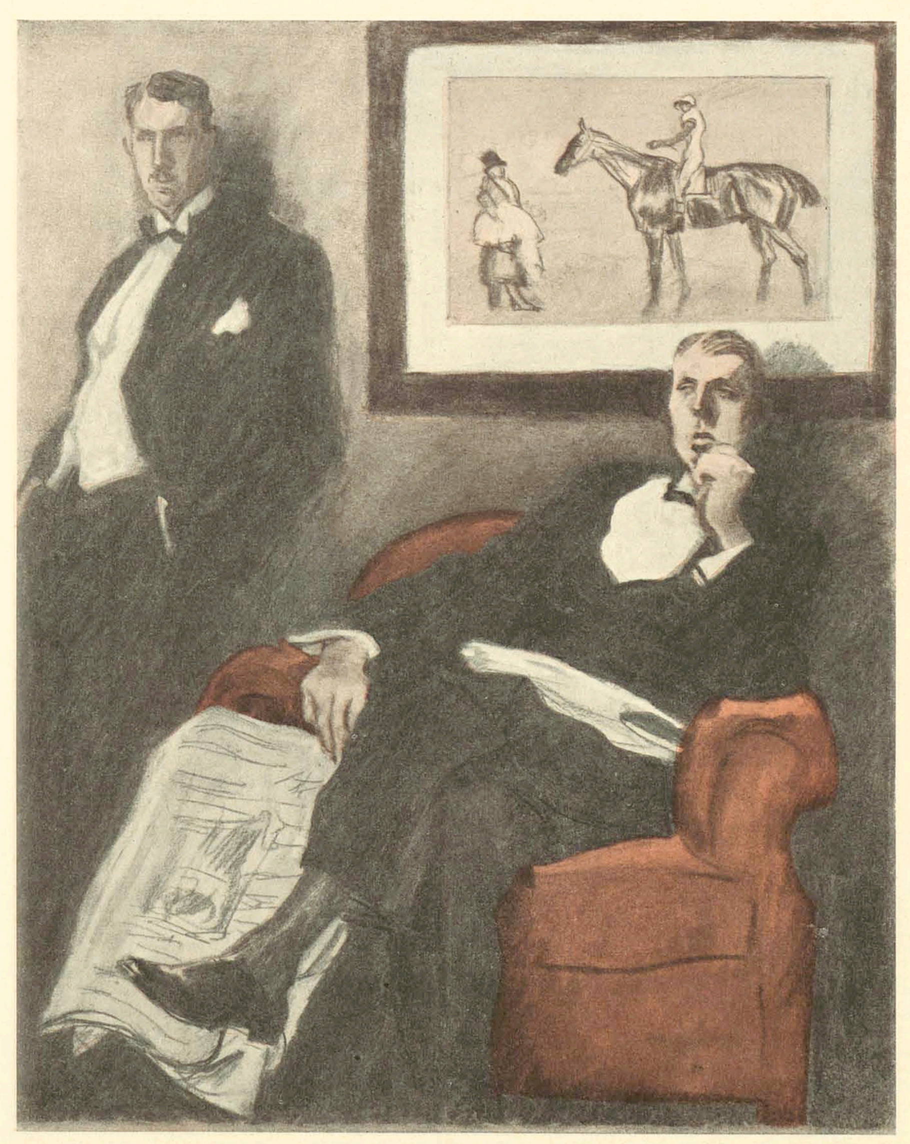
Ein Alp saß heute nacht
auf meiner Brust so schwer,
o Gott, wie Blei so schwer —
da bin ich aufgewacht.

Der Vollmond hinterm Haus
mit seinem klaren Schein
stieg heimlich bei mir ein.
Stumm floh der Alp hinaus.

Ich wollt', ein Feuer wär'
der Schein, der Geister bannt,
und hätt' den Alp verbrannt!
Dann käm' er nimmermehr.

Seine Lordschaft

(E. Thöny)



„Ist es nicht ein Hohn auf die englische Demokratie, wenn sich sogar unsereins zur Stammrolle melden muß!“

Die kluge Witwe

(R. Kriesch)



„Wenn ich eure Figur hätte, Kinder, und ihr meine Erfahrung, könnten wir in dieser Saison alle drei unser Glück machen!"

LEIDENSCHAFTEN

Von Hans Karl Breslauer

„Drei Silbergroschen durchstochen", murmelte Herr Fiedler nachdenklich, „— hm — ein wirklicher Gelegenheitskauf... Na, werden sehen... Mecklenburg komplett, das wäre eine Sache..."
Während Herr Fiedler — seine einzige Leidenschaft waren Briefmarken und er konnte stundenlang über Zähnungen, Wasserzeichen, Fehldrucke, Nachdrucke und Probedrucke sprechen — über seinem Markenalbum grübelte, saß Frau Melanie im Wohnzimmer und las immer wieder die letzten Zeilen eines Briefes, den sie mit der Nachmittagspost erhalten hatte.
„— und nun, Melanie, hoffe ich, Dich bald wiederzusehen..."
„Mela", rief der Gatte aus dem Nebenzimmer, „wolltest du heute nicht ins Kino gehen?"
Frau Mela steckte den Brief hastig in den Umschlag und gab ihrer Stimme heitere Festigkeit.
„Und du, Anton?" „Heute ist Tauschabend..."
„Ach so", sagte Frau Mela. „Begleitest du mich?"
„Nein, es ist noch zu früh... Ich richte mir noch ein paar Dubletten her!" antwortete Herr Fiedler, ritt weiter auf seinem Steckenpferd aus bunten, kleinen, gezähnten und ungezähnten Papierchen, nickte seiner Frau, als sie ihm einen Abschiedsgruß zuwinkte, zerstreut zu und ging eine Stunde später in den philatelistischen Verein...
Als er gegen acht Uhr nach Hause kam, seine Frau wartete schon mit dem Abendbrot, stöberte er im Salon herum, durchsuchte das Wohnzimmer und kam ärgerlich ins Speisezimmer.
„Mela," sagte er, die Stirne kraus ziehend, „wo ist der Brief?"
„Brief?" wiederholte Frau Mela, von einer bösen Ahnung ergriffen. „Was für ein Brief?"
„Der Brief, der auf dem Tisch im Salon gelegen ist!"
„Auf — dem Salontisch..." stammelte Frau Melanie entgeistert. „Ich weiß von keinem Brief!"
„Mach mich nicht dumm!" begehrte Herr Fiedler auf. „Ich habe ihn, bevor ich wegging, gesehen... Es war ein Brief deines Vetters Leonhard!"
„Anton!" Frau Melanie mußte sich auf die Sessellehne stützen. „Anton — du hast..." Sie war so fassungslos, daß sie keine Worte fand. Sie hatte nicht den Mut, sich zu verteidigen, sie hatte die Kraft nicht, die Wahrheit zu gestehen; diese harmlose Wahrheit einer Jugendliebe und der Gatte schrie erbost:
„Wenn du den Brief nicht sofort herausgibst..."
„Um Gotteswillen, Anton, mach keinen Skandal!"
„Ha — ich soll keinen Skandal machen..."
„Anton, verzeih", Frau Mela trat auf den Gatten zu, „du mußt mir verzeihen... Schau, ich habe ja nichts zu verschweigen... nichts zu verheimlichen... Leonhard ging ins Ausland, damals, als ich noch ein halbes Kind war..."
„Nichts verzeihe ich!" brüllte Herr Fiedler. „Das wäre ja noch schöner... Dein unerhörter Leichtsinn...", seine Stimme schlug über. „Aber so sind die Frauen alle... Alle sind sie so... Mela —", tobte er, „zum allerletzten Mal, wo ist der Brief?"
„Es ist nicht wahr", raffte sich Frau Mela auf, „es ist nicht wahr, was in dem Brief steht... Glaube mir, Anton, alles ist längst vergessen und abgetan — und — und deshalb hab ich ihn verbrannt!"
„Mela", stürzte sich Herr Fiedler wie ein Rasender auf die Gattin, „Mela, du hast den Brief verbrannt? ... Diesen Brief mit der Ein-Dollar-Fünfzig-Cent-Jubiläumsflugpostmarke hast du verbrannt!? ... Das werde ich dir nie verzeihen!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, SendlingerStr. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der treue Hund

(O. Gulbransson)

„Waldl, jetzt muß amal a Ruh sein! Hergehst!"

„Da haut er ab, der Hundsdackel, der greußliche!"

„Und jetzt siehchst es überhaupts nimmer, des Sauviech, des staubige!"

„Ja, gibt's denn des aa, daß a Hund durchaus unsichtbar wird!"

Das Eichkätzlein

(Wilhelm Schulz)



War sie auch lieblich anzusehn,
So daß ich oft bei ihr blieb stehn
In einer stillen Gasse,
Ich weiß, warum ich's lasse:

Ein Eichkätzlein hielt sie am Band
Und ließ es nicht mehr von der Hand,
Wollt' frei das Tierchen springen,
Tat sie zurück es zwingen

Und gab ihm viele süße Kern . . .
Ich sah bei ihr das Spiel nicht gern,
Sah selber mich zur Stunden
So schmählich angebunden.

Fahr wohl, fahr wohl, du schöne Maid,
Ein' solche Liebe tät mir leid.
Sie würd' nicht lang mich freuen,
Gar balde mich gereuen!

Wilhelm Schulz

München, 3. Juli 1938
43. Jahrgang / Nummer 26

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

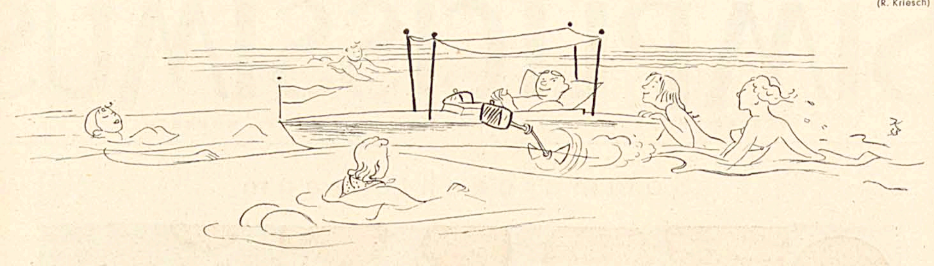
Sommernachtstraum

(E. Thöny)



„So, Kinder, und wer heute nacht von Politik redet, der muß jedesmal eine Mark zahlen!"
„Ausgezeichnet, und mit dem Geld machen wir dann eine Riesenbowle!"

(R. Kriesch)



Ich weiß am Waldrand ein großes Hotel

Das Hotel ist so vornehm, wie es sonst nichts auf der Welt gibt, außer vielleicht den Bildern in manchen illustrierten Zeitschriften für das gepflegte Familienleben. Gleich am Eingang beginnt die Vornehmheit; denn dort steht ein junger Mann oder ein älteres Kind mit einer Uniform, wie sie die Kadetten in manchen südamerikanischen Staaten tragen, von denen es fraglich ist, ob sie ihre Uniform von den Pagen und Boys entlehnt haben oder diese von ihnen.

Die Kadetten des Beherbergungsgewerbes sind das Wohlerzogenste, was man sich denken kann, und nur wenn sie wirklich niemand sieht, bohren sie sich ganz wenig hinter der Drehtüre in der Nase und benehmen sich auch sonst, wie es ihrem Alter entspricht. Wenn man sie aber ansieht, reichen sie einem Feuer und sind beflissen. Zu den Herren mit dem ungezwungenen Auftreten der Weltreisenden, die eine Pfeife im Mund haben, sagen sie fließend: „Good morning, Sir!" Sie alle tragen den Marschallstab des künftigen Großhoteliers in der knapp geschnittenen Livree und werden auf ihrem Posten nicht alt werden; denn einen Boy mit grauem Vollbart hat noch niemand gesehen.

Hinter der Eingangstür wird es noch vornehmer, und hier beginnt die Totenstille des gepflegten Hotels. Im Flüsterton legt einem ein Herr im Diplomatenanzug die höchsten Rechnungen vor, die der soignierte Reisende schweigend bezahlt.

Hier in der Hotelhalle stehen Palmen und auf den Marmortischen blühen Blumen unhörbar vor sich hin für die Herrschaften, die hier tonlos aufeinander warten. Man hustet nicht, man hüstelt; man lacht nicht, man schmunzelt, und wenn einer laut nieste, würden gewiß die Marmorsäulen zusammenstürzen, wie einst die Mauern Jerichos beim Schall der Posaunen. Die Hotelgäste aber würden sagen, daß sich das Publikum in letzter Zeit doch sehr verschlechtert habe.

Jeder Schritt erstickt in roten Teppichen, jawohl in roten Teppichen, denn die Farben des feinen Hotels sind rot und gold. Das haben Ludwig der Vierzehnte und der Fünfzehnte und der Sechzehnte so bestimmt, als sie mit ihren Schlössern mustergültig für die gehobenere Hotelerie wurden.

Ah, dieses Treppenhaus! Daß man sich überhaupt getraut, ohne Frackanzug und ohne rauschendes Schleppkleid seine Stufen herabzuwallen — wie Sahne aus Kännchen von schwerer Hotelversilberung!

Ich möchte einen Choral anstimmen auf die Gesellschaftsräume. Sie sind über alle Maßen fein. Hier hat man endlich Gelegenheit, sich in Räumen zu bewegen, in denen sonst nur Filmhochstapler und Besitzer großer Konservenfabriken oder gleichwertiger Unternehmungen auf der Leinwand leben, wenn sie alleralleralbeste Gesellschaft spielen und vom vollblütigsten Reitpferd nur herunterkommen, um sich die Perle ins Frackhemd zu knöpfen.

Bequeme Sessel laden zur Konversation ein und bilden deshalb ungezwungene Gruppen. Hier ist das Reich älterer Engländerinnen, die der liebe Gott extra dazu geschaffen hat, diese Konversationsräume diskret zu bevölkern. Sie schreiben meistens Briefe und der Teufel mag wissen, was sie zu schreiben haben, wo sie doch kein Mensch dafür bezahlt.

Wenn die älteren Engländerinnen nicht da wären, würden sich die Stühle und schräggestellten Tischchen und der Flügel und die großen Porzellanvasen in den Gesellschaftszimmern allein aufhalten und daraus sieht man wieder, daß jedes Lebewesen im großen Weltenraume seinen Zweck erfüllt. Übrigens können die älteren Engländerinnen auch durch ältere Amerikanerinnen ersetzt werden, denn sie dienen dem gleichen Zwecke.

Nicht weit von den Gesellschaftsräumen liegt das Frühstückszimmer. Oh, wie frühstückt es sich da distinguiert. Wenn der Kellner an den Tisch herantritt und einen „Guten Morgen" wünscht, ist es, als ob Aurora die Fluren küßt, und man haucht zaghaft, daß man einen Kaffee zu nehmen wünsche. Ganz feierlich zelebriert man das Frühstück, und verzankteste Ehepaare benehmen sich wie die Englein und reichen einander höflichst die ausgestanzten Buttersternchen, als hätten sie sich soeben kennen und lieben gelernt. Kaum wagt jemand ein Ei aufzuschlagen, und nur ganz hinten in der Ecke am Serviertisch macht der Oberkellner flüsternd dem Pikkolo einen Morgenkrach. Das alles ist natürlich im Preise inbegriffen.

Foitzick

Rezept

Von Ratatöskr

Man kommt auf seines Lebens Leiter
mit Höflichkeit doch immer weiter,
als wenn man grob und ruppig ist
und sich im Ausdruck stark vergißt.

Das Wirken mit den rauhen Tönen
soll man sich zeitig abgewöhnen —
was selbstverständlich nicht besagt,
daß man das Maul hält und verzagt.

Nein, schon aus purer Nächstenliebe
bin ich durchaus für Gegenhiebe —
nur daß man das, was man bezweckt,
scharmant in Spitzenhöschen steckt.

Sensation im Affenhaus

Von Ernst Hoferichter

In einem nordamerikanischen Zoo wurde vor einigen Tagen das Prachtexemplar eines Gorilla eingeliefert.

Weil er so haarig war — und weil viele Frauen seine Urwaldkräfte bewunderten, bekam das Tier den schönen Namen „Bimbo"...

Aber trotzdem plagten ihn von Tag zu Tag die Fliegen und die Langeweile immer mehr — und selbst durch den Umstand, daß er mit hunderttausend Dollar versichert wurde, bekam er keine Lebensfreude.

Es half nichts, daß ihn Literaten mit dem „Übermenschen" verglichen oder bei seinem Anblick an Goethes Faust in der Studierstube denken mußten. „Was hat er nur, dieser Mensch...?" fragten sich Enkelkinder, die ohne Vorstellung an ihren Großpapa lebten und warfen ihm eine Banane an den Kopf.

Aber Bimbo blieb traurig wie ein Zahnarzt ohne Empfangsdame. Und als die Tiergartendirektion einen exotischen Wald um ihn errichtete, verkroch er sich unter den Blättern und schlief den Schlaf der Melancholiker...

Der Wärter, der schwitzend um die Anlage lief, Futter herbeischleppte und ausmisten mußte, brummte jeden Morgen: „Das Sauvieh hat's schön — und wenn's verreckt, kriegen die Angehörigen hunderttausend Dollar ausbezahlt...!"

Da wurde eines Nachmittags ein Sofa am Gitter des Bimbo vorübergefahren, das für die Wohnung des Verwalters bestimmt war. Jäh fuhr der Gorilla in die Höhe und sah sehnsüchtig diesem Möbel nach. Augenblicklich mußte die Fuhre ihren Kurs ändern und Bimbo bekam das Sofa in den Urwald gestellt. Und bald hopste er darauf wie ein Familienvater herum, jeden Tag bekam er ein anderes Möbelstück dazu und nach einem Monat war er gut bürgerlich möbliert.

Angesehene Firmen stifteten der Reklame wegen Haushaltungsgegenstände, Nippfiguren, Bad mit fließendem Wasser, Röhrenempfänger und eine Bleistiftspitzmaschine.

Das Publikum am Gitter ward darob vom Taumel ergriffen und half mit, dem Bimbo immer mehr menschliches Dasein zu spenden.

Tierfreundliche Hände warfen den ganzen Inhalt ihrer Hosentaschen zu seinen Füßen und bald saß der Gorilla lächelnd inmitten einer Fünfundneunzigpfennigwoche.

Taschenmesser, Kaugummi, Benzinfeuerzeuge, Selbstbinder, Hausschlüssel, Mundharmonikas und Lippenstifte lagen als Weide menschlicher Kultur in seinem Freßnapf.

Und sogar die Nächte verbrachte er jetzt schlaflos, denn er versuchte sich mit diesen Gaben menschlich zu beschäftigen.

„Um Gottes willen, der Bimbo rasiert sich...!" schrie an einem Morgen der Wärter gegen das Direktionsgebäude. Am Tage zuvor hatte ein

Beim Friseur

(R. Kriesch)



„Gnädige Frau werden von mir so frisiert, daß Sie niemand wiedererkennt!"
„Tja, Herr Hans, wenn es nur auf den Kopf ankäme!"

Student mutwilligerweise einen Rasierapparat durchs Gitter geworfen...

Aber als jetzt die Direktion sich vor dem Gorillakäfig versammelt hatte, war Bimbo schon rasiert und nur ein Bart nach der Art männlicher Filmstare blieb als Rest an seiner Oberlippe hängen.

„Himmeldonnerwetter, das Vieh will ein Mensch werden...!" schrien die Aktionäre enttäuscht. Und so war es auch.

Bimbo reinigte selbst seinen Stall und auch die benachbarten Käfige. Die Besucher des Zoo suchten vergebens nach einem Affen, der in den Zweigen Bauchaufschwünge macht und Grimassen schneidet...

Das Publikum blieb mehr und mehr aus, denn der Gorilla war jetzt selbst von keinem der zoologischen Berater wegzukennen. Als Bimbo darauf bestand, in der Verwaltung an der Schreibmaschine verwendet zu werden, reichte der Wärter ein Gesuch ein — an Stelle des leider vermenschlichten Gorilla die Stelle im Käfig einnehmen zu dürfen.

Gestern zog er mit langem Haarwuchs ein, hatte Wohnung mit allem Komfort — und draußen vor dem Gitter wartet nun seine Familie auf die hunderttausend Dollar — — —'

*

IM TUNNEL

Sie kennen doch die Südbahnstrecke Wien—Semmering?

Na, dann wissen Sie ja auch, daß diese Strecke eine der tunnelgesegnetsten der Ostmark ist.

Sitzen also in einem Abteil des auf den Semmering hinaufkletternden Vergnügungszuges drei Personen. Zwei Herren, jüngere Herren, bitte sehr, so die richtigen Sportler, und eine noch jüngere Dame, die in eine ungarische Zeitung vertieft ist.

Der eine der Herren kann von dem reizenden Gegenüber, das den Blick nicht von der Zeitung hebt und keinen seiner Annäherungsversuche zu bemerken scheint, kein Auge abwenden und sagt ratlos:

„Du, Rudi, so etwas ist mir auch noch nicht vorgekommen!"

„Weil du ein Schafskopf bist!" konstatiert Rudi überlegen. „Die Kleine versteht kein Wort Deutsch!"

„Glaubst du?"

„Aber, Egon, jede andere Frau an ihrer Stelle hätte über die Scherze, die ich dir bisher erzählte, längst gelacht!"

„Arroganter Trottel!" sagt Egon, das entzückende Geschöpfchen förmlich mit den Augen verschlingend. „Du, Rudi, tu mir einen Gefallen und verdufte auf den Korridor... Im nächsten Tunnel geb ich ihr einen Kuß, dann werden wir gleich sehen, ob sie nur Ungarisch kann!"

Rudi ist einverstanden und verläßt das Abteil, der Zug rollt im lachenden Sonnenschein dahin, die Schöne liest unbekümmert weiter, dann ertönt ein Signalpfiff der Lokomotive, es wird dunkler und dunkler, die Finsternis des Tunnels verschlingt alles Gegenwärtige, und schon will sich Egon erheben, da fühlt er plötzlich zwei sündhaft heiße Lippen an seinem Ohr und ein verführerisches Stimmchen zwitschert:

„Tschapperl — wart noch ein bisserl — der nächste Tunnel ist ja viel länger!" H. K. B.

Kunst am Strand

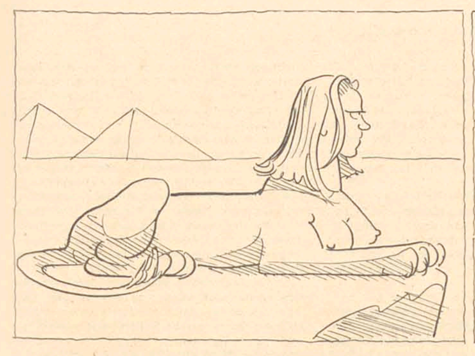
(K. Heiligenstaedt)



„Du, der Malprofessor hat gesagt, ich hätte einen guten Akt. Was ist 'n das?"
„Ich glaube, so nennt man in Künstlerkreisen die Rückseite!"

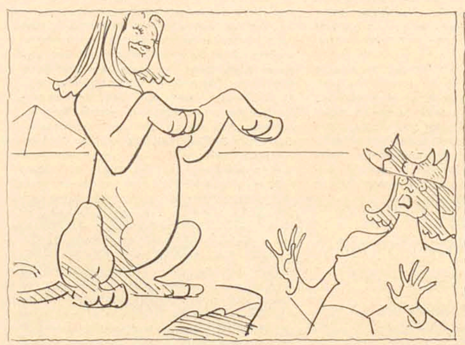
Die eitle Sphinx

(Fr. Bilek)

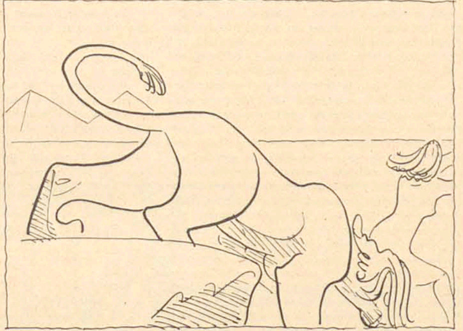


Die Sphinx liegt still im Sonnenbrande,

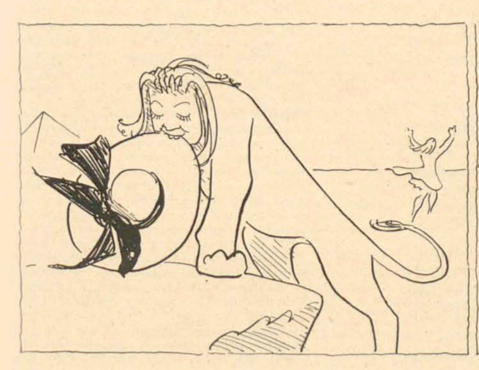
Da naht sich wer vom Wüstenrande



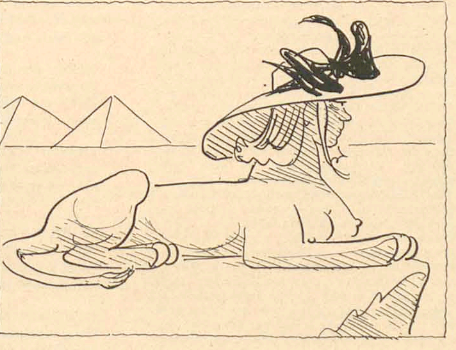
Sie zeigt sich von der besten Seite,



Jedoch die Dame sucht das Weite!



Sie hat nun die ersehnte Beute



Und ist nun ganz die Sphinx von heute!

Emil frühstückt

VON PAUL TALKEBARTH

Mein biederer, prachtvoller Freund Emil ist etwas hastiger, nervöser Natur. Bei aller Schlichtheit seines Wesens von lebhaftem Temperament, wie man es bei Balten nicht selten findet. Begeht er bei irgend einer Hantierung eine Ungeschicklichkeit, kann er sich erstaunlich darüber aufregen, ja er schreckt nicht davor zurück, sich selbst mit dem lebhaftesten Tadel zu bedenken und sogar mit Ausdrücken tiefster Selbstverachtung zu überschütten.

Er ist ein hastiger, aufgeregter Esser. So alt er nun schon geworden ist, mit Gabel und Messer benimmt er sich wie ein kleines Kind. Arbeitet er im Schweiße seines Angesichts an einem Hühnerflügel, so kann man sicher sein, daß er in kürzester Zeit in hohem Bogen über den Tisch fliegt, weil Emil das Messer mit aller Gewalt darauf gedrückt hatte und der glitschige Flügel auf dem glatten Teller in ein beschleunigtes Rutschen gekommen war. Dann stößt der unglückliche Esser einen gotteslästerlichen Fluch aus und gibt der Kellnerin Anweisung, den Flügel aufzulesen und in die Aschentonne zu werfen. Spargel und Krebse bedeuten für ihn eine Katastrophe. Es ist ein zu fürchterlicher Anblick, als daß ein menschliches Auge es ertragen könnte, Emil sie essen zu sehen. Mit den Spargeln geht er um wie ein Storch, der Kreuzottern und Ringelnattern verspeisen will, und der Kampf, den er mit den Krebsen ausficht, und das auf ihn folgende Tohuwabohu sind unbeschreiblich. Wie er selbst dann nach einer solchen Schlacht aussieht, ebenfalls. Alle Dinge, die er zu verzehren sich anschickt, gewinnen unter seinen Fingern ein seltsames Eigenleben. Wohl keiner hätte ahnen können, daß Makkaroni und Spaghetti unter der Gabel lebendig zu werden vermöchten, ja daß sie imstande wären, sich zur Wehr zu setzen. Dieses furchtbaren Ringens wegen hat Emil es auch längst aufgegeben, sie zu essen. Auch bei Zufuhr von Sauerkraut bieten sich schauerliche Bilder gastronomischer Entartung. So wie dem Ochsen das Heu aus dem Maule hängt, so meinem Freunde Emil das Sauerkraut aus dem Munde. Und es ist mir beim Zusehen oft vorgekommen, als ob ihm das Sauerkraut auch aus der Nase und den Ohren heraushinge. Ältere Damen, die ihm zusahen, fielen in Ohnmacht oder bekamen Schreikrämpfe. Emil warf ihnen aber nur finstere, verachtungsvolle Blicke zu und bedachte sie später mit einer sehr unfreundlichen Kritik.

Es war ein wunderschöner Julitag, der mich veranlaßte, Emil zu einer Vormittagsstunde aufzusuchen, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Ich fand ihn noch beim Frühstück.

Gerade klopfte er mit dem Kaffeelöffel, freundlich lächelnd, ein weichgekochtes Ei auf. Mit etwas zitterigen Fingern begann er die Schale abzulösen. Aber das Häutchen klebte fest an der Schale, sodaß beim Abheben stets ein großes Stück Weiß-Ei hängen blieb. Emil beugte sich aufmerksam wie ein Uhrmacher über seine Arbeit, aber der eklatante Mißerfolg machte ihn immer nervöser. Vielleicht irritierte ihn auch mein schweigsames Zusehen; es verhinderte aber fürs erste jeden Temperamentsausbruch. Nun bohrte er den Löffel ins Ei, und ein gelber Katarakt floß über den Eierbecher auf den Teller.

„Hol's der Deiwel!" schrie Emil, brachte aber, ohne Rücksicht auf weitere Uberschwemmungen, die eßbare Masse in den Mund, so gut es gehen wollte. Dann schleckte er das Gelbe vom Eierbecher, wobei er mich grimmig ansah, und schob endlich voll tiefster Verachtung den Teller von sich. Seine schmucke rot-grüne Krawatte war plötzlich von phantastischen gelben Ornamenten verziert, was ich ihm aber vorsichtshalber fürs erste nicht mitteilte.

Mit prüfenden Blicken überflog Emil die Tafel. Sie blieben auf einem Schüsselchen mit stanniolbekleidetem Fleischkäse hängen. Er zog es zu sich heran und begann mit spitzen Fingern das Stanniol von den Scheiben abzuziehen. Das Stanniol vermählte sich scheinbar unablöslich mit seinem Daumen und Zeigefinger. Alle Bemühungen, es in den Aschenbecher abgleiten zu lassen, waren vergeblich.

„Hast du je so etwas erlebt?" rief Emil in höchster Entrüstung. „Ist dieses blödsinnige Stanniol nicht geradezu das Symbol des hemmungslosesten Idiotismus?" Er schnippte mit den Fingern und schlug damit so heftig auf den Aschenbecher, daß ihm der Schmerz ein lautes Wehgeheul entlockte.

„Dir fehlt die nötige Ruhe, Emil", sagte ich mit salbungsvollem Tone. Er antwortete nicht, machte noch eine Zeitlang krampfhafte Bewegungen und wischte nach weiteren erfolglosen Bemühungen kurz entschlossen die Finger am Tischtuch ab, an dem nun tatsächlich das Stanniol hängen blieb. Dann ergriff er die Scheibe und schob sie entschlossen in den Mund. Der Fleischkäse war jetzt für ihn ein für allemal erledigt. Nun glitten seine Blicke wieder suchend umher, und schon hatte er das Honigglas gepackt und den Deckel abgeschraubt.

Ich stand auf und ging zum Fenster, um auf die Straße zu schauen. Ich wußte schon, was jetzt kommen mußte. Und während ich in die grünen Laubkronen da draußen starrte, hörte ich hinter mir ein verzweifeltes Stöhnen und Ächzen, das sich schließlich in ein herzhaftes Fluchen auflöste. Ich brauchte mich gar nicht herumzudrehen. Mein geistiges Auge sah alle Vorgänge, die sich unbedingt im Zusammenhang mit einer äußerst klebrigen Masse abspielen mußten. Mir schauderte. Was hatte ich doch selbst schon mit diesem tückischen Zeug für Ärger erlebt! Und was mußte erst Emil damit erleben! Mit welch verruchten Teufeleien mochte ihn der Honig necken und quälen! Meine Phantasie malte mir die grauenhaftesten Bilder. Ich sah Emil mit Gesicht, Händen und Füßen unablöslich am Tischtuch kleben, als ich mich aber endlich herumdrehte, erblickte ich den wackeren Emil lächelnd die Finger ablutschend und sie dann wieder am Tischtuch abwischend, das allerdings jetzt einer Landkarte ganz besonderer Art glich. Auch seine Krawatte hatte sich weiterhin verändert und sah lange nicht mehr so dekorativ aus wie vorher.

Jetzt glaubte ich die schlimmste Gefahr vorüber und setzte mich wieder zu ihm an den Tisch. Aber ich geriet gleich wieder in einen Zustand höchster Spannung, als Emil mit gerunzelter Stirn nach einer Sardinenbüchse griff. Er erhob sich von seinem Stuhl, als ob er eine Ansprache halten wollte. Dann senkten sich seine Augen auf die Büchse und mit unsicherer Hand tastete er nach dem Schlüssel. Er faßte ihn mit zitternden Fingern und schob das herausstehende Blechzünglein der Schachtel in den schmalen Spalt des Schlüssels. Dann begann er zu drehen, um das Blech aufzuwickeln. Drei bis vier Drehungen gelangen ihm ohne Unfall. Dann kam, was unbedingt kommen mußte. Das Blech riß nach der Mitte zu ein, und als Emil weiter drehte, war der Schlüssel mit der Blechdecke am entgegengesetzten Rand angekommen. Aus war es! Emil stieß einen Fluch aus, der ihm mit Sicherheit die ewige Verdammnis eintragen mußte, und setzte sich, helle Verzweiflung in den Zügen, auf den Stuhl. Mich überkam tiefstes Mitgefühl. Wie oft war auch mir das gleiche passiert! Nie habe ich es begriffen, warum die Menschheit noch immer nicht Rache geübt hat an den Sardinenbüchsen-Fabrikanten, die sie nun schon seit undenklichen Zeiten an der Nase herumführen. Die Büchse war etwa zum fünften Teil offen und nur die Sardinenschwänzchen schauten neckisch aus der winzigen Öffnung heraus. Eines von ihnen ergriff Emil vorsichtig mit zwei Fingern, zog und hatte es auch schon in der Hand. Er warf es fauchend in den Aschenbecher. Dann stürzte er zum Schreibtisch und holte seine Papierschere. „Du machst deine Schere kaputt!" warnte ich. Er gab keine Antwort und versuchte das Blech aufzuschneiden. Es gelang nicht. „Hol den Büchsenöffner", rief ich. Emil enteilte und kam mit dem Büchsenöffner zurück. Da, wo der Spalt klaffte, schob er ihn in die Büchse. Er zerquetschte die Sardinen, aber das Blech wollte er nicht fassen. — „Versuch es an der andern Seite, wo das Blech noch heil ist, stoß die Spitze hinein und fang oben an!"

Emil folgte dem Rat, stieß, und plötzlich entsprang die Dose seinen Händen, flog über das Tischtuch, wobei sie einiges Öl von sich spie, sauste über die Tischkante und verschwand unter der Kommode. Emil stieß ein Gebrüll aus, das einem Sioux-Indianer alle Ehre gemacht hätte, und beide Arme zum Himmel aufreckend, verfluchte er die ganze Welt und sein eigenes Dasein. „Es ist das letztemal in meinem Leben gewesen", schrie er, „daß ich diesen Teufeln von Feinkosthändlern eine Sardinenschachtel abgekauft habe! Mögen sie zugrunde gehen, es wäre mir eine Wohltat!" — „Emil", sagte ich milde, „willst du die Büchse nicht unter der Kommode hervorholen?"

„Geh zum Satan!" brüllte Emil, „hol sie selbst!" Obgleich ich dazu nun nicht gerade eine Verpflichtung fühlte, holte ich meinen Stock und brachte die Büchse wieder ans Tageslicht. Eine Ölspur zog sich über das schön gewachste Parkett. Mit tiefernstem Gesicht stellte ich die Büchse

Herr Meier, der auf sich hält

Von Schneidelbe

Ich halte auf die Bügelfalte
(und halte auch auf meine Alte),
ich gehe abends gern mal aus,
doch meistens bleibe ich zu Haus.

Am Stammtisch halt ich manchmal Reden.
Zustimmung ist dabei erbeten.
Zu Hause ess' ich freitags Fisch
und schlafe meist etwas nach Tisch.

Im Büro steh ich meinen Mann,
der manches weiß und manches kann.
Ich bin auch bei den Chefs beliebt,
wenn's irgendwas zu regeln gibt.

Die Straße kennt mich als den Herrn
von vis-à-vis. Ich hab es gern,
wenn man mich grüßt. Und meine Frau
führt Buch darüber sehr genau.

Ich halte mich für unvergänglich
und freue mich oft überschwenglich,
daß es so viele gibt wie mich,
die fest sind gegen Hieb und Stich.

Sei's Zahn der Zeit, sei's sonst etwas,
das tut uns nichts. Uns macht es Spaß
voranzukommen, wo wir leben.
Das ist es eben.

auf den Tisch. Emil starrte mit Augen, in denen der Wahnsinn flackerte, auf sie hin, dann packte er sie mit der Rechten, stürzte zum Fenster, riß es auf und schleuderte sie mit einem krächzenden Aufschrei auf die Straße. Sofort war er beruhigt. Triumphierend schaute er mich an, als ob er sagen wollte: „Es ist vollbracht!"
Ich lächelte. Und auch über Emils Züge schien sich einiger Sonnenschein zu legen.
„Du bist gewiß nicht satt geworden, Emil", sagte ich, „wie wär's, frühstücken wir im Franziskaner weiter?"
Jetzt strahlte Emil über das ganze Gesicht: „Nun gut, das werden wir tun!"
Gerade wollten wir uns marschfertig machen, da läutete es an der Korridortür. Wir sahen uns stumm an. Emil ging öffnen. Er führte einen eleganten Herrn ins Zimmer. Über den hellen Paletot desselben zog sich eine häßliche Ölspur. Ähnlich gefleckt war sein Hut, den er in der Hand trug. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen sprühten. Mit der rechten Hand präsentierte er uns eine kleine komisch wirkende Sardinenbüchse.
Emil war ein viel zu aufrichtiger Mensch, als daß er geleugnet hätte.
„Jawohl", sagte er, „ich war es, der die Büchse aus dem Fenster warf!"
„Ich will es billig machen", meinte der fremde elegante Herr, „geben Sie mir zehn Mark für die chemische Reinigung."
Emil zog ein süß-saures Gesicht und das Portemonnaie aus der Hose.
„Hier", sagte er, „haben Sie fünf Mark, aber belästigen Sie uns jetzt nicht weiter!"
Der elegante Herr wollte noch etwas erwidern, aber Emil setzte eine so hochmütige und abweisende Miene auf, daß der Herr eine Verbeugung machte und sich empfahl.
„Das war ein teures Frühstück!" sagte ich voller Teilnahme.
Emil winkte kurz ab: „Los, jetzt gehen wir in den Franziskaner!"

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Alle gingen tief ergriffen aus dem Theater — nach der Aufführung der „Medea". Die Darstellung war erschütternd. Vor mir, in sich gekehrt, zwei junge Männer. Aus des einen Munde ringen sich die Worte: „Hat doch allerhand auf'm Kerbholz — die Medea."

*

Unermüdlich und ohne Murren tat unsere alte Waschfrau allmonatlich einmal ihre Arbeit. Nur bei den Servietten ist ihre friedliche Einstellung schon mehrmals umgeschlagen. So auch heute wieder.
„Wer ist das nur", sagte sie ärgerlich zu unserem Mädchen, „bei dem die Dinger immer so schmutzig aussehen?!" „Das wird wohl Fräulein Gertrud sein", meinte die Gefragte.
„Na, dann bestellen Sie Fräulein Gertrud von mir, sie solle sich, ehe sie die Serviette benutzt, immer erst mal gründlich mit der Hand über den Mund fahren!"

*

Hans Albers kommt im offenen Wagen langsam durch ein oberbayrisches Dorf getrudelt. Einer jungen Dorfschönen setzt beim Anblick des beliebten Darstellers das Herzchen aus. Albers lächelt ihr sonnenhaft zu und ruft: „Grüß Gott, schönes Kind!" Die Kleine ist so verdattert, daß sie nur staunt. Dann fällt ihr plötzlich Hansens Heimatstadt ein, und strahlend ruft sie: „Hummel, Hummel!" Hans weiß, was sich bei Damen schickt, und ersetzt daher die allbekannte, aber etwas derbe Antwort durch die Worte: „Popochen, Popochen!"

*

In einem gemütlichen Lokal der Südstadt in Hannover waltet ein sehr komischer Gastwirt. Das Restaurant ist durch eine Holzwand in zwei Teile geteilt: links weißgedeckte Tische, die zum Essen einladen, rechts Holztische nach Art einer „Schwemme". Hier erscheinen zwei angeheiterte Hamburger und führen eine sehr laute Unterhaltung, die auch nebenan zu hören ist, da die Holzwand oben offen ist. Der eine redet immerzu, der andere hört zu. Schließlich wird's dem Zuhörer zu viel und er schneidet den Redeschwall ab mit der kräftigen, in beiden Teilen des Lokals hörbaren Erklärung Götzens von Berlichingen. Da erscheint der Wirt, der auch einen kleinen auf der Lampe hat, und erklärt mit drohender Stimme: „Meine Herren, das kann ich hier nicht dulden, wo nebenan soeben mehrere Damen zu Mittag speisen."

*

Bassist B. ist gewohnt, mit seinem großen Instrument im Straßenbahnwagen mitgenommen zu werden. Und es ist noch immer gut gegangen. Heute trifft er auf einen ganz korrekten Schaffner. „Nee, nee, mein Herr, det jeht nich, det darf ich nich, det jeht jejen die Vorschrift."
„Aber ich muß doch in zehn Minuten..."
Der Schaffner bleibt unerbittlich. Im Abfahren ertönt eine Stimme aus dem oberen Stockwerk: „Seh'n Se, das hab'n Se nun davon, warum hab'n Se nicht Klarinette gelernt."

Chiarastella erlebt seltsame Inseln

VON ACHILLE CAMPANILE

Es verging geraume Zeit, ehevor ich meinen alten Freund, den großen Weltreisenden Chiarastella wieder zu Gesicht bekam. Eines Abends hatte ich mich zu einer weiten Seereise eingeschifft. Der Ozeanriese fuhr um Mitternacht ab, ich war erst kurz bevor er die Anker lichtete, an Bord gestiegen und hatte noch keinen meiner Reisegefährten gesehen, da ich mich gleich zu Bett gelegt hatte. Leider gelang es mir nicht, einzuschlafen, und nachdem ich mich eine ganze Weile auf meiner Lagerstatt herumgeworfen hatte, beschloß ich, wieder aufzustehen und auf Deck zu gehen, um ein paar Schritte zu tun. Wie ich also da spazierte, gewahrte ich in der Dunkelheit ein Feuerpünktchen, das in gewissen Zeiträumen aufleuchtete, um dann wieder zu verlöschen. Ich näherte mich ihm und eine Stimme scholl mir entgegen: „Gute Nacht." „Chiarastella?"

Er war es. Er lehnte an der Reling, den Mantelkragen hochgeschlagen, die karierte Mütze auf dem Kopfe, und rauchte still für sich eine Zigarette. Wir fielen uns gerührt in die Arme und wechselten warme Begrüßungsworte voller Wiedersehensfreude. Und ich klagte ihm mein Leid ob meiner Schlaflosigkeit.

„Nun, dann will ich Ihnen eine meiner Geschichten erzählen", sagte der wackre Globetrotter.

Die Nacht war lind und sternenklar. Das Schiff glitt ruhig über die unübersehbare, stille, dunkle Wasserfläche.

Wir lehnten uns beide an die Reling, Chiarastella zündete sich eine neue Zigarette an und begann:

Einer meiner vielen Schiffbrüche verschlug mich auf die Insel der springenden Schildkröten. Dort leben Schildkröten, die richtig springen können. Sie leben in friedlicher Eintracht mit den Eingeborenen, und werden von diesen wie Haustiere in der Wohnung gehalten. Ich kam abends auf die Insel und war Gast einer Familie aus guten Bürgerkreisen, die mich im Salon empfing: ein Salon alten Stils, mit schweren Fenstervorhängen, Strohblumen unter einer Glasglocke und einer alten, als Andenken aufgehobenen Petroleumlampe. Während wir uns unterhielten, trippelte eine Schildkröte herein.

„Hierher", rief der Hausherr und klappste sich auf die Schenkel. Die Schildkröte sprang ihm auf den Schoß. Während der Unterhaltung streichelte mein Wirt mechanisch die Schale der Schildkröte, die, des Nichtstuns müde, plötzlich zu Boden sprang und herumzuhopsen begann: auf die Möbel, aufs Klavier, auf die Fensterbank.

Als ich am nächsten Morgen im Garten meine Zeitung las, kam langsam die Hausschildkröte des Wegs und sprang mir plötzlich auf die Schulter. Beinahe geschah mir aus Angst noch ein Malheur. „Liebling", sagte ich zu dem liebenswürdigen Biest, „du bist doch keine Katze. Immer sachte mit deinen Zärtlichkeiten!"

Wenn ich in der Dämmerstunde ausging, flogen zwischen Licht und Dunkel eine Art sonderbarer plumper kleiner Bündel. Ich hätte sie für Fledermäuse gehalten, wenn nicht ihre beträchtliche Größe mir diesen Irrtum erspart hätte. „Solange sie jung sind", erklärte mir ein Vorübergehender, „können unsere Schildkröten auch fliegen." Sie flogen natürlich niedrig und komisch. Wie eben nur Schildkröten fliegen können. Ab und zu hörte man ein Krachen von zerbrochenem Glas; irgendeine Schildkröte war gegen eine Laterne oder in eine Ladenscheibe gesaust. Hin und wieder plumpste eine von ihnen einem Passanten auf den Kopf, der dann ins Krankenhaus gebracht wurde.

Das war kein Land für mich, deshalb reiste ich wieder ab.

Chiarastella machte eine Pause, zündete sich eine neue Zigarette an und fuhr fort:

Unvergeßlich aber bleibt mir der nächste Schiffbruch! Ich landete auf einer von tropischer Vegetation üppig bewachsenen Insel mit lanzenförmigen Blättern, die große Strahlenbündel bildeten. Ich schaute mich um, das Gebüsch teilte sich und aus den stachligen Blüten trat ein großer, weißhäutiger, noch junger Mann hervor, der einen schwarzen Bart trug und in Felle gekleidet war. Er sah mich an und rief: „Kuckuck!"

„Gut", dachte ich, „wenigstens ein Europäer."

„Können Sie mir, bitte, sagen, wo ein Hotel ist?"

Er blickte mich dumm an.

Nun versuchte ich in allen möglichen und erdenklichen Sprachen „schlafen, ausruhen" zu sagen. Er verstand mich nicht. Darauf nahm ich meine Zuflucht zur Zeichensprache.

„Ah", machte der Eingeborene, „heia gehn!" und er führte mich in ein Hotel, wo anstatt der Betten große Wiegen standen.

„Wenn Sie etwas wünschen", sagte das Stubenmädchen, „machen Sie, bitte, kling-ling. Gute baba."

Abends ging ich ins Theater. Kurz vor Beginn der Aufführung trat der Direktor auf die Bühne und sagte: „Die Aufführung muß verschoben werden, weil liebe Tante so weh-weh."

Wie ich später erfuhr, wollte er sagen, die Hauptdarstellerin sei plötzlich erkrankt.

Nach der Vorstellung nahm ich einen Wagen, und der Kutscher, anstatt das Pferd mit der Peitsche anzutreiben, begann mit größtem Ernst zu singen:

> „Hopp, hopp, hopp,
> Pferdchen lauf Galopp!
> Über Stock und über Steine,
> Aber brich dir nicht die Beine,
> hopp, hopp, hopp,
> Pferdchen lauf Galopp!"

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch. Als ich beim Portier des Hotels vorbeikam, sagte er: „Aha, adda, adda!"

Während des Empfangs bat der Hausherr, eine ehrwürdige Erscheinung, übrigens mit wallendem Vollbart, eine Dame, etwas zu singen, und die Dame erhob sich und sang „Schlaf, Kindchen, schlaf... bis zum Pommalant is abbabant". Als Erfrischungen wurden große Schnuller gereicht.

„Aber auf welcher Welt leben wir eigentlich?" dachte ich.

Als ich dann fortging, wies der Diener auf den Hund und sagte freundlich:

„Vorsicht vor wau-wau!"

Heia, weh-weh, adda, wau-wau — ganz zu schweigen von andern viel verdächtigeren Ausdrücken im Munde erwachsener und ernsthafter Menschen! Dieses Kauderwelsch verblüffte mich, und ich beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Nach geduldigen Nachforschungen und vermittels logischer Schlußfolgerungen gelang es mir endlich auch, die Ursache dieser seltsamen Sprache herauszubekommen. Ich war schmerzlichst betroffen. Urteilen Sie selbst, denn dies ist nämlich die Geschichte, die ich rekonstruieren konnte:

Eines Nachts, vor vielen Jahren, segelte ein Schiff in jenen Gewässern in voller Fahrt, als es plötzlich ein heftiger Stoß erschütterte. Nach einem verzweifelten Hin und Her sich jagender und kreuzender Befehle und vielem Geschrei kam das Kommando: „Die Rettungsboote zu Wasser!" Auf diesen Befehl, der natürlicherweise die größte Verwirrung hervorrief und eine heillose Panik verursachte, folgte bald ein zweiter: „Frauen und Kinder zuerst!"

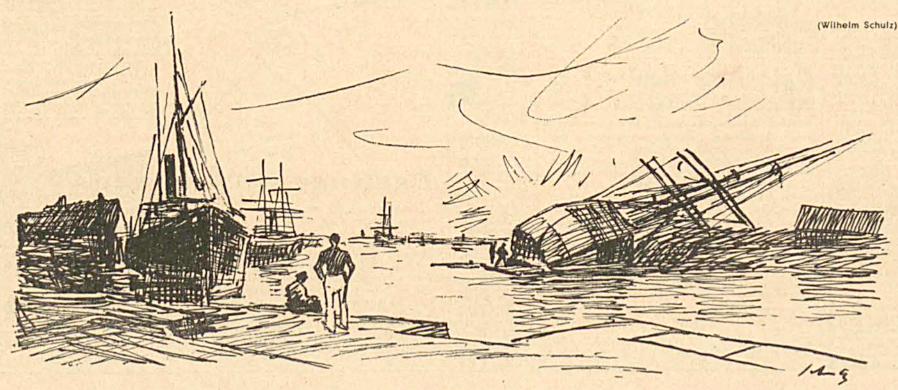
Und Kinder gab es auf diesem Schiff die Menge. Es handelte sich nämlich um ein Schiff, das in der ganzen Welt Waisen und Findlinge sammelte, um sie in ein märchenhaftes Heim zu bringen, das ein reifer, reuiger Don Juan ihnen gestiftet hatte. Sie wurden alle in das erste Boot gebracht, zusammen mit zwei Ammen und den Ruderern. Von den Wellen fortgeführt und hin und her geworfen, landeten sie auf dieser einsamen Insel. Eine Zeitlang lebten Kinder, Ammen und Ruderer in friedlicher Eintracht. Dann kam es zu Streitigkeiten zwischen den Männern wegen der Frauen, und sie erstachen sich gegenseitig. Die Frauen starben an dem Schreck, und die Kinder blieben allein auf der öden Insel.

Sie wuchsen fröhlich heran, bekamen Bärte, heirateten. Ihre Sprache aber blieb die, die man sie in ihren ersten Lebensjahren gelehrt hatte; ahnten sie doch nicht, daß diese für Personen reiferen Alters höchst unzulänglich war. Auch sonst hatten sie sich aus ihrer Kindheit so manche Bräuche erhalten, von denen sie überzeugt waren, daß sie zu den Gepflogenheiten erwachsener Menschen gehörten...

Ich versuchte, ihnen zu erklären, daß wau-wau „Hund" heißt und nicht „wau-wau", aber sie glaubten mir's nicht. Da wollte ich ihnen ihre Illusion nicht — Da unterbrach sich Chiarastella. Er entfernte sich rücksichtsvoll auf Zehenspitzen. Ich war stehend eingeschlafen.

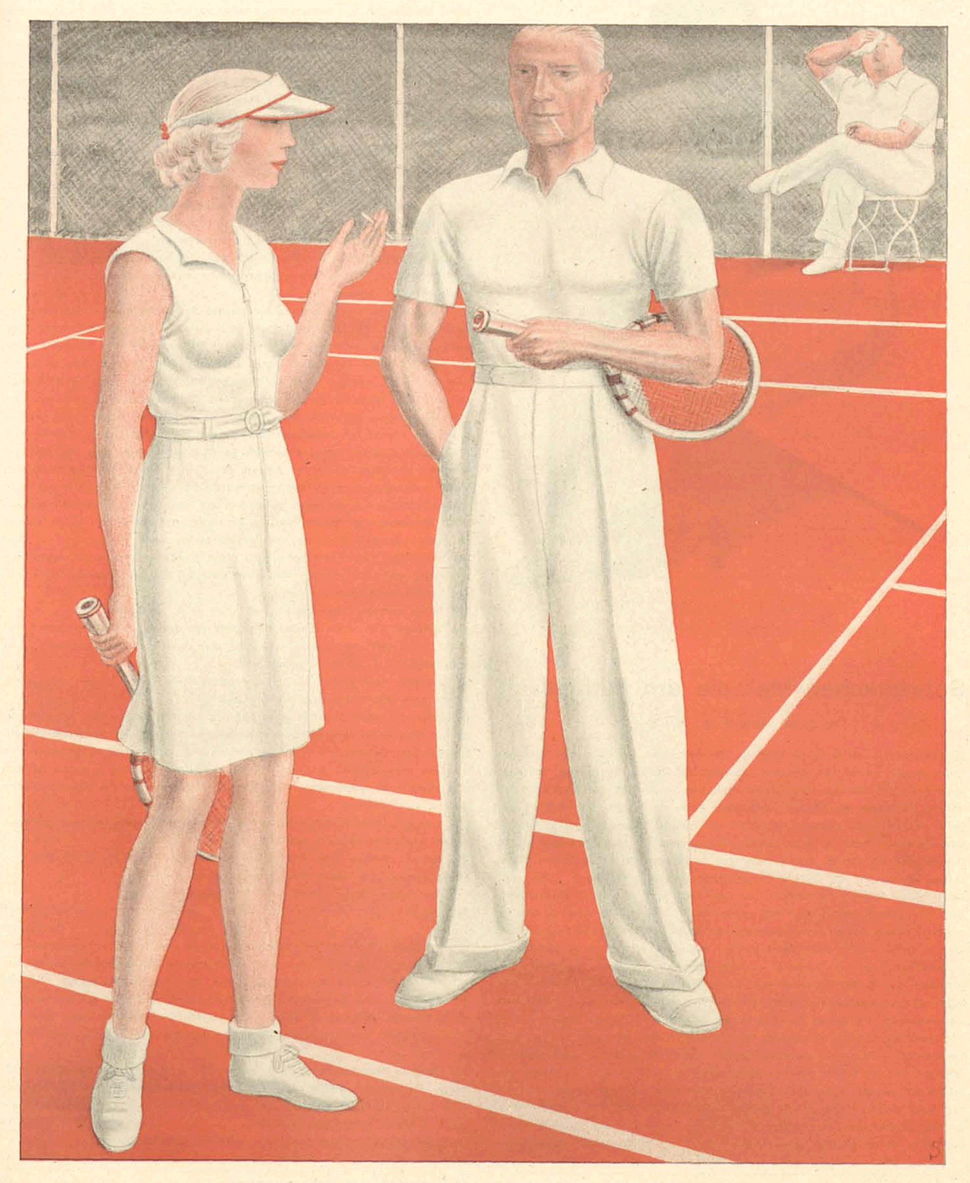
(Berechtigte Übertragung a. d. Italienischen von A. L. Erne)

(Wilhelm Schulz)



Das Paradox

(Erich Schilling)



„Der Doktor Müller gewinnt, trotzdem er verliert; er schwitzt sein Fett weg und spart Karlsbad!“



(Hanna Nagel)

Schränkchen-Melodie am Mittagtisch

VON KÄTE BIEL

„Du verstehst mich nicht, du lebst nur für dich, aber ich habe das Schränkchen dreimal gestrichen, dreimal, obwohl der Drogist sagte, das Schränkchen brauchen Sie nur zweimal zu streichen, wenn Sie den Lack mit der Marke, ich habe die Marke vergessen, aber was wollte ich sagen? Ich habe es erst noch gebeizt, es macht mir Freude, aber du hast ja keinen Sinn dafür, du hast ja nicht einmal Familiensinn für die Geburtstagstorte deines eigenen Sohnes, gar keinen, und du hättest das Schränkchen sehen sollen, als es nur mit Deckfarbe gestrichen war! Es sah nach nichts aus, aber dann, als der Lack kam —, also der Lack wird ja wieder abgeschmirgelt, ich glaube, es ist auch bei Schleiflackmöbeln so —, aber du bist ja unfähig, meine Arbeit anzuerkennen, so etwas siehst du überhaupt nicht, und es gehört sich, wenn Berti sieben Jahre alt wird, daß er dann eine Geburtstagstorte mit Lichtern — außerdem sind wirklich nur zwei umgefallen — und die Torte hat nicht nach Wachs geschmeckt, ich habe das Stück ja auch herausgeschnitten, das war nur eine deiner vielen häßlichen Bemerkungen, mit denen du alles in mir getötet hast! Ja, du brauchst mich gar nicht so ironisch anzusehen, unauslöschlich hat sich das bei mir eingegraben! — Möchtest du noch Braten nehmen? — Wieso? Am Reis ist genug Curry, so scharf gewürzt kann man ihn doch nicht — —. Aber was wollte ich sagen? Also, das vergesse ich dir nie, du hast gesagt, Kuchen und Beleuchtungsgegenstände gehören nicht zusammen! Auf solche Weise gegen die Gefühle einer Mutter anzustreiten, das macht dir natürlich nichts aus, aber wenn ich die Lichter neben die Torte stelle, dann ist es keine Geburtstagstorte mehr, der schöne Sinn ist dann zerstört! — Welcher schöne Sinn? Na, der mit den Lebensjahren oder so, ich weiß es auch nicht anders, du hast ja gewußt, daß ich dumm bin, weshalb hast du mich geheiratet. Und das geht eben nicht, hier die Torte und da die Lichter. Die müssen drinstehen! Aber du hast eben kein Gefühl, dir ist nur das Wichtigste bei einer Frau, aber das kann man ja gar nicht sagen, was dir das Wichtigste ist, und ich will das auch nicht mehr, mir genügt es, wenn du mitunter über mein Haar streichelst und mir ein liebes Wort sagst, und wenn du anerkennst, was ich für dich tue. Gestern abend hast du kein einziges Wort für das Schränkchen gehabt, aber so bist du eben, du kannst auch wohl nichts dafür..."

Damit ist der Schränkchen-Gesang vorläufig zu Ende, und zum Nachtisch gibt es eingekochte Kirschen, die von einer Seite offensichtlich nur schwer und zusammen mit einigen Tränen hinuntergewürgt werden.

Derjenige, für den das Schränkchenlied gesungen wurde, ist sich bewußt, von einer gefährlichen Neigung zur Logik nicht loszukommen. Er verzichtet deshalb darauf, Worte aneinanderzureihen und ißt schweigend Kirschen. Aber es denkt in ihm.

Ich habe dir geraten, einen Fachmann mit dem Anstrich des Schrankes zu betrauen. Und die Torte hat doch nach Paraffin geschmeckt. Unser Sohn Berti sowohl als auch das Mädchen sind Zeugen dafür. — Immerhin kann ich ja nun einige Tage lang daran denken, deine Leistung zu loben. Ich muß es nur in meinen Terminkalender aufnehmen, ich habe nämlich noch an sehr viel anderes zu denken. — Das Schränkchen-Lob muß mit verschiedenartigen Zärtlichkeiten gekoppelt auftreten, sonst wirkt es zu monoton. Einmal mit Haarstreicheln, einmal mit kameradschaftlichem Auf-die-Schulter-Klopfen, und je einmal, in Abständen von zehn bis fünfzehn Minuten, mit Kuß auf Stirn, Augen, Nase und Mund. Ich werde gleich damit beginnen, denn um drei muß ich ins Büro zurück. Von dort aus kann ich vielleicht, wenn der Katasterbeamte fort, und der Mann, der Bügeleisen nach Brasilien exportieren will, noch nicht erschienen ist, rasch einmal im Hause anrufen: Liebling, der grüne Lackanstrich ist herrlich! — Und wenn ich dazu keine Zeit habe, muß eben die Sekretärin es dir telefonisch mitteilen, daß mir gerade wieder eingefallen ist, wie hübsch sich doch das Schränkchen jetzt ausnimmt. —

Die Teller werden zusammengestellt. „Hat es dir geschmeckt?"

„Ja, danke!" Der Mann erhebt sich, geht um den Tisch herum, spricht das erste Wort seit der Suppe und gibt den ersten Versöhnungskuß. „Das Schränkchen ist fabelhaft geworden!"

Es ist immer noch eine Göttin, die unter sanften Tränen lächelt, aber doch schon eine leicht vermenschlichte Göttin.

Er küßt nicht weiter; erst in zehn Minuten ist der zweite Kuß fällig. Heute abend wird er die ganze Lob- und Kuß-Folge noch einmal wiederholen, wobei geringe Variationen in bezug Kußart und -anbringung stattfinden können, um eine ungestörte Auswirkung des Verheiratetseins zu gewährleisten und etwa noch vorhandene Schränkchen-Alpträume einem beschleunigten Abbau zuzuführen. —

„Du bist so praktisch und geschickt, Liebling. Man könnte beinahe glauben, es sei ein ganz neuer Schrank!"

Sie lächelt dankbar. „Ja, das meine ich auch! — Hast du schon den Prospekt wegen der neuen Vorhänge durchgesehen?"

Er blickt etwas müde. „Nein. — Das Schränkchen ist —"

Jetzt lacht sie, etwas mitleidig. Sie legt die Serviette zusammen. „Aber, Lieber! — Du mußt doch nicht immer das gleiche sagen! — Du kannst nicht dauernd über das Schränkchen sprechen, das ist doch zu langweilig!"

Er schweigt etwas erschüttert. Für eine Sekunde durchzuckt ihn der leidenschaftliche Wille, die Wahrheit zu sagen, und wenigstens heißen Herzens zu offenbaren, daß Bertis Geburtstagstorte doch, und zwar ganz scheußlich nach Paraffin geschmeckt habe — aber dann würde alles von vorn beginnen und er müßte den vollständigen Schränkchen-Gesang noch einmal anhören. —

Aus diesem Grunde übt er Selbstbeherrschung und murmelt in etwas mühsamer Heiterkeit: „Sicher darf man nicht dauernd über das Schränkchen sprechen! — Und ich kann ja auch zur Abwechslung einmal wieder sagen: du bist meine liebe, gute Frau!"

Und deshalb bleibt die Ehe auch weiterhin glücklich.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17 302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Rettung aus Seenot

(O. Gulbransson)

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Um Himmelswillen, nicht rausziehen, das Oberteil von meinem Badeanzug ist weg!“

„Bitte sehr, das werden wir gleich haben!“

— — — — — — — — — — — —

Siesta im Süden

(M. Dudovich)



„Wenn ich nur wüßte, ob die Stellung aussieht wie verliebte Träume oder wie Magenschmerzen nach zuviel Himbeereis!“

München, 10. Juli 1938
43. Jahrgang / Nummer 27

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

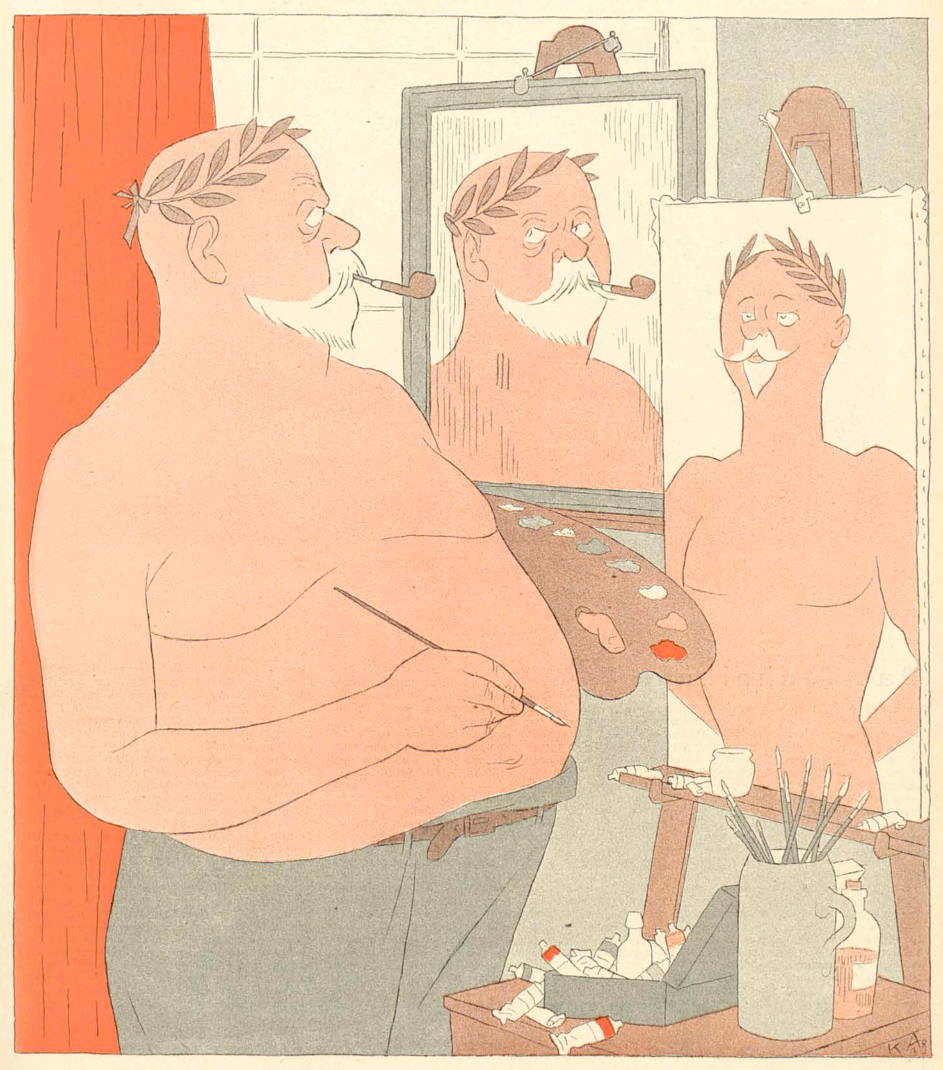
SIMPLICISSIMUS

Die heitere Kunst

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Das Selbstporträt

(Karl Arnold)



„Woll'n mal den Herren Kollegen zeigen, was klassische Kunst ist."

Der falsch verstandene Festzug

(R. Kriesch)



„Sie, was sind das für Gepanzerte, da, hinter der Göttin der Kunst?"
„Weiß auch nicht genau, sollen vielleicht die Konjunkturritter sein!"

Das Technische

Es ließ sich nicht mehr verhindern, ich mußte etwas für die Kunst tun. Es genügte nicht mehr, daß ich mit den Malern im Kaffeehaus zusammensaß, ich mußte Aufträge erteilen. Der Mäzen in mir erwachte furchtbar. Ich wollte mich malen lassen, in Lebensgröße für Enkel und Urenkel und vielleicht sogar für ein Museum, in dem ich dereinst hängen könnte mit der Unterschrift: Bildnis eines Unbekannten.
Ich sprach den Wunsch meinem Freunde Trempler aus, Professor der Kunstmalerei. Er sagte: „Ausgezeichnet, wir machen ein Fresko aus dir. Fresko trägt man jetzt. Hast du ein Rathaus oder eine Kaserne zur Verfügung, an deren wettergeschützte Wand du hinkommen könntest?"
„Nein", sagte ich, „ich habe im Moment keine Kaserne und kein Rathaus greifbar." Trempler glaubte sich in diesem Falle auf die Wand meines Badezimmers beschränken zu können. Hält sich unter günstigen Umständen jahrhundertelang, ja sogar Jahrtausende.
„Ausgezeichnet", sagte ich, „das ist mein Fall, für die Urenkel, weißt du. Gib mir doch bitte Symbole in die Hand, damit sie noch nach Äonen meinen Beruf merken, zum Beispiel einen Füllfederhalter oder eine Schreibmaschine, denn wie ich meine Urenkel kenne, wird es ihr sehnlichster Wunsch sein, in direkter Linie von einem Schriftsteller abzustammen."
„Bleibe auf dem Boden der Wirklichkeit", rief Trempler, „mich interessiert nur das Technische. Ist die Badezimmerwand etwa salpeterhaltig?" Mein Badezimmer enthielt weder Salpeter noch sonst ein Schießpulver. In diesem Falle ließ Trempler für den nächsten Tag die Maurer kommen, um den Verputz abzuklopfen.
„Nein", sagte ich, „das ist in meiner Mietswohnung verboten, ich darf keine baulichen Veränderungen vornehmen."
„Wenn du doch ein Fresko haben willst, muß es sein, wegen der Frische des Kalkbewurfs." Trempler wünschte naß in naß zu malen, und den Kalk wollte er in der Badewanne mischen. So hält er sich jahrelang. Ich wollte aber jahrelang nicht Nichtbaden, weil er durchaus naß in naß malen wollte. Ich schlug ihm vor, trocken in trocken. „Du verstehst nichts von der Technik." „Nein", sagte ich, „ich verstehe nichts von der Technik. Ich will nur ein Mäzen werden wie Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, der bei Dürer das bekannte Gebetbuch bestellte."
„Ja, mein Lieber, damals waren die maltechnischen Verhältnisse noch nicht so verwickelt, aber ich schlage dir vor, wir nehmen Mischtechnik." „Bravo, Mischtechnik, das läßt sich hören, von allem etwas. Ist das schwer?"
„Sehr schwer. Unten Tempera und darüber Öl, aber nur lasiert."
„Öl kenne ich, aber Tempera nicht!"
Trempler fragte mich, ob ich Eitempera oder Käsetempera wünsche. Bedenken Sie, er wollte mit einem deutschen Frischei direkt auf die Wand malen. Nein, bei mir kommen die Eier nur in die Pfanne. Also blieb er bei Käsetempera. Er sagte, es handle sich nicht um Emmentaler oder Camembert, sondern nur um Topfen. Er wollte durchaus mit Lebensmitteln auf die Wand malen. Dagegen war ich. Deshalb lautete sein letzter Vorschlag: Wachsfarbe, Wachs mit Terpentin gemischt. Er sagte mir, es sei dieselbe Materie wie Stiefelwichse. Ich war begeistert. Nun lasse ich mich in Wachsfarbe malen. Derartige Kunstwerke sind geradezu unvergänglich, sie enden unweigerlich nach Jahrtausenden in Museen. Und bis dahin wird mein Mädchen, wenn es morgens die Stiefel putzt, immer ein paar Striche über mein Bildnis führen, auf daß ich von Tag zu Tag glänzender werde.

Foitzick

Der Kunstfreund

(O. Gulbransson)

„Also, Herr Professor, ich hätte gern ein Bild mit was Durchwachsenem!"

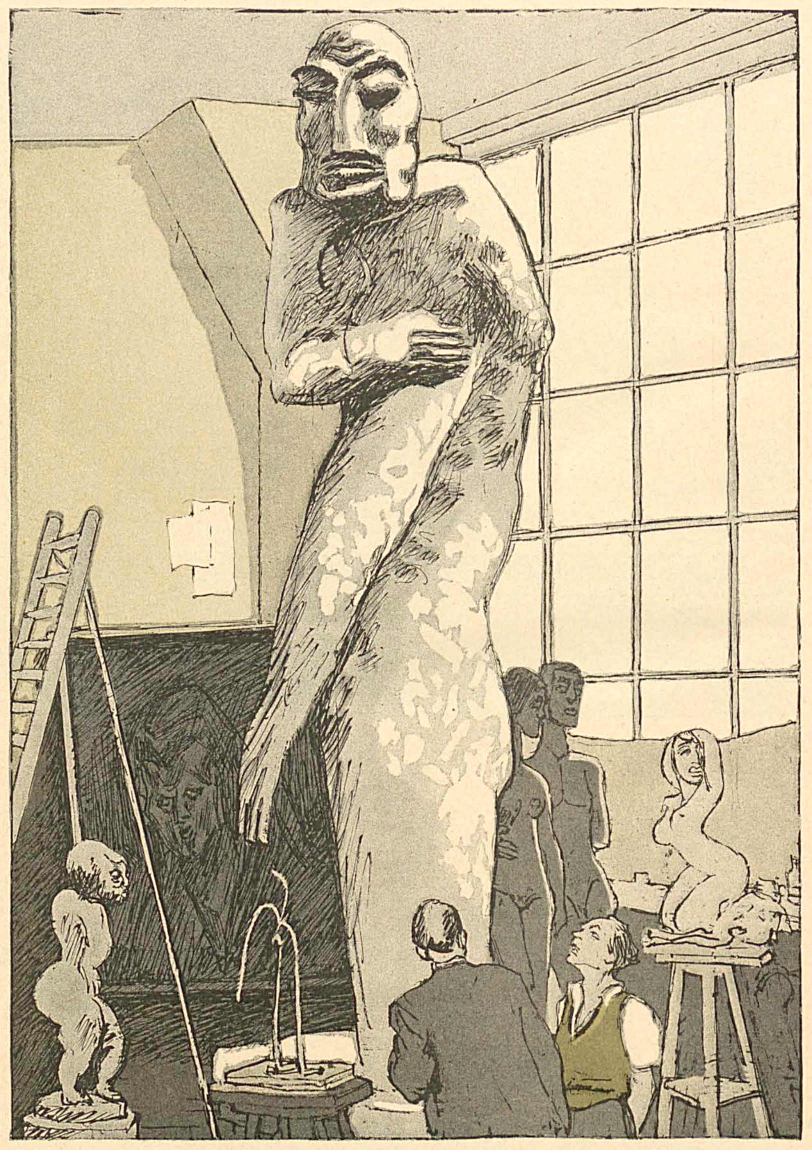
„Nein, da haben S' mich ganz falsch verstanden, Durchwachsenes halt, Sie verstehen mich schon!"

„Ja, das wär' schon das richtige, aber zu klein ist 's halt noch, viel zu klein!"

„Sehn S', jetzt haben S' mein Kunstgeschmack pfeilgrad erraten!"

Neuestes aus New York

(E. Thöny)



„Was wollen Sie, es ist mein Ich, meine Seele, mein Alles. Meine Mutter war eine Südseeinsulanerin und mein Vater stammt aus Krotoschin."

Atelierfest bei Professor Hopf

VON FRITZ KNÖLLER

Um die Jahrhundertwende kamen zwei junge kunstbeflissene Damen aus Bremen nach München und traten bei einem Professor Hopf in die Malschule ein. Eine Zeitlang setzten sie recht fragwürdige Gebilde in die Welt, die Meister Hopf schonungslos in den Orkus verdammte, und die netten Mädchen wären wohl mit hängenden Köpfen an den Weserstrand zurückgekehrt, hätten sich ihrer nicht die Kollegen erbarmt und redlich bemüht, ihnen die Achtung vor dem „altmodischen" Meister auszutreiben, und bald fühlten Edith und Estrid Kögel „modern" und darum sich unverstanden.

Mit der Zeit aber erlahmte die Tatkraft vor der Leinwand, wuchs die Sucht, im Freundeskreise mit dem Munde zu schaffen, was den Händen versagt blieb. Es banden die Mädchen sanftere Fesseln als die eiserne Pflicht, und der Jungfern einzige Sorge war, den besitzbewußten Onkel, ihren Vormund, dessen Handelsschild stolz und wortkarg vom „Importenkögel" meldete, auf die an irdischen Gütern spärlich gesegneten, dafür aber an geistiger Fracht überbürdeten und in Sachen des Pinsels äußerst vielversprechenden und nur durch den Neid „verkalkter Dattergreise" noch verkannten Bräutigame vorzubereiten.

Nach anderthalb Jahren entschloß sich der Onkel, den Stand der Dinge bei seinen Nichten zu prüfen, und kündigte ihnen seinen Besuch an. Die Bestürzung der Mädchen war groß. Seit schier einem Jahre waren sie bei Meister Hopf nicht mehr erschienen, und die Erzeugnisse einstigen Fleißes, die sich sowieso kaum sehen lassen konnten, hatten die Freunde mit Schnurren für den Fasching übermalt. Die beiden Damen teilten den Kollegen ihre Verlegenheit mit, und die Kollegen trachteten darnach, Edith und Estrid dem drohenden Unheil zu entreißen.

Es war da ein älterer schwäbischer Maler namens Mutschelknaus, klein von Wuchs, mit Spitzbart und Spitzbauch, und der vermaß sich, den „Meister" zu spielen und mit Hilfe von Freunden und etlichen Modellen, Unkosten natürlich zu Lasten der Mädchen, die „Malschule Hopf" auf seiner Nordlichtstube in vollem Betriebe zu zeigen und mit seinen und der andern Werke das Atelier der Nichten vollzuhängen, damit sich dem Onkel ein Bild jahrelanger Emsigkeit böte. Für die „Malschule Hopf" wurden zwei Modelle zu beträchtlichem Schweigegeld verpflichtet, und um dem Onkel auch die heitere Seite eines schweißtreibenden Berufes und den hohen Umgang der Nichten vor Augen zu führen, beraumte man auf den Abend des Besichtigungstages eine Atelierfeierlichkeit an, der erlauchte Gäste wie der greise Lenbach und der über Nacht berühmt gewordene Stuck beiwohnen sollten. Als Franz von Lenbach mietete man einen halbtauben Greis namens Sepp Rauschopf, der seit undenklichen Zeiten als Sinnbild des höchsten Lebensalters Modell saß und einen nicht enden wollenden, silbernen Bart sein Eigen hieß, und Franz von Stuck zu vertreten, erklärte sich ein rührender Kunstfreund bereit, ein Bankangestellter namens Ferd Roßkopf, den man schweigend um sich duldete, weil er bei Monatsbeginn eine Runde zu schmeißen pflegte. Überdies, um dem erhabenen Bilde einen zwischenstaatlichen Rahmen zu geben, zum Zeichen, daß hier sich gewissermaßen die Blüte des Weltkünstlertumes traf, überredete man einen aus der Vorstadt Giesing stammenden Maler, der durch Mundart und schlawinerhaftes Aussehen Importenkögel bestechen mußte, einen Maler aus Kroatien, dem man das schmückende Beiwort „berühmt" verlieh, unter dem Namen Kukuljewitsch darzustellen und währenddem seine bajuwarische Benamsung Xaver Braierl gründlich zu vergessen.

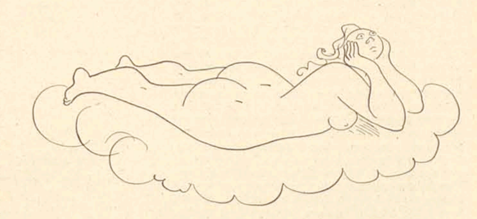
Der Onkel wurde von den Nichten fürsorglich am Bahnhof in Empfang genommen, in das Hofbräuhaus geschleppt, das einzige Gebäude dieser Stadt, das er schon mehrmals beaugenscheinigt hatte, und von da, sobald er durch den Genuß von zwei, drei Maß besichtigungsreif war, nach der Nordlichtstube der Mädchen. Die braune Melone saß ihm nicht mehr waagerecht zur Nase, trotzdem betrat er die Stube noch steif und argwöhnischen Blickes. Er ermittelte zunächst, daß neben dem ihm bekannten „hypermodernen" Stil ein nagelneuer aufgetaucht war, der ihn an Darmverschlingung gemahnte und ihm, nicht zuletzt infolge der unlängst vereinnahmten Schweinshaxe, Übelkeitsbeschwerden verursachte. Etliche Kirschwasser der hilfreichen Nichten sorgten für Ordnung im leiblichen Haushalt, der Onkel nahm eine wohlwollendere Haltung ein und zu seinem kindlichen Erstaunen wahr, daß außer den Darmverschlingungen und dem „hypermodernen" Stil auch ein biederer vorhanden war, die geläufige Münchener Ateliermalerei. Inmitten aber der mit den Namen der Mädchen gezeichneten Urkunden vielfältiger Stile prangte vom Meister Emanuel Hopf, alias Mutschelknaus, ein saftiges Spargelstilleben mit der erbaulichen Widmung: „Meinen vielversprechenden Schülerinnen Edith und Estrid Kögel!" Wahrhaftig, auch Importenkögel beglückte der bienenmäßige Fleiß und die staunenswerte Vielseitigkeit der „Gören", und er erstand von jeder ein Bild im althergebrachten Stile.

Die braune Melone saß jetzt, als sie eine Droschke via Hopf bestiegen, nicht nur nicht mehr waagerecht zur Nase, sondern für Bremer Takt und Anstand erschrecklich im Genicke. Immerhin, vor dem verehrten Meister Hopf, alias Mutschelknaus, der sie mit wichtelmännischer Behendigkeit empfing, raffte der Onkel die letzten steifen Moleküle zusammen, stammelte einen kunstgerechten Dank, betrat wißbegierig die in voller Tätigkeit befindliche Schule und erhaschte gerade noch den blanken Rücken eines weiblichen Modells, das nichts am Leibe trug, als was ihr der liebe Gott auf die irdische Reise mitgegeben hatte, und das nun verschämt ins andere Gemach verschwand. Ob diesem sündhaften Anblick schwankte Importenkögel bedenklich, fing sich aber dann wieder und sprach angesichts der kleinen Malfabrik, die sich arbeitswütend hinter einem Dutzend Staffeleien verschanzt hielt, seine Anerkennung aus und bedauerte auf-

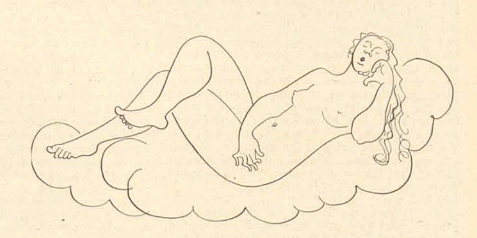
Die Tageszeiten des Schlafes



DER MORGEN



DER MITTAG



DER ABEND



DIE NACHT

(Fr. Bilek)

Der Landschafter.

(H. Lehmann)



„Warum sitzt denn der so allein dort unten?" — „Er hat mich fortgeschickt, damit ich ihm nicht das Motiv versaue; er will nämlich ‚Bergeinsamkeit' malen."

richtig, daß der Absatz dieser fingerfertigen „Branche" so mangelhaft und höchst beklagenswert sei.

„Ja, Kunst schreit nach Brot", sagte der Meister und musterte den Onkel verlangend. Der witterte Gefahr und murmelte, daß er nicht länger stören wolle, doch Hopf beteuerte säuerlich-süß das Gegenteil, zog Edith und Estrid mit väterlichem Griffe an sich, hieß sie seine hoffnungsvollsten Pinselsprossen und lud den Onkel aus Bremen zu einem bescheidenen Atelierfeste ein, ihm zu Ehren. Unterwegs setzten die Nichten dem Ohm sehr schonend auseinander, es sei Sitte und Brauch, wenn ein wohlhabender Mann von Künstlern eingeladen wäre, daß er den Löwenanteil der Kosten bestreite, und Kögel, während er in einem Weinhaus vorausaß, damit er beim Feste nicht durch unschickliche Eßlust gar störe, ließ durch die Mädchen, die darin verdächtige Kenntnisse verrieten, auserlesene Weine bestellen und bei seinen Münchener Kunden mehrere Kisten Importen und erschien zur angesetzten Stunde in Begleitung der Gören auf der Mutschelknausschen Nordlichtstube, wo das Malgerät einer langen, weißgedeckten Tafel Platz gemacht hatte.

Lenbach, alias Rauschopf, stak in einem schäbigen Gehrock, den er zu seinen Sitzungen als Sinnbild des verbrauchten Lebensalters trug, Stuck kam in einem herausfordernd buntgewürfelten Anzug und Kukuljewitsch in Schlips und Sammetkittel, der mehr Flecke und Risse als Samt aufwies. Importenkögel brachte dem Malerfürsten eine Huldigung dar hinsichtlich seiner prachtvollen Werke, die zu besichtigen ihm bisher leider die Zeit gemangelt hätte, und der halbtaube Rauschopf, der von dem Schwall nicht eine Silbe verstand, sagte immer nur: „Freut mich, freut mich" und ließ sich an der Spitze der Tafel dann nieder, und zu seiner Rechten thronte der Ritter von Stuck und zur Linken der allerorts berühmte Kukuljewitsch. Es folgten Baronin Urschel als Tischdame des Onkels und zu Kögels Linken das Quecksilber Hopf, alias Mutschelknaus, und weiter unten das „junge Gemüse" von Schülern und Schülerinnen. Eine Weile sprach alles bis auf den Onkel wortlos und gierig den kalten Platten und köstlichen Weinen zu. Manche stachen durch Schmatzen hervor, so der Kroate, bei dem dies wohl Landesbrauch war, aber auch Lenbach erwies sich nicht frei von dem „unmöglichen Laster", Kögel schrieb das seiner Betagtheit zu, und Ritter von Stuck zog im Eifer des Gefechtes huppdiwupp das Messer durch den Mund. Bald tat der Wein das seine, dem Onkel aus Bremen verschwammen die Unschicklichkeiten des Alltags, er pochte ans Glas und huldigte den Meistern im allgemeinen und dem Altmeister Lenbach im ganz besonderen, und Altmeister Lenbach, in irdische Genüsse versenkt und taub, wie er war, bezog dies eine Weile gar nicht auf sich, bescheinigte es aber alsdann mit einem kräftigen „freut mich" und einem nicht enden wollenden Schluck. Hierauf schritt das junge Gemüse zum Tanz.

Seltsam, gleich anfangs hatte den Onkel die kesse Baronin, die sonst „hemmungslos gern drehte", jetzt aber dem Nichttänzer aus Bremen weiterhin artig Gesellschaft leistete, an jenes splitternackte Modell bei Meister Hopf gemahnt, aber mit ihr von solchem Doppelgängertum zu plaudern, schien ihm verwerflich, indessen, der Wein und die aus einem ungeheueren Blechtrichter quäkenden, lockeren Weisen und das Geschleife und Geschwatze der ausgelassenen Pärchen tauten auch den nordisch vereisten Onkel auf und ließen ihn Frau Baronin seine ungebührliche Wahrnehmung mitteilen, mit dem Vermerk allerdings, daß alles bei ihr, das Äußere sowohl wie die seelischen Zutaten, im Vergleich zu jenem Modell von völlig verschiedener Beschaffenheit sei. Baronin Urschel nahm die Entgleisung nicht übel, erwärmte sich vielmehr für einen verführerisch strahlenden Stein am Kögelschen Goldfinger, und beglückt und errötend überließ ihr der Onkel den „lieben süßen Finger" zur näheren Betrachtung.

Wirklich nette Leutchen hier, so ungezwungen, so gar nicht standesbewußt! Kukuljewitsch zum Beispiel vergaß seinen Rang und trällerte zur Klampfe unverständliche Weisen, die man Schnadahüpfl nannte, und den fadengeraden Onkel ergriff die allgemeine Unbedenklichkeit, er hieß den Ritter von Stuck den „Mann der Sünde", und Stuck nahm dies geschmeichelt zur Kenntnis, und selbst, als ein angesäuselter Schüler den Ritter einen gescherten Bürohengst hieß, ließ er das ungerügt hingehen, und plötzlich, Kögel wußte nicht wie, riß ihn die Baronin vom Sitze empor, wirbelte ihn im Kreise herum, und der Onkel empfand, daß dies soviel wie tanzen bedeute, suchte auch verlegen in den Takt zu kommen, trat aber nur auf Kappen und Absätzen herum, schielte verstohlen dabei zu seinen Nichten hinüber, entdeckte ohne besondere Erschütterung, daß die mit zwei milchbärtigen Schnöseln in den Atelierecken kosten, sank, vom Tanze ermattet, auf einen wildfremden Stuhl, die entzückende Baronin dicht neben ihn, und mit einmal stottert er, viel gäbe er darum, wenn Frau Baronin jenes Modell wäre, und die Baronin raunte ihm zu, seinetwegen könne sie sich vielleicht einmal als jenes fühlen, und tuschelte auf einen ungestümen Händedruck hin, viel gäbe sie darum, wenn Onkelchens Ringfinger der ihrige sei, und erschauernd verstand Joachim Kögel den zarten Wink, quetschte den Diamanten vom Finger und streifte ihn über Frau Baronin hochwohlgeborenen Daumen, wo er sich gleichfalls sehr vorteilhaft ausnahm. Zum Danke küßte ihn das flotte Weib mittemang auf den Mund, und Onkelchen stammelte, das nächste Mal — leider müsse er morgen in das stocksteife Bremen zurück — werde er sie vor allen andern besuchen, und buchte beglückt ihre Anschrift in der Lindwurmstraße 118, drittes Gartenhaus.

Mittlerweile hatte sich der sonst so seßhafte Lenbach erhoben, ein Gesangbuch aus der Tasche gezogen — er saß zur Zeit einem Andachtsbildchenmaler als Kirchgänger — und ein schwer dahinrollendes Lob- und Danklied angestimmt, das alle aufhorchen ließ, soweit sie nicht vom süßen Rausche schummerig umfangen waren. Hopf nahm den Altmeister nachdrücklich beim Arm, setzte ihn dem freien Weltall aus und erklärte, zurückkehrend, dem Onkel, er habe den „Alten" in eine Droschke verfrachtet; denn wenn Herr von Lenbach sich zu Kirchenliedern versteige, sei es an der Zeit, ihn der besorgten Gattin zuzuführen. Importenkögel ging mit einer Handbewegung darüber hinweg und rief, mit der Baronin zu einer schier unkenntlichen Masse verschmiegt, dem Mann aus Kroatien, der das Land zwischen Drau und Sau bewohnte, in einer scherzhaften Anwandlung zu: „Drau, Sau, wem!", Kukuljewitsch aber, von einem dumpfen Haß gegen den Mann aus dem Norden erfüllt, erwiderte ihm mit einem altbayrischen Wunsche, der in dieser Mundart und auch sonst dem Onkel aus Bremen gar wenig geläufig war.

Anderntags erwachte Onkelchen mit eingedülltem Hut und Hirne und einem leiblichen und seelischen Kater. Die verstrichene Nacht stand vor ihm als Ausbund anstößigen Benehmens, und daß er höchstselbst auf dem Estrich des Anstands ausgeglitten war, vermehrte seinen Gram beträchtlich. Jedenfalls erforderte der gute Ton, bei Professor Hopf einen Entschuldigungsbesuch zu machen. Mittels eines Adreßbuchs fand er die seinem Gedächtnis entschwundene Anschrift, setzte sich sparsam und ernüchtert in die Straßenbahn, entstieg in einer seltsam befremdenden Gegend dem Wagen, hielt, noch sachte schwankend, auf ein ebenso befremdendes Haus zu, erklomm das Stiegenhaus und läutete vor einer völlig verwandelten Wohnungstür, die ein stolzes Schild trug: „Prof. E. Hopf. Staatl. genehm. Malschule".

Ein langaufgeschossener Herr mit Schnauzbart fragte nach seinem Begehr.

Den Herrn Professor Hopf wünsche er zu sprechen, brachte Kögel artig hervor.

Der sei er selbst, entgegnete die Fahnenstange.

„Nicht möglich!" rief Kögel entsetzt. „Gestern waren Sie noch klein und wohlbeleibt, und heute —!?"

Hopf, im Glauben, er habe es mit einem armen Irren zu tun, wollte die Türe rasch schließen, doch Kögel klemmte seinen Fuß dazwischen und rief: „Es lernen doch meine Nichten Edith und Estrid Kögel bei Ihnen, wenn Sie der sind, für den Sie sich ausgeben!"

„Ich verbitte mir die Verdächtigung meiner Person!" schrie der Meister. „Zwei junge Fräulein dieses Namens haben wohl vor langer Zeit einmal zu mir hereingeschmeckt, sich aber dann wohlweislich dünne gemacht. Etwas Unbegabteres als diese Damen ist mir mein Lebtag noch nicht unter die Augen gekommen!" Sprachs und schlug vor dem gänzlich erledigten Onkel die Türe zu.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

„Sie, Frau Wotruba", hörte ich dieser Tage zwei Grünzeughändlerinnen, in Wien nennt man sie Krowotinnen, debattieren, „Sie geben ja de Kirschen unter'n Preis her!"

„Ich bitt' ich Ihnen, Frau Pihonka, den mach ich aus G'schäftsinteresse ... Krieg ich auf den Art neiche Stammkundschaft ..." „No jo — aber Sie zahl'n ja dabei drauf, net wahr jo ..."

„Was fallte Ihnen ein, Frau Pihonka ... Wann laßt me aner Funzen von so aner Gnädigen, ich bitt ich Ihnen, an Klanigkeit nach, wird's vor lauter Freid deppert und zählt nit nach, was gibte ma z'ruck bei Wechselgeld ... No — und dann hat me neiche Kundschaft und Verdienst denselbige!"

*

Unser Töchterchen ist zum ersten Male auf einer Hochzeit. Als wir am späten Abend aufbrechen wollen, fängt sie bitterlich zu weinen an: Sie möchte dableiben, bis alles vorbei ist. Wir machen ihr klar, daß jetzt wirklich alles vorbei ist. Aber das begreift das kleine Mädchen nicht, unter Tränen bettelt es: „Laßt mich doch wenigstens bleiben, bis das Baby kommt!"

„Aber, Menschenskind", sagte ich neulich zu unserem neuen Gärtnergehilfen, als ich sah, daß er einen Zigarrenstummel aufheben wollte, „finden Sie es denn nicht unappetitlich, das aufzurauchen?"

„Das rauche ich ja auch gar nicht", antwortete er freundlich, „das prieme ich nur."

*

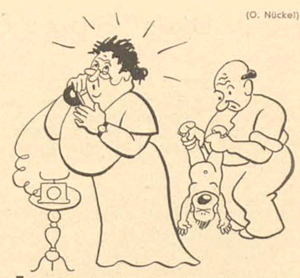
Ein Ausflügler kam auf seiner Fußwanderung in ein recht abgelegenes Dorf, in dessen einzigem Gasthause er einkehrte und sich etwas zu essen bestellte.

Als das Essen auf dem Tisch stand, erschien der Wirt, wünschte, wohl zu speisen, setzte sich dann nieder, zündete seine Pfeife an und blies dicke Wolken vor sich hin.

Das war dem Gast nicht besonders angenehm und so meinte er ironisch: „Entschuldigen Sie, aber das macht Ihnen hoffentlich nichts, daß ich esse, während Sie rauchen?"

Der Wirt zog ein paarmal nachdenklich an seiner Pfeife und erwiderte dann: „Naanaa, als Wirt is ma ja allerhand g'wohnt!"

(O. Nückel)



„Fragen Sie doch bitte den Herrn Doktor, ob er nicht sofort zu uns kommen kann", bat meine Frau neulich ängstlich am Telefon. „Baby hat das Kragenknöpfchen meines Mannes verschluckt und ..."

„Ich werde es Herrn Doktor gerne ausrichten", sagte das neue Mädchen vom Land, das sich noch nicht ganz sicher am Telefon fühlte, „aber er hat jetzt Sprechstunde, und es sitzen noch sehr viele Patienten im Wartezimmer. Kann Ihr Mann sich nicht so lange mit einem anderen Kragenknöpfchen behelfen?"

Das Sprachtalent der „Jenny Lou"

VON G. A. VON IHERING

„Fremde Sprachen lernen? Tja, meine Herren, ich weiß man nicht, 'n büschen Englisch und 'n büschen Spanisch, grade soviel, was man für Lotsen, Hafenmeister und die lütten Deern braucht. Scheun und gut. Aber mehr is für'n Seemann vom Ubel..."

Käppn Pedersen blinzelte seine drei Passagiere der Reihe nach aus wasserhellen Äuglein an. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß er ein Garn auf Lager hatte.

Der dicke Pflanzer aus Costarica reichte dem alten Skipper stumm die Zigarrentasche hinüber und gab dem Steward ein Zeichen, eine neue Lage Tropical Beer aus der Eisbox der Pantry zu holen.

„Danke..." Pedersen wählte mit Bedacht eine grünliche Matanzas, schnupperte genießerisch am Deckblatt und setzte sie sorgsam in Brand. Er brauchte keine weitere Aufforderung.

„Tja, meine Heern, das war lange vorm Krieg. Ich fuhr damals als zweiter Maat auf der ‚Jenny Lou', 'nem elenden lütten Pott von Yankee-Tramper, auf der Lloyd in London keine zehn Pfund riskiert hätte. Unser Alter war so leutselig wie'n Elefant mit Zahnweh, und der Erste war auch nicht viel umgänglicher. Der Chefingenieur litt an versetzter Religion und verachtete alle Sünder, die nicht wie er glaubten, daß das jüngste Gericht spätestens auf nächsten Dienstag angesetzt war. Der einzig Erträgliche auf dem ganzen Kahn war Ben McAllister, der zweite Ingenieur. Ubrigens komisch, daß fast alle Maschinisten aus Aberdeen oder Glasgow stammen. Muß wohl am schottischen Klima liegen...

Na gut, unser Ben war'n stiller, harmloser Jung, 'n büschen toplastig vor lauter Gelehrsamkeit und Spintisieren, aber ungeheuer gewissenhaft und strebsam. Also der hatte es nun mit die Fremdsprachen. Er konnte 'n ganz manierliches Spanisch und Französisch schnacken und von den übrigen Sprachen die notwendigsten Flüche und was sonst noch zur Seefahrt gehört. Aber der Traum seines Lebens war Chinesisch. Seit Jahren und Jahren studierte er schon daran herum und schleppte 'n halben Seesack voll chinesischen Sprachführer, Wörterbücher und Tod und Teufel mit sich. Jede Freiwache hockte er über den heidnischen Schwarten und lehrnte und lehrnte, daß ihm der Stiem förmlich aus den Ohren stieg, und kluckerte und schnatterte sein Kauderwelsch, daß ein' vom Zuhören ganz brägenklütrig wurde. Tja, und dann kriegte Ben sogar noch 'n Schüler. Und da war eigentlich der Skipper selbst an schuld. Denn wenn der nicht vergessen hätte, den Kartenschrank abzuschließen, wäre der Filipino-Steward nicht an seinen Privat-Whisky geraten und hätte auch nicht in Frisco mit Marmoraugen und ohne Vorderzähne abmustern müssen. Sein Nachfolger hieß Charlie Wong und war ein Chinamann.

Sollte man doch meinen, das wäre nun ein Fressen für unsern Ben gewesen, der bis dahin sein Chinesisch nie recht an den Mann gebracht hatte. Ja, schiet an' Boom, mein Heern — Charlie verstand genau soviel Chinesisch wie ich. Oder vielmehr noch weniger, weil ich mir wenigstens ein paar Flüche von unserm Schriftgelehrten hatte eintrichtern lassen. Charlie war nämlich in Kalifornien geboren und aufgewachsen und rollte seine R's so stolz wie ein gebürtiger Sizilianer. Keine Spur von Heimatsprache. Das einzig fernöstliche an ihm war seine Visage.

Na, es dauert auch nicht lange, bis unser Ben McAllister seine erste Enttäuschung überwunden hat und dem Sohn des Himmels auf Deibel komm raus chinesischen Unterricht gibt. Weiß Gott kein leichter Job, denn Charlie war stinkfaul und konnte die richtige Aussprache nicht klar kriegen. Immerhin, 'n paar Monate später, als die ‚Jenny Lou' in der Südsee herumnockte, hatte Charlie doch schon 'ne leise Ahnung von seiner Muttersprache. In Tongatabu war er schon so weit, daß er mit 'ner lütten Chinesendeern radebrechen konnte und um ein Haar als Ehemann vor Anker gegangen wäre. Ben McAllister hat ihn dann noch rechtzeitig aus der Klemme gerettet, weil das ganze nur auf einem Sprachirrtum beruhte. Und die zehn Dollar, die Charlie zur Besänftigung der Eltern von dem Mädel — na, das gehört nicht hierher.

Danke schön, meine Heern... Aber das ist endgültig die letzte Boddel — ich muß noch die Ladepapiere für morgen früh klar machen. — Also schön, 'n guten Monat später zuckelt unsere ‚Jenny Lou' die südchinesische Küste hinauf, und eines Morgens, als wir noch so stücker hundert Seemeilen westlich von Hongkong sind und ich grade auf Morgenwache schiebe, passiert so allerlei.

Der erste Schreck in der Morgenstunde ist ein britischer Zerstörer, der uns im Vorbeilaufen eine Taifunwarnung herübersignalisiert. Unser Pott hatte nämlich keine eigene Funkanlage. Das Sturmzentrum lag noch südöstlich von Formosa, also konnten wir Hongkong grade noch anlaufen, ehe die dicke Schweinerei kam. Denn in der Nähe war kein vernünftiger Hafen, wo man bei einem ausgewachsenen Taifun sicher gewesen wäre.

Der Brite ist noch nicht unter der Kimm verschwunden, als die zweite Hiobspost kommt. Der dicke Joe, unser schwarzer Koch, stürzt auf die Brücke und meldet, daß der letzte Kartoffelsack spurlos verschwunden sei — einfach weg. Nun war unser Skipper neben andern Ticks in dem Punkt besonders komisch: er mußte mindestens dreimal am Tag seine Bratkartoffeln haben, sonst wurde er ungemütlich. Und zwar nicht unsre ehrlichen deutschen Bratkartoffeln, wie man sie in Hamburg macht, sondern dies dürre, klapprige Zeug, Pommes chips und Pommes frites undsoweiter. Ich kann die Dinger seit damals nicht mehr besehen, deshalb werden Sie auch verstehen, meine Heeren, weshalb sie hier an Bord nie auf den Tisch kommen...

Na ja. Was tut unser Alter in seinem Ärger, als die Tüften trotz allen Suchens nicht zum Vorschein kommen? (Ich glaub übrigens, ein paar von den Matrosen, die dem Skipper nicht grün waren, hatten sie ihm zum Schabernack an die Haifische verfüttert.) ‚Kurs Nord zu Ost ½ Ost!' schnauzt er den Rudergänger an und brüllt in die Maschine runter, daß sie noch 'n paar Kilo Extradampf geben sollen.

Zwei Stunden später ankern wir 'n halbe Meile draußen vor irgend sonem gottverlassenen chinesischen Nest. Es dauert auch nicht lang, da schwärmen schon die ersten Sampans um unsern Pott herum mit 'ner Musterkollektion von Teppichen und lebenden Hühnern und was es nur zu verkaufen gibt. Nun kam Ben McAllisters großer Moment. Und ob er ihn ausgenützt hat!... Er fischte sich den gemüsekramigsten von der ganzen Piratenbande aus und ließ ihn an Bord klettern. Und dann begann vor unsern Augen ein Palaver, das sich in jedem Varieté hätte sehen lassen können. Der Sohn des Himmels eröffnet die Nummer mit einem halben Dutzend Verbeugungen und einigen Geräuschen, die wie ein auslaufendes Bad klingen. Unser Ben läßt sich nicht lumpen und dienert genau so höflich, wobei er zwei Bäder ablaufen läßt. Der Chinamann grinst verzückt und hört sich interessiert an, wie Ben ihm eine Entenfarm bei der Fütterung vormacht. Er selber versucht's dann auch eine ganze Weile, aber es gelingt ihm lange nicht so gut.

‚Hat er nun Kartoffeln, verdammt noch mal?' unterbricht der Skipper die Darbietungen. — ‚Wir sind noch nicht so weit, Sir', antwortet Ben höflich. ‚Das war erst die Begrüßung. In China ist's nicht Sitte, daß man mit der Tür ins Haus fällt. Die Leute denken in Umwegen. Ich will nicht riskieren, daß er uns am Ende überhaupt keine verkauft, Sir.' — Der Alte brummte einen Zwei-Meter-Fluch und stampfte auf die Brücke hinauf, um nach dem Glas zu sehen. Die Konferenz nahm ihren Fortgang.

Nach 'ner Weile kam der Alte wieder an: ‚Was ist denn los, Mister? Wenn ihr euch über den Preis nicht einigen könnt, soll er in Teufelsnamen ein paar Dollar mehr haben. Wir müssen weiter, Barometer ist schon zwei Strich gefallen'. — Ben zuckte entschuldigend die Achseln. ‚Bedaure sehr, Sir, wir sind noch nicht so weit. Er erzählt mir grade, wie schlecht die vorjährige Reisernte gewesen sei. Und wenn ich —'

‚Goddam blinking son of a —' begann der Alte zu wettern, faßte sich aber, weil die Zeit zu knapp war. ‚Wenn Sie nicht in zehn Minuten mit dem Kerl fertig sind, werfe ich Sie alle beide über Bord!'

Ben machte ein unglückliches Gesicht und schnatterte mit Volldampf weiter. Es ging schon ein büschen ins musikalische über. Der Chinamann sang wacker mit, weil er wohl begriff, daß das Publikum ungeduldig wurde. Wir standen drum rum und staunten. ‚Neun Minuten!' rief der Skipper warnend. — ‚Ich bin grade dabei, Sir', antwortete Ben beschwörend. ‚Nur noch ein paar Minuten. Er hat mir eben gesagt, daß er eine eigne Gärtnerei hat.'

Na gut. Die beiden gluckten sich nochmal gehörig an wie ein Hühnerhof mit Schlucksauf. Und dann wurde es auf einmal peinlich still. Der Chinese guckte verwundert und erwartungsvoll auf unsern Ben.

‚Well, McAllister?' sagte der Skipper leise. Wenn er seine Stimme senkte, war er am gefährlichsten. — Ben leckte sich die trockenen Lippen und zuckte im ganzen Gesicht vor Verlegenheit. ‚Raus mit der Sprache! Was ist los?' — ‚Ich... ich... Verzeihen Sie, Sir', stotterte Ben jämmerlich. ‚Ich kann im Augenblick nicht darauf kommen, was Kartoffel auf chinesisch heißt.'"

Käppn Pedersen leerte sein Bierglas und erhob sich. „Ich muß jetzt leider an die Arbeit. Gute Nacht, meine Heern."

„Aber die Geschichte ist doch noch nicht zu Ende!" protestierte einer von den Passagieren. „Was passierte mit dem armen Ben?"

„Gott hab ihn selig", murmelte Pedersen salbungsvoll. „Der gute Junge ist zwanzig Meilen von Hong-kong über Bord gegangen. Wir kriegten nämlich noch was von dem Taifun ab. ‚Lost at sea', hat der Alte ins Log eingetragen... Tja, meine Heern, fremde Sprachen sind 'ne gefährliche Sache. Na denn, gute Nacht."

Sorgen

Von Kafatösfr

Lyrik — hab' ich heut gelesen —
pfeife auf dem letzten Loch.
Morgen schon sei sie gewesen,
wie so manches andre noch.

Also aufgeschmissen wär' ich
allerärmster Leiermann,
Bummler und Vagante, der ich
bloß die Saiten schlagen kann?

Fad wird mir und immer fader,
wenn ich in die Zukunft seh'.
End' ich noch als Hochzeitslader
oder Conférencier?

Unverkauft

(Wilhelm Schulz)



„Dein Wissen teilest du mit vorgezog'nen Geistern. Die Kunst, o Mensch, hast du allein!"

SCHRIFTLEITER

VON HASSE ZETTERSTRÖM

Ich bin vielen Schriftleitern begegnet. Der allererste war ein älterer Herr und richtiggehender Professor: ein strenger und ernster Mann. Er reichte dem Redaktionssekretär, wie man es damals nannte, zwei Finger und dem Korrektör einen. Ich bekam nicht einmal die Kuppe eines kleinen Fingers. Er würdigte mich nur eines Blickes, eines sehr kurzen, aber inhaltsreichen. Mit dem Blick vernichtete er nicht nur einen Verfasser, sondern auch ein Manuskript. Wir haben uns nie mehr gesehen.

Mein nächster Schriftleiter war ein ganz anderer Typ. Ebenfalls ein älterer Herr, aber ein Mann mit dem Herz auf dem rechten Fleck, einer, der wußte, daß junge Herren meistens schlecht schreiben, aber daß sie sich bessern können, wenn man sie und ihre Manuskripte mit Freundlichkeit behandelt. Er ging manchmal in seiner Güte so weit, daß er meine Manuskripte noch einmal umschrieb, vor allem, wenn ich mit einem seiner persönlichen Freunde ein wenig zu unsanft umgegangen war. Es dauerte eine gewisse Zeit, ehe es mir klar geworden war, daß die Schriftleiter und nicht die Mitarbeiter bestimmten, was die Zeitung bringen soll. Ich bin selbst solch ein Schriftleiter, und Gott gnade dem, der vor meine Majestät tritt. Ein Gedicht, eine Zeichnung, eine Geschichte — ich brauche nicht viel davon zu sehen, um ihr Schicksal zu entscheiden: „Paßt nicht in unseren Rahmen." — „Leider haben wir keinen Platz." Meistens brauche ich nur den Verfasser zu sehen, um den Wert des Angebotenen feststellen zu können.

Einmal begegnete ich jedoch einem Mann, dessen Willen stärker war als der meine. Ich war allein in der Redaktion und im Begriff, mein Büro zu verlassen, als ein großer, kräftiger Mann hereintrat und sich an den Tisch vor mir hinsetzte. Aus einem Gesicht, das seit mindestens einer Woche kein Rasiermesser gesehen hatte, starrten ein paar gebieterische Augen auf meine einfache, aber würdige Persönlichkeit, und aus dem groben, unkultivierten Gesicht tönte eine rauhe Stimme:

„Ich bin ‚der grobe Max'! Ich habe drei Jahre gesessen und ich habe meine Erinnerungen geschrieben. Die müssen Sie in Ihrer Zeitung abdrucken. Bitte schön." Er reichte mir einen dicken Stoß schmutziger Blätter. Erschrocken nahm ich den Papierhaufen und stotterte, daß wir so lange Geschichten nicht unterbringen könnten.

„Sie können es ja in Fortsetzungen bringen", sagte der Grobe Max. „So etwas ist noch nie geschrieben worden. Lesen Sie nur!"

Ich fing an zu lesen, und während ich las, fühlte ich die ganze Zeit den befehlenden Blick des Mannes, der mich an den Stuhl festnietete. Ich las jede zweite Zeile, und währenddessen sann ich nervös nach, wie ich mich aus der Schlinge ziehen könnte. Nach ungefähr einer Stunde hatte ich es hinter mir, ich legte den letzten Bogen von mir, erhob mich und sagte:

„Ja, so etwas habe ich noch nie gelesen. Das muß unbedingt gedruckt werden. Aber meine Zeitung ist zu klein und außerdem sozusagen dieses Manuskriptes nicht würdig. Das muß als Buch erscheinen, um recht zur Wirkung kommen zu können."

„Das habe ich selbst auch gedacht", sagte der Grobe Max, „aber wo finde ich einen Verleger?" Ich dachte sofort an meinen eigenen Verleger. Ihm würde ein Buch von diesem Menschen gut tun. Eine Strafe, von einer höheren Macht verhängt. Ich nannte gleich seinen Namen und seine Adresse und fügte hinzu, daß Herr Max ihn sicher noch in der Sprechstunde antreffen würde, wenn er sich beeilte.

„Das ist gut", sagte der brutale Verbrecher, „aber es wäre vielleicht besser, wenn Sie eine Empfehlung schicken wollten. Sie wissen ja mit so etwas Bescheid."

Ich nahm eine Visitenkarte und schrieb darauf: „Beifolgendes Manuskript ist ebenso kräftig wie sein Verfasser. Richten Sie es so ein, daß Sie wenigstens drei gut ausgewachsene Männer in der Nähe haben, wenn Sie es ablehnen."

Der Grobe Max drückte meine Hand so, daß ich es noch heute fühle, und ging stolz seines Weges. Das Buch sah nie das Licht des Tages, und sein Verfasser tat es, wie die Zeitungen meldeten, bald darauf auch nicht mehr.

Meinen originellsten Schriftleiter lernte ich kürzlich kennen. Er bestellte einen Beitrag von mir und bekam ihn natürlich auch zur bestimmten Zeit. Zehn Minuten später erschien ein Bote mit dem Honorar, und nach weiteren fünf Minuten klingelte der Schriftleiter selbst an und bedankte sich für den Beitrag. Als das Gespräch beendet war, legte ich den Hörer leise ab und versank in stille Betrachtungen. Dann richtete ich mich wieder hoch, klingelte bei dem Schriftleiter an und sagte: „So etwas dürfen Sie nicht machen. Das bringt die Weltordnung aus dem Gleichgewicht. Ein richtiger Schriftleiter bedankt sich nie für einen Beitrag und noch weniger schickt er das Honorar gleich umgehend. Er wartet mit der Bezahlung so lange wie irgend möglich, und wenn er schließlich zahlt, sagt er: ‚Mir ist ganz bestimmt so, als wenn wir die Sache bereits einmal honoriert hätten.' So muß das gemacht werden. Ich möchte nicht noch einmal solchen Nervenschock bekommen."

Der freundliche Schriftleiter bat liebenswürdig um Entschuldigung und erklärte die Sache damit, daß er noch ziemlich neu in der Stellung sei. Ich habe ihm verziehen. Aber ich halte sicherheitshalber lieber an meinem alten System fest.

(Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)

Schlossbesichtigung

Von Wilhelm Hammond-Norden

Das Schloß, es steht im Süden,
teils hoch und teils auch hehr.
Es liegt in tiefem Frieden
und hebt den Fremdenverkehr.

Die eingeborenen Leute
sind stolz auf ihr Schloß aus Stein.
Zwar freilich, sie gingen bis heute
niemals in es hinein.

Doch fremde Hochzeitspaare
und Menschen aus aller Welt,
so die Durchschnittsreiseware
zahlt gern hier Eintrittsgeld.

Da sehen sie endlich was Wahres,
sie sehen Stuck und Barock
und weisen auf Sonderbares
mit Zeigefinger und Stock.

Hier lebte Karl, der Gewürzte,
erklärt ein Führer alsdann;
aus diesem Fenster stürzte
seine Frauen er dann und wann.

Hier saß er. Hier schlief er. Hier soff er.
Hier starb er, des abends spät.
Vor Liebe und Güte troff er.
Ich bitt um ein stilles Gebet.

Durch diese geheime Türe
kamen die Mägde zu ihm,
des Nachts, daß es niemand erführe.
Ja, Karl war gewürzt und intim. — —

Die fremden Hochzeitspaare
erröten und schaun übers Land.
Und sie erkennen: die wahre
Bildung ist manchmal pikant.

Sie blicken teils ernst und teils heiter
und geben ein Trinkgeld zuletzt.
Dann gehen sie hinaus und weiter,
und fragen: „Wo essen wir jetzt?"

DIE ROTE BADEHOSE

VON MECKERMANN

Der Unfall mit der großen roten Badehose, der sich neulich in einem Münchner Bad zutrug, stand nicht unter den Tagesereignissen in der Zeitung. Er verursachte weiter keine Folgen und keinen Schaden. Darum nahm sich die Zeitung seiner nicht an. Trotzdem der Unfall der roten Badehose unblutig verlief, will ich davon berichten. Denn es ist erfreulich, einmal von einem Unfall zu hören, der nicht mit Gehirnerschütterungen und Polizeistrafen, sondern mit guter Laune und Gelächter ausgeht.

Ein dicker Mann in einer roten Badehose kam in einem Bad nahe bei München aus der Auskleidekabine. Der Mann war so dick, daß ihm alle nachschauten.

Der Dicke stieg ins Bassin. „Der hat a saubere Wasserverdrängung — die Herrschaften in der Nähe des Ufers werden gebeten, ihre Sachen zu packen, denn die Überschwemmung fängt an, wenn man die rote Badehose nicht mehr sieht", so klang es dem Dicken nach, der sich unbekümmert in die Wellen niederließ. War sein Gang auf dem Land schwerfällig und schwabbelnd gewesen, so entwickelte er jetzt eine erstaunliche Behendigkeit. Als ein fröhlicher Wasserbacchant kreiselte er um sich selbst, ja er vollführte im Wasser einen tauchenden Purzelbaum, wobei für einen Augenblick die rote Badehose allein auf dem Wasser zu sehen war wie eine abgerundete künstliche Insel. Die schweigende allgemeine Bewunderung trieb den Dicken zu weiteren Taten. Er ließ sich vom durchfließenden Wasser in die Gegend treiben, in der ein leichter Strudel von den meisten Badegästen gemieden wurde. Wie eine Ente wirbelte er im Strudel um sich selbst. Und dann geschah es. Man sah ihn auftauchen mit einem Gesicht, als seien ihm alle Felle weggeschwommen. Hastig ruderte er in die Richtung, in der er Boden unter den Füßen erwarten durfte.

Auf einmal tauchte nahe dem Wehr, das die Badeanstalt abschloß, die rote Badehose auf. Sie war das Fell, das dem Dicken weggeschwommen war. Sie blähte sich ein bißchen in Erinnerung daran, daß sie noch vor kurzem schwellend gefüllt war. Dann sackte sie zusammen, schlängelte sich zwischen den Rechen des Wehrs durch und ward nicht mehr gesehen.

Der Dicke stand an der Grenze zwischen seichtem und tiefem Wasser, wo ihm das Wasser bis zum Hals ging. Und in der Tat, es ging ihm bis zum Hals. Im Kreis um ihn gelagert, weideten sich die Badegäste an seiner Not. Der Herr des Bades erschien mit einer Badehose aus seinen Leihbeständen. Aber ach, der Dicke schüttelte den Kopf, Sie war zu klein, zu geringfügig. Sie war unzureichend.

Man brachte die Kleider des Dicken an den Rand des Wassers. Im leichten Luftzug winkte das weiße Hemd seinem Herrn freundlich zu. Aber er konnte nicht hin. Das seichte Wasser trennte ihn von der rettenden Garderobe. Ein Menschenfreund machte den Vorschlag, daß alle Badegäste sich umdrehen möchten, um dem Dicken auf diese Weise schicklichen Zutritt zu seinen Kleidern zu ermöglichen.

Der Dicke schüttelte wehmutsvoll seinen auf dem Wasser liegenden Kopf. Er schien nicht daran zu glauben, daß menschlicher Takt über menschliche Neugier die Oberhand zu gewinnen vermöchte.

„Es muaß was g'scheh'n, sonst derwoacht er uns", sagte jemand.

Da kam der Herr der Badeanstalt wieder. Er hatte etwas Weißes unter dem Arm. Er trug es hinaus zu dem Dicken, der einsam im Wasser stand. Der Dicke zog sich an und eilte stürmisch an den Badegästen vorbei in seine Kabine, in die man ihm die Kleider nachbrachte. Ein Spalier von Gelächter umgab ihn. Denn der Herr der Badeanstalt hatte ein Kopfkissen zu seiner Rettung gestiftet, in das mit der Schere zwei Löcher für die Beine geschnitten waren.

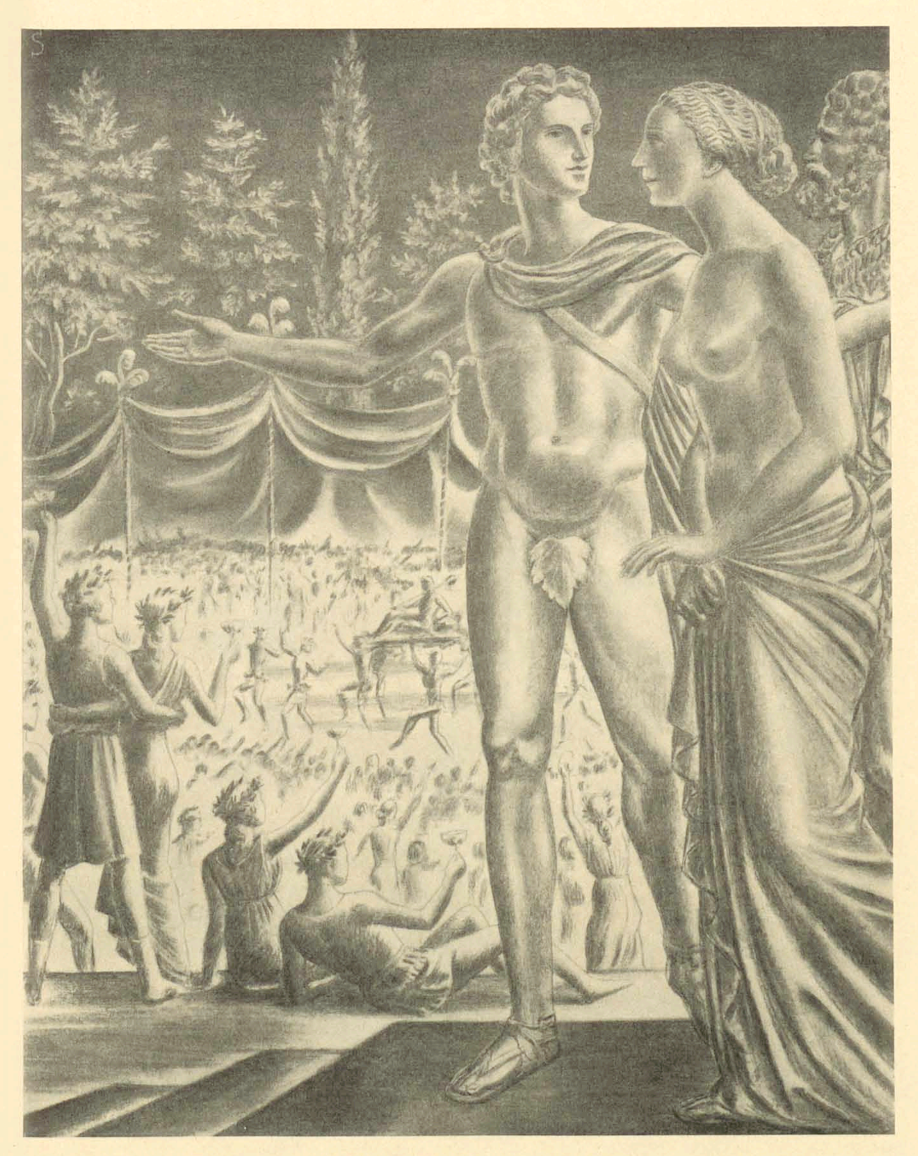
Der Dicke verschwand heimlich. Weiter ist nichts dran an dem Unfall mit der flüchtigen roten Badehose. Aber es ist ja bekannt, wie gern wir Menschen uns um Dinge kümmern, an denen weiter nichts dran ist.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 38: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, SendlingerStr. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

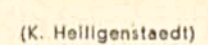
Olympische Gäste in München

(Erich Schilling)



„Also, das sage ich Ihnen, Aphrodite, solche Feste führen wir auch im Olymp ein. Dann kriegen wir da oben endlich Fremdenverkehr!“

Die Folgen der Mythologie


(K. Heiligenstaedt)

„Ja, wissen Sie, Herr Doktor, er hat mich als Leda mit dem Schwan gemalt!“ — „Aha, und jetzt schwant Ihnen was!“

München, 17. Juli 1938
43. Jahrgang / Nummer 28

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

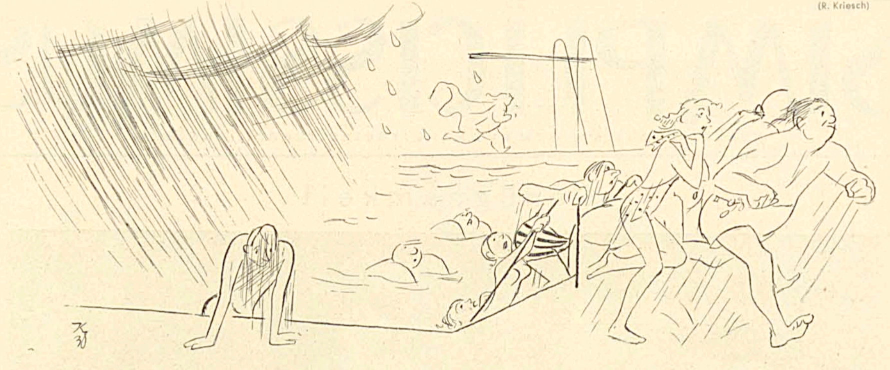
Genügsamkeit

(R. Kriesch)



„Geht nicht im Badeanzug der Reiz des Geheimnisvollen bei uns Frauen verloren?"
„Ach nee, so'n paar Rätselchen gibt es ja noch immer zu lösen!"


(R. Kriesch)



Der tolle Strohwitwer!

Otto steht auf dem Bahnhof, die Familie ist im Abteil. Noch einmal prägt Otto dem Sohne Max ein, er solle sich nicht so weit hinauslehnen, noch einmal gibt er seiner Frau den Auftrag, sie möge sich gut erholen, noch einmal leistet er den Schwur, ab und zu an den Kleidern im Schrank zu schütteln, damit die Motten erschrecken. Jetzt knallen die Türen zu, einige Bahnbeamte pfeifen, andere geben Winkzeichen. Die Familie fährt, Otto steht und winkt vorschriftsmäßig, Max lehnt sich weit hinaus, die Ferien haben begonnen, Otto ist Strohwitwer.

Strohwitwer ist ein unsolides Wort, es klingt nicht nach Materialechtheit. Es ist eine vergängliche Sache wie Strohfeuer. Strohwitwer müssen sich beeilen, diesen Zustand auszunutzen. Pflücke das Stroh, eh es verblüht!

Was tut Otto jetzt? Nun, er geht federnden Schrittes vom Bahnhof fort, wenn er ein Stöckchen hätte, würde er es schwingen und wenn er ein Liedchen hätte, würde er es trällern. Ihm ist wie dem Burschen irgendeines, jetzt veralteten Studentenliedes, der jetzt die Fesseln des Elternhauses abgestreift hat und in die sogenannte Musenstadt einzieht. Die goldene Freiheit liegt vor Otto, seine Brust schwellt das gute Gewissen, seiner Familie eine Wohltat erwiesen zu haben, indem er sie in die reine Landluft sandte.

Er hat Ferien vom Familienleben.

Er wird als freier Mann unter freien Männern leben. Er wird seine Pflichten erfüllen durch Schütteln an den Kleidern, durch Füttern der Fische im Aquarium, er wird die Fenster so weit schließen und so wenig öffnen, daß es nicht hereinregnen kann, er wird die Milchrechnung bezahlen, er wird den Mann von der Ortskrankenkasse im Auge behalten, er wird die Zeitungsfrau fürstlich entlohnen. Das Getriebe der bürgerlichen Existenz wird er weiterlaufen lassen, aber er wird es sachte laufen lassen; er wird den Haushalt in Moll spielen und das wiedergeschenkte Junggesellenleben in Dur.

Ein toller Bursche, dieser Otto. Alle diese daheimgebliebenen Ottos sind tolle Burschen, so fühlen sie sich wenigstens.

Das ausschweifende Leben beginnt damit, daß er nicht zu Mittag ißt. Er geht nur ins Café: zwei Eier im Glas. Der freie Mensch ist nicht verpflichtet, jeden Tag ein ausgewachsenes Mittagessen zu sich zu nehmen. Kein Gott kann ihn dazu zwingen, nur Sklaven müssen regelmäßig mittagessen.

Ja, was könnte man eigentlich noch tun, um seine Freiheit zu genießen? Es müßte etwas ganz Außerordentliches sein. Zum Donnerwetter, fällt ihm denn gar nichts ein. Ins Kino geht er auch sonst, auch ins Theater. Daß er anstatt am Dienstag heute am Donnerstag an den Stammtisch geht, wo die unverheirateten Freunde in überschäumender Unabhängigkeit Abend für Abend ihr Bier trinken, genügt seinen weitgespannten Plänen nicht.

Er könnte Erna anrufen, Erna, von der seine Frau nicht besonders entzückt ist, wenn er sie anruft. Aber das scheint ihm zu konventionell, das tun die andern Strohwitwer serienweise. Außerdem müßte es eine ganz ungewöhnliche Erna sein. Aber es ist wie verhext, es fällt ihm nicht die kleinste Erna ein, die anzurufen ihm sonst nicht vergönnt wäre.

Er zermartert sein Gehirn, um herauszufinden, was er sich wohl manchmal gewünscht habe, zu tun, wenn er Junggeselle auf Zeit wäre. Er weiß genau, daß er sich manchmal so etwas gewünscht habe. Es ist ihm entfallen. Er könnte jetzt ohne jeden Stachel im Herzen heimgehen und zu Hause wie gewöhnlich grüßend fragen: „Was gibt's heute zum essen?"

Er hat auf einmal keine Phantasie, er ist schlagartig wunschlos.

Also geht er nach Hause. Und da kommt ihm eine tolldreiste Idee. Jetzt ist es fünf Uhr nachmittags. Jawohl, das ist etwas, was sich nur so ein Junggeselle leisten kann, einer, der auf niemand Rücksicht zu nehmen hat.

Er läßt die Badewanne einlaufen. Er nimmt ein warmes Bad, mitten am Tage, um fünf Uhr nachmittags. Hat man jemals schon gehört, daß ein gelerntes Familienoberhaupt um fünf Uhr nachmittags ein warmes Bad nimmt? Nein, das hat noch niemand gehört. Das ist, wie wenn ein Lastenzug eine Einbahnstraße in falscher Richtung fährt, das ist wider den Lauf der Gestirne.

Otto badet als freier Mann, und hinterher geht er unbekleidet in seiner Wohnung umher, als ob er der Herr der Wohnung wäre. Jetzt fühlt er sich ganz als Strohwitwer, ledig aller Fesseln. Jetzt fühlt er sich ganz als toller Otto! Foitzick

Eile mit Weile

Von Ratatöskr

So ist der Menschensohn beschaffen
(und gleicht darin dem Vetter Affen):
biereifrig bildet er sich ein,
er müsse mitbeteiligt sein,
die annoch unbewegten Sachen
lebendig und mobil zu machen.
Sein werter Senf sei unentbehrlich,
dünkt ihm, und er versucht begehrlich,
das In-sich-Ruhende zu stupfen,
den Deckel von dem Pott zu lupfen . . .

O rühre, rühre nicht daran!
Du weißt nicht, was passieren kann.
Was schläft, das läßt auch dich in Ruh.
Geweckt wird's häufig zum Filou
und kommt dir peinlich in die Quere.

Heißt's nicht: Quieta non movere?

Sittliche Bedenken

(Erich Schilling)



„ . . . und nun gar einen Rückenflug — würdest du 's wagen, Mama, mit den Beinen nach oben?“ — „Wagen schon, aber ich fände es doch recht unpassend!“

Wahres Geschichtchen

In einem schwäbischen Dorf war vor Jahren nach Abzug der italienischen Erdarbeiter ein „Ablegerle“ zurückgeblieben. Die Großeltern meldeten es auf dem Standesamt und meinten dazu: „Aufziehe wöllet mers jo scho, aber wenn mer des Kend emol no au verschtoht.“

Hintergründe

Unlängst saß mein Freund Ratzenböck, er macht jeden Sonntag eine kleine Gebirgstour, gegen abend in einem idyllischen Wirtshausgarten.
Das Essen war gut, das Bier ebenso gepflegt wie der Wein und die fröhlich plaudernde Kellnerin, und Ratzenböck fühlte sich so hundswohl, daß er den Wirt fragte:
„Herr Wirt, was würden Sie mir Pension rechnen, wenn ich meinen Urlaub bei Ihnen verbringe?“
„Des kimmt grad drauf an“, meinte der Wirt bedächtig, „ob's allanig kummen oder mit der Frau Gemahlin. Wann S' allanig kummen, kost's halt sechsefuchz'g, wann S' aber mit der Frau Gemahlin kummen, nachher nur vierefuchz'g für d' Person!“
„Und warum ist es teurer, wenn ich allein komme?“
„Ja schau'n S'“, sagte der Wirt mit einem Blick auf die durch den Garten eilende Kellnerin, „alles hat seine Hintergründ ... Wann so a Sommerfrischler allanig bei mir wohnt, da wird ma de Mirzl, de was jo a bildsaubers Madl is, hint und vurn von der Arbeit aufg'halten und nachher hab i viel mehr z'tuan — no — und für des muaß i mir do a Klanigkeit aufrechnen, net wahr jo!?“

Freude

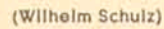
Großvater ist tot und die ganze Sippe hüllt sich in Trauer. Auch der kleine Alfred macht sich fein und zieht sein schönstes Stück, eine rote Weste, an. Die Mutter sagt: „Das geht doch nicht, Fredl, sofort ziehst du die rote Weste aus, so kannst du doch nicht zur Beerdigung gehen!“ Sagt der Kleine: „Wenn ich die rote Weste nicht anziehen darf, dann freut mich die ganze Leich nicht!“

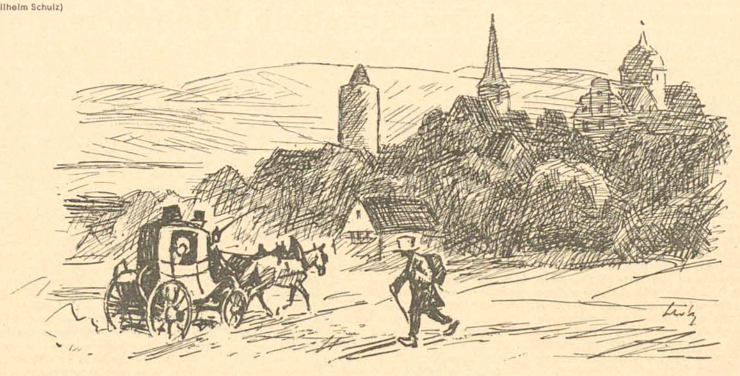
Das Weltgewissen

(Karl Arnold)



„Komisch — an mich appelieren sie immer, wenn sie die Hosen voll haben!"


(Wilhelm Schulz)



DRUSUS

ERZÄHLUNG VON JOSEF MARTIN BAUER

Balthasar Heggeler war ein schlenkerbeiniger Mann, dessen etwas lächerlichen Anblick man beim nahen Beschauen am besten in zwei ungefähr gleichwertigen Raten genoß, wobei jedoch nur schwer zu entscheiden war, welche Rate lächerlicher zu wirken vermochte. Wirkte es auf dem Bahnsteig aufreizend, daß Balthasar Heggeler ohne Mühen in die Abteilfenster zu schauen vermochte, was nur selten einem Menschen vergönnt ist, so war es ihm in seiner beruflichen Arbeit von ungewöhnlichem Vorteil, daß er ein Zimmer von normaler Höhe mit der Handbürste tünchen konnte. Er war Anstreicher von Beruf, aber es muß gesagt werden, daß der Umfang seines Geschäftes ebenso wie Heggelers geistiges Ausmaß in umgekehrtem Verhältnis stand zu seiner körperlichen Größe.

Es mag jedoch sein, daß die spöttische Mitwelt die Länge seines schlampig getragenen Körpers ebenso übertrieb wie die erschütternde Größe seiner Dummheit. Wäre er so begabt dumm gewesen, wie man es ihm nachsagte, dann hätte er niemals den Prozeß gegen die Berufsgenossenschaft gewonnen, als man ihn wegen Fahrlässigkeit in der Berufsausübung zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark verurteilen wollte. Balthasar Heggeler aber prozessierte, weil er die zwanzig Mark einfach nicht aufbringen konnte, und als er behauptete, er könne vom Schragengerüst aus die Giebelseite eines nicht zu großen Hauses tünchen, fand man diese Behauptung so unverschämt, daß man einen Kontrollbeamten schickte, vor dessen Augen dann, während Hunderte von Zuschauern auf dem Stadtplatz zusammenliefen, Balthasar Heggeler den einstöckigen Anbau des Rathauses sogar ohne Schragengerüst vom Boden aus tünchte.

Er brauchte seine Strafe nicht zu bezahlen, er schenkte der Stadt die Arbeitsleistung dieses Probeanstriches und war stolz, weil die Stadt einmal mit ihm und nicht wie sonst über ihn lachte. Das war so um jene Zeit, als ihm der erste und einzige Sohn seiner Ehe geboren wurde. Im Vollgefühl einer zweifachen Freude ging er zum Standesamt und meldete, daß ihm seine Ehefrau einen Sohn geboren habe, dem nach des Vaters entscheidendem Willen der Name Drusus gegeben werden sollte.

„Bitte?" fragte der Standesbeamte nach, denn er glaubte falsch gehört zu haben.

„Drusus. Drusus Heggeler, wenn ich bitten darf!"

„Bitten dürfen Sie wohl, Herr Heggeler. Aber möchten Sie dem Knaben nicht doch einen weniger ausgeprägten oder weniger historischen Namen geben? Ich meine es ja gut mit Ihnen, wenn ich Ihnen dazu rate." „Mein Sohn heißt Drusus, und dieser Name wird eingetragen."

Am Abend lächelte die ganze Stadt über den Anstreicher Heggeler, der seinem Sohn den Namen Drusus gegeben hatte, und man empfing den Vater Heggeler mit schallendem Gelächter, als er, des festlichen Tages wegen, zum Bier ging. Man ließ den kleinen Drusus hochleben, man zahlte dem glücklichen Vater eine Menge Bier, man verspottete ihn stundenlang, aber Heggeler steckte nur den Kopf ein und trank auf Rechnung der Spötter. Er dachte an das runzelige Kindergesicht daheim und schmunzelte still, während er die Lebenspläne für den kleinen Erdenbürger erwog, dem er außer dem Namen nichts mitgeben konnte ins Leben.

„Warum hast du das getan?" jammerte die Frau, als Balthasar spät in der Nacht betrunken heimkam, aber der Mann sagte seiner Frau lachend, sie möge schlafen und die Sorge um die Zukunft des Kindes ihm überlassen.

„Warum habe ich einen so abscheulichen Namen, daß mich alle Kinder deswegen auslachen?" weinte der kleine Drusus, als er seine ersten Schultage abgedient hatte und, beladen mit dem Spott von vierzig Mitschülern, zum ärmlichen Mittagessen heimkam. Drusus weinte, die Mutter weinte, die Kinder in den Gassen höhnten, aber der alte Heggeler schmunzelte still vor sich hin und freute sich über die Dummheit der Menschen, die ihn für so dumm hielten.

„Drusus?" fragte der Lehrmeister, der den bohnenstangenlangen Jungen in die Lehre nahm. „Drusus? — Dein Vater hätte dir auch besser mehr Verstand mitgegeben als diesen törichten Namen. Nimm jetzt einen Stecken und rühre die Leimfarbe an! Hast du nicht verstanden, Drusus?" Dann mußte auch dieser polternde Meister sich umdrehen und sein Lachen in eine Zimmerecke losprusten. Drusus aber kam nach den ersten sechs Monaten Lehrzeit verbittert auf Besuch zu den Eltern heim und beklagte sich heftig, weil man ihm diesen Namen aufgezwungen hatte, der ihm zum Hanswurst vor allen Leuten machte.

Den Rekruten Drusus Heggeler beschämte der Oberfeldwebel vor versammelter Mannschaft, als er beim Appell die Namen ablas und den Namen Drusus Heggeler ein zweites, ein drittes Mal wiederholte, bis die ganze Kompanie brüllte vor Lachen. Man lachte zwei Dienstjahre lang über den albernen Drusus Heggeler, der körperlich und geistig immer ein Rekrut blieb. „Mein Drusus! begrüßte ihn der Vater, als er nach der Militärzeit heimkam. Der Sohn aber schrie ihn nieder: „Laß mich in Ruhe mit dem Namen, der fürs ganze Leben einen Hanswurst aus mir gemacht hat!"

„Du bist töricht wie ein Kind", begütigte der Vater, aber Drusus war mit begütigenden Worten jetzt nicht mehr zu versöhnen. Da nahm ihn der Vater zu sich in die Farbkammer und setzte sich auf eine Tonne Ocker, dem Sohn gegenüber, der nur widerwillig diesen Begütigungsversuch anhörte. „Schau, Drusus: das ist alles, was ich habe. Und was ich habe, bin ich den Lieferanten noch schuldig. Es hat ein ganzes Leben lang nur gereicht für den ersten Hunger, zum Sattwerden reicht es heute noch nicht. Darum habe ich dir nichts mitgeben können als einen Namen, der dir im Leben weiter helfen soll."

Drusus lief weg, weil der Vater, der ihm jeden Weg ins Leben versperrt hatte mit diesem Namen, noch zu spotten wagte. Der Vater hielt ihn am Rockärmel fest und lief ihm nach, durch das Haus, auf die Straße, über den Marktplatz, und immer wieder versuchte er es mit seiner Weisheit, die den Sohn beglücken sollte. „Du mußt vernünftig sein, Drusus, und mußt mir einmal zuhören. Ich habe dir den Namen Drusus gegeben, damit du es weiter bringst im Leben als ich. Man lacht vielleicht über dich, man lacht über den Namen Heggeler, für den ich doch nichts kann. Aber man wird nicht mehr lachen, wenn du deinen Namen abgekürzt schreibst — gibt doch acht auf mich, Drusus! — wenn du ohne Schule und Examen, weil ich es doch nicht leisten konnte, wenn du trotz deiner armseligen Herkunft dennoch wie ein großer Mann auftreten darfst. Hör mir doch zu, Drusus! Du brauchst nur deinen Namen abzukürzen, dann wird ein Dr. Heggeler aus dir, und der wird seinen Weg schon machen."

„Dr. Heggeler?" fragte der Sohn, der zum erstenmal stehen blieb.

„Jaja, natürlich! Dr. Heggeler. Es ist keine Urkundenfälschung, weil du doch deinen Namen abkürzen darfst, wie du willst. Und der dumme Vater, über den alle lachen dürfen, auch du sogar, mein Sohn Drusus, hat dir auf diese Weise den Weg ins große Leben geebnet."

Nach dieser Unterhaltung saß Drusus zu weiterem Gespräch noch eine Weile dem Vater gegenüber auf der Leimtonne, denn es war zum erstenmal, daß sie sich beide verstanden.

Drusus Heggeler packte seine Siebensachen und machte sich auf die Reise ins Glück. Er hielt bei

den Malermeistern unterwegs an um eine Gesellengabe und arbeitete einmal hier, einmal dort, bis er in einem Städtchen, das so ungefähr die Größe seiner Heimatstadt hatte, einen dauernden Abstellplatz gefunden zu haben glaubte für sein überdimensioniertes Dasein. Eine Malerswitwe nahm ihn als Gesellen und verpachtete ihm schließlich ihr bescheidenes Geschäft zu so freundlichen Bedingungen, daß Drusus gerne damit einverstanden war. Man lachte über den ungelenken, himmellangen Mann, der mit dem Farbkübel über den Stadtplatz ging, man sagte, er sei schlenkerbeinig, und die Leute, die diesem Kopf eine allzu große Begabung abstritten, waren in der Überzahl. Da hängte Drusus eines Abends sein neues Schild aus:

„Dr. Heggeler, Ausführung künstlerischer Malerarbeiten, Vergolderei und Farbenhandel."

Wie immer ging er am Morgen mit den Farbkübeln zur Arbeit, aber die bisher von allen Seiten freundlich gebotenen Grüße hatten etwas Steifes und Formelles, vielleicht auch etwas Mitleidiges. So einer also war der himmellange junge Maler, so einer, der einmal bessere Tage gesehen, eine höhere Bildung genossen und eine bessere Arbeit getan hatte. Im Grund war er ein liebenswürdiger, unendlich gutmütiger Mann, der deswegen immer ein so betrübtes Gesicht machte, weil er die bessere Vergangenheit nicht vergessen konnte.

Dem Dr. Heggeler nahm man seine unwahrscheinliche Größe nicht übel, die man an dem Malergehilfen Heggeler belächelt hatte. Man fand sein linkisches Benehmen hübsch, weil es doch nur das hilflose Einfinden eines vornehmen Mannes in diese weniger vornehmen Dinge war. Nun aber, da man ihn achtete, da man ihn nicht mehr ungelenk fand, da man seine unwahrscheinliche Größe interessant finden zu müssen glaubte, zerstörte diese freundliche Meinung das Geschäft, das einen so vielversprechenden Anfang genommen hatte. Man konnte doch einen Maler, der Doktor war, nicht zu jeder simplen Anstreicherarbeit ins Haus holen, und weil die andere, die künstlerische Arbeit, die Vergolderarbeit sehr wenig war, kam es so, daß Drusus sein Geschäft zusammenbrechen sah, daß er den Pachtschilling nicht mehr erlegen konnte, und daß die alte Meisterswitwe in solcher Not ihre Nichte kommen ließ, damit diese nach dem rechten sehen sollte.

Diese Nichte hieß Anna und sah nach ihrer Art bald den Dingen auf den Grund. Sie war schön. Bei aller Not mußte Drusus das feststellen. Sie war energisch. Auch das mußte Drusus bald feststellen, als sie seine schüchternen Liebesbezeugungen damit in die gehörige Ordnung brachte, daß sie den großen Mann zu sich niederbeugte, um so zu einem ersten Kuß zu kommen.

Und weil Drusus nicht zu sagen wagte, daß er sie heiraten wolle, fragte sie ihn darum und fand seine Zustimmung. Bevor es dazu kam, erfuhr Anna den wirklichen Grund des schweren Geschäftsrückganges und wollte kurzerhand den Doktortitel auf dem Firmenschild überstreichen.

„Das geht doch nicht!" wagte Drusus einzuwenden.

„Schreib doch deinen Vornamen an und nicht den Titel!"

„Das bleibt sich immer gleich", wagte Drusus noch einmal zu entgegnen.

„Warum? Du hast doch einen Vornamen wie jeder Mann?"

„Ja. Ich heiße Drusus."

Da horchte Anna fast ehrfürchtig auf, denn der Name gefiel ihr über alle Maßen. Sie sagte zärtlich und innig und voll Klang „Drusus!" und nahm sich vor, schon um dieses schönen Namens willen seinen Träger immer lieb zu haben in aller sanften Güte und aller herben Strenge.

Weil der Name aber besser in der Stille einer liebevollen Stunde gesprochen wurde als vor den Leuten, die vielleicht darüber spotteten, ließ Anna das Schild völlig überstreichen und neu anschreiben: „Anna Heggeler — Malerwerkstätte und Farbenhandlung."

Der Vater freilich, der zur Hochzeit kam, war verstimmt darüber. Am Ende aber behauptete er dennoch, er habe mit eben diesem kuriosen Namen seinem Sohn den Weg ins große Leben geebnet.

Die lächelnde Wohlfahrtspflege

EINE HEITERE AUSLESE!

Gesammelt von E. Heiland

Es ist gewiß nicht einfach und auch keineswegs ein Vergnügen, trockene Aktenstöße und Berichte durchzuarbeiten, besonders dann, wenn es sich um eine Überprüfung getroffener oder noch zu treffender Maßnahmen der Wohlfahrtspflege handelt. Wohl jeder, der einmal Gelegenheit hatte, in solche Akten Einsicht zu nehmen, wird zugestehen müssen, daß zu einer gewissenhaften Arbeit auf diesem Gebiet ein großes Einfühlungsvermögen und ein ernstes Verantwortungsgefühl notwendig sind.

Wenn nun dennoch heitere und ergötzliche Bemerkungen aus sonst ernsten Akten und Berichten der Wohlfahrtspflege erzählt werden, dann soll damit keineswegs die wertvolle Arbeit etwa der NSV., der Wohlfahrts- und Fürsorgeämter und anderer Stellen verkannt werden. Aber wir lachen doch gern, und wenn da in einem Bericht steht:

„K. ist mit dem Schrank und seinen Nerven zusammengebrochen",

dann kommt uns sicherlich ein Schmunzeln an, ohne daß wir etwa schlecht über diesen Mann oder das betreffende Amt, welches diesen Bericht aufnahm, denken würden. Nein, — wir freuen uns über diesen ungewollten Humor, der da aus sonst so trockenen Akten zu uns spricht. Wir wissen ja auch, daß gerade bei der NSV. viele einfache und schlichte Menschen für eine große und erhabene Idee Dienst tun und einen großen Teil ihrer Freizeit freudig hierfür einsetzen. —

Da ist nun in einem anderen Bericht zu lesen:

„N. selbst angetroffen, jedoch nicht nüchtern und die Standhaftigkeit seiner Beine war zweifelhafter Natur."

Gewiß, gewiß — wir wissen Bescheid. Wir können sogar sagen, daß der Mann, der diesen Bericht schrieb, den Kern der Sache treffend ausgedrückt hat, so daß uns ein Zweifel über die Qualität des Herrn N. nicht aufkommen kann. Damit ist aber nicht gesagt, daß mit diesem Bericht die Angelegenheit erledigt sei. Nein — in den Akten liegt ein weiterer Brief, in dem es heißt:

„Ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie meine Verhältnisse nur auf der einen Seite geprüft haben und der Kehrseite aus dem Wege gegangen sind."

Na, na — ich weiß nicht, was soll das bedeuten?, könnte man vielleicht sagen — auch dann, wenn berichtet wird:

„Der Musiker G. braucht eine neue Hose, da er in der alten keine Musik mehr machen kann."

Schreibt aber eine Bittstellerin:

„Ich erhalte nächste Woche eine Stellung. Um anständig auszusehen, benötige ich eine Unterhose und ein Hemd",

dann schütteln wir nur den Kopf und fragen uns, was wohl ein Hemd und eine Unterhose mit Anständigkeit zu tun haben mögen; — denn annehmen können wir doch nicht gut, daß jene Bittstellerin die neue Stellung in Hemd und Unterhose antreten will. Verständlicher ist uns schon die Bitte einer anderen Frau, welche sagt:

„Mein Mann muß unbedingt eine neue Hose haben. In der alten hatte ich schon mehrere Male das Gesäß geflickt, und er hält mir dasselbe jeden Abend vor."

Selbstverständlich ist es nicht gerade schön, Abend für Abend eine vielleicht recht zweifelhafte Sache sehen zu müssen. Eigentlich sollte sich der Mann was schämen! — Überhaupt die Hosen — man könnte sagen, sie bilden ein Kapitel für sich. Da heißt es einmal:

„Frau D. beantragt eine neue Hose, die achtundfünfzig Jahre alt ist und ein steifes Bein hat."

Daß es sowas gibt, ist fast unglaublich. In einem anderen Gesuch wiederum steht:

„B. empfiehlt Bewilligung der Kleidung bis auf die Hose."

Auch hier könnte man sagen: unglaublich, unglaublich! — Eigenartig aber ist wohl die Empfehlung:

„Wir müssen dem Mann mit einer Hose unter die Arme greifen."

Von einem höchst bewunderungswürdigen Rechtsempfinden zeugt jedoch die Bemerkung:

„Der Verlobte ist zur Beschaffung des Schlüpfers moralisch verpflichtet."

Aber hierzu wollen wir keine Erklärung suchen, denn es könnte doch sein, daß wir moralisch nicht genügend gefestigt sind. Und von der Hosengeschichte wollen wir auch abkommen. Nur zum Schluß sei noch eine Bemerkung erwähnt, die in einem Bittgesuch zu finden ist:

„Da Frau K. ein kaltes Parterre hat, beantrage ich eine neue Hose für sie."

Doch auch hier sei auf eine Erklärung verzichtet. Der Leser möge sie sich selbst denken. Es ist ja schließlich auch tatsächlich schwierig, stets eine Erklärung bei der Hand zu haben. Was soll man zum Beispiel sagen, wenn es heißt:

„Es war nur ein Hemd da, welches zu klein war, mußte ich feststellen."

Fragt man sich nicht unwillkürlich: wer und wo, wie und was? — Zuweilen kann man auch gar keine Erklärung geben, denn wenn da einmal geschrieben steht:

„Das steinalte, eiserne Bett war von Wanzen vollständig zerfressen",

dann bleibt einem doch der Mund offenstehen. Wie kann dieses seltsame „eiserne" Bett noch vorhanden sein, wenn es von den bösen Wanzen schon zerfressen sein soll. — Auch dazu kann man nichts sagen, wenn es heißt:

„Als ich die Wohnung betrat, bewegt es sich unter dem Bett. Frau M. sagte, es wäre der Mann, der die Wäsche bringt."

Immerhin, es kann ja so gewesen sein. Doch unbedingt anständiger — wenn auch recht eigenartig — ist wohl folgendes Thema, wozu einer schreibt:

„Z. macht einen sehr anständigen Eindruck, der sehr erkältet ist."

Aber ganz tiefsinnig ist wiederum jener Bittsteller, der da sagt:

„Meine Frau sitzt seit zwanzig Jahren auf der Toilette."

Selbstverständlich ist das auch nicht wahr. — Wahrhaftiger und verständlicher ist dagegen jene Bemerkung, die ein Antragsteller in seinem Schreiben festhielt:

„Ich werde den Schnupfen nebst meiner Frau nicht los."

Ehemänner werden diesen Seufzer unter Umständen wohl des öfteren — wenn auch nur im Scherz — beipflichten. Eine

Vollmond über der Stadt

Von Rudolf Habetin

Du plumper Mond hängst deine runde Lampe
altmodisch, resigniert und allzu bieder
auf unsre Städte tief und schwer hernieder
und weißt es doch, daß jede Lichterrampe

und jede bunte, züngelnde Reklame
dein altes, simples Licht grell überblendet.
Scheinwerfer sind auf unsre Nacht verschwendet.
Und manchmal nur blickt eine alte Dame

zu dir empor, und seufzt, und will verweilen;
vielleicht hat sie dir Verse einst geschrieben,
vielleicht aus alten Elegien blieben
in ihrem müden Herzen ein paar Zeilen,

indessen Autos ihr vorübergleiten
und rasselnd rauschend blanke Straßenbahnen,
die nichts von jener alten Lyrik ahnen
und ihrem stillen Freund verklungner Zeiten — —

Selbsterkenntnis, wie man sie nicht oft findet, spricht aus folgenden Worten:

„Ich habe eine Tochter und zwei Söhne. Wir sind alle beschränkt, da wir nur zwei Betten, aufstellen können. In dem einen schlafen die Jungens, in dem anderen ich mit meiner sechszehnjährigen Tochter, was schon gegen das Zuchthaus ist."

Aber nicht nur Selbsterkenntnis, sondern auch Unkenntnis wird zur Sprache gebracht. So führt ein Bittsteller zu seinem Antrag eine Begründung an, die in den Akten wie folgt vermerkt ist:

„Herr B. bittet um Erhöhung der Unterstützung; zu a) am 2. 7. ist ihm ein Kind geboren worden, wofür die Ehefrau Reichswochenhilfe bezieht, — zu b) B. gibt an, aus Unkenntnis gehandelt zu haben."

Eine ebenfalls sehr seltsam anmutende Begründung erwähnt ein anderer, wenn er sagt:

„Mit der Miete wollen wir warten, bis wir über die erscheinenden Kinder klar sehen."

Das geht so natürlich auf keinen Fall, denn die Miete muß bezahlt werden und auf die Kinder darf auch nicht gewartet werden. Wenn es aber heißt:

„Elisabeth W., elf Jahre alt, befindet sich seit dem dritten Lebensjahr bei Frau G., ihr erster Mann starb vor drei Jahren",

dann schütteln wir nur den Kopf und sagen uns, daß dies unmöglich wahr sein kann. Recht eigenartig ist auch folgende Angelegenheit, die eine besorgte Mutter erwähnt:

„In der kleinen Kammer schläft meine Tochter, darüber die Gasuhr; diese kommt in den nächsten Tagen nieder, und ich weiß dann nicht wohin mit ihr."

Da wir gerade bei der Gasuhr sind, wollen wir auch jene empörte Feststellung nicht vergessen, die in einem Bericht festgehalten wurde:

„Frau B. schläft auf dem Korridor unter der Gasuhr. Diese ist im siebenten Monat schwanger. Ich frage nun Herrn Kommissar, muß das sein?"

Ja, ja, — da mag der Herr Kommissar gewiß sehr tief nachgedacht haben, um dieses Rätsel lösen zu können. Vielleicht ist er aber an die seltsamen Fragen der Frauen gewöhnt und weiß sich zu helfen. Was mag er aber gedacht haben, als er folgende Bemerkung in einer Rückfrage las:

„Ich habe bereits vor vier Wochen einen Antrag auf Schwangerschaft gestellt."

Da wird er doch wohl in Verlegenheit gekommen sein. Viel einfacher ist es, wenn es heißt:

„Auf unbequeme Fragen erleidet B. einen Weinkrampf, der aber gutartig verläuft."

Das wäre noch einmal gut abgegangen, würde der Herr Kommissar in diesem Fall wohl sagen. Ja, ja, man kann doch viel Heiteres aus den sonst so trockenen Akten und Berichten erfahren. Wenn in einer anderen Beschwerdeschrift steht:

„Frau B. läßt mit donnerndem Getöse das Wasser ablaufen. Bitte einen Mann für Abhilfe zu schicken",

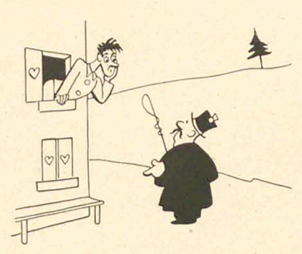
dann sagt man sich, daß damit zuviel verlangt wird. Es gibt ja auch noch andere Berufe, sei es ein Arzt oder ein Klempner, die ebenfalls gern helfen und schließlich auch verdienen wollen. —

Doch nichts für ungut, wenn mit dieser heiteren Auslese originelle Bemerkungen aus sonst ernsten Wohlfahrtsakten und -berichten erzählt wurden.

Aber nicht wahr, — wir lachen doch gern!

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Ein rheinischer Jagdfreund feierte seinen Geburtstag und gleichzeitig die Erlegung seines stärksten Hirsches, den er zwei Tage zuvor erbeutet hatte. Die Feier dehnte sich bis zum Morgen aus und verlief mehr als feucht-fröhlich. Der Gastgeber ließ seinen Kutscher anspannen, um die schwer geladenen Gäste nach Haus zu fahren. Er bezeichnete dem Kutscher jedes einzelnen Wohnung mit Straße und Hausnummer und ging dann in seine Kammer. Er hatte wohl eine halbe Stunde geschlafen, als es an der Haustür klingelte. „Was gibt es denn?" rief er dem mit den Gästen zurückkommenden Kutscher aus dem Fenster zu. „Och, Härr, sitt eso got un sortiern mer se noch emal! Se sin mer janz durchenanner jerollt!"

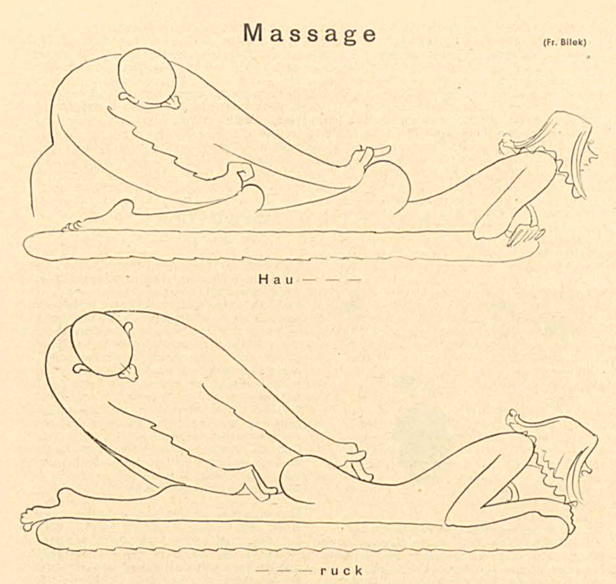
In Schweden ist ein übertriebenes Titulieren noch ungemein verbreitet, was nachfolgendes schlagend beleuchtet:

Die Frau eines Gefängniswärters wendete sich eines Tages an einen Gefangenen, der von Beruf gelernter Schreiner war, mit dem Ersuchen, ihr einen Schreibtisch anzufertigen. Sie erklärte ihm genau, wie dieser gemacht werden solle und sagte zum Schluß: „Also hat mich der Dieb begriffen, wie ich ihn haben will, damit der Dieb ihn weder zu groß, noch zu klein macht? Der Dieb hat doch wohl verstanden, daß die Räumlichkeiten bei uns daheim nur begrenzt sind, so daß der Dieb den Schreibtisch..."

Doch da wurde es dem Gefangenen zu dumm, und er unterbrach die Frau und sagte in gekränktem Tone: „Dieb! Dieb! Dieb!... Ich bin nicht Dieb, ich bin Heiratsschwindler!"

Der Pfarrer eines jütländischen Dorfes wurde zu einem abgelegenen Bauernhof gerufen, wo eine alte Magd im Sterben lag. Rasch spannte der Geistliche das Pferd vor sein kleines Fuhrwerk, und da er ein großer Nimrod und es mitten in der Schußzeit war, warf er in der Eile sein Jagdgewehr hinten in den Wagen, in der stillen Hoffnung, unterwegs vielleicht auf ein geeignetes Stück Wild zu stoßen.

Auf dem Hofe angekommen, wurde er dort vom Oberknecht empfangen. Der schielte gleich nach dem im Wagen liegenden Schießeisen, blickte dann den Pfarrer an und meinte mit seitwärts geneigtem Haupt: „Ja, Herr Pastor, sie is ja nu recht schlimm dran, aber wir sollten sie doch, mein ich, ihre Zeit ausleben lassen."



Massage (Fr. Bilek)

Hau — — —

— — — ruck

DER TRÄUMER

VON SAKI

Es war die Zeit der Ausverkäufe. Adela Chemping, die sich gewissermaßen über die Versuchungen eines gewöhnlichen Ausverkaufs erhaben dünkte, machte es sich zur Regel, die billige Woche bei Walpurgis & Nettlepink zu besuchen.

„Ich bin nicht auf Gelegenheitskäufe versessen", sagte sie, „aber ich gehe gerne zu Ausverkäufen." Was zeigte, daß unter der Oberfläche ihrer Charakterstärke eine liebenswürdige Unterströmung menschlicher Schwäche floß.

Um sich mit einer männlichen Schutzgarde zu versorgen, hatte Mrs. Chemping ihren jüngsten Neffen dazu eingeladen, sie am ersten Tag bei ihrer Einkaufsexpedition zu begleiten, wobei sie als Lokkung einen Kinobesuch und die Aussicht auf eine kleine Erfrischung durchblicken ließ. Da Cyprian noch nicht achtzehn Jahre alt war, hoffte sie, er möchte noch nicht jenes Stadium männlicher Entwicklung erreicht haben, in dem Paketetragen als etwas Verabscheuungswürdiges angesehen wird.

„Treffe mich gerade vor der Blumenabteilung", schrieb sie ihm, „und sei keinen Augenblick später dran als elf."

Cyprian war ein Junge, der durch seine frühen Jahre den staunenden Blick eines Träumers mit sich herumtrug, die Augen eines Knaben, der Dinge sieht, die gewöhnlichen Sterblichen nicht sichtbar sind, und die alltäglichen Dinge mit Eigenschaften beseelt, die gewöhnlichere Menschen nicht ahnen — die Augen eines Dichters oder eines Wohnungsvermittlers. Er war schlicht gekleidet, mit jener zum Schneiderhandwerk gehörigen Schlichtheit, die von Romanschriftstellern gewöhnlich dem Einfluß einer verwitweten Mutter zugeschrieben wird. Sein Haar war wogend wie von der Strömung niedergehaltenes Seegras zurückgekämmt. Seine Tante nahm insbesondere diese Einzelheit seiner Toilette bei dem vereinbarten Zusammentreffen wahr, denn er stand barhäuptig auf sie wartend da.

„Wo hast du deinen Hut?" fragte sie.

„Ich habe keinen mitgenommen", erwiderte er.

Adele Chemping nahm leise Anstoß. „Du wirst dich doch nicht zum Sonderling entwickeln?" erkundigte sie sich mit einiger Besorgnis.

Cyprian sah sie mit seinen erstaunten, verträumten Augen an. „Ich habe keinen Hut mitgebracht", sagte er, weil es so lästig ist, wenn man einkaufen geht; ich meine, es ist so umständlich, wenn man jemanden trifft, den man kennt, und seinen Hut abnehmen muß, wenn man die Hände voll Paketen hat. Wenn man keinen Hut hat, so braucht man ihn nicht abzunehmen."

„Wir werden zuerst zur Tischleinen-Abteilung gehen", sagte sie und schlug den Weg in dieser Richtung ein. „Ich möchte gerne einige Mundtücher ansehen."

Der staunende Blick in Cyprians Augen vertiefte sich, als er seiner Tante folgte. Er gehörte einer Generation an, von der man annimmt, sie finde übermäßiges Gefallen an der reinen Zuschauerrolle; aber Mundtücher anzuschauen, die man nicht die Absicht hatte zu kaufen, war ein Vergnügen, das über sein Verständnis hinausging. Mrs. Chemping hielt ein oder zwei Mundtücher gegen das Licht hoch und blickte sie aufmerksam an, so als hoffe sie halbwegs, eine revolutionäre Geheimmeldung in kaum sichtbarer Tinte auf sie geschrieben zu entdecken; dann ging sie plötzlich in Richtung zur Glaswarenabteilung weiter.

„Millicent hat mich gebeten, ihr zwei Weinkaraffen mitzubringen, wenn irgendwelche wirklich billige da sein sollten", erklärte sie auf dem Weg, „und ich brauche notwendig eine Salatschüssel. Ich kann später noch einmal zu den Mundtüchern zurückkommen."

Zwei Sonnenschirme, die zu einem Preis herabgesetzt waren, der Mrs. Chemping lächerlich niedrig dünkte, wurden ihren Erwerbungen hinzugefügt. „Einer läßt sich für Ruth Colson verwenden; sie fährt nach Singapore und ein Sonnenschirm ist dort immer praktisch. Und ich muß ihr dünnes Briefpapier besorgen. Es nimmt keinen Platz im Gepäck ein."

Mrs. Chemping kaufte Stapel von Briefpapier; es war so billig und so leicht in einen Handkoffer oder ein Reiseplaid einzupacken. „Was glaubst du, daß Ruth lieber hat: blaues oder graues Papier?" fragte sie Cyprian.

„Graues", sagte Cyprian, der die fragliche Dame nie gesehen hatte.

„Haben Sie malvenfarbenes Schreibpapier von dieser Qualität?" fragte Adela den Verkäufer.

„Malvenfarbenes haben wir nicht", sagte der Verkäufer, „aber wir haben zwei Schattierungen von Grün und eine dunklere Tönung von Grau."

Mrs. Chemping beaugenscheinigte die beiden Grün und das dunklere Grau, und wählte das blaue Papier.

„Jetzt können wir was essen gehen", sagte sie. Cyprian benahm sich vorbildlich im Erfrischungsraum und nahm gutwillig eine Fischpastete, einen Apfelkuchen und eine kleine Tasse Kaffee als hinreichende Stärkung nach zwei Stunden konzentrierten Einkaufens hin. Er war jedoch unerbittlich in seinem Widerstand gegen den Vorschlag seiner Tante, ein Hut solle für ihn gekauft werden an dem Stand, wo Kopfbedeckungen für Männer zu verführerisch herabgesetzten Preisen zur Schau gestellt wurden.

„Ich habe daheim so viele Hüte wie ich brauche", sagte er, „und außerdem bringt es einem die Haare durcheinander, wenn man sie aufprobiert." Vielleicht entwickelte er sich doch zu einem Sonderling. Es war ein bedenkliches Anzeichen, daß er alle Paketchen in der Obhut der Garderobefrau lassen wollte. „Wir werden gleich noch mehr Pakete zusammenbringen", sagte er, „also brauchen wir die hier nicht herumzutragen, bis wir mit unseren Einkäufen fertig sind." Seine Tante war nur halb beruhigt, einiges von dem Vergnügen und Reiz der Einkaufsexpedition schien sich zu verflüchtigen, wenn man der unmittelbaren Berührung mit seinen Erwerbungen beraubt war.

„Ich gehe noch einmal nach diesen Mundtüchern sehen", meinte sie, wie sie die Treppe zum Erdgeschoß hinabstiegen. „Du brauchst nicht mitkommen", fügte sie hinzu, wie sich der träumerische Blick in den Augen des Jungen einen Augenblick lang in einen solchen stummer Auflehnung verwandelte, „du kannst mich später in der Küchenabteilung treffen; mir ist gerade eingefallen, daß ich keinen Korkzieher im Hause habe, auf den man sich verlassen kann."

Cyprian war nicht in der Küchenartikel-Abteilung zu finden, als seine Tante nach entsprechender Zeit dort ankam; aber in dem Lärm und Gedränge gieriger Käufer und geschäftiger Verkäufer war es nur zu leicht, sich zu verlieren. Es war in der Lederwaren-Abteilung, daß Adela Chemping eine Viertelstunde später ihren Neffen erspähte, von ihr getrennt durch einen Kofferstapel und eingepfercht durch die eindringende Menschenmenge, die jetzt jeden Winkel des großen Verkaufsraums überflutete. Sie kam gerade rechtzeitig, um Zeugin eines verzeihlichen, aber ziemlich peinlichen Irrtums von seiten einer Dame zu werden, die sich mit unwiderstehlicher Entschlossenheit ihren Weg zu dem barhäuptigen Cyprian gebahnt hatte und jetzt atemlos nach dem Verkaufspreis einer Handtasche fragte, die ihr Begehren geweckt hatte.

‚Aha! da haben wir's!' rief Adela im stillen aus, ‚sie hält ihn für einen Verkäufer, weil er keinen Hut aufhat. Ich würde mich nicht wundern, wenn ihm das schon einmal passiert wäre.'

Vielleicht war es das wirklich. Cyprian schien weder verblüfft noch verlegen angesichts des Irrtums, den die gute Dame begangen hatte. Indem er den Preiszettel an der Handtasche ablas, verkündete er mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme: „Schwarzes Seehundsleder, 34 Schillinge, herabgesetzt auf 28. Tatsächlich stoßen wir sie wegen Aufgabe des Artikels zu einem Sonderpreis von 26 Schillingen ab. Diese Taschen gehen sehr rasch weg."

„Ich nehme sie", sagte die Dame, eifrig einige Münzen aus ihrem Geldbeutel hervorgrabend.

„Wollen Sie sie so mitnehmen?" fragte Cyprian. „Es wird ein paar Minuten dauern, bis sie eingewickelt ist; es herrscht ein derartiges Gedränge.."

„Schon gut, ich nehme sie so mit, wie sie ist", sagte die Käuferin, indem sie ihren Schatz unter den Arm klemmte und Cyprian das Geld in die Hand zählte.

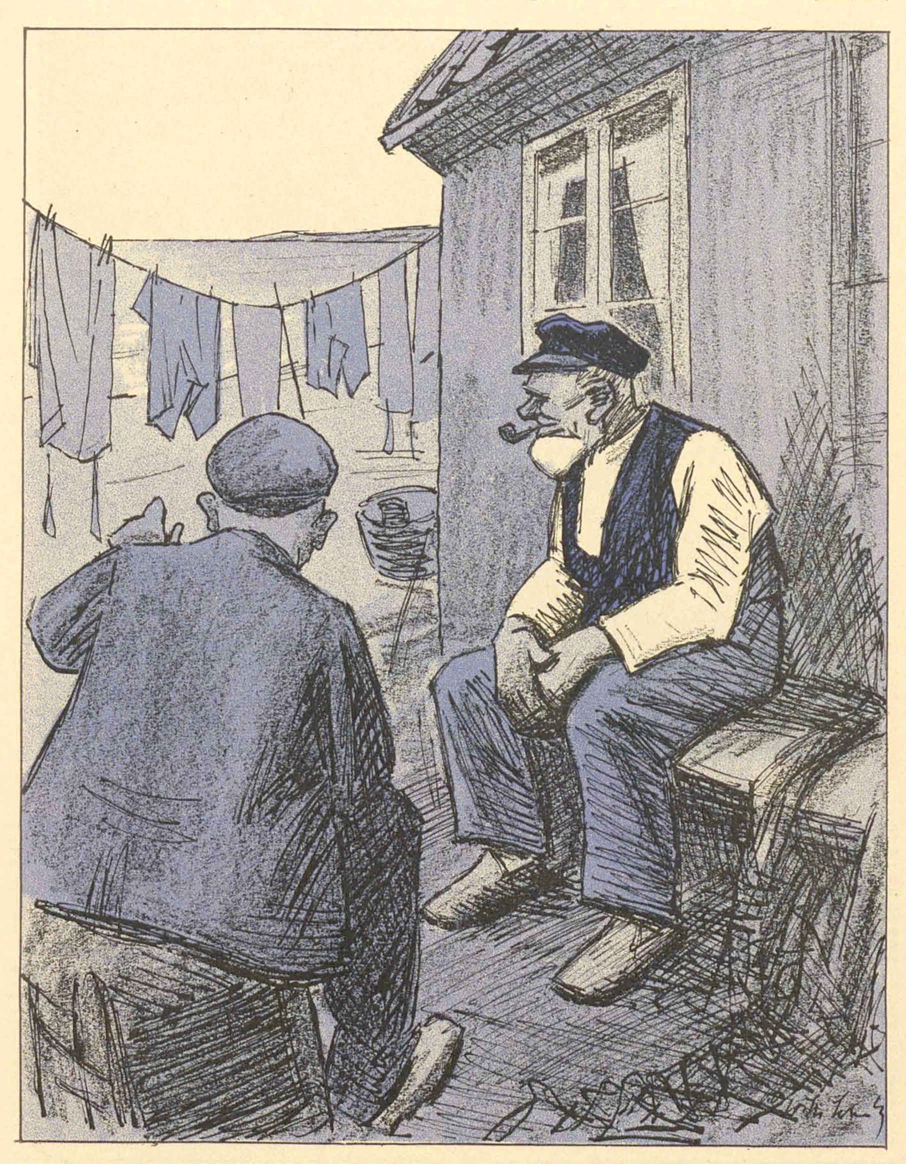
Mehrere liebenswürdige Fremde halfen Adela ins Freie. „Es ist das Gedränge und die Hitze!" sagte ein Samariter zu dem anderen; „es genügt, um jeden schwindlig zu machen."

Als Adela wieder auf Cyprian stieß, stand er in der Menge, die sich um die Buchstände drängte. Der Traumblick war tiefer als je in seinen Augen. Er hatte gerade zwei Erbauungsbücher an einen älteren Stiftsherrn verkauft.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Erinnerungen

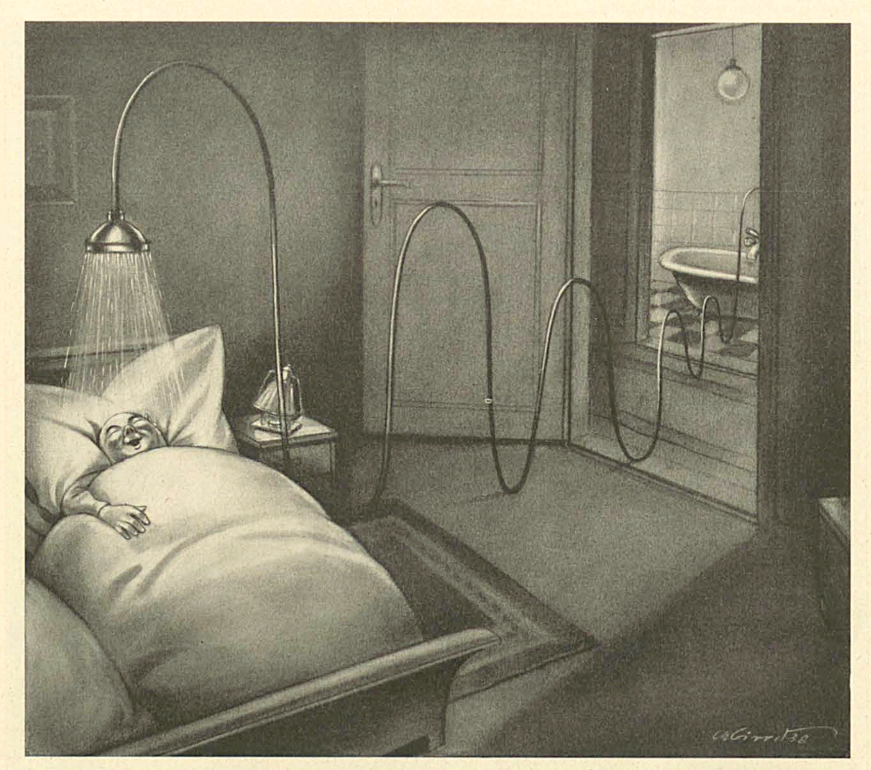
(Wilhelm Schulz)



„Ick wet nich, Hein, as wi jung weurn, harrn de Deerns doch mehr Tonnage!"

Traum in einer heißen Sommernacht

(Ch. Girod)



Polyglott / Von Hans Karl Breslauer

Was fängt man an, wenn man an einem verregneten Nachmittag mit guten Bekannten in der Sommerfrische beisammensitzt?

Die Damen spielen Rummy und die Herren kommen von der Aufrüstung auf das Toilettenbudget der Gattin.

Doktor Marlinger saß mit Direktor Hauser in einer ruhigen Ecke des Konversationszimmers, eben waren sie bei alten Erinnerungen angelangt, als Monsieur Espinasse eintrat und um Erlaubnis bat, an dem Tisch Platz nehmen zu dürfen.

„Kommen Sie nur", sagte Direktor Marlinger, „Ihnen muß ja die Langeweile mächtig zusetzen... So ganz allein in dieser Wüste... Wir sind eben beim Kapitel „Cherchez la femme" angelangt... Tragen Sie auch etwas bei zur Unterhaltung, Sie als Pariser —"

„Oh, was das betrifft, ich spreche nicht so gut —"

„Keine Ausflüchte, Sie sprechen sehr gut Deutsch!"

„Finden Sie?" Monsieur Espinasse rieb sich mit Daumen und Zeigefinger das glattrasierte Kinn. „Nun, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich Ihre Sprache lernte, dann haben Sie auch gleich die gewünschte Geschichte... Es dürfte im zweiten Jahr meiner Ehe gewesen sein, als ich, auf der Suche nach einem Taschentuch, im Wäscheschrank meiner Frau, versteckt unter den Taschentüchern, ein Päckchen Briefe fand... Da ich mich nie von unvorhergesehenen Ereignissen überrumpeln lasse, nahm ich die Briefe, um sie zu lesen, aber sie wären in deutscher Sprache geschrieben... Nun müssen Sie wissen, daß meine Frau, ehe ich sie kennenlernte, lange im Ausland gelebt hat und sich große Sprachenkenntnisse erwarb... Ich selbst hatte mich, wie die meisten meiner Landsleute, leider nie für fremde Sprachen interessiert, zweifelte auch an meinem Sprachentalent, aber die Männerhandschrift dieser Briefe, von denen einige das Datum der allerletzten Tage trugen, kam mir verdächtig vor und ich hätte viel darum gegeben, sie lesen zu können; denn, sagte ich mir, wenn eine Frau Briefe im Wäscheschrank versteckt, dann muß doch etwas dahinter sein... Einen Bekannten aufzusuchen, um mir die Briefe übersetzen zu lassen, widerstrebte mir, man will doch nicht seine privatesten Angelegenheiten einem anderen preisgeben... Also legte ich die Briefe wieder zurück und fing an — Deutsch zu lernen! Ich bin ein fleißiger Mensch und büffelte wie ein Ochse. Doch als ich endlich so weit zu sein glaubte, die Briefe lesen zu können, waren sie nicht mehr vorhanden. An ihrer Stelle lagen einige Briefe in ungarischer Sprache... Der Zweck heiligt die Mittel, sagte ich mir, lernte, obwohl die Sprache sehr schwer ist, Ungarisch und machte Riesenfortschritte... Mein Lehrer wunderte sich über mein Sprachentalent und ich gab mir die größte Mühe, meine Frau nichts ahnen zu lassen..."

„Na und?" fragte Doktor Marlinger.

„Ja, sehen Sie, Monsieur, den eigentlichen Zweck erreichte ich wohl nicht... Aber jedes Ding hat zwei Seiten... Schließlich wurde ich von der Firma, bei der ich angestellt war, zum deutschen, ungarischen, englischen und polnischen Korrespondenten ernannt... Und so eine Stellung wird bei uns in Frankreich gut bezahlt!"

Doktor Marlinger sah Monsieur Espinasse zuerst verdutzt an, dann sagte er herzlich lachend:

„Und Ihre Frau, mein Herr?"

„Mon dieu", achselzuckte Monsieur Espinasse, „man wird älter... Jetzt korrespondiert sie Latein... Aber das ist eine Sprache, für die ein Exporthaus kein Interesse hat!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die Sandburg

(O. Gulbransson)

„So Kinder, hier könnt ihr schön spielen!

Baut doch einmal eine Sandburg."

— — — — — — — — — — — —

„Otto komm schnell zum Essen!"

Englischer Bericht über Oesterreich

(E. Thöny)



„Soso, Ihr seid also zufrieden, nun das übersetzen wir am besten mit ‚Discontented'!"

München, 24. Juli 1938
43. Jahrgang / Nummer 29

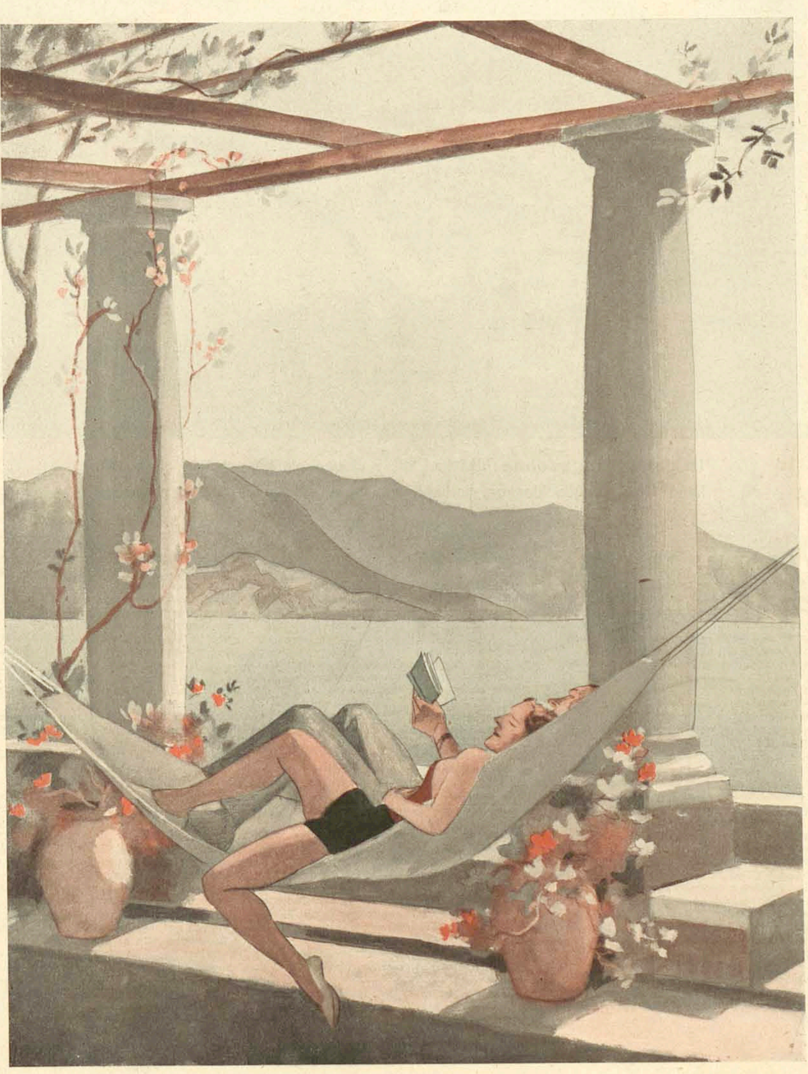
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

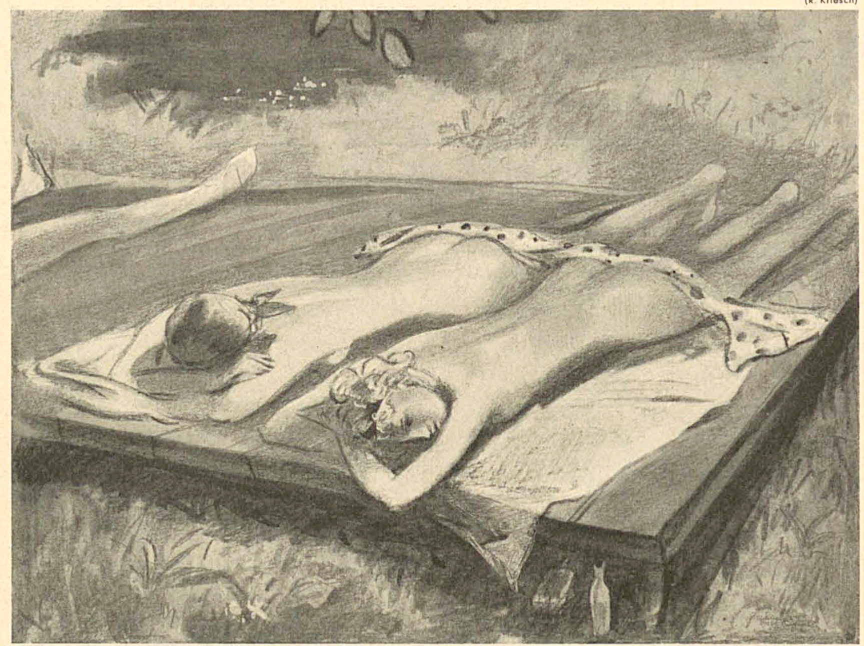
Unter südlichem Himmel

(M. Dudovich)



„Man sagt doch immer, heißes Klima mache euch Männer noch verliebter!“ — „Ja, ja, man muß die Leute reden lassen!“

(R. Kriesch)



In der Mittagssonne: „Meinst du, daß uns ein Flieger von oben sehen kann?" — „Ausgeschlossen, der hält uns für eine hügelige Dünenlandschaft!"

DAS KURSBUCH

Frieda ist im Badezimmer und macht an sich herum. Man hört, wie kleine Gegenstände auf die Glasplatte über den Waschtisch gesetzt werden, manchmal fällt ein Kamm auf die Steinfliesen. Albert sitzt im Zimmer und ist leise. „Was machst du denn, Albert?" ruft Frieda herüber.

„Ich sehe im Kursbuch nach, wann unser Zug geht!"

„Kannst du denn das?"

„Natürlich, das kann jeder, Kursbücher sind praktisch und übersichtlich angeordnet."

„So", ruft Frieda, „na, dann such uns einen schönen Zug heraus."

„Was nennst du einen schönen Zug?"

„So einer, der zwischen neun und zehn Uhr vormittags abfährt und zu einer vernünftigen Zeit ankommt und mit Speisewagen."

„Nun red' doch nicht immer dazwischen", murrt Albert, „ich muß hier sehr genau aufpassen, damit es stimmt."

„Ich denke, ein Kursbuch stimmt immer —?"

„Selbstverständlich, ich muß aber auf die Anschlüsse achten. Wenn wir um elf Uhr fünfundvierzig in Buchheim ankommen, so geht der nächste Zug um elf Uhr sechsunddreißig weiter —."

„Du, das Kursbuch scheint doch nicht zu stimmen. Wir können doch nicht eher in Buchheim abfahren als wir ankommen."

„Das ist es ja eben, aber hier ist eine Schlangenlinie."

„Wo ist eine Schlangenlinie, in Buchheim?"

„Ach so red' doch nicht so dummes Zeug, am Zug ist eine Schlangenlinie, und das muß irgend etwas bedeuten."

„Was bedeutet denn eine Schlangenlinie?"

„Zum Donnerwetter, ich weiß es nicht, da muß ich erst nachsehen."

„Sei doch nicht immer gleich so aufgeregt, wenn ich nicht weiß, wo eine Schlangenlinie ist. Schließlich kann ich doch nicht alles wissen."

„Nun sei mal still, ich werde in der Gebrauchsanweisung nachlesen."

Jetzt ist es ganz ruhig, Frieda muß an einer wichtigen Stelle in der Frisur angekommen sein und Albert forscht in der Gebrauchsanweisung des Kursbuches. Das dauert so eine Viertelstunde, da ruft Frieda: „Hast du die Schlangenlinie?"

„Stör mich doch nicht, ich hab Wichtigeres zu tun!"

„Also, wann fährt denn nun der Zug?"

„Liebes Kind, so weit bin ich noch längst nicht. Es ist sehr viel zu beachten: Krankenbeförderung und Fundsachen und Expreßgut. Du würdest natürlich losfahren und hättest dich in keiner Weise vorbereitet. Das ist alles sehr wichtig hier."

„Schön, also sag mir das Wichtigste."

„Zum Beispiel, wir müssen einen Gegenstand mitnehmen."

„Was denn für einen Gegenstand, Albert?"

„Aber unterbrich mich doch nicht immer. Es muß ein ganz bestimmter Gegenstand sein. Du hättest natürlich angenommen, es könne eine Zeitung oder Zeitschrift oder dergleichen sein. So leichtsinnig gehst du immer auf Reisen."

„Unsinn, ich hab die ganze Zeit an keine Zeitung oder etwas Ähnliches gedacht. Wovon redest du denn überhaupt?"

„Na, vom Platzbelegen. Hier steht gedruckt: ‚Als belegt gilt der Platz nur dann, wenn der Sitz mit einem Gegenstand belegt ist. Das Belegen mit Zeitungen, Zeitschriften u. dgl. ist nicht als ausreichend anzusehen', siehst du nun, daß wir einen Gegenstand gebrauchen?"

„Nimm meinetwegen das Aquarium mit!"

„Jetzt machst du dich noch lustig über mich, aber du kümmerst dich um nichts, und ich muß für alles sorgen. Du ständest wie der Ochse vorm neuen Tor, wenn du im Fahrplan so ein kleines Bett oder eine Limousine oder ein paar gekreuzte Löffel oder eine Trompete oder einen Pokal plötzlich zwischen den verflixten Zahlen abgebildet fändest . . ."

„Was hast du denn da für ein Buch, Albert?"

„Schockschwerbrett, ich sehe doch im Kursbuch nach!"

„Na hör mal, du hast mir da eben von Betten, Küchengeräten, Automobilen und sonst noch was erzählt."

„Na ja, die sind doch im Kursbuch, die muß man doch beachten."

„Hab ich noch nie gehört. Und was ist mit deiner Schlangenlinie?"

„Wart mal, hier hab ich's: ‚Dicke Wellenlinie = Zug verkehrt nicht täglich oder nur während einer bestimmten Zeitdauer'."

„Na siehst du, da haben wir's ja. Ist morgen eine bestimmte Zeitdauer?"

„Scheint nicht, der Zug verkehrt nur im Winter."

„Na hör mal, morgen ist doch noch nicht Winter."

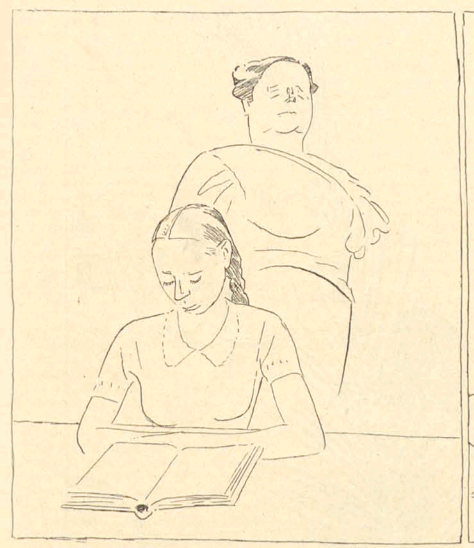
„Deswegen geht er ja auch nicht."

Jetzt ist Frieda mit der Frisur fertig, sie kommt angezogen ins Zimmer und sagt tadelnd: „Dein Kursbuch ist mir zu unzuverlässig, ich werde mal Völkels anrufen, die waren voriges Jahr in der Gegend, vielleicht erinnern sie sich noch, wann der Zug ungefähr geht."

Foitzick

Das verbotene Buch

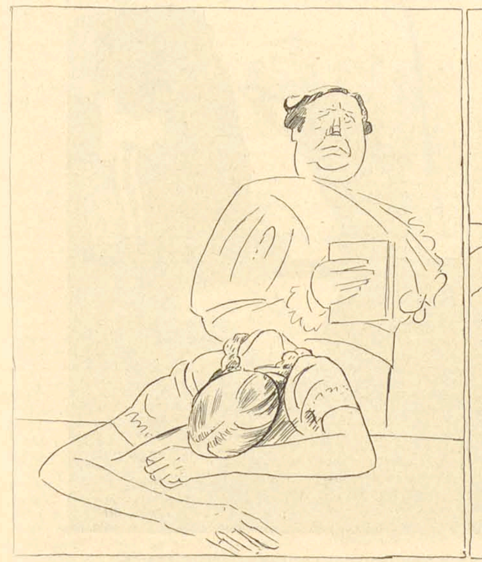
(Ö. Gulbransson)

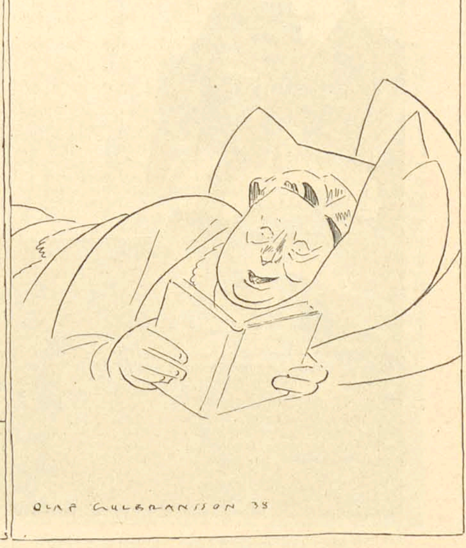


„Was liest du denn da, Angela?"



„Na, da hört sich doch alles auf!"





„Nur ein ganz verworfenes Subjekt kann so etwas lesen." — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Vorschlag

(E. Thöny)

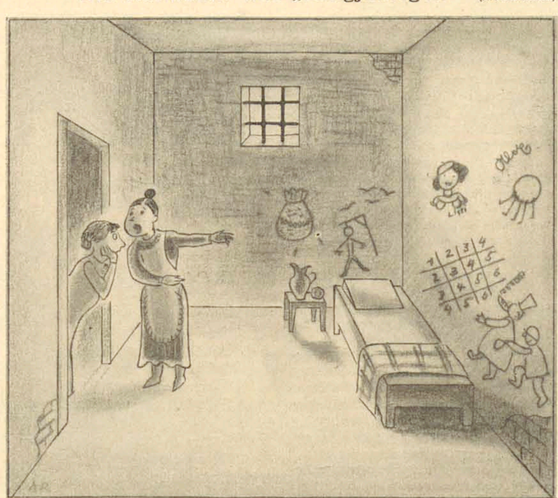


„Also um meinetwillen wollen die Herren noch mehr und noch größere Schlachtschiffe bauen? Wär's da nicht einfacher, das viele schöne Geld zusammenzulegen, um der drohenden Sintflut mit einer gemeinsamen neuen Arche Noah zu begegnen?"

JOCKEL / VON REINHARD KOESTER

Jockel ist ein Wellensittich. Wenigstens glaubten wir das, als meine Frau ihn als Geburtstagsgeschenk nach Hause brachte, während ich dazu nichts zu tun hatte als einen vorbildlichen Käfig zu kaufen mit all den Leichtathletikgeräten, die solch ein Wundervogel zur Erhaltung seiner Lebensfreude und Gesundheit braucht. Die Wohnung des Vogels war viermal so teuer als er selbst, dafür war sie auch einwandfrei, was man leider von dem Wellensittich nicht behaupten konnte.
Andere Vogelarten hält sich der Mensch, weil sie Eier legen oder so singen, wie die Natur es sie gelehrt hat —: Wellensittiche dagegen erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie sprechen lernen. Dabei kommt es nicht darauf an, was sie sprechen, sondern daß sie möglichst viel und vielerlei sprechen. Bei verheirateten Männern ist daher der Wunsch, einen Wellensittich zu besitzen, verhältnismäßig selten vorhanden. Warum sollten sie auch Eulen nach Athen tragen?
Jockel wurde rasch zutraulich und erwies sich anfangs auch als sehr gelehrig. Nach kaum sechs Wochen sagte er geläufig und in allen Tonlagen „Du-du-du-du!" Bei dieser vertraulichen Anrede blieb es jedoch, und allen liebevollen Versuchen meiner Frau zu Trotz, wollte Jockel die Aussprache seines eigenen Namens nicht lernen, obwohl sie sich seiner Sprachschulung so eingehend widmete, daß wir während dieser Zeit fast ausschließlich von rasch zuzubereitenden Konserven lebten. Als ich ihr endlich ein umfangreiches „Handbuch der Wellensitticherziehung" mitbrachte, war es zu spät, denn jetzt erfuhren wir, daß diese Wundervögel die hohen Vokale I und E besonders lieben, weshalb man sie Peter, Philipp, Pipin oder Itzipitzli nennen soll, dagegen nie Udo, Oskar, Adam, Hasdrubal oder Jockel. Da die Tiere sich selbst hellklingend „Wellensittich" nennen, hätten wir das eigentlich erraten können! Ungeklärt blieb freilich, warum Jockel das dumpfe „Du" so hervorragend beherrschte.
Zwei weitere Belehrungen schöpften wir aus dem Handbuch: erstens, daß bei dieser Tierart, ganz im Gegensatz zum Menschen, nur die Männchen gern und viel sprechen, und zweitens, daß das Geschlecht in jungen Wochen so schwer feststellbar ist, daß selbst ehrliche Züchter und Händler oft Weibchen als Männchen verkaufen. Böser Ahnungen voll lasen wir weiter, erfuhren, daß man späterhin das Geschlecht am Schnabel erkennen könne, und gelangten zu der niederschmetternden Überzeugung, daß Jockel eine Wellensittichin sei!
Ich darf sagen, daß es in meiner Ehe wenig wirklich dunkle und gewitterschwüle Tage gegeben hat: der Tag, an dem diese Feststellung erfolgte, war dunkel und gewitterschwül. Wie beglückwünschte ich mich nun, daß ich den einwandfreien Käfig gekauft hatte und nicht den enttäuschenden Insassen! Denn sonst... sprechen wir nicht darüber.
Das tief Tragische war, daß meine Frau Jockel, den wir nun Jockeline hätten nennen müssen, trotz mangelnder Redekunst liebgewonnen hatte — fast so lieb wie ein Schmerzenskind. Andererseits lieben Frauen bei Haustieren ihnen gleichgeartete Wesen, wie z. B. Katzen. Und deshalb auch vielsprechende Wellensittiche. So kam der Tag, an dem meine Frau, angefeuert und unterstützt von ihrer Nichte, den schweren Gang zum Vogelhändler antrat, um Jockel gegen einen wirklichen Mann umzutauschen. Blutenden Herzens, das wußte ich.
Wenn ich fühle, daß sich im Haus Tragödien oder Gewitter ballen, bei denen ich nicht unbedingt Blitz oder Donner spielen muß, pflege ich mich ihnen durch feige Flucht zu entziehen und den Ausbruch in einer stillen kleinen Weinstube abzuwarten. Es ist jedoch nicht so — wie meine Frau oft glaubt —, daß ich heimlich Tragödien und Gewitter heraufbeschwöre, um sie dann an diesem angenehmen Ort abwarten zu können.
Als ich am Abend jenes denkwürdigen Tages in leutseliger und zu Mitfreude und Mitleid bereiter Stimmung nach Hause zurückkehrte, stürzten mir Frau und Nichte mit dem Freudenschrei „Jockel ist wieder da!" entgegen, obwohl man ihren Augen noch ansah, daß bei der endgültigen Feststellung von Jockels Weibtum bittere Tränen geflossen sein mußten. Offen gestanden war ich ein bißchen erstaunt, denn das klang so, als ob ich Jockel durchs Fenster hätte entwischen lassen oder brutal den Umtausch gefordert hätte! „Na also —!" sagte ich deshalb mit ausweichendgütigem Lächeln, denn das ist eine Redewendung, die zu nichts verpflichtet und dennoch oft ins Schwarze trifft. Hier traf sie ins Schwarze, denn meine Frau nahm sie als Ausdruck tiefster Genugtuung darüber, daß Jockel wieder da war. Trotzdem mußte ich den Vogel, der genau so dasaß wie ich ihn verlassen hatte, wie ein Himmelsgeschenk bestaunen und den langen, in munterem Sprechduett hervorgebrachten Erklärungen lauschen, wie und warum sich alles dennoch zum Guten gefügt hatte. Als das Vorhaben des Umtausches auf dem Weg zum Vogelhändler sich immer mehr dem Punkte näherte, wo es die Gestalt einer vollendeten Tatsache anzunehmen drohte, hatten die beiden Frauen es eigentlich nicht übers Herz bringen können, sich von Jockel zu trennen. Warum sie trotzdem nicht einfach umkehrten, blieb rätselhaft, aber als weltweiser und vielgebrannter Ehemann fragte ich nicht danach. Jedenfalls waren sie wie erlöst gewesen, als der Vogelhändler, nachdem er seinen Irrtum bekannt, bedauernd versichert hatte, daß er zur Zeit kein männliches Austauschobjekt greifbar habe. Und so waren die beiden überströmend glücklich und Jockel ewig-unwandelbare Liebe zuschwörend zurückgekehrt. Dabei sah Jockel bald mich, bald die beiden Frauen an und sagte in völlig neuen Modulationen, aus denen ich den Klang unerlaubter zynisch-ironischer Kritik zu hören glaubte: „Du! Du?? Du — Du!? Du —!"
Besonders aufreizend, als meine Nichte meinte, sie wäre dem Vogelhändler am liebsten um den Hals gefallen, als er das sagte, denn Jockel ahnte wohl mit feinem weiblichen Instinkt, daß sie in dem Alter war, wo junge Mädchen auch aus geringfügigen Gründen einem Mann gern um den Hals fallen.
So blieb Jockel. Und nun ist er auch mir ans Herz gewachsen — gerade weil er nicht spricht. Auch sonst hat er prächtige Charaktereigenschaften. Er bemüht sich sogar — was bei Vögeln äußerst selten ist — käfigrein zu sein. Wenigstens verlangt er morgens stürmisch herausgelassen zu werden und nimmt dann eine kräftige Entleerung auf die Tischdecke vor. Sein erster größerer Flug gilt meinem Schreibtisch, wo er sich liebevoll bemüht, meinen einfachen glattrandigen Manuskriptbogen das Aussehen handgeschöpften Büttenpapiers zu verleihen. Er liebt meine Frau und meine Manuskripte. Und beide beißt er. Meiner Frau tut das weh, aber mir und meinen Manuskripten nicht, denn der arme Vogel ahnt ja nicht, daß ich ihn kraft meines tückischen Menschenverstandes hintergehe und ihm nachts für den Morgen ein für mich völlig wertloses Blatt hinlege, auf das ich oft noch höhnische Worte schreibe wie: „Das kannst du fressen, du Luder!"
Sprechen gelernt hat er nicht. Dagegen kann er die Spatzen, die vor unserem Fenster ohnedies grausam lärmen, täuschend und durchdringlich laut nachahmen. Und neuerdings bellt er. Ganz tief — „hau — hau!" — wie ein Schlächterhund. Zuerst glaubte ich, er wolle sich damit den Ruf unserer motorfrohen Zeit, den Klang der Hupe, zu eigen machen. Aber Hupen ist doch verboten, das Bellen der Hunde dagegen nicht. Es ist kein Zweifel, Jockel bellt! „Ziehp-tschilp-ziehp", „Du-du-du" und „Hau-hau!" und sonst nichts außer dem hellen Freudengekreisch, wenn es ihm gelang, meine Frau in den Nacken oder ins Ohrläppchen zu beißen —: das ist Jockels ganzer Wortschatz, den er aber zu verwenden versteht. Mehr spricht er nicht und ich bemühe mich nicht, ihn zum Sprechen zu zwingen. Wozu auch? Ich betonte doch schon, daß ich verheiratet bin.

Die Heimkehr des „Langjährigen" (A. Rosenlehner)



„Sehen Sie nur, Frau Schulze, so hat er unser ehemaliges Wohnzimmer herrichten lassen. So wär' er's gewöhnt, nur so könne er sich wohl fühlen, sagt er!"

SEEFAHRT TUT NOT

VON HEINZ GECK

Am Strande eines als Seebad getarnten Fischernestes rauchten wir unsere letzten Zigaretten und beschlossen einstimmig, Hochstapler oder Abenteurer zu werden.

Leider mußten wir den Gedanken an raffiniertes Hochstapeln wieder fallen lassen, da Max seit gestern nicht rasiert war; er sah aus wie eine Kreuzung zwischen einem an linksseitiger Zahnfistel leidender Gorilla und dem Defizit einer verbonzten Krankenkasse.

Ein kurzer Blick auf unsere Anzüge genügte übrigens sowieso, um hochstapelnde Absichten für immer auszurotten. Damit stand uns nur noch die Laufbahn des Abenteurers offen. Wir erstickten also die letzten Keime unserer guten Erziehung und wurden Desperados, wie Jack London und der große Edgar sie so wunderbar schildern.

„Ich will in die Südsee", verkündete Max nach längerem Nachdenken. „Den Stürmen trotzend, werden wir mit vollen Segeln über die Ozeane dahinsausen. Wir werden mit Trepang und Kopra handeln, werden sehnige Kanaken für uns nach schimmernden Perlen tauchen lassen, und die rehäugigen Töchter eingeborener Könige werden uns, den weißen Eroberern, zu Füßen liegen. — Einverstanden?"

Ich nickte hingerissen. Unter Kopra und Trepang konnte ich mir zwar nur wenig vorstellen — aber gegen die Perlen und die rehäugigen Mädchen hatte ich keine nennenswerten Einwendungen zu machen.

„Wie kommen wir denn dahin?" fragte ich aber doch, denn ich bin ein Mann, der sich vor der rauhen Wirklichkeit nicht fürchtet.

Max sah mich geringschätzig an und pfiff das Seeräuberlied einige Töne zu hoch.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?" fragte Max, als er mit seiner atonalen Studie fertig war, und zeigte auf ein Segelschiff mittlerer Bauart, das vor Larsens Steg im Wasser schwamm.

„Woher weißt du, daß das eine Brigg ist?" wollte ich wissen.

„Unterbrich mich nicht immer", sagte Max kurz. „Es kommt nicht darauf an, ob dieser Kahn eine Brigg oder ein Flugzeugmutterschiff ist, sondern darauf, daß es erstens schwimmt und zweitens einem gewissen Harald Ekelund gehört, dem übelsten Schwindler, den je ein Teufel zu holen vergaß. Wir werden geradezu ethisch handeln, wenn wir diesem trüben Zeitgenossen seine Jacht enteignen. Ho! Heh!"

„Ho! Heh!" sagte auch ich, in der Annahme, dies sei eine maritime Bekräftigung — nahm mir aber gleichzeitig vor, vom Verkauf der ersten Perlen Herrn Ekelund einige tausend Mark zu senden, denn erstens stehe ich moralischen Erwägungen nicht mit der gleichen überlegenen Mißachtung gegenüber wie Max, und zweitens beurteile ich Maxens vergeblichen Versuch, Herrn Ekelund an der Züchtung von Bernsteinpfeifen finanziell zu beteiligen, weit milder als Max selber.

Worauf wir uns erhoben und mit dem gemeinsamen Gesang eines angemessenen Liedes und mit einwärts geschweiften Beinen wie alte Fahrensleute in unsere abenteuerbunte Zukunft auf dem Wasser steuerten.

Tim Kröger, an dem wir uns vorsichtig vorbeischlängeln wollten, weil er noch gestern gedroht hatte, uns wie junge Hunde zu ersäufen, falls wir nicht die leichtsinnigerweise angekreideten 17 Glas Rum umgehend bezahlten, grinste wie das zweite Gesicht eines älteren Pavians, als er uns kommen sah und teilte uns dem Sinne nach mit, daß erstens auf der Post für Max 50 Mark eingelaufen seien, zweitens er infolge dieses wundersamen Ereignisses geneigt sei, uns noch einmal als berechtigte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft anzuerkennen und drittens wir bei ihm bis zur Höhe genannter Summe willkommen seien, über sein Haus im allgemeinen und die Flaschenbatterie im besonderen zu gebieten.

Wir hätten dem schäbigen Geschäftemacher gern höhnisch den Achtersteven zugekehrt, aber Tim ist ohne Konkurrenz und außerdem wuchs unser, nur vorübergehend durch größere Pläne verkümmerter Durst bei dieser frohen Kunde ins Unermeßliche.

„Proviant!" sprachen wir und sahen uns vielsagend an.

Ich will hier einflechten, wieso und woher die Silberlinge kamen, um nicht in den Verdacht zu kommen, hier eine lügenhafte Geschichte zu vertellen. Aber wenn Max nach der xten Flasche nicht gleich einschläft, dann schreibt er immer mächtig feine und verdammt sinnige Märchen von Elfen und Zwergen und Blumenseelen, die komischerweise hoch bezahlt werden. Meistens schläft er übrigens gleich ein.

In Tim Krögers Ausschank erwartete uns eine zweite Überraschung, und das war Herr Harald Ekelund.

Harald Ekelund saß rittlings auf Tim Krögers Stammtisch zwischen leeren und halbleeren Pullen und sang mit großem Stimmaufwand ein sehr unschönes Lied, das er aber sofort unterbrach, als er uns entdeckte.

„Da seid ihr ja, alle vier!" pfiff er entzückt mit seiner dünnen Stimme, die zu seinem schweren Deckaufbau paßte, wie eine Kindertrompete zu einem mittleren Walroß.

Dann machte er uns den überraschenden Vorschlag, mit ihm nach Schweden zu segeln. Er war sehr betrunken, aber wir sahen den Wink des Schicksals.

Max reckte sich nach echter Freibeuterart hoch auf und sagte fest: „Schweden — Afrika — Südsee! Oder gar nicht!"

„Ho! Heh!" sekundierte ich.

Harald Ekelund war sofort einverstanden. Es schien, daß wir ihn bisher bitter verkannt hatten. Wir umarmten uns innig und schwuren, uns nie zu verlassen, gemeinsam allen Gefahren zu trotzen und alle Perlen, Trepang und Königstöchter brüderlich zu teilen. Dann ernannten wir Harald zum Kapitän und Max und mich zu Admiralen.

Mitternacht war längst vorüber, als wir Harald auf einmal vermißten. Wir witterten Verrat, aber Tim beruhigte uns mit der glaubwürdigen Vermutung, daß der Kapitän wohl schon an Bord gegangen sei. Darauf nahmen wir auch Abschied, denn wir hatten es auf einmal eilig.

Tim wollte uns eine lange Rechnung aufmachen, aber wir nahmen keine Notiz von ihm, dagegen jeder zwei Flaschen Rum und ein Paket Tabak und schieden mit der Behauptung, daß wir ihn vor fünfhundert Jahren an der höchsten Rahe aufgehängt haben würden, wogegen er jetzt mit Maxens 50 Mark fürstlich bezahlt sei.

Harald, der Kapitän, war noch nicht an Bord. Wir fanden ihn indessen am Gestade, wo er mit seltsam hüpfenden Schritten lustwandelte und behauptete, eine spanische Tänzerin darzustellen. Das Kastagnettengeklapper versuchte er mit einem Glas und einer Rumflasche zu imitieren, diese nützlichen Geräte zerbrachen aber durch Haralds unzureichende Fingerfertigkeit, worauf er sich lang auf den Sand legte und tief entschlummerte. Wir versuchten, ihn mit häßlichen Redensarten zu wecken, dann mit der Spitze einer Vereinsnadel, aber erst als ich ihm die Nase zuhielt, kam er zu sich, und wir begannen mutig an Bord zu waten.

Wir bestanden unsere Wassertaufe im großen Stil und begannen zu segeln. Das ist ganz einfach. Man zieht der Reihe nach an allen herumliegenden Tauen, bis auf einmal das Segel hochgeht, und der Wind tut dann das weitere. Leider hatten wir ein Tau übersehen, mit dem unser stolzes Schiff an Land angebunden war und wären beinahe gekippt, wenn es nicht Max im letzten Augenblick gelungen wäre, mit dem Gesang „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!" das Ding abzuschneiden. Erst viel später stellten wir fest, daß am anderen Ende besagten Strickes nicht das Festland, sondern der Schiffsanker sich befunden hatte. Da wir keine Mannschaft hatten, mußten die Admirale sich in die seemännischen Arbeiten teilen. Auch der Kapitän war nicht mehr gebrauchsfähig. Ich hielt in nerviger Hand das Steuer und Max gab andauernd Befehle an unsichtbare Matrosen. Etwas Kopfzerbrechen bereitete uns im Anfang die Richtung. Da wir nicht wußten, wo

Jugend

Von

Georg von der Vring

In dem Frühling wachsen Blätter,
Bis sie rauschen können!
In der Jugend wachsen Herzen,
Bis sie lieben können!
Also rauscht es, was wir träumen,
Aus den jungen Bäumen.

Goldner Regen und Syringen
Wehn in vollen Büschen.
Braune Wangen, taubehangen,
Drängen sich dazwischen.
Unterm Heben, unterm Schweben
Pocht das Herz vor Leben.

In dem Duft von heut und gestern,
Wenn die Stunde dunkelt,
Da den mitgezogenen Schwestern
Scheu das Auge funkelt,
Wollen wir die Holden küssen,
Weil wir's tun und müssen.

wir uns befanden und rundherum alles stockdunkel war, ließ sich natürlich nicht feststellen, ob Schweden rechts oder links lag. Wir beschlossen darum, einfach geradeaus zu segeln und uns dann immer unter der Küste zu halten — banden das Steuer fest und widmeten uns teils der Zukunft und teils der drittletzten Flasche Rum. Mehrere Stunden lang ging alles gut. Eine leichte Brise blähte das Segel anmutig auf, und wir segelten wunschgemäß geradeaus, vermutlich nach Schweden.

Ein entsetzlicher Donnerschlag weckte mich auf, gleichzeitig begann unser Schiff höchst unangenehme Bewegungen zu machen und sich ganz auf eine Seite zu legen. Merkwürdigerweise kenterte es aber nicht. Die Sterne waren verschwunden und der Sturm heulte in den zwei bis sechs Tauen unserer Takelage. Ich weckte Max, der sofort zu trinken verlangte und auf meine energische Weigerung hin in der Kajüte verschwand. Glücklicherweise war ich aus härterem Holz geschnitzt und begann energisch, unsere ursprüngliche Richtung, nämlich geradeaus, trotz des Unwetters wieder anzusteuern. Es ging aber nicht mehr so gut, wie im Anfang meiner seemännischen Karriere, denn nun begann mein wahrhaft gigantischer Kampf mit den tobenden Elementen, von dem mir allerdings in der Hauptsache das dumpfe Röcheln aus der Kajüte und mein eigener, im höchsten Grade bedauerlicher Gesundheitszustand in Erinnerung geblieben ist. Jedesmal, wenn ein Windstoß die Mastspitze fast auf das Wasser drückte, brüllte ich wütend nach Max, der aber für unseren nahen Untergang nur wenig Verständnis zeigte.

Plötzlich gab es einen Stoß, der mich beinahe aus dem Boot warf, gleichzeitig machte sich unser Segel selbständig und verschwand. Das Schaukeln hörte auf; wir waren glücklich gestrandet... Harald schlief immer noch, als Max und ich in hellem Sonnenschein zum Kriegsrat zusammentraten. Max hatte auch nur noch wenig von einem stolzen Korsaren an sich.

„Wenn dies eine Insel ist", sagte er mit stiller Wehmut, „dann werde ich nie meine Heimat wiedersehen. Nochmal aufs Wasser? Brrrr!"

„So!" sagte ich höhnisch. „Und die Südsee? Die Perlen?"

Max beugte sich zum erstenmal in seinem Leben vor einem Stärkeren und blickte zu mir in Ehrfurcht auf; ich aber sonnte mich in dem Bewußtsein seemännischer Vollkommenheit.

Max hatte es nämlich in seinem leichtgetrübten Zustande noch nicht gesehen — aber wir waren keine zweihundert Meter von Tim Krögers Kneipe gestrandet...

Wir haben übrigens unsere Südseereise verschoben, bis sich die Sache vom Festland aus erledigen kann, denn Seefahrt tut not...

Übertrumpft

Ein Dänischamerikaner stattete kürzlich seiner Heimat einen Besuch ab, wobei er auch die neue Storströmsbrücke in Augenschein nahm. Hierbei kam er mit einem alten Fischer ins Gespräch, den er fragte, wieviele Jahre man an der Brücke gebaut habe. „Vier Jahre", erwiderte der Alte.

„In USA. bauen wir so eine Brücke in vier Monaten", prahlte der Amerikanisierte.

„Schon möglich", versetzte der Alte gelassen, „aber Sie wissen vielleicht nicht, daß zwei Fischer diese Brücke in ihrer Freizeit gebaut haben."

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Oberbayern. Pfingsten. Herrliches Wetter. Auf dem Bahnsteig warten Menschenmassen. Der Zug fährt ein, ist im Nu besetzt, ja überfüllt — und noch immer stehen Menschenmassen, der Beförderung harrend, auf dem Bahnsteig.

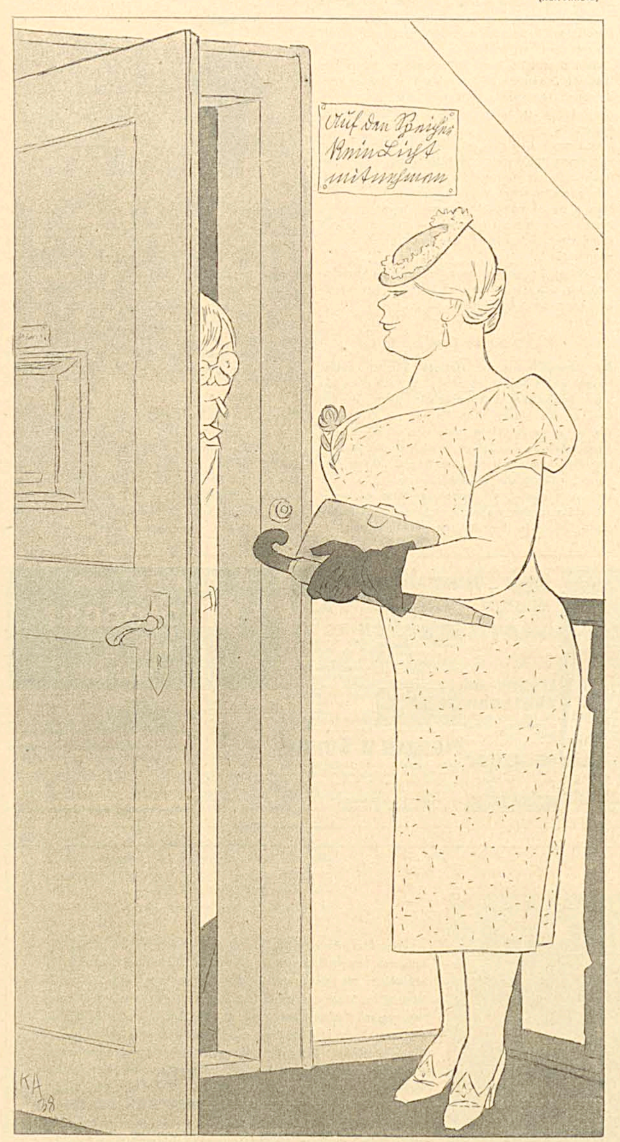
„Wirklich ein Skandal!" ruft eine wütende Stimme. „An einem solchen Tag ist nicht mal für genügend Wagen gesorgt!"

Der Beamte mit der roten Mütze betrachtet den Tadler eine ganz Weile. Dann sagt er ganz ruhig: „Wägen san g'nug da. Aber die Leut' san z'vui!"

Hans hat zu seinem achten Geburtstag die Märchen „Tausendundeine Nacht" geschenkt bekommen. Als er an das Märchen vom „Fliegenden Koffer" kommt, klappt er entrüstet das Buch zu: „So ein Uffschneider. Von Bagdad nach Bengalen — jute 6000 Kilometer — will der in zwee Stunden jeflogen sein. Der denkt woll, wir haben keene Ahnung, wat Fliegen heißt."

Wandlung einer Venus

(Karl Arnold)



„Brauch'n S' koa Modell Herr Kunstmaler?" — „. . . . . . ?" — „ Ja mei, d' Figur is halt mit da Zeit a bisserl ausanand' gangen, dafür hätt' i halt jetzt an guat'n Porträtausdruck."

Wiedersehen mit dem Jugendfreund

„Wenn Du wirklich einmal nach Steinburg kommen solltest, dann weißt Du, was Deine heiligste Pflicht ist: Uns besuchen! Meine Frau und ich, wir wären Dir ewig böse, wenn Du vorbeiführest. Es kann Mitternacht sein, Du mußt uns aufwecken. Wir werden Orgien des Wiedersehens feiern!"

Also schrieb mir mein Jugendfreund Paul, der in Steinburg Bezirksarzt war.

Gewöhnliche Menschen kommen nicht nach Steinburg. Ich kam hin, zwanzig Jahre nachdem ich meinen Freund nicht mehr gesehen hatte, aber schon vierzehn Tage nach seiner dringenden Einladung.

Ich kam nicht um Mitternacht, ich kam mittags um halb zwei Uhr, gegessen habend, höchstens auf eine Tasse Kaffee erpicht, ich kam im Wagen meines Vetters, der in der Nähe zu tun hatte und der nicht mehr als eine halbe Stunde für die Orgien des Wiedersehens bewilligen wollte.

Wir erfragten das Haus, eine geschmacklose, aber herzliche und von guter Praxis zeugende Villa, Ich schellte, klopfenden Herzens, ob ich den Jubelstürmen der Begegnung gewachsen sein würde.

Eine Frau trat endlich aus der Tür, zweifellos die mir nur auf Grund eines Lichtbildes bekannte Gattin. Allerdings, das Bild war schon zehn Jahre alt. Sie fragte, über den Garten weg, was ich wollte. Den Herrn Doktor! Nicht daheim, kam es unwirsch zurück. Wann und wie und wo er zu treffen wäre? Heute nicht mehr. Ich gedachte, glühende Kohlen auf das Haupt dieses Weibes zu sammeln und nannte meinen Namen. Sie wird jetzt, wähnte ich, ja, was wird sie alles in ihrer Zerknirschung, in ihrem Jubel tun.

Sie sagte, alles über den Garten hin, ohne die Gittertür zu öffnen: So! Mehr sagte sie vorerst nicht. Dann aber erklärte sie, daß sie leider schon gegessen hätten, daß sie stöbere und mich nicht ins Haus bitten könnte. Und ihr Mann sei zum Fischen. Nun, dann grüßen Sie ihn, bitte!

Ist recht! Meine Aufwartung war beendet, ohne Orgien des Wiedersehens.

Aber, dachte ich, die Frau kann sich freuen, wenn Paul heimkommt. Kaum meinen Namen gehört habend, wird er rasen, sie mit Vorwürfen überhäufen, sich in seinen Wagen werfen, den Telegraphen spielen lassen, die Gendarmerie der umliegenden Bezirksämter verständigen — und am Abend werde ich im Triumph eingeholt sein und die Orgien werden doch noch fällig.

Das Schicksal wollte uns Freunden aber noch viel wohler. Mitten auf der Strecke, bei einem malerischen Dorf, rasen wir über eine Brücke — halt! halt! schreie ich und mein Vetter haut die Bremse hinein, daß es nur so ächzt und knackt.

An der Brücke steht nämlich, oder vielmehr halbrechts an und unter der Brücke steht mein Freund Paul, Schulkamerad, Bankgenosse, Mitabsolvent, Regimentskamerad; was sage ich: Mitverschworener, Eingeweihter, Aufgabenabschreiber, schwärmerischer Gefährte des Absolvia-Wahlspruchs: Licht, Liebe, Leben! Waffenbruder, Blutsbruder, Inbegriff unverwelkbarer Treue, Jugend des Herzens: Paul!

Ich stürze aus dem Auto, ich eile auf ihn zu, die Uberraschung könnte ihn töten, er könnte vor freudigem Schreck das Gleichgewicht verlieren und in den Mühlschuß fallen. Ich will rufen, aber er hat mich schon beobachtet, er winkt mit der Hand, er legt den Finger an den Mund.

Ich bleibe stehen, wie erstarrt. Er blickt nicht auf. Dann sagt er, ohne Gruß, ohne irgendwelchen Ansatz zu einer Orgie des Wiedersehens, nein, verweisend und gekränkt sagt er: „Beinah hätt einer gebissen!"

Und ich sage: „Auf Wiedersehen!" und „Petri Heil!" Ich eile zurück, werfe mich in den Wagen und rufe: „Los, fertig!" Mein Vetter, schon in voller Fahrt, sagt: „Gelt, er war es gar nicht!"

„Nein", sage ich, „er war es nicht; hat ihm eigentlich nicht einmal ähnlich gesehen!" Eugen Roth

Die Postkutsche fährt wieder

(Wilhelm Schulz)



„Sehng's Schwager, des hab i mir glei denkt, daß sich dös mit den Autos net halten wird!"

Der verlorene Sohn

Von Bastian Müller

Es war während der ersten Freiwache nach der Ausreise, die Elbe lag hinter der „Margarita", die Kurs auf Schottland lief; alles war also wieder vorbei.

Sie saßen in der dumpfen Messe und klöhnten von den Erlebnissen an Land. Einer fragte den anderen aus. Der alte Bootsmann fragte den jungen Martin, wie es nun zu Hause gewesen sei. Ja, das wollten sie alle wissen. Martin war der einzige von der Mannschaft, der ein „romantisches" Leben geführt hatte; der einzige auch, der nicht Sohn eines Seemanns war. Martins Vater war aus dem Lande, irgendwo im Sauerland. Er selber war ausgerissen, vor Jahren, hatte getippelt, hatte sich, Gott wußte wie, nach drüben geschmuggelt. Er kam in Chile an Bord, als die „Margarita" einen Mann brauchte, weil einer über Bord gegangen war bei der Reise um Kap Horn. Er hatte noch nie gefahren, arbeitete sich aber schnell ein. Als die „Margarita" in Hamburg ankam, nach Monaten, musterte er nicht ab. Er nahm nur Urlaub, um nach fünf Jahren zum erstenmal nach Hause zu fahren. Erst glaubten sie, er käme nicht mehr an Bord; na, er war doch wieder gekommen und jetzt wollten sie wissen, was der Alte gesagt hatte.

„Mach deine Luke mal endlich auf, was hat dein Alter denn gesagt, als er seinen verlorenen Sohn in den Armen hielt?" fragte der Bootsmann Hinrich.

„Nichts", sagte Martin.

„Ist ja kolossal viel!" meinte Hinrich.

„Was sollte er auch sagen?" fragte Martin.

„Irgend etwas! — Ich meine, wenn so ein dankbarer Sohn, der einst bei Nacht und Nebel türmte, heimkommt, dann wird doch was passieren. Das ist doch nicht, als wenn einer für drei Stunden übern Berg ging!"

„Nee, nee", sagte Martin. „Gesagt hat er nichts. Aber etwas ist schon passiert. So 'ne komische Sache mit einem Bett. Ich weiß gar nicht, wie ich sie erzählen soll..."

„Mit einem Bett?!" fragte Hinrich, und die anderen machten spitze Ohren.

„Ja, — aber das fing anders an. Nein... Na, ich will mal von vorne erzählen: Also, ich hab dem Alten doch von Rotterdam geschrieben, daß ich dieser Tage in Hamburg wäre, und wenn er dann wollte, so würde ich gerne mal nach Hause kommen. 'ne Karte, postlagernd, genügte. Er schreibt nämlich nicht gern. Er ist so ein vernagelter Schweiger. Ich habe in meinem Leben keine tausend Worte mit ihm gesprochen; so streng und verschlossen war er; dabei so verbockt in eine Genügsamkeit; er und wir alle schliefen auf Strohsäcken, obwohl er doch ein selbständiger Meister ist und 'ne Stellmacherei hat. Na, die Postkarte war in Hamburg. ‚Warum fragst Du so. Wenn Du Lust hast, komm! — Dein Vater.' Ich geh also erst nochmal in Hamburg 'ne Nacht übern Deich, dann fahre ich heim. Ich hatte mich auf allerlei gefaßt gemacht; auf Vorwürfe, auf Aussöhnung, auf Aufforderung von jetzt ab zu Hause zu bleiben, auf alles mögliche. Aber nichts. ‚Tag, Junge', sagt der Alte. Es war Abend, als ich ankam, er saß in der Küche und trank sein Schnäpschen, genau wie früher. Nur sagte er früher nie ‚Tag, Junge'. Das war das einzige. Meine Mutter, — na die geriet ein bißchen aus dem Häuschen. Sie briet 'ne Pfanne voll Kartoffeln mit Speck. Mein Alter fragt nur mal so nebenbei, was ich jetzt machen will. Ich sagte ihm, daß ich von jetzt ab bei der Seefahrt bleiben will und nur Urlaub genommen habe.

‚So', hat er da gesagt. ‚Na, aber wir wollen morgen mal einen zusammen trinken.'

Das war alles. Ich denke, er ist nicht sehr begeistert von seinem Sohn, aber er ist auch weiter nicht nachträgerisch..."

„Du höre mal", unterbricht Hinrich, „du wolltest doch was von 'nem Bett verklaren. Wann kommt das denn?"

„Gleich", sagte Martin. „Wir saßen am ersten Abend erst eine Stunde zusammen, da steht mein Vater auf, sagt: ‚Nacht, Junge', und geht ins Bett. Ich bleib mit der Mutter allein in der Küche. Es war wie früher.

Aber ich höre ihn nicht die knarrende Treppe raufsteigen. Und ich sehe, wie meine Mutter gespannt lauscht. Der Vater geht in die gute Stube. Meine Mutter lacht ein bißchen...

‚Was ist los?' frage ich. ‚Schlaft ihr jetzt unten in der Stube?'

‚Still', sagt se, ‚ich will dir gleich mal was erzählen.'

Sie wartet eine Weile, dann erzählt sie. Ich habe Augen dabei gekriegt, wie ein Schellfisch. Na, was meint ihr, was es für eine Bewandtnis hatte mit dem Bett?"

„Du kannst einen verdammt gut hinhalten!" sagte Hinrich. „Komm mal endlich damit über!"

„Also, als mein Brief ankam aus Rotterdam, da muß der Alte so 'n bißchen durcheinander geraten sein. Er hat geflucht wie ein Rohrspatz und ist in seine Werkstatt gegangen und hat gesungen. Am Nachmittag ist er weggegangen, in die Wirtschaft zur ‚Schiefertafel' und hat sich einen angelötet. Und da muß er telefoniert haben, in die Stadt. Jedenfalls ist nach zwei Tagen ein Möbelauto gekommen, mit einem neuen Bett. Meine Mutter hat gedacht, das sei wohl ein Irrtum, aber der Alte hat gesagt: ‚Es kommt in die gute Stube!' Wenn er was sagt, das ist immer Befehl gewesen; er ist da wie ein Kapitän. Meine Mutter hat aber gefragt, warum er das Bett gekauft hätte; ein Bett für hundertundsechzig Mark!

‚Für den Jungen', hat er gesagt. Oha! — Und er hat es ausprobieren wollen — und dabei ist es dann geblieben!"

„Na — und weiter?" fragte Hinrich.

„Nichts weiter. Er hat sein Lebtag auf 'nem Strohsack gelegen; da muß es denn wie ein Paradies gewesen sein, als er in dem neuen Bett mit den pikfeinen, modernen Matratzen gelegen hat. Ich hab am zweiten Tag mal heimlich versucht, wie sich auf sowas liegt. Wie auf lauter Schlagsahne. Alles gefedert und mit Roßhaar! Es muß zu viel für ihn gewesen sein. Es muß ihn weich gemacht haben; er konnte nicht mehr auf dem Strohsack schlafen. Das hat er mir verraten, als wir beide etwas angeheitert spät in der Nacht von der ‚Schiefertafel' heimwankten. ‚Nimm's mir nicht übel', hat er gesagt, ‚aber wo du doch nicht bleibst'..."

„Junge", lachte Hinrich, „da hat er aber mächtig viel für dich getan!"

„Laß man, du weißt gar nicht, was das bedeutet, ein neues, weiches Bett für den ausgerissenen Sohn, auch wenn er nicht darin geschlafen hat."

„Ja, ja", sagten die anderen.

„Und die Mutter?" fragte Hinrich, „die hat sich einen gegrinst?"

„Hat sie, obwohl sie ja traurig war, daß ich nur für paar Tage blieb. Aber jetzt wird sie wohl auch selig schlummern; ich hab nämlich meine Heuer zusammengekratzt und ihr auch so 'n Bett bestellt. Es muß heute angekommen sein..."

Ich stehle ein Auto

Von Josef Robert Harrer

Man soll es nicht verschreien, aber ich muß doch gestehen, daß ich noch nie einen Anstand mit der Polizei gehabt habe. Einmal mußte ich den Versuch machen; es war zu verlockend, einmal etwas anderes zu erleben, etwas Aufregendes, Gefährliches. Ich widerstand nicht länger und stahl ein Auto.

Es war eine wunderschöne Limousine, dunkelgrün, elegant, nagelneu; der Wagen sah aus, daß man sofort wußte: er ist erst mit einer Rate anbezahlt worden. Ich stahl den Wagen in einer stillen Villenstraße. Langsam fuhr ich durch die Stadt. Ich fühlte aber kein Erlebnis, kein merkliches Herzklopfen. Nach zehn Minuten bereits hatte ich das Gefühl, das Auto gehöre mir. Kein Polizist beachtete mich. An einer Straßenkreuzung sah ich, als ich eben daran dachte, die Limousine wieder in die Villenstraße zurückzubringen, ein nettes junges Mädchen, das mich verführerisch anlächelte. Ich lächelte zurück, ich grüßte das Mädchen und lud es ein, mit mir eine kleine Spazierfahrt zu machen. Wenn man in einem eleganten Auto sitzt, erhält man nie eine Absage. Das Mädchen stieg zu mir in das Auto und zeigte sich bald als ganz reizendes Geschöpf. Wir plauderten. Die kleine Dame bewunderte mein Auto, es sei der schönste Wagen, in dem sie je gefahren sei. Ich erwiderte, daß ich nur schöne Sachen habe und daß es mir nie im Leben einfalle, ein so hübsches Mädchen in einen anderen Wagen als einen eleganten einzuladen. Ich fragte noch, ob sie einen besonderen Wunsch habe.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir meine Freundin aus dem Viktoriahotel abholen. Sie wird Ihnen sehr gefallen!"

Nein, dagegen hatte ich nichts zu sagen. Wir fuhren zum Viktoriahotel; die kleine Dame trat in die Halle. Nach einigen Minuten kam sie wieder zurück und sagte:

„Klara glaubt mir nicht! Wollen Sie sie nicht selbst einladen?"

Ich wußte keinen Grund, dieses Abenteuer zu verschmähen. Der Lift brachte mich und die nette Dame in das vierte Stockwerk; wir traten in ein elegantes Zimmer; ich nahm Platz, während meine Begleiterin in das Badezimmer eilte. Ich hörte sie reden. Das Wasser plätscherte, ein Streifen eines hüllenlosen Körpers zeigte sich im Spiegel, eine Stimme sagte:

„Einen Augenblick, ich komme sofort!"

Die Türe schloß sich, das liebliche Bild im Spiegel verschwand; das Wasser plätscherte weiter. Ich hörte wieder meine kleine Dame sprechen; die andere Stimme erklang:

„Einen Augenblick noch!... So laß doch, ich bin ja sofort fertig!... Nein, so geh doch, leiste doch dem Herrn Gesellschaft! Was wird er sich nur denken?... So geh doch schon... Aber Susi, wir können doch den Herrn nicht so lange warten lassen!..."

Die Stimme war allerliebst. Ich näherte mich der Türe und lauschte. Es war eine ungewohnte Sache; hinter der Türe badete ein reizendes Mädchen; denn wer eine solche Stimme hatte, der —. Ich hatte ja den Rücken bereits im Spiegel gesehen... Die beiden Mädchen sprachen nun leiser. Sollte ich überraschend eintreten? Ich überlegte noch eine Minute, dann drückte ich die Klinke nieder... Ich machte einen Schritt in das Badezimmer.

Ich erstarrte. Das Wasser plätscherte in eine Wanne, in der kein Mädchen saß. Ein Grammophon spielte eine Platte ab. Eben klang es:

„Nur noch eine Minute, mein Herr!... Ich bin sofort —"

Ein Fußtritt brachte Schweigen. Ich wollte aus dem Zimmer eilen. Die Türe war versperrt. Ich läutete Sturm. Bis man kam und mich befreite, waren zehn Minuten vergangen.

Ich stürmte die Treppe hinab. Ich stürzte aus der Halle.

Mein Auto war verschwunden; genau gesagt, war es ja gar nicht mein Auto gewesen, das verschwunden war; es war das Auto, das ich selbst gestohlen hatte.

Da schlich ich mich fort. Ich hatte Minderwertigkeitsgefühle; mein erster Versuch, die Gefühle eines Diebes zu erleben, war kläglich geendet.

Nein, ich werde nie mehr versuchen, mit der Polizei in Berührung zu kommen. Das Zeug zum Verbrecher habe ich nicht; dazu bin ich zu dumm!

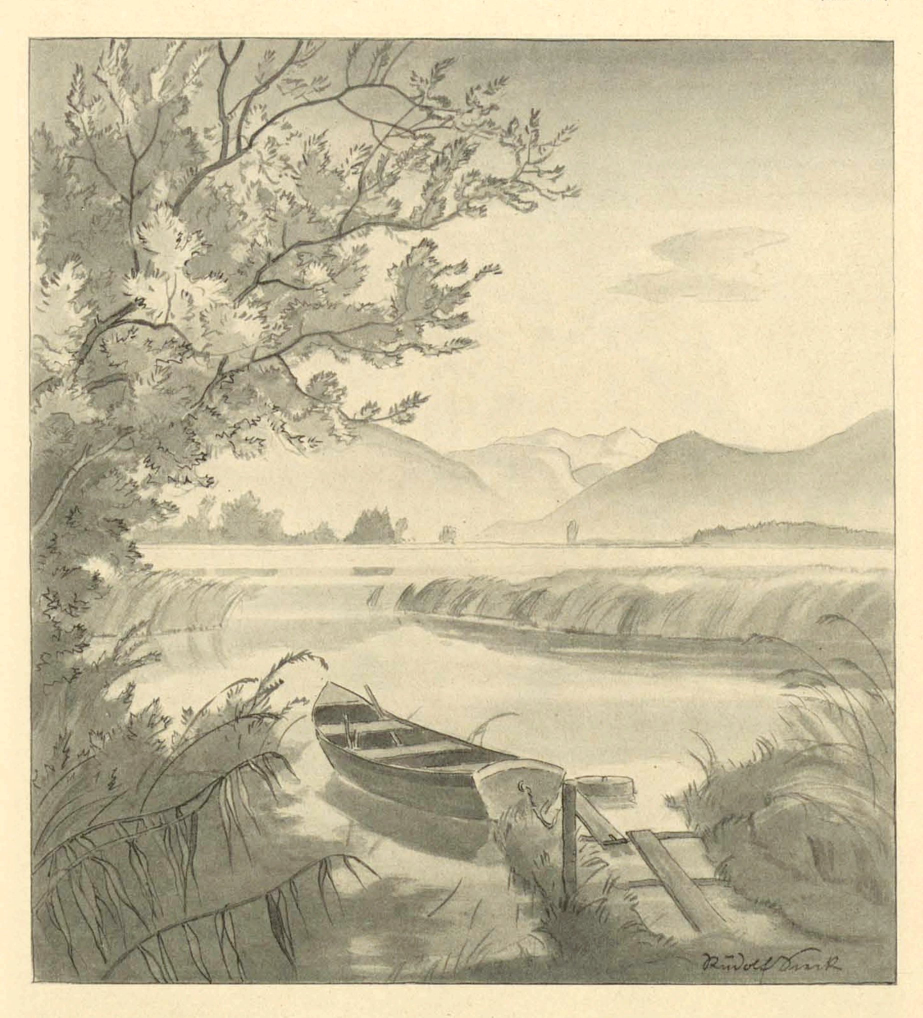
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Zu neuen Ufern

(Rudolf Sieck)



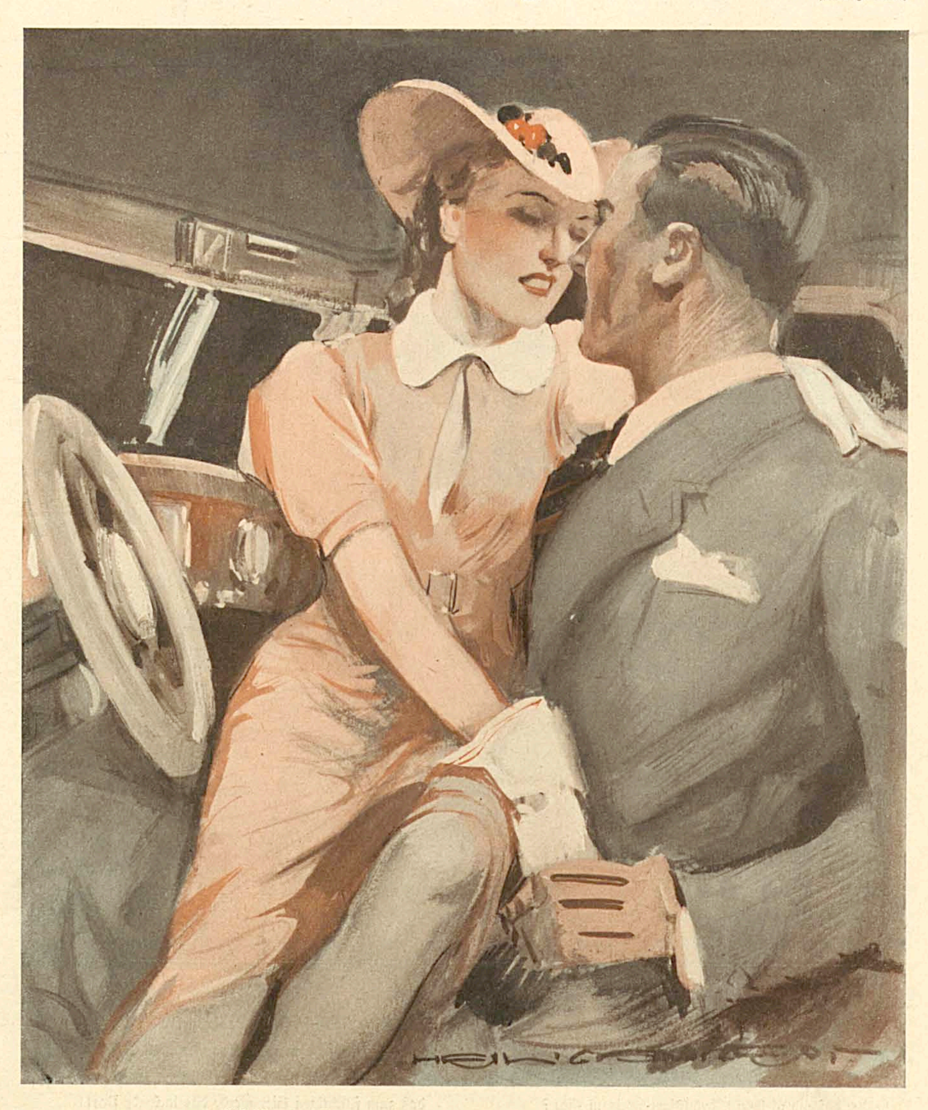
Hier ist gut sein . . . gut sein . . . Aber über dem See,
fern dort drüben, hinter dem blau verhangenen Tor,
steht da nicht des Glücks bienenumsummter Klee
holder duftend vielleicht, brünstiger noch im Flor?

Hat deine Sense je, je sich genug getan?
Einsam schürfend wandert sie weiter von Ort zu Ort . . .
Auf denn und hinüber, viel befahrener Kahn,
daß zum flüchtigen Hier werde das lockende Dort!

Dr. Owlglaß

Störungen

(K. Heiligenstaedt)



„Weißt du, Otto, wenn man verliebt ist, sollte man eigentlich zu Hause bleiben — die Natur lenkt immer wieder ab!“

München, 31. Juli 1938
43. Jahrgang / Nummer 30

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verregnete Sommerfrische

(E. Thöny)



„Wirklich hübsch, diese Aussicht auf den Fluß."
„Sie, Herr Doktor, des is' fei' unsere Kurpromenade!"

(Fr. Bilek)

Der guterzogene Hund

Rhinologisches

Von Ratatöskr

Zumeist verhält es sich beim Publiko
im Hinblick auf die werte Nase so:
sie darf das Holde, muß das Ueble riechen.
... Mir liegt es ob, mich schamvoll zu verkriechen.

„Warum, o Freund?" — Nun, weil mein Riechorgan
hier nicht so pünktlich unterscheiden kann.
Was stinkt, was duftet, wird nur unvollkommen
von ihm zur Kenntnis und Notiz genommen.

Das ist, von Fall zu Fall und je nachdem,
ein großer Vorzug oder unbequem ...
— „So tröste dich mit Nietzsche: deine Nöse
steht jenseits jedenfalls von Gut und Böse."

Geheime Mottenkunde

Wenn ich im Sommer verreise, bleibt die Wohnung nicht allein. Meine Motten bleiben zu Hause. Ich bin überzeugt, die Motten freuen sich jedesmal sehr auf meine Ferien. Ich störe sie zwar sonst auch nicht, aber man ist doch ganz gern mal unter sich. Der Mottenkönig sagt gewiß am Tage meiner Abreise zu seinen Untertanen: „Kinder, der Alte ist jetzt fort, nun aber 'ran an den Wintermantel. Hoffentlich hat der Kerl den alten Pullover nicht mitgenommen. Ich kann euch sagen, der ist eine Delikatesse, gerade richtig im Geschmack. Ich habe davon gekostet, neulich hat er ihn mit Tomatensuppe bekleckert, und Wolle in Tomatensoße ist mein Leibgericht." So oder ähnlich wird der Mottenkönig wohl sprechen, wenn er es überhaupt für nötig hält, in seinen Kreisen übers Essen zu reden.
Jetzt höre ich die Naturwissenschaftler aufbrausen: der Mann versteht ja nichts von Motten. Motten fressen überhaupt nicht, die sind nur zur Fortpflanzung da, die Maden sind's, die vom Pullover naschen.
Weiß ich, weiß ich, aber ich wollte die kleinen Schmetterlinge reden lassen, bei Maden finde ich das stillos.
Am wenigsten lieben es die Hausfrauen, wenn sich die Motten gut ernähren, denn schließlich hat man seinen Pelz zum Eigengebrauch und nicht zum Mittagessen für Artfremde. Deshalb motten sie im Sommer ein, und deshalb riechen die Herren, wenn sie in der warmen Jahreszeit sich zur Hochzeit oder zu einer anderen Feierlichkeit im Frack verkleiden, immer so stark nach Naphthalin.
Gottlob gibt's vieles, was die Motten nicht mögen, z. B. alte Zeitungen. Deshalb liegen in meinem Kleiderschrank im Sommer immer alte Zeitungen. Oder sollten die Motten gerade an ihnen Freude haben und bei der spannenden Lektüre das Fressen vergessen? Wer kennt sich bei den Motten aus? Da hab ich z. B. einen alten Smoking, den rührt keine Motte an, der bleibt ewig auf ihrer Speisekarte ungestrichen. Wenn ich Mottenmade wäre, ich hätte ihn längst gefressen. Ich weiß nämlich, daß auf der linken Brust irgendwo tief im Verborgenen Pfirsichbowle schlummert, die eine durchaus sympathische Dame mir einmal dahin goß. Aber vielleicht mögen Motten keine Pfirsichbowle, und es ist sogar möglich, daß man Pfirsichbowle als Mottenschutzmittel verwenden könnte. Aber auch das weiß ich nicht.
Wenn so ein kleiner Schmetterling herumfliegt, dann geraten alle weiblichen Wesen in Aufregung und schlagen nach ihm. Gelegentlich treffen sie ihn außer zerbrechlichen Gegenständen sogar. Frauen hassen die Motten wie Seeleute die Haifische. Es ist ein alter Erbhaß zwischen dem Weibe und der Motte. Ich habe mir sagen lassen, daß die Motten, die herumfliegen, ganz unschädlich sind. Es sind nämlich nur die Männchen, und auch bei den Motten sind die Männchen ganz harmlos, weil sie keine Eier legen. Ja, die Weibchen, die sind gefährlich, aber die fliegen nicht herum, die liegen ganz harmlos irgendwo im Dunkeln und vermehren sich. Wenn also die Frauen ihre männermordende Tätigkeit ausüben, so ist das nur eine symbolische Handlung.
Ich habe gelesen, daß die Motten am behaarten Kopf erkenntlich sind. Also, wenn Sie mal so einen kleinen Schmetterling mit einer Glatze herumfliegen sehen, so ist das keine Motte und Sie brauchen ihn schon aus diesem Grunde nicht zu töten. Aber natürlich, darauf achtet wieder niemand und die Frauen erlegen Behaarte und Unbehaarte.
In Alaska soll es keine Motten geben, doch wer kann schon jedesmal, wenn er verreist, seine Kleider nach Alaska schicken, die Verbindungen dorthin sind doch recht umständlich.
Soviel also habe ich über die Motten in Erfahrung gebracht, und wenn man bedenkt, in wie engen Beziehungen wir zu diesen Haustieren leben, ist das herzlich wenig. Man möchte doch gerne statistisches Material haben. Man möchte wissen, wie lange eine Mottenlarve braucht, um eine englische Homespunjacke aufzufressen, gefüttert und ungefüttert. Man will doch was von Spitzenleistungen hören. Ich will wissen, ob Flanell für Motten leichter verdaulich ist als Fresko. Na und dann: Haben sich diese Tiere schon auf Zellwolle umgestellt? Ach, es gibt noch soviel dunkle Punkte im Leben dieser treuen Haustiere.

Foitzick

Herr Kommerzienrat hilft mit

(Erich Schilling)



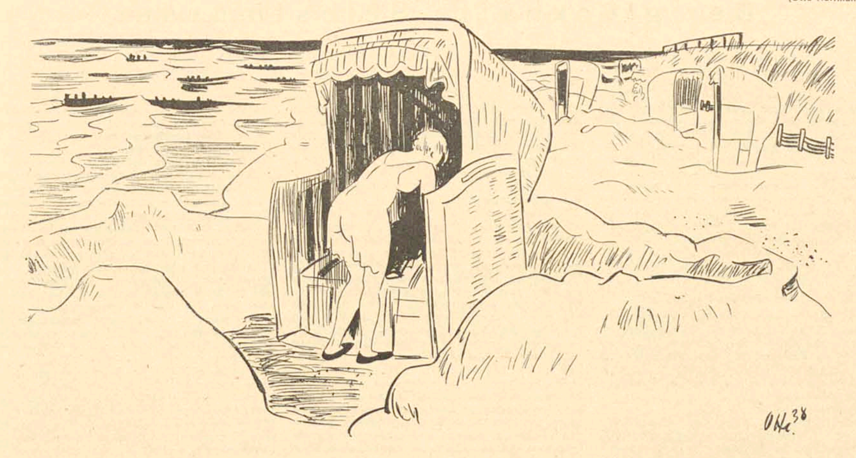
„Tja, Papa, sowas läßt sich telefonisch nicht erledigen.“

Hetzjournaille wider den Frieden (Karl Arnold)



„Lügen sind wie Seifenblasen, der Wind trägt sie in alle Richtungen, aber sie halten nicht und platzen. Das wäre gut, wenn nicht ein ständiges Lügen auch Granaten zum Platzen bringen könnte."

(Otto Herrmann)



Schwermut: „Nirgends auf der Welt fühlt sich doch der Mensch so einsam, wie in einem Strandkorb, in dem man zu zweit Platz hätte!"

Sizilianisches Zwischenspiel / Von Carl Conrad

Die ganze Fahrt über war alles glatt gegangen, der neue Wagen brauste „nur so" dahin, die Eltern waren glücklich, der Vater stolz und schwärmte für Rom, die Mutter mehr für Neapel, — Joachim, der hoffnungsvolle Sohn, dachte andauernd an nichts als Sizilien. So mußte es denn passieren, nicht weit von Castellamare. Es war ihre merkwürdig lebhafte Bewegung vor dem azurenen Himmel, dem Fieber-Süden-Sündenhimmel, und Joachim war neunzehn Jahre, Primaner, und bis dahin immer zu Hause in Berlin gewesen. Mit kleinen Mädchen ging man brav spazieren und gelegentlich zum Tanzen, irgendwo unter Bäumen an den Seen, nachmittags. Aber das war, wie gesagt, in Berlin, und hier war Sizilien, und sie stand so schlank und wunderbar gegen den Himmel, wie es das sonst nur in Träumen oder Filmen gibt. Joachim wollte gerne ein braver Junge sein, zu was sollte das „Ganze" auch führen, in acht Tagen würde man Sizilien verlassen. Er würde es sobald nicht wiedersehen, vielleicht nie. Da er nun in Mittagsglut, zum Ersatz für heimatliches Radfahren, jugendlich-begierig, sich ausgiebig zu ermüden, bergauf und -nieder lief, — was konnte er anders erwarten als hinzufallen längelang mit einem schrecklichen Krachen im Schädel, als würde er aufgeknackt? Hütete sie Ziegen? Jedenfalls waren, als er wieder zu sich kam mit ihrer Hilfe, Ziegen in der Nähe, ringsherum, schwarze Bergziegen, zottig, eine ganze Menge. Ein paar von ihnen starrten ihn an, die Hälse verdreht. Nicht lange. Sprangen weiter. War ihnen wohl ganz unbedeutend, da nicht genießbar, gewiß. Carlotta hatte ausdauernderes Interesse für Joachim, augenscheinlich.

Carlotta — ihren Namen sagte sie ihm eine Stunde später. O ja, so lange unterhielten sie sich. Ein Hitzschlag wohl, ein Sonnenstich, wie tot habe sie ihn gefunden, quer über den Felsblock ausgestreckt. Aber in der Nähe sei eine Quelle zwischen Gestein im Schatten, kühl, klar. Sie habe sich einen Fetzen aus ihrem Kleid gerissen, als Kompresse, hier. Sie zeigte, wo sie ihn herausgerissen; es waren überhaupt nur Fetzen, die ihre kräftigen Glieder mehr ent- als umhüllten, im heißen Winde flatternd wie Flammen. Sehr malerisch. Nun, dann sei der junge Herr zu sich gekommen, den kühlenden Verband auf der Stirn, und sie habe sich so gefreut. Diese Bewegung, ungehemmter Ausdruck der Freude, war das erste, was er von ihr gesehen hatte, als er aus der Ohnmacht erwachte — ihre traumhaft lebendige Gestalt schwingend aufgereckt vor dem hohen, blauglühenden Fieberhimmel, mit halb seitwärts gedrehtem Leib, als wolle sie zu tanzen beginnen, — die Tarantella wohl.

Inzwischen erzählte sie lebhaft von ihrem Leben. Armut. Waisenkind. Wohnte bei einer Art Gemeindevorsteher oder Bürgermeister. Hütete die Ziegen schon viele Jahre, so lange sie denken konnte. Ob er das Meer rauschen höre? Sie schwimme so gern. Ob er Lust habe, mit ihr hinauszuschwimmen? Heute noch nicht, er fühle sich noch zu schwach, es sei doch immerhin ein heftiger Sonnenstich gewesen, eine tiefe Ohnmacht, — morgen jedoch gerne. Wann? Zur gleichen Zeit. Und am gleichen Platz. —

Während Joachim die ganze Zeit damit beschäftigt war, entschlossen zu sein, das mehr als seltsame und eigentlich ganz ungehörige „Rendezvous" zu ignorieren, — suchte er eifrig nach seinem kleinen Badehöschen, das die Mutter natürlich aufgeräumt hatte, auf irgendeinem Balkon des Hotels zum Trocknen aufgehängt. Und es, aufgerollt wie einen kleinen schwarzen Aal unter dem Arm, lief Joachim trotz stechender Sonnenglut und übler Erfahrung von gestern über Geröll und Hänge zum Ziegenweideplatz hinauf, und alle Ziegen hoben die Köpfe, nicht lange, aber Carlotta lief lachend auf ihn zu. Sie gingen ganz richtig miteinander zum Strand hinunter, als sei sie Irma Strack oder Bri Oswaldt (mit dem Spitznamen ‚spioneske Brigantine') aus Berlin gewesen, und nicht eine sizilianische Ziegenhirtin mit ein paar Augen, er wußte nicht wie, und malerischen Fetzen um den Leib und einem „Horizont", nicht weiter als ihre Augen reichten.

Und siehe, während er sich, zum Zwecke verstohlenen Umkleidens, in einem dürftigen Gesträuch verbarg, hörte er schon ihr Lachen, Rufen, Plätschern vom Wasser her, — Urlaute unbeherrschter Freude am Element, seiner Milde, Glätte, liebkosenden Weichheit und frischen Kühle, — dabei zerrte Joachim immer noch an seinen Kleidern herum. Aber dann endlich hinaus, schon so weit draußen war sie, es wurde ein wildes Wettschwimmen, erschöpfend und belebend, entspannend und erregend zugleich, zuletzt ein wüstes Gehetze dem Strande zu, — was hatte sie im Sinn? „Komm!" rief sie, „so komm doch, du Lämmlein", und lachend, als würde sie gekitzelt, und heftig atmend von dem Gejage warf sie sich vor ihm in den Sand. Ein Leib, der noch ein Leib war, nicht nur die schamhafte Andeutung davon. In kühnem Schwung sich vorwölbende Hüften, eine bei aller Jugend üppig blühende Brust. Braun, fast schwarz von Sonne, glatt und noch vom Wasser glänzend, glich die in sich bäumender Spannung hingestreckte Gestalt einer barbarischen Plastik aus blanker dunkler Bronze.

Nun zögerte Joachim. Fand den Aufschwung nicht, hatte den „Anschluß" verpaßt wie ein Nüchterner in einer Gesellschaft von Beschwipsten, verschob zögernd auf den nächsten Tag, tröstete sich mit alten Sprüchen: was nicht ist, kann noch werden . . .

Aber dann, kaum vierundzwanzig Stunden später, hatte er immer noch keine Antwort gefunden auf die Frage, weshalb eigentlich er sich so unsicher fühlte. Nun, es hätten sich allenfalls noch Erklärungen finden lasen, aber er hatte, darüber hinaus, ein ausgesprochen schlechtes Gewissen, — als ob er im Begriff sei, etwas grob Ungehöriges und völlig Unverantwortliches zu tun. Und so schlich und pürschte er sich auch heran, leise genug, um Carlotta sein Kommen überhören zu lassen. Er beobachtete die Ahnungslose durch schütteres Gebüsch; sie war dabei, sich die Nase zu — nun, wie sollte man es auf halbwegs anständige Art ausdrücken? — zu schneuzen, zu schnauben, zu putzen — — und wie? Nicht etwa unter gebildeter Zuhilfenahme eines Taschentuches, nein, auf die denkbar wildeste und unzivilisierteste Art, mit Hilfe starken Ausatmens und des Handrückens, der sich wiederum des Unerwünschten durch heftig schlenkernde Bewegungen urwüchsig entledigte.

Das war zu viel. Joachim schlich davon und begann, außer Hörweite, sogar zu laufen. Um Carlotta nie — oder am nächsten Tage um so gewisser — wiederzusehen. Wer wollte das wissen? Wer möchte, bei so jungen Menschenkindern, verantwortlich prophezeien?

Der glückhafte Selbstmörder

Von A. S. Green / Deutsch von Hans Ruoff

Mittags erhielt ich von der Filmgesellschaft „Gigant" die Benachrichtigung, mein Angebot sei angenommen. Meine Frau schlief. Die Kinder waren bei den Nachbarsleuten. Nachdenklich betrachtete ich Felicia, betrübt lauschte ich ihrem hastigen Atem — und ich mußte mir sagen, daß ich vernünftig gehandelt hatte. Einem Mann, der nicht einmal fähig ist, seiner kranken Frau die Arznei und seinen Kindern die Milch sicherzustellen, geschieht es ganz recht, wenn er sein Leben verkaufen und verlieren muß.
Der Brief von der Direktion der „Gigant" war so geschickt abgefaßt, daß nur ich allein seinen Sinn verstehen konnte. Hier ist er:

„Sehr geehrter Herr!

Die von Ihnen genannte Summe konveniert uns durchaus. Wollen Sie bitte die Güte haben, um neun Uhr abends in die Pluntstreet 211, Wohnung 73, zu kommen. Für die unabänderliche Lage, in die Sie zu geraten wünschen, und eine entsprechende Szenerie, die Ihnen wohl zusagen wird, ist Vorsorge getroffen."
Eine Unterschrift fehlte.
Ich zerbrach mir eine Weile den Kopf, wie ich in besagter „unabänderlicher Lage", das heißt mit einer Kugel im Schädel, mich vergewissern könnte, ob die „Gigant" ihre Verpflichtung einhält, meiner Frau die geforderten zwanzigtausend Dollar auszuzahlen. Doch kam ich alsbald zu dem Ergebnis, dies alles werde sich in der Pluntstreet schon noch aufklären. Ich nahm mir also nur das eine vor, mich nicht ohne sichere Handhaben in die Eleusinischen Gefilde zu begeben.
Nach diesen Erwägungen legte ich die letzten in meiner Tasche trauernden Kupfermünzen auf den Tisch und schrieb folgenden Zettel:
„Liebe Felicia! Da Deine Krankheit ungefährlich ist, habe ich mich entschlossen, mich nach Arbeit auf den Gemüsefeldern umzusehen. Mach Dir keine Sorgen um mich. In spätestens einer Woche kehre ich zurück.
Den Rest des Tages verbrachte ich, bald umherschlendernd, bald auf einer Bank sitzend, in den Anlagen und am Hafen. Meine Aufregung war so groß, daß ich nicht einmal Hunger empfand. Ich malte mir die Verzweiflung und Trauer meiner Frau aus, wenn sie schließlich die Wahrheit erfahren würde. Als ich gerade meine Gedanken dem Problem des „Lebens nach dem Tode" zuwenden wollte, setzte sich ein Mann neben mich auf die Bank. Ich erkannte in ihm sofort meinen alten Freund Boots, den ich rund fünf Jahre nicht mehr gesehen hatte.
„Du scheinst sehr zerstreut geworden zu sein, Boots", sagte ich zu ihm. „Erkennst du mich denn nicht?"
„Ach, ja!" rief Boots aus. „Aber was ist denn mir dir los, Ettis? Du siehst ja so blaß, so heruntergekommen aus!"
Ich erzählte ihm alles, auch das von der Abmachung mit der „Gigant".
„Du machst dich über mich lustig!" sagte Boots stirnrunzelnd.
„Aber nein doch. Ich teilte der Firma mit, daß ich mich erschießen wolle, und machte ihr das Angebot, meinen Selbstmord gegen ein Honorar von zwanzigtausend Dollar zu filmen, um dann die Aufnahme irgendwie zu verwerten. Ich habe es satt, zähneknirschend weiterzuleben."
Boots bohrte seinen Stock gut einen halben Fuß tief in die Erde. Seine Augen nahmen einen wütenden Ausdruck an.
„Du bist ein Esel!" sagte er unwirsch. „Aber die Herren von der ‚Gigant' sind zum mindesten Schufte! Wie, die Kurbel des schändlichen Kastens kaltblütig vor einem durchschossenen Kopf drehen?... Nein, ich werde dich nicht hingehen lassen. Gib mir die Adresse dieser Halunken. Ich selber will statt deiner hingehen — sie wissen ja nicht, wie du aussiehst."
„Nanu? Willst auch du dir das Leben nehmen?"
„Laß das meine Sache sein. Jedenfalls speisen wir morgen gemeinsam im ‚Ceremonial' zu Mittag."
„Wenn... Aber... Irgendwie... Das Geld..."
„Ettis!"
Ich errötete. Boots pflegte stets Wort zu halten, mein Mißtrauen hatte ihn ungeheuer beleidigt. Er schmollte. Drei Minuten lang sprach er kein Wort. Dann beruhigte er sich und hielt mir die Hand hin:
„Einverstanden oder nicht?"
„Gut", sagte ich, „wie aber willst du dich aus der Affäre ziehen?"
„Köpfchen, Junge! Nein, Spaß beiseite Ettis, gib mir die Adresse. — Danke. Auf Wiedersehn! Mir bleiben nur noch vier Stunden Zeit. Geh nach Hause, mach dir keine Sorgen um mich und setz' ein Verzeichnis der dringlichsten Einkäufe auf."
Wir trennten uns. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich mein ganzes Vermögen einem Manne anvertraut, der auf einem lecken Schiff auf stürmische See hinausfährt. Wie hatte ich seinen Vorschlag nur annehmen können! Seine geheimnisvollen Berechnungen konnten doch fehlschlagen! Selbst ist der Mann — so hätte ich denken sollen.
Eine halbe Stunde darauf war ich zu Hause. Meine Frau war aufgestanden und saß weinend vor meinem Zettel. Sie konnte mir die „Arbeit auf den Gemüsefeldern" nicht verzeihen. Ich sagte, ich hätte keine Arbeit gefunden. Schließlich versöhnten wir uns und schliefen innig umschlungen ein. Mir träumte von gebratenem Fisch und Makkaroni mit Pilzen. Ich erwachte von dem lauten Ausruf meiner Frau: „Oh, die herrliche Zwiebelpastete!..." Die Ärmste träumte von ähnlichem wie ich selbst.
Plötzlich klingelte es, und zwar so energisch, als stände draußen ein Briefträger, Polizist oder Bote. Ich machte Licht und ging an die Tür. Ein Mann in langem Ledermantel trat ein und fragte meine Frau:
„Sind Sie Felicia Ettis? Hier ist ein Brief für Sie." Dann verneigte er sich und ging so schnell wieder hinaus, daß wir ihn nichts mehr fragen konnten. Felicia riß den Umschlag auf und mußte sich vor Erstaunen auf den Bettrand setzen: in der einen Hand hielt sie ein Päckchen Tausenddollarnoten, in der anderen einen Brief. Ich nahm ihn ihr aus der Hand und las:
„Sehr verehrte gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl hat sich in Gegenwart eines alten Freundes, dessen Name für Sie belanglos ist, das Leben genommen. Tief gerührt durch Ihre unglückliche Lage, bitte ich Sie, aus meinem Überfluß den Betrag von zwanzigtausend Dollar annehmen zu wollen. Die sterblichen Reste wurden in das St.-Nikolaus-Hospital überführt."
Die jähe Gewißheit, daß Boots nun tot war, traf mich wie ein Schlag. Ich konnte mir den Empfang des Geldes beim besten Willen nicht anders erklären. Dennoch erwog ich alle Möglichkeiten eines glücklichen Ausganges der Sache für Boots. Ein erneutes Klingeln ließ mich an die Tür stürzen. Wie erwartet, war es diesmal Boots. Krampfhaft schluchzend warf ich mich ihm an die Brust. Er lachte und erzählte uns sein Erlebnis:
„Punkt neun Uhr stand ich in der Pluntstreet vor der Tür. Mich empfing ein freundlicher, beleibter alter Herr. Ich war in Lumpen gehüllt, meine Augen waren von Zwiebelsaft gerötet, als hätte ich den ganzen Tag geweint. Bei einer Tasse vorzüglichen Kaffees führten wir folgendes kurze Gespräch:
‚Sie wollen sich also das Leben nehmen?' — ‚Ich habe den sehnlichsten Wunsch danach.' — ‚Das ist zwar sehr betrüblich, aber ich bin dafür, daß jeder Mensch seinen freien Willen haben soll... Wären Sie einverstanden, im Kostüm eines Marquis zu sterben?' — ‚Es wird wohl schöner aussehen als das meine.' — ‚Dann noch etwas: Perücke... und Vollbart...' — ‚O nein! Das Kostüm ist mir ja gleichgültig, aber das Gesicht muß ganz unverändert bleiben.' — ‚Schon gut... Ich hatte Sie nur fragen wollen... Und dann, etwas Schriftliches, wenn ich bitten dürfte... Sie verstehen...'
‚Ich schrieb: ‚Ich bitte, niemandem die Schuld an meinem Tode zuzuschieben. Ettis.' Ich übergab ihm den Zettel. Darauf vereinbarten wir noch, daß das Geld unverzüglich an meine Frau, das heißt an die deine, geschickt werden solle. Der alte Herr zauderte erst, aber dann legte er das Geld in meiner Gegenwart in einen Umschlag und schickte es durch einen Boten fort.
Jetzt paßt auf, was weiter geschah. Man führte mich in einen Garten, der von grellem Scheinwerferlicht überflutet war. Dort ließ man mich unter einem Baum auf einem Sessel Platz nehmen. Vorher hatte ich mich ächzend in die gezierte Kleidung eines Marquis gezwängt. Vier Schritte von mir entfernt stand der Operateur mit seinem Apparat. Er und der Alte erschienen mir nicht sonderlich blaß, ihr Verhalten war ein offenkundig rein sachliches.
Bevor ich mich zu sterben anschickte, stülpte ich eine Perücke über, unter der ich eine mit Rotwein gefüllte Gummiblase versteckte. Die mit Wachs verschlossene Öffnung der Blase befand sich an meiner rechten Schläfe.
‚Leben Sie wohl, teurer Freund', sagte der alte Herr, ‚und nun los, Michael!'
Der Operateur begann sofort zu kurbeln. Ich verdrehte die Augen, setzte den Pistolenlauf an die Schläfe und feuerte eine blinde Ladung ab. Der Wein rieselte sofort heraus. Ich warf mich zurück, griff mit den Händen in die Luft und mimte mit geschlossenen Augen alle Stadien des Todeskampfes, wie sie mir gerade einfielen.
‚Näher ran!' brüllte der Alte dem Operateur zu. ‚Großaufnahme des Gesichts!' Schließlich ließ ich den Kopf auf die Brust herabsinken und verfiel gewissenhaft in Regungslosigkeit. Dann richtete ich mich plötzlich auf und gähnte demonstrativ. Die beiden Männer starrten mich schlotternd an. ‚Glotzen Sie doch nicht so!' sagte ich. ‚Wenn schon Sie hier aus nächster Nähe an meinen Tod geglaubt haben, so wird das Publikum ihn erst recht glaubhaft finden.' Darauf verneigte ich mich und ging fort — im Kostüm des Marquis."
„Und sie machten dir keine Vorwürfe?" fragte ich.
„Sich selber ein Zeugnis der Unmenschlichkeit ausstellen? — das ginge doch zu weit. Mein Gewissen ist rein. Ich habe einmal mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann sich wirklich erschoß — das war nicht im geringsten effektvoll, muß ich dir sagen. Er drückte ab und fiel einfach um. Nachahmung wirkt stets wahrheitsgetreuer als das simple Leben. Aber die Herren von der ‚Gigant', lieber Freund, sind noch nicht reif genug, dies zu begreifen."

Der Volksempfänger läuft

Von Dirks Paulun

Sie hat zwecks Fühlung mit der Welt
den Volksempfänger angestellt.
Er singt und sagt von früh bis spät,
wie warm es ist, wie stark es weht,
was einer soll, was fern und nah
geschieht und grade erst geschah
und was wohl morgen werden mag...
Er tiriliert
und jubiliert
den lieben langen Tag.

Das allermeiste hört sie nicht.
Nur — es ist schön, wenn jemand spricht,
wenn jemand singt, wenn jemand lacht,
wenn jemand nur Geräusche macht.
So tönt er nun die ganze Zeit
als Tröster ihrer Einsamkeit
von Stundenschlag zu Stundenschlag...
Er tiriliert
und jubiliert
den lieben langen Tag.

Ein Angler? — kein Angler!

Glühender Tag an der Mosel.
Einen Zweiradkarren, wie man ihn dort wohl sonst zum Wasserschöpfen benutzt, hatte er in den Fluß gerollt.
Einen Liegestuhl hatte er daraufgesetzt.
Einen riesigen Sonnenschirm hatte er darüber aufgespannt.
Ein Fähnchen flatterte über allem.
Er lag in der Badehose, hatte ein Buch auf den Knien, eine Pfeife zwischen den Zähnen, eine lange Rute in der Hand. Sah nach dem Angel ruhevoll . . .
„Ein Angler!" rief das Mädchen im Faltboot. Sie winkte, und der drollige Kauz unterm Schirm winkte fröhlich zurück.
„Kein Angler!" sprach der Mann im Faltboot. „Ein Angler steht stundenlang auf zackiger Mole oder sitzt regungslos und starr und steif auf spitzen Steinen. — Ein Angler trägt bei jedem Wetter dasselbe luftdichte Zeug. — Ein Angler schützt sich weder gegen Sonne noch Regen. — Ein Angler raucht nicht (es könnte ja die Mücken vertreiben!). — Ein Angler liest nicht, lacht nicht, winkt nicht."
„Warum nicht?"
„Weil Angeln ein männlicher Sport ist! Weil sich nur von solcher Zucht und Selbstkasteiung die Fische rühren lassen und anbeißen."
Es war zu heiß, um eingehender nachzudenken. Die Paddler trieben weiter an der Oberfläche dahin.

Dirks Paulun

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

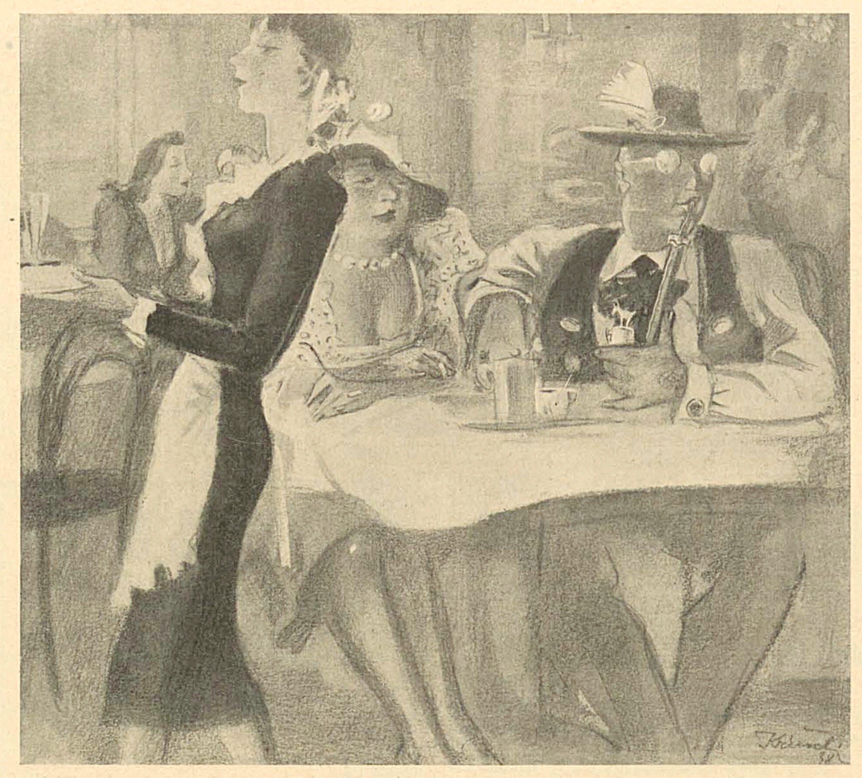
An einem Gamsriegeln in einem österreichischen Revier nahm als Gast ein Prinz von Orleans teil. Die Treiber unterhielten sich tuschelnd über diesen hohen Gast, an dem ihnen offenbar etwas rätselhaft war. Schließlich machte sich der enziangestärkte Obertreiber an Seine Durchlaucht heran und fragte zutraulich: „Halten zu Gnaden, Durchlaucht, san Sö a Sohn von der Jungfrau von Orleans?"

Vor ein paar Tagen ging ich, wie gewöhnlich, in den Isaranlagen spazieren. Es war ein wunderschöner, milder Abend mit Sternenhimmel, Mondschein und Rosenduft. So richtig geschaffen zum Zärtlichsein für verliebte Pärchen. Und so ein Pärchen kam nun auch engumschlungen an meiner Bank vorbei, auf der ich ein Weilchen den Abend genießen wollte. Von einem Gebüsch verdeckt blieben sie stehen und küßten sich sehr innig und lange. Da fand das zärtliche Flüstern und Zwitschern plötzlich ein jähes Ende. Wahrscheinlich versuchte der männliche Partner allzu stürmisch zu sein. Kurzum, ich hörte folgendes Gespräch: „Ach, Sepperl, . . . geh Sepperl . . ., laß mich doch . . ." „Herrgottsakrament, sei stad, du derfst ja."

Der kleine Dieter hatte sich verbotenermaßen an einem Lastfuhrwerk hinten angehängt und war von seiner vierzehnjährigen Schwester Inge dabei erwischt worden. Sie zankte ihn wegen seines Leichtsinns aus und berichtete darüber auch der Mutter, die nun ihrerseits eine Strafpredigt über Dieter verhängte, an welcher sich schließlich auch seine älteste Schwester Hanna, die gerade dazu kam, lebhaft beteiligte.
Dieter hörte sich die vereinigten Schelte eine Weile trotzig an. Weil aber die drei Frauensleute gar nicht wieder damit aufhören wollten, wurde es ihm denn doch zu arg: er trat den Rückzug an, eine Hand in der Tasche, die andere aber, zur Faust geballt, wütend schüttelnd, und rief erbost aus: „Das sag' ich euch aber: wenn ich mal verheiratet bin und meine Frau läßt mich nicht mal an einem Lastwagen anhängen, dann werde ich ihr aber saftig das Fell verhauen!"

Berlin in Oberbayern

(R. Kriesch)



„Merkwürdig, Olga, niemand raucht hier Pfeife und hat im Lokal den Hut auf dem Kopf! Sollte es vielleicht noch ein anderes Garmisch geben!"

Verlorene Liebesmühe

Von J. H. Rösler

Zum vierten Male las Eusebius Zwirbelpietsch den Brief aufmerksam von Anfang bis zum Ende. „Mein armer Freund", las er, „noch einmal rufe ich Sie auf, ein Mann zu sein! Das, was Ihre Frau treibt, spottet jeder Beschreibung! Nicht nur, daß sie in allen Geschäften der Nachbarschaft Schulden über Schulden macht, sie heißt auch Dinge mitgehen, die ihr nicht gehören und die sie nicht kaufte. Mit einem Worte: sie maust wie ein Rabe! Wenn es aber nur dies wäre! Sie verleumdet auch jeden Menschen in der unverschämtesten Weise, am meisten Sie selbst, ihren Gatten. Sie erzählt überall, sie würde von früh bis abends geprügelt, sie bekäme nicht satt genug zu essen und mit Ihrer Männlichkeit sei es auch nicht weit her. Was mich aber heute veranlaßt, zum achten Male zur Feder zu greifen, ist die neue Tatsache, daß Ihre Frau drei neue Liebhaber hat, sich täglich mit allen dreien hintereinander trifft und Sie — wie man so sagt — nach Strich und Faden betrügt. Die Spatzen pfeifen es bereits von den Dächern, nur Sie, armer Freund, scheinen von alledem nichts zu merken! Ich bedaure Sie! Seien Sie ein Mann und handeln Sie. Ein Wohlgesinnter."

Eusebius faltete den Brief sorglich zusammen, ließ sich einen Umschlag geben und adressierte dieses Schreiben an einen gewissen Herrn Albin Meischke. Er kannte Herrn Albin Meischke nicht, hatte ihn auch noch nie gesehen, sondern die Adresse zufällig in einem Zeitungsinserat gefunden. Aber wenn sich einer zum Schreiben berufen glaubt und er hat keine Gelegenheit zum Schreiben, dann sucht er sich eine. Eusebius Zwirbelpietsch schrieb anonyme Briefe, wie einer Briefmarken sammelt oder Maikäfer frühstückt. Es war sein Sport, sein Steckenpferd, das ihm nicht nur eine literarische Befriedigung gewährte, sondern darüber hinaus seiner Phantasie die Möglichkeit gab, sich in den unheimlichsten Folgeerscheinungen der Briefe zu tummeln, gleichsam Schicksal zu spielen in unbekannten Familien.

Drei Tage später lernte er Herrn Meischke kennen. Er saß im Stadtpark auf einer Bank und ließ seine Gedanken grasen, da kam plötzlich ein Herr im schwarzen Mantel und steifen Hut auf ihm zu, sagte: „Gestatten?" und nahm mit finsterem Gesicht neben ihm Platz. Dann zog er eine Brieftasche hervor, entnahm ihr einen Brief und begann ihn zu lesen. Eusebius Zwirbelpietsch lief es eiskalt über den Rücken, denn er sah, daß dies sein Brief war, den er vor kurzem an Herrn Albin Meischke geschrieben. Der Fremde nahm also diesen Brief und begann zu lesen. Wie erstarrte Eusebius Zwirbelpietsch aber, als er das Gesicht des Mannes immer breiter und vergnügter werden sah, wie sich sein Bauch in heftigen Stößen hob und senkte und Meischke plötzlich in lautes und heftiges Lachen ausbrach, sich auf die Schenkel klopfte und vergnügt schrie:

„Köstlich! Köstlich! Einfach wunderbar!"

Und ehe sich Eusebius vom ersten Schreck erholen konnte und das Weite gesucht hatte, drehte sich der Fremde zu ihm und sagte:

„Wissen Sie, das ist eine großartige Sache! Das wird auch Ihnen Spaß machen! Da schreibt mir seit Wochen irgendwo so ein Trottel, daß meine Frau mich betrügt!"

„Ach: Sehr interessant!"

„Mit drei Männern gleichzeitig! Das ist famos!"

„Finden Sie", sagte Zwirbelpietsch verwirrt.

„Ich finde es einfach köstlich!"

„Entschuldigen Sie schon", meinte Eusebius, „wenn mir das einer schriebe, so auf die leichte Schulter würde ich es nicht nehmen. Etwas Wahres ist immer dabei. Und Sie können noch darüber lachen?"

„Freilich kann ich darüber lachen!"

„Warum? Wieso?"

Da sagte Albin Meischke vergnügt:

„Weil ich gar keine Frau habe und nicht verheiratet bin."

Am einsamen Strand

(K. Heiligenstaedt)



„Sag mal, willst du nicht doch was anziehen?“
„Richtig, ja, die Badeschuhe!“

Der wasserscheue Held / Von Ernst Hoferichter

Wenn der Heldentenor Stephan Neuhierl sang, dann geschah das mit solcher Urgewalt, daß den Partnerinnen auf der Bühne der Puder wie Blütenstaub vom Gesichte flog, daß die C-Trompeten aus Unterdrückung klagend zum Kapellmeister hinschrien, der aber sogleich den Raum mit ausbreitenden Händen wieder für den Kammersänger frei machte. Denn er zog dem Opernhaus das Geld in die Kasse, bei seinem Auftritt hing der Direktor eigenhändig das Schild „Ausverkauft" mit Freudentränen in den Augen an den Billettschalter. Wenn Stephan den Siegfried sang, dann konnten die schönsten Frauen der Stadt eine Woche vorher keinen Schlaf finden. Sein Bild mit Unterschrift erschien ihnen als Lichtreklame auf dem Kopfkissen, seine Stimme klang halluzinatorisch aus dem Kleiderschrank hervor und zum Brodeln der Fleischtöpfe sangen sie Stephans Siegfriedtexte über den Kochherd hin...

Hohe und höhere Töchter, die schon die Karte für eine Vorstellung in ihrer Grammatik aufbewahrt hatten, verwechselten in der Literaturgeschichte Goethe und Schiller und schrieben während der Pause den Namen „Stephan Neuhierl" mit dem Finger aufs Butterbrot. In der Geographiestunde, wenn sie durch's Fenster den Pedell mit seinem Windhund über den Schulhof gehen sahen, war es im Augenblick so, als spaziere der schöne Siegfried mit seinem Drachen in den Turnsaal hinunter, um dort in dessen Fett zu baden. Und wenn es dann nach Schulschluß in der Küche der Frau Pedell tatsächlich nach Margarine roch, kehrte diese Erinnerung an Stephan mit dem Drachen mit zwingender Deutlichkeit wieder in ihr Bewußtsein zurück.

War sodann endlich der Abend flammendes Ereignis geworden, hatte Stephan Neuhierl mit dem Gold in der Kehle als Siegfried die Szene betreten — ja, dann schaukelte sich der ganze Zuschauerraum wie ein Ozeandampfer auf den Wogen stürmischer Begeisterung. Die Notbeleuchtung zuckte vor der Wucht seines Organs ängstlich zusammen und auf den Samtplostern hoben sich im Wind seiner Töne die Theaterzettel wie welkes Laub empor... so gewaltig, so unverschämt großartig sang es da aus der Kehle des gottbegnadeten Sängers... Und kein Mensch konnte sich eine Vorstellung von solch einem Kehlkopf machen. So dachten einige, seine Kehle müsse eine Sprungdeckeluhr sein — aus achtzehnkarätigem Gold. Andere wieder verglichen sie mit dem Reichtum eines Dampfschiffwartesaales erster Klasse — und einige sogar mit dem Sprechzimmer eines Zahnarztes, wo jede Plombe hundert Mark kostet...

Nach dem Schluß des ersten Aktes hatten viele vor Begeisterung ihre Früchtenbonbons unverlutscht auf der Zunge liegen, eine Kindergärtnerin bekam hysterische Anfälle, der diensttuende Wachtmeister beschloß, sich Stephan Neuhierls Stimme als Grammophonplatte zu kaufen — und einigen Damen älteren Jahrgangs war in der ersten Sitzreihe vor lauter Rührung das Kautschukgebiß in den Orchesterraum gefallen, das der Logendiener gegen zehn Pfennig Trinkgeld auf einem Teller wieder zurückservierte....

Wem solche Opfer und Verehrungen zuteil werden, der muß — so könnte man glauben — zu den Glücklichsten der Erde gezählt werden... Aber der Kammersänger Stephan Neuhierl war im tiefsten Grunde der Seele der unglücklichste Mensch. Daß er eine göttliche Stimme hatte, das wußte er selbst am besten. Und wenn er es einmal vergessen hatte, was bei Heldentenören aber nie vorkommt, so hätte er es durch die unmenschliche Höhe seiner Gage wieder erfahren können. Daß ihm nun die Menge Abend für Abend seine hohe Künstlerschaft durch Händepatsch aufs neue quittierte, das war ihm schon lange selbstverständlich geworden. Eine fabelhafte Stimme zu haben und himmlisch schön singen zu können, reizte ihn nicht mehr, weil er sie hatte — und es konnte. Und Stephan Neuhierl ging es wie so vielen Menschenkindern! Was sie gar nicht können, das möchten sie am liebsten tun, darin wollen sie Meister sein und gelobt werden!

Der allerweltsberühmte Kammersänger konnte nicht — schwimmen. Ja, er war geradezu wasserscheu! Während einer Aufführung des „Fliegenden Holländers" kam ihm diese Schwäche eines Abends zum erstenmal zum tragischen Bewußtsein.

Er hatte sich vorgestellt: Wenn diese Wellen und Wogen aus bemalter Leinwand mit einem Male zu wirklichem Wasser und Meer geworden wären, mit Salzgeschmack, tausend Meter tief und 9 Grad Kälte — er wäre samt seinem hohen C ein Mann des Todes geworden. Das gab ihm zu denken und er dachte zum erstenmal tief nach, tausend Meter in die Tiefe. Bewunderung und Ehrfurcht hatte er von diesem Augenblick an für alle, denen in solchen Lebenslagen Vertrautheit mit dem Wasser gegeben war. „Was nützt mir meine goldene Kehle, mein butterweicher Tonansatz und meine Gage, wenn ich nicht schwimmen kann!..." sagte er zu sich selbst, als er in seiner Garderobe war und sich seine Schminke und seine Berühmtheit aus dem Gesichte rieb. Der Theaterfriseur, der ihm die Heldenbärte ins Antlitz klebte, der konnte schwimmen. Stephan erinnerte sich jetzt, wie ihm einst dieser gottbegnadete Mann erzählte, daß er sogar einmal eine Katze aus dem Bache zog, eine Katze im Sack, und ihr so das Leben rettete...

Und so lebenswahr und nah erschien dem Heldentenor diese Begebenheit, so lebhaft versetzte er sich in die Notlage des ertrinkenden Tieres, daß er plötzlich selbst glaubte, eine Katze im Sack zu sein, das gurgelnde Wasser in seine Ohren laufen fühlte — und auch schon mit Händen und Füßen um sich stieß und um Hilfe schrie...

Der Theaterfriseur, der gerade auf einem Holzkopf eine Pagenperücke auskämmte, glaubte zunächst, der Herr Kammersänger studiere eine neue Rolle ein, aber, da er sogar Schweiß auf seiner Stirne perlen sah, was sonst bei Heldentenören nur selten vorkommt, da ahnte er Gefahr und sprang auf den Künstler zu.

Der atmete sogleich befreit auf, als er rettende Hände nahekommen sah: „Sie Glücklicher", sagte er erschöpft, „Sie können schwimmen, während ich ertrinken muß!..."

Da meinte der Theaterfriseur wieder bestimmt, daß er eine Rolle einstudiere und ging zu seinem Holzkopf mit der Pagenperücke zurück... Seitdem glaubte sich der Heldentenor immer der Gefahr des Ertrinkens nahe. Wenn er daheim in seine Waschschüssel sah, dehnte er in Gedanken deren Fläche zu einem Meeresspiegel aus, auf dem ihn die Wellen hilflos hin und her warfen. Am Stadtbach wagte er nur noch während der Bachauskehr zu promenieren. Voll Neid sah er im Aquarium den Goldfischen nach und er hätte am liebsten seine Stimme gegen Kiemen vertauscht, hätte sich gern von Algen und Brotkrumen ernährt. Da im Opernhaus ihm seine treue Gemeinde zujubelte, ihn mit Beifall und Lorbeer überschüttete, dachte er insgeheim: „Jetzt vergöttern sie mich als Tristan — Quatsch!... Viel tausendmal lieber hörte ich sie applaudieren, würde ich von einer Badehausstiege zur anderen zu schwimmen vermögen. Das wäre Kunst!..."

Er besuchte nun auch alle Veranstaltungen des Schwimmvereins und wurde Ehrenmitglied. Aber überall, wo sein Name laut wurde, lobten sie seine Stimme und achteten seine Schwimmversuche gering. Er, der so durch höhere Gaben begnadet ist, habe so etwas, so eine gemeine Betätigung, nicht nötig. Einige meinten, er müsse mit seiner Seele ja schon halb im Himmel wandeln, die Erde müsse ihm schon fremd geworden sein, ihm, dem göttlichen Sänger!... So sprachen sie, während er in seiner Badewanne die ersten Schwimmversuche unternahm, die Beine nicht anzuziehen vermochte und Wasser schluckte wie ein Filtrierpapier.

Vor dem Schwimmlehrer hatte er eine solche Hochachtung und Wertschätzung, daß er ihm seine liebste Tochter zur Frau gegeben hätte. Sein unentwegtes Zählen zu den Schwimmzügen, dieses „Eins, zwei, drei, vier" schlich sich als wohliger Rhythmus in sein musikalisches Gehör hinein. Und bei der nächsten Siegfried-Aufführung war er nahe daran, nach diesem Takt des Schwimmlehrers zu singen und mit rudernden Armen die offene Szene zu betreten.

Nach einem Jahr heißesten Bemühens in der Badewanne glaubte sich der Heldentenor für gewagtere Wasserkünste herangereift. Er band sich einen Korkgürtel um den Brustkorb, aus dem schon so viele Male herrliche Tonwellen erklungen waren. So trat er Schritt für Schritt, wie Männer, die zum Gashahn schreiten, an den Rand des Bassins, in dem gewöhnlich Kinder und Hunde gebadet werden.

Mit einer Flasche Kirschwasser am Herzen ging er, sich Mut suchend, den Wasserbehälter auf und nieder. Wenn er oben war, freute er sich wieder, nach unten gehen zu können. Und immer fand er etwas, das Grund gab, den ersten Sprung in die seichte Tiefe hinauszuschieben. Da schien ihm das Wasser zu unruhig, dort schwamm eine alte Zeitung, in deren Anzeigenteil er nicht hineinspringen wollte. Und dieser Sprung sollte sehr überlegt sein. Er war entscheidend für Stephan Neuhierls spätere Zukunft. Gelang er, so war er fest entschlossen, seine ruhmvolle Sängerlaufbahn aufzugeben, ja, dann wollte er sich im Wasser fortbilden, um einmal selbst Schwimmlehrer zu werden.

Aber es war noch Zeit. Die Badeanstalt wurde erst um acht Uhr geschlossen, zu jenem Zeitpunkt, wo auch die Oper anfing, in der er bei erhöhten Preisen heute abend zu singen hatte. Und jetzt war es erst drei Uhr nachmittags. Die Sonne warf glitzernde Halsbänder und Ohrringe auf den Wasserspiegel, der frisch und grün wie eine Waldmeisterlimonade ihm zu Füßen lag. Zwei Bademeister warteten seines Winkes, der ihnen anzeigen sollte, wann er geistig und körperlich zum letzten gewaltigen Sprung seines Lebens bereit sei...

Jetzt spazierte er zur Abwechslung auch auf der anderen Seite des Wassers auf und ab. Da aber gab es eine Stelle, wo der Rand von Seife, Schmirgel und Hühneraugentinkturen schlüpfrig geworden war. Und der Heldentenor schritt über sie hinweg, froh, daß er immer noch vier Stunden Zeit zur Entscheidung vor sich hatte. Ahnungslos traten seine Sohlen in diese Politur, er glitt aus — und flog wie ein Sack Würfelkohlen in die haltlose Flut... Aus seinem Leib entwichen alle Sinne wie durch ein Sieb.

Mit den Füßen nach oben und dem Kopf nach unten rang er nach Land und Leben. In einem Augenblick waren ihm Algen, gurgelndes Grün, die Stimme der Souffleuse vom Opernhaus, das Siegfriedmotiv, die Höhe seiner Gage und der fehlende Knopf an seinem Winterüberzieher gegenwärtig... und nur die Schwimmübung „eins, zwei — drei vier" — kam ihm nicht in den Sinn, der ihm zusehends schwand. Da, als die letzten Fetzen seines Bewußtseins in die Fluten zu entweichen schienen, fühlte er die Hände der beiden Bademeister sich um seinen Siegfriedleib schlingen und die Sonne schien wieder. Im Opernhaus mußte die Vorstellung abgesagt und das Eintrittsgeld rückvergütet werden. Stephan konnte einen Monat lang überhaupt kein Wasser mehr sehen. Schon ein Trinkgeld erweckte in ihm Angst und Furcht. Und als er nach einem Jahre zum erstenmal wieder im „Fliegenden Holländer" sang, durchwühlte ihn beim Anblick der gemalten Leinwandbogen ein solcher Aufruhr, daß er erst singen konnte mit einem Schwimmgürtel um den Leib — und mit zwei Bademeistern zu seiner Linken und Rechten...

(J. Hegenbarth)

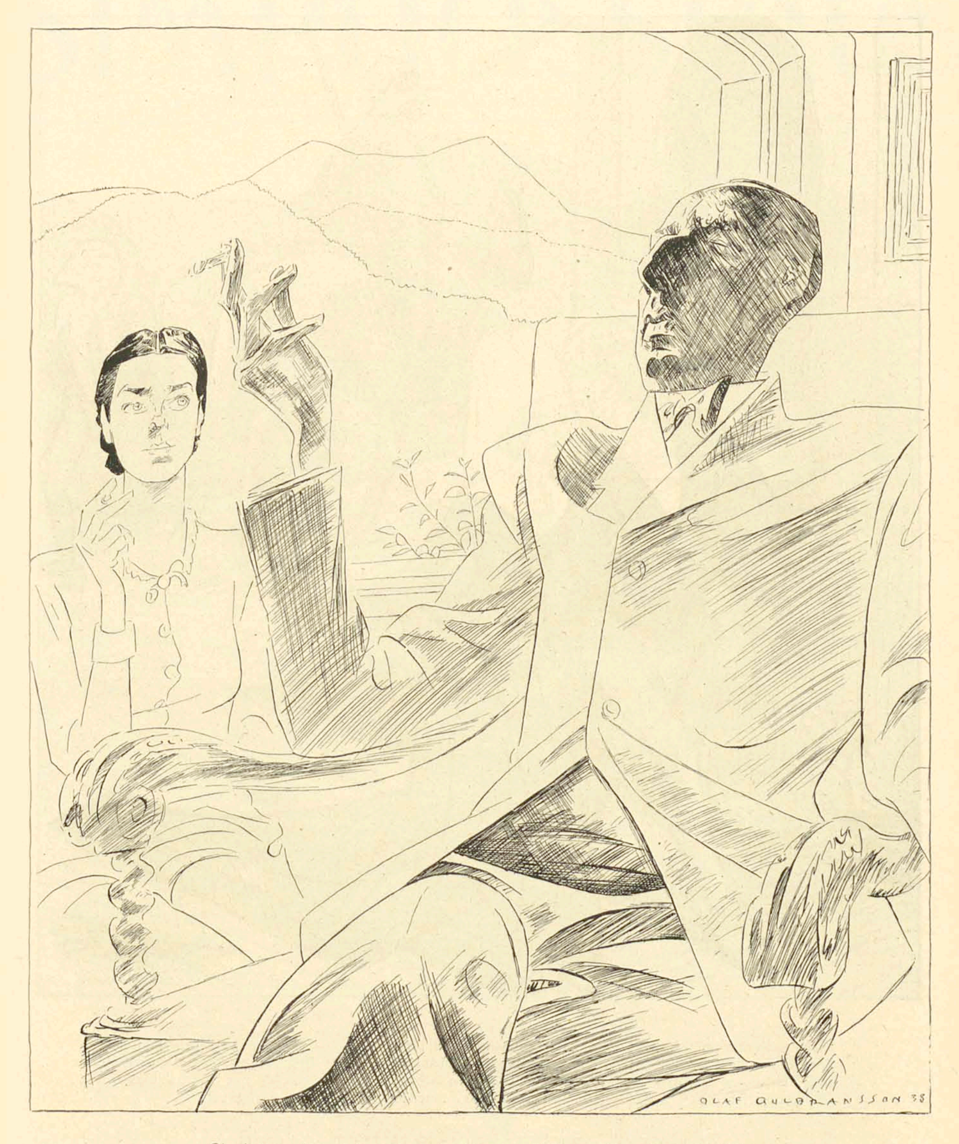
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Landaufenthalt

(O. Gulbransson)



„Sie langweilen sich wohl sehr hier im Gebirge, Herr Präsident?“
„Offen jestanden ooch nich mehr als an der See!“

Frau Minne

(Wilhelm Schulz)



Wenn zauberisch im Schlosse
Frau Minne singt ihr Lied,
Tief drunten aus dem Tale
Es jeden zu ihr zieht.

Wer dann im holden Kreise
Bei ihr viel Mägdlein findt
Und will sich eine wählen,
Den macht Frau Minne blind.

Gar oft geschieht das Wunder,
Daß, die ans Herz er drückt,
Ihn nicht nur heut und morgen,
Ihn ewiglich beglückt.

Nur manchem ist 's zum Leide,
Dem wird in kurzer Zeit
Die Huldgestalt zum Drachen,
Der Gift und Flammen speit . . .

Doch wie es auch kann werden,
Es wird doch jeder Mann
Sich zu Frau Minne lenken,
Wenn sie ihr Lied stimmt an.

Wilhelm Schulz

München, 7. August 1938
43. Jahrgang / Nummer 31

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sommer-Probleme

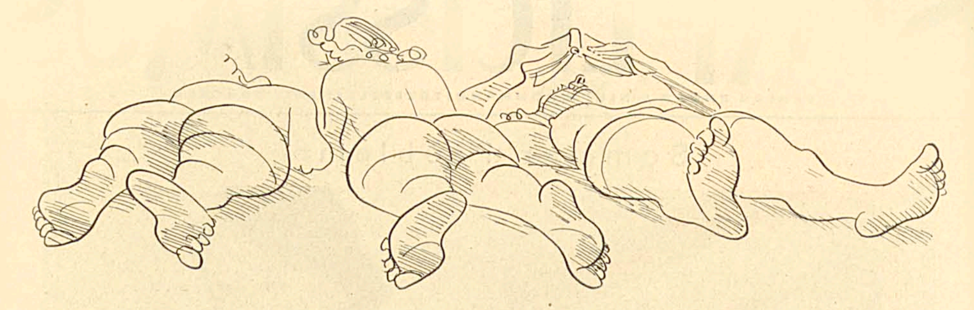
(K. Heiligenstaedt)



„Was wird wohl dein Bräutigam sagen, wenn er dich so sieht?"
„Schwer zu sagen, sonst ist Otto nicht für Halbheiten!"

Strandgut

(Fr. Bilek)



Der altbewährte Kindermund

Kinder und Narren reden die Wahrheit, behauptet ein Sprichwort dreist. Wenn ein Sprichwort so eine Behauptung aufstellt, muß schon etwas dran sein. Aber die Sprichwörter sind merkwürdig und meistens gibt es ein anderes, in dem das Gegenteil behauptet wird. Über die Wahrheit, die Kinder und Narren zu reden nicht verpflichtet sind, habe ich im Augenblick kein entsprechendes Sprichwort parat, aber es gibt ganz bestimmt eins, man müßte nur im altchinesischen Sprachschatz suchen oder in der Weisheit eines längst ausgestorbenen Indianerstammes. Das Sprichwort würde ungefähr so lauten:

Die Wahrheit redet immerdar,
Wer klug ist oder dreißig Jahr.

Es ist genau so richtig wie das von den Kindern und Narren, denn ich habe schon ziemlich närrische Leute gekannt, die das Blaue vom Himmel herunterschwindelten, und so kindlich kann einer gar nicht sein, daß er immer nur die Wahrheit sagt.
Tatsache ist, daß Kinder gelegentlich die Wahrheit sagen. Das nennt man dann „Kindermund", und die Mamas, die Papas, die Onkels und die Tanten schreiben die Wahrheit sofort auf und schicken sie an die örtliche Humorecke, denn es ist üblich, für die Wahrheit, wenn sie aus dem lieblichen Mund der Kinder stammt, etwas zu bezahlen.
Der Kindermund beginnt immer mit den Worten: Klein-Inge, vier Jahre alt... Ich habe festgestellt, daß die meisten Kinder, aus denen der humorige Kindermund quillt, Inge heißen. Woran das liegt, weiß ich nicht. Wenn ich aber einmal eine Tochter bekommen sollte, werde ich sie Inge nennen. Ich glaube, ich kann dann auf ein sorgenfreies Alter hoffen, denn ich werde die einlaufenden Summen nicht in Inges Sparbüchse tun, wie die andern Papas, Mamas, Onkels und Tanten behaupten. Ich werde sie der aufbauenden und rastlosen Wirtschaft zukommen lassen.
Allerdings ist die Produktionsfähigkeit der Inges nur kurz. Wie gesagt, mit vier Jahren tragen sie die brauchbarsten Früchte, und eine Nachernte kann man noch einmal so zwischen sechs und sieben Jahren erwarten. Um diese Zeit machen die Inges nämlich ihre urkomischen Aussprüche in der Schule, Aussprüche, die die ganze Verwandtschaft von der Intelligenz der Kleinen restlos überzeugen.
Ich habe mir schon gedacht, ob man nicht gleich mehrere kinderreiche Familien pachten und den anfallenden Kindermund sozusagen auf dem Halm kaufen könnte. Man riskiert dabei ein bißchen und es kann Mißernten geben, aber ein Geschäft gegen die guten Sitten ist es wohl nicht.
Manchmal habe ich den Verdacht, daß der Kindermund nicht naturrein ist, daß er durch Zusätze verfälscht wird. Als Zusatz eignet sich besonders das Wort „Popochen". Durch Mischung mit diesem Wort kann jede Geschichte leicht in herzigen Kindermund umgewandelt werden, und ich bin überzeugt, daß man Goethes Faust mit einer genügenden Dosis von diesem Ingredienz leicht in eine ertragreiche Serie von Aussprüchen Klein-Inges umwandeln könnte.
Ich werde mich hüten, hier Beispiele zu geben, denn das würde einer Fälscherindustrie allzu willkommene Fingerzeige liefern. Nein, wir haben ein Recht auf die unverfälschten Aussprüche unserer Lieblinge, die keinem Wandel unterworfen sind, und die Adam und Eva schon in den „Boten aus dem Paradies" eingesandt haben: Klein-Abel war jüngst bei seinem Großpapa zu Besuch. Da geschah es, daß Klein-Abel beim Nachmittagskaffee plötzlich ‚mußte'. Er stieß sein Brüderle Kain an und rief mit seinem hellen Kinderstimmchen...."
Hier kann jeder gebräuchliche Kindermund eingefügt werden, wie er sich seit den Tagen des Paradieses paradiesisch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Foitzick

Vom „Sinn"

Von Ratatöskr

Weil ich nun halt einmal so bin,
treibt mich's, allüberall zu suchen
nach einem sogenannten „Sinn",
wie nach Rosinen in dem Kuchen.

Ob mir's am Scharfblick oft gebricht,
wenn ich mich meditierend plage,
ob mir der „Sinn" gefällt, ob nicht
— ist jeweils eine andre Frage.

Ich suche, weil ich muß. Ein Bann
beflügelt mich und hält mich munter.
Und wenn ich keinen finden kann,
dann leg' ich eben einen unter.

Oase und Wüste

Von Josef Robert Harrer

Was wäre die Oase, wenn es keine Wüste gäbe! Ein Flirt ohne die Ehe ist nicht anders. Wie erst die Wüste die Oase wirklich zur Oase macht, so läßt die Ehe den Flirt zu einer Labung werden.
Aus diesem Instinkt hat Eduard eine Sommerfrische gewählt, in der ihm tatsächlich bereits nach wenigen Tagen ein netter Flirt blühte. Das blonde Fräulein spendete mit den Palmen ihres Entgegenkommens süßen Schatten und ihre Lippen glichen dem erquickenden Oasenquell. Leider haben aber Oasen nicht die Bestimmung, daß sie längere Zeit den Wanderer in sich bergen. Bald muß die Reise wieder weitergehen, bald befindet man sich wieder inmitten der weiten Wüste.
Auch Eduard mußte die holde Oase seines Flirts nach kurzem Aufenthalt verlassen, als seine Gattin in die Sommerfrische nachkam. Es reiste also sozusagen die Wüste zum Propheten.
„Es muß etwas geschehen!" dachte Eduard und schlich eines Nachmittags, während seine Gattin im Schlummer das Backhuhn verdaute, heimlich in das Zimmer des Fräuleins. Das Oasenmädchen tat erstaunt und verlegen.
„Ich bin wie ein Löwe eingebrochen", scherzte Eduard, der sich bestimmt nicht mit diesem stolzen Tiere verglichen hätte, wenn er sich in einem Spiegel hätte erblicken können. Das Fräulein aber legte bald die Hemmungen ab. Es war zutraulich und streichelte Eduard die Wangen, wie man es einem Kamel tut. Und Eduard sah in seiner verliebten Dummheit gar nicht die listigen, sieghaften Blicke, mit denen sie über ihn hinaussah.
Alles schien in schönster Ordnung zu sein, als sich plötzlich die Türe öffnete und Eduards Gattin in ihrem veilchenblauen Pyjama eintrat.
„Eduard!", schrie die Dame, welche das Backhuhn noch nicht zur Gänze verdaut hatte, „Eduard, was suchst du bei meiner Schneiderin?"
Eduard hatte jetzt vollkommen die Eigenschaft eines Kamels: er fand kein Wort. Ihm war, als habe ein Blitz in seine Oase eingeschlagen. Aber das Fräulein sagte sachlich:
„Der Herr Gemahl bespricht soeben die Überraschungen mit mir, die er für Sie, gnädige Frau, vorhat... Ein schmuckes Herbstkostüm, zwei Abendkleider, einen Mantel für den Vormittag, einen Mantel für — —"
„Eduard!" rief die Wüstenkönigin. „Eduard, du bester aller Ehemänner! Sogar dein Mittagsschläfchen opferst du für mich? Komm an meine Brust!"
Er verschwand, die Augen schließend, an dieser, während die beiden Damen mit ihren einverständlichen Blicken bewiesen, daß Oase und Wüste zusammenhalten, daß sie zusammengehören, daß sie verbündet sind, wenn es gilt, daß ein Kamel wirklich ein Kamel bleibe.

Familien-Ähnlichkeit

(O. Gulbransson)

„Donnerwetter, da ist ja die Kleine!"

„Kicks!"

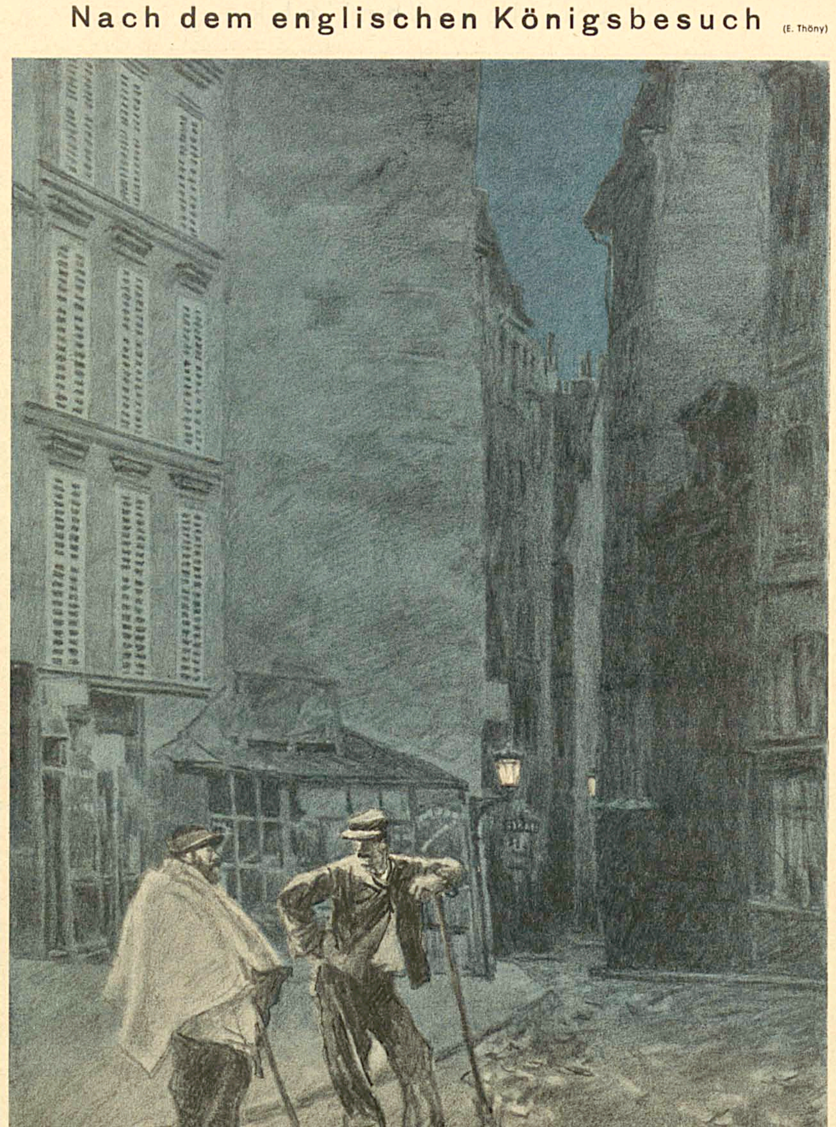
„Sie sind wohl wahnsinnig geworden, Herr!"

„Verzeihung, ich dachte Sie seien Ihr Fräulein Tochter!"

OLAF GULBRANSSON 38

Nach dem englischen Königsbesuch

(E. Thöny)



„Großartig war's, Gaston, und nun kannst du dir ein Bild machen, wie es erst sein wird, wenn Stalin zu uns kommt!"

Der Clown / Von Reinhard Köster

Er ist im Zirkus meist der „letzte Mann“,
der im Programm sehr selten dick gedruckt ist.
Die Menge merkt es nicht, wieviel er kann,
weil er so dumm scheint und so tief geduckt ist.

Er ist der Hiob, über den man lacht.
Die Freude, die er schafft, ist Schadenfreude:
ein Mann, der alles falsch macht, was er macht,
ist für die Menschen eine Augenweide!

Und schlagen zwei sich schallend auf die Ohren,
freut es das Publikum, wie einst im alten
Rom bei dem blut'gen Kampf der Gladiatoren.
(Man soll die Menschen nie für Menschen halten.)

Und plötzlich holt ein Clown aus weiter Hose
ein kleines, zierliches Bandonium
und macht als spielerischer Virtuose
mit komischen Grimassen alle stumm.

Er spielt den süßen Kitsch, den längst verlachten,
so meisterhaft, daß er auch die erregt,
die sich, weil er sie packt, nun selbst verachten,
so daß er sie mit eignen Waffen schlägt. —

— — Von allen „Fahrenden“ im Grünen Wagen
sind doch die Clowns, die oft so grausam scherzen
und sich ans weite Herz der Menge wagen,
immer die Menschen mit dem „goldnen Herzen“.

Das Telefon läutet

Von Börge Madsen

Erwin Hagen, zweiunddreißig Jahre alt und Junggeselle, bewohnte eine kleine, moderne Wohnung, die er mit gutem Geschmack eingerichtet hatte. Er war Studienassessor an einem Gymnasium in Griechisch und Latein, und es war vielleicht dieser vertrauliche und intime Umgang mit dem alten Hellas, der ihn zu einem glühenden Verehrer aller Schönheit und Harmonie werden ließ.

Und die Natur hatte den jungen Ästheten selbst auch mit einem wohlgebauten Körper und einem schönen — beinahe zu schönen Gesicht ausgestattet, und weil er der Natur für den guten Geschmack, den sie bei seiner Erschaffung bezeugt hatte, dankbar war, verwendete er einen guten Teil seiner freien Zeit für das Ankleiden. Die Feierlichkeit, die er bei seinen Unterredungen mit dem Schneider anwandte, war dem Ernst, mit dem ein Diplomat die Interessen seines Landes vertritt, nicht unähnlich.

Erwin Hagen war somit ein zufriedener Mensch, zufrieden mit den ihm verliehenen Geistesgaben, mit seinem Äußeren, seiner Wohnung, seiner Übersetzung des Sueton, dem neuen Smoking — und doch geschah es zuweilen, daß ihn inmitten dieser wohlbegründeten Zufriedenheit plötzlich eine innerliche Leere überkam.

So auch in diesem Augenblick. Und wieder einmal erwog er, ob er nicht klüger täte, zu heiraten. Doch wie immer kam er zu dem Ergebnis: daß eine Ehe im Grunde ein gefährliches und gewagtes Unternehmen sei; denn die meisten Frauen, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, erwiesen sich als beschränkt, putzsüchtig und von sich selbst eingenommen, und es empfahl sich daher wenig, diesen Schritt zu wagen.

Da läutete mitten in seine Überlegungen hinein das Telefon. Er erhob sich und griff nach dem Hörer.

„Halloh!“ rief eine muntere Mädchenstimme. „Wie gut es sich trifft, daß Sie selbst am Apparat sind. Ich fürchtete schon, es könnte Ihre Frau sein.“

„Meine Frau?“ wiederholte er verwundert. „Sie haben gewiß eine falsche Verbindung erhalten, meine Dame. Mit wem habe ich übrigens das Vergnügen?“

„Einen Augenblick“, antwortete die Stimme. „Ich möchte nur eine Zigarette anzünden; denn ich bin ein wenig nervös, und eine Zigarette beruhigt.“

Für einen Augenblick verstummte die Stimme nun, um sich gleich darauf erneut vernehmen zu lassen. „So“, sagte sie, „jetzt bin ich imstande, ein bißchen mit Ihnen zu plaudern. Vorausgesetzt, Sie haben Lust dazu!“

„Ja, wer aber in aller Welt sind Sie denn eigentlich?“

„Das möchten Sie wohl wissen.“

„Ich nehme an, daß Sie nicht zu meinen Bekannten gehören, und ich finde es im Grunde recht sonderbar, daß Sie mich anrufen und ...“

„Verzeihung“, erklärte die Stimme, die plötzlich ein wenig rührend klang, „geniert es Sie vielleicht?“

„Offengestanden, ja.“

„Warum hängen Sie dann aber den Hörer nicht ein. Sie sind doch schließlich Herr im Hause und können den Ruhestörer hinauswerfen.“

Nun schwiegen beide, doch der Hörer wurde nicht aufgelegt. Bis ein silberklares Lachen das Schweigen unterbrach.

„Warum haben Sie nicht eingehängt?“ fragte sie.

„Weil ... weil ich nicht wünsche, demonstrativ zu werden, denn ich bin ein gebildeter Mensch“, erwiderte er lächelnd.

„Großartig. Und Sie dürfen versichert sein, daß ich gleichfalls ein manierliches und gebildetes junges Mädchen bin. Habe die besten Schulen besucht, spiele ausgezeichnet Tennis und bin ein beachtlicher Bridge-Partner.“

„Das sind in der Tat amüsante und interessante Aufklärungen. Aber was geht es mich an. Weshalb haben Sie mich angerufen?“

„Sehen Sie, heute abend langweilte ich mich so schrecklich, und da ich nichts mehr hasse, als die Langeweile, versuchte ich zu lesen, aber ich fand die nötige Andacht nicht ...“

„Was wollten Sie lesen?“

„Knut Hamsun, Herr Lehrer!“

„Sie können sich Ihre Anzüglichkeit ersparen.“

Immerhin konstatierte er mit Zufriedenheit, daß das Mädchen einen guten Geschmack zu besitzen schien.

„Worauf ich Klavierspielen wollte, aber das langweilte mich ebenfalls. Meine Freundinnen rief ich auch an, aber keine war zu Hause. Und wie ich so das Telefonbuch durchblätterte, fiel mein Blick auf Ihren Namen: Erwin Hagen, Studienassessor — und, weiß Gott, er gefiel mir so gut, daß ich dachte: diesen Mann müßtest du einmal anrufen; denn es würde amüsant sein, zu erfahren, was das eigentlich für ein Kerl ist. Er dürfte sicherlich noch nicht alt sein, denn sonst wäre er bereits Studienrat, nicht wahr? — würde dagegen seine Frau am Apparat erscheinen, so wollte ich mich mit der falschen Verbindung herausreden. Und nun freue ich mich eigentlich, daß sie es nicht war — warum lachen Sie? Finden Sie mich so unterhaltsam?“

„Wie alt sind Sie denn überhaupt?“

„Danach fragt man eine Dame nicht. Wenn Sie es aber durchaus wissen wollen — zweiundzwanzig. Ein reizendes Alter, nicht wahr?“

„Durchaus. Doch finden Sie nicht auch, daß unsere Bekanntschaft ein wenig eigenartig ist?“

„Wieso? Langweilen Sie sich auch?“

„Keinesfalls. Im Gegenteil ... Ja, was ich überdies sagen wollte ...“

„Was wollen Sie mir sagen? Mir doch nicht etwa einen gemeinsamen Spaziergang vorschlagen? Wo denken Sie hin, mein Herr! Ich bin ein ordentliches junges Mädchen. Im übrigen wollen wir jetzt Schluß machen mit unserer kleinen Unterhaltung, Herr Hagen. Es war wirklich nett von Ihnen, — Sie haben mich in eine ausgezeichnete Stimmung versetzt.“

„Hören Sie mich an“, bat er, von einer sonderbaren Angst gepackt, „Sie dürfen noch nicht einhängen. Ich muß Sie sehen. Herrgott, ich saß hier auf meinem Zimmer und langweilte mich schier zu Tode. — Geben Sie mir die Chance, ich möchte Sie so gerne persönlich kennenlernen.“

„Aber was fällt Ihnen ein?“

„Wollen Sie mir nicht eine bescheidene Chance bieten?“ wiederholte er demütig.

Ihr Zaudern gab ihm neue Hoffnung.

„Wollen Sie mir wenigstens Ihre Telefonnummer nennen?“

„Die können Sie ... nein, die können Sie auch nicht bekommen.“

„Ja, dann müßten wir uns irgendwohin verabreden.“

„Wir kennen uns ja gar nicht.“

„Das kann sich doch ändern.“

„Vielleicht.“

„Sagen Sie mir doch endlich Ihren Namen.“

Er hörte am Telefon, wie sie nervös mit den Fingern trommelte.

„Hören Sie zu“, sagte sie plötzlich. „Ich gebe Ihnen eine Chance. Im Apollo-Theater läuft ein Stück, das ich mir morgen abend mit meiner Freundin ansehen will. Ich werde ein dunkelgrünes Abendkleid mit Silberstickerei an den Ärmeln tragen ...“

„Und wie sehen Sie sonst aus?“

„Das werden Sie morgen sehen. Sie werden mich bestimmt herausfinden, denn das Apollo-Theater ist ja sehr klein. Und nun leben Sie wohl — und auf ein Vielleichtaufwiedersehen.“

„Hallo!“ rief Erwin Hagen vergebens ins Telefon, die Stimme am anderen Ende blieb verschwunden.

Müde legte Frau Jutta Carstens den Hörer aus der Hand und strich sich über die Stirn. Sie fühlte sich ermattet.

Frau Jutta war mit dem Direktor des Apollo-Theaters, Bruno Carstens, verheiratet. Doch das Programm, dem Bruno so vieles geopfert hatte, war von der Kritik miserabel beurteilt worden, so daß in den ersten Vorstellungen sich kaum eine Seele hatte blicken lassen. Da war Bruno auf diesen „glänzenden“ Einfall gekommen. Sie lächelte bitter, erhob sich und ging in das andere Zimmer, wo auf der Couch ein junges Mädchen ruhte, ihre Schwägerin, Brunos jüngste Schwester.

„Jetzt bist du dran, Helen“, sagte Frau Jutta. „Ich kann nicht mehr.“

„Der Wievielte war es denn?“

„Der Sechsundneunzigste.“

„So haben wir heute die Hundert bald erreicht. Es war übrigens ein glänzender Einfall von Bruno, uns beide die verschiedensten Männer anrufen zu lassen ...“

Frau Jutta seufzte.

„Ja, es war eine glänzende Idee“, wiederholte sie bitter. „Doch ich halte es nicht länger aus. Es ist wirklich eine zu anstrengende Rolle, die mir mein lieber Mann zumutet: fremden Männern gegenüber am Telefon einen Backfisch vorzuspielen.“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Ja, Helen, wenn man auf die Fünfzig zugeht, eignet man sich weniger gut dazu.“

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Ein kleiner Beamter vom Kriegsministerium

Von Adolf Linhardt

Dupont war seit zwanzig Jahren Beamter im Kriegsministerium in einer sehr bescheidenen Stellung. Er wohnte in einer ärmlichen Straße der Vorstadt La Villette. Niemals hätte er die Aufmerksamkeit des Amtsvorstehers, der ihn in den düsteren Räumen der Registratur zu seinen Untergebenen zählte, erregt, wenn sich nicht plötzlich eine allzu auffällige Veränderung vollzogen hätte:
Dupont hatte eines Tages seinen vom Zahn der Zeit arg hergenommenen, vorsintflutlichen Gehrock abgelegt und erschien sauber gekleidet, mit reinem Kragen und neuer Binde im Amt. Wohlfeile Warenhausartikel allerdings, aber immerhin Neuanschaffungen, die bei ihm seit Menschengedenken nicht vorgekommen waren. Harmlos erzählte er seinen Kollegen von einem Sonntagsausflug, den er mit seiner Frau unternommen hatte. Die Sparsamkeit von Frau Dupont war aber im Amte bekannt.
Dies alles geschah, ohne daß Dupont auch nur einen Centime Gehaltserhöhung zu erwarten, geschweige denn erhalten hatte. Für einen Beamten des Kriegsministeriums also war sein Gehaben im höchsten Grade verdächtig.
Der vorsichtige Amtsvorsteher beschloß daher, mit der Beobachtung von Duponts Privatleben einen Geheimagenten zu betrauen, und dieser entdeckte bald darauf ein kleines Kaffeehaus in der Rue de Richelieu, in dem Dupont dreimal in der Woche zur nämlichen Stunde verschwand. Das Kaffeehaus hatte einen stillen Nebenraum, in dem sich zur bewußten Zeit selten Gäste einfanden. Dort bezog der Geheimagent seinen Lauscherposten. Er steckte die Nase tief in eine Zeitung, als Dupont eintrat, gefolgt von einem großen, breitschultrigen Mann, dem man den Ausländer auf den ersten Blick ansah.
Die beiden nahmen in einer Ecke Platz, achteten ihrer Umgebung nicht und begannen, nachdem der Fremde ein Glas Wein, Dupont einen Absynth bestellt hatte, heimlich zu debattieren. Dupont legte eine Anzahl Schriftstücke vor. Der Ausländer machte Aufzeichnungen. Dupont überlas sie und stellte Verschiedenes richtig. Schließlich zog er aus den Tiefen seiner Rocktasche einen Plan, breitete ihn auf dem Tisch aus und erklärte dem Fremden zweifellos bedeutsame Dinge. Der Geheimagent, obwohl kein Neuling in seinem Beruf, fieberte vor Aufregung hinter seiner großen Zeitung. Hier hatte man es offenkundig mit Landesverrat zu tun; die Aufgabe, den Verräter zu entlarven und den Ausländer unschädlich zu machen, erfüllte ihn mit heißer Genugtuung. Kaum vermochte er die Brandung seines Pflichtbewußtseins zu besänftigen.
Die Unterredung währte etwa eine Stunde und erreichte ihren Höhepunkt, als der Fremde seiner Brieftasche einige Scheine entnahm und sie Dupont aushändigte. Das Gesicht des kleinen Beamten strahlte vor Glück. Er empfahl sich mit vielen Verbeugungen und ging. Der entrinnt mir nicht, dachte der Polizist. Wichtiger ist mir zunächst der Ausländer. Der Mann bezahlte indes, steckte die ihm von Dupont überlassenen Papiere sorgfältig ein und verließ das Lokal. Kaum hatte er die Straße betreten, als er verhaftet wurde. Er leistete zwar nicht den geringsten Widerstand, doch legte ihm der Polizist zur Vorsicht Handschellen an. Man kann nicht wissen... Um weiteres Aufsehen zu vermeiden, wurde er in einem herbeigerufenen Taxi der Polizeipräfektur eingeliefert.
In dem beschlagnahmten Notizbuche des verhafteten Ausländers, das von höheren Kriminalbeamten sogleich einer genauen Prüfung unterzogen wurde, fanden sich folgende interessante Feststellungen:
„Die Hauptstadt von Frankreich heißt Paris. Paris liegt an der Seine. — Haben Sie den Eiffelturm gesehen? — Ja, ich habe den Eiffelturm gesehen. — Mein Vater hat auch den Eiffelturm gesehen. — Hat Ihre Schwester den Eiffelturm gesehen? — Nein, meine Schwester hat einen Regenschirm gekauft."
Dupont war, wie schon erwähnt, ein sehr kleiner Beamter mit karg bemessenen Gehaltsbezügen. Für ein bescheidenes Taschengeld hatte er Unterricht in der französischen Sprache erteilt.

Reise nach Kolberg

Von Max von Engelhardt

Wunderschöner Sommernachmittag im Tiergarten. Theobald saß allein auf einer Bank und hatte den obersten Knopf seines Jacketts bald völlig abgedreht.
Gestern war ein ereignisreicher Abend gewesen. Erst das Treffen mit Emmi an der Normaluhr — Kaffeetrinken bei Aschinger verlief noch leidlich, doch dann kam das Gespräch auf Sommerreisen. Und dabei wurde die Atmosphäre schwül. Emmi führte sämtliche Bräute der Verwandtschaft und Bekanntschaft auf, die alle reisen könnten — ausgenommen sie selbst, und der Abend verdüsterte sich immer mehr. Schließlich trennte man sich am Potsdamer Platz. Ein kühler Händedruck — ein vorwurfsvoll bräutliches Auge — weg war sie.
Theobald brauchte Geld. Zu dieser sich stets wiederholenden Feststellung war er gleich nach dem gestrigen Krach gekommen. Zum Reisen braucht man Geld, sagte er sich. Doch als er beim Knopfdrehen angelangt war, stellte er ferner fest, daß er nie Geld gehabt hatte, keins habe und voraussichtlich auch niemals welches haben würde. Da gab er sich einer stoischen Traurigkeit hin. Melancholisch blickte er in die Ferne. Emmis Herz schien für ihn verloren, wenn er es nicht mit großzügiger Geste, d. h. mit einer aus den Ärmeln geschüttelten kleinen Sommerreise zurückeroberte. Er war ein Mann, er mußte handeln. Und da hatte Theobald das erstemal in seinem Leben eine Idee. Den Knopf seines Anzuges hielt er in der Hand, vielleicht würde das viele Nachdenken noch einen zweiten kosten, aber das schadete nichts, denn die Sommerreise würde tatsächlich steigen. Er und Emmi — Emmi und er.
Stettiner Bahnhof — acht Uhr morgens. — Zwei strahlende Gesichter. Ein buntes Sommerkleid und ein auf neu gebügelter Sommeranzug. Theobald saß neben Emmi und fühlte sich als weitgereister Lebemann, er rauchte lässig eine Zigarette und wippte mit der Fußspitze auf und nieder. Hin und wieder griff seine rechte Hand in die Hosentasche und holte ein kleines Blechkästchen hervor, auf welchem „Molison-Pillen" stand. Als er dieses Kästchen das vierte Mal hervorgeholt hatte, erschienen auf Emmis Stirn die bekannten drei Zornesfalten und sie wollte unbedingt wissen, warum er dieses blödsinnige Kästchen dauernd befassen und begucken müsse. Theobald lächelte. „Das ist ein Beruhigungsmittel gegen Kopfschmerzen und Rheuma, liebste Emmi..." Und fröhlich mit den Fingern auf dem Kasten trommelnd, ließ er selbigen wieder in der Hosentasche verschwinden. Emmi lachte und entschloß sich, wegen eines lumpigen Kästchens keinen Krach zu veranstalten. Voll Spannung und Freude ob all des Neuen landeten beide schließlich in einem Kolberger Hotel. Emmi staunte. Sie beschloß schnell, sich wie eine ganz große Dame zu benehmen. Beim Kaffeetrinken spreizte sie den kleinen Finger. Jedenfalls benahmen sie sich beide großartig. Doch nach zwei Tagen kam Theobald atemlos zu Emmi gerannt, die Koffer hatte er bereits gepackt, und wütend verschwand das Brautpaar aus dem Hotel. Der Hotelempfangschef verbeugte sich mit einer bedauernden Geste, aber da waren die beiden auch schon vorbeigerauscht. Emmi platzte vor Neugierde. Theobald murmelte etwas von „Differenzen gehabt", „Schweinerei — mistmäßiger Saftladen" usw. Weitere Erklärungen blieben aus. Nach einer halben Stunde begrüßte Theobald milde lächelnd den Hoteldiener des Hotels „Zum Dornbusch" und übergab ihm die Koffer. Wieder bekamen sie ein herrliches Zimmer. Fünf ruhige, selige Tage verbrachten die beiden im Dornbusch, kugelten am Strand herum und ließen sich von der Sonne bräunen. Die Stimmung war ausgezeichnet und wurde weder durch Krachs von Emmi noch durch Theobalds melancholische Zustände getrübt. Aber am Sonntagabend geschah folgendes. Als Emmi das Zimmer betrat, kniete Theobald mit versteinertem Gesicht auf dem Teppich in einer Ecke und starrte unentwegt auf die Wand. Emmi eilte erschrocken hinzu und entdeckte eine ziemlich verhungerte, platte Wanze, die, unentschlossen, wohin sie sich wenden sollte, an der Wand hochkroch.
„Eine Wanze, Theo..." Emmis Stimme zitterte vor Empörung.
„Tatsächlich Ungeziefer!" Theobald nickte. „Pack die Koffer, Emmi!"
Schon in einer halben Stunde verließen sie das Hotel, nachdem Theobald voller Mut das Ungeziefer mit einer Nadel aufgespießt und dem Hoteldirektor unter die Nase gehalten hatte. Der beleibte ältere Herr fuhr erschrocken zurück, wollte es erst nicht glauben, stellte jedoch, nachdem er mühevoll den Kneifer aufgesetzt hatte, endlich fest, daß es ein Tier genannter Sorte sei. Theobald weigerte sich selbstverständlich, auch nur einen Pfennig für so einen unmöglichen Aufenthalt zu zahlen, ergriff Emmi am Arm und, dunkle Drohungen murmelnd, verließen sie den „Dornbusch".
Mit diplomatischer Überredungskunst brachte Theobald es soweit, daß Emmi wieder vergnügt wurde und allmählich sogar eine gewisse Neugier äußerte, wie lange sie wohl im nächsten Hotel bleiben würden. Jetzt wählten sie das Hotel „Zum fröhlichen Ende", das ziemlich außerhalb der Stadt lag. In einem kleinen, gemütlichen Raum ließen sie sich das in dem Zimmerpreis ein-

Nördliche Ebene

Von Heribert Vossen

Brachland, blaß und immer gleich in breiter
Blöße immer gleichem flachem Himmel
Flach genüber, noch mit wenig Aeckern,
Weiden, immer glatt und kahl und endlos
Offen, ein erstorben Meer — —
Schlote ziehn und Masten, einsam schwindend
So wie Schiffe hinterm Horizont.

Plötzlich, ungeheuer und beklemmend
Nah, mit schwarzen nackten Riesenfängen
Langsam lautlos eine Mühle dreht . .

geschlossene Essen bringen und speisten mit gutem Appetit. Es vergingen zwei Tage, und Emmi begann allmählich an die Heimreise zu denken, da sie ja wieder ins Geschäft mußte. Die einzige angenehme Zeit im Jahr — der Urlaub — ging zu Ende. Theobald verspürte den Wunsch, seinen Bekannten und Verwandten Ansichtskarten zu schreiben. Da gegen solche Anwandlungen eines männlichen Herzens nichts einzuwenden war, schlenderte Emmi allein zum Strand.

Theobald ließ die Ansichtskarten ruhig auf dem Schreibtisch liegen, schlich ans Fenster und warf einen spähenden Blick hinunter. Er wartete so lange, bis von Emmi nur noch ein kleines weißes Pünktchen zu sehen war. Dann griff er schnell nach seinem Kästchen mit Molison-Pillen. Nachdem er es vorsichtig geöffnet hatte, hielt er lockend den Zeigefinger hinein. Und was soll man noch berichten — der Finger tauchte mit einer krabbelnden, unterernährten Wanze wieder auf.

Nachdem sie sich eine Weile gemütlich auf Theobalds Finger auf und ab bewegt und sich über die Gegend orientiert hatte, stellte Theobald das verschlossene Kästchen beiseite, ergriff eine Stecknadel, ließ die Wanze auf einen weißen Bogen fallen und mordete sie, indem er sie aufspießte.

Langsam öffnete sich die Tür, und ein etwas korpulenter und ein magerer Herr standen vor Theobald. Da — ein kleines rundes Metallschild — ganz leise und taktvoll sagte einer „Kriminalpolizei". Der Magere ergriff das Kästchen, öffnete es, murmelte etwas zwischen den Zähnen und sagte dann laut:

„Schau ... schau ... nur noch elf dieser sympathischen Tierchen sind drin — na junger Mann, das hätte ja noch ein Weilchen gereicht."

Theobald lächelte verbindlich, mußte aber doch nach Berlin zurück. Das Rückfahrgeld sparte er sich allerdings.

Und Emmi durfte mit einem Zwanzigmarkschein und einem Zettel mit der aufschlußreichen Beschriftung „Bin Rindvieh — habe Wanzen selbst ausgesetzt — verzeih bitte. Theobald" auf seine Rückkehr aus dem bekannten großen Gebäude am Alexanderplatz warten.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Ein Herr aus Bremen, der sich irgendwo an der Unterweser erging und etlicher Briefmarken bedürftig war, entdeckte an einem ländlichen Kramladen ein Schild mit der amtlichen Aufschrift: „Verkauf von Postwertzeichen". Er trat ein, kaufte, um die pessimistisch aussehende Inhaberin ein wenig aufzuheitern, eine Tafel Schokolade und verlangte dann zwei Zwölfpfennigmarken.

„Die hab ich augenblicklich gar nicht da", sagte die Frau traurig.

„Dann geben Sie mir vier Sechser", sagte der Herr.

„Och", versetzte die Frau noch trauriger, „die sünd'r dscha auch nich."

Der Kunde verzweifelte noch nicht. „Also — sechs Vierer oder warten Sie mal — acht Dreier."

„Die kriegen wir alle ers wieder", sagte die Frau hoffnungslos.

Nun riß dem Kunden die Geduld: „Dann möchte ich aber wirklich mal wissen, weshalb bei Ihnen ,Verkauf von Postwertzeichen' am Hause steht."

Die Frau legte den Kopf auf die Seite und sagte mit tief betrübter Zustimmung, die von stiller Beugung unter das Schicksal zeugte:

„Tschä, nich, das sagen Sie man."

Ich sitze behaglich im Ufergras des Flusses, teils in mich, teils — mit den Beinen nämlich — im kühlenden Wasser versunken, da kommen zwei Buben daher — acht- bis zehnjährige. Die Kledasche ist mit bewunderungswürdiger Fixigkeit im Nu herunten, und ohne mädchenhaftes Zieren sind sie auch schon im Wasser drinnen. Es zeigt sich, daß der eine der zwei schwimmen kann. Er schwimmt ernsthaft und mit Anstrengung, sichtlich in seiner Leistung gehoben, weil er sich von dem Freund bewundert glaubt. G l a u b t ! ... Der aber hat Interessanteres zu tun und steht drüben bei den Binsen.

Da merkt's der kühne Schwimmer, taucht empört aus dem nassen Element auf und schreit hinüber zum Freund: „Ja, wann du net zuaschaugst, nacha mog i nimma — moanst, daß i umasunst dasauf?!"

Den alten Niebuhr aus der Humboldtstraße hatte an einem Sonntagmorgen, als er „bloß ma'n büschen um en Pudding gehen" wollte, ein böser Geist beim Kanthaken genommen und auf Abwege gebracht. Um Mißdeutungen gar nicht erst aufkommen zu lassen, sei diese Redewendung sogleich für den Sonderfall abgegrenzt: Der alte Niebuhr wurde durch seinen Nachbar Bokelmann in die Wirtschaft von Kohlmeyer verschleppt, dort mit einem gewissen Asendorf bekanntgemacht und zur Teilnahme an einem zügellosen Skatspiel veranlaßt.

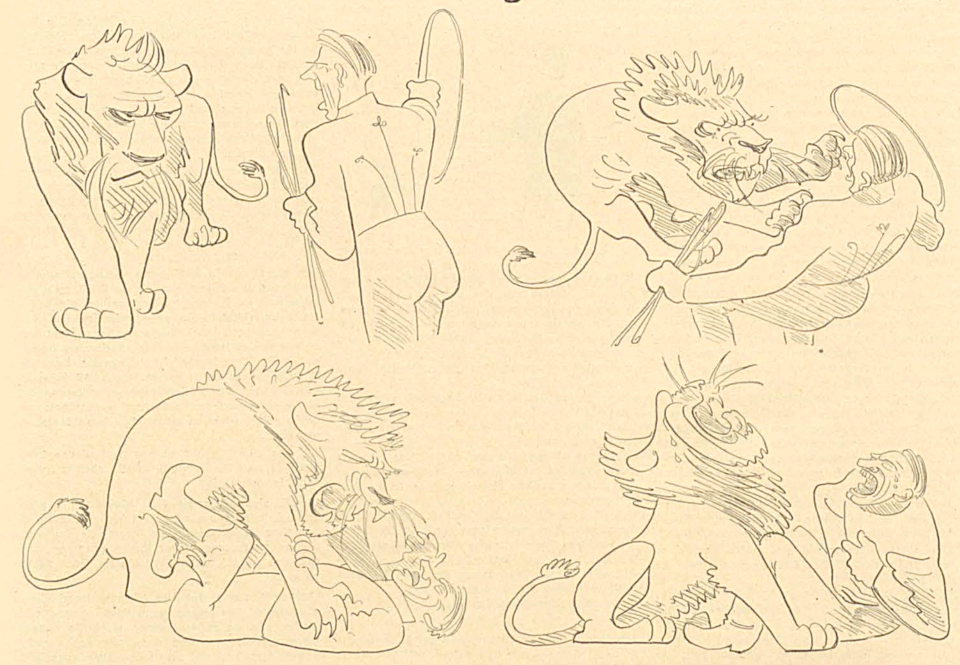
Als der alte Niebuhr mittags nach Hause kam, hatte er sein Taschengeld für die nächsten vierzehn Tage verspielt.

„Tschä, siehste", sagte Frau Niebuhr, die nach anderthalb Minuten völlig im Bilde war. „So verfumfeiste dein Geld. Das haste da nu von. Hättste stattsdessen inner Kirche gesessen, wie sich das gehört, denn hättste dein Geld dscha nu noch."

„Mudder", sagte der alte Niebuhr bescheiden, aber fest: „Das sagste nu wohl so gegen mir: Kirche, und da meinste dscha wohl die höhere Gerechtigkeit mit, und das solls dscha wohl geben. Aber kuck mal, die beiden, die mir das Geld abgewonnen haben, waren 'er dscha auch nich in."

Der kitzlige Löwe

(Fr. Bilek)



Die Wasserprobe / Eine schwäbische Eulenspiegelei, erzählt von Georg Schwarz

Zu jener Zeit, als Pfeffer von Stetten, der schwäbische Eulenspiegel, in Waiblingen bei einem Schuster in die Lehre ging, lebte dort ein Stadtschreiber, den alle Welt scheute.
Mit dem Schuster lebte er lange Zeit in Frieden. Als er ihm aber einmal ein paar neuer Schuhe in Maßarbeit gab und verlangte, daß sie so gut gemacht werden müßten, daß sie einen halben Tag lang die Wasserprobe bestünden — sonst wollte er sie dem Schuster nicht abnehmen —, riß dem Meister die Geduld und er wünschte, dem Federfechter möchte ein Streich gespielt werden, an den er sein Leben lang denken sollte!
Eines Morgens schickte der Schreiber seine Magd in die Schusterstube, um die Schuhe holen zu lassen, weil er sie bei einer Staatsvisite tragen wollte.
Pfeffer, der allein in der Werkstatt war, zeigte der Magd die schönen Schuhe, sagte aber, sie müßten zuvor der Probe unterworfen werden; darnach könne sie der Stadtschreiber haben.
Die Magd ging wieder. Hinter ihr drein schlich sich Pfeffer auf den Markt, setzte die ledernen Schifflein kurzerhand im Brunnentrog aus, wünschte ihnen viel Glück zur Reise und lief in die Werkstatt zurück. Als die Magd nach einer Weile mit ihrer Gölte zum Schöpfen an den Brunnen kam, waren die Kähne schon in großer Not und neigten sich, nachdem sie ein paarmal unterm Röhrenstrahl im Kreise getanzt und noch die Wasserprobe von oben bestanden hatten, schwer auf die Seite und drohten unterzugehen.
Die Magd erkannte die schönen Schuhe wieder, die ihrem Herrn gehörten, fischte sie heraus und wunderte sich nur, wie sie in den Brunnen geraten waren.
Ihr Herr ahnte schon einiges mehr, war sehr erzürnt und ließ sogleich nach dem Meister fahnden. Der saß in seiner Weinstube, wie jeden Tag, und verwies die Magd an den Gesellen. Der Geselle war von Pfeffer bereits in das Geheimnis eingeweiht worden und erschien vor dem Stadtschreiber mit der unschuldigsten Miene.
„Was wollt Ihr, gestrenger Herr? Habt Ihr nicht selbst die Probe aufs Wasser verlangt?" spielte er sich auf.
Der Federfuchser durchschaute den Handel und schickte einen handfesten Scharwächter nach dem Lehrbuben.
Und während der Herr nun mit Widerwillen in die nassen Staatsschuhe schlüpfen mußte, wurde Pfeffer auf Geheiß des Schreibers am Brunnen so lange unter den Strahl gehalten, bis der Schreiber, fertiggeworden, geruhsam in seinem Wägelchen über den Markt gefahren kam und Pfeffern zurief: „Weißt du nun, wie eine Wasserprobe tut?!"
Diesen Schimpf wollte Pfeffer nicht auf sich sitzen lassen, und er besann sich auf einen besseren Streich. Es hatte sich herumgesprochen, daß der Stadtschreiber schon lange Zeit auf Freiersfüßen ging. Die Jungfer Dorothee, die so ehrbar war wie reich, war sein Augenziel geworden, und ihr zuliebe verwandte er viele Sorgfalt auf seine äußere Gestalt.
Aus diesem Grund schickte er nach einiger Zeit seine Schuhe wieder in die Werkstatt des Schusters, um sie dort verschönern zu lassen. Pfeffer, der ein gedemütigtes Wesen zur Schau trug, um seinen Meister zu täuschen, freute sich auf die Gelegenheit, dem Stadtschreiber die Heimzahlung geben zu können — und als ihm der Meister eines Abends befahl, die gebesserten Schuhe am andern Tag in die Stadtschreiberei zu tragen, war sein Plan gemacht. Noch in der Nacht machte er sich auf, schlich sich vor das Haus der Jungfer und setzte die Schuhe auf der Schwelle ihres Haustörleins nieder, pärleinweise und so gerichtet, als seien sie von selbst herzugelaufen und warteten, von der Jungfer eingelassen zu werden. Dann verbarg er sich.
Als das Sechsuhrglöcklein läutete, ging der Amtmann vorüber, erkannte die Schuhe des Stadtschreibers auf der Staffel und dachte im Weitergehen: „Ei, huldigt der Herr Amtsbruder so tüchtig dem Weine, daß er sein eigenes Haus nicht mehr findet und in der Nacht bei fremden Leuten eingeht?! Aber warum stellt der Tölpel seine Schuhe vors Haus?"
Nach ihm kamen einige Weiber, sahen die Schuhe, verhielten sich den Mund und machten böse Augen. „Schaut die Heuchlerin, die Jungfer!" schmähten sie, „sieht sie nicht drein, als kriegte sie eine Ohnmacht, wenn sie einem Mannsbild in die Augen schaut? Und da läßt sie einen Burschen in ihre Kammer! Die Frömmlerin! Ja, eine solche ist auch nicht besser als wir andern!" und schimpfend gingen sie weiter.
Nicht lange darnach lugte die Hausmagd der Jungfer aus der Tür, sah die Schuhe, wußte gleich, wem sie gehörten, bekam einen Schrecken und nahm sie eilig weg. Pfeffer glaubte genug gesehen zu haben und wollte gehen, aber schon nahte sich im Eilschritt der Stadtschreiber, als hätte er von dem Schimpf vernommen, klingelte ein paarmal, doch erst, als er wie ein Steuerpresser am Klingelzuge riß, wurde ihm von der mürrischen Magd geöffnet.
Drinnen im Hause ging es nun ein wenig laut her. Die Jungfer, noch in der Morgenhaube, trat an ihr Schlafkammerfenster, schmiß es wütend zu, und Pfeffer glaubte hinter den Gardinen ein unsanftes Gerede zu hören, die Stimme des Schreibers glich einer klagenden Posaune, dazwischen die der Jungfer wie eine schrille Schelle gellend!

Der Strohwitwer

(Wilhelm Schulz)



„Vierzehn Tage lang egal Spiegeleier und man merkt, daß an der Ehe doch was dran ist!“

Der Traum vom Urlaub

(Ch. Girod)



Die Unzertrennlichen / Von Bruno Manuel

Jack und Harris waren, was man ein Paar siamesische Zwillinge nennt. Siamesische Zwillinge stellen eine unlösliche Einheit dar. Ist der eine an das Krankenbett gefesselt, wird sich auch der Gesunde legen müssen. Nimmt dieser aus unbezähmbarem Reinlichkeitsdrang ein Bad, wird jener ebenfalls notgedrungen sauber. Der eine kann noch so bestrebt sein, lasterhaften Umgang zu suchen. Solange der andere moralisches Rückgrat behält, verliert auch dieser nicht das Gleichgewicht.

Ihr Schicksal ruht in einer Hand. Jack hatte außer anderen lieblichen Eigenschaften eine große Freude am Autofahren. Er kaufte sich einen Wagen. Harris ging aber gern zu Fuß. Doch um des lieben Friedens willen und weil der Klügere nachgibt, ließ er sich nach anfänglichem Sträuben überreden, Jack auf seinen Fahrten zu begleiten.

Jack war ein gefürchteter Fahrer. Straßenbahnen und Autobusse stoppten, sobald sein Wagen in Sicht kam.

„Ich verstehe nicht, wie man nur so unvernünftig fahren kann", meinte Harris kopfschüttelnd, „du wirst uns noch ins Unglück bringen mit deiner Raserei."

„Unsinn", erwiderte Jack siegesgewiß, „das wirst du bei mir nicht erleben. Außerdem fahre ich doch so vorsichtig."

Eines Tages war aber das Malheur geschehen, und Jack hatte vor Gericht zu erscheinen. Ihm wurde Körperverletzung eines Fußgängers zur Last gelegt. Eine richtiggehende Missetat.

Harris erwies seinem Bruder die Treue und begleitete ihn zu den Schranken des Gerichts. Aber das war vielleicht ein Fehler.

Über die Brille hinweg sah der Richter neben dem Angeklagten eine zweite Person stehen. Da er nicht wußte, was das bedeutete, verlangte er eine Erklärung.

„Angeklagter", begann er unvermittelt, ehe Jack noch ein Wort zu sagen vermochte, „wollen Sie mir nicht erklären, was das heißen soll?" Dann fügte er ziemlich ungehalten hinzu, daß es einem Angeklagten unmöglich erlaubt werden könne, seine Freunde mit auf die Anklagebank zu bringen.

„Wie bitte?" fragte Jack mit Würde. „Was Sie hier vor sich sehen, ist nämlich mein gleichaltriger Bruder Harris, mit dem mich unlösliche Bande verknüpfen."

„Ihre Bande interessieren uns nicht", versetzte der Richter, der für den übertriebenen Familiensinn kein Verständnis hatte. „Wenn Ihrem Bruder durchaus daran liegt, Ihrer Aburteilung zuzusehen, dann habe ich nichts dagegen. Er soll sich aber gefälligst in den Zuschauerraum begeben. Auf der Anklagebank hat er nichts zu suchen."

Da Harris dem Wunsche des Gerichts nicht ohne weiteres nachkommen konnte, nahm er das Wort zu einer Erklärung.

„Hoher Gerichtshof, mir scheint, hier muß ein Irrtum vorliegen."

„Das scheint mir auch. Also gehen Sie."

„Der Irrtum liegt aber auf Ihrer Seite. Ich muß nämlich leider bei meinem Bruder bleiben. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen."

Diese Bemerkung brachte Harris einen Ordnungsruf wegen versuchter Gotteslästerung ein, wogegen er ganz entschieden protestierte.

Man hatte das Gefühl, als ob das Gericht kurzsichtig wäre. Harris wurde deutlicher und wies mit Nachdruck auf die zusammengewachsene Stelle. Das genügte. Nun konnte sich das Gericht nicht länger der Tatsache verschließen, daß man es mit siamesischen Zwillingen zu tun habe.

Aber das Gericht hatte einen Verdacht:

„Wenn Sie mit Ihrem Bruder unlöslich verbunden sind, dann waren Sie doch auch bei der strafbaren Handlung zugegen?"

„Ja."

„Warum haben Sie sie nicht verhindert?"

„Hoher Gerichtshof", erwiderte Harris geziemend, „Sie dürfen von mir nichts Unmögliches verlangen. Ich verstehe nichts vom Autofahren. Ich bin bloß Passagier."

„Sie wollen also behaupten, daß Sie am Fahrunterricht Ihres Bruders nicht teilgenommen haben?"

„Teilgenommen schon, aber geschlafen! Mein Bruder war so unvernünftig, den Kursus immer kurz vor Mitternacht abzuhalten. Das ist eine Zeit, in der ich kaum noch die Augen offen halten kann."

Das Gericht erblickte darin erhöhte Fahrlässigkeit und einen Beweis für Harris Mitschuld. Harris konnte aber geltend machen, daß die ganze Schuld Jack traf.

„Das geht schon daraus hervor, daß ich keinen Führerschein habe. Sie dürfen mich also bloß als Fahrgast ansehen. Und seit wann, hoher Gerichtshof, trifft Fahrgäste eine Mitschuld?"

Infolgedessen wurde nur Jack zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Jack nahm die Strafe schweigend hin.

Aber Harris, der sich durch einen gewissen Weitblick auszeichnet, Harris fand das Urteil undurchführbar. Er protestierte sehr pathetisch: „Ich finde, man wird hier auf Schwierigkeiten stoßen. Denn nach meinem Dafürhalten kann die Strafe nicht vollzogen werden."

„Das lassen Sie getrost unsere Sorge sein. Darüber brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen." Der Gerichtshof schien über die Folgen nicht recht im klaren.

„Laß doch", meinte Jack, „wir werden uns doch

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Kunstwissenschaft

(Erich Schilling)



„Ich war heute in der Pinakothek. Können Sie als alter Einwohner der Kunststadt mir vielleicht sagen, was der Unterschied ist zwischen Holbein dem Älteren und Holbein dem Jüngeren?" — „Ja mei, dös is a ganz a diffizile Wissenschaft; dös wird halt so sei' wie der Unterschied zwischen an hellen Spaten und an hellen Löwenbräu!"

wegen solcher Kleinigkeit nicht aufregen." Er warf seinem Bruder einen raschen, fast flehentlichen Blick zu.
Man darf aber Harris nicht ungefällig nennen. Er begleitete Jack anstandshalber bis an das Gefängnistor. Als er sich dort still und heimlich drücken wollte, verlor Jack irgendwie die Fassung.
„Aber Harris, willst du mich verlassen? Jetzt, wo ich dich unbedingt brauche!"
Der Wärter, der die Zelle aufschloß, lehnte im Hinblick auf die Strafvollzugsordnung ab, Harris mit einzulassen.
„Das schlagen Sie sich man aus dem Kopf, junger Mann. Sie scheinen nicht zu wissen, was Einzelhaft ist."
„Demnach kann ich also wieder gehen", fragte Harris und wandte sich dem Ausgang zu, „denn schließlich habe ich ja auch nichts verbrochen."
„Halt!" rief der Wärter und war schon im Begriff, die Alarmvorrichtung in Betrieb zu setzen. „Sie bleiben hier!" Er meinte aber Jack, der sich Harris heimlich angeschlossen hatte.
„Siehst du", sagte Harris, „ich habe doch gleich gesagt, man stößt bei uns auf Schwierigkeiten."
Der verblüffte Gefängniswärter sah sich in einer unmöglichen Situation. Er erstattete Bericht und fragte die vorgesetzte Behörde um Rat. Denn solch ein Fall war noch nicht dagewesen.
Es dauerte eine volle Woche. Während dieser Zeit blieben beide in Haft. Jack bekam Gefängnisessen. Harris durfte sich selber beköstigen und gab seinem Bruder heimlich davon ab. Harris machte tatsächliche Rechtsansprüche geltend und betonte mit dem erforderlichen Nachdruck: „Das wird Ihnen teuer zu stehen kommen. Sie sollen sich nicht etwa einbilden, daß ich mir die Freiheitsberaubung so ohne weiteres gefallen lasse."
„Das können Sie halten, wie Sie wollen", erklärte der Wärter, „wir kümmern uns nur um unsere Strafgefangenen und keinesfalls auch um deren Geschwister."
Jack trug Gefängniskleider. Harris seinen Zivilanzug. Weil gegen ihn nicht das mindeste vorlag, durfte er bei elektrischer Beleuchtung lesen. Gegen Jack war Dunkelarrest verfügt. Man sah aber keine Handhabe, es mit der nötigen Strenge durchzuführen. Weshalb die vorgesetzte Behörde folgerichtig beschloß, dem Fiasko ein Ende zu machen.
Die Strafe galt als verbüßt.

Im dunklen Park

(R. Kriesch)



„Was werden die Leute denken, wenn sie uns hier sehn!"
„Beruhige dich, die anderen sind auch nicht zum Denken hergekommen!"

München, 14. August 1938
43. Jahrgang / Nummer 32

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Gipfelrast

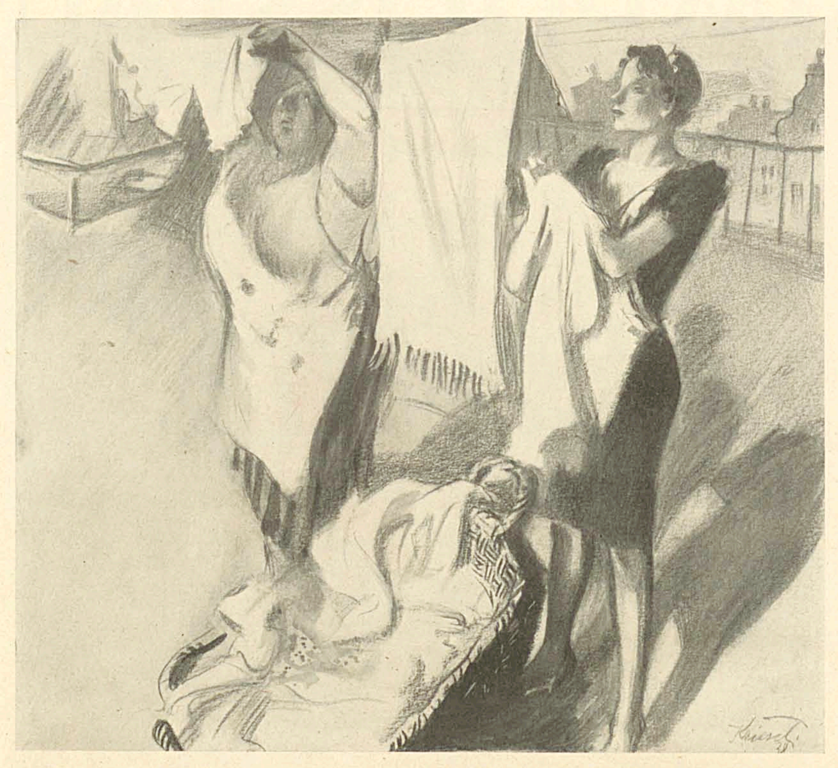
(M. Dudovich)



„Daß du ausgerechnet auf jedem Gipfel sonnenbaden mußt!“
„Ganz einfach, hier sieht mich wirklich niemand, denn du siehst ja nur die Berge!“

Schmutzige Wäsche

(R. Kriesch)



„Wat sagen Sie, Frau Wuppke, jetzt malen sie sich schon die Strümpfe auf die Beine!" — „Und wenn sie sich ooch det Hemd uff'n Leib pinseln, irgend wat Dreckiges wird für 'ne ordentliche Waschfrau woll noch zu finden sein!"

Botanische Belustigungen

Bis vor kurzem waren meine botanischen Kenntnisse sehr schwach, sie erstreckten sich bei wilden Blumen eigentlich nur auf das Gänseblümchen und den Löwenzahn. Das Gänseblümchen und den Löwenzahn kannte ich schon lange. Sie blühten, wenn ich mich recht erinnere, sogar auf dem Wittenbergplatz in Berlin W... Da bin ich nämlich als unmündiger Knabe mit der Botanik zuerst zusammengestoßen. Es ist ein hartes Pflaster dort für wildwachsende Gewächse.

In meinem Botanikbuch standen viel mehr Blumen, aber auf dem Wittenbergplatz kamen sie nicht vor.

Sehen Sie, da ist zum Beispiel das Veilchen, das wohlriechende Veilchen. Es tritt häufig in Gedichten auf und ist dann sehr bescheiden und blau. Ich habe es bisher nur in der Poesie wild wachsen gesehen. Gehen Sie mal an den Waldrand im Frühling, dort parken Autos, dort frühstücken Familien, aber Veilchen werden sich da hüten, zu blühen; wenigstens wo ich hinkam, blühte kein einziges. Ich sage Ihnen, ich halte es für einen Schwindel, das mit dem Veilchen! Mag vielleicht früher, so vor der Eiszeit oder vor der Systemzeit vorgekommen sein. Man soll mir keine Ammenmärchen vorerzählen. Veilchen kauft man bei der Blumenfrau in gebrauchsfertigen Sträußchen, die die Dame dann auf dem Tische liegen läßt, was aber auch nichts schadet, weil sie dann bereits ihren Zweck erfüllt haben, uns als durchgebildeten Kavalier der alten Schule zu erweisen.

Bei den Dichtern werden die Blumen meist mit Poesie vermengt, in der Botanik tragen sie solche Namen wie Hundswürger, Kälberkropf und Läusekraut, und meistens steht davor noch der beleidigende Ausdruck „gemein". Es könnte einen Hund jammern, wie die Botanik mit den Kindern Floras umgeht. Manche heißen sogar mit Vornamen: „übelriechend" oder „stinkend". Das ist nicht schön von der Volksbotanik, denn die Pflanzen tun sowas nur, damit sie nicht gefressen werden. Aber darüber ist man sich nicht ganz einig, und manche sagen, die Rose duftet nur so schön, weil sie damit Insekten herbeilocken will. Reingefallen ist die Rose mit dieser Patentlösung, denn sie lockt mit ihrem Duft den Onkel Theodor herbei, der sie abschneidet und dem das Geschlechtsleben der Rose schnuppe ist, und der immer nur an sich denkt und die Rose aus diesem Grund dem schönen Fräulein Cilly schenkt, womit er vielleicht auch der Erhaltung der Art dient, aber nicht der Rosenart.

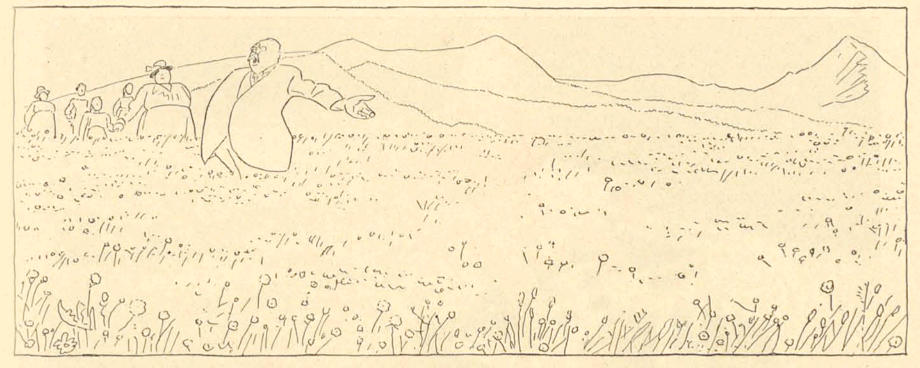
Wenn wilde Pflanzen besonders schön sind, stehen sie unter dem Schutze der Obrigkeit, und das ist gut so; denn sonst würden sie die Ausflügler abweiden.

Vor einigen Tagen sah ich so eine geschützte Pflanze am Bachufer blühen, es war die Türkenbundlilie, eine ganz entzückende Blume. Ich widerstand der Versuchung, sie zu pflücken, teils aus Furcht, bestraft zu werden, teils aus dem mir innewohnenden moralischen Bewußtsein, das da rief: „Es können sich noch so viele an ihrer Schönheit freuen". Mir war zumute wie irgendeinem Mann aus einem Volksschullesebuch. Deshalb ging ich gestern wieder zu der Türkenbundlilie, um mich an ihrer Schönheit zu freuen. Sie war nicht mehr da, der Landmann hatte sie abgemäht und seinen Ochsen zum Futter gegeben. Ich muß schon sagen, ich brauchte alle meine moralische Haltung, um mir nicht irgend etwas zu denken.

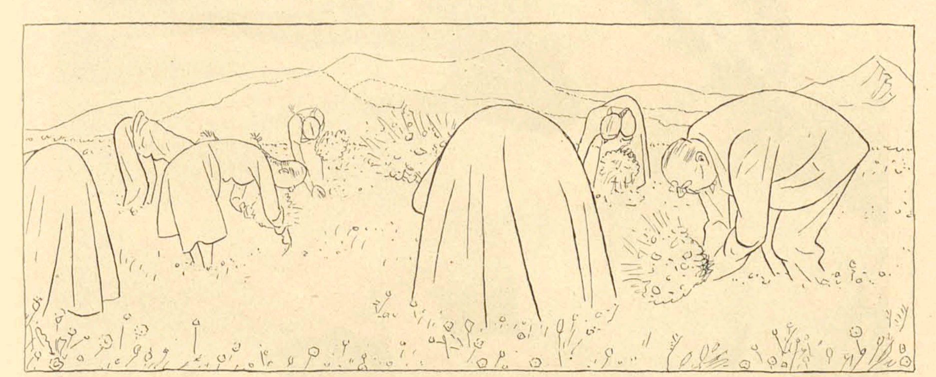
Foitzick

Die naturnahe Familie

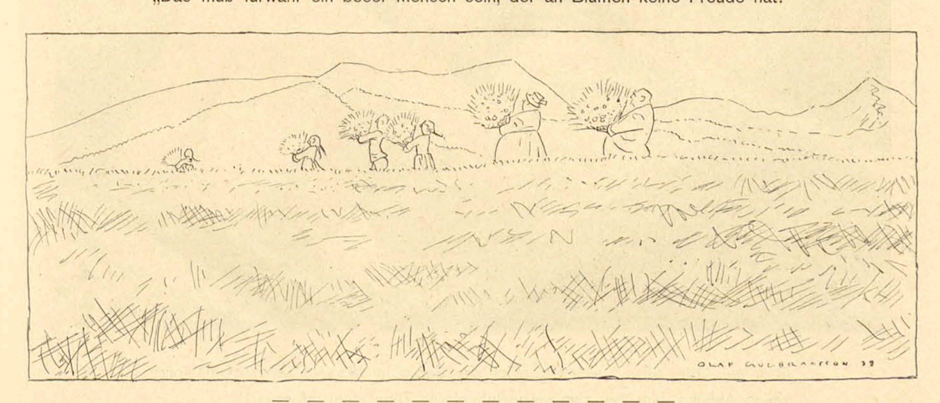
(O. Gulbransson)



„Es geht doch nichts über die unberührte Natur!"



„Das muß fürwahr ein böser Mensch sein, der an Blumen keine Freude hat!"



— — — — — — — — — — — —

Naturgeschichte

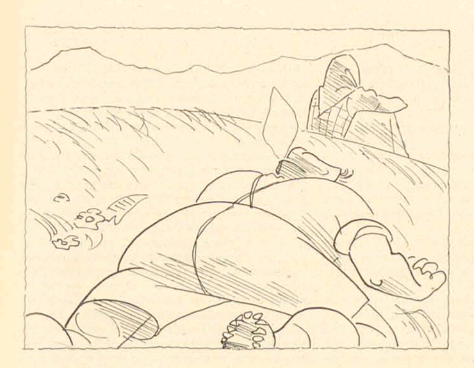
(K. Heiligenstaedt)

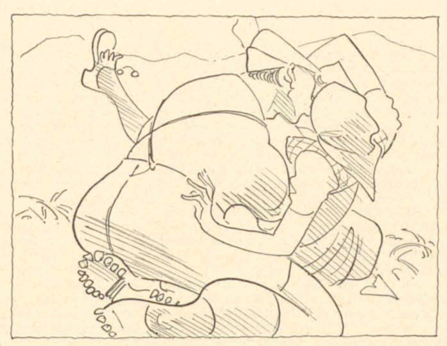


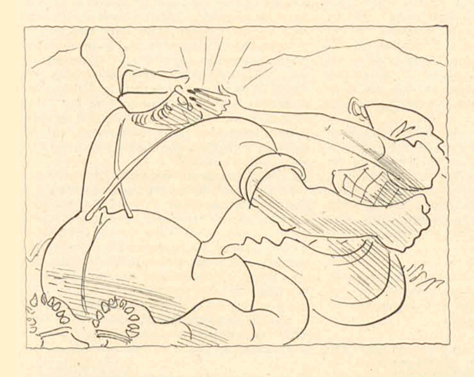
„Sag mal, Otto, pflanzt sich eigentlich der Schall im Wasser sehr schnell fort?"
„Keine Ahnung, bin über das Liebesleben der Töne nicht informiert!"

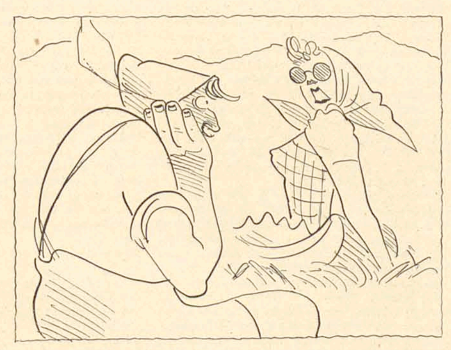
Das verführerische Kopftüchel

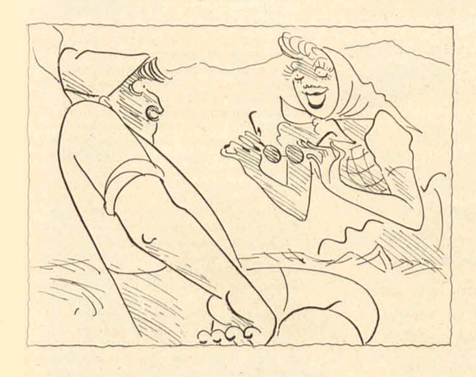
(Fr. Bilek)

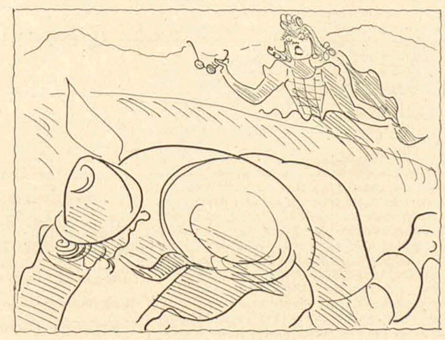












Der Froschteich

Von Georg von der Vring

Es gibt Sommerabende, an denen die Wiesen, gemähte und noch nicht gemähte, die hellen Häusergruppen hinter ihnen, die Pappeln und Walnußbäume mit ihrer grünen Dunkelheit, in einen so überirdischen und lange währenden Glanz getaucht daliegen, daß die Sterne mit ihrem Kommen zu zögern scheinen. Alles Sichtbare gewinnt eine schönere Bedeutung; selbst die Bauhütten an der Bahnstrecke und die Litfaßsäulen der neuen Siedlungen sind in diesen Zauber einbezogen.

An einem solchen Abend machte sich Konrad auf den Weg zum Froschteich, der eine halbe Stunde vor der Stadt in der Nähe eines Waldes zwischen Wiesen und Kornfeldern lag. Dort gab es Hasen und Feldhühner; doch Konrad dachte an diesem Abend an so vielerlei, sogar an ein Mädchen dachte er; und es war so, daß ihm die Hasen und die Feldhühner samt dem Mädchen und allem Duft der Wiesen zu einem tiefen und erregenden Gefühl der Erwartung zusammenflossen.

Unterwegs traf er Erxleben. Dieser forsche junge Mann strolchte ebenfalls auf den Froschteich los. Als sie das Geländer erreichten, das an die Straße stößt, ließ sich die erste Froschstimme vernehmen. Eine zweite gab ihr Antwort, entweder um sie zu ermuntern oder zur Geduld zu mahnen. Noch fuhren die Radfahrer ohne Licht.

Die Kameraden lehnten am Geländer und schauten über den Teich hin. Er war mit grünem Schachtelhalm zugewachsen; an einigen Stellen gab es dunklere Zonen von Binsen; das alles zog sich zur Teichmitte hinüber, wo eine Insel lag, auf der sich ein paar mächtige Weidenbäume erhoben. In ihrem silbrigen Laubwerk schien der rote Abend zu schäumen.

Zu Füßen der beiden befand sich eine freie Wasserstelle. Dort trieben sich fast ein Dutzend Frösche herum. Sie mochten spüren, daß jemand am Geländer stand, denn sie benahmen sich so, als überlegten sie, ob sie nicht lieber in den Schachtelhalmwald zurückkehren sollten. Erxleben berechnete nach dieser Wasserstelle, auf der sich ein Dutzend Frösche in einem Quadratmeter Fläche zeigten, die gesamte Bevölkerung des Teiches und schätzte sie auf einige Zehntausend. Sodann teilte er Konrad mit, daß er sich hier mit seiner Freundin Gerda treffen würde. Konrad nahm es zur Kenntnis.

Da Gerda noch nicht zu erblicken war, schlenderten sie eine Strecke um den Teich, bis zu einer Bank, auf der sie sich niederließen. Sie erblickten die erste Fledermaus. Gleich darauf, wie auf ein Signal, klangen ein paar kräftige Froschstimmen von drüben aus den Binsen herüber. Auch das schien ein Vorspiel, denn es ward wieder still. Die Röte am Himmel ging in Gold über. Der Abendstern hielt sich noch zurück, und die Fledermaus verschwand hinter den Kuppeln der Weidenbäume.

Plötzlich zischte Erxleben durch die Zähne. Gerda war bereits gekommen! Sie saß drüben auf der Bank, die genau gegenüber am nördlichen Ufer stand; die Weidenbäume hielten ihr helles Kleid beinah verdeckt. Weshalb aber Erxleben ein zweitesmal durch die Zähne zischen mußte? Gerda war nicht allein gekommen, denn neben ihr saß ein zweites Mädchen. Es war die kleine Hallstedt. Auch Konrad stellte dies fest, und ihm rührte sich das Herz plötzlich sehr andersartig. An solchen Abenden strudelt es nur so auf die Menschheit nieder, auf alt und jung, vor allem auf jung. Eben besannen sich auch die Frösche auf das, was ihnen bevorstand, und ihr voller Chor setzte ein. Von überall sägte, quarrte und dröhnte es jetzt, die Gedanken der Jünglinge wurden von jener zweiten Bank geradezu abgelenkt.

Erxleben fand sich zuerst wieder. Er äußerte die Ansicht, daß die kleine Hallstedt wegen Konrad hierhergekommen sei. Konrad bestritt es. Erxleben aber, dem ein solches Arrangement recht gut in den Plan paßte, behauptete es abermals und suchte es glaubhaft zu machen. Schließlich schritt er zur Tat. Er erklärte, er werde jetzt zu den Mädchen hinübergehen, das heißt, er ginge zu Gerda und würde dem Konrad die kleine Hallstedt herüberschicken. Konrad bemerkte, es wäre ihm gleichgültig. Er blieb sitzen, und Erxleben ging davon.

Als Erxleben auf das Geländer zuschritt, von wo er um den Teich biegen würde, sah Konrad, daß sich Gerda von der Bank erhob und ihm entgegenging. Maria Hallstedt blieb sitzen. Freund und Freundin trafen sich am Geländer. Sie hatten sich begrüßt, und jetzt schienen sie zu plaudern. In dem goldenen Vorhang des Westhimmels wird jetzt eine winzige Öffnung sichtbar, hinter der sich das diamantene Licht der Weltenbühne vermuten ließ: Stern Venus erglänzte. Zugleich bewegte sich die Fledermaus wie die schwarz behandschuhte Hand eines Dirigenten über den erlöschenden Himmel des Froschkonzertes her und hin. Noch standen Gerda und Erxleben am Geländer. Noch saß die kleine Hallstedt drüben auf der Bank. Konrad hatte, sobald er nachdachte, nicht die geringste Hoffnung für sich; dachte er aber n i c h t nach, so ergab sich die Entscheidung beinah von selbst.

Inzwischen geschah dies: Auf der Straße, die am Geländer hinführte, näherte sich ein Mann. Er schien sich in ausgezeichneter Stimmung zu befinden, mochte auch so einiges getrunken haben, denn er deklamierte laut vor sich hin. Sein Gedicht bezog sich auf den Teich, dessen Laute von fern an sein Ohr gedrungen waren. „Still ruht der See — die Vöglein schlafen — ein Flüstern nur — —"

Es war ein breiter und fester Mann, er schwankte wenig, sein Schritt hallte auf dem Straßenpflaster. Als er das Geländer erreichte, unterbrach er seine Deklamation; und er sagte im lautesten Befehlston zu Erxleben und Gerda:

„Ihr gehört in 'n Wald!"

Darauf nahm er, weiterschreitend, den Faden seines Gedichts wieder auf: „Ein Flüstern nur — du hörst es kaum!" und entfernte sich, der Stadt zu. Gerda mußte sehr lachen. Erxleben aber erklärte: „Der Mann hat ja recht!" und sie gingen über die Wiesen fort, dem Wald entgegen.

Sie sahen sich nicht einmal mehr um. Konrad stellte es fest; auch die kleine Hallstedt mochte es beobachtet haben. So war es, und so blieb es. Der Stern Venus bekam seinen schönsten Glanz. Die Fledermaus taktierte wie beschwörend tief über den Binsen hin. Das Orchester der Frösche nahm von Minute zu Minute an Kraft zu. Noch konnte Konrad einige der Musikanten zwischen den Schachtelhalmen erkennen. Die Weißkehligen waren die Männer. Trompeteten sie los, so erschienen hinter ihren plumpen Köpfen zwei Schallkugeln, die in der letzten Helle wie Seifenblasen blinkten. Sie trompeteten hoch oder tief, je nach Alter, Gelegenheit und Leidenschaft.

Konrad überlegte. Die Tatsache, daß Maria immer noch auf der Bank saß, hätte ihn ermutigen können; und so war es auch, denn nach einiger Zeit, da der Tag nun doch im Entweichen war und die Dämmerung begann, stand er auf, um zu ihr hinüberzugehen. Sogleich bemerkte er, daß auch sie sich erhoben hatte. Doch kam sie ihm nicht entgegen, wie vorhin die Gerda dem Erxleben entgegengegangen war, im Gegenteil, sie schritt auf dem gegenüberliegenden Wege um den Teich herum und blieb somit im gleichen Abstand von ihm. Als Konrad bei der nördlichen Bank anlangte, unterbrach er seinen Rundmarsch. Er ließ sich nieder. Maria nahm soeben auf der südlichen Bank Platz, die Konrad verlassen hatte. Gewonnen war nichts.

Ärgerlich? Nun, gewiß war es ärgerlich. Zugleich aber war es ein Spiel, das begonnen hatte und das sich möglicherweise weitertreiben ließ. Noch konnte man durchaus nicht wissen, was dabei herauskommen würde. Nein, Konrad empfand es geradezu als ein Streicheln, als ein kleines wenig Liebhaben, daß die kleine Hallstedt nicht fortgegangen war, sondern jetzt zum zweitenmal auf einer Bank saß und wartete.

Auf wen aber wartete sie? Auf ihn? Noch wagte er es nicht zu beschwören. Er ließ wohl zehn Minuten verstreichen. Das Konzert der Frösche wurde ohrenbetäubend; es war Geschrill und Getöse in eins. Es erfüllte die Luft und die Erde, es drang in alles, was lauschte oder nicht lauschte, und verschlang jedes andere Geräusch. Die Fledermäuse zeigten sich nicht mehr. Eine schwere Dämmerung fiel auf die Wiesen, Weidenbäume und Binsenflächen nieder.

Konrad erhob sich zum zweitenmal. Noch konnte er das weiße Kleid drüben erkennen. Er ging schnell. Sofort bewegte sich auch das helle Kleid. Wiederum ging es den entgegengesetzten Weg, und wiederum langte man bei verschiedenen Bänken an. Das war zum zweitenmal ein Spiel gewesen. Konrad rutschte unruhig auf der Bank hin und her, rieb die Schläfen mit den Fäusten und biß die Zähne zusammen. Schon war es Nacht. Das Kleid war nicht mehr zu erkennen. Auf der Straße bewegten sich die Lichter der Autos und der Radfahrer. Das Froschkonzert wuchs sich zu Trommel- und Paukenschlag aus; es war, als sei hier ein gewaltiges Werk in Betrieb genommen worden. In dieser Nacht ging es um Sein oder Nichtsein der Frösche. Venus funkelte verzückt. Auch die übrigen Sterne waren längst vorgetreten, um die Wölbung zu besetzen.

Da fiel es Konrad ein, daß es jetzt an der Zeit sei, zum drittenmal um den Teich zu gehen. Aber nein, sagte er sich, sie wird sich ebenfalls zum drittenmal aufmachen, und alsdann gelangen wir nochmals auf verschiedene Seiten; und plötzlich kam ihm der wunderbare Gedanke, hier auf der Bank sitzenzubleiben und zu warten, ob sie, aus

Thermometer

Von Ratatöskr

Ein Jüngling und ein Mädchen saßen
selbander auf dem grünen Rasen
in angeregtem Minnespiel.
Die Hände waren zart verflochten.
Man sah, daß sich die beiden mochten,
wenn auch kein Wort dazwischen fiel.

Die Sprache kann man leicht entbehren
und sonstwie drüber sich belehren,
ob alles wunschgemäß im Trab:
Er las an ihrer runden Wade
den Stand der innern Wärmegrade
vergnügt mit seinem Schienbein ab.

Besorgnis, daß er drüben bei ihrer Bank auftauchen würde, alsbald hier, vor ihm, erschiene. Er saß und spähte aus. Von der wilden Gewalt der Froschnatur bebten ihm die Trommelfelle. Noch war nichts zu erblicken. Nach einiger Zeit ließ er sich wie betäubt von der Bank gleiten. Was tun? Er hockte im feuchten Gras, und wieder spähte er aus, und wieder umtoste ihn die Stimme des Teiches. Würde Maria kommen? War sie nicht vielleicht gerade diesmal, beim dritten Rundgang, den sie von ihm erwartete, auf ihrer Bank sitzengeblieben? War sie vielleicht schon ungeduldig geworden?... Was mochte an diesem Abend im Kopf der kleinen Hallstedt vorgehen? Würde sie ihn für feige, für dumm, für kindisch halten? Hatte sie sich gar davongemacht?

Da saß er nun im Gras, vom Schall der Nacht verwirrt und beinah mehr noch verwirrt und betäubt durch den ungewissen Ausgang dieser allerersten Entscheidung. Er rupfte einen Halm und steckte ihn in den Mund. Wer war sie denn, diese kleine Hallstedt? Ein Mädchen wie all jene Mädchen, die zu necken verstanden, die eine behende Zunge besaßen, welche sie spielen ließen, selbst dann, wenn es um völlig andere Dinge ging, wie zum Beispiel bei diesem Konrad. Das dachte er, kaute Gras und fieberte. Schon war er entschlossen, einen wilden Hundertmeterlauf um den Teich zu vollführen, als... er sie sah.

Bei Gott, sie kam! Sie war da. Sie kam langsam auf die Bank zu, sie war schon nahe. Sie schien zu zögern.

Er verhielt sich regungslos. Noch stand sie. Dann nahm sie auf einer Ecke der Bank Platz, so als geschähe es nur, um einen Augenblick lang inmitten der tobenden Stimmen zu überlegen.

Konrad schlug das Herz. Diese wenigen Sekunden der Überlegung in einem Mädchenkopfe waren ihm kostbar. Er nahm allen Mut zusammen, hob sich auf die Knie und legte ihr die Hände auf die Augen.

Wie sinnlos! Wen anders als ihn konnte sie hier vermuten! Nur, daß sie erschrak! Und wie sehr! Maria gab vor, erschrocken zu sein. Aber sie waren nun doch wenigstens beisammen; lange genug hatte es gedauert. Konrad setzte sich zu ihr auf die Bank. Sie atmeten beide eine Zeitlang aus und ein, fast waren es Seufzer. An Sprechen und einander Verstehen war nicht zu denken, denn der Höllenlärm des Teiches hatte Welt und Himmel eingenommen. Plötzlich drehte sie den Mund vor sein Ohr und schrie:

„Da sitzt ein einziger großer Frosch — reicht bis an den Himmel!"

„Wo?" wollte er wissen.

„Dort!" und sie deutete über den Teich.

Es waren die hohen finsteren Weiden, zu denen sie hinüberdeutete, sie bildeten zusammen die Gestalt eines riesigen Frosches, eines einzigen großen Frosches, der seinen wüsten Kehlton in die Nacht hinauspeitschte. Und jetzt merkten sie, daß es, sofern man sprechen wollte, an diesem Ort nicht auszuhalten war. Sie sprangen auf und eilten fort, zur Straße. Wohin jetzt? Sie blieben am Geländer stehen, unentschlossen. An dieser Stelle hatte jener deklamierende Mann der Gerda und dem Erxleben verkündet: Ihr gehört in 'n Wald! Daran dachten beide; stärker betäubt als sie konnte niemand sein. Solch ein praktischer Mann, der einem zur rechten Stunde sagte, wohin man gehörte, kam nicht jederzeit des Weges daher.

Plötzlich ermannte sich Konrad. Er rief einen Radfahrer an, der hinter seinem Licht daherkam, und fragte:

„Sie da! Wo geht's hier in den Wald?"

Eine Frage, die keine war. Aber es war eine Frau dort auf ihrem Rade, und sie schalt, nun sie vorbei fuhr, und sagte: „O je, ihr gehört ins Bett", und fuhr weiter.

„Ich muß gehen!" rief Maria.

„War sie vielleicht dein Orakel?" fragte Konrad.

„Ich muß gehen", wiederholte sie. „Komm jetzt."

„Und die Wiesen drüben? Der hübsche Feldweg?"

„Nichts. Ich muß heim."

„Dort stört uns kein Frosch mehr."

„Frösche sind mir bloß komisch. Warum in die Wiesen?"

„Bleiben wir also hier!" entschied Konrad.

Gut, sie gingen zurück. Das mörderische Orchester tobte ohne Pause. Diesmal nahmen sie auf der südlichen Bank Platz.

„Aber wir wollen nicht sprechen!" gebot Maria.

„O nein."

„Und uns nicht anfassen!"

„Doch."

„Aber nicht küssen!"

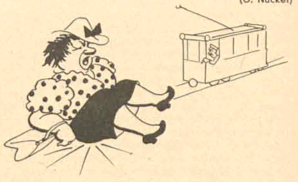
Nicht küssen also. Nun war es heraus.

„Wegen der Frösche nicht?" fragte er.

„Frösche sind mir bloß komisch!" rief die kleine Hallstedt. Sie stieß die Hände gegen Konrads Schultern; er zog sie fest an sich; und sie rief in höchster Ausgelassenheit:

„Versprich! Versprich! Versprich!"

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Der Frau Maier pressiert es und sie springt kurz vor der Haltestelle, entgegen der Fahrtrichtung, aus der Tram. Da sie weder jung noch Sportlerin ist, fällt sie mit aller Gewalt auf ihren Allerwertesten. Der Schaffner hat sie beobachtet und ruft: „Wenn S' scho obspringen, was ja überhaupts net sein deerf, na springen S' wenigst'ns net nach hint'n, sondern nach vorn oba!"

Da erhebt die Frau mühsam ihre schwergekränkte Halbkugel vom Boden und mit der geballten Faust wild in der Luft fuchtelnd schreit sie:

„Sie, Sie warten S' a bißl, Herr Nachba! I sag Eahna was. Sie san ja a ganz a Hintafotziga! Nach vorn obispringa soll i. Des tat eahm so pass'n, damit i ma mei Visasch recht aufschlog'n soit. A so a Scheinheiliga!"

Mein Freund Heinrich wohnt bei einem jung verheirateten Ehepaar. So weit wäre er ja ganz zufrieden mit der Wohnung, seine Hauswirte, deren Schlafzimmer an sein Zimmer stößt, verhalten sich äußerst ruhig, aber in der Nebenwohnung, dort tobt ein Lautsprecher oft bis gegen Mitternacht.

„Liebe Frau Humpoletz", sagt Heinrich eines Tages, „eigentlich kann ich mich über nichts beschweren, nur das eine — Sie wissen ja, daß ich immer zeitlich aufstehen muß —"

„Bitt schön, Herr Biegler, das weiß ich —"

„Ja, sehen Sie — und die dünnen Mauern in so einem Neubau, da müssen Sie schon Ordnung schaffen —"

Und ehe Heinrich noch erklären kann, was seinen sanften Schlummer stört, sagt die junge Frau errötend:

„Herr Biegler, hör'n S' auf... Da muß ich mich ja schamen vor Ihnen... Wir werden die Betten gleich an die andere Wand stellen..."

Stiffner und Jim / Von Henry Lawson

Wir wanderten zu jener Zeit durch den australischen Busch, durch Maoriland, und führten ein Landstreicherleben, Bill und ich, in der Hoffnung, Arbeit auf der neuen Eisenbahnlinie zu finden. Eines Abends, nach einem langen heißen Marsch, kamen wir zu Stiffners Gasthof, mit ausgetrockneten Kehlen und nicht einem einzigen Krümchen Tabak in den Taschen. Wir mußten unter allen Umständen unsere Kehlen durchspülen, so schlenderten wir also hinein. Wir ließen es darauf ankommen und marschierten schnurstracks auf die Theke zu, warfen unsere Rucksäcke ab, bestellten vier Schnäpse und bemühten uns auszusehen, als hätten wir soeben unsere Wechsel auf der Bank eingelöst. Wir sahen zahlungsfähig aus, soweit Wanderburschen zahlungsfähig aussehen können. Wir waren schmutzig und abgehärmt und zerlumpt und müde, um so mehr mußte man annehmen, daß es mit unserer Zahlungsfähigkeit wenigstens in bester Ordnung war.

Stiffner war als ein hartherziger Bursche bekannt. Er war ein brutaler, roher Patron, sechs Fuß und sechs Zoll lang, breit und stark wie ein Stier. Es war nicht ratsam, mit ihm in eine Schlägerei zu geraten. Wir wußten, daß wir keinen Pardon von ihm zu erwarten hatten, andererseits mußte etwas unternommen werden. So sagte ich also zu Bill: „Auf irgendeine Weise müssen wir die Sache ordnen, Bill. Was denkst du darüber?" — In der Gaststube war ein Haufen Seeleute und ich kannte einen oder den anderen vom Sehen. Bill meinte: „Du kennst ein paar von diesen Gimpeln. Pump einen an." Ich nahm also einen der Jungens beiseite und pumpte ihn um 10 Schilling an und gab sie Bill in Verwahrung. Ich dachte, sie wären bei ihm sicherer aufgehoben als bei mir. Wir nahmen an diesem Abend noch für etwa neun Schilling Getränke zu uns, Bill und ich, und Stiffner sagte vorläufig nichts. Er war zu gerissen. Mit der Zeit ließ ich Bill allein zurück und kroch in die Klappe. Als ich am nächsten Morgen erwachte, saß Bill an meinem Bett mit einem blauen Auge und achtzehn Pence. Er hatte einige der Seeleute beim Kartenspiel ausgeplündert.

„Was machen wir?" fragte ich. „Stiffner kann uns beide mit seiner einen Hand zerschmettern. Wenn wir nicht zahlen, behält er unsre Rucksäcke zurück und schlägt uns zu Krüppeln. Er ist der richtige Mann dazu. Er liebt eine Schlägerei noch mehr, als er es haßt, gehaßt zu werden." — „Hier gibt es nur eine Möglichkeit, Jim", sagte Bill in jenem gleichgültig gelangweilten Ton, der mich rasend machen konnte. — „Nun, und das wäre?" — „Uns aus dem Staube zu machen." — Ich verlor meine Geduld. „Du weißt", sagte ich, „daß unsre Rucksäcke in der Gaststube sind und wir nicht ohne sie uns davonmachen können!" — „Wir können ja losen", meinte Bill, „wer von uns dem Gastwirt gegenübertritt." Und er begann mir einige seiner Ratschläge zu erteilen. Aber ich ließ ihn nicht weiterreden. „Jetzt ist die Reihe an dir", sagte ich. „Verdufte du mit den Rucksäcken. Paß auf: ich gehe in die Gaststube und frage nach den Rucksäcken, trage sie auf die Veranda hinaus und gehe zurück, um alles zu ordnen. Du wartest draußen, nimmst die Rucksäcke in Empfang, und legst los, was du kannst. Das ist alles, was du zu machen hast."

Ich ging also in die Gaststube, ließ mir die Rucksäcke vom Kellner aushändigen, trug sie auf die Veranda hinaus und ging wieder zurück.

Stiffner erschien. „Guten Morgen!" sagte ich. — „Guten Morgen!" sagte Stiffner. — „Scheint 'n prächtiger Tag zu werden." — „Es sieht so aus. Ich nehme an, ihr macht euch heute auf den Weg?" — „Ja", sagte ich. „Wir haben heute einen tüchtigen Marsch vor." — Ich stützte meinen Ellenbogen nachlässig auf den Ladentisch, blickte verträumt die Rechnung durch, stieß einen Seufzer aus und sagte: „Ich glaub, ich möchte ein Bier haben." — „Recht tust du. Und wo ist dein Kamerad?" — „Auf dem Hinterhof. Er kommt gleich. Aber... er hat heute keine Lust, zu trinken." — Stiffner lachte sein freches und leeres Lachen. Er dachte wohl, Bill sei nach dem gestrigen Abend nicht gut zu Mut. — „Zum Wohl!" sagte ich. — „Zum Wohl!"

Die Landschaft ringsherum war herzlich offen, das nächste Gehölz über eine Meile entfernt, und ich wollte Bill einen guten Start durch die Ebene geben, ehe das Renne-so-schnell-du-kannst begann. Deshalb unterhielt ich mich noch eine Weile, und während wir sprachen, überlegte ich, — wenn ich für ein paar lumpige Schilling sterben sollte, wenn es so sein mußte, war ich ebenso bereit, es für ein Pfund zu tun, das machte schon keinen Unterschied. So sagte ich also: „Ich glaub, ich nehm noch eine Flasche Whisky mit auf den Weg." — „Recht tust du", sagte Stiffner. „Eine große oder eine kleine?" — „Eine große, glaub ich. Wenn ich sie nur in einer Tasche unterbringen kann." — „Es wird recht knapp sein!" sagte Stiffner und lachte. — „Ich will es versuchen", sagte ich. „Ich wette zwei Whisky, daß ich sie reinkriege." — „Gemacht. Die obere Innentasche der Jacke und nicht der kleinste Riß!"

Es war eine große Flasche und meine Taschen waren alle eng, aber ich zwängte die Flasche schließlich doch in jene Tasche hinein, auf die wir gewettet hatten.

In diesem Augenblick bemerkte ich etwas und eine Idee durchzuckte mein Gehirn, eine der besten Ideen, die je mein Gehirn durchzuckt hatten. Ich hatte nämlich bemerkt, daß Stiffner an diesem Morgen auf dem rechten Fuß hinkte. „Was ist mit Ihrem Fuß los?" fragte ich. — „Ein verfluchter Nagel in meinem Stiefel", antwortete Stiffner. „Ich dachte, ich hätte das verdammte Ding heute morgen herausbekommen, aber anscheinend nicht."

In der Gaststube lag ein Sack mit Schuhmacherwerkzeug. Er gehörte einem Schuhflicker, der auf der Veranda seinen Rausch ausschlief. „Gib mir mal den Stiefel", sagte ich zu Stiffner, „und ich bring das Ding in einer Minute in Ordnung. Es ist ja mein altes Handwerk." — „Du bist also von Beruf aus Schuhmacher?" fragte Stiffner. „Das hab ich nicht geahnt." Und er lachte eines seiner sinnlosen Lachen, das man absolut nicht erwartete, schnürte den Stiefel auf und reichte ihn mir über die Theke.

Ich nahm den Werkzeugsack und tat, als schlüge ich den Nagel heraus. Aber ich tat es nicht. „Es sind auch eine Reihe Nägel von der Sohle fort", sagte ich. „Ich schlag sie gleich mit ein, wenn ich nur ein paar Nägel hätte. Dann ist die Sohle gerettet." Ich wühlte im Werkzeugsack und fand einen großen, langen Nagel und schlug ihn durch die Sohle hindurch in den Stiefel. Stiffner war seinerzeit Läufer gewesen, und ich dachte, daß es für mich in allernächster Zukunft besser wäre, wenn die Nägel seiner Rennschuhe inwendig säßen. „Jetzt werden Sie es bedeutend besser finden", sagte ich, indem ich den Stiefel auf die Theke stellte, meine Hand jedoch wie abwesend auf dem Stiefel behielt. Dann gähnte ich, reckte mich und fragte nachlässig: „Ja, und wieviel beträgt die Rechnung?" — Stiffner kratzte sich am Hinterkopf und tat, als wenn er nachdächte. „Sagen wir 30 Schilling." Er nahm wohl an, daß ich zwei Schilling herunterhandeln würde. „Nun", sagte ich, „und was würden Sie tun im Fall, daß wir nicht zahlen würden?"

Er starrte mich einen Augenblick lang verständnislos an. Dann legte er los. Er keuchte und würgte ein- oder zweimal, und dann wurde er plötzlich merkwürdig ruhig und lachte sein freches Lachen, — Stiffner war einer jener Männer, die immer lachen müssen, wenn sie rasend werden, — und sagte schließlich in einem frechen ruhigen Ton: „Ihr verfluchten, verdammten Kriecher! Wenn ihr nicht auf der Stelle zahlt, behalte ich eure Rucksäcke als Pfand zurück und geb euch einen Fußtritt, daß ihr einen Monat lang weder sitzen noch stehen könnt!"

„Je früher Sie damit beginnen, um so besser", sagte ich, schleuderte den Stiefel in eine Ecke und stürzte hinaus. Stiffner sprang mit einem Satz über die Theke, griff den Stiefel auf und kam mir nachgerannt. Er blieb stehen, um ihn überzustreifen, aber er machte nur einen Schritt, stieß ein Geheul aus, schleuderte den Stiefel fort und sprang zurück. Als ich mich wieder mal umsah, hatte er einen Pantoffel an und kam in voller Fahrt auf mich losgerannt. Ich wechselte in den nächsten fünf Minuten die Landschaft ziemlich rasch. Aber ich war bald ausgepumpt. Mein Herz begann gegen meine Schädeldecke zu hämmern und meine Lungen waren ausgetrocknet. Als ich sah, daß Stiffner immer näher kam, blickte ich mich um, wie ich seinem Schlag entgehen könnte. Stiffner schlug zu, aber ich sprang noch im rechten Augenblick beiseite. Sein Schlag verfehlte mich und der Pantoffel flog gegen zwanzig Fuß durch die Luft und fiel in ein Wasserloch. Stiffner war dadurch so ziemlich erledigt, denn der Boden war hier steinig und voller Stoppeln. Ich sah Bill geradeaus auf den Horizont loszielen. Ich folgte ihm, so gut ich es vermochte, denn ich sah jetzt Stiffners Kellner mit einem Spaten auf mich losgerannt kommen, ich nehme an, um unsre sterblichen Reste einzuscharren, und diese beiden hatten nicht gerade zarte Fäuste, ich meine, Stiffner und sein Gehilfe. Bill sah sich noch einmal um und verschwand bald darauf im Gehölz. Als ich ihn endlich festkriegte, war er gänzlich fertig, aber ich griff meinen Rucksack auf und wir rannten los, denn ich sagte Bill, daß Stiffner bis zuletzt hinter uns her war, und Bill dachte, es wäre besser für uns, wenn wir sobald als möglich im Busch verlorengingen und verschwunden blieben.

Das erste, was Bill sagte, als wir später unser Lager aufschlugen, war: „Ich hab dir ja sofort gesagt, daß wir uns glänzend aus der Geschichte ziehen werden. Du brauchst dich nie zu fürchten, wenn du mit mir wanderst. Hör nur auf meinen Rat und überlaß die Dinge mir, und wir kommen nie in Ungelegenheiten. Und jetzt will ich dir..." Aber ich ließ ihn nicht weiterreden.

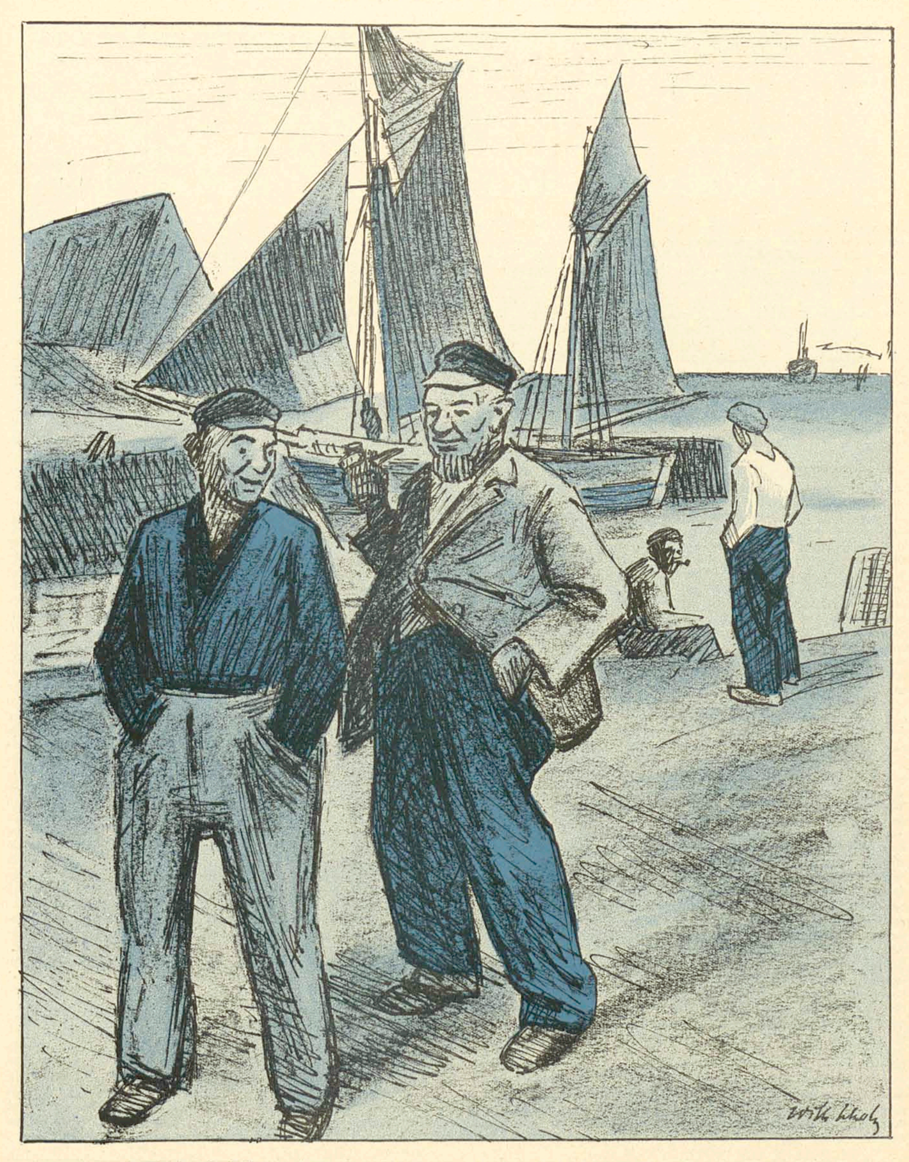
Er machte mich rasend. „Was weißt du? Was, zum Teufel, hast du denn getan?" — „Hab ich nicht unsre Rucksäcke getragen!" sagte Bill. „Wo wären wir jetzt, wenn nicht ich..." Aber ich setzte ihm daraufhin hart zu für seine Anmaßung und ich zahlte ihm gründlich zurück für seine Befürwortung und nannte ihn geradeheraus einen Esel und schalt ihn und bat ihn, mir nie mehr zu sagen, daß er ein Kämpfer sei. Als ich glaubte, ihn ordentlich kleingemacht zu haben, wurde ich ruhiger und renkte ein wenig ein. Bill nahm dies alles mit wunderbarer Ruhe auf, ließ mich austoben und gab mir Zeit, wieder zu Puste zu kommen, dann lehnte er sich gelangweilt auf die rechte Seite, grub seine linke Hand tief in die linke Hosentasche und holte einen Stiefelriemen, eine Streichholzschachtel und neun Schilling und sechs Pence hervor. „Woher hast du das?" fragte ich sprachlos. — „Ich hatte das Geld die ganze Zeit über", sagte Bill. „Aber ich sah im Gasthof, daß du gesinnt warst, es auszugeben, und ich glaubte es retten zu müssen, — man pflegt nicht alle Tage neun Schilling und sechs Pence aufzutreiben." Darauf wandte er sich auf die linke Seite, ließ die Hand in der anderen Tasche verschwinden und langte einen Tabakstreifen und einen halben Dollar hervor. Meine Augen wurden immer runder. „Woher hast du das?" fragte ich fassungslos. — „Das", sagte Bill, „war das Geld, das du mir letzte Nacht gabst. Einen halben Dollar sollte man heute nicht unnütz fortwerfen. Außerdem hatte ich die Absicht, wenn es nicht anders ging, Stiffner zu bezahlen. Ich vermutete, daß, wenn es drauf ankam, wir nicht in der Lage gewesen wären, ihn unterzukriegen, und unter diesen Umständen hätten wir wenig Aussicht gehabt, am Leben zu bleiben." — Darauf lehnte sich Bill mit einem müden Ausdruck gegen einen Baumstamm und baggerte aus seiner obersten linken Westentasche einen Dollar heraus, der in eine Pfundnote gewickelt war. Er schwieg und wartete, daß ich sprechen würde. Aber ich konnte es nicht. Ich öffnete nur den Mund und schloß ihn wieder. „Das hab ich die letzte Nacht beim Kartenspiel gewonnen", sagte Bill, „und ich dachte mir, daß wir es später gut brauchen könnten und behielt es. Pfundnoten sind heutzutage nicht so leicht aufzupicken, und jedenfalls haben wir es nötiger als Stiffner und..." — „Wußte er, daß du das Geld hattest?" keuchte ich. — „Ja. Das ist ja der Hauptspaß! Das war es, was ihn so wild gemacht hat. Er war die ganze Zeit über in der Gaststube, während ich spielte."

Bill teilte seine Schätze in zwei gleiche Hälften und gab mir einen halben Dollar noch dazu. Aber ich wanderte nicht mehr lange mit ihm. Er war ein anständiger Junge, soweit Jungens es sein können, und ein guter Kamerad, soweit Kameraden es sein können, aber er war zu abenteuerlustig für einen friedlichen, ruheliebenden Burschen wie mich.

(Berechtigte Übertragung von André Foelckersam.)

Fortschritt

(Wilhelm Schulz)



„In England steiht in de Zeitung, dat sich da wedder 'n Seeungeheuer sehn lett."
„Watt, un nich in Dütschland — siehste, die Berichterstattung wird schon objektiver!"

August / Von Fritz Knöller

Sonne übersummt die Blütenkelche,
gläsern sirrt ihr Flügelschlag.
Brummend saugt sie aus
die Blumenhäupter, Pflanzenleiber.

Mißfarbnes Haar, klebt
totes Gras am Erdenschädel;
weit aufgesprungen klafft sein Mund,
tau- und regenlechzend.

Wegwarte, himmelseiden knisternd,
papieren leicht schwebt sie empor
und preist den weißen Himmelsglast
mit trockner, spitzer Stimme.

Sie ist ein Klang der Zitterluft,
ein Flaum der hohen Himmelsfeste,
ein Bläulingfalter des August,
ein heißer Blick des Sommertags.

Der Brief / Von J. Echinger

Unering ist ein kleines Dorf. Abgelegen von der großen Welt. Auch im Sommer verirrt sich selten einer aus der großen Stadt dahin. Die Leute in Unering kommen auch fast nie aus der Ortschaft heraus. Im Sommer haben sie keine Zeit, im Winter gefällt's ihnen daheim, hinterm Ofen, besser als auf der Landstraße oder gar im Postauto, das von Markt Aich, zwei Stunden ist es bis dahin, nach der Stadt fährt.

Um so merkwürdiger war es, daß gerade heute der Gallenwirt von Unering aus der Stadt einen Brief bekam, worin ein Postrat anfragt: 1. Was in Unering in diesem Sommer ein Bett koste? 2. Wie es mit der Verpflegung stünde? Zu 1. wäre ein Südzimmer erwünscht, zu 2. liebe der Postrat zum Frühstück frische Butter, Eier, Marmelade und abwechselnd Tee, Kakao oder Kaffee mit Rahm!

„In diesem Sommer!" Als ob in Unering in einem andern Sommer das Bett je schon was gekostet hätte? Die Stadtleut können dumm fragen, in diesem Sommer!

Der Gallenwirt kam über das „in diesem Sommer" nicht hinaus, obwohl seine Frau darüber zwar den Kopf schüttelte, aber sich weiter nicht aufregte. Am Abend kamen der Schluibauer, der Kaitan, der Senglschuster, der alte Hoferer und der Herr Lehrer beim Gallenwirt zusammen. Die Gelegenheit, daß die fünf grad beinander waren, konnte sich der Wirt nicht entgehen lassen und las den Brief vor. Der Herr Lehrer, der sich scheinbar von dem Postrat was Besonderes erwartete, war der Anschauung, daß der Brief ganz in Ordnung wäre, und daß besagter Herr eben wissen wolle, was in diesem Sommer hier das Bett koste, weil er halt wahrscheinlich in diesem Sommer herkommen möcht! Anders meinte der Senglschuster. Der meinte, der Mann da aus der Stadt, der foppt uns bloß. Und der Schluibauer, der so lange im Krieg war, meinte, daß das, was der Mann schreibe, gleich sei, der Wirt solle bloß nicht zuviel verlangen, sonst kommt der Mann nicht her. Die zwei andern, der Kaitan und der alte Hoferer aber waren der Ansicht, man solle recht viel verlangen, damit der ja nicht komme, denn so gemütlich wie jetzt könnte man doch nimmer beisammen sein, so a schöner Tarok dürfte doch nicht auseinandergerissen werden. Kommt da amal a Fremds dazwischen, das 's Maul nicht halten kann, und nachher gibt ihm allbot ein anderer recht, nachher kommt man auseinander, was gar it braucht!

Jetzt kam auch die Wirtin dazu. Die Wirtin vom Gallenwirt z' Unering, dies muß ihr der Neid lassen, wär auch eine Wirtin für ein größeres Geschäft, denn sie ist aus einem großen Haus raus und versteht etwas von allem. Drum meinte auch der Herr Lehrer gleich: Da könnte sie einmal an einem würdigen Objekt ihre Kunst zeigen! Damit kam er aber beim Schluibauer an die falsche Adresse. Der glaubte das „Objekt" auf sich gemünzt und fuhr den Herrn Lehrer gleich so an, daß es nicht nur dem Herrn Lehrer, sondern auch dem Kaitan einen Riß gab. Als sich der Schluibauer dann auch noch ganz energisch „den Objekt" verbat und den Herrn Lehrer einen Siebenmalgscheiten nannte, hatte die Lage ihren Höhepunkt erreicht. Nun zeigte sich die Tüchtigkeit der Gallenwirtin von Unering. Der Schluibauer wollte schon aufstehn, und den Bierkrug ließ er gar nicht mehr aus der Hand, als die Wirtin ganz ruhig sagte, daß ja der Herr gar nicht Objekt heiße, sondern wie sie es allen fünf hier schwarz auf weiß beweisen kann, und zwar an des Herrn Postrats eigener Unterschrift, sich Georg Gangwieser schreibe...

Die Ruhe war wieder hergestellt. Man war sich einig, das heißt, jeder tat wenigstens so, als wenn er der Ansicht des andern, in diesem Falle des Herrn Lehrers und des Schluibauern, wäre.

Dann wurde ausgemacht, daß man an den Herrn Postrat Georg Gangwieser einen Brief schreibe mit dem Bettpreis für diesen Sommer. Ihn auch ergebenst darauf aufmerksam mache, daß es mit dem Essen gut stünde, denn der Wirt habe noch über eine halbe Sau in der Sur, und auch Mehl, Eier und Butter seien zur gefälligen Verwendung vorhanden. Der Herr Lehrer wollte allerdings noch hinzufügen, daß man in der den Ort streifenden Uner eine schöne Gelegenheit zum Baden habe. Aber damit kam er bei dem Senglschuster an den Unrechten. „I, wenn i mir schon den landfremden Menschen ins Dorf setzen laß", meint der, „so soll mir dieser sich doch it in mein'm Fischwasser seine Füß reinwaschen, denn die Uner hab ich, und kein anderer nicht, vom Grafen z' Hurtach pacht, sonst kann die Fisch fressen wer will, i it!"

Aber die Ueringer Wirtin wußte auch da Bescheid. Sie meinte, man solle eben in dem Brief von dem Wasser nichts angeben. Und so wurde es gemacht. Der Herr Lehrer ließ es sich nicht nehmen und schrieb selbst den Brief. Er unterschrieb ihn auch und lobte den Wirt in jeder Beziehung. Die Wirtin klebte eigenhändig eine Briefmarke darauf und wollte ihn morgen, gleich in der Früh, da sie sowieso nach Aich mußte, dort in den Briefkasten werfen. Denn hier brauchte doch nicht jeder zu wissen, daß man an den Herrn Georg Gangwieser, Hochwohlgeboren, geschrieben habe. Sollte der Herr Postrat wirklich herkommen, so würde ihn das vielleicht schenieren. Und daß der alte Postfranzl sein Maul nicht halten kann, dies weiß doch jeder!

An diesem Abend hätte allerdings der Herr Lehrer, was sonst nie vorkommt, bald einen Kleinen sitzen gehabt und beim Kaitan war's auch schon weit. Aber nachdem die Sache so gut ausgegangen ist, ging jeder friedlich nach Hause.

Am andern Tag saß, schon um acht Uhr, der Senglschuster von Unering beim „Kleinen Wirt" in Aich. Und bei ihm saß der Briefträger von Aich, der dort auch den Briefkasten ausleeren muß. Der Briefträger hatte schon die dritte Maß Bier, die alle drei der Senglschuster zahlt hat und war gar nicht schlecht aufglegt: „Ja, ja, man muß halt amal a Aug zudrucken! Dumm isch nur, daß dies grad a Postrat sein muß, der Georg Gangwieser!"

In Aich gibt es auch einen „Großen Wirt". Es war schon um Mittag, als der Aicher Postbot zum „Großen Wirt" kam. Da trifft er den Kaitan und den alten Hoferer, die ihn zum Niedersitzen plagen. Der Postbot denkt an die drei Maß Bier vom Senglschuster und wirklich, die zwei zahlen ihm auch eine Maß um die ander. Aber heilig hat er es ihnen versprechen müssen, und er hat's um so lieber getan, als er ghört hat, um was es auch da geht... isch denn ganz Unering hinter dem Brief her?... Saudumm, daß der Herr Gangwieser grad a Postrat ist!

Wenn die Gallenwirtin von Unering immer nach Aich geht, so spricht sie beim „Großen Wirt" zu. „Ha, der Kaitan und der alte Hoferer sind auch da! Zu dritt geht sich's doch unterhaltsamer heim?" Warum aber die zwei alten Lumpen nicht sagen wollen, was für a Gschäft sie heut bis auf Aich trieben hat? Sie wird's schon noch rausbringen! Als der Postbot von Aich an diesem Tage den Briefkasten leerte, schaut er immer wieder die vier daraus entnommenen Briefe an... Die Adressen stimmen, alles was man braucht, steht drauf, aber keiner ist an den Postrat Georg Gangwieser adressiert. Und die drei hatten ihm doch das Bier nur deshalb zahlt, damit er den Brief verlieren soll. Dies war amal a billigs Bier, nur saudumm, daß sich das grad um an Postrat handelt. Der könnt dann glei glauben, in Aich wär a rechte Schlamperei, wenn der Brief nicht ankommt... Er schaut die Adressen nochmal an... aber an den Postrat Georg Gangwieser war halt keine dabei.

In diesem Sommer hat kein Bett in Unering etwas gekostet. Ganz spät im Herbst fragt einmal der Herr Lehrer den Wirt, was denn mit dem Herrn Postrat worden ist? Es wär halt doch amal was anders gwesen! Der Wirt konnt nur sagen, daß er auf denselbigen Brief gar kei Antwort bekommen hat, obwohl der Herr Lehrer so schön g'schrieben hat... Vom Baden hätt' man halt was schreiben sollen... aber der Senglschuster mit seine Fisch! Die Leut aus der Stadt woll'n halt baden... Der Senglschuster, der natürlich auch dabeisitzt, sagt gar nix, er zwinkert bloß mit'm Aug... und der Kaitan schaut in d' Luft, denn der alte Hoferer war inzwischen gestorben. Nur der Schluibauer redt...: „Z' teuer, z' teuer seids gwesen...!" Und die Wirtin war der Anschauung: Unering wär halt doch zu abg'legen, nach Aich kommen d' Leut noch, aber nach Unering...!

Jetzt muß sie gschwind nausgehn, denn es fiel ihr ein, daß sie seinerzeit, als sie den Brief an den Herrn Postrat am gleichen Abend noch verbrannt hat, das Wapperl, das sie natürlich runterlöste, unter den großen Suppentopf, den sie nur für Hochzeiten braucht, g'legt hat, und morgen ist a so a Hochzeit...

Ja, die Gallenwirtin von Unering, das muß ihr der Neid lassen, die wär auch a Wirtin für a größeres Geschäft, denn die ist aus einem großen Haus raus und versteht etwas von allem und nicht nur sie, auch der Senglschuster und der Kaitan, schad, daß der alte Hoferer g'storben ist, waren zufrieden, denn jeder von den dreien dachte, daß nur durch ihn der Brief nicht ankam und so die Ruhe in Unering erhalten blieb...

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Stil 1900

(Erich Schilling)



„Sehn Sie die Mächens, Müller, wie vor vierzig Jahren, nu noch stramme Korsetts und unsere zweite Blütezeit kann beginnen.“

Rennbahn-Gefühle

(E. Thöny)



„Aber Papa, weshalb fluchst du denn so über das verwettete Geld?"
„Nicht deshalb, aber so 'n Vieh müßte sich schämen, daß es mein Vertrauen um 10 Em geschädigt hat!"

München, 21. August 1938
43. Jahrgang / Nummer 33

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

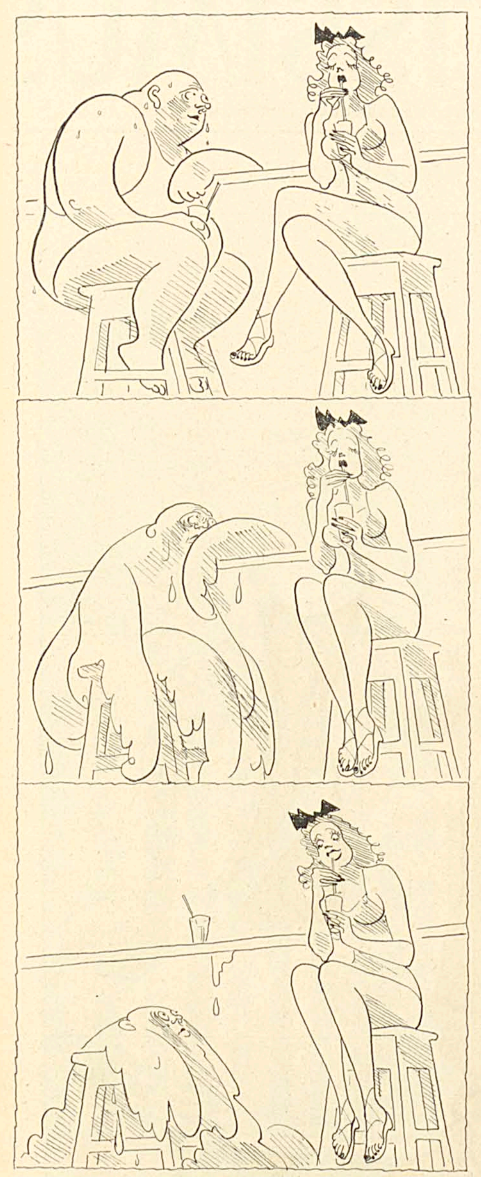
Der feinere Unterschied

(E. Thöny)



„Jeder Franzose steht auf Seiten der Humanität!" — „Sehr gut, Herr General, aber hoffentlich nicht auf Seiten der ‚Humanité'!"

(Fr. Bilek)



Liebe im August

Freundliche Begegnung

Von Ratatöskr

An einem Sonntag, gegen Abend,
ersah ich einen Biedermann,
als welcher, sich beknippen habend,
mäandernd durch die Gassen rann.

Sein Antlitz strahlte Seelenfrieden,
und auch dem weiten Hosenpaar
war eine Fältelung beschieden,
die unverkenntlich heiter war.

Wenn um Peripherie und Innen
solch Band der Harmonie sich flicht,
muß die Kritik ins Nichts zerrinnen ...
Drum nahm ich keinen Anstoß nicht.

STOSSVERKEHR

Max und ich landeten beim schönsten Sonntagswetter am Gestade eines Sees. Wir landeten mit einem Ausflugsdampfer, dessen Inhalt sich ergoß. Ein Teil des Inhalts suchte nach einer menschenleeren Badestelle am Ufer. Kann sein, daß die heute noch suchen. Der andere Teil quoll in das Strandhotel, wir quollen mit. Das Strandhotel lief bald über. Wir klammerten uns irgendwo fest und blieben infolgedessen drinn. Wodurch es geschah, daß wir plötzlich an einem kleinen Tisch saßen, ist mir unerklärlich. Es war nicht programmäßig. Auch als Max auf dem Tisch eine Speisekarte liegen sah, meinte er, heute wird's nichts. Heute bekommen wir etwas zu essen. Nun, ich gab die Hoffnung nicht auf, daß es doch noch schief geht. Ich habe mich nämlich umgestellt, ich verlapge von einem ordentlichen Sonntagsausflug, daß ich nicht bekomme, was ich möchte.

Max sah die Speisekarte durch. Es war noch nichts gestrichen. Max schwelgte im Aussuchen, er wog die Chancen einer Rinderbrust gegen Kalbsrücken ab, er wollte sich sogar dazu versteigen, eine Abänderung der Beilagen dem Kellner vorzuschlagen und Kartoffelbrei gegen grüne Bohnen auszutauschen. Ich unterstützte ihn in diesen Planungen, denn das konnte die rechten Verwirrungen geben.

Wir unterhielten uns gut, wir hatten Zeit dazu; denn in der ersten halben Stunde störte uns kein Kellner durch Entgegennahme von Bestellungen.

Um uns herum verlief alles ordnungsgemäß. An manchen Tischen rief man „zahlen", an anderen verlangte man nach der Speisekarte, wieder an einem andern rief einer „ich werde mich beschweren", und dort drüben sagte einer nicht leise „die Leute sollten doch an schönen Sonntagen auf Stoßverkehr vorbereitet sein". Unter dem Bedienungspersonal schien eine schreckliche Seuche ausgebrochen zu sein, die es restlos dahingerafft hatte. Manchmal lief ein Kellner zwischen den Tischen umher und sagte, „er könne auch nicht mehr tun, als arbeiten".

Einmal strandete ein Kellner an unserem Tisch. Er fühlte sich sichtlich wohl bei uns, da wir nicht aufgeregt waren und belohnte uns mit der Mitteilung, daß die Menschen sehr unvernünftig seien und daß wir gerade in den Mittagsverkehr geraten seien. Max bestellte Pöckelbrust mit Erbsenbrei, ich sagte dem Kellner, er solle mir irgend etwas zu essen bringen.

In den ersten Nachmittagsstunden geschah nichts. Auf einmal kam ein aushelfender Hausknecht mit einem Glas Wasser und entschuldigte sich, daß es solange gedauert habe. Wir entschuldigten es gerne, zumal wir gleich darauf hörten, wie an einem entfernten Tisch ein Familienvater ziemlich blau anlief und einem Herrn in dunklem Anzug, den er für den Direktor hielt, deutlich zu erkennen gab, er habe schon vor einer halben Stunde ein Glas Wasser bestellt und es sei ein Saustall.

Da trank Max das Wasser mit Wohlbehagen.

Später kam auch der freundliche Kellner wieder mal auf einer Irrfahrt vorbei und sagte, wir hätten die Speisekarte von gestern bekommen und es gäbe keine Pöckelbrust und was ich bestellt habe, sei gestrichen.

Einmal kam ein Mädchen vorbei, sagte schnell „Die Herren haben das zweite Menü bestellt" und stellte eine Kirschtorte auf unseren Tisch. Wir teilten sie und waren guter Dinge. Auch wurde uns im Laufe des Nachmittags noch eine gebackene Leber serviert, und der uns unbekannte Herr, der sie brachte, erklärte: „Pfannensachen dauern heute etwas länger." Das nette Fräulein, das uns plötzlich Suppe eingoß, sagte abschließend „sooo". Die anderen bestellten Speisen des Menüs würde sie auch so schnell bringen, da Pensionsgäste selbstverständlich Bevorzugung genössen.

Ich beruhigte Max, der Befürchtungen hegte, jetzt noch ein Menü zu bekommen, damit, daß, wenn einmal bei Überfüllung erst Suppe serviert wird, vollkommen Schluß ist. Ich behielt recht.

Sehen Sie, auf diese Weise gestalte ich so ein Sonntagsessen sehr abwechslungsreich und unterhaltend. Allerdings man muß Nerven wie Draht haben.

Foitzick

Grenzen des Wissens

(Erich Schilling)



„Wollen Sie mir vielleicht den Hergang des Fernsehens genau erklären?"
„Gerne: also, da is nu so'n Kästchen — und mehr weeß ich ooch nich!"

Frieden der Natur

(M. Dudovich)



„Was sagst du dazu, Magda, diese Ruhe — diese ewige Ruhe — —!"
„Deine Schuld: unseren Kofferempfänger wolltest du ja nicht mitnehmen!"

Im Sekretariat

(R. Kriesch)



„Wenn plötzlich der Chef hereinkommt, was machst du dann?"
„Ich sag' ihm, Schönheit der Arbeit duldet keine Löcher im Strumpf!"

Der verlorene Tote

Von Titomanlio Manzella

„Insgesamt?"
„Eins... zwei... drei... vier... fünf..."
„Kamel! Ich frag' dich um die Gesamtsumme!"
„Unterbrich mich nicht! Eins, zwei, vier... wollt' sagen drei... Sonderbar! Ich begreife nicht, woher diese Verwirrung kommt."
„Du hast zu viel getrunken."
„Du weißt recht gut, daß ich ein Faß Wein vertragen kann, ohne meinen klaren Kopf zu verlieren. Also nochmal: eins, zwei... drr..ei und nach drei kommt vier... und nach vier kommt fünf... auf diese Weise gibt's keinen Irrtum; und nach fünf..."
„Gib her!" schrie Nasomangiato und riß seinem Kameraden Fugatopi das Papier aus der Hand.
„Laß mich zählen! Oh, da schau! Was für ein Esel! Unten steht ja schon die Gesamtzahl! Siebzehn sind es!"
„Uh, diese Zahl bringt Unglück!" murrte Fugatopi. „Du bist mein Unglück! Da haben wir ausgerechnet einen in der Blütenstraße!" — „In der stinkenden Straße, wo sie allen Unrat der Stadt abladen!"
„Gerade deshalb hat man sie so benannt! Und Stunden braucht man, um hinzukommen! Wie heißt denn Nummer 17?" — „Balthasar Campia."
„Gott sei gelobt und gepriesen! 120 Lire sind es, die ich nicht mehr zu zahlen brauche! Herrgott im Himmel, ich danke dir für die große Gnade, die du mir erwiesen hast! Weißt du, Nasomangiato, wie wir es jetzt machen? Wir holen zuerst den am weitesten Entfernten und das ist Nummer 17: Balthasar Campia!"
Fugatopi war es eine unbeschreibliche Wollust, den Namen seines grausamsten Gläubigers auszusprechen. Der hatte ihm so manche Nuß zum Knacken gegeben! Teufel noch einmal!
„Balthasar Campia hat keinen Sarg", brummelte Nasomangiato.
„Macht nichts! Auch das Weidengeflecht ist in Ordnung."
„Du wirst doch nicht denken, daß du alle in einer Fahrt holen kannst, hoffe ich!"
„Natürlich! Keinen Augenblick Ruhe kann man haben!" tobte Fugatopi. „Wieviele Fahrten willst du mich denn machen lassen?"
„Zwei! Zuerst die neun mit Särgen Versehenen; dann die acht mit den Weidengeflechten."
„Diesmal hast du recht!"
„Ich hab' immer recht! Hast du die neun Särge hergerichtet?" — „Ja! Den geschlossenen Wagen?"
„Natürlich... geschlossen, ohne Wagenschlag!"
„Eine Hundearbeit!"
„Beklage dich nicht!" grinste Nasomangiato, „nach der Epidemie geben sie dir einen Orden."
„Diese Bande!" heulte Fugatopi. „Nicht einmal einen Soldo Zulage haben sie mir zugestanden! Weißt du, was der Assessor gesagt hat?"
„Ich weiß es! War ich nicht auch dabei? Und glaubt Ihr — hat er gesagt — glaubt Ihr vielleicht, an der Front zu sein? Er und der Bürgermeister, Halunken alle zwei, die uns verhungern lassen, während sie die ganze Stadt aussaugen!"
Fugatopi und Nasomangiato machten sich nun auf den Weg. Der Hinweg wurde rasch gemacht und die zwei Pferde trabten lustig dahin. Die

Dunkelheit brachte einen leichten Nebel, der sich auf den Boden senkte und alles schlüpfrig wie Aalhaut machte.
Aber am Rückweg waren die Särge voll und die Pferde mußten sich fest ins Geschirr legen.
„Warum bist du denn so schweigsam?" fragte Nasomangiato.
„Ich weiß nicht recht... diese ganze Geschichte gefällt mir nicht mehr. Die Leute gewöhnen sich an den Tod, wie sie sich ans Leben gewöhnen. Je mehr sterben, desto mehr verlieren die Menschen die tragische Haltung, die ich sie in den vielen Jahren meiner Totengräberlaufbahn immer vor dem Tode habe annehmen sehen. Das regt mich auf... und ich habe Durst."
„Am Marktplatz ist eine Schenke."
„Dort trink nur du! Du hast dich immer an Brunnen gehalten und wirst mit dem Bauch voll Wasser sterben!"
„Und du mit dem Bauch voll Wein!"
„Und wie voll! Ich hätte Lust, mir ein Faß voll mit in die Kiste zu nehmen für alle Fälle."
„Ich trinke wenig, aber dafür guten..."
„Wo kaufst du ihn?" fragte schnell Fugatopi, dem schon das Wasser im Munde zusammenlief.
„Gleich hinter der Schule."
„Da sind wir ja! Den Karren können wir hier stehen lassen; kein Mensch raubt uns etwas."
Im Nu waren sie in der Schenke. Einer am andern sich stützend, kehrten sie zurück.

*

„Wenn man wenigstens singen dürfte!" bemerkte Fugatopi halblaut, während sie die zweite Fahrt antraten.
„Bist du zum Singen aufgelegt?" fragte Nasomangiato.
„Ich habe noch nie meinen Gläubigern den Tod gewünscht; aber wenn ich so denke, daß dieser arme, großmütige Balthasar Campia mich in der Blütenstraße erwartet..., daß er unter meiner Aufsicht auf Ewigkeit ruhen wird, daß ich ihm nie mehr begegnen werde, daß ich vor dem Lebenden keine Angst mehr zu haben brauche, ich, der ich vor den Toten keine Angst kenne... wenn ich an dies alles denke..."
„Dann kommen dir Tränen der Rührung!"
„Nein, aber singen möchte ich!"
Bei der Rückkehr jedoch sollte eine Überraschung die heitere Seelenruhe der beiden in ihrem Beruf so Tüchtigen stören.
„Wieviel waren es?" fragte Fugatopi mit zitternder Stimme, als er in der Nähe des Friedhofs die Pferde in den Stall gebracht hatte.
„Acht waren es, acht!" sagte Nasomangiato.
„Sieben!"
„Acht! Gib mir die Liste!" und gewaltsam riß er ihm das Blatt aus der Hand.
„Da stehen sie alle! Außerdem könnte ich dir auch die ganze Fahrt beschreiben: der erste in der Blütenstraße..."
„Balthasar Campia! Mit dem sind wir in Ordnung!"
„Der zweite mit den roten Schuhen..."
„Hier die roten Schuhe", sagte Fugatopi und streichelte ein Paar rote Pantoffeln, die aus dem mit Stricken zusammengebundenen Weidengeflecht hervorlugten.
„Hör", unterbrach Nasomangiato, von plötzlicher Besorgnis überfallen. „Machen wir es schnell und sicher: legen wir die Toten auf die Erde, einen neben den andern und zählen wir sie so; das ist die beste Kontrolle."
„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs..." zählten sie gleichzeitig und gleichzeitig riefen sie aus: „Es fehlt ein Toter!"
In höchster Angst zündeten sie alle Kerzen an, die sie in der Totenkammer fanden und die zwei Öllaternen und suchten den ganzen Platz herum ab. Schweigen und leere Finsternis.
„Aber wer fehlt denn überhaupt?"
Niemand antwortet.
Fugatopi zitterte... er hatte noch niemals in seinem Leben gezittert! Nasomangiato fühlte sich so schlecht, als ob er Gift geschluckt hätte. Und doch war er der erste, der sich faßte.
„Die Angst läßt uns den Kopf verlieren! Tu die Liste her, Fugatopi, und vergleiche sie mit dem Namen, den jeder anhängen hat!"
„Barmherziger Gott!" heulte Fugatopi mit heiserer Stimme. „Er hat mir diesen Streich gespielt!"
„Wer?"
„Balthasar Campia! Er fehlt! Der erste, der im Karren rechts lag. Er ist nicht mehr da! Der, der noch warm war!"
„Noch warm... was willst du damit sagen?" frägt Nasomangiato zähneklappernd und sich an der Wand haltend.
„Wenn er noch gelebt hätte? Was sag' ich da! Ganz gewiß hat er noch gelebt, der Lump! Und erlaubt sich diesen Schabernack mit uns! Aber warum haben die Verwandten so geheult? Haben sie ihn vor lauter Geheul verhindert, wirklich zu sterben? Oder haben sie geheuchelt und sich nur so gestellt...! Und er... ganz leise hat er sich dann während der Fahrt aus dem Staub gemacht..."
„Jetzt paß auf, Fugatopi", sagte Nasomangiato halblaut, „wir gehen den ganzen Weg zurück, nähern uns vorsichtig dem Haus des Toten, der vielleicht nicht tot war; ist dort alles still, dann ist der Tote wirklich tot und es könnte sein, daß wir in einem andern Haus den einen Toten mitgenommen und dafür einen andern dort gelassen haben, zum Beispiel Balthasar..."
„Was redest du denn daher? Bist du ganz übergeschnappt!"
Nasomangiato und Fugatopi, die ihr ganzes Leben lang miteinander gestritten hatten, machten sich nun auf den Weg durch die finstere Nacht, Arm in Arm wie ein verliebtes Paar. Einer hielt sich am andern, als ob er bei ihm Schutz und Hilfe fände.
„Mein Lieber", sagte auf einmal Fugatopi, „vielleicht ist alles nur ein Traum?" — „Unmöglich, daß zwei gleichzeitig genau dasselbe träumen."
„Aber eines ist sicher: so etwas ist noch niemals vorgekommen... Du lädst acht Tote auf, kommst heim und findest nur mehr sieben...!"
„Schuld hat der Assessor, der das Aufhören der Grippeepidemie abwartet, bis er den Wagenschlag machen läßt!" — „Ich hab' halt kein Glück", brummte Fugatopi bitter; „der Balthasar hat es mir mit Fleiß getan und morgen droht er mir mit Pfändung, wenn ich ihm die 120 Lire nicht zurückzahle..."
Fugatopi stolperte in der pechschwarzen Finsternis und wäre fast lang hingeschlagen, wenn er sich nicht am Arm seines Kameraden gehalten hätte. „Donnerwetter, was ist denn da?" Sie beugten sich nieder: ein unförmliches Ding versperrte die Straße.
Beide begriffen gleichzeitig... stillschweigend löste sich einer vom Arm des andern und beiden entrang sich ein Seufzer der Erleichterung.
Nasomangiato fing plötzlich zu lachen an.
„Lach' nur, wenn es dir gut tut!" sagte Fugatopi.
„Was für blöde Esel waren wir doch!"
„Du blöder als ich!"
„Wie du meinst! Ich will nicht streiten vor der Leiche des armen Balthasar. Er wird heruntergerutscht sein durch das Rütteln des alten Karrens auf der schlechten Straße. Heben wir ihn recht sanft und sorgfältig auf! Er verdient es! Kam man zu ihm, so half er einem immer aus der Verlegenheit. Freilich am Anfang schickte er einem zum Teufel und sagte, er hätte keinen Soldo in der Tasche; aber wenn man ihm dann von der Not und dem Elend sprach, rührte sich sein gutes Herz..."
Und beide faßten an, Nasomangiato vorne und Fugatopi hinten, und trugen guten Mutes ihren Toten davon. „Er ist gar nicht schwer", sagte Nasomangiato, da die Straße jetzt steil anstieg.
Und als der Weg wieder abwärts ging, meinte Fugatopi: „Er ist wirklich federleicht. 120 Lire, alle in Zwei-Centisemi-Stücken wären schwerer."
(Aus dem Italienischen von Chr. Kleinfeller)

Ich und das schöne Wetter? / Von H. W. Hart

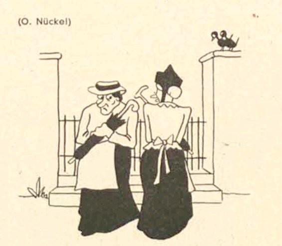
Als ich fünfzehn Jahre jünger war und infolgedessen eine erheblich gefestigtere Weltanschauung besaß, hätte ich das Fragezeichen einfach fortgelassen. Damals gab es wenigstens noch feststehende Begriffe.
Ich entsinne mich deutlich, daß es im Winter schneite und im Sommer sonnte, meine Kaninchen warfen Junge, wenn man es am wenigsten von ihnen erwartete, und meine Tante Ursula lehnte eine Fahrt im Freiballon ab und fuhr stattdessen mit der Eisenbahn, was den natürlichen und göttlichen Gesetzen der Weltordnung besser entsprach.
Heute kann man sich darauf nicht mehr verlassen. Ich will von Tante Ursula ganz absehen, und Kaninchen erlaubt mein Hauswirt nicht, — aber ich habe auch da meine Zweifel; denn ein sehr lieber Bekannter von mir hat ein Meerschweinchen namens Susie, — und von Meerferkeln ist keine Rede.
Genau so ist das mit dem schönen Wetter. Es stimmt da was nicht. Mein Zigarrenhändler meint, daß der Völkerbund daran schuld ist, aber das ist wohl übertrieben. Der Völkerbund hat ja nicht einmal Einfluß auf Krieg, und schönes Wetter ist viel schwieriger zu erzielen. Die Zeitungen beispielsweise machen das schöne Wetter mit Hilfe von Monsunen im Indischen Ozean und tiefgekühlten Strömungen in Irland.
Ich habe eine Rundfrage veranstaltet und könnte erzählen, wie das Volk über diese Art von Wettermacherei denkt, aber das würde zu weit führen (von der Feindschaft der Presse ganz abgesehen), und dieser Artikel soll ja davon handeln, wie i c h mich zum schönen Wetter stelle. Nicht einmal, wie sich das Wetter zu mir stellt. Ich habe mich ausdrücklich danach erkundigt.
Damit ich niemand zu lange auf die Folter spanne (denn die Überschrift ist ziemlich spannend!), will ich es gerade heraus sagen: Ich stehe zum schönen Wetter genau so bejahend wie zur Zivilisation und wünsche nur, daß endlich einmal jemand damit anfängt!
Was ich dann damit mache, wird sich ja zeigen. Wahrscheinlich werde ich mich gezwungen sehen, darüber zu meckern (ich meine jetzt nicht über die Zivilisation, sondern über das Wetter); denn es kommt immer genau so unerwartet wie früher meine jungen Kaninchen, und die Folge davon ist, daß ich gerade an diesem Tage das Verlustkonto meiner einfachen, aber sinnlosen Haushaltsbuchführung zusammenrechnen oder zum Zahnarzt gehen muß.
Das schönste Wetter verliert seine Anmut, wenn man es durch Milchglasfenster betrachtet, während man im Mund ein achtel Kilo sterilisierte Watte, sechs verschiedene Instrumente, einen angeknickten Backenzahn und den Daumen des Zahnarztes festhalten muß.
Da ich über dieser medizinischen Volksbelustigung das schöne Wetter vergesse, ist es zu mir nach Hause gegangen und hat dort seine Karten abgegeben — eine für meine Frau, in Form eines Modekataloges (als ob es nicht schon Schaufenster genug gäbe, über denen eine Frau den Mann und die anderen unmündigen Kinder vergessen kann) und eine für mich. Sie werden denken, das ist jetzt ein Zigarrenangebot, die Einladung zu einer Zeppelinfahrt oder ein steuerfreies Kleinauto? Mit nichten! Sobald es schönes Wetter gibt, fängt unser Küchenherd aus unerfindlichen Gründen an zu qualmen wie eine Zerstörerflottille.
Am nächsten schönen Tage geht meine Frau dann auf den besonnten Pfaden des Modekataloges, und ich sitze mit Hustenreiz, einer alten Gasmaske und für zwanzig Pfennig Gips auf der Treppenleiter und weine leise vor mich hin. Wenn die Ofenröhre zugepflastert ist, kommt der Rauch etwas stärker, und es stellt sich heraus, daß ich versucht habe, den Kamin mit Mehlkleister zu dichten, und dafür den Gips in die Pfannenkuchen verrührte.
Am nächsten Tage ist das Wetter noch schöner. Nußölgebräunte Menschen ziehen jubelnd ins Grüne, die Vögel singen in den Zweigen und die Veilchen blühen im Verborgenen. Alles ohne mich. Ich bin inzwischen durch messerscharfes Nachdenken zu dem Schluß gekommen, daß irgendeine der sieben- und hmzig Parteien im Hause alte Liebesbriefe, Gummischläuche und Filzpantoffel heimtückisch im Badeofen verbrennt und mache mich bei sieben- und hmzig glücklichen Hauswesen weiter unbeliebt. Der Ofen raucht auch weiter. Meine Frau beginnt, mir durch gesteigerte Liebenswürdigkeit darzutun, daß sie nun doch langsam überzeugt ist, in der großen Ehelotterie eine Niete gezogen zu haben.
Der Ofen raucht weiter, und die Sonne scheint. Als unsere gegenseitige Liebenswürdigkeit ins dritte Stadium gekommen ist, hört der Ofen ebenso grundlos auf, wie er anfing. Ich nehme

schweigend den Bunzlauer Teller von der Wand, auf dem eingebrannt ist: „Wie man's macht, ist's falsch!" und ersetze ihn durch: „Hab' Sonne im Herzen!"
Wenn der Ofen nicht raucht, kann man sich das leisten. Glücklicher Friede zieht ein, und wir beschließen einstimmig, das schöne Wetter von Herzen zu genießen, was wir beide uneingeschränkt tun dürfen; denn ich habe einen uralten Witz als Idee zu einem Volksstück untergebracht, und bei meiner Frau ist der Modekatalog nicht ohne Folgen geblieben.
Wir fahren also rin in die Natur und genießen ein etwas verstaubt riechendes Ausflugslokal, das übriggebliebene Bier vom Sonntag und die harmonischen Klänge eines elektrischen Klaviers; denn draußen pladdert es, als ob es überhaupt keine indischen Monsune und irische tiefgekühlte Strömungen mehr gäbe.
„Ein schöööönes Wetter!" sage ich dann, und wir müssen ein Taxi nehmen; denn meine Frau will schließlich ein Kleid haben und keine zusammengerollte Sache.
Das ist die Regel. Aber diesmal werde ich mit der Regel brechen! Seit zwei Tagen scheint die Sonne, wie sich das gehört, und der Ofen hat auch schon wieder ein wenig geschmökert. Soll er! Von mir aus kann er Ringe blasen und sich ein Lungenleiden zuziehen. Wir werden uns den Spirituskocher mitnehmen und am Wannsee die Wurstmaxen blühen lassen.
Und wenn der Zahn...? Hm? Dann wird er mit Verachtung gestraft und soll sich alleine wehtun. Wir machen nicht mehr mit. Wir legen uns auf den Rücken und blinzeln in die Sonne und tun sonst gar nichts, als uns freuen, daß endlich — endlich einmal schönes Wetter ist!

Lieber Simplicissimus

Eine Frau war beim Beichten und begibt sich, mit guten Vorsätzen versehen, auf den Nachhauseweg. Als sie aus dem Friedhof tritt, kommt gerade die Nachbarin daher, mit der sie in

(O. Nückel)



jahrelanger Feindschaft lebt. Beim Anblick derselben schießt der Büßerin gewohnheitsgemäß wieder die alte Galle hoch, doch plötzlich besinnt sie sich auf ihre guten Vorsätze. Statt nun der Feindin wie sonst in die Haare zu fahren, begnügt sie sich damit, ihr im Vorübergehen zuzurufen:
„Wart' mal, du Aas! Wenn ich erst wieder aus die heiligmachende Gnade raus bin, dann sollste was erleben!"

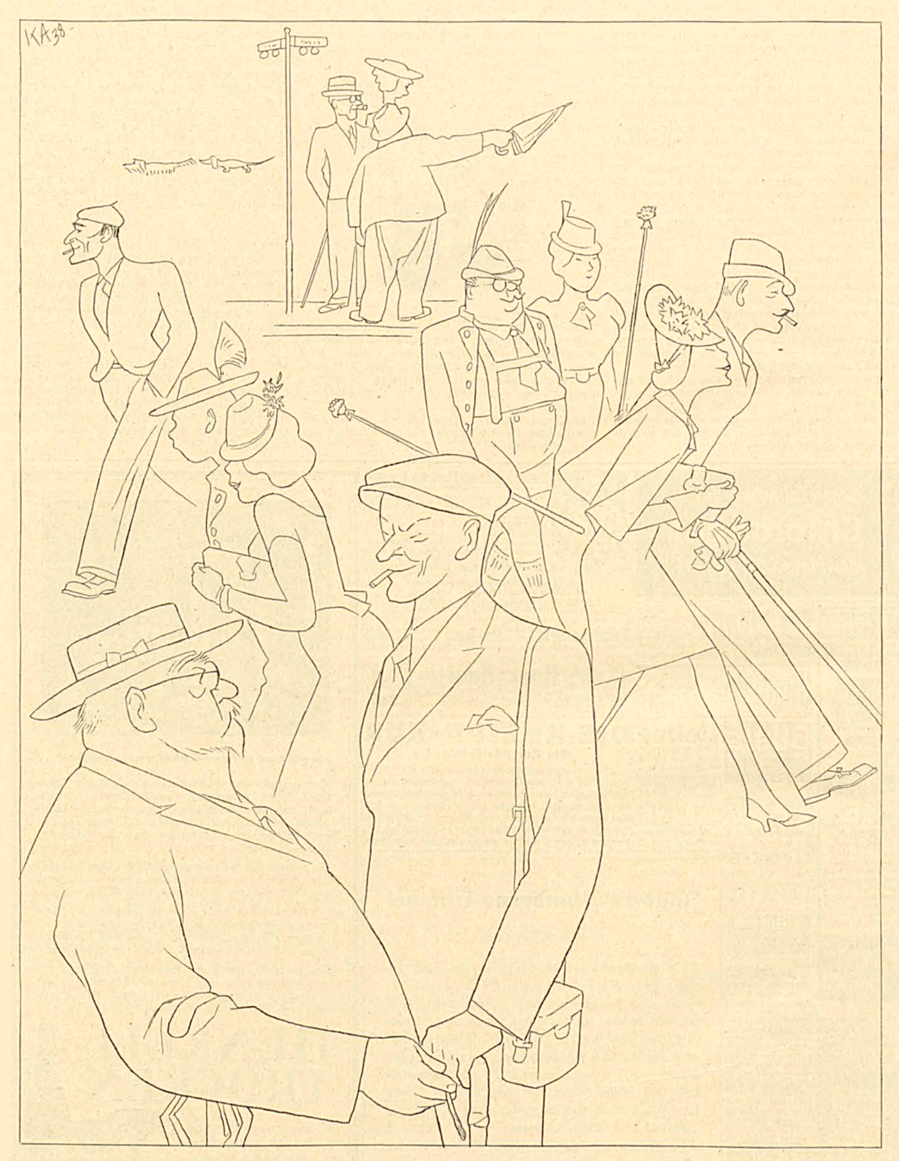
Einem großen süddeutschen Textilbetrieb, der sich letzthin einmal außerstande sah, die saisonmäßig gesteigerte Nachfrage nach einem sommerlichen Damenbekleidungsstück so schnell zu befriedigen, wie es die Kunden wünschten, ging deshalb eine Anzahl sehr beweglicher schriftlicher Klagen zu. So schrieb ein sächsischer Geschäftsmann: „Es ist traurig aber wahr, daß es gerade der ganz kleine Kaufmann ist, der stets an die letzte Brust gehangen wird und dort um sein Dasein kämpfen muß!" Und eine tüchtige Geschäftsfrau beschwor den Prokuristen: „Schicken Sie mir sofort Ware! Sie brauchen um ihr Geld keine Angst zu haben — bei mir können Sie ruhig schlafen, wie Ihnen Ihr Vertreter, Herr Schöpple, gerne bestätigen wird!"

Gestern traf ich im Forstenrieder Park einen Eber an, dessen scheue Art und gedrückte Stimmung mir auffiel. Als ich kurz darauf dem Förster begegnete, teilte ich ihm meine Wahrnehmung mit und fragte, ob das Tier denn krank sei.
„Na, na", sagte der Förster drauf, „dem fehlt nix, der schamt si bloß, weil sei Frau a Wildsau ist!"

Der auffallend stille Herr wird vom Gehilfen rasiert und die Prozedur verläuft ganz und gar nicht unblutig. Aber erst auf die übliche Frage „Stein oder Kölnisch?" macht das Opfer eine stumme, müde Bewegung nach ein paar Paketchen hin, die weiß auf blauem Grund den Namen tragen: „Camelia."

Konservativ

(Karl Arnold)



„Gehn S' heuer net no in d' Sommerfrisch'n, Herr Vierlinger?"
„Na, d' Kalbshax'n außerhalb Münch'n schmeck'n ma net."

Versuchung am Tegernsee

(Wilhelm Schulz)



Ich bin einer von jenen zwei Stadtsoldaten,
die Anno siebenzehnhundertundacht
in der guten rheinischen Stadt Opladen
gewaltsam am Feldrain um Mitternacht
die Monika Riegler zu Falle gebracht.
Als Strafe dafür ist mir zugedacht,
im Fegefeuer, vom Teufel entfacht,
die Seele, die sündige, lauter zu braten,
und manchen von seinen verschiedenen Graden
hab ich, mir zum Heile, schon durchgemacht.
Jetzt lieg ich als Büßer in Rottach am Strande.
Die Sonne glüht rings über Wäldern und Graten.
Der See liegt in dem gebirgigen Lande
als Rührei, das sich der Nachmittag brät.
Die Hitze flirrt aus dem Sande.

Und, mir noch fürder die Qualen zu mehren,
mir, der, mit schweren Sünden beladen,
Läut'rung aus zweihundertjähriger Schande
muß bis zum heilsamen Ende bewähren,
liegen, sich lustig im Lichte zu baden,
ringsum die Mädchen im dünnen Gewande,
und wohin rings mein Auge auch späht,
überall will mich Versuchung verzehren.
Stille falt' ich meine Hände.
Herr, der weiß, wie's um mich steht,
höre dies mein Stoßgebet:
  Deine Gnad und Hilf mir sende.
  Stärk' mich, die Versuchung wende,
  daß ich auch am Tegernsee
  meine Prüfungszeit besteh'! Amen!

Karl Martin Schiller

Grand ohne drei mit Spritze

Von Reinhard Koester

Sie sitzen nicht gemütlich in einer Ecke, sie stehen um den hohen Tisch an der Theke, der ein Untergefach besitzt, wo die Mollen Schutz finden, die sonst beim donnernden oder zischenden Aufschlag der Karten in Gefahr kämen. Man spielt doch nur den einen lumpigen Bierlachs heute abend, es lohnt sich gar nicht, sich hinzusetzen für die Viertelstunde, wenn sie sich auch erfahrungsgemäß von 10 Uhr abends bis 1 Uhr früh ausdehnt.

„Sowat von mauan!" knurrt Paule mit verächtlich-empörtem Kopfschütteln, als er das Spiel mit zwanzig bekommen und den Skat aufgenommen hat. „Und ick dämlichet Aas lasse mir von die Brider rinlejen!"

„Mauan is jut!" grollt Otto stumpf gegen ihn an. „Kiek du mal aus'n Fensta, wennste keen Kopp hast!" Während Paule mit bedenklicher Miene eine Karte drückt, sie wieder aufnimmt und sein Blatt kopfschüttelnd betrachtet, ereifert sich Otto über den Vorwurf des Mauerns. „Keen Been kriechste uff die Erde — und denn mußte dir ooch noch saren lassen, du mauast! Wat saachste dazu, Majistrat?"

Der „Majistrat" ist ein langer knochiger Mensch mit einer Stahlbrille vor schlauen grauen Augen und einem verkniffenen Mund, der jeden Morgen mit schwerem Kopf seinen Posten als Auskunft im Rathaus antritt. Er ist der gefürchtetste Skatspieler der ganzen Stampe, weil er nachher immer genau weiß, wie ein Spiel hätte gewonnen oder verloren werden müssen. Er selbst hat in seinem Leben noch nie einen Fehler gemacht, der nicht durch den haarsträubenden Blödsinn seines Mit- oder Gegenspielers verschuldet worden wäre. Er sagt gar nichts, sondern hebt nur mit vielsagendem Mundverziehen die rechte Schulter.

Paule hat endlich die Karten gefunden, die zu drücken sind. „Na denn Jrang, weil det Wetta so scheen is."

„Jrang?!" schreit Otto auf. „Erst sprichta von mauan und denn saachta Jrang! Na warte, Männeken!"

Mit scharf gebogenem Mittelfinger klopft Magistrat dreimal bedeutungsvoll auf den Tisch. „Mit Spritze!" Der Kiebitz, der hinter Paule gestanden hat, beugt sich mit giraffenartiger Halsverrenkung zum Magistrat hin. „Kiebitze werden erschossen oder bezahlen den Lachs doppelt, wenn sie nur mit een Ooge plinkern!" warnt Magistrat eisig.

Paule mustert noch einmal mit Feldherrnblick seine Karten. „Na, aus reine Menschenfreindlichkeit wer'k nich re saren." Und schon knallt das Kreuz-As auf den Tisch. Während Magistrat seine Sieben mit weltmännischer Lässigkeit hingleiten läßt, windet sich Otto in Qualen. „Sowat von Dusel!" Sein Zehn ist blank.

„Danke", sagt Paule und legt das Karo-As hin, das ihm unter eisigem Schweigen nur eine Dame und eine Acht bringt. Folgt der Pik-König, dem mit höhnischen Mienen Sieben und Acht zugegeben werden. „Na, denn freßt sie, ihr Schneiderböcke!" knallt Paule die Pik-Zehn hin. Der Tisch bebt, als Magistrat die Herz-Zehn reinschmiert. Otto starrt ihn an. Die Augen treten ihm aus dem Kopf. „Kontra saachste, du dämlicha Kontrabaß? Völlich varückt, wie?!" Seinen kraftlosen Händen entgleitet die Pik-Dame. „Merkst du vakalkta Spickaal denn nicht, det a det As jedrickt hat?!" Der Kiebitz bekommt einen Lachkrampf. „Justaf!" prustet er. „Zwo Korn uff meine Rechnung, Justaf! Der Majistrat braucht eenen uff die Lampe, sonst jeht ihn da Docht aus!"

„Schnauze!" schreit Magistrat erbost. „Und wenn a det As jedrickt hat, hat a 59!" Seine Miene ist eisern. „Also ran an den Speck, Paule!"

Paule sieht ihn mißtrauisch an: dem Magistrat ist alles zuzutrauen! Er zögert.

„Siehste woll!" triumphiert Magistrat. „Uff'n Kopp 59 hat a! Und damit vahungat a bei lebendijem Leibe!"

„Na ja", meint Paule resigniert, „wenn a die Herzen-Zehn hat blank jehabt, is a nicht mal so doof wie a aussieht." Er faßt sich ein Herz und legt Herz-As hin.

Magistrat sieht Otto streng an: „Haste du keen Herz und keen Buben oder haste Herz und 'n Buben?" Er legt Herz-Acht hin.

„Nu schlächt et aba 25!" Otto stößt eine gellende Lache aus. „Herz hat a und de janze Hand voll Buben hat a, aba det Stechen ibaläßt a die Tapetenflundan!" Wütend schmeißt er die Karten hin. „Dir sollten se in die Nationalmannschaft for'n Altenburger Skatkonjreß wählen, damit det Ausland ooch mal wat zu lachen hat! Wennste nochmal Spritzen willst jeben, denn wirde ick det mal mit 'ne Klistierspritze bei dir selba vasuchen —: sowat befreit det Hirn, vastehste? Nu mecht ick nur wissen, wodruff du hast Kontra jejeben?!"

„Wenn du die Kreuz-Zehn nich hätt'st blank jehabt, und..."

„Wenn... wenn... Wenn meine Tante Räda hätte, könnte ick KdF.-Wagen zu sie saren! Loofen tut se ooch."

Paule berechnet. Sachlich und still schmunzelnd. „Jrand ohne drei, jespielt vier macht 80, kontra 160. Und damit haste den Lachs jefangen, Otto!"

„Wat? Als wie icke?" Wutentbrannt schreit er Magistrat an: „Und wodruff hast du Kontra jejeben, du irrsinnja Schlangenbändja?"

Magistrat ist wieder ganz Würde. „Selbst spielen und kontra geben is zweialei."

„Aba doof und dämlich is nich zweialei, vastehste?" Plötzlich geht ihm ein Licht auf. „Wie hoch ha'ck jestanden? 342? Und 160 dazu macht 502? Und wat der Majistrat is, der stand 338? Habe ick dir jefaßt, du Lumpenhund?"

Ein ganz dünnes Lächeln spielt um Magistrats Lippen. „Siehste nu, det doof und dämlich manchmal doch nich zweialei is? Bei'n Bierlachs is det wie mit die Jeheimdiplomatie: die stelln sich ooch oft doof und sind doch nich dämlich. Merk dir det."

„Mit sowat spiel ick nich mehr. Schluß! Wie abjehackt."

„Sei nich dämlich, Otto", mahnt Paule. „Majistrat jibt."

„Valleicht lernste doch noch mal Skat spielen, Otto", meint Magistrat versöhnlich. „Bei Jott is keen Ding unmöchlich!"

Der Kiebitz klopft Magistrat auf die Schultern: „Et is mich nu direktemang eene Ehre, mit Sie een Korn zu trinken! Sowat! Dadruff trinken wa eene Lare, wie? Eene Lare Korn, Justaf! Aba 'n jelben for fuffzehn!"

Otto sucht seinen Hut, um empört das Lokal zu verlassen. Als er merkt, daß er ihn auf dem Kopf hat, bringt der Kellner, die Lage. Außerdem hat Paule längst wieder gegeben. „Na, denn noch eenen zum Abschied for't Leben. Aba det sare ick euch: wat een anständja Mensch is, der spielt mit sone Vabrecha wie ihr zwee beede seid, nich!"

LOGIERBESUCH

Von Hans Karl Breslauer

„Fritz..." — „Schatz?"

„Dieser Besuch dauert mir schon zu lange... Acht Tage — gut — meinetwegen auch vierzehn Tage — aber vier Wochen!"

„Wir dürfen Onkel Balduin nicht vor den Kopf stoßen!"

„Daran denke ich auch gar nicht, ich will nur, daß er endlich wieder nach Hause fährt... Ich will auch wieder einmal etwas von meiner Häuslichkeit haben... Dieses ewige Rücksichtnehmen geht mir auf die Nerven... Wir haben kaum eine Minute für uns übrig... Jeden Abend mußt du mit ihm ausgehen, hast keine Zeit für mich übrig, weil er dich vollständig beschlagnahmt —"

„Und wie ich mich erst darnach sehne, wieder mit dir allein zu sein, Erna... Das kannst du dir ja gar nicht vorstellen... Aber wir müssen es diplomatisch anfangen... Hör mal an, Erna, wenn wir heute beim Frühstück sitzen, provozierst du einen Streit..." — „Und?"

„Er wird sich auf deine oder meine Seite schlagen, sich mit dir oder mit mir verzanken..."

„Wundervoll, Fritz... Dann wird er seine Koffer packen und..."

Das weitere Gespräch wird durch Onkel Balduins Eintritt unterbrochen, man setzt sich zu Tisch und nach einer Weile sagt Frau Erna spitz:

„Du, Fritz, wenn du das nächste Mal ausgehst, geh in ein anderes Lokal..."

„Erlaube..."

„Wer ist diese übertrieben geschminkte Person, mit der du dich in der letzten Zeit herumtreibst?"

„Erna, ich verbitte mir..."

„Er verbittet sich... Dieser Heuchler verbittet sich... Hast du gehört, Onkel... Mir spielt er den zärtlichen Gatten vor und hinter meinem Rücken..."

„Aber, Liebling..."

„Sag nicht Liebling zu mir.. Ein Mann, der seine Frau mit einer Person hintergeht, die so aussieht..."

„Erni..."

„Laß mich..." schluchzt Frau Erni, die vor Empörung zittert und zwischendurch Fritz ermunternd zublinzelt, „laß mich, du — du — oder kannst du dich verteidigen — du —"

„Jetzt wird mir die Geschichte aber zu dumm", fährt Fritz auf, „jawohl zu dumm... Ich habe keine Lust, mir deine Vorwürfe anzuhören!"

„So, du hast keine Lust? Und wie du das sagst! Wie roh, wie brutal! Onkel, hast du es gehört? Oh, er ist ein elender, gemeiner Barbar — er mißhandelt mich!"

„Wer mißhandelt dich?" schreit Fritz.

„Du — jawohl, du!... Wegen einer wasserstoffblonden Person trittst du mich mit Füßen... Onkel Balduin, hilf mir doch..."

Onkel Balduin träufelt nachdenklich Honig auf seine Buttersemmel und sagt verweisend:

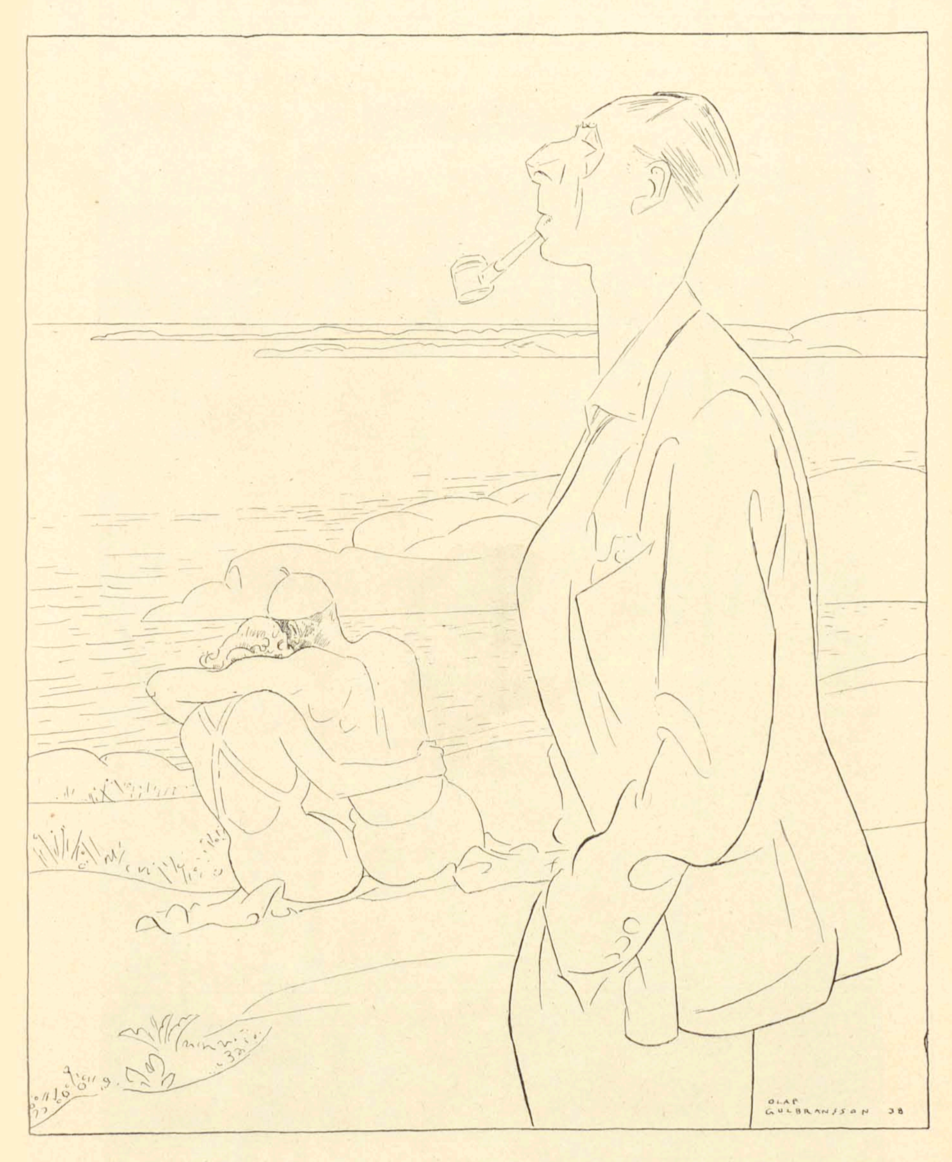
„Erstens, liebe Erna, ist das Fräulein, das mir Fritz gestern vorgestellt hat, nicht blond, sondern brünett... Und zweitens", Onkel Balduin räuspert sich, „und zweitens möchte ich, obwohl ich die Absicht hatte, morgen abzureisen, gerade wegen dieser jungen Dame noch ein paar Wochen hierbleiben!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Außer Konkurrenz

(O. Gulbransson)



„Haben mich die jungen Leutchen gar nicht bemerkt oder wirke ich nur noch als Hintergrund?!"

Der ideale Badeplatz

(K. Heiligenstaedt)



„Hier kann uns wirklich niemand sehen!" — „Du bist gut, das hätt' ich zu Hause in meiner Badewanne auch haben können!"

München, 28. August 1938
43. Jahrgang / Nummer 34

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Strandfest

(K. Heiligenstaedt)



„Sie können den Arm ruhig etwas tiefer legen, jedoch lediglich wegen meines Sonnenbrandes!“

Liebesschwur

(R. Kriesch)



„Eines mußt du mir schwören, Fritz, in dieses Zelt kommt nie mehr ein anderes Mädchen!" — „Nein — niemals — lieber ein anderes Zelt!"

FINDELKINDER

Als ich heute morgen mir meine Schuhe anzog, sah ich mir zufällig den Schuhlöffel an. Es war ein durchaus gewöhnlicher Schuhlöffel, aus irgend einem Metall blank vernickelt, gar nichts besonderes. Aber da stand der Name einer Firma eingraviert, einer Firma aus Pasewalk, eines Schuhgeschäftes, das diese Schuhlöffel vermutlich dem Käufer eines Paares überreicht hatte.

Nun war ich nie in meinem Leben in Pasewalk gewesen und infolgedessen hatte ich mir dort auch keine Schuhe gekauft. Sehen Sie, so ein Schuhlöffel ist einfach vorhanden. Kein Mensch weiß, von wann er kommt und geht.

Beleidigen Sie mich bitte nicht, mit der Behauptung, ich hätte ihn irgendwo mitgehen heißen. Unterstehen Sie sich, ich bin kein Schuhlöffelmarder. Der Schuhlöffel ist mir zugelaufen. Solche Dinge haben ihr Eigenleben, ihren eigenen Wandertrieb.

Sehen Sie mal bitte ihre Kleiderbügel im Kleiderschrank durch!

Na, hab ich recht, hängt da nicht einer, an dem steht geschrieben „Hotel blaue Traube"? Fürchten Sie nicht, daß ich ein hartes Wort gebrauche, ich weiß genau, daß Sie keine Ahnung davon haben, wie er in Ihren Schrank gekommen ist. Ich schwöre Ihnen, daß ich der festen Überzeugung bin, daß Sie niemals mit einem Kleiderbügel Ihren blitzblanken Ehrenschild besudeln würden. Nein, der Kleiderbügel hat sich angefunden, ist bei der merkwürdigen Irrfahrt solcher Gegenstände ausgerechnet in Ihrem Kleiderschrank gestrandet. Vielleicht hat ihn Onkel Theodor neulich hängen lassen, aber auch Onkel Theodor hat ihn nicht aus der „Blauen Traube" geklaut. Jetzt ist er also bei Ihnen, und ich glaube nicht, daß Sie ihn einpacken und an die „Blaue Traube" zurückschicken werden. Sollen Sie der „Blauen Traube" Hüter sein?

Ich besitze sogar einen Bügel, auf dem steht „Excelsior Palace Bombay". So einer bin ich, und war doch nie in Bombay. Wenn ich es nicht immer vergessen würde, würde ich den Kleiderbügel mit auf die Reise nehmen, damit ich ihn vor meiner Hotelzimmertüre in Weilheim henkte, auf daß das Zimmermädchen sähe, was für ein feiner weitgereister Herr ich bin.

Aber solche Reisevorbereitungen vergesse ich immer.

Solche Dinge sind nur auf der Durchreise bei uns. Sie verschwinden eines Tages genau so, wie sie gekommen sind.

Hier ein Beispiel dafür:

Einmal fand ich in meinem Wäscheschrank ein Damenhemd, sorgfältig zusammengelegt und gebügelt. Was Sie jetzt denken, ist nicht.

Es war ein sehr hübsches Nachthemd aus zartem, weißen Gewebe. Ich weiß das bestimmt, denn ich habe es mir genau angesehen, dabei entdeckte ich links oben den Namen „Ursel" eingestickt. Sie können sich vorstellen, daß ich darauf sehr scharf nachdachte.

Ursel, Ursel — nein ausgeschlossen. Das hätte ich doch schließlich wissen müssen.

Ich schickte das Hemd an meine Wäscherin und sagte, es sei versehentlich bei mir abgeliefert worden.

Die Wäscherin ließ mir mitteilen, daß sie genau wisse, es sei mein Hemd. Bei ihr herrsche Ordnung. Dabei blieb es.

Gelegentlich stieß ich immer wieder auf Ursels Hemd und es gehörte allmählich zu dem Inventar meines Wäscheschrankes, ja ich hatte sogar bisweilen kleine Ungelegenheiten wegen dieses Wäschestücks.

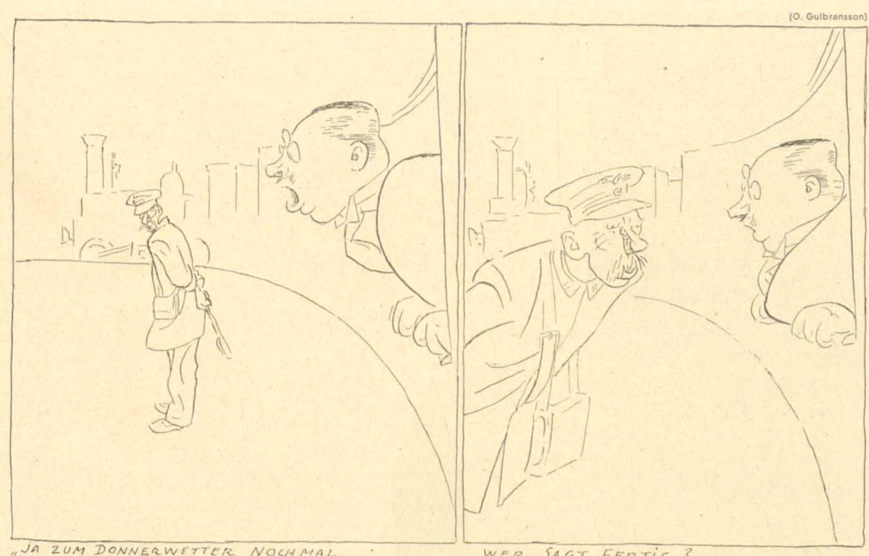
Jahre vergingen, und da geschah es, daß ich eines Tages das Hemd brauchte, wie man halt mal so ein Hemd braucht, kann sein, daß ich es einer armen, alten Frau schenken wollte.

Aber das Hemd war verschwunden, es war weitergezogen, Ursels ruheloses Nachthemd hatte mich verlassen. Wenn Sie es zufällig unter Ihrer Wäsche als damenloses Gut finden, grüßen Sie es freundlich von mir und schenken Sie es jemand; der braucht ja nicht gerade eine arme alte Frau zu sein.

Foitzick

DER SOMMERFRISCHLER UND DIE LOKALBAHN

(O. Gulbransson)





Der Friede am Scherenfernrohr

(Karl Arnold)



„Nanu, die tschechischen Offiziere hetzen zum Krieg! Soll wegen dieses baufälligen Staates ganz Europa zertrümmert werden?“

DAS AUTOPFERD / VON ERIK RONNERT

Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen, wie merkwürdig es eigentlich ist, daß man die Stärke der Automotoren nach Pferdekräften mißt? Das arme Pferd muß sich immer vorhalten lassen, um wieviel Mal das Auto mehr leistet. Diese ganze Meßmethode soll von meinem Freund Alois, dem berühmten Physiker, erfunden worden sein.
Alois ist aber nicht nur ein großer Physiker, sondern ein noch größerer Kognaktrinker. Und als eines Abends so zwischen dem zehnten und dem fünfzehnten Kognak ein altmodischer Landwagen, von einem noch altmodischeren Pferd gezogen, vorbeikam, seufzte Alois: „Ja, da fällt mir das Autopferd ein."
„Das was?" fragte ich erstaunt.
„Du kennst nicht die Geschichte von meiner Pferdezucht? Nein? Also: Als ich noch mein Landgut hatte . . ." — „Du hast ein Landgut gehabt?"
„Als ich noch mein Landgut hatte, hatte ich auch einen großen Pferdestall, aber ich machte mir nicht viel aus Pferden. Ich fuhr lieber im Auto übers Land. Einmal nun komme ich gegen Abend in meinem Wagen heim, da führt im gleichen Augenblick der Stallbursch eine Stute quer über den Hof. Ich bemerkte es zu spät, bin schon scharf und in voller Fahrt in den Hof eingefahren und kann erst in letzter Sekunde ausbiegen. Die Stute springt natürlich entsetzt zur Seite. Der Schreck sieht ihr aus den Augen, sie keucht und zittert am ganzen Körper vor Angst. Nun, ich nehme es nicht sehr wichtig, fahre den Wagen in die Garage und gehe auf mein Zimmer. Erst später erzählt mir der Bursche, daß die Stute tragend sei und daß man sie in diesem Zustand nicht erschrecken soll. Aber ich denke mir abermals nichts besonderes. Einige Zeit später kommt das Junge zur Welt, und was meinst Du? Es hat statt der Beine Räder unter dem Bauch!"
Ich schüttelte ungläubig den Kopf.
„Ja, ja", sagte er, „ich wollte es auch nicht glauben. Aber dann erzählte man mir allen möglichen Aberglauben. Hast du schon etwas vom Versehen gehört? Also wenn eine Schwangere über irgend etwas Schreckliches oder abstoßend Häßliches erschrickt, kommt es oft vor, daß sie sich versieht, das heißt, das Kind ähnelt dann dem Wesen, das die Mutter erschreckt hat. Eine Mutter, die sich an einem Affen versehen hat, soll einmal ein Kind mit affenartigem Fell bekommen haben. Das gibt es, und sogar Ärzte glauben daran. Nun, offenbar hat auch mein Pferd sich versehen — es brachte ein kleines, rollendes Pferdchen zur Welt. Dort, wo ein Pferd normalerweise sein Bein sitzen hat, saß eine Knochenachse und darum war ein Rad gelegt, das mit Hilfe von Muskeln gedreht werden konnte. Das ganze Rad war mit schönem braunem Pferdefell überzogen, das liebe Tier sah durchaus keiner Mißgeburt gleich. Es wirkte sogar elegant und graziös.
Warum auch nicht, dachte ich. Alle unsere Verkehrsmittel haben ihre Vorbilder in der Natur. Das Flugzeug die Vögel, das Schiff die Schwimmvögel, das Unterseeboot die Fische. Nur für den Wagen gibt es kein Vorbild, nirgends in der Natur kommt ein Rad vor. Endlich hat also die Natur, wenn auch auf dem Umweg über eine menschliche Erfindung nun erst eine arge Lücke ausgefüllt. Das fahrbare Pferd war geboren.
Du kannst dir denken, daß diese naturwissenschaftliche Entdeckung, die mir als Resultat des blinden Zufalls geschenkt wurde, mich Tag und Nacht beschäftigte. Ich fragte mich, ob es denn nicht möglich sei, solche Radpferde zu züchten. Ich sagte mir, daß es natürlich am einfachsten sei, das Erschrecken, das erstmals zufällig eingetreten war, bewußt herbeizuführen. Ich ließ also nächstens wieder eine Stute im selben Zustand auf den Gutshof führen und fuhr dann mit meinem Wagen heftig tutend auf sie zu. Selbstverständlich geschah dem Tier nichts. Aber das Tier erschrak in der gewünschten Weise, das Versehen war gelungen, und ein zweites Autopferd wurde geboren.
Nun begann ich meine Entdeckung planmäßig zu verwerten. Ich züchtete zunächst einmal einige solche Tiere. Natürlich waren nicht alle gleich gut gelungen, einige mußten für die Zuchtexperimente ausscheiden. Aber allmählich konnte ich meine Radpferde sogar untereinander kreuzen. Eine neue Rasse entstand.
Die Tiere fühlten sich durchaus wohl. Sie lernten, nach einiger Ungeschicklichkeit im Anfang, sich durchaus richtig fortbewegen. Sie rollten leicht über die Straßen dahin, und je reiner ich die Rasse züchtete, desto höhere Geschwindigkeiten erreichte ich. Schon damals erreichten die Tiere 50 bis 60 Stundenkilometer. Ich begann nun immer mehr zu differenzieren. Ich suchte jedes Mal sorgfältig aus, mit welchem Wagen ich meine Zuchttiere erschrecken wollte, denn ich hatte erkannt, daß es für das Ergebnis durchaus nicht gleichgültig war, ob ich mit einem Sportwagen, oder mit einem Lastwagen angesaust kam. So entstanden allmählich statt einer neuen Rasse gleich deren mehrere: ich züchtete einen Rolls-Royce-Vollblüter, dann wieder einen Steyrer-50er-Ponny, und auch ein schweres Tier, ein Froß-Büssing-Pinzgauer gelang mir.
Als das erste meiner Tiere starb, ließ ich einen bekannten Anatomen rufen, der es sezierte. Es zeigte sich, daß die Räderbeine in ihrem Innern einen Knochenreifen enthielten, um den herum sich eine Schicht von Muskeln legte, so daß das ganze Tier weich und elastisch dahinrollen konnte. Mit anderen Worten die Transposition des Autorades ins Tierische war vollständig gelungen.
Immer neue Nuancen begann ich als Züchter zu erreichen. Beispielsweise hatten die Tiere nach und nach ihr Wiehern so weit verändert, daß es den Tönen einer Hupe ähnlich wurde.
Besonderen Wert legte ich auf die Erzielung hochklassiger Rennrollpferde. Ich wählte die jeweils besten Renner unter meinen Tieren aus und verwendete sie zur Aufzucht. Ich veranstaltete Wettrollen. Es war ein seltsamer Anblick, Pferde auf Rädern in der Farbe ihres Fells unter lautem Tuten mit 90 Kilometern über die Landstraße rasen zu sehen. An dem Tag, an dem das erste dieser Tiere bei einem Pferderennen starten würde, waren sämtliche Rennpreise mein.
Große Sorge bereitete mir allerdings die Ernährung. Es zeigte sich nämlich, daß die Tiere mit der üblichen Stallnahrung durchaus nicht mehr zufrieden waren. Einige besonders hochgezüchtete Exemplare verweigerten die Nahrungsaufnahme fast völlig und wurden von Tag zu Tag schwächer. Bevor ich sie verloren gab, wollte ich sie lieber noch einmal ihrem eigenen Instinkt überlassen und trieb sie auf die Weide. Sollten sie sich selbst die Nahrung suchen, die ihnen behagte. Und was — meinst du — geschah? Sie begannen mit ihren Rädern im Boden zu scharren. Immer heftiger wurde dieses Kratzen, sie wühlten tiefe Gruben und plötzlich schoß ein schwarzer Strahl aus einer dieser Gruben: sie waren auf Erdöl gestoßen. Auf meinem Boden gab es Erdöl! Und die Tiere leckten gierig das köstliche Naß und wurden endlich satt. Mit dem Erdöl war es leider bald aus. Aber von da an bekam jedes der Tiere seine tägliche Benzinration und fühlte sich wohl dabei."
„Aber entschuldige", unterbrach ich Alois, „was ist denn eigentlich aus deinen Tieren geworden?"
„Ja, das ist eine traurige Geschichte", sagte er und zerdrückte still eine Träne. „Eines Tages dachte ich, nun sei meine neue Pferderasse reif für die Welt. Ich wollte sie aber zunächst noch einmal erproben. Ich ließ also jedes noch einmal Benzin tanken, und dann sollten sie hinaus auf die Landstraße und zeigen was sie konnten. 23 rollende Pferde wurden an einem Tag nach allen Windrichtungen losgelassen. Ach, es war ein schrecklicher Tag! Drei von ihnen rasten am gleichen Tage bei offenen Bahnübergängen mit 90 Kilometer in fahrende Züge. Fünf waren auf der verkehrten Straßenseite gefahren und dabei verunglückt. Vier waren in der Stadt verunglückt, da sie die Bedeutung der rot-grünen Verkehrsampeln selbstverständlich nicht kannten. Und so weiter. Nach und nach wurde mir klar, daß ein Auto aus zwei Dingen besteht: aus dem Motor, der die Kraft hergibt und dem Lenker, der die Polizeivorschriften kennt. Und daran hatte ich nicht gedacht. Was wußten meine Pferde von Einbahn, Verbotstafeln und Vorrangsregeln. Die armen Tiere gingen der Reihe nach zugrunde. Nach einer Woche lebte nur mehr ein einziges: es war gleich zu Beginn festgenommen worden, weil es sich an einer Stelle niedergelegt hatte, an der Parkverbot war. Das Pferd konnte kein Strafmandat bezahlen. Was sollte man anfangen? Man sperrte es ein. Aber selbstverständlich gab es keine Benzinfütterung. Das Tier sank zusammen, tutete noch ein letztes Mal, dann verschied es. Die Autoindustrie atmete auf. Und ich war ein erledigter Mann."
Das ist die lehrreiche Geschichte vom Autopferd, wie mein Freund Alois sie erzählt hat. Sein Name bürgt für ihre Wahrheit. Wie gesagt: er ist ein großer Physiker und ein großer Kognaktrinker.

Hochsommer

Von Dr. Owlglaß

Binsicht, Weiden und Sonne . . .
Am Ufer, im Adamsdreß,
vor seiner brüchigen Tonne,
liegt Onkel Diogenes.

Die Wasser rinnen so helle,
man sieht bis auf den Grund.
Eine blaugrüne Libelle
wuchert mit ihrem Pfund.

Er selbst hat's längst vergraben.
Wie schnell sich das vergißt!
Er will seine Ruhe haben,
die königlich-menschlich ist.

Eva hat Pflichten / Von Bernard Shaw

Im Privatkontor eines Anwalts. Ein Klient geht auf und ab. Beide sind jüngere Männer.
Besucher: Nein, Arthur: eine Trennung. Ich will sie nicht länger hinausschieben.
Anwalt: Höre auf mich, Horace.
Besucher: Ich will nicht auf dich hören. Ich will auf niemanden hören. Meine Frau und ich sind so weit, daß sich unsere Wege trennen.
Anwalt: Aber, mein lieber Horace, du hast nichts gegen sie anzuführen.
Besucher: Nichts gegen sie anzuführen!
Anwalt: Ich sage dir nichts! Du beklagst dich nicht über ihre Veranlagung; du hast nichts an ihrer Haushaltführung auszusetzen; du beklagst dich über nichts, außer daß sie dich eifersüchtig macht.
Besucher: Ich bin nicht eifersüchtig. Würde ich mich aber zu einem solchen Gefühl herabwürdigen, so hätte ich allen Grund dazu.
Anwalt: Paß auf, Horace. Wenn du Anlaß zu einer Trennung aus diesem Grunde hast, dann hast du einen Grund zur Scheidung.
Besucher: Ich bin vollkommen entschlossen, sie von mir scheiden zu lassen — vielmehr mich von ihr scheiden zu lassen. Aber du bleibst dauernd dabei, daß ich das nicht kann.
Anwalt: Das kannst du auch nicht. Du führst nicht schlechtes Verhalten an, sondern nur üble Nachrede. Das ist aber nicht gut genug.
Besucher: Du meinst, nicht schlecht genug. Das zeigt, wie wenig du davon weißt.
Anwalt (dem die Geduld reißt): Na dann gut, du sollst recht haben. Worüber beklagst du dich eigentlich?
Besucher: Was geht das dich an?
Anwalt: Mich?! Nun hör mal, ich soll heute morgen deine Frau hier in diesem Zimmer vornehmen und ihr erklären, daß du entschlossen bist, dich von ihr zu trennen. Denkst du denn, ich könnte das tun, ohne ihr einen Grund anzugeben?
Besucher: Es macht mir nichts aus, es dir zu sagen. Kein anderer Mann hätte geduldet —
Anwalt: Nein, mein Lieber, so geht das nicht. Was hast du geduldet? Du brauchst kein Zartgefühl walten zu lassen, wenn du mir die Sache erzählst. Dazu bin ich ja da. Du bezahlst einen Anwalt für das Vorrecht, ihm deine ganzen privatesten Schwierigkeiten zu erzählen. Vergiß ruhig, daß wir alte Freunde sind und erinnere dich nur daran, daß ich dein Anwalt bin. Nebenbei bemerkt, du wirst mir nichts erzählen, was mir nicht schon mindestens fünfzigmal von Ehemännern erzählt worden ist, die in diesem Stuhl saßen. Glaube nicht, du seist der einzige Mann auf der Welt, der mit seiner Frau nicht auskommt.
Besucher: Ich wette mit dir, was du willst, daß du nie vorher einen Fall wie den meinen gehört hast.
Anwalt: Darüber werde ich erst urteilen können, wenn du mir erzählst, um was es sich in deinem Fall handelt.
Besucher: Also paß auf. Hast du je von einer Frau gehört, die zu ihrem Mann gekommen ist und zu ihm gesagt hat, die Natur habe sie mit einer so ungewöhnlichen Gabe ausgestattet, den Männern den Kopf zu verdrehen, daß sie es für eine Sünde halte, diese Gabe nicht weiter auszubilden?
Anwalt: Aber sie hat ja dich, um dir den Kopf zu verdrehen.
Besucher: Ja. Das hat sie aber bereits getan. Und nun sagt sie, ich sei so viel netter geworden seitdem und habe mich so sehr gebessert, daß sie es wieder tun und jemanden anderen bessern wolle. Sie behauptet, es sei wie bei einer genialen Begabung für Kindererziehung. Die Frauen, die diese Gabe besitzen, widmeten sich der Schule. Sie seien so tüchtig darin, daß sie gegen ihre eigenen Kinder pflichtvergessen sein müßten und denen anderer Leute nachrennen, sagt sie. Und genau so, behauptet sie, müsse eine Frau mit einer Begabung dafür, Männer durch Liebe zu verbessern, sie nach Dutzenden verbessern. Was sagst du dazu?
Anwalt (ziemlich betroffen von der Idee): Es ist etwas daran, weißt du. Ich meine selbstverständlich, es ist nicht ganz unlogisch. Es ist unschicklich, aber es steckt Sinn darin. Ich möchte wissen, was die richtige Antwort darauf ist.
Besucher: Das sagt sie eben auch.
Anwalt: O! Und was sagst du zu ihr?
Besucher: Ich habe ihr gesagt, daß die richtige Antwort darauf ist, daß sie sich schämen sollte.
Anwalt: Nützt das etwas?
Besucher: Nicht das Geringste.
Anwalt: Liebt sie dich denn nicht mehr?
Besucher: Nein. Sie sagt, sie wolle sich an mich halten, um in Übung zu bleiben; daß sie aber anfange, meiner müde zu werden und ein neues Interesse im Leben haben müsse. Was sagst du jetzt zu deinem Schwarm?
Anwalt: Meinem Schwarm?! Habe ich ein Wort zu ihrer Verteidigung gesagt?
Besucher: Hast du ein Wort zu meiner gesagt?
Anwalt: Aber siehst du nicht, was die Folgen sein werden, wenn ihr euch trennt? Du wirst alle Gewalt über sie verlieren. Und dann kommt es zur Scheidung.
Besucher: Ich habe zur Zeit keinerlei Gewalt über sie. Der junge Schreiber tritt ein. Schreiber: eine Dame wünscht Herrn Rechtsanwalt zu sprechen. (Mit Bewegung): Sie ist eine auffallend schöne Frau. O, Herr Rechtsanwalt, wenn sie irgendeinen Kummer hat, helfen Sie ihr doch bitte. Wenn jemand sie anschuldigt, glauben Sie kein Wort, das man gegen sie vorbringt. Ich verbürge mein Leben für ihre Schuldlosigkeit.
Anwalt (einfach sprachlos): Na —! Wirklich, Herr Guppy! (Sich ein wenig erholend): Wie heißt sie?
Schreiber: Ich vergaß, sie nach ihrem Namen zu fragen, Herr Rechtsanwalt.
Anwalt: Vielleicht sind Sie so freundlich und holen dieses Versäumnis nach.
Schreiber: Ich wage sie kaum zu fragen. Es scheint mir wie eine Herabsetzung. Aber ich glaube... ich hoffe... sie wird mir verzeihen. (Er geht hinaus.)
Besucher: Es ist meine Frau. Sie hat es jetzt an diesem jungen Wahnsinnigen versucht.
(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Der Kampf mit den Ansichtskarten

Von Ernst Hoferichter

Die ganze Welt hatte für Herrn Frosch an bezaubernden Naturschönheiten nur jenes allerliebste Fleckchen Erde aufzuweisen, das er im vergangenen Herbst in einem entlegenen Gebirgswinkel entdeckte.
Es war ein mit Almviehglocken durchbimmeltes Tal, in dem aller Zubehör wie aus einem Kinderbaukasten heraus aufgestellt war. Frosch hatte diese Gegend zuerst aus der Perspektive eines Wirtshausgartens gesehen und war davon in seinem tiefsten Innern derartig ergriffen worden, daß er sie daheim seinen Stammtischgenossen in stundenlanger Naturbeschreibung zu schildern begann. Überall — wo er sich eben gerade befand, in Kaffeehäusern, auf Anlagebänken und Straßenbahnplattformen — lenkte er alsbald das Gespräch auf jene paradiesische Gegend. Und — um seine Zuhörer von der Wahrheit seiner Äußerungen zu überzeugen, versprach er ihnen, sie bei seiner nächsten Wanderung durch Ansichtskarten mit dieser idyllischen Landschaft wenigstens ahnungsweise bekannt zu machen. Er versprach es fest und unwiderruflich. Und hatte sich die Wohnungen von dreizehn Adressaten bis auf die Stockwerkhöhen genau aufgeschrieben.
Mitten im Jahre war's, als Frosch zum erstenmal wieder diesen Naturwinkel ohnegleichen mit Hutschwenken, Jodeln und tiefem Ein- und Ausatmen begrüßte. Alles tropfte und floß ihm im sonnenhellsten Grün entgegen. Er trank dazu Bier und schnitzelte von dem mitgebrachten Brot kleine Brocken in den Krug. Dazwischen sang er leise Lieder vor sich hin. Hühner umgackerten ihn mit Leidenschaft.
Bis er sich plötzlich mit einem jähen Ruck der versprochenen Ansichtskarten erinnerte. An die Gartenschenke gelehnt, stand ein Hausierer, der mit Zigarren, Zigaretten, Feuerzeug und kolorierten Ansichtskarten handelte. In einem terrassenförmig aufgebauten Holzgestell hatte er über zwanzig verschiedene Aufnahmen zur Auswahl aufgestellt. Frosch ging nun daran, sich die dreizehn benötigten Karten auszusuchen. Aber — er war von jeher nicht der Mann schneller Wahl und starker Entschlußfähigkeiten. Nur seine Geduld und Ausdauer waren über alle Maßen groß. Also dachte er sich zunächst einmal: „Wer die Wahl hat, hat auch die Qual", und begann mit vergleichenden Blicken die einzelnen Karten aus- und einzustecken.
Denn auch Herr Frosch hatte — wie ein jeder Ansichtskartenschreiber — die einfältige Idee: jedem einzelnen Adressaten müsse eine andere Karte geschickt werden. So nahm er immer aufs neue andere Karten aus dem Gestell, steckte bereits ausgesuchte wieder zurück. Und kam zu keinem Ende. Am liebsten hätte er bald jedem Einzelnen jeweils alle zwanzig aufliegenden Ansichten zugeschickt.
Schon eine Stunde lang hatte er dies wählerische Aus- und Wiedereinstecken ergebnislos fortgesetzt. Es waren eben alle gleich schön und doch immer ganz anders. Und er wollte schon, matt und verärgert, alle Ansichtskartenversprechungen ganz einfach unerfüllt aufgeben — aber da war sofort das pochende Gewissen hörbar gewesen. Eine innere Stimme sprach zu ihm: „Frosch! Ein Mann — ein Wort!"
Und so begann er wieder von neuem zu suchen, zu vergleichen, auszuscheiden, zu überlegen, zu zweifeln. War auf dieser Karte so lieblich der Kirchturm mit einem Storchennest zu sehen — so fehlte dies wieder auf jener vollkommen, auf der dafür ein Wasserfall herausplätscherte, der wiederum auf der ersten weggelassen war. Und eine fand er, das letzte Exemplar dieser Art, über die schwebte ein blutig aufsteigendes Abendrot hin, aber mitten im azurblauen Himmel hatte sie einen fettigen Fingerabdruck als unpassendes Wasserzeichen eingeätzt. Nach zwei Stunden hielt Frosch fünf Stück Ansichtskarten als unwiderruflich ausgewählt, wie ein trumpfstrotzendes Kartenspiel in der Hand. Und bis acht Uhr abends war diese Zahl schon auf neun gestiegen. Aber mit der hereinbrechenden Dunkelheit verdüsterte sich auch sein Seherblick und, unsicher geworden, steckte er vier wieder in das Gestell zurück. Mit Hilfe einer elektrischen Taschenlaterne suchte er weiter. Als gegen Mitternacht die Batterie ausgebrannt war, erwarb er sich von dem Hausierer sämtliche vorrätigen Streichholzschachteln und strich und leuchtete und suchte bis zum aufspitzenden Morgengrauen. Und frohlockend hatte er es auf diese Weise bereits auf neun ausgewählte Karten gebracht. Aber dann ging es mit einem Male wieder bedenklich langsamer, ja sogar nochmals zurück. Es war die natürliche Erscheinung der Reaktion ins Negative, die ihm auf solche Erfolge hin unvermeidlich erschien.
So vergingen Tage. Frosch war bereits daran — an den Ansichskarten, an der Welt und an sich selbst irre zu werden. Er betrachtete diese Qual als eine ihm zugedachte Mission, die ihm auferlegt sei. Und er ging jetzt mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schulweisheit träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausgewachsenen Vollbart in seinem Besitz. Der Restaurateur des Wirtshausgartens zeigte bereits diesen sonderbaren Heiligen seinen Gästen als kuriose Sehenswürdigkeit. Und ein Vierteljahr war vergangen, bis Frosch endlich die benötigten dreizehn Stück Ansichtskarten unwiderruflich ausgewählt hatte.
Da er aufstand, um den Hausierer nach seiner Schuldigkeit zu fragen, war dieser längst schon verschwunden. Seine Handelskonzession war vor einem Monat bereits abgelaufen. Er suchte zur Erledigung des schwebenden Geschäfts mit Herrn Frosch um eine einstweilige Verlängerung auf drei Jahre nach.
Zu seinem Schrecken entdeckte Frosch jetzt, daß die Ansichtskarten-Bilder mit der vor ihm liegenden Landschaft sich in keinerlei Weise ähnlich sahen. Inzwischen war es in der Natur Herbst ge-

worden. Die Bäume stöhnten vor herabhängender Frucht, Äste entlaubten sich in entsagender Wehmut, und Wiesen und Straßen waren davon braun getupft. Und nach soviel aufopfernder Hingabe wollte er denn doch seinen Freunden die Landschaft zeigen — wie sie nun gerade wirklich aussieht. Aber — auf die vor ihm liegenden dreizehn qualvoll ausgesuchten Ansichtskarten war ein saftig grünender Frühling gemalt! Was tun, dachte Frosch und überlegte. Die Landschaft nach den Karten übereinstimmend zu gestalten, das fand er immerhin schwieriger und zeitraubender — als eine im Verfahren umgekehrte Prozedur.
Er ließ sich also durch Expreßpost Radiergummi und Farben kommen und schabte auf den Ansichtskarten von den Bäumen die Blätter ab und malte dafür Äpfel, Birnen und Zwetschgen darauf. Mit dieser Arbeit ist es Winter geworden. Stille Flocken schwebten auf den emsigen Maler herab. Und warme, weiche Kopfkissen waren überall hin ausgelegt worden. In der Neujahrsnacht hatte er endlich auf alle Karten den Herbst mit Frucht und dürrem Laub nachgetragen. Und da er jetzt Landschaft und Bild verglich — war sein Jammer ohne Grenzen. Alles mußte abradiert werden, damit eine Schneestimmung aufgesetzt werden konnte. Inzwischen aber tropfte es bereits wieder von den Bäumen herab, und von den Dächern rutschte klatschendes Eis. Tauwind wehte den Frühling herbei — als kaum von ihm der Winter fertig geklekst war. Und so ging es immer... Nur, daß er noch mehr nachhinkte, je länger es dauerte. So vergingen Jahre. Bis es sich einmal zufällig traf, daß er in diesem Wettrennen mit der ihn umgebenden Natur zusammentraf. Da schrie er wie ein wassersaufender Elefant auf, wälzte sich auf den Kieseln des Wirtshausgartens umher und kletterte zum Ausdruck höchster Freude auf den Kastanienbäumen auf und ab. Dann schrieb und adressierte er...
Die dreizehn Ansichtskarten hatte er dann sofort in den Kasten geworfen. Nach drei Tagen kamen alle wieder als unbestellbar zurück, weil sämtliche Adressaten inzwischen gestorben waren.
Da brach er zusammen. Wirr und leer saß er mit schlotternden Knien im Wirtshausgarten. Vögel hatten in seinen Taschen genistet, und unter dem Dickicht seiner Haare summten Wespennester. Prozessionsraupen exerzierten an seinen herabbaumelnden Beinen auf und nieder.
Frosch hatte nur mehr die Kraft, auf einer der Ansichtskarten die nächstliegende Kaltwasserkuranstalt freundlichst zu ersuchen — ihn zu dauernder Aufbewahrung abzuholen. Seine Bitte wurde erfüllt. Und er hörte dort die Ärzte sich gegenseitig zuflüstern, daß er ein selten schöner Fall sei. Und da war er dann sehr stolz darauf. Aber seine geliebten Ansichtskarten hatte er nicht vergessen. Sein Lebtag lang übermalte er sie mit Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfarben, radierte sie wieder aus, um sie aufs neue überpinseln zu können.
Ja — und wenn er inzwischen nicht gestorben ist, so malt er auch noch heute...

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Ein bekannter Erfinder führte eine größere Zahl von Gästen in seinem Park spazieren, wo natürlich technisch alles höchst sinnreich eingerichtet war. Nur ein Ding verblüffte die Gäste, nämlich ein „Drehgatter", durch das hindurchzukommen äußerst schwierig war. Als alle Gäste es nach und nach mit ziemlichem Kraftaufwand passiert hatten, erlaubte sich einer von ihnen zu fragen: „Bitte, sagen Sie, Herr Professor, wo alles andere hier so vollendet eingerichtet ist, warum haben Sie da eine so schwer bewegliche Drehtür?"
„Tja", erwiderte der Erfinder mit einem verschmitzten Lächeln, „jedesmal, wenn sich einer hindurchzwängt, pumpt er mir 50 Liter Wasser in ein Bassin auf den Speicher."

Bei einem Hindernissprung hatte Baron von N. das Pech, vom Pferd zu fallen und sich ein paar Rippen zu brechen. Nachdem er in eine Privatklinik verbracht worden war, erschien dort ein paar Tage später seine Freundin und fragte, ob sie ihn nicht sprechen könne. Sie wurde von einer älteren stattlichen Dame empfangen, die die Freundin für die Empfangsdame der Klinik hielt, und diese erwiderte verbindlich: „Ja, eigentlich ist jetzt keine Besuchszeit mehr, aber wenn Sie eine gute Bekannte des Herrn Barons sind, dann ließe sich vielleicht..."
„Eine gute Bekannte? Ich bin seine Schwester!" entgegnete die Freundin unverfroren.
„So! Das ist ja sehr amüsant", erwiderte die alte Dame. „Ich bin nämlich seine Mutter."

Beim Sängerfest, das kürzlich in Stuttgart stattfand erklangen die Männerchöre natürlich nicht nur in voller Harmonie in den dazu bereitgestellten Räumlichkeiten, sondern auch in den Wirtshäusern, wo das Singen erst so recht volkstümlich wurde. Diese Volkstümlichkeit setzte sich beim Nachhausegehen selbstverständlich auf der Straße fort und, mag es nun an der sonstigen Nachtstille gelegen haben oder an der weitvorgeschrittenen Zeit, die Stimmen erklangen hie und da etwas laut und ... unharmonisch. Die Disharmonie und zu große Lautstärke fiel auch einem Schutzmann auf, der kraft seines Amtes Ruhe gebot. Da sagte einer der zur Ordnung gerufenen Sänger: „Em Uhland stoaht: Singe, wem Gesang gegeben!" Darauf straffte sich die Gestalt des Schutzmanns und im vollen Bewußtsein seines Berufes gab er zur Antwort: „Mir send hier net en Uhland, mir send en Deutschland." —

Wir wohnen hoch am Berg. Wenn uns eine Depesche zugedacht ist, muß ein Bote aus dem Dorf dreißig Minuten den steilen Berg zu uns hinauf und erhält natürlich ein gutes Trinkgeld. Heute traf wieder eine Depesche ein.
„Therese", fragte ich mein Mädchen, „haben Sie dem Boten ein Trinkgeld gegeben?"
Therese schüttelte den Kopf: „Na — er hat gefragt, ob er auf den Abort gehen dürfte — dös, hab i mir denkt, genügt aa."

Das Honigbrot

(Fr. Bílek)



Fischmarkt

(Wilhelm Schulz)



„Sehn'se, Frau, so 'nen Fisch, wie diesen, habe ick früher nachjeworfen bekommen!"
„Jloobe ick jerne, und wenn'se so weiter reden, kann Ihnen det heute ooch wieder jeschehen!"

CHIARASTELLAS JAGDFLIEGE

VON ACHILLE CAMPANILE

In Singapur lag ich eines Nachts in meinem Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, als mir gegen drei Uhr früh träumte, daß ein Dynamitero mich zu töten versuchte, indem er unter meinem Bett mehrere Bomben zur Explosion brachte. Da begann ich, recht ärgerlich — immer noch im Traum, versteht sich — mich wieder anzuziehen, vor mich hinbrummend, daß man nicht einmal in Ruhe schlafen könnte, und ob das die rechte Art und Weise wäre, um so mehr, als ich mich sehr spät hingelegt hatte und ziemlich müde war.
In diesem Moment erwachte ich und hörte, daß an meine Hotelzimmertür heftig geklopft wurde. Noch halb im Schlaf rief ich:
„Wer ist da? Was wollen Sie zu so später Stunde?"
„Ich bin's", sagte eine Stimme durch das Schlüsselloch. „Bin eben aus Amerika angekommen."
Chiarastella!
Wie lieblich und angenehm erklang meinem Herzen die Stimme meines alten Freundes, den ich so lange nicht gesehen hatte, und von dem ich ebenso lange ohne Nachricht geblieben war. Und wer weiß, welch neue Begebenheiten und Abenteuer den unruhigen Mann wieder um die Welt getrieben hatten, bis er an meine Tür klopfte.
„Alsdann?" sagte ich.
Es war mir, als zögerte noch mein Freund, bevor er sich anschickte, meine Frage zu beantworten. Draußen heulte der Wind in der trostlos dunklen Nacht und der Regen peitschte an die Fensterscheiben. Nach einer Pause, in der ich, beinahe wieder eingeschlafen war, sagte Chiarastella mit leiser Stimme, immer noch durch das Schlüsselloch:
„Habe ich dir je die Geschichte meiner Jagdfliege erzählt?"
„Jawohllja" — sagte ich, „du hast sie mir oft erzählt. Du hast sie mir sogar eines Tages depeschiert, erinnerst du dich?"
„Und ob!" murmelte Chiarastella, der fernen Erinnerungen nachzuhängen schien. „Aber ich werde sie gerne noch einmal hören", tröstete ich ihn.
Ich richtete mich auf und setzte mich mitten im Bett hoch, warf mir eine Decke über die Schultern und horchte auf. So hörte ich, wie Chiarastella einen Stuhl herbeiholte, sich dicht neben der Tür zurechtsetzte. Dann hörte ich ihn sich räuspern und seine Stimme probieren. Er fragte:
„Willst du mich am Klavier begleiten?"
„Hier gibt es kein Klavier", sagte ich, „aber wenn du willst, kann ich dich mit Pfeifen begleiten."
„O fein, ja mit Pfeifen!" erwiderte er voller Begeisterung, wie er immer auf Vorschläge zu reagieren pflegte.
Aber gleich fügte er hinzu:
„Ach nein, lieber nicht, mit Pfeifen gelingt es nicht so schön. Begleite mich lieber, indem du mit den Fingern schnalzt, du kannst es doch so gut."
Es ist dies tatsächlich eine meiner besonderen Kunstfertigkeiten.
„Einverstanden!" sagte ich. „Fertig?"
„Fertig!" sagte Chiarastella.
Und während ich im Walzerrhythmus meine Finger schnalzen ließ, begann mein Freund mit tiefer Stimme:
„Die Geschichte geht auf ungefähr acht Jahre zurück. Schon damals war ich ein leidenschaftlicher Jäger, und es verging kein Sonntag, an dem ich nicht mit voller Jagdtasche nach Hause zurückkehrte.
Eine Zeitlang besaß ich anstatt eines Jagdhundes eine Jagdfliege.
Die Jagdfliegen, wie du wissen wirst, sind äußerst praktisch. Zunächst unterscheiden sie sich in nichts von den anderen Fliegen. Es sind regelrechte gemeine Fliegen. Aber sie besitzen eine Menge Vorteile gegenüber den Jagdhunden. Vor allem fressen sie weniger. Meiner Fliege, der ich den Namen Fida gab, bereitete ich jeden Abend ein winziges Süppchen, das mich fast nichts kostete. In zweiter Linie machen sie überhaupt nichts schmutzig. Fida hatte ihr Körbchen in der Küche. In der ersten Zeit hinterließ sie noch da und dort gewisse schwarze Pünktchen, aber bald hatte ich sie daran gewöhnt, ihre Pünktchen auf der Straße zu machen. Du wirst mir vielleicht Sentimentalität vorwerfen. Macht nichts. Was willst du, ich hatte meine Fliege liebgewonnen."
„Unverbesserlicher Träumer!"
„Arme Fida, sie war so tüchtig! Stell' dir vor, wenn sie mich Samstagabend meine Patronentasche, die Flinte, die Samtkluft und die hohen Stiefel zurechtstellen sah, begann sie vor Freude durch die ganze Wohnung zu springen. Aber es genügte, daß ich ihr ein knappes ‚Artig Fida!' zurief, daß sie wieder brav und ruhig wurde.
Wir brachen auf, als es noch Nacht war. Wir durchquerten die menschenleeren Straßen der schlafenden Stadt im fahlen Schein eines schweigend bestirnten Himmels, während ich die „Neunte" vor mich hinpfiff und Fida mindestens zehnmal den Weg hin und zurück machte.
Bei Morgengrauen waren wir auf freiem Felde.
Da hättest du Fida sehen sollen! Wer konnte sie da noch zurückhalten! Ich sagte ihr: ‚Fida, such'!' und sie fuhr los und stöberte das Wild auf. Sie warf sich mutig in die Brombeersträucher, in die Hecken, ins Gestrüpp und gab sich nicht eher zufrieden, als bis sie eine Waldschnepfe oder einen Krammetsvogel hervorgelockt hatte, die ich dann mit meinem unfehlbaren Flintenschuß zur Strecke brachte.
Befriedigt kehrte sie auf meinem Pfiff zu mir zurück, ganz außer Atem und taugebadet.
Und man mußte sehen, wie sie Hasen stellte! Ich erblickte meine Fliege von weitem, wie sie unbeweglich, starr auf den sechs Beinchen in die Höhe gereckt vor einer Höhle stand. Mit schußbereiter Flinte näherte ich mich auf leisen Sohlen, mit angehaltenem Atem der Stelle. Wenige Schritte davor hielt ich. So verharrten wir einige Minuten lang in tiefem Schweigen wie Statuen, als auf einmal, einem Blitze gleich, der Hase hervorschnellte.
Pum — pum, erledigt war er.
Ah Fida! Die schönen Jagden, die wir zusammen abgehalten haben. Ich erinnere mich, daß ich's einmal schlimm kommen sah. Wir waren mitten in einen Fliegenschwarm geraten. Wiewohl ich Fida sehr gut kannte, gelang es mir nicht, sie wiederzufinden. Ich mußte mich im Laufschritt entfernen und dabei ‚Her, Fida. Fida, her!' rufen.".
Chiarastella schwieg eine Weile, als übermannte ihn die Süßigkeit der Erinnerungen. Dann sagte er:
„Nun, bitte, sei so lieb und höre ein wenig mit deiner Begleitung auf."
Ich ließ willig meine Finger ruhen. Im tiefen Schweigen, das der herbstliche Wind ab und an mit einem Sausen zerriß, nahm Chiarastella seine Geschichte mit leiserer, gleichsam gesammelterer und intimerer Stimme wieder auf:
Abends kehrten wir wieder müde in meine große, melancholische und öde Wohnung zurück. Ich schüttelte mir die Kälte vom Leibe, indem ich mit den benagelten Stulpenstiefeln herumstampfte, warf den Kranz Vögel auf den Tisch, und wir setzten uns beide vor den Riesenkamin, der ein Vulkan schien. Ich, Pfeife rauchend und Punsch trinkend, Fida, schlafend mir zu Füßen.
O wunderschöne Abende, die nie wiederkehren werden! Liebes Tier! Wenn ich abends vom Büro heimkehrte, lief mir Fida, die den Schlüssel ins Schloß hatte stecken hören, freudestrahlend entgegen, sprang an mir hoch und summte um mich herum, daß es mir nur schwer gelang, mich von ihr zu befreien. Mit gütiger Strenge sagte ich zu ihr: „Ins Körbchen! Willst du wohl ins Körbchen? Ja Kuchen! Wer konnte sie da noch halten? Ich habe sie nie geschlagen."
Chiarastella schwieg.
„Und wie verlorst du sie?" fragte ich.
„Ach, sprechen wir nicht davon. Auf wahrhaft tragische Weise."
„Durch einen Jagdunfall, wie üblich. Oder vielleicht bei einem Bahnübergang, wo sie nicht genug aufgepaßt hatte und unter den Zug geriet?"
„Noch schlimmer, viel schlimmer, teurer Freund. Eines unseligen Novemberabends, ich erinnere mich, als wäre es heute, fiel sie mir in die Suppe. Arme Fida, es war für mich ein großer Schmerz. Aber zum Teufel mit der Trübsal! Ich gehe mir ein Glas Gin holen."
(Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erne.)

Am Rhein / Von Konrad Krause

Nußbaum-Alleen führen zum Gemäuer,
Mit dem die Winzergärten aufwärtsstreben
Hinan zur Burg, die wimpelgleich umschweben
Hellrote Wolken in des Abends Feuer.

Der gutgelaunte Gruß der jungen Sänger
Schallt bergwärts vom Verdeck der breiten Schiffe
Und weckt den Widerhall der Schieferriffe —
Der Strom entführt sie, und das Tal scheint enger.

Das Ave lockt uns heimwärts und der Schleier
des blauen Rauchs um altersgraue Dächer.
Bereit ist alles schon zur frohen Feier.

Wo warm die Malven blühn auf den Terrassen,
Wir winken lachend mit dem blanken Becher
Das Silberlicht des Monds in stille Gassen.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Einfühlung

(Erich Schilling)



„Kreuzhimmeldonnerwetter, so träumen Sie doch endlich mal richtig von Ihrer Kindheit — ich bin Ihr Mütterchen — sitze am Bettchen, mache ‚eia — eia‘!“

Abschied von der Sommerfrische

(E. Thöny)



„Also auf Wiedersehn, Herr Mandlberger! Und die würzige Landluft hier werden wir in der Stadt schwer vermissen!" — „Siehgst es, Alte, und du hast schon a Wasserklosett einbau'n woll'n!"

München, 4. September 1938
43. Jahrgang / Nummer 35

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Manöverzeit

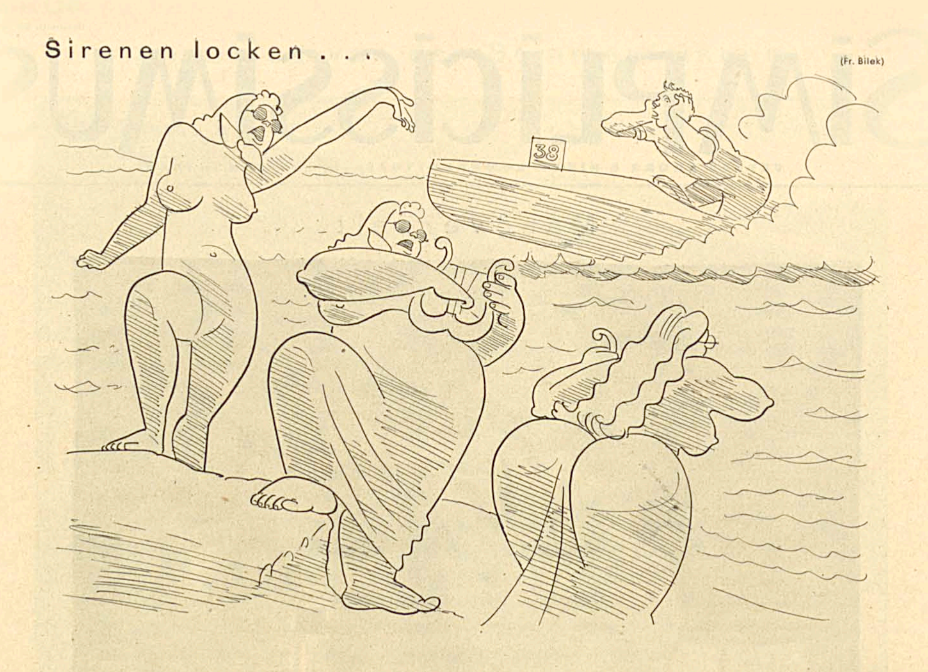
(E. Thöny)



„Wie lange hast denn Urlaub, Schorschel?" — „Bis zum Wecken!"
„Na, und wer weckt uns nacha?"

Sirenen locken . . .

(Fr. Bilek)



Zum Busen der Natur

Wenn man schon ins Gebirge fährt, ist es unerläßlich, daß man eines Tages auf einen Berg steigt. Dieser Ausdruck „auf einen Berg steigen" drückt meinen ganzen Mangel an montaner Sachkenntnis aus. Man „macht" die Kogelkarspitze. Ich habe die Kogelkarspitze nicht gemacht, ich bin mal eben auf den Rißberg gestiegen, einen mittleren Berg für den Hausgebrauch, bei dessen Erwähnung einem richtigen Bergsteiger die Schamröte ins Gesicht steigt.

Natürlich habe ich mir einen Rucksack umgehängt, damit sich die Berge nicht bei meinem Anblick beleidigt fühlen. Ich weiß, was ich meiner Umwelt schuldig bin.

Zwar hätte ich auch auf den Berg fahren können, sehr bequem sogar, mit einem Raupenauto, aber mein Freund Eberhard hatte gesagt, man müsse sich einen Gipfel erarbeiten, erkämpfen. Er hatte auch noch viel von „ewigen Bergen" und „Gipfelrast" und anderen Fachbegriffen der montanen Literatur gesprochen, und in seinen Worten hatte es nur so vom Gipfelsturm, überhängenden Wächten, weltverlassenen Höhen und unverfälschter Natur gerauscht. Mir lief ein Schauern nach dem andern über den Rücken bei dem Gedanken, endlich einmal so nahe dem jungfräulichen Busen der Natur zu sein.

In den Rucksack mußte ich vornehmlich Proviant tun. Ich fragte Eberhard, warum wir denn das Essen mitnehmen, wo da oben ein ganz nettes Wirtshaus sei.

„Wir sind dann unabhängig", meinte Eberhard, „und dann mußt du bedenken, eine Hütte ist kein Grand-Hotel." Das gedachte ich einige Zeit und träumte schon von rauhen Holzknechten, Jägerburschen und von der Zivilisation vollkommen unbeleckten Sennerinnen sowie den anderen Lieblingsgestalten gängiger Alpenromane.

Wir brachen in aller Herrgottsfrühe auf. Das muß so sein, aber ich weiß nicht, warum man auf einen Berg nicht in gut ausgeschlafenem Zustand steigen darf. In seinem Rucksack hatte Eberhard einfach alles drin und er erklärte mir, die meisten Unglücksfälle entstünden durch mangelhafte Ausrüstung.

Wir gingen einen hübschen Promenadenweg, der sich dadurch, daß er bergan führte, als schwindelerregendes Steiglein legitimierte. Hinter den Felsenecken lauerte nicht der Tod, sondern frühstückten Bergsteiger, die damit ihrem Rucksack einen Sinn geben wollten.

Unterwegs holte uns das Raupenauto ein. Drin saßen Leute, die wir mit keinem Blicke würdigten. Die Armen erkämpften sich eben kein Gipfelglück. Auch sie sahen an uns vorbei, und das taten sie wohl aus Scham, weil sie sich die einsame Höhe für fünf Mark erkauften; so dachten wir.

Wir schwitzten und Eberhard nannte das „den Körper ordentlich durcharbeiten". Ich arbeitete auch meine Jacke ordentlich durch. Wenn wir sonst spazierengingen, unterhielten wir uns immer miteinander. Heute verbat mir Eberhard das Sprechen. Beim Bergsteigen spricht man nicht, man läßt die Wunder der Bergwelt stumm und ergriffen auf sich wirken. Wir nahmen die Haltung von wetterharten Gesellen an. Gelegentlich sahen wir prüfend zum Himmel auf, denn wir wußten, daß der naturverbundene Bergfreund aus kleinen aufsteigenden Wölkchen einen Wettersturz erkennen kann. Bemerken Sie wohl: „Wettersturz", unten im Tal sagen wir Asphaltverwachsenen: es fängt an zu regnen.

Nach drei Stunden näherten wir uns der einsamen Höhe, die nicht schlecht durch ein hübsches Wirtshaus auf freundlichem Wiesenplan markiert war. Einige hundert Ausflügler genossen mit uns die Weltabgeschiedenheit des Hochgebirges. Sie genossen es laut und durchdringend. Man konnte ihren Genuß bis tief ins Tal hinunter hören.

Eberhard nannte mir alle die Gipfel in der Runde und er war sichtlich befriedigt, daß die Natur mit der aufgestellten Panoramatafel übereinstimmte. Eberhard freute sich auch sehr darüber, daß er verschiedene Kirchtürme sah. Eberhard sieht Kirchtürme so gern von oben.

Vor dem Gasthaus standen hübsch gedeckte Tische, aber wir durften nicht an ihnen Platz nehmen, weil wir unabhängig waren und es nicht gestattet war, die mitgebrachten Speisen an den gedeckten Tischen zu verzehren. Von fern sah ich, wie die Leute aus dem Raupenauto Niernbraten mit Röstkartoffeln verzehrten. Alles ist eben sehr fern hier oben für den wetterharten Bergsteiger. Ich habe auch die Gefahren der Berge kennengelernt, denn beim Abstieg wurde ich fast von dem Raupenauto überfahren. Man sollte am Busen der Natur Verkehrsampeln anbringen. Foitzick

Bagatellen

Von Ratatöskr

Erst reift das Korn, dann wird's zu Mehl,
damit als Brot es schließlich diene.
O Menschenkind, blick' nicht so scheel:
du mußt durch Gottes Dreschmaschine!

*

Kultur erfordert viel Geduld.
Bequemer lebt sich's mit dem Kult.

*

„Hart ist mein Lager wie ein Brett,
das mir vom Schicksal ward verliehen.
Kann ich ihm", stöhnst du, „nicht entfliehen?
Ach, wenn ich doch ein weich'res hätt'!"

— Versuch's einmal, das alte Bett
mit frischem Linnen zu beziehen . . .

Der Vatikan löst die Rassenfrage

(Karl Arnold)



„Ohne Stammbäume liefern — nur der Glaube ist ausschlaggebend!"

Der britische und der tschechische Löwe

(Erich Schilling)



„Ich glaube, es war doch ein Fehler, so etwas groß zu ziehn!"

„Die Stilton-Bewegung"

Humoreske von Soya

Paerö, eine kleine, idyllische Insel, die sich lächelnd aus dem blauen Sund erhebt. Von der Größe einer Tönde und ohne Schiffsverbindung mit dem Festland, wurde sie damals von nur drei Menschen bewohnt.

Die Verhältnisse auf der Insel aber waren recht zufriedenstellende. Jedenfalls solange Mads Hansen dort allein mit seiner Familie — Frau und Tochter — hauste, den Acker bestellte und seine Kuh melkte. Bis eines Tages Mads Jensen, ein alter, ausgedienter Steuermann, auf der Bildfläche erschien.

Auch Jensen stammte von der Insel. Obwohl er sie schon in früher Kindheit verlassen hatte, erinnerte er sich ihrer schwach und dunkel, und sie erschien ihm als das Verlockendste, was ihm in seinem ereignisreichen Leben begegnet war. Und stets war es sein Traum gewesen, auf ihr einst seinen Lebensabend zu verbringen, und gar manchesmal hatte er in den glühenden Tropen den Teufel angerufen, bereit, ihm 30 Tage gegen einen einzigen kühlen Nebeltag daheim zu verkaufen.

Eines lauen Frühlingstages erschien also Mads Jensen bei Mads Hansen, um ein Stück Land, auf dem er sich ein Häuschen errichten wollte, einzuhandeln.

Hansens war über den unerwarteten Besuch im ersten Augenblick hoch erfreut. Erwarteten sie doch, daß der Fremde mit haarsträubenden Geschichten über Schiffbruch und Seeräubertum, über Trinkgelage in den Hafenkneipen und Liebesabenteuern auf Südseeinseln ein wenig Abwechselung in die Einförmigkeit bringen würde. Auch kam Geld auf diese Weise ins Haus — gute, klingende Münze für ein Stück Land, das sonst zu bestellen, nicht lohnte. Und welch rosige Zukunftsaussichten sich eröffneten. Die vielen Handwerker, die da kommen würden. Sie alle brauchten doch Eier, Butter und Milch. Hansen sah sich im Geiste schon als Jensens Hoflieferant und schätzte insgeheim dessen Rüstigkeit ab — mindestens 10 bis 20 Jahre würde der noch machen.

Frau Hansen und Tochter hegten ihrerseits ihre eigenen Pläne. Marie achtzehnjährig, war noch immer ohne Freier. Wie sollte sie auch auf einer Insel ohne Männer — und Frau Hansen äugte insgeheim auf Jensen und dachte bei sich: „Zwar ist er alt, doch hat er Geld und stirbt bald — das wäre nicht das Schlechteste". Während Marie anderer Ansicht war: „Er ist zu alt für mich, und sein Gesicht blau aufgedunsen. Aber es kommen ja die Handwerker zur Insel und dann vielleicht . . ."

Leider aber erfüllten sich die gehegten Erwartungen der Familie Hansen in keiner Hinsicht.

Denn Jensen erwies sich als einsilbig und verschlossen, ohne jeglichen Sinn, Schiffergeschichten zu erzählen. Und mit dem Augenblick als das Haus fertig war, wechselte kein Heller mehr aus seiner Tasche in die Hansens hinüber. Er kaufte von ihm weder Eier, Milch und Butter noch Fisch, obwohl man ihn niemals eine Angel oder ein Fischnetz anrühren sah. Er lebte in der Hauptsache von Speck, derbem Roggenbrot, Bier und Branntwein. Auch Kaffee trank er zuweilen — freilich auf eine ganz unchristliche Art: nämlich ohne Milch. Einmal wöchentlich pflegte das Boot des Kaufmanns bei ihm anzulegen und dann wanderten jedesmal große Pakete zu ihm ins Haus.

Auch Frau Hansen und Marie wurden arg enttäuscht — jede auf ihre eigene Art. Hatte Jensen auch einst auf gute Seemannsweise Sinn für achtzehnjährige Mädchen gehabt, so verschloß er sich jetzt in seinem Alter dieser Form von Spaß. Und was noch bedauerlicher war: die Handwerker, die nach Paerö herüberkamen, erwiesen sich durchweg alle samt als solide Ehemänner, die jeden Feierabend wieder nach Hause ruderten, ohne einen Blick auf Marie zu tun. —

Kurze Zeit, nachdem Jensen das Haus bezogen hatte, ereignete sich eines nachts das Traurige, daß Frau Hansen den Atem aufgab. Gewiß wäre sie wohl auch ohne Jensens Anwesenheit auf der Insel gestorben, doch Hansen erblickte darin höchst unlogisch einen tieferen Zusammenhang

Abreise aus den Bergen

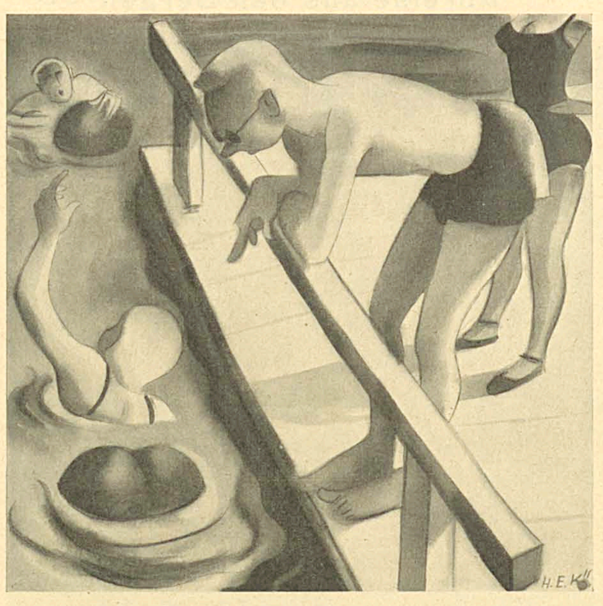
(R. Kriesch)



„Ich hatte mir hier die Männer doch urwüchsiger vorgestellt."
„Ja no, dös hätten's ins halt vorher sag'n müassen!"

Der Kurzsichtige

(Köhler)



„Fräulein, der Ball ist ja hinter Ihnen!"

und nährte von Stund an einen unversöhnlichen Haß auf den alten Seebären.
Wenige Monate darauf traf Hansen ein zweiter Schicksalsschlag: bei Nacht und Nebel rückte ihm seine Tochter aus. Das Großstadtleben lockte sie. Hansen raste und verdächtigte auch hierbei Mads Jensen. Schließlich aber fand er sich in das Unabänderliche und nahm seine Nichte zu sich ins Haus. Diese nicht gerade geistesschwach, befand sich allerdings auf dem besten Wege dazu; denn sonst hätte sie sich wohl kaum auf der abgelegenen Insel nur in der Gesellschaft der beiden alten, gichtigen Käuze niedergelassen.
Man pflegte keinen besonderen gesellschaftlichen Verkehr. Wenn die beiden Alten sich zufällig einmal begegneten — was man am liebsten vermied —, so wechselten sie lediglich ein paar Worte über Wind und Wetter.
Eines Tages aber lieferte der Kaufmann Jensen ein paar große Kisten ins Haus. Was mochte darin sein? Hansen brannte es vor Neugierde auf der Seele. Waren es Äpfel, Apfelsinen, Bücher, Wein, gekochter Schinken? Vergebens zerbrach er sich den Kopf.
Und tags drauf errichtete Jensen eine hohe Stange vor dem Hause, zog von deren Spitze eine lange Schnur zum Schornstein hin und band eine lotrechte daran, die er durch ein Loch des Fenstersims ins Haus führte. War er gänzlich närrisch geworden, der Jensen?
Wiederum ein paar Tage später sprudelte die Erklärung aus Jensens Fenster. Zuerst war es eine Männerstimme, die da drinnen sprach, bis plötzlich ein Musikspiel einsetzte — so schön und herzzerreißend, daß Hansen vor Rührung hätte aufschluchzen mögen.
Endlich kam ihm die Erleuchtung. Ein Radio also war es mit allem Zubehör, was sich in den Kisten befand.
Ein Radio! Jeden Tag würde man damit erfahren können, was sich außerhalb Paerös da draußen in der Welt zutrug. Schade, daß man nicht Gelegenheit gleichfalls hatte . . .
Noch hätten sich die aufregenden Zwischenfälle, die nun die Insel heimsuchten, vermeiden lassen, wenn Jensen seinen Nachbarn des öfteren zum Radiohören eingeladen hätte. Doch Jensen war nun einmal ein unverbesserlicher Einsiedlerkrebs, der mit der Menschheit fertig, seine letzten Erdentage einzig in der Kameradschaft seines Radios zu verbringen gedachte.
Und Jensen ließ seinen Kameraden vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht aus vollem Halse und gern bei offenen Fenstern reden und singen. Unermüdlich, ob er sich unten am Strande befand oder sein Mittagsschläfchen hielt, immer ließ er den Radioapparat bei voller Lautstärke erdröhnen.
Das brachte Hansen zur Verzweiflung. Wenn er wenigstens hätte verstehen können. Aber leider war die Entfernung — trotz der gewaltigen Lautstärke — eine zu große. Die Vorträge verzerrten sich zu einem einzigen Geplärr, und die Musik bekam Hansen nur im Auszug; alle Stellen pianissimo verflüchtigten sich, und selbst im Fortissimo gingen einzelne Instrumente unterwegs im Äther verloren.
Eines Juniabends sitzt Jensen auf der Bank vor seinem Hause und lauscht einer trauten Heimatweise. Da sieht er plötzlich Hansen auf sich zustreben, keuchend und mit rollenden Augen.
„Ich verbiete dir, noch länger diese elende Wimmerkiste auf meiner Insel spielen zu lassen", ruft er schon von weitem.
„Deine Insel?! Pah, der Teil, den ich gekauft habe, gehört mir", antwortet Jensen ruhig. „Gar nichts hast du mir zu verbieten."
Im ersten Augenblick ist Hansen diesem Argument gegenüber machtlos. Doch dann kommt es über seine Lippen:
„So verbiete ich dir aber, daß das Gedudel deines Gröhlkastens zu mir herüberdringt!"
Jensen erhebt sich gelassen, geht ins Haus und ruft, indem er die Tür zuschlägt:
„Du bist ein Idiot, Hansen!"
Als Jensen am nächsten Tage unten am Strande weilt, sieht er plötzlich, wie Hansen sich schnell und behende in sein Haus einschleicht. Im Nu ist Jensen oben, reißt die Tür auf und kommt gerade noch zurecht, um mitanzusehen, wie Hansen mit geballter Faust auf den Radioapparat einschlägt, und hört es klirren.
Rasch entschlossen greift er nach der alten Familienbibel und schleudert sie dem vermessenen Nachbarn an den Kopf. Hansen ergreift daraufhin die Flucht, und wutentbrannt reißt Jensen die Jagdflinte von der Wand und schickt ihm ein paar Schüsse nach.
Mit einem Seufzer legt Jensen den Schießprügel aus der Hand und tritt an das Radio heran. Es bleibt stumm, so sehr er sich auch bemüht. Welch ein erschütternder Anblick, als er daraufhin das Innere des Appartes betrachtet: zwei Lampen sind zertrümmert, die Leitungsdrähte verbogen und zerrissen. —
Ein paar Stunden später sieht Hansen Mads Jensen mit der Flinte in der Hand auf sein Haus zustreben. Hansen selbst ist ohne Waffen. In seiner Not schließt er darum rasch die Tür und verbarrikadiert unter Beihilfe seiner Nichte die Fenster mit Tisch und Sofa und Matratzen.
Schon ist Jensen heran. Sie hören ihn keuchend um das Haus laufen, um einen Angriffspunkt ausfindig zu machen. Da zertrümmert er eine Fensterscheibe, schiebt den Gewehrlauf hindurch und feuert los. Ein Gipshund geht in Stücke, Kaktustöpfe klirren, und eine dritte Kugel durchbohrt einen Edelhirsch bei Sonnenuntergang. Währenddessen Hansen und Nichte vor Himmelangst im Kleiderschrank verharren. Jensen stößt ein paar derbe Seemannsflüche aus über Hansen und sein Haus und zieht sich langsam wieder zurück.
Es wird Abend. Doch weder Hansen noch seine Nichte wagen es, sich zur Ruhe zu begeben. Die ganze Nacht spähen sie ängstlich auf Jensens Haus hinüber.
Schon graut der Morgen, und einen Tag voller Schönheit und Friede verheißend steigt die Sonne aus dem Meere auf. Jensen ist nicht zu sehen. Gewiß schläft er jetzt. Und so wagt sich Hansen ins Freie; denn selbst in Kriegszeiten muß ja gearbeitet werden. Aber keine fünf Schritt ist er vom Hause fort, da kracht es wieder, und eine Kugel schlägt in die Mauer ein. Hansen flüchtet zurück in die Stube und läßt sich aufs Bett fallen. Er wird belagert, ist ein Gefangener in seinem eigenen Hause. —
Tag und Stunde, als Jensen seinerzeit zum ersten Male wieder den Boden Paerös betrat, vollzog sich in London ein Ereignis von historischer Bedeutung. In der Bibliothek des Obersten Stilton versammelte sich eine kleine, auserlesene Gesellschaft. Oberst Stilton, in der Nachkriegszeit durch seine umfangreiche Sammlung von Mückenschnäbeln aus Britisch Samoliland hervorgetreten, wurde durch den plötzlichen Tod seiner geliebten Gattin zu gewissen religiösen Betrachtungen — sonderbarerweiße sehr optimistischer Art — veranlaßt. Und dieses hehre religiöse Erleben, das ihn zu einem neuen, glücklicheren Menschen werden ließ, fühlte er sich verpflichtet, mit seinen Nächsten zu teilen. Zu diesem Zwecke hatte er zu einer kleinen Versammlung eingeladen: Graf de Rochefort, Herzogin de Camenbert, Legationssekretär von Emmenthal, Generaldirektor von Edam und die allerliebste kleine Marquise de Gruyère. Es wurde ein voller Erfolg für den Obersten, und mit Begeisterung entschloß man sich, für seine neue Religion zu missionieren.
Es sei bemerkt, daß der Stiltionismus ein Konglomerat von Buddha und Konfutse, zusätzlich ein wenig Nietsche und sehr viel Mark Twain ist — denn namentlich letzterer gehörte jahrelang nebst der Bibel zu der Lieblingslektüre des Obersten.
Einer der Kardinalpunkte der Bewegung ist übrigens der, daß der Neugeweihte als erstes seine Sünden bekennen muß — und zwar auf die allerhumoristischste Weise, die sich nur ausdenken läßt. Die Bewegung griff rasch um sich und verbreitete sich über die ganze Welt. Wer sollte denn auch nicht — unter spassigen Formen — seine Sünden vor dem Grafen de Rochefort oder der Herzogin de Camenbert oder gar der allerliebsten Marquise de Gruyère bekennen wollen?! Beide, weder Mads Hansen noch Mads Jensen,

brachten das Vorgefallene zur Anzeige. Jede der Parteien empfand ein gerütteltes Maß an Schuld. Jensen bekam sein Radio wieder in Ordnung und Hansen konnte wieder seiner Beschäftigung nachgehen. Und doch fühlte sich keiner der beiden Alten wohl zumute. Hansen bangte vor einer erneuten Kugel, und Jensen um sein Radio, so daß er sich nicht vom Hause fortwagte. —

Eines Abends sitzt Jensen vor seinem Haus und hört schläfrig dem Radio zu. Ein Philosophieprofessor spricht über die sokratische Ironie. Seinetwegen hätte der Mann auf Portugiesisch reden können, er würde ebensoviel begriffen haben. Endlich aber ist der Vortrag zu Ende und der Ansager kündigt eine anderthalbstündige Übertragung vom ersten internationalen Treffen der Stilton-Bewegung aus dem großen Saal des Konzertpalais an. Die Stiltionaner werden Englisch reden, doch wirke Pastor Wellenschlag als Dolmetscher mit.

Steuermann Jensen horcht plötzlich auf. Das interessiert ihn. Es ist schon lange her, daß er Englisch gesprochen hat, und es wäre amüsant, festzustellen, wieviel er davon behalten hat.

Und Jensen lauscht — zuerst liegend, dann auf der Ruhebank sitzend und schließlich rückt er auf einem Stuhl und mit dem besseren seiner halbtauben Ohren ganz dicht an den Lautsprecher heran.

Jensen hat niemals Skrupel an der Richtigkeit seines Kinderglaubens gehegt, anderseits aber widersetzte er sich allen Bekehrungsversuchen, denen er in den verschiedensten Hafenstädten ausgesetzt war. Die Religion des Obersten Stilton aber vermag die Saiten in Jensens tiefstem Innern zum Schwingen zu bringen. Das ist eine Männerreligion, frei von jeder Rührseligkeit, voller Derbheit, spassig und gespickt mit herrlichen Anekdoten. —

Am nächsten Vormittag wandert Jensen feierlich zu seinem Nachbarn hinüber.

Als dieser ihn kommen sieht, flüchtet er — obwohl Jensen diesmal keine Flinte bei sich hat — und verbarrikadiert erneut Tür und Fenster.

Jensen klopft an und ruft:

„Gottes Friede sei mit dir, Hansen."

Es dauert eine Weile, ehe es aus dem Kleiderschrank zögernd antwortet: „Was willst du, Jensen?"

„Mit dir Frieden schließen!" erklärt Jensen und fügt hinzu: „Mach nur auf, Hansen — ich habe die Kanone zu Hause gelassen."

Die beiden Gegner stehen einander gegenüber. Mit bewegten Worten schildert Jensen nun von seiner Begegnung mit der Stilton-Bewegung und die große innere Wandlung, die er erfahren habe. „Wir sind Feinde gewesen, Hansen, und haben einander viel Unrecht getan. Doch nun wollen wir uns die Hand reichen und gemeinsam für den Frieden auf Paerö wirken." —

Ewiger Sonntagsfriede hat sich über die Insel gebreitet. Die beiden ehemalig so hitzigen Gegner haben sich gelobt, Freundschaft bis an ihr Lebensende zu halten. Bei jeder Stilton-Andacht sitzen sie am Radio und lauschen. Sonst aber ist der Apparat dunkel und stumm, — ist doch alles andere nur teuflisches Blendwerk, das, zu hören, nicht guttut. Man hat jegliches Fluchen und Schimpfen abgelegt. Ja, Mads Jensen empfindet jetzt sogar das Priemen als etwas Sündiges. Mads Hansen wiederum hat aufgehört, mit seiner unbegabten Nichte herumzuzanken. Man behandelt sich jetzt gegenseitig mit ausgesuchter Höflichkeit und mit einer Rücksichtnahme, die fast genierend wirkt. Es dauert jedesmal eine Zeit, ehe man ein Stück Zucker in den Kaffee tut oder man durch eine Tür geht — keiner will der erste sein.

Die Abende verbringen sie gerne gemeinsam. Viele Worte werden nicht gewechselt. Denn man darf ja weder fluchen noch schimpfen oder gar Schlechtes über andere reden.

In dieser Weise vergeht ein halbes Jahr. Eines Spätnachmittags sitzen die beiden alten Herren auf der Bank vor Jensens Haus. Glutrot geht im Westen die Sonne unter. Ein malerischer Anblick. Da kommt es Jensen plötzlich zum Bewußtsein, daß er als Junge eigentlich immer eine gewisse Scheu davor empfand, in den Himmel zu kommen. Wenn er nun schon einmal sterben mußte, so wollte er lieber in die Hölle fahren. Denn niemals mehr Räuber und Schutzmann spielen oder heimlich Zigaretten rauchen oder die Lehrer mit Papierkügelchen bombardieren; statt dessen den ganzen Tag sauber gewaschen und im weißen Hemd zwischen den Wolken schweben und Psalmen singen. Uha, uha, uha!

Man gähnt. Die Sonne ist am Horizont verschwunden. Man stammelt ein paar zusammenhangslose Worte über das Wetter von morgen. Man gähnt. Man seufzt. So vergeht eine Stunde. Plötzlich aber platzt Jensen heraus:

„Oh, wie schrecklich langweilig ist es doch geworden, Hansen. Sollten wir uns nicht lieber wieder einmal ein bißchen zanken?" —

Und an jenem Abend noch verließ die Stilton-Bewegung wieder die Insel Paerö.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Ohne Fahrkarte

Von Hans Günther

In Hannover — ich hatte bis dahin allein im Abteil gesessen — war sie zugestiegen und hatte mir gegenüber Platz genommen. Sie war jung und blond und hatte braune Augen. Ich fand sie weniger hübsch als apart, und die Reise von da ab viel reizvoller — zunächst jedenfalls.
Natürlich hatte ich — nachdem wir uns unauffällig ein wenig beschnuppert — nichts anderes im Sinn, als ein Gespräch anzuknüpfen. Aber sie verhielt sich sehr reserviert.
In meinen Erwartungen enttäuscht, versteckte ich mich hinter der Zeitung und tat eine Weile so, als sei sie nicht da. Nur ab und zu sah ich auf und zum Fenster hinaus und von da mit einem schrägen, flüchtigen Blick nach ihr hin.
Und dann war doch sie es, die zu sprechen begann. Um welche Zeit wir auf dem Potsdamer Bahnhof ankommen würden, fragte sie. Sofort ließ ich die Zeitung sinken und sagte es ihr. Es versteht sich von selbst, daß ich mir nun viel Mühe gab, das Gespräch in Gang zu bringen. Aber ich mußte mich davon überzeugen, daß sie anscheinend wirklich nicht gewußt, wann der Zug fahrplanmäßig eintreffen sollte, und sich lediglich dafür interessiert hatte, für nichts anderes. Sie gab nur einsilbige Antworten, und so schlief die allein von mir bestrittene Unterhaltung schnell wieder ein.
Wir passierten die ersten Berliner Vororte, als ich bemerkte, daß sie unruhig wurde. Peinlich genau durchsuchte sie das kleine Köfferchen sowie sämtliche Fächer ihrer großen Handtasche, um diese am Ende umzustülpen und den ganzen Inhalt auf das Polster zu schütten. Puderdose und Lippenstift fielen dabei zu Boden. Ich hob die Sachen auf. Sie dankte und streifte mich mit einem etwas ängstlichen Blick. Ich tat sehr reserviert und sah weg — zum Fenster hinaus.
Erst als sie alles wieder eingeräumt hatte und — kurz vor der Einfahrt — von neuem verzweifelt zu kramen begann, erwiderte ich einen dieser Blicke, die mich um Hilfe anzurufen schienen.
„Sie haben etwas verloren?"
„Meine Fahrkarte . . ."
Wir suchten zusammen — auf dem Polster, in dem Polster, unter dem Polster. Aber als der Zug langsam in die Halle glitt, hatten wir die Fahrkarte noch immer nicht gefunden.
„Zu dumm!" sagte sie. „Was mache ich nur?"
Ich antwortete nicht, sondern nahm meine eigene Fahrkarte, schrieb auf die Rückseite meinen Namen und überreichte sie ihr. Ein Reisender, ein alter Hase auf diesem Gebiet, hatte mir so etwas ähnliches einmal erzählt.
Verwundert blickte sie mich an. „Und Sie? Wie wollen Sie durch die Sperre kommen?"
Ich stellte mich in Positur und tat großartig, indem ich mit einer wegwerfenden Handbewegung verächtlich abwinkte. „Das lassen Sie meine Sorge sein." — „Das kann ich nicht annehmen."
„Natürlich können Sie das."
Sie war gar nicht mehr schroff und sehr nett zu mir, als wir uns verabschiedeten. Sie hatte mir noch ihre Telefonnummer gegeben, und nun ging sie voraus und passierte mit meiner Fahrkarte ohne Schwierigkeit die Sperre.
Ich folgte in angemessenem Abstand und versuchte, im dichtesten Gedränge an dem Schaffner vorbeizukommen. Aber der Mann schien gute Augen zu haben, er hielt mich zurück. „Ihre Fahrkarte!"
„Habe ich soeben abgegeben", erklärte ich kühl.
„Das stimmt nicht, mein Herr!"
„Erlauben Sie mal! Ich werde mich über Sie beschweren."
„Dazu haben Sie sofort Gelegenheit!"
Es half nichts, ich mußte warten, bis der Schaffner die Sperre schließen konnte. Dann schleppte er mich zum Bahnhofsvorstand.
Ich schlug einen sehr energischen Ton an. „Es ist ja nur gut", sagte ich, „daß ich es beweisen kann. Hier ist mein Paß, und nun sehen Sie mal in Ihrem Blechkasten nach, ob Sie da nicht meine Fahrkarte finden — ich pflege nämlich meinen Namen auf die Rückseite zu schreiben."
Der Schaffner sah die Fahrkarten durch. „Tatsächlich, hier ist sie", rief er nach einer Weile verblüfft. Der Mann mit der roten Mütze schien sich gar nicht dafür zu interessieren. „Wissen Sie", sagte er zu mir, „mit diesen Mätzchen können Sie uns nicht imponieren, nein, mit derartig alten Tricks dürfen Sie uns wirklich nicht kommen . . ."
Erstaunt blickte ich ihn an.
„Sie haben Glück gehabt, mein Herr", erklärte der Stationsvorsteher. „Die Dame war bereits hier und hat ihre Fahrkarte abgegeben. — Es ist gut, Sie können gehen."
Etwas bedrückt und kleinlaut schlich ich hinaus. Aber draußen, vor dem Bahnhof, wartete sie bereits auf mich. Sie stand neben einer Taxe und winkte mir zu.
„Damit Sie es gleich wissen", sagte sie lachend, „ich bin eine schlechte Hausfrau. Ich habe tatsächlich eben erst — als ich bemerkte, daß Sie Schwierigkeiten haben — dies Loch hier in meiner Tasche entdeckt. Glücklicherweise ist wenigstens das Futter in Ordnung. War doch nicht ganz so einfach, wie Sie sich das vorgestellt haben, wie? Aber Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Kommen Sie, steigen Sie ein!"
Damit begann die Geschichte eigentlich erst, aber sie war von da ab nur noch für mich interessant.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Zwei sehr junge Menschen betraten ein Hotel und fragten schüchtern nach einem Zimmer mit zwei Betten. Sie waren gutgekleidet und machten einen wohlerzogenen Eindruck.
„Ein Zimmer mit zwei Betten?" fragte der Portier verblüfft. Er hatte in seiner langjährigen Praxis schon manches erlebt! Aber so jung war ihm noch kein Paar unter die Augen getreten!
Das Mädchen mochte vierzehn zählen, der Jüngling sechzehn und ein bißchen.
„Bedaure!" betonte der Schlüsselgewaltige. „Es ist ganz unmöglich!"
„Für unsere Großeltern", sagte das Mädchen kleinlaut und blickte schamrot zu Boden.

Dort, wo die Straße sich teilt, die nach Grinzing und Sievering führt, steht ein grüngestrichenes Häuschen mit der schlichten Inschrift: W.C.
Kommt ein des süßen Weines voller älterer Wiener aus der Herrenabteilung, steuert — immer drei Strich Backbord — auf die ungeduldig wartende Gattin zu, und nun entspinnt sich folgendes Gespräch: „Geh, Ferdinand, gib her zehn Pfennig . ."
„Jo — jo — zu was denn? Willst no was trinken?"
„Red net so dumm — — —"
„No hörst, i zahl auf der klan Seiten nix und du —"
„Alsdann — gib scho her des Zehnerl . . ."
Die Gattin entrollt dem rettenden Häuschen zu, der Gatte schaut ihr nach und brummt kopfschüttelnd: „Is und bleibt halt a Luxusgeschöpf — so a Frauenzimmer . . ."

In einer der alten norwegischen Dorfschulen im Innern des Landes hielt der Lehrer einmal nach Schulschluß, bevor die Kinder gingen, folgende kleine Ansprache: „Morgen, da werden wir etwas von der Entdeckung Amerikas hören, und da muß ich euch auch etwas vom Ei des Columbus erzählen. Damit ihr nun das Ganze richtig versteht, bringt jeder von euch am besten ein oder zwei Eier mit. Sollte der eine oder andere von euch daheim keine Eier haben, so kann er ja statt dessen ein bißl Butter mitbringen. So, und jetzt könnt ihr heimgehn!"

Anspruchslose Gäste

(Wilhelm Schulz)



„Weeßte, Hein, meine Fremden aus Bayern haben keen Wort von mir verstanden, und ick keenes von ihnen — uff diese Weise haben wa uns janze Abende lang unterhalten.“

DIE AMERIKANERIN

VON BASTIAN MÜLLER

Und wieder sang die Nachtigall...
Es war schon spät im Jahre, der Mai ging zu Ende. Was hatte ich bloß das ganze Frühjahr über gemacht?
Ach, ich wußte es wohl. Tagsüber hatte ich geschlafen und abends war ich dann bei Poppes gelandet. Wir hatten alle eine schlechte Zeit, Martin, Theo und ich. Wir mochten nichts mehr denken und tun, und abends in Poppes Schenke, sahen wir uns an und nickten und tranken schweigend, Stunde um Stunde. Es war schon nicht mehr schön, wie heruntergekommen wir waren! Wir wußten es selber und es gab wahrhaftig Minuten, wo wir es nicht wagten, uns anzusehen. Tatsächlich, die Scham war noch nicht tot in uns. Martin aber war es, der uns immer wieder den Grund vor Augen brachte, aus dem wir alle so heruntergekommen waren. Wenn wir in solch einer Frühlingsnacht heimschwankten, in unser wüstes und ödes Heim auf dem Hügel, dann lachte Martin so unerträglich auf, so mit der ganzen Schärfe seiner siebenundzwanzig Jahre.
„Die Frauenzimmer!" lachte er, und wenn es ganz schlimm war, dann spuckte er aus.
Theo war unser Jüngster, er zählte eben zwanzig. Er war aber der Sohn eines Wirtes und konnte am meisten vertragen. Nur wie es eigentlich bei ihm mit den Frauen war, das wußten wir nicht recht. Wir wußten nur die eine Geschichte, unser aller Geschichte; wir wußten nur von der Amerikanerin.
Ich selber hatte sie erlebt, vielleicht hatte sie mich am ärgsten getroffen, vielleicht aber kam ich auch am besten weg, wer konnte das sagen, man konnte nicht in die Herzen der Freunde sehen. Und sprechen mochte keiner davon. War auch nicht nötig, hatten wir doch alle genug vom Geschehen gesehen, um Bescheid zu wissen.
Der Reihe nach waren wir auf den Leim gegangen. Ich, der ich bald an die dreißig ging, zuerst. Zu meiner Schande muß ich es gestehen. Wir hatten uns im Winter aufgemacht in dieses kleine Dorf am Rande der Moore und waren voll großer Pläne und selig im Glücke der Zukunft. Ein Jahr — hatten wir uns geschworen —, in einem Jahr wollten wir zurück in die Stadt und ein Werk vorzeigen, ein Werk, das uns mit einem Schlage zu gemachten Leuten machen würde. Wir wollten Ruhm und Ehre und bares Geld machen. Wir hatten die Wichtigkeit dieses Jahres während vieler Nächte besprochen und es glühte förmlich in uns, vor Ernst und ehernem Willen. Ein Jahr... Ach! Es würde nie mehr etwas werden mit diesem Jahr! Und kein Werk würde entstehen und aus uns nie etwas werden und kein Ruhm und kein bares Geld uns winken. Die Amerikanerin hatte alles zerstört, unser ganzes Leben, unsere Zukunft, unsere Werke und unser Glück! Wir konnten nur noch trinkend den Morgen erleben und schlafend den grauen Tag verbringen. Das geringste Leid, was sie uns zugefügt hatte, war vielleicht noch, daß sie uns verleidet hatte, je wieder eine Frau anzusehen!
Sie war, als wir drei Wochen schon in unserem alten Hause auf dem Hügel hausten, dahergereist gekommen, direkt aus dem Westen der Staaten. Und sie hatte einen lila Mantel und einen lila Hut und lila Strümpfe an. Sie war die Tochter des Vorstehers und kam zu Besuch. Der Vorsteher aber war unser Wirtsherr. Wie konnte es da ausbleiben, daß wir zum Empfang eingeladen wurden. So eine Tochter, die Amerikanerin geworden war, mußte doch eine passende Gesellschaft haben. Und waren wir nicht die ausgewählte Gesellschaft für eine Tochter aus Amerika?
Wir wollten es ihr schon zeigen, daß auch wir die Welt kannten. Am ersten Abend holte ich meine Gitarre und spielte „Dinah, Sweet from Carolina". Und Martin sprach Amerikanisch mit ihr. Und Theo machte sich die Geschichten seines Vaters, der als junger Mann Kellner in London und Nizza war, zu eigen. Wir zeigten ihr, was wir für Kerle waren. Sie aber färbte sich am anderen Tage die Fingernägel leicht violett und war uns himmelhoch überlegen.
Aber noch hatte sie uns nicht kennengelernt! Martin ließ neue Platten aus der Stadt kommen und wir gaben der Amerikanerin zu Ehren eine „party". Es zeigte sich, daß wir die neuesten Riversongs besser kannten, als die Lady von drüben. Theo führte beim Händler eine amerikanische Sorte Tabak ein und wir rauchten in unseren Pfeifen nur noch „Old Virginia".
Ach ja, das Leben auf dem platten Lande, es nahm uns allen ein bißchen den Verstand. Und waren wir nicht hundertmal kreuz und quer durch Amerika gereist? Hatten wir nicht mit dem klingenden Lohn für die unvergänglichen Werke dieses Jahres die endliche Erfüllung all dieser Träumereien beschlossen? Ja, wir wollten endlich in Wirklichkeit hinüber. Es war ein Fingerzeig des Schicksals, eine Ermahnung es ernst zu machen, daß wir in den ersten Wochen auf dem Lande die Amerikanerin trafen. Noch waren wir nicht recht zur Arbeit gekommen, wir kamen auch nicht recht dazu, so lange sie hier war. Aber wenn sie abgereist war, dann wollten wir beginnen, mit der ganzen Kraft; der Kraft, die von ihr ausging, und die sie wohl von Drüben mitgebracht hatte. Als sie eine Woche da war, wir schon zwei „partys" mit ihr gefeiert hatten, schworen wir uns, sie nur platonisch zu lieben. Keiner sollte den anderen betrüben, keiner sollte dieses Glück zerstören. Wir wollten Männer sein und Freunde! Ach... Nach weiteren drei Wochen reiste sie weiter in die Gegend und in die Stadt, zu ihren verheirateten Geschwistern und den Verwandten. Sie langweilte sich wohl jetzt auf dem platten Lande. Wir langweilten sie wohl, jeder einzelne von uns hatte ihr wohl nichts Besonderes mehr zu bieten. Wir waren am Ende für sie doch wohl nur schlaffe Windbeutel. Vielleicht hatte sie sich auch mit ihrem alten Vater gestritten. Wir wußten es nicht, wir wußten nichts mehr. Um uns war es geschehen.
Am Abend des Tages, da sie das Dorf verlassen hatte, ging jeder von uns aus; allein und ohne Gruß. Was sollten wir uns noch einen Gruß sagen, wir waren alle Feinde. Am Tage ging es ja noch, da saß jeder in seiner Kammer und tat, als arbeite er. Aber am Abend konnten wir nicht mehr in unseren Kammern sitzen und Löcher in die weißen Papierbogen bohren. Am Abend war alles zu deutlich vor unseren Augen. Der eine horchte auf den anderen. Martin bog in die Richtung nach Schwiebert, Theo ging nach Haar. Ich ging über den Berg nach Böttcher. Der Wirt sah mich wissend an. Das ganze Dorf wußte Bescheid. Auf dem Lande weiß jeder Bescheid um das, was bei dem anderen geschieht. Vielleicht war die Amerikanerin auch deshalb abgereist.
Das Bier schmeckte bitter. Der Korn war schlecht. Dazu war es Anfang der Woche und keine Gesellschaft in den Kneipen. Um zwölf gähnte der Wirt und ich ging. Aber ich hatte keine Lust nach Hause zu gehen; die anderen waren vielleicht da, und ich mochte nicht mit ihnen unter einem Dache liegen. Außerdem hatte ich jetzt rechten Durst bekommen.
So machte ich mich auf nach Poppes. Diese Schenke lag an der Landstraße, auf der während der Nächte die Torfgespanne durch Nebel und Finsternis zur Stadt fuhren. Dort gab es fast die ganze Nacht etwas zu trinken. Ich trat ein und die anderen waren schon da. Sie sprachen miteinander und tranken Grog. Und ich trat hinzu und nickte, weil der Wirt doch wußte, daß wir zusammen gehörten.
„Komm", sagte Martin, mit schon unsicherer Stimme, „komm, du Armer, du hast ja am längsten leiden müssen, du warst ja der erste, den sie sich nahm und wieder von sich stieß..."
„Schweig um Gottes willen still!" sagte ich noch einigermaßen nüchtern.
„Nichts!" sagte Martin. „Dickie, ist es nicht so, sie taugen alle nichts die Frauen?" sagte er zum Wirt. Wieviel hatte er denn schon getrunken?
„Ja", sagte da Dickie, „stimmt! Boys", sagte er — was wunder, auch er war Drüben gewesen, es gab ja kaum eine Familie im Moor, aus der nicht einer Drüben war.
„Boys", sagte Dickie allwissend, nach Amerikaner Art, „sie hat sicher drüben nichts gehabt und wollte sich hier mal zeigen. Ich kenne das. Sie ist sonst keine üble Deern."
„Wollen wir gar nicht wissen!" widersprach Theo. „Sie taugen alle nichts! Stimmt's, Dickie?"
„Ja", sagte der und er trank mit uns Brüderschaft. Wir blieben bis zum Morgen und es war zu dieser Zeit noch früh im Frühjahr, vor fünf wurde es nicht hell. Wir schliefen uns den nächsten Tag nicht richtig aus, weil wir jetzt trotzdem an unsere Arbeit wollten. Aber am Abend saßen wir wieder bei Dickie und tranken und den anderen Tag auch, und so war es denn geschehen. Wir kamen nicht mehr aus diesem Luderleben heraus.
An den Tagen schien die Sonne, fiel der Aprilschnee, regnete es in Strömen. Wir sahen nicht viel davon. Des nachts war es sehr kalt, am Rande der Moore wollten die Nachtfröste nicht aufhören. Wenn wir jetzt morgens nach Hause schwankten, lag ein Reif auf dem spärlichen Grün. Plötzlich aber, gegen Ende des Mai, wurde es über Nacht heiß und wir konnten unseren Durst kaum stillen. Es geschah uns zum erstenmal, daß Dickie uns gegen Morgen aus der Kneipe warf.
„Ich muß Bohnen pflanzen", sagte er. Was kümmerten uns seine Bohnen. Als wir aber über den Hügel tappten, da war es so warm, daß wir uns verwundert ansahen.
„Ich leg mich hierhin und schlafe", sagte Theo. Wir wollten ihn wieder aufheben, sanken aber neben ihn und blieben liegen. „Ach ja", seufzten wir alle mit einemmal und sahen, daß wir hinter einer Hecke lagen, in der Fliederbüsche standen, die wahrhaftig schon blühten. Da hub in der Hecke eine Nachtigall an zu schlagen.
Wie vom Blitze getroffen wurden wir wach. Und schon ging die Sonne auf und unsere Gesichter waren rot.
Wir sahen uns an und sahen all unsere Pläne vor unseren Augen. „Die Amerikanerin", sagte Theo bitter, er war ja unser Jüngster. „Laßt uns nicht mehr an sie denken", sagte Martin und reichte uns seine Zigaretten.
Und wir lagen da und sahen die Natur erwachen und fühlten wieder Jugend in uns. Und wieder sang die Nachtigall.

Abendfahrt

Von Oskar Wöhrle

Nie noch war meines Lebens Kreis
ſo wunderrund und groß.
Die Kette ſcharrt, ich mache leis
den dunklen Weidling los.

Das Ruder plätſchert in der Flut,
der Strom bringt mich in Schwung.
O Rhein, wie tut dein Rauſchen gut
im Blut der Dämmerung.

Der Wind ein Lied herüberträgt.
Das iſt ein junger Mund,
der ſingend Brückenbogen ſchlägt.
Jetzt kommt die Sternenſtund.

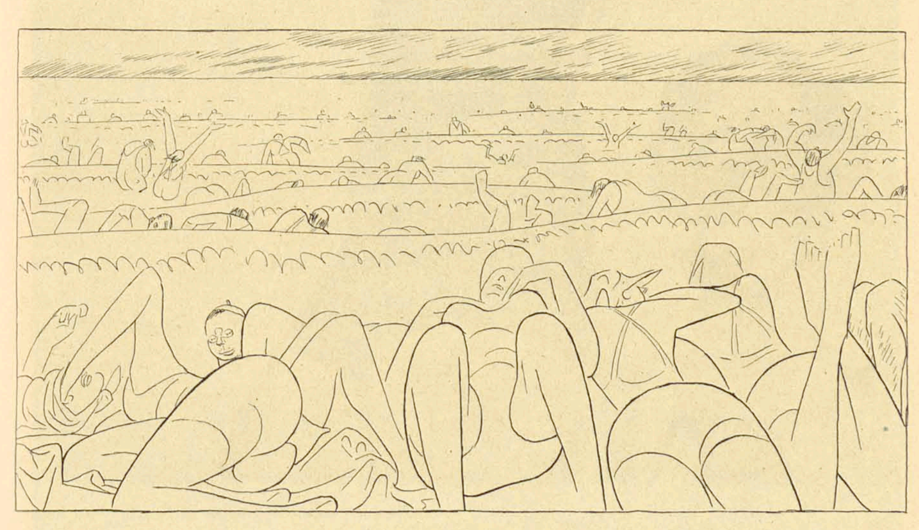
Ich frage nicht, wie ſpät mag ſein?
Im Rhein ſchwimmt groß der Mond.
Ich treibe in ſein Gold hinein.
Ich weiß, die Reiſe lohnt!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Fortschritt

(O. Gulbransson)

Als Herr Meier zum erstenmal an den einsamen Strand von Gustavsoog kam . . .



. . . und als sich die Einsamkeit herumgesprochen hatte!

Im Blickfeld

(K. Heiligenstaedt)



„Diese Männer — sie wissen doch nun schon, wie eine Frau aussieht!"
„Ja — ja — aber sie können's anscheinend noch immer nicht glauben!"

München, 11. September 1938
43. Jahrgang / Nummer 36

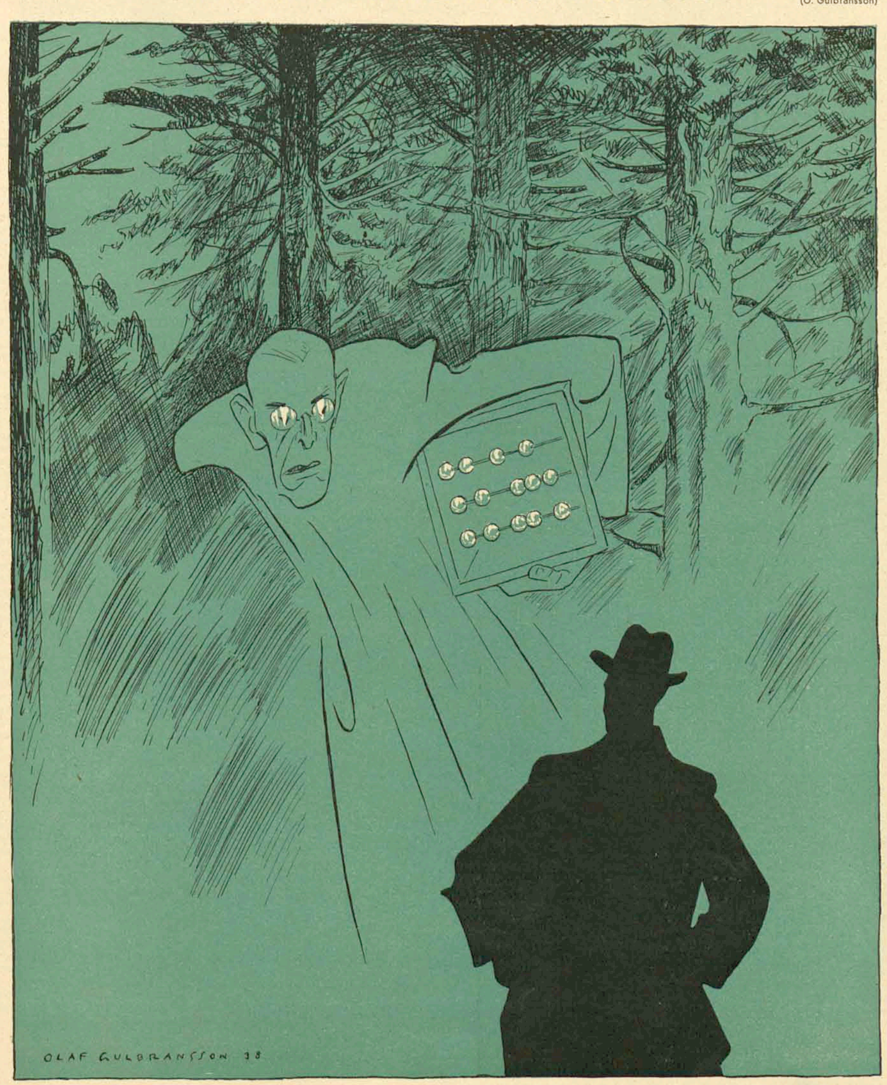
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

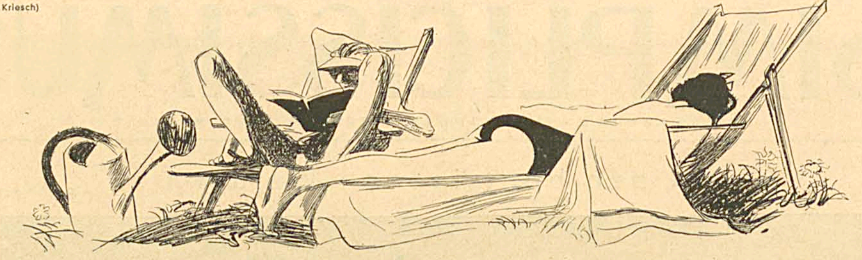
In den böhmischen Wäldern

(O. Gulbransson)



„Wenn Sie wissen wollen, wie man 's nicht macht, Lord Runciman, dann denken Sie an mich, Woodrow Wilson!"

(R. Kriesch)



SIE SIND WIE PERLEN

Von Walter Foitzick

Meine Großmutter hielt Hosen für etwas Unpassendes und deshalb nannte sie sie Pantalons, denn zu Zeiten unserer Großmütter hatte man für alles, was man für nicht ganz passend hielt, einen französischen Ausdruck. So fein waren die Leute damals, und Großmama nannte das, wozu wir heute Schlüpfer sagen, Dessous, und es waren auch Spitzen daran. Eigentlich sprach Großmama überhaupt nicht darüber, und es war wohl nur der Großpapa, allerdings zu der Zeit, als er noch nicht mein Großpapa war. Doch das sind Familiengeschichten, ehe der Großvater die Großmutter nahm. Wie meine Großmama die Kurze Wichs genannt hätte, weiß ich nicht, denn sie hatte gewiß keine Gelegenheit gehabt, so ein Ding zu Gesicht zu bekommen.

Jetzt ist die Lederhose in aller Hände, hätte ich fast gesagt, aber man trägt sie ja nicht auf der Hand, sondern — im Gebirge. Sie denken vielleicht, eine Lederhose kann man einfach in einem Geschäft kaufen, wie man sich ein Buch aus einer Buchhandlung holt. Hände weg, oder vielmehr Gesäß weg, von einem unbedachten Einkauf. Der Kauf von Lederhosen erfordert Fachkenntnis. Ehe ich mir eine kaufte, habe ich auf Lederhosen studiert.

Eine Hose aus imitiertem Leder gehört überhaupt nicht hierher, und man darf in Lederhosenbesitzerskreisen nicht von so etwas sprechen. „Hüten Sie sich vor Spaltleder", hatte man mir gesagt. Ich war erstaunt, daß man so etwas Dünnes wie Leder überhaupt spalten kann. Das grenzt doch schon an Haarspalterei.

Das Leder hat von der Oberfläche eines jagdbaren Tieres zu stammen. Hirschleder, Elchleder, Gamsleder. Zu Krachleder muß ich bemerken, daß Krach kein Tier ist. Eine Hose aus Gamsleder wird von Kennern geradezu mit Gold aufgewogen. Da ich meine vielen Goldstücke dieser Tage alle abgegeben habe, weil sie nichts mehr wert sind, werde ich wohl nicht in den Besitz einer Gamsledernen geraten, ich kann nicht mehr aufwiegen. Wenn man eine Lederhose kauft, ist sie weich und sauber. Dagegen muß vorgegangen werden, weil das nicht stilvoll ist. Um den richtigen Stil zu erreichen, benutzt man die Hose als Taschentuch, Handtuch und Putzlumpen. Dadurch bekommt sie die Patina und den Glanz von Edelsteinen. Das wird von den Kennern sehr geschätzt. Neuerdings ist die Unsitte eingerissen, Lederhosen in Reinigungsanstalten säubern zu lassen, so entfernt sind manche Leute schon von der schlichten Sitte unserer Altväter. Was eine gut patinierte Lederhose ist, muß ohne menschliche Hilfe aufrecht stehen können. Ich habe einen Bekannten, der hat drei Lederhosen stehen und er zeigt sie lieber als den Ahnensaal im Schloß seiner Väter. Solche Hosen sind wie Perlen, die, wenn sie nicht auf der Haut edler Frauen getragen werden, Glanz und Lüster verlieren und erblinden. Lassen Sie Ihre Kurze Wichs nicht erblinden!

Viele Hosen sind bestickt, in der Art von Reisetaschen der Biedermaierzeit, aber man verwendet dazu nicht Sprüche wie: „Glückliche Reise" und „Gedenke mein". Nein, das ginge denn doch nicht. Man bestickt sie mit Gebüsch und Darstellungen aus dem rauhen Jägerleben. Auf diese Weise kann man jede Krachlederne sofort von einer Frackhose unterscheiden, auf der solche Stickereien eigentlich niemals zu sehen sind.

Am besten ist es, wenn man seine Lederne ererbt, dann hat man für die Patinierung nicht mehr zu sorgen. Aber nicht jedem gelingt es, einen Holzknecht oder womöglich Originalwilderer in der Ahnenreihe zu haben und deshalb müssen sich viele Bankdirektoren, Opernsänger, Schriftsteller und andere Berufstätige, die der Lederhose nicht entraten wollen, zum leidigen Neukauf entschließen. Sonderbarerweise gibt es noch immer niemand, der neue Lederhosen anträgt, bis sie echt sind. Auf dem Gebiet wäre noch ein gutes Stück Geld zu verdienen.

Und nun zu jener Stelle der Lederhose, die meine und Ihre Großmama niemals erwähnt haben würde, obwohl sie durchaus notwendig ist. Da, wo andere Hosen schlicht zugeknöpft werden, hat die Lederhose nämlich so eine Art Zugbrücke wie Ritterburgen, oder Fallreep wie alte Segelschiffe. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber die Wissenschaft von der Volkskunde wird das sicher aus uralten Sitten und Gebräuchen erklären können und vermutlich hängt es, wie fast alle solche geheimnisvollen Dinge, mit irgend einem Dämonenglauben zusammen.

Rest vom Sommer

Von Karl Martin Schiller

Ist das noch dieselbe
Sonne, diese bleiche
Scheibe, diese gelbe,
unter deren Zeichen ich erwache?

Sind das noch die gleichen
Zweige, die aus Streifen
Nebels durch die bleichen
Scheiben heut in meine Kammer greifen?

Sonne schlug nach innen,
dort mich zu durchbluten,
und durch mich nun rinnen
jener Bäume ewige Lebensfluten.

Selber sich verzehrend,
sommerlicher Keim,
welkend mein geheimstes Wesen nähren,
fielen sie der Seele Ackergrund anheim.

DER FREMDLING

Von Edmund Bickel

Ein Herr mit angegrauten Schläfen saß einsam auf der sonnigen Terrasse des Alpenhotels, kein Mann, ein Herr. Abgesehen von der herrlichen Aussicht auf den See und die Berge war alles vornehm. Sogar die Küchenmädchen sagten „Sie" zueinander. Das heißt schon allerhand. Aber wie vornehm erst die Gäste waren! Herzöge, Fürsten, Prinzen und noch vornehmere Leute aus England, Frankreich, vom Balkan und aus Indien weilten im Hause. Kein Wunder, daß da der Ober noch vornehmer als alle miteinander war. Gar mancher englische Lord oder Filmschauspieler wäre froh gewesen, wenn er nur halb so vornehm ausgeschaut hätte, von den Manieren und Sprachkenntnissen ganz zu schweigen. Es paßte eben alles zusammen.

Dieser vornehme Ober begab sich zu dem Herrn auf der Terrasse, verbeugte sich unmerklich und erkundigte sich flüsternd nach dessen Wünschen, in englischer Sprache versteht sich. Es war sogar das vornehme Eton-Englisch. Jedes andere Idiom wäre unangebracht, ja geradezu beleidigend gewesen. Herrn, die so aussehen, sind Engländer. Wie zu erwarten, gab der Gast weder auf die grüßende Verbeugung, noch auf die Worte irgendeine Antwort, sondern griff ins Leere, was „Karte" bedeutet. Der Ober reichte ihm die bereits am Tisch liegende Mappe aus schwerem Schweinsleder, in der auf kostbarem Büttenpapier die (natürlich) ohne Preisangabe aufgeführte Liste der Frühstücksmöglichkeiten lag. In Eton-Englisch. Es war nämlich Nachmittag und der Gast mochte daher Lust nach einem Frühstück haben. Ohne lang zu suchen, murmelte der Herr etwas, was der Ober nicht verstand. Es war auf keinen Fall englisch, aber es klang vornehm.

Jetzt kam Leben in den Ober. Er sprach ja ein genau so vornehmes Französisch, um das ihn ein französischer Diplomat schon beneidet hatte. Der Gast sah ihn aufmerksam an, verstand ihn aber offensichtlich nicht. Italienisch, ein perlendes Toskanisch, war leider auch erfolglos. Der Ober plauderte versuchsweise schwedisch mit leichtem südlichen Einschlag, spanisch, portugiesisch, dann probierte er der Reihe nach russisch, bulgarisch, türkisch mit einigen Dialekten, dazwischen holländisch, malaiisch, armenisch. Es war alles umsonst. Der Gast starrte ihn erwartungsvoll wie einen Theatervorhang an und schwieg. So folgte Pidjinenglisch, Taubstummensprache, Haussa, Ewe, zwei in Afrika viel gesprochene Idiome, Chippewa-Indianisch, Bengali und in der Verzweiflung sprach er hottentotisch. Mehr konnte er nicht.

Nunmehr erhob der Herr seine Stimme und sagte: „Ja, sagn S' amal, Herr Ober, kenna Sie vielleicht a deitsch?" Und bestellte, wie entsetzlich, eine Portion Leberkäs und eine Halbe Bier.

Er bekam sie natürlich nicht, aber der Ober bekam einen Wutanfall und soll eine halbe Stunde lang in allen Weltsprachen derartig geflucht haben, daß der Pikkolo etwas tat, was in seinem Alter nicht mehr hätte vorkommen dürfen.

Ein Glück nur, daß der Gast das alles nicht erfuhr, als er im Dorf unten Brotzeit machte.

Reife Früchte

(Erich Schilling)



„Siehste, Else, so ist 's richtig, Äppel stehlen wie Adam und Eva, und die Erkenntnis, wie nett so 'n Sündenfall ist, werden wir hoffentlich auch bekommen!"

Ferngespräch

(K. Heiligenstaedt)



„So, Fritz, und jetzt sage nur noch für eine Mark und fünfzig Pfennig ‚Mausi‘ zu mir!“

(R. Kriesch)



Der Gegenbeweis: „Weißt du, es gibt eben keinen Mann, der seiner Frau treu ist!" — „Doch — doch — der meine war mir's erst kürzlich wieder."

AUSTERN

Von Hans Karl Breslauer

„Claire, was hast du?" — „Ach ..."

„So rede doch ... Rede ..." Claire richtete sich langsam auf und sah die Freundin verstört an.

„Wie froh bin ich, Leonie, daß du gerade heute zu mir kommst ... Es war ja so schrecklich ... und wenn ich daran denke —." Claire hielt erschauernd inne, ihre Augen wurden blank und sie flüsterte verzagt: „Nie, nie, werde ich diese grauenvollen Minuten vergessen ..."

„Was denn? ... Was ist dir zugestoßen, Claire?"

„Setz dich zu mir, Leonie, ganz nahe zu mir ..."

„Kind, beruhige dich — und wenn es dich zu sehr aufregt —"

„Nein, du sollst alles wissen ..." Claire preßte die Finger an die pochenden Schläfen und sagte leise: „Es hing alles an einem Faden!"

„Du wirst immer rätselhafter, Claire ..."

„Hör mich an, Leonie ... Als ich gestern abend etwas verspätet nach Hause kam, machte mir Felix wieder einmal eine Szene ... Er hielt mir mein langes Ausbleiben vor, seine Anschuldigungen wurden immer heftiger, ich wehrte mich, erklärte ihm, daß er über seinen Patienten und seiner Praxis seinen Haushalt und mich vernachlässige, und es kam zu einem regelrechten Krach ... Schon befürchtete ich das Allerschlimmste, da stürzte das Mädchen in den Salon und rief: Herr Doktor, soeben hat die Haushälterin Herrn Bertrams angerufen. Herr Bertram ist ohnmächtig zusammengebrochen ..."

„Karl —" sagte Leonie bestürzt.

„Du wirst sofort alles erfahren ... Es war ja zu schrecklich ... Felix war plötzlich ganz Arzt und stürzte fort ... Die Stunden schlichen träge dahin und es war lange nach Mitternacht, als er endlich wieder zurückkam ... Ein Glück, daß man mich sofort verständigte, sagte er, der arme Kerl dürfte mit einer Dame soupiert haben, denn als ich zu ihm kam, standen im Speisezimmer noch die Reste eines Soupers auf dem Tisch und ich mußte ihn mit einer schweren Austernvergiftung ins Spital transportieren lassen ..." — „Gräßlich ..."

„Felix zündete sich eine Zigarette an und ging nachdenklich auf und ab ... Ich hoffe, sagte er mehr zu sich selbst redend, daß die Geschichte glimpflich verläuft. Was wir tun konnten, haben wir ja getan, aber wenn ich denke, was gewesen wäre, wenn man mich erst später gerufen hätte, und daß jetzt vielleicht irgendwo eine arme Frau mit dem Tode ringt ..."

„Mit dem Tode —", stammelte Leonie.

„Kannst du dir meine Situation vorstellen? ..." Claire umklammerte die Hand der Freundin. „Kannst du dir sie vorstellen? ... Noch lag mir die Aufregung des Streites in allen Gliedern — und schon fühlte ich alle Symptome der Vergiftung ... Schweiß trat mir auf die Stirne, Todesangst würgte mich und mit den letzten Kräften raffte ich mich auf ..."

„Um Himmelswillen, Claire — du —" rief Leonie, „du hast Felix alles gestanden?"

„Was hätte ich ihm gestehen sollen?" sagte Claire verwundert. „Ich raffte mich auf und ging ins Schlafzimmer ... Gestehen ... Du weißt doch, daß ich keine Austern esse!"

Im Vertrauen

(H. Lehmann)



„Auf meine Diskretion können Sie rechnen, gnädige Frau, erst gestern hat mir Ihre Freundin gesagt, was sie über Sie denkt!"

DAS VEHIKEL

Von Hans Reiser

Das Landhaus des berühmten Dichters lag sehr hübsch im Grünen, nur eine Bahnstunde von der Stadt entfernt und doch in „traumstiller Wildnis", wie der Meister selbst es formulierte. Er war ein gastfreundlicher Hausherr und sein Grog so kräftig, wie man ihn mischte, und an spirituosem Stoff fehlte es keineswegs. Seine Gattin empfahl sich einige Zeit nach Mitternacht und überließ die langsam blau anlaufenden Männer sich selbst und ihrem ferneren Schicksal.

Da machte Dr. Streusand aus Versehen eine Entdeckung. Er tapste nach seinem Glas, tat einen Zug und — „Pfui Teufel, was ist denn das?" schluckte und spuckte er und zog ein Gesicht, als hätte er eine Flasche Hustentropfen ausgetrunken.

„Hören Sie mal, Herr Hierl", wandte er sich an seinen Nachbarn, „ich hab' da ein falsches Glas erwischt — pures heißes Wasser! Das Glas des Meisters! Was sagen Sie dazu? Wir sind alle ehrlich besoffen, wie sich das für anständige Leute gehört, ich habe fast nur reinen Arrak vertilgt, und er trinkt den ganzen Abend Wasser, leeres Wasser —"

„Vielleicht macht er eine Darmkur durch?" bemerkte Hierl.

„So eine Gemeinheit! Hierl, das ist eine Gemeinheit! Ich trinke nichts mehr, aus, Schluß, ich geh' nach Hause!"

„Ah was, mir bleibn alle da, wo wollns denn jetzt hin, mitten bei der Nacht, geht ja kein Zug nicht mehr!"

„Mir egal, dann gehe ich zu Fuß. Und Sie kommen mit! Das gebietet die Solidarität! Das ist ein unerhörter Skandal, sowas!"

Ein Blick tiefer Verachtung traf das mit Wasser geschändete Glas und streifte mit scheu verhaltener Wut den Hausherrn, der aus dem Salon hereintrat. Auch Hierl war es, als hätte ihn eine kalte Dusche überrieselt, die Stimmung war weg, das sah er ein, weg wie weggeblasen.

„Wissens was", meinte er, „i hab ja mei Radl dabei. Wenn Sie wollen —"

„Sie sprechen schon vom Aufbruch, meine Herren!" Der Hausherr drang liebenswürdig beredsam in sie, doch unbedingt dazubleiben, man habe Platz genug im Hause und es sei für alle Bequemlichkeit vorgesorgt. Doch Dr. Streusand ließ sich nicht erweichen, er dankte, er habe morgen zu tun, sie hätten zwar den letzten Zug versäumt, aber das mache gar nichts, weil Hierl ein Rad habe.

„Zu zweien mit einem Rad? Ist das nicht etwas gewagt?"

Dr. Streusand richtete sich mit Anstrengung senkrecht auf und auch Hierl warf sich in die Brust.

„Mir als alte Sportsmänner, Herr Dokter, da feit si nix!"

Unhöflich kurz verabschiedeten sie sich, waren rasch draußen, tappten in die Dunkelheit und schoben das Rad in den Lichtschein, der von den erleuchteten Fenstern auf die Straße fiel. Hierl, der Besitzer des Fahrrades, erstieg es und fuhr langsam und verhältnismäßig gerade an, und Dr. Streusand gelang es nach einigen Hupfern, auf dem Aufstieg an der Hinterradachse Fuß zu fassen. Um das Gewicht der beiden Körper nach der Mitte zu legen, mußte er sich stark auf Hierls massiven Buckel lehnen. Dieser hielt dem schweren Druck nicht stand. Das Rad beschrieb gefährliche Zickzacklinien, bäumte sich plötzlich wie ein ungebärdiges Pferd hinten auf und schleuderte die beiden Männer über die Lenkstange nach vorne auf die Straße. Sie standen gleich wieder auf den Beinen. Hierl hob das Stahlroß auf und drehte die schiefe Lenkstange zurecht. Streusand versuchte ihn wegzuschieben. „Gehen Sie weg da, Sie sind besoffen!"

„I, do hört si verschiedenes auf! Ich bin so nüchtern wia a Salzharing!"

„Schön, dann steigen Sie hinten auf!"

„Bitte. Von mir aus. Wern scho sehgn, wia weits kemma!"

Streusand schwang sich in den Sattel, hielt beinahe tadellos die Balance und fuhr nur zu schnell. Hierl trabte schnaufend hinterdrein und erwischte den Sattel. Durch ausdauerndes Hinken auf dem rechten Bein gelang es ihm schließlich, auf dem Aufstieg zu stehen, er lehnte sich aber nicht auf den Fahrer und ließ ihn auch nicht los. Er war untersetzter und schwerer als Streusand, hing mit seinem ganzen Gewicht nach hinten und riß ihn mit, das Rad stieg vorne hoch und schmiß die Männer mit einem entsetzlichen Krach nach rückwärts hinunter.

„Sie könna ja vielleicht ganz guat mitn Handwagn fahrn", sagte Hierl im Aufstehen, leicht beleidigt, „aber vom Radfahrn habn Sie keine Ahnung!"

„Bah!" Streusand fischte seinen Hut auf. „Keine Ahnung — das wär' noch schöner — wo ich Tausende von Kilometern — ha! Natürlich, wenn Sie den Bauch voll Arrak haben —"

„Ja, den habn Sie voll! Mir scheint, Sie san bsuffa, Herr Nachbar! Drei Speichen ab, Sakradi, a naglneus Radl!" Er werkte am Rad herum, aber es war weiter nichts kaputt.

„Soll ich vielleicht Wasser saufen wie der Füllfederathlet!" schnaubte Streusand, während er seinen Anzug abstaubte. Hierl sagte nichts mehr. Sie waren noch kaum hundert Meter weit vom Hause weg. Er versuchte sich vorzustellen, wie lange sie, wenn es in dem Tempo weiterging, zu den zwanzig Kilometern bis zur Stadt brauchen würden. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt, aber das ging nicht, es wäre eine Blamage gewesen.

„Lassen Sie doch den Karren in Ruhe, der hat Ihnen nichts getan", höhnte Streusand. „Hat ja alles keinen Zweck, wir müssen weiterkommen!"

„Karrn —" versuchte Hierl einzuwenden, „Sie tun Ihna ganz leicht —"

„Alles keinen Zweck, Herr Hierl. Also passen Sie auf —"

Sie besprachen jetzt sehr ernsthaft alle technischen Probleme und Erfordernisse der Radfahrkunst, Aufstieg und Absprung, Festhalten, Gewichtsverteilung, Balance, Anfangsgeschwindigkeit, gesteigerte Fahrt und so weiter, und waren sich im großen ganzen einig. Dann stieg Streusand auf und Hierl landete hinten und hielt sich recht gut. Es ging ausgezeichnet. Fünf Minuten lang. Dann erfolgte krachend und klirrend der unausbleibliche Sturz, diesmal nach der rechten Seite; und das war ein Glück, denn links der Straße schoß die Böschung zum Kanal hinab.

„Da muß eine Furche sein!" Der Doktor scharrte mit dem Fuß auf der finsteren Straße und rieb sich die verstauchte Hand. Doch weiter war nichts passiert. Hierl suchte irgendwo seinen Hut. „Laß doch den ollen Deckel", schrie Streusand in die rabenschwarze Finsternis hinein, „vorwärts, Mann! An die Gewehre!"

Er war jetzt sehr zuversichtlich, sie hatten sich ganz schön auf dem Rade gehalten, es mußte auch weiter so gehen und immer besser. Nur direkt neben dem Kanal wollten sie es nicht mehr probieren, das war doch zu riskant. Hinter der Brücke auf der freien Landstraße stiegen sie wieder auf, mit einer Vorsicht und Konzentration auf das schwierige Werk, die dem Nüchternsten alle Ehre gemacht hätte. Und es gelang und gelang immer wieder, und endete immer wieder mit demselben Erfolg, mit dem mathematisch sicheren, wie ein Eisenbahnzusammenstoß schauderhaft krachenden und scheppernden Sturz. Es gab keine Richtung, nach der sie trotz allem zu späten Vorsicht! Aufpassen! Langsam! Halt! nicht flogen. Die unheimlichen Bogen und tollkühnen Serpentinen, die sie beschrieben, veranlaßten Streusand zu der Bemerkung, daß sie seinem Gefühl nach die Straße mehr der Breite als der Länge nach befuhren, aber er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da lag er schon wieder unten. Das eine Mal flog er nach rechts und Hierl nach links, dann Hierl nach rechts und Streusand nach links, dann beide nach rechts, dann beide nach links, dann einer nach vorne und einer nach hinten, dann beide nach hinten und wieder beide nach vorne, und so fort in allen Wiederholungen und Variationen. Die Tiernamen, die sie sich vor und nach jedem Unfall, an dem immer der andere schuld war, zuriefen, hätten ausgereicht, um ein zoologisches Lexikon zu füllen. Bewundernswert war dabei ihre Unbeirrbarkeit und stoische Ausdauer und der großartige Optimismus, mit dem sie den Reiterkampf mit dem Stahlroß, als wäre es ein unbezähmbares argentinisches Wildpferd, nicht aufgaben. Sie erreichten sturzlose Höchstleistungen von fast einer Viertelstunde, das feuerte sie erst recht an und beflügelte ihre Energie um so mehr. Sie fluchten und schimpften längst nicht mehr, selten nur war irgendwo aus dem Dunkel ein unterdrücktes Brummen oder Stöhnen zu hören. Sie flogen nur, sie wußten, daß es sein mußte und nun einmal dazugehörte, schweigend und ohne Verbitterung taten sie ihre Pflicht. Ohne sich um die Flugrichtung zu kümmern, ohne jede Neugier und ohne jede Kontrolle flogen sie hintereinander und miteinander, übereinander und untereinander und durcheinander. Es war ihnen vollkommen einerlei, ob sie, objektiv betrachtet, mehr durch Fahren vorwärts kamen oder mehr durch Fliegen.

„Sie mit Ihrem komischen Hochrad!" stöhnte Streusand. Es hatte ihn furchtbar hingehauen, er konnte sich nicht erheben, und doch spürte er keinen Schmerz. Es war ihm nur so, als wären einzelne Teile seiner Glieder irgendwo liegen geblieben und nicht mehr auffindbar. Mit staubschmutziger Hand wischte er sich den Schweiß vom Gesicht

und massierte ein Bein, es war noch vorhanden und anscheinend sogar heil. Hierl, mehr fettgepolsteter, fiel weicher, zerstieß sich die Knochen nicht so sehr. In dumpfseliger Gleichgültigkeit blieb er, auf dem Boden gelandet, gerne ein Weilchen wie ohnmächtig liegen. Daß die zwei Männer überhaupt noch vorhanden waren, alle beide lebend, und nicht in Form von zertrümmerten Atomen, sondern in leibhaftiger Gestalt, war eine dieser unerklärlichen Erscheinungen, die man nicht anders nennen kann als Wunder. Es ist bestimmt kein Aberglaube, daß Betrunkene unter dem ausdrücklichen Schutz eines eigens für sie bestellten Heiligen stehen.
Streusand hatte etwas ausgespuckt, entweder war es ein Knochensplitter oder ein Zahn. Er untersuchte die Stelle mit der Zunge — es war der Goldzahn vorne links, ausgerechnet der! Ein Gefühl, als hätte er das halbe Kiefer verloren. „Mein Deckel auch futsch —" hörte Hierl. „So ne Nähmaschine, so ne idiotische Tretmühle, ich wer' verrückt — eine schöne Schnapsidee —"
Von dem Goldzahn sagte er nichts.
Hierl kroch auf allen Vieren und wollte aufstehen. „Schnapsidee, hahahaha!" lachte er, furchtbar lachte er auf einmal, ohne jeden Grund und völlig sinnlos. „A Schnapsidee — des stimmt, Herrgottsakra — Mensch, laß mi aus —." Er lachte, lachte, hielt sich den Bauch, sank wieder um und konnte nicht aufhören. Plötzlich wurde er ganz ruhig und ernst. „Wo is denn eigentlich mei Radl?"
„Seien Sie froh, daß Sie den Schlitten los sind, die olle Abzahlungskommode —"
„Ja, des sagn Sie scho."
„Mein Anzug ist auch hin. Das Kunststopfen können Sie bezahlen!"
„Und wer bezahlt mir mei Radl, a echte Brennabormaschin und nigelnagelneu?"
„Meinetwegen eine echte Wurschtmaschine!" Streusand erhob sich ächzend, angelte eine Taschenlaterne heraus und knipste sie an. „Das Biest kann ja nicht weit sein."
Schon wollten sie das Suchen aufgeben, da entdeckte Streusand das Rad, oder vielmehr was von ihm übrig geblieben war, im Straßengraben. Sie untersuchten es nicht lange, sie probierten nur, die achteckigen Räder umzudrehen, aber die waren so verklemmt, daß sie sich auch mit der größten Gewalt nicht bewegen ließen. Es blieb nichts anderes übrig, sie mußten das zerknickte, zerbeulte, verbogene arme Rad tragen. Einer faßte es vorne, einer hinten. Es war schwer wie ein Klavier.
„Das eine kann ich Ihnen sagen", fing Streusand wieder an, „wenn Sie jetzt nicht gleichen Schritt mit mir halten, dann nehme ich das lächerliche Drahtgestell und hau es im hohen Bogen in den Straßengraben! Warum haben Sie denn die verfluchte Karre nicht liegen lassen?"
„Ja mei", brummelte Hierl wehleidig, „überhaupts hams ja Sie gefunden!"
„Ich verstehe nicht, wie ich mit einem so schamlosen Säufer persönlich verkehren kann —"
Hierl schwieg auf die übertriebenen Anspielungen Streusands apathisch und schuldbewußt. Da es mit dem Schritthalten seinen Haken hatte, trug er allein das Rad, so lange er konnte, dann nahm es ihm wieder der Doktor ab und schleppte es treu und stumm dahin. Es war ja doch immerhin ein Wertgegenstand und vielleicht doch noch zu reparieren.
Und das Rad, das stählerne Pferd, erfunden und gebaut, um den Menschen zu tragen und im Fluge fortzuführen, ließ es sich gefallen, daß es nun statt dessen getragen wurde, und war dabei noch stolz auf seinen zusammengestauchten Wert, ja sogar schadenfroh über seine hinkenden, keuchenden und schwitzenden Träger.
Sie wußten nicht, wie lange sie so dahinhatschten, zwei Jammergestalten, grausam zugerichtet, dreckig, zerkratzt und aufgeschürft, mit zerschlagenen Knien und zerrissenen Hosen, blutigen Händen und hohläugig verkaterten, verschmierten Gesichtern, hutlos und mutlos, nur der einen Aufgabe noch schweigend müde hingegeben: die Maschine zu retten — sklavische Gefangene eines Vehikels. Sie sahen nur, daß es hell und heller wurde und daß der erwachende Morgen in leichte Nebel gehüllt über die Wiesen kroch, erreichten die Vorstadt und sackten unter den belustigten Blicken vereinzelter Frühaufsteher völlig in sich zusammen. Doch da war das Café Servus, das schon um sieben aufgemacht wird. Sie tappten hinein und stellten das Rad, erlöst aufschnaufend, nieder.
„Es kimmt glei jemand!" sagte die Putzfrau.
„Tolle Fahrt, tolle Fahrt —" brummte Streusand. Seine Zungenspitze stocherte in der klaffenden Zahnlücke. „Dämliches Zivilisationsprodukt! Der Rachegeist der Maschine! Die bringt uns alle um ..."
Hierl war eingeschlafen.

Lieber Simplicissimus



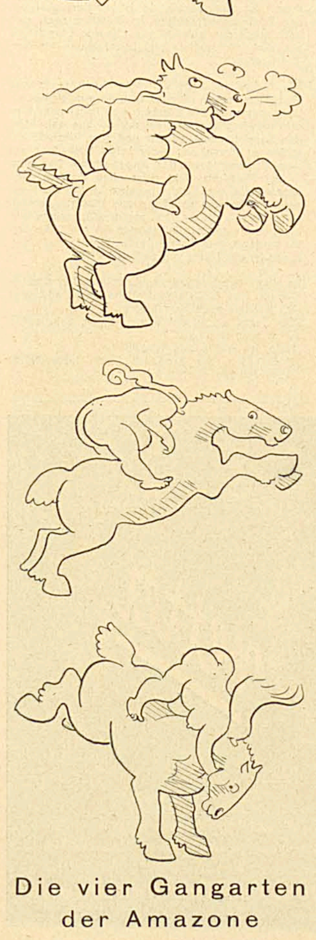
(O. Nückel)

Zupp und Kurt stehen in der Gemäldegalerie gebannt vor einem Bild. Es stellt zwei nackte Nymphen auf der Flucht vor scheußlichen Faunen dar. Kurt: „Feines Bild! Wie heißt es denn?" — Zupp, der sehr kurzsichtig ist, verliest sich bei der Bildnummer, schlägt im Katalog nach und verkündet mit gewichtiger Stimme: „Jagdstück aus dem 18. Jahrhundert, unbekannter Meister, ‚Die Sauhatz'!"

Der Holzmichel Sepp verfolgte die Kreszenz vom Unterbauer schon längere Zeit, aber erfolglos, mit Liebesanträgen. Die Kreszenz gab ihm immer wieder zu verstehen, daß sie net so ane sei. Aber der Sepp hatte Ausdauer und Mut, deshalb erschien er einmal mit einer Leiter bewaffnet vor dem Kammerfenster der Angebeteten. Das ging in der Finsternis nicht ganz ohne Geräusch ab. Hiervon aus dem Schlaf geschreckt, öffnete Kreszenz das Fenster, sah Sepp und flüsterte gereizt: „Wie oft soll ich dir noch sag'n, daß i net so ane bin", und einen abschätzenden Blick auf die Leiter werfend, setzte sie ärgerlich hinzu: „Und überhaupt ist die Leiter vüll zu kurz."

In einem Nordseebad vermietet ein alter Kapitän Zimmer. Eine frisch eingetroffene Dame erkundigt sich bei ihm nach dem Wasser.
„Oh", sagt er, „das Wasser ist gut, sehr schön weich zum Waschen."
„Nein, ich meine zum Trinken?"
„Liebe Frau, das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Ich bin erst elf Jahre hier."

(Fr. Bilek)

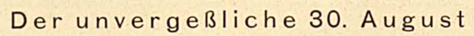


Die vier Gangarten der Amazone

DIE BARRIKADE

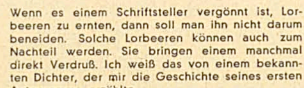
Von Hasse Zetterström

Es schien, als wenn sie einen Augenblick nachdächte, ernst und tief, und dann sagte sie:
„Haben Sie eine Barrikade?"
„Eine Barrikade? Die Frage kommt ein bißchen überraschend, ich kann mich nicht so genau erinnern. Vielleicht steht eine irgendwo auf dem Boden."
„Das ist kein Scherz. Jeder Mensch müßte eine Barrikade haben. Es ist traurig, wenn Sie keine haben."
„Ich kenne viele Menschen, aber es ist mir nie aufgefallen, daß sie Barrikaden haben. Es ist mir auch nicht aufgefallen, daß sie deswegen krank geworden sind. Sie leben trotzdem."
„Solche Menschen haben kein richtiges Leben."
Sie erhob sich und stand vor mir in ihrer ganzen jungen Schönheit. Ich freute mich über die hübsche Linie ihrer Gestalt, und wenn sie sprach, lauschte ich ebenso ihrer Stimme wie dem, was sie sagte:
„Die alleinstehende Frau, die ihren stillen Kampf gegen Not und Armut kämpft, sie hat ihre Barrikade, der Mann mit den großen Idealen zur Befreiung der Menschheit, er hat seine Barrikade; die Frau, die für andere lebt, helfend und tröstend, sie hat ihre Barrikade. Alle haben sie etwas, wofür oder wogegen sie kämpfen." „Und Sie?"
„Ich habe keine Barrikade. Nur ich habe keine! Gebe Gott, daß ich eine bekäme."
„Sie sind noch so jung. Wem Gott ein Leben gibt, dem gibt er auch, meistens, eine Barrikade. Früher oder später."
Sie lächelte. Und wir trennten uns. Ein Jahr verging und wir trafen uns wieder. Sie war dieselbe, aber ich konnte ihrem Gesicht ansehen, daß etwas geschehen war.
„Na", sagte ich, „Sie haben also ihre Barrikade bekommen?" „Wie wissen Sie — — —"
„Ich sehe es — die Gesichter dieser Menschen sind nicht wie die der anderen. Sie geben etwas mehr — nicht immer Freude, aber nie Gleichgültigkeit. Wann haben Sie Ihre Barrikade bekommen?"
„Die Zeit und die Stunde gehören mir. Aber Sie können sich nicht denken, wie süß er ist. Gestern wurde er zwei Monate alt — — —"
Sie blieb still sitzen und dann fügte sie hinzu:
„Wenn ich recht überlege, so habe ich zwei Barrikaden. Die andere ist fünfunddreißig Jahre älter — kennen Sie ihn?"
„Nein, aber ich kann Ihnen ein großes Geheimnis von ihm verraten. Aber Sie müssen versprechen, es nicht weiter zu erzählen — er hat auch eine Barrikade!" „Wer ist denn das?"
„Sie! es kann kein anderer sein als Sie."
(Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)



Der unvergeßliche 30. August

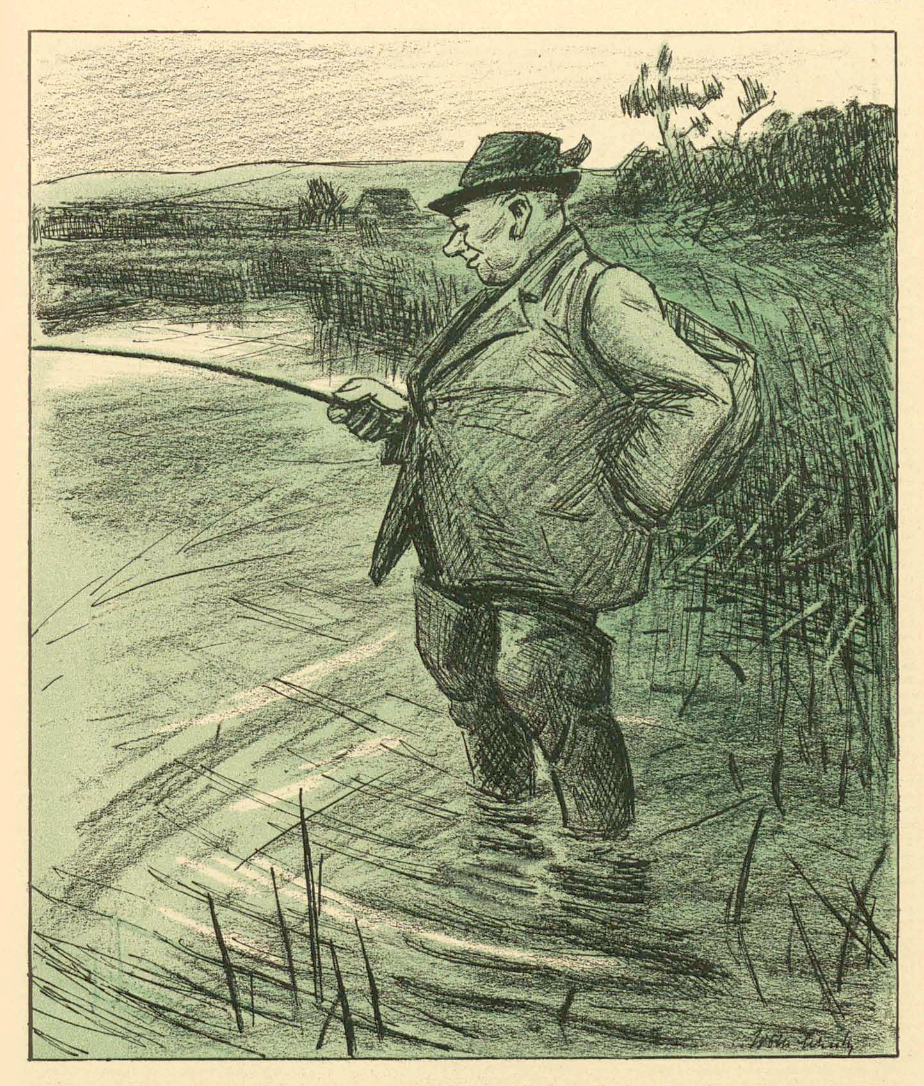
Von Bruno Manuel



Wenn es einem Schriftsteller vergönnt ist, Lorbeeren zu ernten, dann soll man ihn nicht darum beneiden. Solche Lorbeeren können auch zum Nachteil werden. Sie bringen einem manchmal direkt Verdruß. Ich weiß das von einem bekannten Dichter, der mir die Geschichte seines ersten Autogramms erzählte.
Filmstars, große Staatsmänner und bekanntlich auch Dichter sind eine beliebte Beute der Autogrammjäger. Sie attackieren rudelweise jede Berühmtheit, die sich ihnen in den Weg stellt. Autogramme dienen aber dem Wachstum des Erfolges, weshalb es kurzsichtig wäre, sich gegen sie zur Wehr zu setzen.
Zweifellos infolge seines jüngsten Liebesromanes kam eine Dame zu einem bekannten Dichter. Es war am 30. August. Und es war eine sehr charmante Dame. Sie hielt den soeben erschienenen Liebesroman in der Hand und bat um ein Autogramm. Aber mit persönlicher Widmung.
Der Dichter sandte der Dame einen fragenden Blick und sprach: „Dann müssen Sie mir auch sagen, wie Sie heißen. Denn persönliche Widmungen müssen namhaft sein."
„Aber sehr gern", sagte die Dame mit feinem Lächeln. „Ich heiße Marieluise."
Der Dichter schwieg — es sei zu seiner Ehre festgestellt — nur einen einzigen Augenblick. Dann kam ihm sofort die Erleuchtung und er schrieb: „Für Marieluise — in angenehmem Gedenken!"
Die gute Erziehung, die ihm sein Vater gegeben hatte, hinderte ihn daran, mehr zu schreiben.
Aber der Dame genügte das nicht. Sie hatte von ihrer Mutter eine ziemliche Ungeniertheit vererbt bekommen und meinte, nachdem ihr die Widmung nicht gefiel: „Nein, so meine ich das nicht. Das ist viel zu unpersönlich."
„Wie meinen Sie es dann?"
„Ich meine es im ganzen wärmer." „Wärmer?"
„Ja. Möchten Sie nicht einfach schreiben: seiner geliebten Marieluise zur Erinnerung an den unvergeßlichen 30. August?"
Worauf der Dichter zunächst ein sehr erstauntes Gesicht machte, gleich danach aber lächelte und nach dem Grundsatz „Man soll einer Frau keinen Wunsch versagen", die erbetene Widmung wörtlich niederschrieb.
Die Dame begeisterte sich geraume Zeit daran. Dann dankte sie für das sinnige Autogramm und entfernte sich mit Gottes Hilfe. Der Dichter hat nichts mehr von ihr gehört.
Wenngleich die Geschichte bis hierher süß ist, so hat sie doch ein bitteres Ende. Denn ich weiß nicht, nach wieviel Monaten, läutete bei dem Dichter das Telefon. Er hatte sich auf einen Kriminalroman gestürzt und überlegte gerade, ob er den steckbrieflich verfolgten Helden auf Seite 173 der Polizei in die Arme fallen lassen oder ob er mit ihm noch einige Seiten Staat machen soll. In diese literarische Meditation platzte der Anruf. Es war ein befreundeter Anwalt, welcher vom andern Ende der Leitung freudestrahlend fragte: „Hallo, bist du es, Paul? Dann rate mal, wen ich jetzt zu vertreten habe."
Der Dichter war nicht wißbegierig. Außerdem bereitete ihm die Frage Kopfzerbrechen, wie er es zuwege bringt, um seinem Helden noch eine kurze Gnadenfrist zu gewähren. Deshalb antwortete er kühl: „Du mußt schon entschuldigen, aber es interessiert mich im Augenblick kaum, wen du vertrittst. Ich bin nämlich bei der Arbeit."
„Du wirst davon Kenntnis nehmen müssen", behauptete der Anwalt trotzdem. „Ich vertrete Herrn Pritzkow, der sich scheiden läßt."
„So, was du nicht sagst. Ich kenne aber keinen Herrn Pritzkow."
Worauf der andere zu einem boshaften Lächeln ansetzte und sagte: „Alter unverbesserlicher Don Juan. Aber Marieluise? Und der 30. August?"
„Was für eine Marieluise? Was für ein 30. August?"
Es mag nicht leicht sein, an einem Datum, an dem man nichts verschuldet hat, einen juristischen Anhaltspunkt zu finden. Deshalb drückte sich der Anwalt präziser aus und sagte: „Aber geh. Seiner geliebten Marieluise zur Erinnerung an den unvergeßlichen 30. August!"
„Was soll ich denn am 30. August getan haben?"
„Das mußt du schließlich selber wissen", rief nun der Anwalt höchst belustigt. „Jedenfalls ist deine Widmung einer von den Scheidungsgründen, die Herr Pritzkow gegen seine Frau anführt. Du hast aber Schwein, daß noch mehr Beweise vorliegen. Deshalb kann ich auf dich als Zeuge verzichten. Aber laß in Zukunft deinen Gefühlen nicht so freien Lauf, verstehst du!"
Von diesem Tage an, wenn verheiratete Frauen mit dem bekannten liebevollen Augenaufschlag um eine persönliche Widmung baten, nahm der Dichter die würdige Haltung eines Premierministers an. Und das höchste der Gefühle, die er von sich gab, gipfelte in der Behauptung: „Für Frau Soundso mit gebührendem Respekt!"

Dialektik

(Wilhelm Schulz)



Du sagst, daß an Gemüt mir's mangle,
und bist der Meinung, wie mir scheint,
der Hecht, nach dem im Fluß ich angle,
betrachte mich als seinen Feind.

An und für sich bin ich ihm piepe,
dem Räuber mit dem Schuppenhemd.
Er wirkt im Bannkreis seiner Triebe,
und Haßgefühle sind ihm fremd.

Im Gegenteil: hol' aus den Wogen
per Leine ich den Bösewicht,
fühlt er zu mir sich hingezogen . . .
Was deiner These widerspricht.

Ratatöskr

EIN PEINLICHES ERLEBNIS

VON A. WISBECK

Während des Sommers hatte ich Aufenthalt im Hotel „Beau Rivage“ genommen. Eine drückende Hitze lagerte wochenlang über dem Becken des Sees, und obschon Direktor Hägeli den Gästen täglich versicherte, daß kühlere Luftmassen bereits bei Basel stünden, stieg die Temperatur weiterhin an. „Schließlich können wir unser Bridge auch in einer höheren Lage spielen!“ ächzte Graf Lundström und schlug Chamonix vor. Herr van Schooten und ich stimmten bei, und so beschlossen wir für den nächsten Tag unsere Abreise. Dazu kam es nun allerdings nicht, und wenn ich mich der nun folgenden Ereignisse erinnere, muß ich ein „leider“ beifügen.

Wir befanden uns gerade auf dem Wege zum Büro, um unsere Abreise bekanntzugeben, als das Fräulein Mack über die Treppe herabgeschritten kam. Wenn ich an dieser Stelle auch einfügen muß, daß die bisherige weibliche Gästeschaft teils aus bejahrteren, teils aus wenig ansprechenden Damen bestanden hatte, so konnte die Schönheit des Fräulein Mack doch auch ohne jeden Vergleich, siegreich vor sich selbst, bestehen. Ein „Weidenreis im Morgenwind“ nannte sie van Schooten, der bisweilen zu poetischen Umschreibungen neigte. Eine nicht unbeachtliche Büste ließ mir allerdings den Vergleich als wenig glücklich erscheinen, und wenn ich dafür das Wort „Göttin des Sommers“ prägte, konnte diese Bezeichnung ohne Übertreibung als weit geistvoller gelten. Ganz zu schweigen von der flachen Äußerung des Grafen, der nur mehrmals „Strammes Weib!“ vor sich hinmurmelte.

Während wir so dem Fräulein Mack nachsahen, wie sich unter ihrem hauchdünnen Sommerkleid die edlen Umrisse klassisch geformter Beine abzeichneten, kamen wir wohl gleichzeitig auf den Gedanken, daß die Wetterprognose des Direktor Hägeli immerhin einige Beachtung verdiene. Ja, van Schooten glaubte sogar, untrügliche Zeichen baldigen Witterungswechsels zu verspüren, während es dem Grafen gerade noch rechtzeitig einfiel, daß die Lage von Chamonix seiner Herztätigkeit abträglich sei. Im übrigen bestünde der Zweck des Daseins schließlich nicht im Bridge, und solange es noch schöne Frauen auf der Welt gäbe, erachte er es für angemessen, das tägliche Spiel auf die Dauer von fünf Stunden zu beschränken. So blieben wir denn im „Beau Rivage“ — leider, wie ich wiederum bemerken muß.

Noch am gleichen Abend machte ich die Bekanntschaft des schönen Fräulein Mack. Wir tanzten einige Male miteinander, und als mich van Schooten und hernach der Graf bat, ihnen meine Partnerin vorzustellen, mußte ich diesem Ersuchen wohl stattgeben. Daß ich es mit innerem Widerstreben tat, will ich unverhohlen eingestehen, denn die Absichten der beiden Herren erschienen mir keineswegs einwandfrei. Auch konnte es in den folgenden Tagen nur mein Mißtrauen erwecken, wenn sich der salopte Herr van Schooten nunmehr sorgfältig pflegte, und Graf Lundström die weitere Beteiligung am Bridge mit der Begründung ablehnte, daß es sich um den kindlichen Zeitvertreib im Ruhestand lebender Eunuchen handle. „Sie sind wohl in Fräulein Mack verliebt?“ forschte er mich an einem der nächsten Tage aus und sah mich dabei scharf an. Nun, man will sich als Mann nicht gerne lächerlich machen, und so murmelte ich denn etwas von „nettem Mäuschen“, deren es noch viele auf der Welt gäbe. „Ich würde es Ihnen auch dringend abraten, sich in Fräulein Mack zu verlieben“, fuhr Lindström fort, „denn Sie dürfen einem alten Kenner glauben: Die Dame ist vollkommen temperamentlos, fischblütig, ein Saibling!“ „Graf Lundström hat recht!“ bestätigte van Schooten eifrig, „Sie würden besser daran tun, Ihre Liebe an einen Eisklumpen hinzuschmeißen, als Ihre Zeit mit dieser Wassernixe zu vergeuden!“ „Merkwürdig, das gleiche wollte ich Ihnen auch sagen“, antwortete ich den Herren mit tiefer Befriedigung, „ich habe manchmal sogar das Gefühl, als ob Fräulein Mack eine Abnormität sei.“ „Großartig beobachtet!“ stimmte mir der Graf freudig zu, während van Schooten beifällig sein Glas auf unser Wohl leerte. Ich gebe den Wortlaut dieses Gespräches mit Absicht wieder, weil es die heimtückische Verlogenheit meiner beiden Partner am schärfsten kennzeichnet.

An diesem Abend schien es mir, als ob sich Fräulein Mack beim Tanz so hingebungsvoll in meinen Arm schmiege, daß ein kühnes Wort gewagt werden konnte. „Ich hab' dich lieb!“ hauchte ich deshalb, zärtlich und drängend zugleich, in ein goldbraunes, nach Zedernholz duftendes Lockengewirre. Fräulein Mack schien das Wort zu überhören und sah nach der Seite. Nun, Frauen verhalten sich derartigen Überraschungen gegenüber verschiedenartig, Schweigen aber bedeutet nur in den seltensten Fällen Ablehnung, wie mich Erfahrung lehrte. Das Herz will sich sammeln, sucht nach dem einen, dem einzigen Ausdruck, der dem Erlebnis des Augenblickes entspricht. So dachte ich wenigstens und sah es deshalb auch ohne eifersüchtige Regung, daß mich der Graf und van Schooten im Tanze ablösten.

Wieder lag meine Hand auf Fräulein Mack's blütenweißer Schulter, während die Geigen der Zigeuner zu Leidenschaft und Zärtlichkeit aufriefen. Eine fröhliche, ja ausgelassene Stimmung schien meine Partnerin ergriffen zu haben. Es ist der Jubel ihres Herzens, sagte ich mir freudig, es ist der Ansturm ihrer Sinne, der die gehüteten Dämme durchbricht! Überwältigt vom Rausch der Stunde nähere ich meinen Mund dem kaum sichtbaren, im Lockengewirre vergrabenen Ohr und flüstere heiß und drängend: „Welche Nummer hat Ihr Zimmer?“ „Wie — wie meinten Sie?“ fragt Fräulein Mack, und daß es belustigt geschah, dessen konnte ich mich erst später erinnern. „Du sollst mir die Nummer deines Zimmers nennen!“ wiederhole ich, diesmal mit dem beherrschenden Ton des Mannes. „Nummero einhundertundsiebzehn“, sagt Fräulein Mack rasch und mit einer leidenschaftslosen Nüchternheit, die mich peinlich berühren müßte, wenn ich nicht vom Glück des Augenblickes überwältigt würde. „Ein Uhr!“ hauche ich in den berauschenden Zederndutt — „einhalb zwei!“ kommt es nach kurzer Überlegung aus lächelndem Mund zurück. Schweigend beenden wir den Tanz.

Als ich an meinen Tisch zurückkehre, finde ich den Grafen und Herrn van Schooten bei einer Flasche Champagner in aufgeräumtester Stimmung. Lundström trinkt auf das Wohl aller schönen Frauen der Welt, van Schooten auf das Glück flüchtiger Liebesstunden. Beseeligt von meinem Geheimnis schließe ich mich den beiden mit aufrichtiger Begeisterung an. Als wir uns voneinander verabschieden, um unsere Zimmer aufzusuchen, geschieht es mit einer Herzlichkeit, wie sie seit der Zeit unserer Bekanntschaft noch nie bestanden hatte.

Ich rasiere mich sorgfältig, besprenge mein Haar mit Lavendelwasser und kleide mich in mein Pyjama. Das Zimmer 117 liegt weitab in einem Seitenflügel des Hotels, doch sind die Gänge menschenleer. Ich klinke behutsam auf und schlüpfe durch den schmal geöffneten Türspalt behende in den dunklen Raum des Zimmers. Tiefes, regelmäßiges Atmen kommt aus einer Ecke. „Liebling!“ flüstere ich und wiederhole es mehrmals mit verstärkter Stimme. Als die Atemzüge aussetzen, schalte ich das Licht ein. Das abgeschirmte Bettlämpchen blinkt auf und wirft einen kreisförmigen Schein über einen graumelierten, weit über das Laken ausgebreiteten Vollbart. Es dürfte wohl kaum nötig sein, meine peinliche Überraschung zu beschreiben. Wortlos schalte ich das Licht aus und haste in mein Zimmer zurück. Hatte ich die Nummer falsch verstanden? Konnte sie nicht ebensogut einhundertundsiebenundvierzig gelautet haben? Oder einhundertundsiebenundsiebzig? Quälende Zweifel nagten an mir. Mehr aber noch bedrückte mich das Gefühl des Ehrenmannes, daß sich eine Frau in Sehnsucht vergeblich nach mir verzehre. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am Frühstückstisch mußte mir die niedergeschlagene Stimmung des Grafen und des Herrn van Schooten auffallen. Lundström sprach wieder von Chamonix, und van Schooten befürchtete das baldige Ableben seiner Tante in Amsterdam. Im übrigen machte sich eine unverkennbare Erregung im Hause bemerkbar. Direktor Hägeli fegte mit fliegendem Cut durch die Säle, musterte dann wieder diesen und jenen der Gäste mit scharfem Blick und versetzte dazwischen ohne ersichtlichen Grund dem Pikkolo eine Maulschelle. „Was soll das bedeuten?“ frug van Schooten mit etwas unsicherer Stimme den Kellner. „Peinliche Sache?“ flüsterte dieser uns zu, „ein Dieb hat es heute Nacht dreimal versucht, sich bei Herrn Oberkonsistorialrat Bluntschli auf Zimmer Nummero einhundertundsiebzehn einzuschleichen.“ Der Kellner flatterte ab. „Wer waren die anderen zwei?“ entfuhr es unüberlegt Herrn van Schooten. „Ich glaube, diese Frage noch weiter einschränken zu können“, sagte Lundström und maß mich dabei mit einem eisigen Blick, „wer war der dritte?“ Ein betroffenes Schweigen entstand. „Im übrigen“, fuhr der Graf fort, „liebe ich es nicht, in einem Haus zu wohnen, in dem eine Kokotte ihre unpassenden Scherze treibt. Mein Wagen wird sich in einer Stunde auf dem Weg nach Chamonix befinden.“ „Ich werde mich beeilen müssen, um noch den Anschluß nach Amsterdam zu erreichen“, meinte van Schooten und erhob sich rasch von seinem Stuhl. Wir verabschiedeten uns kühl voneinander und reisten nach verschiedenen Richtungen ab.

Betrunken im Phloxgarten

Von Georg von der Vring

Blumenmilch, die ausgegossen,
Duftet, wie sie duften soll;
Hab ich diesen Trunk genossen,
Fall ins Beet ich toll und voll,
Sing ich rauh und unverdrossen
Meine Melodie in Moll.

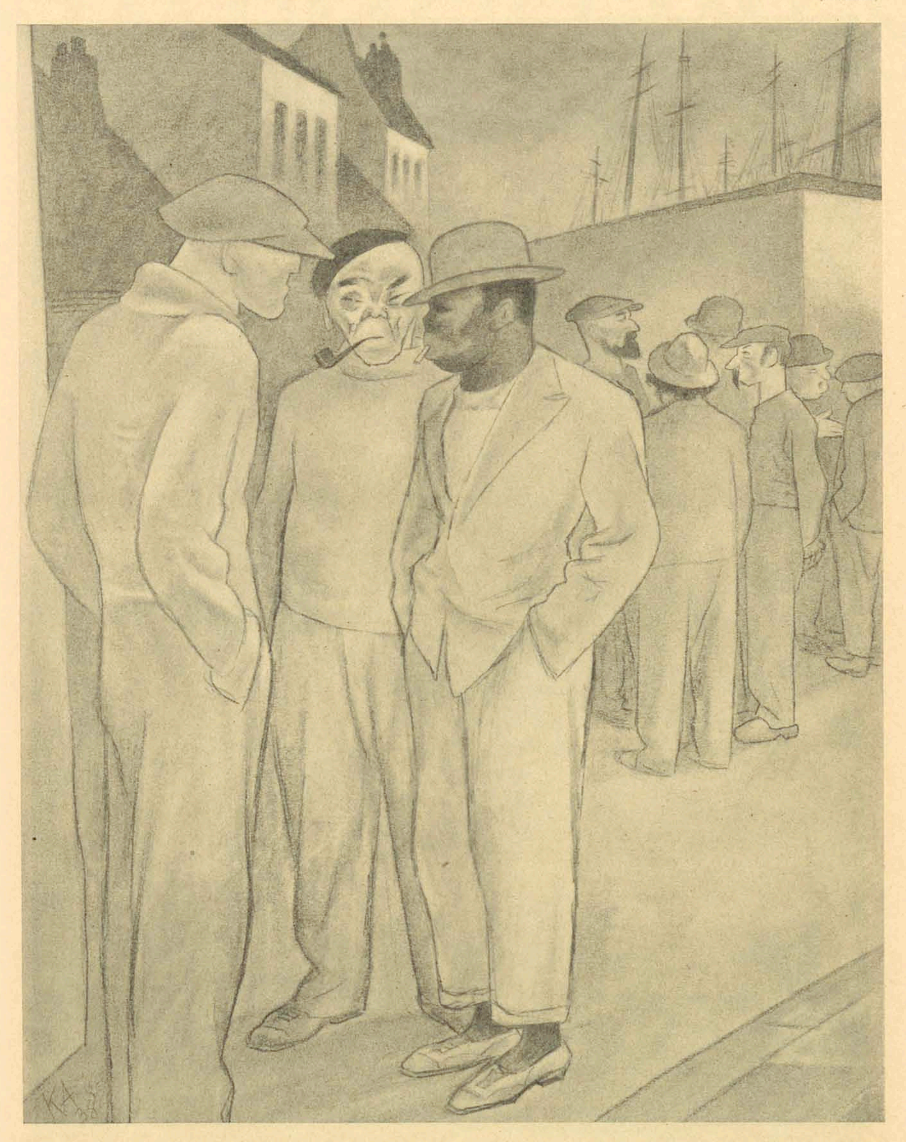
Vom versprengten Tau begossen,
Der mich, scheint's, ernüchtern soll,
Rühr ich wie ein Fisch die Flossen,
Wank ich weiter toll und voll,
Sing ich rauh und unverdrossen
Meine Melodie in Moll.

Hinter mir war's ausgegossen
Wie mit Krügen süß und voll;
Kommt ein Strom von vorn geschossen,
Lern ich herrlich, was ich soll,
Sing ich rauh und unverdrossen
Meine Melodie in Moll.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Volksfront in Marseille

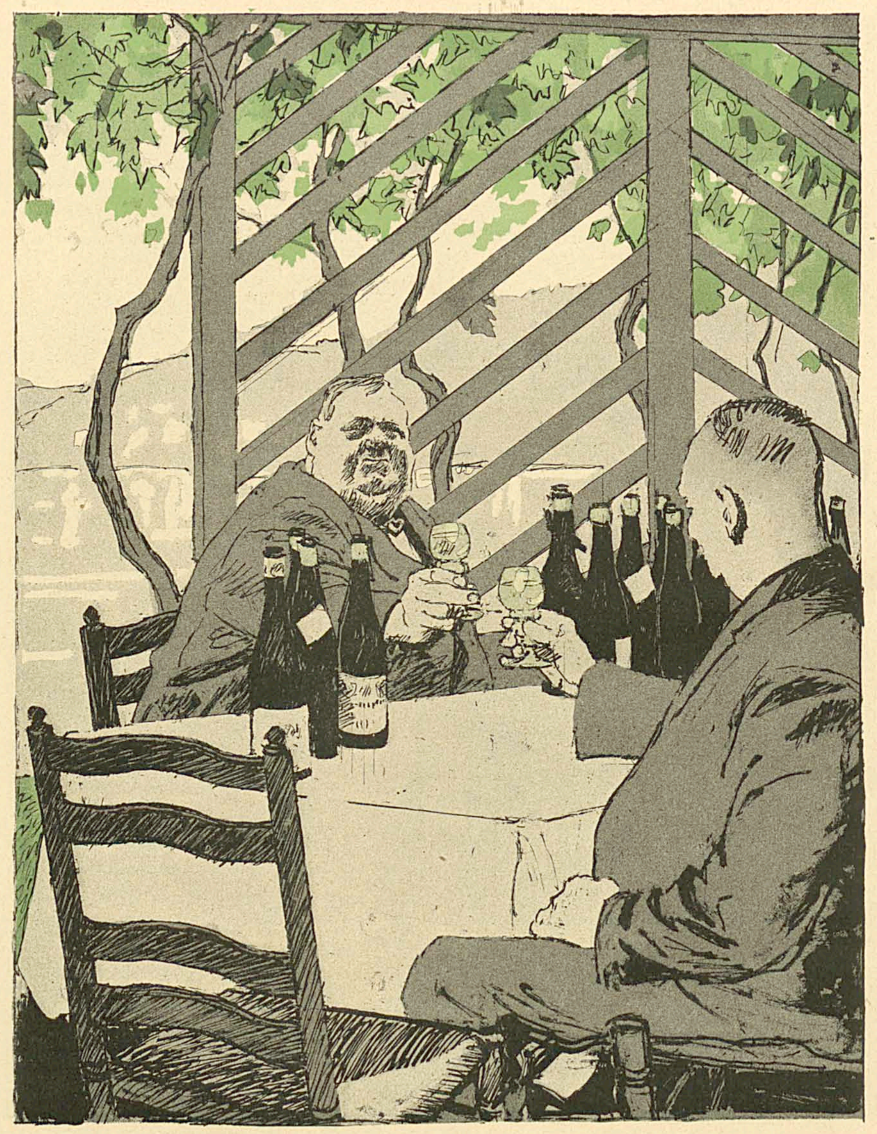
(Karl Arnold)



„Daladier spricht von nationaler Pflicht zur Arbeit — er scheint nicht zu wissen, daß uns die Internationale das Recht zum Streik gibt."

Geordnete Verhältnisse

(E. Thöny)



„Siehst Du, meinen Speicher habe ich schon längst entrümpelt, jetzt geht's an den Keller: der alte Wein muß weg!"

München, 18. September 1938
43. Jahrgang / Nummer 37

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Überzeugender Zuspruch

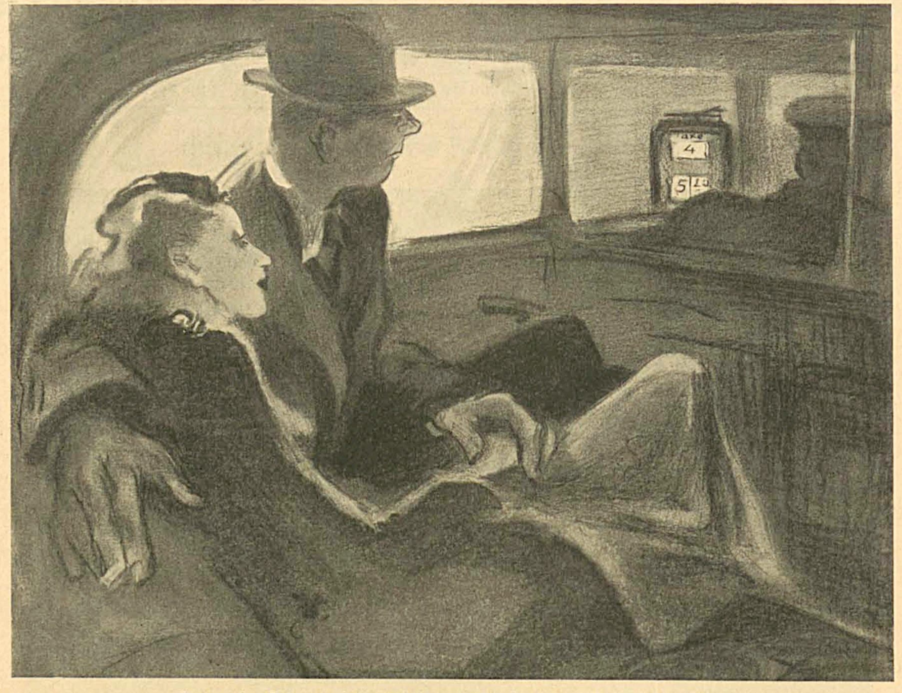
(K. Heiligenstaedt)



„Nein, mein Lieber, ich will nicht nur ein kurzes Abenteuer erleben!“ — „Na, und wenn Sie nun morgen von 'nem Auto überfahren würden, wär's auch nicht länger!“

Nächtliche Fahrt

(R. Kriesch)



„Siehst du, Fritz, so könnte ich nun stundenlang mit dir fahren!“
„Ja — ja — und dazu müßte auch noch die Taxiuhr stehenbleiben!“

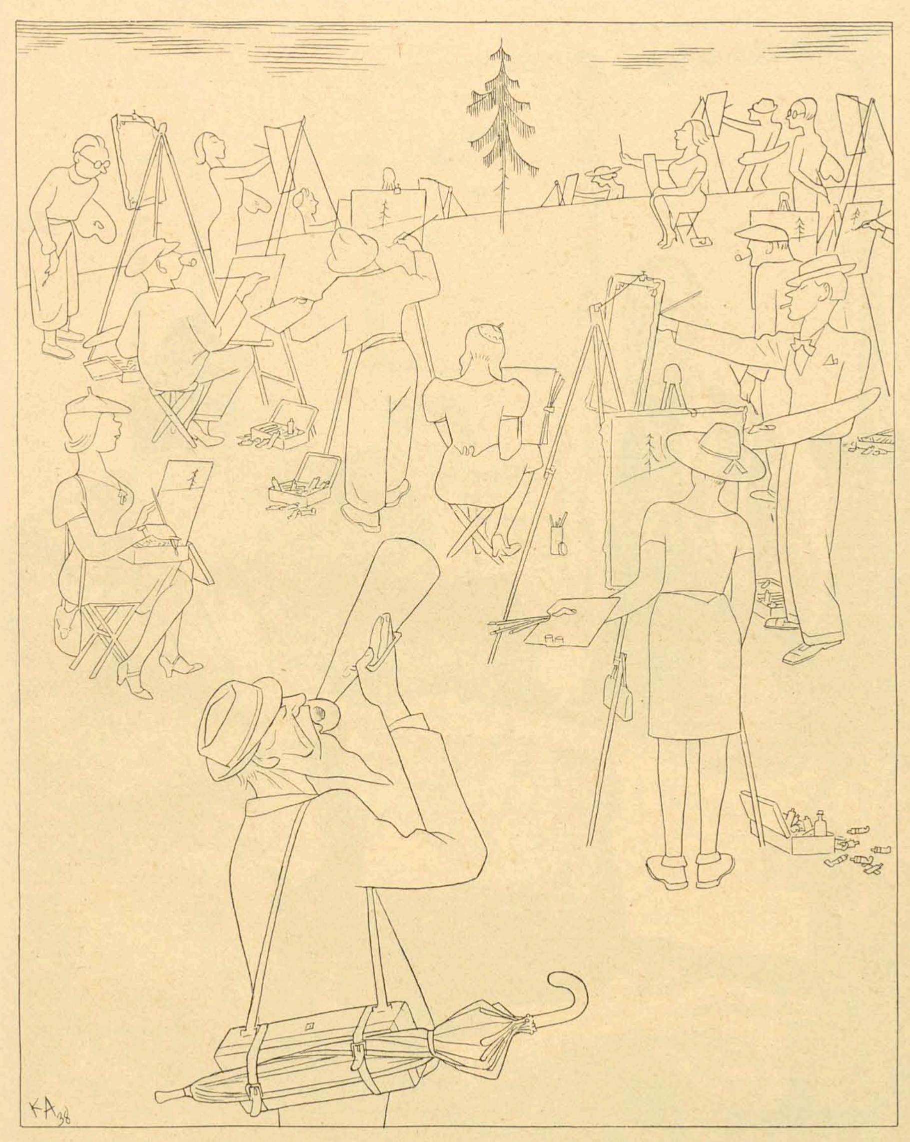
HERZLICHE GRÜSSE

Wenn man wo ist, wo man sonst nicht ist, so schreibt man von dort Ansichtskarten. Bei einer Ansichtskarte ist die Adresse die Hauptsache, in zweiter Linie kommt die Ansicht und erst in dritter Linie das, was man noch dazuschreibt. Ansichtskarten schreibt man vornehmlich an Leute, an die man sonst nicht schreibt, und bei denen man nicht weiß, was man an sie schreiben sollte. Aus diesem Grunde ist auf der Ansichtskarte ein Bild darauf, das möglichst viel von dem verfügbaren Raum einnimmt, um einem die Mühe zu ersparen, mehr darauf zu schreiben. Deshalb hat die Ansichtskarte große Verbreitung gefunden, sie entspricht einem dringenden Bedürfnis nach Wenig. Wenn ein Ehepaar einen Ausflug macht, schreibt die Frau die Ansichtskarten, weil sie meist eine größere Fähigkeit besitzt, mit wenigen Worten noch weniger zu sagen. Er schreibt nur darunter: „Herzliche Grüße. Hermann.“
Liegt diese Karte nach einigen Tagen bei Neumüllers auf dem Frühstückstisch, sagt Frau Neumüller: „Altenbergers haben geschrieben.“ Und wenn dann Neumüller fragt: „Was schreiben denn Altenbergers?“, dann kann Frau Neumüller mit gutem Gewissen sagen: „Eigentlich nichts“. Damit ist die Sache erledigt, und nach einiger Zeit werden Neumüllers bei passender Gelegenheit an Altenbergers auch eine Ansichtskarte schreiben. Auf diese Weise wird der Verkehr von Haus zu Haus gepflegt. Meist schreibt man auf so eine Karte: „Hier sind wir bei herrlichem Sonnenschein (oder bei strömendem Regen) eingetroffen und grüßen Euch herzlich.“
„Hier“, das ist am besten eine Ruine, ein Schloß, ein Wasserfall, ein See, in dem sich möglichst viel Gebirge spiegelt, oder sonst eine Sehnsucht und verwandte Gefühle erzeugende Landschaft.
Da haben's die Städte und Ortschaften gut, denen etwas Abbildbares zur Verfügung steht. Minderbemittelte Ortschaften müssen sich mit dem Gedenkstein und dem Amtsgericht behelfen. In solchem Falle bekommt Tante Lotte das Amtsgericht als Gruß zugesandt. Sie findet aber nichts dabei, denn kein Mensch kommt auf die Idee, daß Ansichtskarten zum Ansehen sind. Auf vielen Ansichtskarten ist auch etwas drauf, das nennt sich „Partie aus dem Stadtpark“ und weil es ein Stadtpark ist, werden Schwäne verwendet.
Oft sehen Ansichtskarten einander zum Verwechseln ähnlich. Das muß schon dem alten Merion aufgefallen sein, der vor einigen hundert Jahren so etwas wie Ansichtskarten herstellte. Er stach nämlich die Ansichten von Städten in Kupfer und war sehr berühmt. Wenn er aber einmal nicht wußte, wie Lissabon aussah, dann setzte er einfach an dessen Stelle das Bild von Stockholm oder London, und kein Mensch nahm es ihm übel, denn Hafenstadt ist Hafenstadt.
Bei Ansichtskarten ist man heute genauer, und Neumarkt will nicht mit Neustadt verwechselt werden, obgleich da kaum Unterschiede bestehen. Was meinen Sie wohl, was einem beim Anblick historischer Bauwerke einfällt? Wie können Sie zweifeln, es fällt einem natürlich die Verwandtschaft ein, und deshalb schickt man in solchen Fällen an Vettern und Onkel Karten mit dem Kolosseum oder der Peterskirche oder den Pyramiden. Eine wirklich sehr merkwürdige Ideenverbindung, aber sie trifft allgemein zu.
Es gibt auch Ansichtskarten, die stellen Liebespaare in vielen erlaubten Positionen dar. Solche werden nicht an die Großeltern verschickt, solche senden sich vermutlich Liebende zu, welche hoffen, ihre Zuneigung eines Tages vom Blatt spielen zu können. Vorgeschrittene halten die Karten für kitschig, und doch glaube ich, daß sie naturgetreue Darstellungen eines unverbildeten Liebesfrühlings sind, in den Grenzen dessen, was jedes junge Mädchen von der Liebe wissen darf und teilweise möchte.
Es gibt auch Ansichtskarten für Kinder; auf diesen sind hauptsächlich Hühnchen abgebildet, und diese Hühnchen haben gern rosa und blaue Schleifchen. Sie wissen noch gar nicht, daß der Zweck ihres Lebens ist, die Eierversorgung sicherzustellen. Die Ansichtskartenfabrikanten haben wohl einstimmig beschlossen, daß derartiges den Kindern Freude macht.

Foitzick

Malschule Kaspar David Friedrich Meier

(Karl Arnold)



„Achtung, Achtung! In wenigen Minuten geht die Sonne unter!
Höchste Zeit, die letzten Glanzlichter aufzusetzen!“

Aus einer tschechischen Redaktion

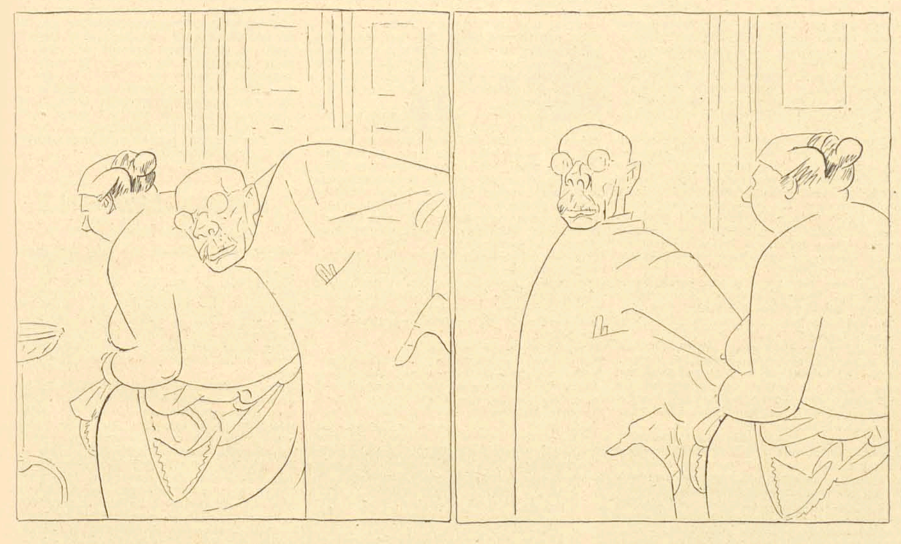
(E. Thöny)



„Was haben wir heute neuen Greuel über Deutschland?" — „Weiß nicht, sind sich Manuskripte aus Moskau noch nicht eingetroffen!"

Der zerstreute Internist

(O. Gulbransson)



„Hm, hm“

„Es fehlt Ihnen nichts!“

„Nein, es fehlt wirklich nichts!“

„Bitte, die nächste Patientin!“

DER ABSCHIED

Von Erik Ronnert

Martin und Max waren immer gute Freunde gewesen. Und sie blieben es sogar, obschon Max seinem Freund den Schmerz antat und heiratete. Martin wurde einfach in die Ehe mitübernommen und war täglicher Gast im Haus der Jungvermählten. Er hatte seinen eigenen Platz bei Tisch, sein eigenes Eßbesteck und sein eigenes Fauteuil vor dem Kamin, ja, er hatte sogar das Recht, bei seinem Kommen an der Türglocke das Familiensignal zu läuten.
Nun weiß aber jedermann, der Martin kennt, daß es zwei Dinge gibt, die er über alles liebt: Unabhängigkeit und Likör. Diese zweite Vorliebe war die eigentliche Veranlassung dafür, daß er bei einem seiner Besuche gemeinsam mit Max den Likörschrank nach neuen Sensationen durchsuchte. Die schönsten Kognak- und Wermuthflaschen konnten ihn heute nicht verlocken. Er kramte solange, bis er eine merkwürdig geformte grüne Flasche mit der Etikette einer obskuren Firma in Händen hielt.
„Was ist denn das?" fragte er Max. Max kicherte. „Etwas ganz Besonderes. Eine Erfindung meiner Frau. Wir nennen ihn den Abschied."
„Den Abschied? Wie kommt ein Likör dazu, Abschied zu heißen?"
„Ich sage dir ja: es ist etwas ganz Besonderes: ein Wasserglas davon tötet einen Hund mittlerer Größe binnen zwei Stunden. Schwächliche Personen fallen vom bloßen Geruch in Ohnmacht. Und wenn man beim Trinken ein paar Tropfen verschüttet, brennt das Zeug Löcher in die Tischplatte. So ein Likör ist das!"
„Um Gottes willen! Ein solches Gesöff trinkt Clara?"
„Keine Spur. Ich sage dir ja: wir nennen ihn den Abschied. Wenn irgendein besonders ekelhafter Kerl da ist, einer, den man schon auf gar keine Weise mehr los werden kann, dann bringt meine Frau einfach den Abschied und schenkt ein. Das überlebt keiner. Fünf Minuten später ist er draußen. Ich sage dir: es ist ein großartiger Likör!"
Martin lachte, meinte, das sei eine gute Idee. Er werde sich auch eine Flasche davon anschaffen. Aber jetzt ziehe er Kräuterschnaps vor.
Martin ist ein Mann der Tat und läßt es nie bei bloßen Worten bewenden. Er trank seine acht bis zehn Gläser, Max trank mit ihm, und so wurde es bald lustig. Sie holten eine Gitarre und sangen zweistimmig Volkslieder, der Hund jaulte die dritte Stimme mit und zwischendurch versuchten sie auf Claras herrlichen Teppichen Walzer zu tanzen.
Natürlich dauerte es nicht lange, bis der ohrenbetäubende Lärm, den sie ausführten, die Hausfrau herbeilockte.
Clara warf einen Blick auf die beiden, bemerkte dann die leeren Schnapsgläser und verstand sofort, worum es hier ging.
„Ah, Ihr seid beim Trinken?" lächelte sie scharmant. „Hast du unserem Gast auch schon den neuen Likör vorgesetzt?"
Und bevor Max noch ein Wort hatte sagen können, hielt sie schon die Flasche mit dem Abschied in der Hand und ging auf Martin zu. Augenblicklich war es totenstill im Zimmer. Martin sah Max an. Der fand die Situation äußerst ungemütlich, verkroch sich in seinem Fauteuil und wurde leichenblaß.
„Aber Liebling", meinte er dann, „glaubst du nicht, daß er für Martin zu stark sein wird?"
„Zu stark? Keine Spur! Er verträgt schon einen kräftigen Tropfen, nicht wahr?" Und dabei lächelte sie Martin auf die scharmanteste Art an.
Martin sah erst auf Max, dann auf Clara, und schließlich meinte er, gewiß, er vertrage schon einen starken Tropfen, aber ob der Likör nicht vielleicht doch zu stark sei?
Davon könne nicht die Rede sein. Er solle es doch einmal versuchen. Und schon goß sie ihm ein Glas davon ein. Martin sah, daß es kein Zurück gab. Also setzte er an und goß todesmutig das grünliche Gift hinunter.
Erst fühlte er ein leises Brennen im Hals, dann einen Stich im Magen. Und dann glänzten seine Augen wie frisch poliert. Das Zeug schmeckte gar nicht übel. Gewiß war es nichts für Antialkoholiker, war auch nicht gerade ein leichter Damenlikör, aber für einen kräftigen Mann, der etwas vertrug, gar nicht schlecht.
Er schmunzelte, lobte und bat um ein zweites Glas. Clara glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Ein zweites Glas?" fragte sie unsicher und sah Max an. Der kicherte vergnügt in sich hinein.
„Natürlich, gib ihm doch noch ein Glas! Wenn es ihm schmeckt!"
Unsicher schenkte Clara ein. Martin trank, und seine Begeisterung stieg. Clara war ehrlich besorgt um ihn. Sie wollte die Flasche schon wegräumen, denn töten wollte sie ihn ja schließlich nicht. Aber Martin nahm nun einfach selbst das Einschenken in die Hand und wurde von Glas zu Glas vergnügter.
Nun war aber Martin keineswegs einer von den stillen Trinkern. Wenn er eine gewisse Grenze überschritten hatte, fing er entweder an, zu singen oder er beleidigte alle Leute, die ihm über den Weg liefen, oder er wurde rabiat und demolierte die Möbel. Auf eins von den dreien konnte man immer rechnen. Nachdem er den Abschied getrunken hatte, begann er alle drei Dinge gleichzeitig. Er sang unausgesetzt: „Üb immer Treu und Redlichkeit!" und fand zwischendurch Zeit, Clara gröblich zu beschimpfen.
Er meinte, er verstünde wirklich nicht, was Max an ihr finde, und die Ehe sei immer das Grab der Männlichkeit. Clara sah ein, daß es sinnlos war, Martin beruhigen zu wollen. Ihren Mann aber fragte sie wütend, ob er sich das gefallen lasse, und wenn er es sich gefallen lasse, habe er sie nie geliebt.
Einen feinen Freund habe er!
Nun begann aber Martin auch noch seine Körperkräfte zu zeigen. Um zu beweisen, daß er ganz nüchtern sei, stemmte er das Radiotischchen mit einer Hand in die Höhe. Dabei fiel der Apparat herunter, zertrümmerte das Aquarium, und sein Inhalt ergoß sich über das ganze Zimmer, während der Hund wütend die Goldfische verbellte. Max erklärte, es sei schon gut, sie seien nun alle überzeugt, daß Martin nüchtern sei. Clara aber sagte, solches Unglück in der Ehe habe sie nicht verdient, und sie halte es nicht länger aus. Damit fegte sie aus dem Zimmer.
Während Martin immer noch „Üb immer Treu und Redlichkeit" brüllte, packte sie ein Pyjama und eine Zahnbürste in ihren Koffer und übersiedelte zu ihren Eltern. Schmerzlich überdachte sie, daß der „Abschied", den sie dem andern kredenzt hatte, nun ihr Abschied geworden war, weil sie an den Mann gekommen war, der stärker als ihre freundliche Erfindung war.
Als Martin wieder zu Besuch kam, wagte er gar nicht mehr, der zurückgekehrten Clara in die Augen zu sehen. Mit abgewandtem Gesicht reichte er ihr einen riesigen Blumenstrauß.
Der Abschied wird seitdem nicht mehr serviert, Martin trinkt ihn heimlich zu Hause.

Der Landstreicher

Von Hans Watzlik

Das Laub ist müd, und zu Sankt Veit
legt sich das Blatt still auf die Seit.
Herr Simon und Herr Jududä,
an dürrer Staude hangt der Schnee.

Ich bin der Vetter Schneidbenwind,
ich bin der Straße freies Kind,
mein Schicksal ist das Ungefähr,
und wer in aller Welt hat mehr?

Pfahlbürger trägt die Schwarte dick
gewölbt im rosigen Genick,
die Äpfel brät er sich am Herd,
ein kuhwarms Weib ist ihm beschert.

Ich bin der schlechte Gast am Zaun,
darf scheu nur in sein Gärtlein schaun.
Drei Äpfel sind dem Wandrer frei,
der Köter hebt den Schergenschrei.

Der Bauer Neidhals kommt gerannt,
den scharfen Ochsenzain zur Hand.
Ich sing ihm ein grundbairisch Wort
und trolle mich gestillt dann fort.

Windsbräutlich grüßt der Spätherbst mich,
verweht ist Straße, Steig und Schlich,
der Sturm nimmt mir den Staub vom Hut,
er nimmt mir nicht den hellen Mut.

Und wird es noch so dämmerlich,
und friert mich noch so jämmerlich,
und trab hundsmüd ich durch den Schnee:
ich bin auf der Welt — und drum: juchhe!

KONKURRENZ

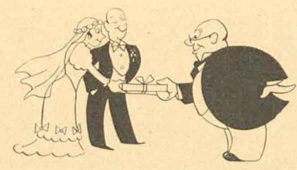
Von Adolf Linhardt

Der alte Xavier Peronnel und seine Frau betrieben seit Jahren mit vielem Fleiß eine kleine Papierhandlung in der Nähe der Sorbonne. Die Studenten waren treue Kunden des verstaubten Ladens „Zur alten Papiermühle". Das ergraute Ehepaar plante, sich in wenigen Jahren zur wohlverdienten Ruhe zu setzen. Da erschien eines Tages zu seinem nicht geringen Schrecken die Konkurrenz mit siegreichen Waffen auf dem Schauplatze.
Gerade gegenüber eröffnete Emil Martin, ein jüngerer Mann und flotter Verkäufer, einen modernen, schön ausgestatteten Laden, auf dessen Schild die Worte prangten: „Zur neuen Papiermühle". Aber das war nicht alles. Martin verfiel auf eine gute Methode des Kundenfangs: Er verlieh dem reizenden Fräulein Yvette den Posten der Verkäuferin. Und einwandfrei stand fest: Yvette übte auf die Studenten eine Anziehungskraft aus, mit der die „alte Papiermühle" unter gar keinen Umständen wetteifern konnte.
Der alte Peronnel war jedoch nicht auf den Kopf gefallen. Er hatte seine Beziehungen und verstand es, einen Weg zu Fräulein Yvette zu finden. Nach einem reichlich mit Burgunder begossenen Souper überreichte er der liebenswürdigen Yvette einen Anstellungsvertrag, dessen Bedingungen zweifellos so verlockend waren, daß die schöne Verkäuferin bald darauf ihre magnetischen Kräfte hinter dem Ladentisch der „alten Papiermühle" entfaltete. Die verliebten Studenten leisteten ihr Gefolgschaft. Drüben stand Martin mit finsterer Miene in seinem verödeten Laden. „Den haben wir gründlich sterben lassen", sagte Herr Peronnel und rieb sich schmunzelnd die Hände.
Eines Morgens herrschte nicht geringe Aufregung in der kleinen Straße. Vor dem blumengeschmückten Laden Martins verteilte ein kleiner Neger gedruckte Karten an die neugierigen Passanten. Darauf aber stand wörtlich: „Herr Emil Martin, Papierhändler, und Frau Yvette Martin beehren sich, allen Freunden und geschätzten Kunden ihre Vermählung anzuzeigen." Und als sich bald darauf das junge Paar in seiner ganzen Pracht dem Volke zeigte, wurde es mit lautem Jubel begrüßt. Die Studenten lachten über den Streich Martins und blieben der schönen Yvette auch weiterhin treu. Sie verstand sich nun einmal auf die neuzeitliche Wissenschaft, die man „Kundendienst" nennt, in ganz hervorragender Weise. Das Geschäft Martins aber nahm einen glänzenden Aufschwung.
Drüben in seinem vergessenen Laden tröstete der alte Peronnel seine verzweifelte Frau: „Noch ist nicht alles verloren!" Der schlaue Fuchs hatte bereits seinen Plan. Er wartete nur geduldig seine Zeit ab. Als aber eines Tages die schöne Yvette einen mitleidsvollen Blick auf den Laden der anderen Straßenseite warf, da bemerkte sie in der Türe der „alten Papiermühle" einen elegant gekleideten, sympathischen jungen Mann. Er schaute herüber, sie schaute hinüber. Und bald darauf erfuhr man in der Nachbarschaft, daß der alte Peronnel seinen Neffen als „Geschäftsführer" aufgenommen hätte.
Alfons war aber kein gewöhnlicher Verkäufer. Eigentlich verstand er vom Papierhandel so viel wie gar nichts, aber er war weit in der Welt herumgekommen und hatte sich eine gute Bildung angeeignet. Man kannte ihn als flotten Tänzer und Gesellschafter. Er war interessant, er gefiel den

Frauen. Und das gerade brauchte Peronnel. Alfons schien sich auch nicht allzuviel im Laden zu betätigen. Sein Lieblingsplatz war die Türe, vor der er stand, seine Zigarette rauchte und mit Yvette verständnisvolle Blicke tauschte. Gewitterwolken ballten sich langsam, aber sicher über der „neuen Papiermühle" zusammen. Martin verfolgte seine Frau mit Eifersucht. Yvette saß mißmutig hinter dem Ladentisch. Oft hatte sie verweinte Augen.
Mit der Zeit verschärfte sich die Lage. Dafür sorgte schon der unermüdliche Anbeter von gegenüber und der schlaue Peronnel, der zielbewußt Regie führte. Es gab täglich Streit und häßliche Szenen im Hause Martin.
Eines Tages aber war Yvette verschwunden.
„Wo ist Yvette?" fragten die Studenten. Es war im Herbst.
Das Semester ging gerade an, und die Zeit der großen Einkäufe begann. Der Kundenkreis teilte sich. Ein Teil ging zur „alten", der andere zur „neuen Papiermühle". Irgendwo, sagten die Anhänger Yvettes, wird sie doch wieder auftauchen. Also abwarten.
Und vor einigen Tagen ist Yvette tatsächlich in der Arena des Konkurrenzkampfes erschienen, lachend und siegesbewußt. Sie hatte sich von Martin scheiden lassen und den jungen Alfons Peronnel, der mehr nach ihrem Geschmacke ist, geheiratet. Die alten Peronnels ziehen sich vom Geschäft zurück; sie haben den Laden dem jungen Paar übergeben.
Was blieb der „neuen Papiermühle" anderes übrig, als das Geschäft in eine günstigere Gegend zu verlegen.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Der sehr geschätzte Arzt einer kleinen Provinzstadt wurde von einem jungen Brautpaar der Stadt zur Hochzeit geladen. Nach einem sehr arbeitsreichen Tag fiel dem Doktor am Abend plötzlich ein, daß er ja auf die Hochzeit hätte kommen sollen. Jetzt war aber guter Rat teuer. Alle Geschäfte waren geschlossen, und ohne Geschenk erscheinen konnte der Arzt nicht. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Hatte er nicht kürzlich ein Jubiläum gefeiert und dabei verschiedene Silbersachen als Geschenk erhalten! Sicher war da etwas Brauchbares darunter. Und richtig entdeckte er auch einen hübschen Schöpflöffel, den er alsogleich einpackte und erfreut in das Hochzeitshaus mitnahm. Dort wünschte er den Neuvermählten alles Glück und überreichte ihnen die Gabe. Freudestrahlend dankte das junge Paar und betrachtete entzückt das schöne Geschenk. Plötzlich jedoch wandelte sich ihre Freude in wortlose Verblüffung. Auf der Rückseite des Löffelstiels stand nämlich eingraviert: Von den dankbaren Hebammen des Bezirks G.

In einem jütländischen Dorf, dessen Pfarrer ein eifriger Nimrod ist, trug sich an einem der letzten Sonntage folgendes zu: Erscheint da ein Bauernknecht im Arbeitszimmer des Geistlichen und bringt zögernd sein Anliegen mit den Worten vor: „Ich möchte nur den Herrn Pastor fragen, ob es eine große Sünde ist, wenn man am Sonntag einen Hasen schießt. Ich weiß nämlich, wo einer sitzt."
„Ja, weißt du, Jens", erwidert der Pfarrer, „heut ist ein ganz besonderer Feiertag. Da wartest du lieber bis morgen, und wenn da der Hase noch immer am gleichen Fleck sitzt, so kannst du ihn ja schießen. Wo sitzt er denn übrigens?"
„Er sitzt da unten beim Teich."
Als Jens gegangen war, holte der Pfarrer schnell seine Büchse, eilte zum Teich und schoß den Hasen.
Kurze Zeit darauf erschien Jens wieder beim Pfarrer, und dieser fragte ihn, was er auf dem Herzen habe.
„Ja", erwiderte Jens, „ich möchte gern heiraten und da wollt' ich den Herrn Pastor fragen, ob er nicht das Aufgebot bestellen will."
„Das will ich gern, Jens, aber wie heißt denn das Mädchen?"
„Ja, das sag ich dem Herrn Pastor nicht. Ich weiß noch gut, wie das mit dem Hasen gegangen ist."

DIE SÜNDE VON KORMAGENY / VON JOSEF MARTIN BAUER

Es ist nun wohl, alles in allem gerechnet, schon seine achtzehn Jahre her, daß dem Wirt zum Hammelsprung ein verspätetes Bündel Kriegserinnerungen zugestellt wurde, und die Geschichte wäre, auch ohne das kürzlich erfolgte kleine Nachspiel, unvergessen geblieben in Marktliefering, denn die Schadenfreude ist nachhaltiger als jede andere Form von Freude.

Jedenfalls — eines Freitags, kurz nach dem Mittagessen, als der Wirt zum Hammelsprung magenlausig treppauf und treppab ging, rauschte kokett eine Dame über den Stadtplatz, besah die Firmenschilder, bis sie schließlich das richtige gefunden zu haben schien, und ging, nun doch etwas zögernd, durch die breite Toreinfahrt der Gastwirtschaft zum Hammelsprung.

„Herr! Eine Dame ist da!" gellte wenige Minuten später die Stimme der Kellnerin durch das Haus.

„Geben Sie ihr Zimmer neun!" klang hohl irgendwoher die Stimme des Wirtes, und die Wirtin, die sich eben zum Mittagsschlaf niedergelegt hatte, ärgerte sich im Halbschlaf über die unfreundliche Art, mit der ihr Mann seine Verpflichtungen gegenüber den Gästen abwimmelte. Als aber die gellende Stimme der Kellnerin noch einmal durch die Gänge schallte, horchte die Wirtin, nunmehr glockenwach, auf die Dinge hin, die sich da begaben. Denn die Kellnerin ließ vernehmen, daß die Dame nicht ein Zimmer nehmen, sondern den Herrn sprechen wolle.

„Verfluchter Feldzug!" knurrte der Wirt, als er über den gepflasterten Gang schlurfte und die Dame erkannte. Nach verhältnismäßig kurzer Unterhaltung war die Dame keine Dame mehr, wenigstens in den Augen des Wirtes nicht mehr, denn die Dame gab mit einem seichten Lächeln zu verstehen, daß sie hier bleiben und nicht ein Gästezimmer nehmen wolle, sondern, falls der Wirt unbedingt auf seinem Angebot eines Zimmers bestehen bleibe, Wert lege auf das eheliche Schlafzimmer des Wirtes, das zu beanspruchen sie einiges Recht zu haben glaubte, nachdem der Wirt, damals Gefreiter im zweiten Infanterieregiment, ihr diese Zweiteilung seines ehelichen Schlafzimmers im Frühherbst neunzehnhundertsiebzehn versprochen hatte in der trügerischen Hoffnung, man werde in Kormageny diese paar Ruhetage und diese eilig neben dem Weg aufgelesene Liebe bald wieder vergessen. Weil dies aber nicht vergessen worden war, lächelte der Wirt sehr sauer, als er die Besucherin mit guten Worten, mit Ausreden, mit Vorwürfen und zum Ende noch einmal mit guten Worten aus dem Haus zu drängen versuchte. Er mußte gestehen, daß er damals in Kormageny geflunkert und wesentliche Umstände verschwiegen hatte, er legte den Zeigefinger auf den Mund und beschwor das Mädchen inbrünstig, doch ablassen zu wollen von diesem törichten Vorhaben.

Die Dame aber fand sein Bemühen lächerlich und weigerte sich mit aller Bestimmtheit, diesen Platz je wieder zu räumen, denn schließlich bringe sie außer ihrer Jugend und ihrer Schönheit noch etwas mit in die Ehe, was nicht einfach wie die Viertelstundenliebe jener Ruhetage mit einer duldsamen Geste ausgelöscht werden könne.

„So!" zischte es da im Treppenhaus.

„So!" zischte die Wirtin und stand plötzlich breit vor den beiden flüsternden Leuten, und der Wirt, der eigentlich hätte zusammensacken müssen, dankte schweigend dem Schicksal, daß er eine so hellhörige Frau hatte, die es ihm erließ, seine Beichte selbst aufsagen zu müssen. Mit einer wegwischenden Handbewegung machte die Wirtin jeder Auseinandersetzung ein Ende, sie nahm das Mädchen am Arm und führte es schweigend die Treppe hinauf. Sie nahm das Mädchen mit ins Zimmer neun, sie schrie nicht, sie skandalierte nicht, sie sagte nur mit fester Stimme zu dem hübschen, schlanken Mädchen: „Du Schaf, du dummes!" Und als das Mädchen verdutzt aufschaute, begründete sie diese Titelgebung ganz allgemein mit der Schlechtigkeit der Männer und der Dummheit aller jungen Frauenzimmer, dann ging sie verwirrend wie ein Untersuchungsrichter auf die Lösung der anderen Frage los und erfuhr nach einer halben Stunde, während reichlich Tränen flossen, daß das mit dem Kind eine Lüge gewesen sei.

„Du Schaf, du dummes!" sagte die Wirtin noch kräftiger, dann aber empfand sie etwas wie Mitleid mit dem leichtfertigen Mädchen und gestattete ihm, für ein paar Tage hier zu bleiben und sich von der unfreundlichen Überraschung zu erholen.

Dem Mann sagte sie ihre Meinung unter vier Augen noch, aber sie verstand, was sie nicht begreifen wollte, und machte es gnädig mit ihm. Weil jedoch die Kellnerin ebenso hellhörig war wie die Wirtin, drang bald ein verworrenes Gerücht in die Stadt, und um das Gerücht rankte sich eine Menge Spott.

Die Gäste kniffen die Augen zu, wenn sie den Wirt sahen. Sie sagten ihm vieldeutig etwas von kriegerischen Abenteuern, sie machten Anspielungen, die man so und so verstehen konnte, aber der Wirt nahm den Spott hin und kniff nun, als er alle Erinnerungen an Kormageny zusammenfaßte, selbst vieldeutig die Augen zu. Welcher von all diesen Männern, die so zu spotten wagten, war nicht nach Kormageny gekommen? Fast jeder alte Soldat, der den rumänischen Feldzug mitgemacht hatte, war einmal oder mehrmals zur Ruhe nach Kormageny gekommen, und vielleicht war mehr als einer nicht ganz heil um die Klippe gekommen, die ihn, dem Wirt, beinahe zum Verderben geworden wäre.

So erzählte denn der Wirt schmunzelnd am Sonntagabend, als die Stube gesteckt voll war, daß er oben auf Zimmer neun einen hübschen, jungen Gast habe. Nach wieder einer Weile erzählte er, daß jenes Mädchen auf Zimmer neun nur deswegen nach Marktliefering gekommen sei, weil es hier den Vater seines Kindes suchen wolle. Und nach wieder einer Weile sagte er, das Mädchen stamme aus Kormageny — „na, Wilhelm, du kennst doch Kormageny? Du bist doch auch dort zur Ruhe gelegen?"

Jaja, Wilhelm kannte Kormageny freilich. Er stellte draußen im halbdunklen Flur den Wirt. „Wie sieht das Mädel denn aus?"

„Oh! Hübsch ist sie!"

„Schwarz?"

„Ist es vielleicht die aus der großen Gärtnerei?" Aha! Der hatte angebissen! Die kleine Schwarze war zwar nicht aus der Gärtnerei. Das wußte der Wirt ganz sicher, aber er sagte, fast mitleidig: „Ja."

„Und sie sucht den Vater ihres Kindes?"

„Das habe ich dir doch schon gesagt!"

Wilhelm fühlte den Halskragen enger werden, aber schnell sagte er dem Wirt noch, er möge das Mädchen einstweilen beruhigen. Morgen werde er die Sache schon in Ordnung bringen. Und weil man in Marktliefering und anderswo der Meinung ist, daß mit Geld jede Verpflichtung abzulösen ist, brachte Wilhelm am anderen Tag dem Wirt eine Handvoll Geld und die feste Zusage, er werde allmonatlich seinen Beitrag leisten. Der Wirt aber möge so freundlich sein und für ihn das Verschicken des Geldes übernehmen.

Der Wirt gab dem Mädchen das Bündel Geld. Das Mädchen aber — es war doch mehr Dame, als der Wirt anfänglich geglaubt hatte — warf ihm die Scheine vor die Füße und fuhr am selben Abend mit dem letzten Zug weg aus der kleinen Stadt Marktliefering. Das aber erfuhr man in der Stadt erst nach Tagen, und bis dahin kamen noch dreie, die voller Angst nach dem Mädchen aus Kormageny fragten. Der Teppichweber behauptete, das Mädchen müsse aus dem Mühlenkontor in Kormageny sein, und der Wirt ließ ihn auf dem Glauben. Aber mit dem Geld, das der Teppichweber anderntags brachte, und mit dem Versprechen einer festen monatlichen Leistung, die ungefähr einem Schweigegeld gleichkam, wußte er nichts Rechtes anzufangen. Ebenso aber kam noch der Zigarrenhändler Merkle und zu guter Letzt noch der Färber Wellenhofer. Jeder hatte sich durch die Geschichte von dem Mädchen aus Kormageny bitter betroffen gefühlt und jeder wollte diesen Fehltritt seines Lebens bereinigen, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Zigarrenhändler Merkle darauf bestehen blieb, das Mädchen müsse Hilfsschreiberin am Postamt Kormageny sein, und daß der Färber Wellenhofer steif und fest behauptete, das hübsche schwarze Mädchen sei Ladenmädchen in der Molkerei in Kormageny.

Jedenfalls — der Wirt hatte eine Menge Geld und bekam von da an allmonatlich einen Zuschuß von seinem Freund Wilhelm, vom Teppichweber, vom Zigarrenhändler und vom Färber. Dem Mädchen durfte er das Geld nicht schicken, weil das Mädchen stolz war, zudem es selbst hatte gestehen müssen, daß die Geschichte mit dem Kind erlogen war. Seiner Frau durfte der Wirt das Geld auch nicht geben, denn er hätte seine Herkunft begründen müssen. Er selbst wollte es nicht behalten, denn es brannte ihn auf den Fingern. Die vier Schuldigen aber, die ihren Tribut leisteten für die Liebe, die sie an eine kleine Gärtnerin, an ein Kontormädchen, an ein Milchmädchen und an eine Postschreiberin verschwendet hatten, zahlten ungewöhnlich pünktlich, weil sie den Skandal zu Hause fürchteten. In seiner Bedrängnis legte der Wirt ein Sparbuch an und legte allmonatlich das Geld ein, das ihm so gewissenhaft und so eifrig ausgehändigt wurde, daß sie alle den Zeitpunkt übersahen, an dem sie aus ihrer Verpflichtung von Gesetzes wegen entlassen worden wären.

Sie würden wohl alle noch heute an ihrer vermeintlichen Verpflichtung tragen, wenn nicht inzwischen der Färber Wellenhofer gestorben wäre und am Ende seiner kinderlos gebliebenen Ehe der vergrämten Frau gestanden hätte, daß er wohl ein Kind habe, daß dieses Kind aber in Kormageny in Ungarn lebe. Er habe bedauerlicherweise bisher das Kind verschweigen müssen, um seiner Frau nicht wehe zu tun. Dann starb er und hinterließ der Stadt nichts als eine entsetzliche Verwirrung.

Denn Frau Wellenhofer ließ nach dem Kind forschen und fand es nicht. Sie erzählte überall die Geschichte dieses unauffindbaren Kindes. Sie fragte den Wirt zum Hammelsprung. Der aber zuckte nur die Achseln. Sie fragte den Zigarrenhändler Merkle. Der nickte nur bedächtig mit dem Kopf und schwieg. Wilhelm schwieg und der Teppichweber stellte sich dumm.

Weil aber Wellenhofers Witwe keine Ruhe gab, wurde die Geschichte des dicken Sparbuches offenbar. Der Wirt wurde vernommen und gestand, was zu gestehen war, und nun hatte man ein Vermögen beisammen für ein Kind, das nicht existierte. Darüber schmunzelte man zuerst in Marktliefering, dann lachte man laut, dann besann man sich und rechnete, denn das Geld konnte nur einem Mädchen ausgehändigt werden, das in Kormageny lebte und sich ausweisen konnte über eine Soldatensünde, die etwa im Frühherbst siebzehn begangen worden sein mochte. Äußerstenfalls aber konnte die Summe wieder verteilt werden an die Männer, die sie zusammengesteuert hatten, und das wäre wohl der klügste Weg gewesen. Der Wirt jedoch hütete sich, die Namen der Sünder zu nennen, und die Sünder verschwiegen keusch ihre bescheidene Schuld. Sie schweigen heute noch und das Vermögen eines nie geborenen Kindes wächst weiter an, weil die Sünde von Kormageny sich unentwegt weiter verzinst.

a. D.

Von Dr. Owlglaß

Hart hinter der Altersgrenze,
wo lindere Lüfte wehn,
da rast' ich beschaulich und schwänze,
wenn die andern zur Schule gehn.

Rennt nur und reitet und paddelt
den blauen Zielen nach!
Mein Gaul ist abgesattelt,
mein Herz ist unter Dach.

Was schiert mich euer Gewitzle
über den, der nichts mehr begehrt?
Ich schmunzle bloß und schnitzle
an einem Steckenpferd.

Vollwertiger Ersatz

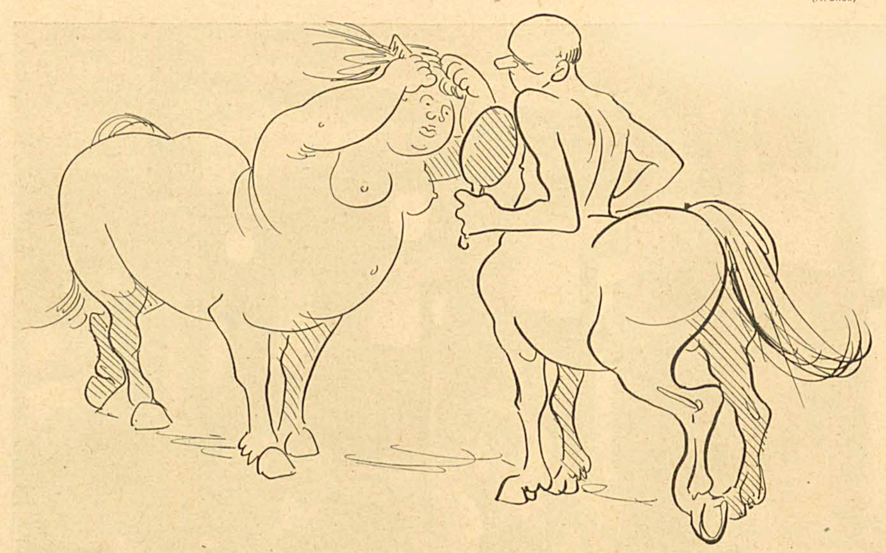
(Wilhelm Schulz)



„Glaub'n Sie vielleicht dös, was in dera englischen Zeitung steht?"
„Naa, naa, aber die Witzblätter san g'rad vergriffen!"

Die Frau des Kentauren

(Fr. Bilek)



Die Ziehleute machen Mittag

Von Reinh. Koester

Möbelpacker — in Berlin „Ziehleute" genannt — sind überall in der Welt wie die Bären im Zoo: sie sind gutmütige und zu vielerlei Humoren aufgelegte Riesen, wenn man ihnen ihr Zuckerbrot gibt, das in ihrer Sprache Bier und Trinkgeld heißt. Gibt man es ihnen aber nicht oder nicht reichlich genug, erwacht die Urwaldnatur in ihnen, und sie können sehr bösartig werden. Besonders alleinstehende ältere Damen, die sparsam sind und keinen Sinn für den Durst einer Bärenkehle haben, sind ihnen ein Greuel.

Da sitzen drei von ihnen um den Tisch an der Theke einer kleinen Stampe bei Bier, Korn und massigen Stullenpaketen. Ihre Mienen sind unwirsch.

„Wie ick bei'n vierten Jang mit Orje det schwere Sofa hab ruffjeschleppt, ha 'ck mal janz sachte anjetippt und jefraacht, ob da woll nich een Milchladen in die Nähe is. Wieso, fraacht die olle Zicke, wat wollen denn Sie in'n Milchladen? Nu, saare ick, bei mich zu Haus jibt et sojar in'n Milchladen Flaschenbier! Vastehnse? Aba die kiekt mir nur dämlich an und schittelt mit'n Kopp. War 't nicht so, Orje?"

„Na, jewiß doch. Aba wat det Frollein Tochta is, die ooch schonst weit iban Schneida is, die is noch dämlicha. So'n trocknen Umzuch ha 'ck lange nich mehr alebt, saare ick so jesprächsweise, vastehste? Und da rient det Luda vajniecht und saacht: Nich waah? Diesmal ham wa Jlick jehabt! Aba 't vorichte Mal, saachtse, da hat et mit Mollen jejossen und uns die janzen Möbeln verunjeniert! Jotte nee, saare ick, wat Se nich saaren: mit Mollen? Wenn ick det Wort Molle höre, saare ick, krampft sich mir det Herze zusamm', saare ick, von wejen die schweren Meebel und die lausijen vier Treppen. Heben tu ick ja jern, wenn ick mang det Heben ooch mal eenen heben kann! Ich versteh den Berliner Dialekt so schwer, saacht det Mächen und zeicht uff dem Büffeh: Da können Sie noch die Flecken sehen, die der Rejen beim vorichten Umzuch vaursacht hat! Nu weeß ick nich: is die so doof oda stelltse sich nur doof?"

„Noch drei Mollen!" tönt es in tiefem heiseren Baß vom Munde des Obmanns der Ziehleute. „Det ha 'ck jleich jespannt. Arme Ludersch sind det. Und Ausländа ooch noch, jloob ick. Een Blick jenücht. Wo ick een Büffeh seh von zwo Zentna und denn als Teppich nur een Bettvorleja, da weeß ick jenuch! Und denn noch zwo Weiba. Tja, wenn det denn een Junggeselle is, der schämt sich und läßt wat springen! Nur weil a nich schief anjekiekt will sein. Aba da kann et dir ooch de Tomaten vahageln. Neulich war ick da bei een leibhaftjen Jrafen mit Scherbe in 't Ooge und so. Zuerst jibt a jeden eine kleene Flasche Hellet und saacht: Liebe Leute, saacht a, jebense mir blos uff meine antikijen Meebel obacht, und se wern det nich missen bereuen, wenn allens jut und heil ibakommt, saacht a."

„Und denn haste ihn den Spiejel zerdeppert?"

„Von wejen! Anjefaßt ham wa die ollen Klamotten als ob se aus Jlas wärn. Nischt is passiert. Und wie ick det letzte Sticke, eene Kommode, oben bringe, fängt det Aas an zu lamentiean und saacht, det is det wertvollste Sticke, wo schonst seine jräfliche Urjroßmutter uff jewickelt worn is, und det Sticke is een Jeschenk jewesen von Hujo, den Vaschleimten, an Elvira, die Unblutije, und nu fehlt ihr det Hintabeen! Otto hat Stein und Bein jeschworn, det det Dings hinten auf een Ziejelstein gestanden is, aba weil wa nu uff mächtijen Zasta injestellt warn von wejen ‚nischt bereuen', war Otto schon een bißken blau uff eijene Rechnung. Und der Jraf hat jetobt und wir waar'n neese. So wat jibt et."

„Haste den Mann nich Bescheid jestoßen? Det war doch klar, det det uffjelechta Schwindel war!"

„Hätte ick ooch, wenn Otto nich so blau wär

Die Rose

Wollt' früh mir Rosenduft
in einer Schale holen.
Da hatt' ihn mir der Schuft,
der Wind, davongestohlen.

Sah sprengen übern Zaun
ihn noch mit Windessohlen
in die Lüfte, die blau'n,
auf goldnem Sonnenfohlen.

Von des Gesellen Hast
verwirrt noch stand die Rose;
von ihm entblättert, fast
entkleidet bis zum Schoße.

Klaus Josef Uhl

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Entdeckung

(Erich Schilling)



„Sieh mal, Otto, wie schlecht diese halbnackte Prima Ballerina tanzt!"
„Ach ja — ganz richtig — tanzen tut se ja ooch!"

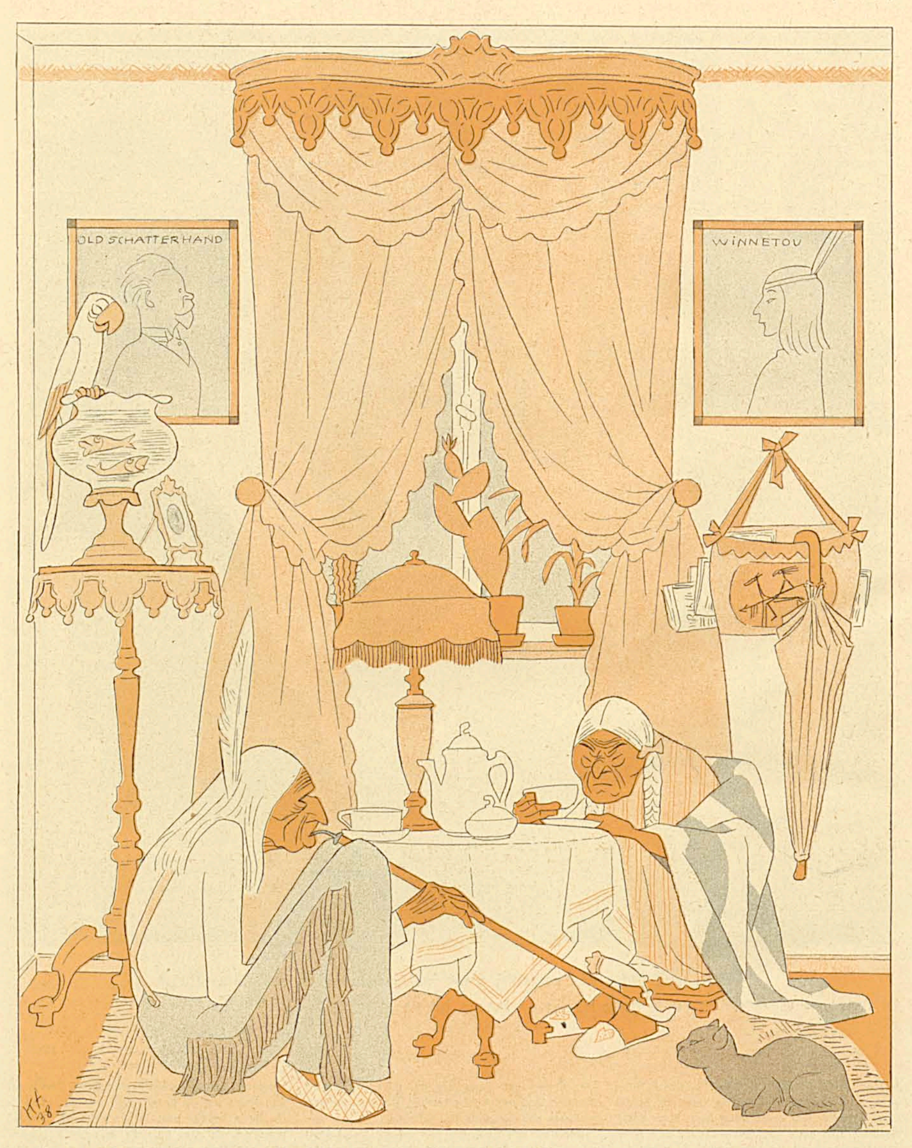
jewesen. Nach jetana Arbeit heb ick ooch jerne eenen, aba imma so mittenmang, det is nicht det richtje. Trudeln wa noch eene Lare Korn aus?"
„Jemacht. Und denn noch eene Molle. Aba denn wird et Zeit, sonst komm' wa mit die zwote Fuhre nicht zurecht. Punkt zweie missen wa schon in die Wilmersdorferstraße sind!"

„Na, denn prost! Eene Lare ‚mit' uff Vadacht, Herr Budiker. Und een Knobelbecher. Wieviel Uhr ham wa denn so?" — „Zwo Uhr fuffzehn."
„Jotte nee, wie doch die Zeit vajeht! Det kommt davon, wenn die Leute een'n lassen trocken arbeeten. Na ja, ville is et ja nicht mehr, in eene knappe Stunde ham wa't jeschafft."

„Nervees kannste wern in den Beruf. Darum saare ick: imma mit de Ruhe! Wat war det erste, wat de bei'n Militär hast lernen missen? Det erste war: warten. Det hilft dir for't janze Leben, is nich so? Und valleicht ham nu ooch die beeden Damens inzwischen bejriffen, det et ooch in'n Milchladen Flaschenbier jibt!"

Old USA.

(Karl Arnold)



„Unsere Vorfahren hatten sicher eine falsche Staatsform, sonst wären sie doch von den Neuamerikanern nicht bekämpft worden."
„Tja, richtige Demokraten waren sie nicht, zum Beispiel im Kampf an der Börse haben sie ganz versagt!"

München, 25. September 1938
43. Jahrgang / Nummer 38

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Oktoberfest

(E. Thöny)



„Well, ich habe doch gelesen, es gäbe keinen Humor in Germany."
„Stimmt net ganz: bei ins hab'n nur die Brathendln nix z' lacha!"

Das absolute Fahrzeug

Das Karussell hält sich noch immer.
Es kam die Eisenbahn, das Karussell blieb; es kam das Auto, und das Karussell starb nicht; es kam das Flugzeug, und das Karussell lebte lustig weiter. Mal wurde es von kräftigen Männerfäusten gedreht, mal von einem Roß, dann von einer Dampfmaschine und später von der Elektrizität, aber immer lief es herum im Kreise.
Fragen Sie mal das Fräulein Lieschen, ob es lieber drei Minuten Autofahren möchte oder drei Minuten Karussell. Ich habe die Probe gemacht, und die bekannten neunundneunzig Prozent aller Lieschen haben begeistert und bedenkenlos nach dem Karussell gegriffen. Es waren übrigens nicht nur Lieschen, und Alter schützt vor Karussellfahren gar nicht. Ob es wohl daran liegt, daß das Karussell immer im Kreise herumfährt?
Unter den Damen bei denen ich diese Eignungsprüfung, dieses Sehnsuchtsexperiment anstellte, war auch eine, die besaß ein Auto mit allerlei Zylindern nebst Zubehör, und sie wollte doch Karussell fahren, obwohl eine Stundenkilometerleistung dabei keineswegs festzustellen war. Ob es wohl daran liegt, daß beim Karussell immerhin die Möglichkeit besteht, es könne einem gelinde übel werden? Das ist ein Gefahrmoment, das auf Leute, die Gefahr lieben, gewiß einen Reiz ausüben könnte.
Und dann: Im Karussell kann der beigegebene Herr gewissermaßen beschützend seinen Arm um die Fahrerin legen, der Gute, der Starke! Tut man so etwas in der elektrischen Straßenbahn, auch wenn sie schnell um eine Kurve fährt? Nein, es ist nicht gebräuchlich. Was würde der Schaffner denken, was würden die anderen Mitfahrenden denken? In der Straßenbahn fährt man überhaupt nicht zum Vergnügen, in der Straßenbahn fährt man, um ins Geschäft zu kommen, oder ins Büro, oder in die Fabrik. Aber das Karussell fährt nirgends hin. Es ist das Fahrzeug an sich, es ist das absolute Gefährt. Manche behaupten so etwas auch vom Auto, aber mit dem Auto kommt man doch schließlich immer noch irgendwo hin. Wo ein Wille ist, da ist bekanntlich auch ein Weg, aber wo ein Ziel ist, da ist kein Karussell. Das Karussell paßt nicht ins Sprichwort.
Vielleicht hängt die Passion fürs Karussell auch damit zusammen, daß man dort nicht auf einer ruhigen Bank sitzt, sondern, sagen wir mal, auf einem Pelikan, einem kleinen Elefanten, einem Schwan, einem Schimmel, einem Schwein, einem Straußen oder sonst auf etwas, wo man sonst nicht sitzt. Und bei der Fahrt muß man sich festhalten. Leicht möglich, solche Unbequemlichkeiten bedingen oft den erhöhten Lebensgenuß, und wenn einer, sagen wir mal in Hollywood oder Los Angeles auf die Idee käme, das Abendessen bei Einladungen unter dem Tisch zu servieren, wer weiß, ob das nicht sehr mondän würde.
Der Drang zum Karussell ließe sich leicht auf die Straßenbahn oder Untergrundbahn übertragen, falls man sich zu einem besonderen Dienst am fahrenden Kunden entschließen möchte. Man müßte dann an Stelle der Bänke Karussellfiguren einbauen lassen, so einen Elefanten, einen Schwan und sprengenden Rappen. Möglich, daß man auf diese Weise die Verkehrsfreudigkeit noch steigern könnte, und jede Fahrt würde zum festlichen Ereignis. Wie schön, wenn man morgens seinen Stammpelikan bestiege oder sich mit der Zeitung in der Hand auf sein gewohntes Nilpferd schwänge. Ältere Schlagermelodien könnten die Fahrt stimmungsvoll umrahmen.

Foitzick

(R. Kriesch)



Beschwichtigung: „Aber Leni, Sie haben ja die Marmelade mit Salz statt mit Zucker eingekocht!" — „O mei, gnä' Frau, bal dös Ehanere einzigen Sorgen san!"

Ein Kunstfreund in einer Ausstellung

13 Uhr

13,2 Uhr

13,4 Uhr

13,6 Uhr

bis

18 Uhr

(Karl Arnold)

Mars und der Friede

(Erich Schilling)



„Wer will mich interviewen? Die große Weltjournaille? Bin absolut verhindert, aber ich werde Sie mit meinem Freunde Götz von Berlichingen verbinden!“

Die Welt will betrogen sein . . .

Von Aage v. Hovmand

In dem eleganten Restaurant des Hotels Metropol saß Herr Immerpfiff Zweifelsruhm und sah müßig dem Treiben auf der Straße zu. Und dennoch befand er sich in keiner beneidenswerten Lage, dieser vermeintliche Herr Krösus, der am hellichten Tage schon dem Luxus frönen konnte. Jedenfalls fühlte er sich keineswegs so behaglich, wie nach dem guten Mittagessen, den vortrefflichen Weinen und dem anschließend köstlich duftenden Mokka mit einem Schuß edlen Kognaks darin und dicker Zigarre eigentlich anzunehmen gewesen wäre.

Wozu wohl einzig der bedauernswerte Umstand beigetragen haben mochte, daß der Fülle seines Magens eine ebensolche Leere seines Geldbeutels entsprach, daß er nicht die Rechnung, die ihm der Kellner sogleich diskret auf einem Teller überreichen würde, bezahlen konnte. Ja, nicht einmal für das Trinkgeld langte es mehr.

Herr Zweifelsruhm legte die echte Havanna beiseite, sie schmeckte ihm plötzlich bitter. Vor zwei Stunden noch hatte er nichts sehnlicher gewünscht, als hier drinnen zu sitzen, und nun wäre er heilfroh, wenn er nur wieder draußen auf der Straße wäre.

Die verteufelte Rechnung!

Ein Wunder würde geschehen müssen. Noch einmal durchsuchte er sämtliche Taschen. Doch bekanntlich ließen Wunder stets auf sich warten, wenn man sie brauchte.

Und Zweifelsruhm kam es langsam zum Bewußtsein, daß er sich eigentlich nicht hätte hierher wagen dürfen.

Aber hinterher ist immer gut reden. Zweifelsruhm betrachtete sich als ein Opfer der Verhältnisse; denn seine Geschäfte ließen in letzter Zeit zu wünschen übrig.

Die Geschäfte des Herrn Immerpfiff Zweifelsruhm? Die waren von verschiedenster Art. Als sich neulich eine seiner Verbindungen als sehr aufdringlich erwies, indem sie ihm mit der Polizei drohte, da war er gezwungen, gewisse Zweige seiner Tätigkeit aufzugeben.

Und seitdem befaßte sich Herr Zweifelsruhm mit Kunst. Mit Malerei im besonderen. Namentlich mit Gemälden, die würdig waren, von berühmten Künstlern zu stammen, wobei die Meister freilich vergessen hatten, diese ihre Kunstwerke auch zu signieren. Dieser Vergeßlichkeit aber, die bei bedeutenden Menschen häufig zu beobachten ist, hatte Zweifelsruhm im edlen Interesse zur Kunst wiederholt abzuhelfen verstanden, indem er das Versäumte eigenhändig nachholte.

Doch wie gesagt, die Zeiten waren schwierig, und Zweifelsruhm vermochte sich kaum noch darauf zu besinnen, eine ordentliche Mahlzeit genossen zu haben, so daß er vor zwei Stunden der Versuchung unterlag, sich in dem Hotelrestaurant niederzulassen, einzig auf die unsichere Hoffnung hin, daß das Mittagessen ermunternd und stärkend auf Leib und Seele wirken, und seinem Gehirn im gegebenen Augenblick der rettende Einfall kommen würde.

Noch aber hatte sich der besagte Einfall nicht gemeldet, und Zweifelsruhm fühlte, daß es nichts nützen würde, noch länger dazusitzen und abzuwarten. Lieber in den sauren Apfel beißen und mit dem Wirt reden. Vielleicht ließ er sich zu einem Kredit erweichen oder fühlte sich sogar geschmeichelt, daß er die Ehre gehabt, einen so berühmten Mann bei sich als Gast zu sehen.

Der Oberkellner erschien erstaunlich rasch auf Zweifelsruhms Wink — und mit der Rechnung in der Hand. Zweifelsruhm sah darüber hinweg und wünschte den Wirt zu sprechen.

Der Herr Wirt sei leider gerade zur Badeanstalt gegangen. Anderthalb Stunden würde es gewiß noch dauern.

Anderthalb Stunden! Badeanstalt! Zweifelsruhm war es, als liefe ihm eine kalte Dusche über den Rücken. Er bestellte ein Glas Kognak dazu.

Solch ein dicker, wohlgenährter Hotelwirt, er nahm gewiß ein Schwitzbad, um sich von seinem überflüssigen Fett zu erleichtern. Solch ein Mann, der genießt das Leben, ißt und trinkt nach Herzenslust. Und Geldsorgen kennt der natürlich nicht. Kommt eine Rechnung, so ... bitte schön — er hatte ja genug Rosinen. Und sollte es wirklich einmal hapern, dann konnte er ja das Hotel verkaufen. Manch einer würde sich darum reißen.

Hier hielt Zweifelsruhm in seinen Betrachtungen inne. Das Hotel verkaufen!

Der rettende Einfall! Daß er ihm nicht schon längst gekommen war.

Unverzüglich begab er sich in die Fernsprechzelle und schlug im Branchentelefonbuch nach. Geschäft . . . Geschäftsverkäufe . . . Wieviel doch eigentlich davon leben konnten, anderer Leute Besitz zu verkaufen. „Geschäftsverkäufe, schnell und zuverlässig, ständig solide, kapitalkräftige Interessenten. Spezialität: Hotels und Restaurationen ..." Das war der Mann, den er suchte. Zudem wohnte er am anderen Ende der Stadt, so daß er den Wirt des Metropols wohl kaum kannte. Zweifelsruhm rief an. Jawohl, man hatte einen Interessenten. Herr Immerknacker, Rentier, sehr kapitalkräftig — den würde das Hotel bestimmt interessieren, wenn der Preis wirklich ... mehrere Interessenten ... rasche Abwicklung ... am vorteilhaftesten ... jawohl, er verstünde. Der Makler erklärte, daß er sofort mit seinem Interessenten erscheinen würde.

Zweifelsruhm kehrte an seinen Tisch zurück und studierte inzwischen die kleine Reklamebroschüre, die dort auslag und eine ausführliche Beschreibung des Hotels enthielt. 45 Zimmer mit warm und kalt Wasser und allem Komfort, eine vortreffliche Küche, div. Billards usw. „Fühlen Sie sich bei uns wie zu Hause . . .", hieß es am Schluß, unterzeichnet mit dem vollen Namen des Wirtes.

Eine Viertelstunde später fuhr ein Auto vor, dem zwei Herren entstiegen. Zweifelsruhm ging ihnen entgegen und führte sie in das Restaurant, ließ das Kognakglas gegen drei Pokale mit dem besten Whisky austauschen und eröffnete sogleich die Verhandlungen.

Zweifelsruhm erzählte — wahrheitsgemäß —, daß er nun lange genug hier gewesen sei, und daß er sich zu verändern wünsche. Er beschrieb ausführlich die vortreffliche und moderne Ausstattung des Hotels und gab so ausgiebige Erklärungen über den letzten Jahresumsatz und die alljährlichen Überschüsse ab, daß die Herren sehr interessiert wurden, insbesondere der Interessent.

Auch fanden sich jetzt zahlreiche Gäste ein; denn es war zur Mittagszeit.

Zweifelsruhm erklärte den Herren nun, die Räumlichkeiten zeigen zu wollen. Er wandte sich an den Kellner und sagte, daß die Herren ein Zimmer zu sehen wünschten, und führte sie zum Portier hinaus. Es waren nicht viele Zimmer frei. Doch vermochte Zweifelsruhm den Portier zu bewegen, daß er ihnen den Pikkolo mit einem großen Schlüsselbund mit auf den Weg gab, um ihnen all die freien Zimmer zu zeigen, weil — wie Zweifelsruhm betonte — die Herren längere Zeit zu bleiben beabsichtigten und daher sorgfältig in ihrer Wahl seien. — Und den Herren wiederum gab er zu verstehen, daß er es nicht wünsche, wenn sein Personal von den Verkaufsverhandlungen erführe, ehe man nicht zu einem Abschluß gekommen sei!

Die Zimmer wurden eingehend in Augenschein genommen. Alles Inventar wurde betrachtet. Ja, selbst Korridore, Treppen, Badezimmer und Toiletten. Noch nie vermeinte der Pikkolo Gäste kennengelernt zu haben, die mit einer solchen Gründlichkeit vorgingen. Schon begann er ungeduldig zu werden. Zweifelsruhm fuhr mit der Hand in die Tasche: „Hier mein Freund!" — zog sie aber aus verständlichen Gründen sogleich wieder heraus und meinte: „Nachher! Zeige uns nun auch die Küche! Die Herren wollen sich davon überzeugen, ob das Essen auch wirklich hygienisch und einwandfrei zubereitet wird."

Man betrat die Küche. Herrn Immerknacker imponierte sie offensichtlich. „Alles tipp topp instand, meine Herren", erklärte Zweifelsruhm. „Den großen neuen Kupferkessel dort habe ich erst vorgestern angeschafft. Hat eine Stange Geld gekostet, aber er ist prima. Ebenso die ganzen elektrischen Anlagen."

Plötzlich schnauzte er den Koch an, weil seine Schürze angeblich schmutzig sei, und befahl ihm, eine neue umzubinden. Der Koch machte anfangs ein erstauntes Gesicht, aber als ein gemütlicher Dicksack, der er war, gehorchte er.

Man begab sich in das Restaurant zurück, wo Zweifelsruhm erneut Whisky auffahren ließ.

„Meine Herren", sagte er, „Sie haben nun Restauration, Küche, Zimmer und die anderen Einrichtungen des Hotels gesehen. Ich bitte übrigens um Entschuldigung, Sie hier empfangen zu haben. Aber in meinem Kontor ist gerade der Fußboden gestrichen worden. Es bliebe also nur die Privatwohnung übrig. Ich zeige sie Ihnen das nächste Mal. Wenn ich Ihnen nämlich anvertrauen darf . . . meine Frau . . . darf nicht gestört werden . . . freudige Begebenheit . . . Sie verstehen, meine Herren. Drei Zimmer sind es. Nicht groß, aber gemütlich. Doch das ist ja nicht so wesentlich. Sie können sich jetzt immerhin ein Bild von dem Wert des Objektes machen, und Sie werden zugeben, daß der Preis, den ich Ihnen nannte, sehr mäßig ist. Wie gesagt, es sind noch andere Interessenten da. Aber mir ist an einer raschen Abwicklung sehr gelegen, und ich würde Ihnen gern den Vorzug gewähren, wenn Sie sofort mit mir abschließen würden. Auch nehme ich an, daß Sie mir eine kleine Zahlung à conto leisten werden — lediglich um sich das Vorkaufsrecht zu sichern. In welcher Höhe soll Ihnen überlassen sein . . . 2000 hätten Sie bei sich, sagten Sie vorhin . . . eigentlich nicht viel . . . nun gut. Alles übrige werden wir morgen bei meinem Rechtsanwalt regeln." Herr Immerknacker und auch der Makler hielten es für das klügste, sich das Geschäft nicht entgehen zu lassen. Der Preis des Hotels war wirklich günstig. Ja, eigentlich war es zu preiswert, und hätten sie es nicht beide aus dem Munde des Eigentümers selbst vernommen — sie hätten es für unglaublich gehalten.

Der Kontrakt war gerade unterschrieben, und Zweifelsruhm hatte die Zweitausend in der Tasche verschwinden lassen, als er einen kleinen, rundlichen Herrn bemerkte, der — rot im Gesicht wie nach einem

Die Stare / Von Willi Reindl

Pappeln schreiten weit auf herbstlich braunen Straßen,
den Strom begleitend, der am Ufer klatschend schlürft.
Aus Drähten, wo sich tausend Stare niederlassen,
ein pausenloser Marsch sein Tempo wirft.

Der Wind schlägt drin den Rhythmus großer Reisen
so stark, daß brausend aufgerankt
der Vögel Zug in ungeheuren Kreisen
den Horizont zerschlägt, der drehend schwankt.

Dampfbad — vor dem Hotel auftauchte und es mit stolzer Besitzermiene betrachtete.
Der Wirt!
Zweifelsruhm beeilte sich, seinen beiden Gästen verständlich zu machen, daß sie sich nun lieber rasch zurückzögen, denn gleich erschiene ein Herr, der sehr ungehalten sein würde, erführe er von dem Verkauf des Hotels.
„Gewiß ein anderer Interessent", vermutete der Makler.
Man verabredete, daß Herr Immerknacker morgen das Hotel noch einmal gründlicher besichtigen würde, und verabschiedete sich in aller Hast.
Kaum waren die beiden Herren zur Tür hinaus, als der Oberkellner an Zweifelsruhm herantrat: Der Herr Wirt sei soeben gekommen.
Zweifelsruhm hegte nicht länger mehr den Wunsch, den Wirt zu sprechen. Was sollte er ihm jetzt sagen? Aber schon stand der Wirt, sich höflich verbeugend, vor ihm.
„Herr Wirt ..." räusperte sich Zweifelsruhm, „ich möchte Ihnen persönlich meine Anerkennung aussprechen. Ich war wirklich sehr zufrieden mit allem."
„Übrigens habe ich eben — ich bin Kunsthändler — eine wichtige Konferenz mit ein paar Geschäftsfreunden hier gehabt — es waren jene Herren, denen Sie gerade an der Tür begegnet sind. Der kleine Dicke — Herr Immerknacker — kommt morgen vormittag gegen 11 Uhr noch einmal her. Falls ich nicht da sein sollte — man weiß ja nie, was einem dazwischenkommen kann, wollen Sie sich bitte freundlichst seiner annehmen. Er ist leider ein wenig cholerischen Temperaments. Sollte er ungeduldig werden, so lassen Sie ihm auf meine Rechnung einen Whisky servieren. Sollte das nicht helfen — dann eben noch einen. Auch leidet dieser Mann zuweilen an einer fixen Idee, zumal wenn er ein bißchen aufgeregt ist. Aber deswegen brauchen Sie keine Angst zu haben, er ist gänzlich ungefährlich. So sonderbar sich das anhört, aber wenn er ein fremdes Haus betritt, namentlich ein wildfremdes, kann er manchmal plötzlich auf den Einfall kommen, daß das Haus ihm gehöre. Er hätte es gerade gekauft, pflegt er dann immer zu behaupten und ist um nichts davon abzubringen. Stellen Sie sich das vor! Neulich ging er ins Nationalmuseum. Und gerade als er das Schlafgemach Joachims II. betrat, da kam es plötzlich wieder über ihn. Auf der Stelle entkleidete er sich und legte sich in das Himmelbett. Er fühlte sich dort so wohl und ganz wie zu Hause, daß er sofort einschlief. Unglücklicherweise aber begann er so laut zu schnarchen, daß der Museumsdiener darüber erwachte und ihn hinauswarf ... Sie lächeln, das klingt komisch, was... Wenn es nur nicht eine im Grunde so tieftraurige Geschichte mit ihm wäre.
Doch wie gesagt... sonst ist er durchaus ungefährlich. Man lasse sich nur nichts anmerken und gebe ihm immer recht. Dann beruhigt er sich bald — sollte er freilich nicht aufhören, Unsinn zu schwatzen, so rufen Sie nur nach einem Krankenwagen. In der Heilanstalt werden sie ihm schon die Gesundheit wiedergeben.
Nun aber muß ich mich beeilen. Hoffe, Sie werden die Umstände entschuldigen, die ich Ihnen bereitet habe. — Herr Ober, hatten Sie nicht vorhin eine kleine Rechnung für mich? Beinahe hätte ich es vergessen. Bitte schön, der Rest ist für Sie. Auf Wiedersehen!"

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Die Eltern

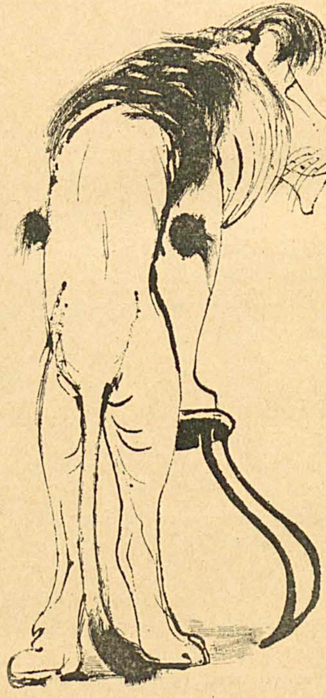
Im Amtsblatt eines Bezirksamtes war vor einiger Zeit eine Bekanntmachung mit der Überschrift „Entführung eines Fürsorgezöglings" zu lesen, in der mitgeteilt wurde, daß ein 15 Jahre altes Mädchen, schwarzer Zigeunertyp usw. entführt worden sei. Es hieß dann wortwörtlich weiter: „Es ist bestimmt anzunehmen, daß sie mit ihren Eltern, bestehend aus einer Manns- und einer Frauensperson, welche auf einem Fahrradgestell einen Affenzirkus mitführen, umherzieht." — Man nimmt mit Befriedigung davon Kenntnis, daß auch bei umherziehenden Personen und Zigeunern die „Eltern" aus einer Manns- und einer Frauensperson „bestehen".

EIN STÜCK ZUCKER FÜR FIFI

Von Josef Robert Harrer

Als Charles verärgert aus dem Büro heimkam, hörte er schon vor der Wohnungstüre Fifi bellen. Verdammter Köter, dachte er, ich erwürge dich noch! Du bringst uns noch auseinander, du hast mir noch gefehlt!
Er öffnete die Türe und rief: „Ruhe, Fifi, Ruhe!" Aber Fifi, das kleine entzückende Hündchen, kümmerte sich nicht um den Befehl. Was konnte ihm, dem Liebling, dem Herzenshündchen Jennys, die Wut eines Charles anhaben! Natürlich, auf dem Tische lag wie so oft der Zettel.
„Charles, sei so lieb und führe Fifi ein wenig spazieren! Ich habe leider eine dringende Besorgung. Damit Du ruhig bist, Du Othello, so wisse, daß ich mit Janet Einkäufe besorge. Kuß! Jenny."
Ja, so war seine Frau. So waren alle Frauen; alle Frauen hatten ihr Hündchen, alle Männer mußten nach dem Büro diese dummen Köter spazierenführen. Er nahm den Maulkorb und zischte:
„Fifi, Raubtier, komm her, wir wollen —"
Er verstummte plötzlich. Das war ja gar nicht Fifi; denn Jennys Fifi war doch ein Weibchen; und was er da vor sich hatte, war ein Männchen, das zwar Fifi verteufelt ähnlich sah, aber doch nicht Fifi sein konnte. Das Hündchen bellte wie verrückt; es war nicht zum Aushalten. Sollte er den Hund fortjagen? Nein, das durfte er nicht tun. Nach einer Viertelstunde war es ihm gelungen, dem Hündchen den Maulkorb anzulegen und ihn an die Leine zu bringen. Fortwährend grübelte er: Wie ist aus dem Weibchen ein Männchen geworden?
Kopfschüttelnd ging er mit Fifi, die nicht Fifi war, spazieren. Plötzlich war es ihm, als ob Fifi nach einer bestimmten Richtung an der Leine ziehe. Charles gab nach. Da sah ihn das Hündchen freundlich und dankbar an.
Sie kamen durch eine Parkanlage und kreuzten einen großen Platz. Das Hündchen begann nervös zu schnuppern und schien nicht zu wissen, nach welcher Seite es sich wenden solle. Dann aber zog es nach rechts und Charles folgte. Sie gelangten zu einem Haus, vor dem der Hund stehen blieb. Er sah auf die Haustüre und bellte. Gut, dachte Charles, gehen wir hinein. Freudig wedelte das Hündchen, das nicht Fifi war, mit dem Schweife und zog Charles hastig die Treppe hinauf. Auf der dritten Etage angekommen, blieb der Hund stehen und sah bald auf Charles, bald auf die Türe. Gut, dachte Charles, läuten wir an.
Bevor er aber läutete, blickte er auf das Türschild. Er las „Fred Priveur, Tennistrainer". Weht der Wind daher, dachte Charles. Gut, lassen wir ihn wehen; die Sache wird immer interessanter. Schau, schau, hier also wohnt der Tennisaffe, von dem Jenny so begeistert erzählt! Er läutete nicht, sondern bückte sich vielmehr zu dem Hündchen nieder und sagte: „Sei nicht bös, lieber Köter, wenn ich dich jetzt ein wenig quäle!" Er zwickte den Hund in den Schweif; der Hund begann zu bellen, er scharrte an der Türe. Charles lachte; er half dem Hund beim Scharren an der Türe; erst als er Schritte nahen hörte, eilte er rasch ins nächste Stockwerk, wo er sich verbarg und lauschte. Ein Herr öffnete und sagte erstaunt:
„Buffi, ja, Buffi, das ist doch unmöglich! Du kannst doch nicht gleichzeitig in der Wohnung und auf dem Gange sein?"
Das Raubtier hieß also Buffi! Buffi bellte freudig; und jetzt klang auch aus der Wohnung das Bellen eines Hündchens. Charles stutzte, in der Wohnung bellte ja die richtige Fifi.
„Komm herein, Buffi!" sagte der Herr. Die Türe wurde wieder geschlossen; im Stiegenhause trat Ruhe ein. Charles schlich sich wenige Minuten später aus dem Haus und begab sich in ein nahes Kaffeehaus. Tatsächlich, er wartete nicht vergeblich. Bald trat eine Dame aus dem Hause, die sich ängstlich nach allen Seiten umblickte. Es war Jenny; sie eilte rasch fort, ein Hündchen an der Leine. Und dieses Hündchen war Fifi.
Nun war Charles alles klar geworden; während er sich im Büro abplagte, hatte der geschniegelte Tennistrainer seine Frau besucht. Es war ihnen dann doch zu gefährlich geworden, darum suchten sie die Wohnung des Trainers auf. In ihrer Verliebtheit, die immer dumm macht, hatten sie die Hunde verwechselt. Mit Buffi war Fred zu Jenny gekommen, mit Fifi gingen sie fort. Und er, der lächerliche Ehegatte, sollte statt Fifi Buffi spazierenführen. Aber nun hatte er genug.
Als er spät nachts heimkam, sagte er kleinlaut zu Jenny:
„Ach, Liebste, was mir zugestoßen ist! Sei nicht böse! Als ich mit Fifi — Kurz, ich habe auf Fifi so wenig aufgepaßt, daß sie sich verlaufen hat!"
Jenny sah ihn streng an.
„Das schaut dir gleich! Nur gut, daß Fifi ein so gescheites Hündchen ist! Als ich nach den Einkäufen mit Janet heimkam, hockte die arme Fifi verlassen vor der Türe!"
Das Erstaunen, das Charles zeigte, war wunderbar gespielt.
„Wirklich? Oh, die schlaue Fifi! Dafür soll sie belohnt werden!"
Er holte aus der Küche ein großes Stück Zucker und lockte Fifi. Dazwischen sagte er:
„Im übrigen, Jenny, eine Neuigkeit! Denk dir, ich lasse mich von dir scheiden! ... So komm doch, Fifi!"
„Unerhört, ich —"
„So komm doch, Fifi! Eigentlich gebührt ja das Stück Zucker dem süßen, lieben Buffi, nicht wahr?" Während Jenny erbleichte und Charles sprachlos anstarrte, gab dieser lächelnd Fifi das Stück Zucker.
„Brave Fifi, bald wirst du viel mit Buffi beisammen sein. Vergiß nicht, ihn von mir zu grüßen!"

(J. Hegenbarth)



Die Gattin eines Münchener Justizrates hatte sich wegen eines Sommeraufenthaltes an ein Gasthaus in Tirol gewandt. Sie erhielt von dem Inhaber desselben folgende Antwort:
„Es würde mich sehr freuen, Sie, sehr geehrte gnädige Frau, in meinem Hause begrüßen zu können und kann ich Sie versichern, daß ich bemüht sein werde, um Ihnen Ihren Aufenthalt zu einem freudigen Ereignis zu machen!"

Es traf sich, daß Tante Malchen gerade bei mir war, als mir Anita strahlend ihren Erstgeborenen vorführte ... ein herziges Geschöpfchen, kaum acht Wochen alt. Nach einer Weile hielt die junge Mutter es für nötig, bei ihrem Kleinen einen Windelwechsel vorzunehmen. Da lag es nun, das süße strampelnde Etwas und ließ sich unbekümmert säubern, pudern und bewundern.
Ein rotes Fleckchen auf der rosigen Rundung des Säuglings veranlaßte Tante Malchen zu der Frage, ob dies ein Muttermal sei.
„Nein, aber ein Vatermal", erklärte Anita nicht ohne Stolz. Mit flüchtigem Erröten setzte sie hinzu: „Mein Mann hat es genau an derselben Stelle."
Kaum hatte sich Anita von uns verabschiedet —


(O. Nückel)

die Tür war eben in das Schloß gefallen —, wandte sich Tante Malchen mit allen Zeichen der tiefsten Mißbilligung mir zu: „Na, höre mal, deine Freundin scheint ja mit ihrem Mann mächtig intim zu sein!"

Der kleine Dieter hatte sich verbotenerweise an einem Lastfuhrwerk hinten angehängt und war von seiner vierzehnjährigen Schwester Inge dabei erwischt worden. Sie zankte ihn wegen seines Leichtsinns aus und berichtete darüber auch der Mutter, die nun ihrerseits eine Strafpredigt über Dieter verhängte, an welcher sich schließlich auch seine älteste Schwester Hanna, die gerade dazu kam, lebhaft beteiligte.
Dieter hörte sich die vereinigten Scheltworte eine Weile trotzig an. Weil aber die drei Frauensleute gar nicht wieder damit aufhören wollten, wurde es ihm denn doch zu arg: er trat den Rückzug an, eine Hand in der Tasche, die andere aber, zur Faust geballt, wütend schüttelnd, und rief erbost aus: „Das sag ich euch aber: wenn ich mal verheiratet bin und meine Frau läßt mich nicht mal an einem Lastwagen anhängen, dann werde ich ihr aber saftig das Fell verhauen!"

Kürzlich lernte ich einen kennen. Er erzählte mir von einem Gasthof, den er von den Eltern geerbt hatte.
„Vierzig Hektoliter dunkles Bier schenken wir an guten Tagen aus", sagte er stolz.
„Und helles?", fragte ich interessiert.
Er antwortete: „Bei uns gibt es nur dunkles Bier. Sie müssen nämlich wissen, der Gasthof liegt am Ausgang des Friedhofes — —"

Der Schweinskopf

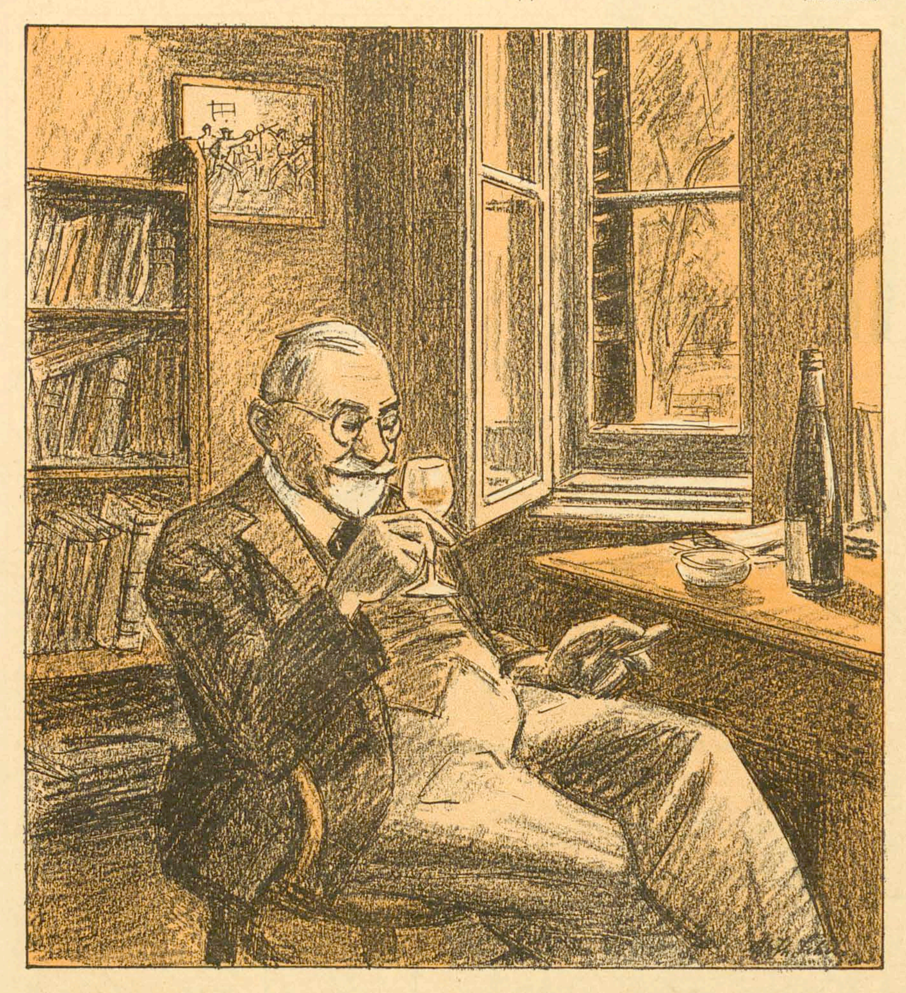
(O. Gulbransson)

„So serviert man einen Schweinskopf nicht. Eine Zitrone gehört ins Maul und Papierkrausen drum herum!"

— — — — — — — — — — — —

Stiller Suff

(Wilhelm Schulz)



Als ich noch jünger war,
trank ich nicht gern allein.
Mit einer Freundesschar
saß ich beim Abendwein.

Das war ganz hübsch soweit.
Ich war ein guter Junge
und noch nicht sehr gescheit.
Froh plapperte die Zunge.

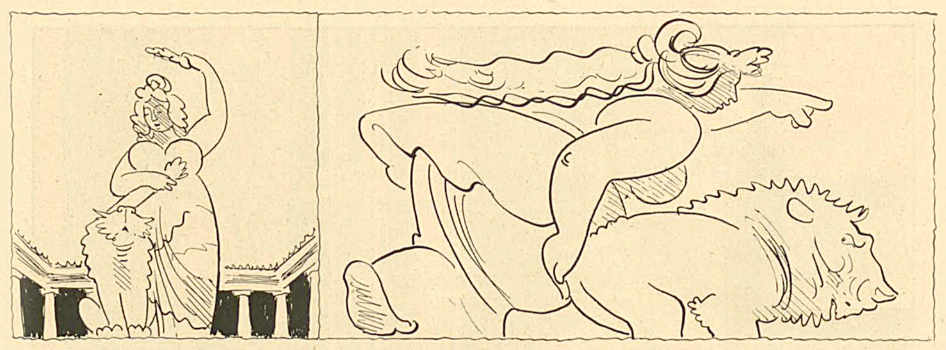
Die andern lauschten mir
und machten ihren Schnitt.
Ich hatte das Pläsier.
Sie hatten den Profit.

— Jetzt zieh' ich alter Gauch,
allein mit meinem Glase,
mir selbst zum Hausgebrauch
die Würmer aus der Nase.

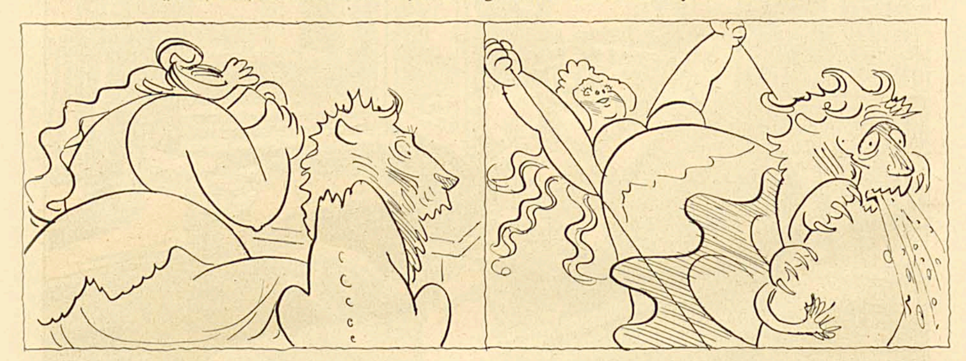
Ratatöskr

Die Bavaria auf dem Oktoberfest

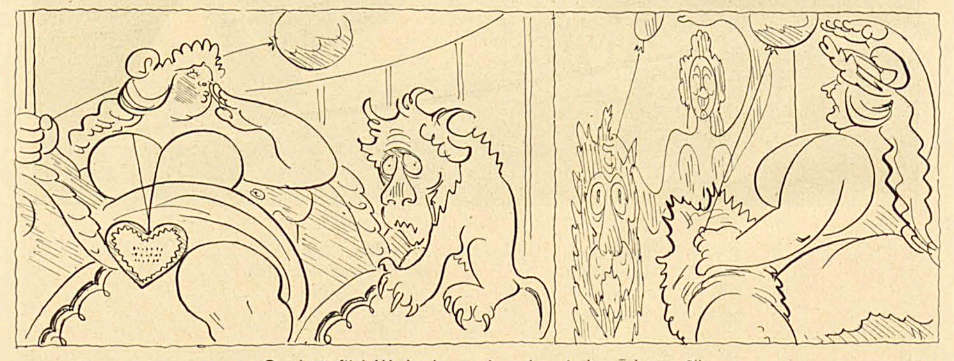
(Fr. Bilek)



„Also, Leo, allaweil zuaschaun, dös mag i net . . . mir macha jetzt amal mit!"



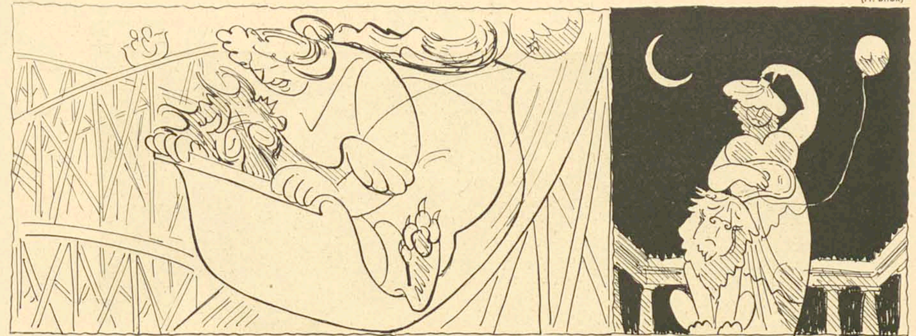
„An Durscht hab i von dem ewigen Rumstehn . . . rührn muaß si' was!"



„Grad zünfti is'!! Ja, Leo, wie schaust denn du aus?"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.


(Fr. Bilek)

„Jetzt gehn wir gleich hoam! Aber schön war's doch!"

Beglückende Antwort

Von Käte Biel

Die sechste Nacht war vorüber, und der siebte Tag sollte beginnen.
Länger hatten sie noch kein Recht, ihre Kopfkissen nebeneinander zu legen.
Auf dem Bettrand saß Gerd und fischte, milde schimpfend, mit dem großen Zeh nach seinem Pantoffel. Herta wünschte dem Dackel guten Morgen, der wunderhübsch auf das Couchkissen gestickt war, weil die sonst recht kultivierte Hotelleitung eine finstere Vorliebe für derartige künstlerischen Wirkungen hatte. Gleich bei der Ankunft hatten Gerd und Herta, nicht frei von snobistischen Regungen, das Kissen umgedreht, aber die Zimmermädchen, bis obenhin vollgestopft mit den Dämonen der Ordnungsliebe, lieferten das, was sie für die richtige Seite hielten, unbeirrt immer wieder dem Tageslicht aus. Inzwischen hatte das Ehepaar sich an den stummen Zuschauer gewöhnt; nur abends breitete Gerd ein Tuch darüber, weil er auch keine imaginären Zeugen liebte, wenn er Herta küßte.
Er ist so feinfühlig, dachte Herta dankbar. Er wirkt männlich und repräsentativ in jeder Lebenslage, und nichts ist an ihm, oder in seinem Wesen, das man verzeihend belächeln müßte.
Ich liebe dich, wollte sie gerade sagen, weil dies immer ein kleidsamer und gebräuchlicher Ausruf für eine junge Frau ist, doch da erstarb ihr das Wort im Munde —
Denn Gerd entnahm seinem Koffer, über den sie sich in sechstägiger Ehe noch keine volle Herrschaft angemaßt hatte, ein anderes Hemd.
Und da lag nun das Hemd, während Gerd sich zu rasieren begann.
Und es lag da im hellen Sonnenschein und war eine Aussage über den Wechsel in der Herrenmode.
Das ungeschriebene Gesetz, ein Oberhemd habe eine Einheit zu sein, bestand nicht mehr.
Hertas Stimme zitterte etwas. „Mode ist aber eigentlich doch immer nur da, wo man das Ergebnis auch sehen kann, Gerd?" erkundigte sie sich nervös.
„Nicht immer!" murmelte er freundlich unter vielem weißen Schaum heraus. „Um zu erfahren, daß es eine Mode auch für das Bedingt-Sichtbare gibt, mußt du nur die Auslage eines Damen-Wäschegeschäfts betrachten!"
„Das ist etwas ganz anderes!" sagte Herta spontan. „Diese Dinge sollen — wenigstens gelegentlich — Schmuckwert haben! — Aber welchen Sinn hat es, etwas so Sachliches wie ein männliches Hemd rückwärts unten mit einem Einsatz aus anderem Stoff zu versehen?"
Er sah sie nachdenklich an. Das Hemd war geflickt, und das hatte Frau Bergmann getan, die seine Wäsche besorgte.
„Ein Hemd kann natürlich entzwei gehen!" sagte Herta mühsam, „aber zuerst an dieser Stelle? — Ich wußte, daß du eine sitzende Lebensweise hast, aber daß sich dies derartig auswirkt — das wußte ich nicht!"
„Es ist mein Beruf, meine Arbeit in dieser Haltung zu verrichten!" gab er feierlich zu. „Und außerdem verwittert sogar Gestein! Wie kannst du von einem Wäschestück ewige Haltbarkeit verlangen?"
Herta fühlte, wie sie plötzlich reifer wurde. Jäh begriff sie das Dasein. Ist schließlich ein Mann weniger männlich, weil seine Tätigkeit ihn zwingt, seine Hemden zuerst rückwärts unten zu ruinieren?
Er sah gerührt, wie sie mit sich kämpfte. „Ich bin weder Filmstar, noch Gesandtschaftssekretär", sagte er großartig, „und überhaupt wirst du dich mit meinem Gehalt einrichten müssen. In einigen Jahren bist du sicher völlig in die Welt sinnvollen Hausfrauentums hineingewachsen und wirst das, was dich jetzt aus allen Wolken fallen läßt, geradezu als selbstverständliche Forderung an mich betrachten. Denn auch sparsame Oberhemdenbewirtschaftung trägt dazu bei, dir Sommerreisen, neue Kinderkleider und Pelzmäntel leichter zu ermöglichen —!"
„Nein!" rief sie empört, „so bin ich nicht!" „Doch!" sagte er mitleidig. „Das weißt du nur noch nicht."
Sie sah ihn verzweifelt an. Er blickte weder bitter noch böse. Da führte sie resigniert das Gespräch an seinen Ausgangspunkt zurück.
„Ich bin erst eine Woche mit dir verheiratet, und das reparierte Hemd hat mich erschreckt! Diese Stelle ist allzu symbolisch in Bezug auf deinen Beruf!"
Jetzt hielt er das heftige Gelächter, das in ihm saß, nicht länger mehr zurück. „Keinen blassen Schimmer hast du von männlicher Wäsche, liebes Kind! — Die Manschetten mußten doch nur erneuert werden, und sämtliche Flickfrauen der Welt nehmen dann hinten ein Stück heraus, weil sie glauben, diese Bezirke seien der Öffentlichkeit nicht zugänglich!"
Herta lächelte befreit. „Das Leben ist wunderbar!" Nichts an Gerd war komisch; sie konnte wieder zu ihm aufblicken. Und weil sie, wenigstens in diesem Jahr, noch nicht an Sommerreisen, Kinderkleider und Pelzmäntel zu denken brauchte, verlor ihre Seele alle Erdenschwere, schwang sich auf und ging wieder im strahlenden Sonnenschein über den Wolken spazieren. Dort, wo es keine überraschenden Geheimnisse tief verborgen in männlichen Beinkleidern gab.

Rumpelstilzchen / Von Hans Karl Breslauer

Liselotte stellte die Teetasse auf das Tischchen und sah die Freundin verschmitzt an.
„Kannst du ein Geheimnis bewahren, Mia?"
„Du solltest mich doch kennen ...", beteuerte Mia, „ich kann schweigen —"
„Dann höre ... Ich bin meinem Mann hinter die Schliche gekommen ... Er führt — wie ein ordentlicher Kaufmann — über seine Abenteuer Buch! Und heute morgen ließ er das verräterische Notizbuch auf seinem Schreibtisch liegen. Du, das ist ein drolliges Büchlein ... Aber das Heiterste daran ist, daß er mir nach jedem Abenteuer ein Geschenk macht und es in seinem Notizbuch genau vermerkt ... Siehst du, Mia, ich habe mich schon manchmal gewundert, weshalb er zu den unmöglichsten Zeiten plötzlich so freigebig wird! Jetzt weiß ich es — er beruhigt damit sein Gewissen!" Frau Liselotte lachte vergnügt und Mia sagte verwundert: „Darüber kannst du lachen?"
„Schatz, Zank und Tränen würden alles verderben! Immer besser, von einem bereuenden Mann beschenkt zu werden, als zu wissen, daß er seinen Flirt mit Geschenken überschüttet!"
„Und — was steht in dem Notizbuch?"
„Leider enthält es keine Details. Nur karge Angaben ... Einmal notiert er: Dame in Grün — Lisa Smaragdring gekauft ... Dann heißt es: Goldblonde Elfe — für Lisa goldenes Handtäschchen ..."
„Das verstehe ich nicht ..."
„Aber Mia, was ist daran nicht zu verstehen? Er ist vorsichtig und schreibt keine Namen, sondern charakterisiert die Blumen mit zwei Worten ... So verdanke ich zum Beispiel meinen Sealmantel einer „rassigen Russin" und den kleinen Innenlenker einer „Autofreundin!" ... Du bemerkst, daß immer ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen seinem jeweiligen Flirt und meinem Geschenk ... Auch nehme ich an, daß das Geschenk mit der Größe der Leidenschaft im Werte steigt ..."
„Unglaublich ..."
„Aber das Lustigste ereignete sich dieser Tage ... Vorgestern überraschte mich Heinrich mit einem Karton Seife ... Drei Stück Toilettenseife —."
„Und —"
„Und —", rief Frau Liselotte ausgelassen, „— und denk nur, in seinem Notizbuch steht: ‚Rumpelstilzchen — für Lisa ein Karton Seife!' ... Ist das nicht grotesk ... Ein Karton —." Frau Liselotte hob lauschend den Kopf, gab der Freundin einen Wink und sagte zu dem eintretenden Gatten: „Schon zurück, Heinrich ... So früh? ..."
„Ja, Kind, ich beeilte mich ... Ich habe Opernkarten besorgt ..."
„Wie nett ...", erhob sich Frau Liselotte. „Du entschuldigst, Mia, ich will nur rasch die Schneiderin anklingeln, sie läßt mich wieder einmal warten!"
Liselotte verließ den Salon und Heinrich nahm neben Mia Platz.
„Na", flüsterte er ihr ins Ohr, „na, wie geht's, Rumpelstilzchen?"
Da schob Mia mit einem Ruck den Fauteuil zurück, blitzte Heinrich an und zischte empört:
„Drei Stück Seife — ist das deine grenzenlose Liebe?"

Das Erwachen

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn ich mich nur erinnern könnte, von wem ich geträumt habe, damit ich weiß, ob ich mich schämen muß!“

München, 2. Oktober 1938
43. Jahrgang / Nummer 39

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

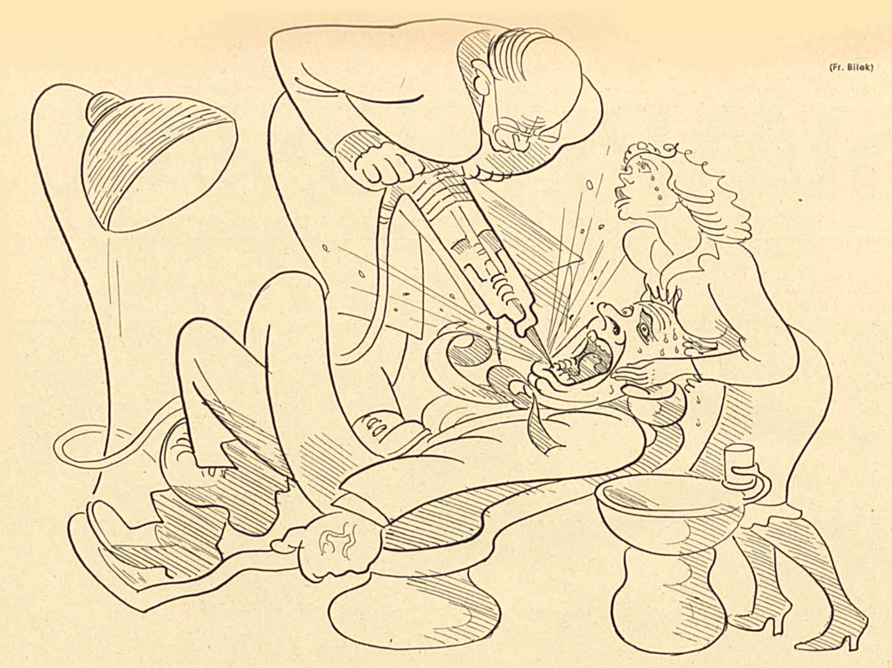
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Training

(E. Thöny)



„Weißt du, den Tod fürchten wir Sowjet-Offiziere nicht, ans Erschossenwerden hat uns Stalin gewöhnt!"



Vision beim Zahnarzt: „Also der rechte Eckzahn braucht ein wenig Luft!"

Die Insel der mannhungrigen Erbinnen

Es gibt eine Insel voll reizender Frauen, reich, schön und nicht wählerisch. Aber sie kriegen keine Männer! Sie tragen kostbare Kleidung, Goldschmuck, dessen Gewicht in die Pfunde geht, und Perlenketten, wie Tiffany in Newyork sie nicht kostbarer verkauft. Aber sie haben keine Männer! Sie leben in einem natürlichen Paradies, in gesundem Klima, ohne Steuern, Telefon und Autopannen. Hunger ist unbekannt. Man braucht nur zu pflücken, was man essen will. Außerdem, wie gesagt, sind sie reich.
Aber sie haben keine Männer!
Sie wären nicht einmal eifersüchtig, und keine Frau ist so überheblich, einen Mann für sich allein zu wollen. Wer will, kann sich ein oder zwei Dutzend der hübschesten Frauen aussuchen und er braucht nicht einmal für seine Familie zu arbeiten. Das tun die Frauen gerne. Das heißt, sie täten es gerne. Aber sie haben keine Männer!
Die Frauen von San Blas, auch Tigerinsel genannt, nicht weit vom Panamakanal, treiben Handel mit Kokosnüssen und werden reich dabei. Aber...
Jahrhunderte lang war über die San Blas Indios fast nichts bekannt. Die Männer waren wilde, grausame Krieger und wollten mit den Weißen keine Berührung.
Henry Morgan und andere Piraten waren die Ersten, die mit den Wilden in nähere Berührung kamen. Es lohnte sich für sie, denn die San Blas-Leute gaben für Dolche und Eisen soviel Perlen und Flußgold, wie die Weißen mitnehmen wollten. Für sie hatte es nicht den geringsten Wert.
Noch heute tragen die Frauen von San Blas schwere Ketten mit spanischen Dublonen, englischen Sovereigns und Golddollars, und ihre Kleider sind so mit Gold überladen, daß sie kaum darin gehen können.
Dann kam der Panamakanal, und die Männer von San Blas verschwanden einer nach dem anderen. Panama gefiel ihnen besser als ihre stille Insel. Nur wenige blieben. Viel zu wenige. Viele Schiffe laufen die Insel an, aber die Schiffer lassen niemand an Land. Die Frauen pflegen alle Männer zu entführen — wenn es nicht anders geht, mit Gewalt! Dabei sind die meisten ausgesprochen hübsch und selbst für amerikanische Begriffe reich! Das Klima ist herrlich, ewiger Sonnenschein und aller Zauber der Südsee. Ein Paradies mit vielen Evas und kaum einem Adam. Die Männer von der Tigerinsel schinden sich als Heizer auf Küstendampfern. Plagen sich in den Häfen mit schwerer, schlecht bezahlter Arbeit. Und die Frauen warten vergebens auf Adams Rückkehr ins Paradies. Es ist eine verrückte Welt.

Heinz Geck

In der Fremde

Von Ratatöskr

So schöne Wolken wie bei mir daheim
gibt's nirgends mehr.
Hier ist der Himmel grau wie Gerstenschleim
und inhaltsleer.

Wo ist der Zauberburgen Wunderbau
mit Turm und Wall?
Wo sind die Märchentiere hoch im Blau,
die Fratzen all?

Ein lächerliches Drächlein am Spagat —
im Graupensee
wippt's hin und her als tristes Surrogat...
Herrjemineh!

Ein Viertelstündchen

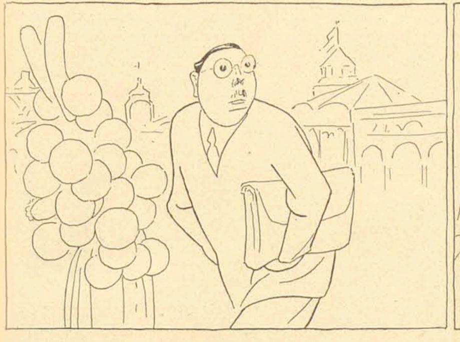
Können Sie sich vorstellen, daß Alexander der Große Mittagsschlaf gehalten hat? Ich nicht. Mit fünfundzwanzig Jahren legt man sich nach dem Essen nicht aufs Ohr, wenn man die Absicht hat, Indien zu erobern. Eroberer dürfen so etwas überhaupt nicht tun. Ja, wenn Alexander am Vormittag im Büro gewesen wäre und zwei Stunden Mittagspause gehabt hätte, ja dann. Aber Helden machen keine Mittagspause. Sie schwingen sich nach dem Kompott sofort wieder aufs Schlachtroß und stürmen neuen Zielen entgegen. Sie wissen nichts von: Nach dem Essen sollst du ruhn oder tausend Schritte tun.
Aus diesem Grunde sind jungverheiratete Frauen gegen den Nachmittagsschlaf ihrer Helden. Er hat sowas vom sonnigen Lebensabend. Er ist ein illegitimer Schlaf. Niemals wird im Film der Held, erfüllt von zackiger Liebe, ein Nickerchen tun.
Den Nachmittagsschlaf verheimlicht der Herr des Hauses. „Hab mich nur ein bißchen zum Nachdenken hingesetzt", sagt er, wenn er erwischt wird. Ja, in der Biedermeierzeit muß der Mittagsschlaf offiziell gewesen sein, den liebende Hände stickten mit Perlen auf Kissen „Nur ein Viertelstündchen", damit es sich auf der Wange des Geliebten abdrücke. Selbst ältere Monarchen schlafen nach Tische nicht, und in den Berichten heißt es: „Nach der Tafel zog sich seine Majestät in die Privatgemächer zurück, um zu arbeiten." Nur die Kammerdiener wußten von den langen Atemzügen, die diese Arbeit verursachte.
Zum Mittagsschlaf legt man sich auch nicht richtig ins Bett. Manche können nur nach Tisch schlafen, wenn sie sich in einen Sessel setzen und die Beine über die Lehne legen oder gar auf den Schreibtisch. Das soll heißen: So ein Schläfchen können Sie doch nicht ernst nehmen.
Von meinem Freunde Karl hieß es immer, er habe gesagt: ich bin müde, ich muß ins Büro. Nur dort soll er die richtige Ruhe gefunden haben. Er hat Indien niemals erobert.

Foltzick

Auf der Suche nach der Hungersnot

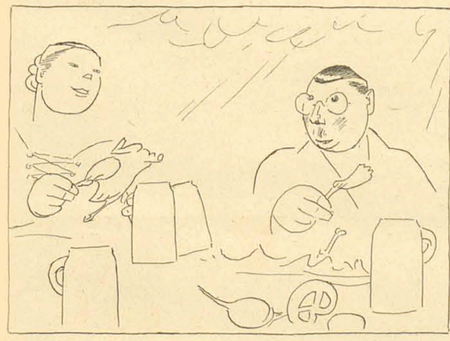
Erlebnisse eines Auslandsjournalisten beim Münchner Oktoberfest

(O. Gulbransson)

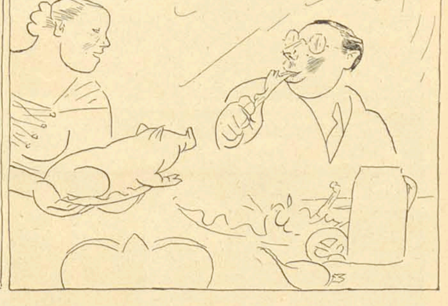


„Hier muß sich die Hungersnot ja zeigen!"

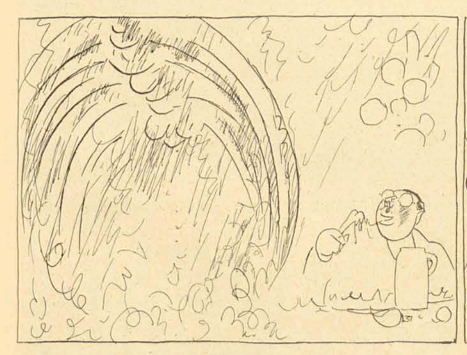
„Noch a' Steckerlfisch gefällig?"



„Wie wär's mit am zweiten Brathendl?"

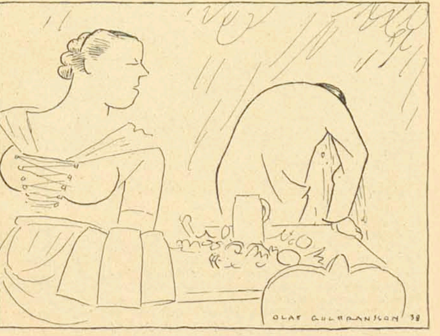


„A schöns Spanferkerl hätt i'!"





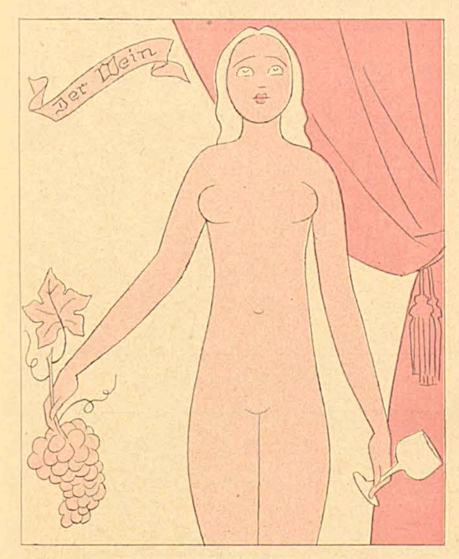
„Soll ich noch Ochse am Spieß . . ?"



„O mei, der arme Mann wollt' über die Münchner Hungersnot schreiben und jetzt hat er sich überfressen!"

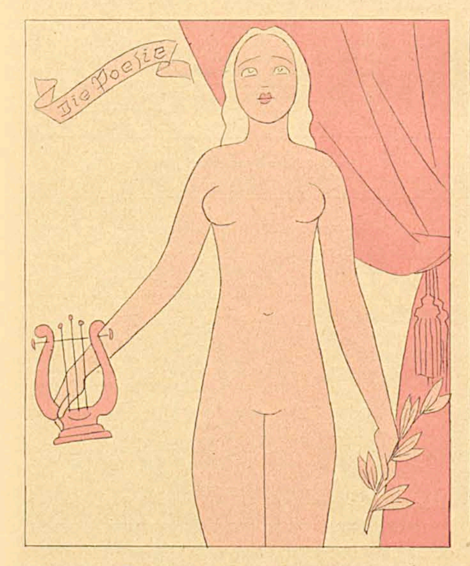
Vierjahresplan eines bequemen Kunstmalers

(Karl Arnold)

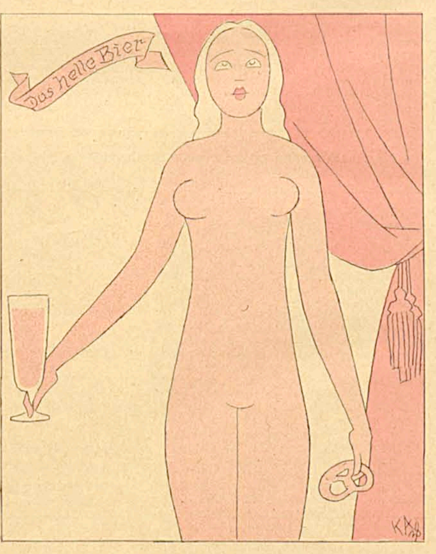


Erste Jahresleistung

Zweite Jahresleistung



Dritte Jahresleistung



Vierte Jahresleistung

Warnung

(Erich Schilling)



„Was is', Freilein, darf ich Ihnen zu an' Steckerlfisch ei'laden?" — „Jawoi, aber wohna tua i fei' bei meiner Muatta!"

FEIGEN

In einem stark frequentierten, aufstrebenden Badestädtchen der Saarpfalz sah sich die rührige Stadtverwaltung veranlaßt, die außerordentlichen und günstigen klimatischen Verhältnisse des Bades dergestalt auszunützen, daß sie die Anpflanzung von Feigenbäumen in den Kuranlagen betrieb. Auch Witwe Rüb, geb. Samen, die stets und immer öffentlich und „still" lebhaftesten Anteil an den Geschicken des Badestädtchens nahm, hörte die unglaubliche Kunde von dem Anbau der Feigenpflanzen in den Kuranlagen. Sie, die doch auch gebildet war und ihre Hochzeitsreise seinerzeit gen Italien machte, kannte das tropische Klima aus Erfahrung. Es kämpfte also Bildung und Rückständigkeit einen edlen Kampf, mit dem Ergebnis, daß Witwe Rüb in Gegenwart ihrer Enkel zur Tochter sagte: „Wenn se reif sind (die Feigen!), gehn mer nunner un gucken. Ich glaub nit dran!"
Mittlerweile gingen Stadtverwaltung und Natur, ohne Frau Rübs Gärungsprozeß zu beachten, ihren Weg. Und richtig, die ersten Feigen reiften heran. Unglaublich! Witwe Rüb packte daher gleich am nächsten Sonntag ihre Tochter mit Enkelkindern zusammen und wallfahrtete hinunter in die Kuranlagen zu den Feigenbäumen.
Versonnen und tief nachdenkend stund sie vor den wirklich vorhandenen schönen Früchten. Welche Gedanken und Gefühle in Witwe Rüb vorgingen, wußte niemand, still war sie, ganz still. Da auf einmal öffnete sich der sonst so kecke Mund zur resignierten Bemerkung an die Tochter gerichtet: „Ich habe mir eigentlich die Feigenblätter größer vorgestellt!"

Zwiegespräche auf der Festwiese

Von Ernst Hoferichter

Herr Loichinger und Herr Anzensberger gehen zusammen auf die Festwiese. Einer fühlt sich vom andern mitgenommen. Keiner wäre für sich allein denkbar und erst zu zweit ergeben sie jene Einheit, die sich wiederum in der Rede teilt.
Jeder glaubt zu führen und wird geführt. Ihre Ansichten wechseln sie sich gegenseitig zu Kleingeld um. Und wenn sie da oder dort auf eine Weile stehen bleiben, so werden sie innerlich erst bewegt — —

Vor der Raubtierschau

Links und rechts von der Kasse sind zum Anreiz und als Kostprobe Papageien, Pinselaffen und dazwischen — ein Zebra zur Parade ausgestellt...
„Da schaug hin, dös Zebra is guat troffa...!"
„A komisches Viech is schon, dös Viech —! Is's jetzt eigentli schwarz oder weiß?"
„Sehr richtig! Wennst plötzlich moanst — es könnt schwarz sei, dann werd's wieder weiß und wennst so weit bist, daß du's für weiß anschaugst, dann —"
„Charakter hat's auf jeden Fall koan...!"
„Den braucht's aa net hab'n, derf's gar net hab'n, wenn's aa wuildes Viech sein will."
„Wuild is aber net! Da lies, was da ang'schrieb'n steht: Erstes zahmes und dressiertes Zebra der Welt! — —"
„Dös tat mich interessieren — wia dös dressiert is...!"
„Mi aa! Da kann i mir jetzt augenblicklich gar nix vorstell'n — —" „I aa net."
„Vielleicht springt's durch an feuerspeienden Reifen? Oder es fahrt auf an Radel über a Drahtseil?"
„Ausg'schlossen, ganz ausgeschlossen! Für so was gibt sich a Zebra gar net her. Da is' viel zu dappad dazua!"
„Für was is's nachher auf d' Welt komma?"
„Eher tuat's no aus der Hand lesen oder an Blick in dö Zukunft werfa! Eher schon no!"
„Wenn's drauf dressiert word'n is, dann is da nix dabei! A Kunststück ist dös net, wenn's as g'lernt hat."
„Interessant aber is' auf jeden Fall!"
„Dös sag i aa."
„Zwanz'g Pfennig Eintritt kost's..."
„Zwanz'g Pfennig!"
„I muaß schon sag'n — recht viel hat mir a Zebra no nia abgeb'n."
„Mir aa net. Wenn's no wuild wär', so ganz unverdorb'n, nachher eher — —"
„Es is halt dressiert — —"
„Da kannst nix macha. Jetzt is schon, wias is."
„Geh'n ma a Stückel weiter — —!"

Die Dame ohne Unterleib

„Heb' di staad...! Da stell i mi alle Jahr wieder gern davor hin."
„Geh, dös is ja doch nur a Schwindel!"
„Geklärt und aufkomma is' no net! Und so lang is aa koa Schwindel. Da muaßt d' scho a bisserl vorsichtig sei mit dein'm Urteil, mei Liaber!"
„Und i sag, daß dös einfach net gibt, daß a Dame ohne Unterleib — —"
„Net gibt? Häufig is freili net! Und wenn's alltäglich wär', dann tat sich koa Mensch was dabei denka! Aber weils der betreffenden Dame gleichzeitig vom Schicksal und von der Mutter Natur aufg'setzt is, daß eb'n koan hoat, darum denk i drüber nach — — Und weil's Damen gibt, die davon z'viel hab'n, drum kann's anderseits aa wieder Weibsbuilda geb'n, die nur wenig oder gar koan besitzen — —"
„Aber a gewisse Phantasie g'hört doch dazua her, daß — —"
„Gar nix g'hört her, weil's gar nix dergleichen hat! Und dös is ja das Wunderbare an dem Mensch, reschpektive an dera Dame, daß sie deshalb aa existieren kann, daß sie sowohl weint als wia aa lacht, daß sie sich zu ergötzen vermag...!"
„Mit'm Ergötzen werd's bei ihr net so weit her sei — —?"
„Was wett' ma, daß sich dö ergötzt? Allerdings mehr an sogenannten unverbindlichen Schönheiten — wie an Feld und Wald, an Täler weit und Höhen...! Dös sell merkst dir..."
„Jetzt sand ma aber wieder von der Hauptsach' abkemma. Du behauptest also, daß die Dame koan — —?" „Ja, aber sie behaupt's vor allem!"
„Also, ihr zwoa behauptet's, daß — —. Na, dös bring i einfach net in mein'n Kopf eini! Und wenn dös koa Schwindel is, dann friß i Putzlumpen!"
„Dö Ausgab'n machst dir ganz umsonst! Weil i nämlich an Zeugen hab...! Jawohl! Dö Hausmoasterin, dö bei uns im Haus g'wohnt hat, dö war vor drei Jahr persönlich in dera Bude drinn, hat der Vorstellung als Augenzeuge beigewohnt — und hat g'seh'g'n, daß betreff dieses überhaupts nix zum Sehg'n war...!"
„Dös möcht i von dera Hausmoasterin bestätigt kriag'n! Wenn dö in derer Vorstellung persönli drinna war, dann —." „Nix anders!"
„— dann muaß sie's aa verzähl'n kenna, wia's in Wirklichkeit war! Du, dö Adreß von derer Hausmoasterin muaß i hab'n!"
„Ja, mei, dö is schon vorigs Jahr auszog'n — und i woaß koan Nama und koa Straß'n net, wo — —."
„Vielleicht, wennst d' nachdenkst, daß ma's dann im Adreßbuch oder auf da Polizei...?"
„Sei staad, damit i denka kann!"
„Paß auf! Da fallt ma aber grad ein — wenn ma lieber selber doch glei in die Vorstellung eini gengaten —?"
„Zu was denn? Laß mi nur denka! Der Name fällt ma schon noch ein!"
„Recht hast, zu was soll ma allaweil dö Umweg' macha — —."
„Sehr richtig, dös is der ganze Unterleib net wert...!"

Das Spanferkel

„...und jetzt geh her! Jetzt kaaf ma uns a Portion Spanfackel...! Jetzt soll all's hin sein!"
„Na, dös is ma z'teier!"
„Und wenn i di einlad? Wenn du mei Gast bist? Wenn's di koan Pfenning kost'?"
„Ja, guat — wenn du's net anders willst!"
„Gilt schon! Du sollst sehg'n, daß's noch a Freundschaft gibt! Und somit: zahl'n tua i!"
„I hab' nix dageg'n!"
„Guat! Nachher red'n ma nimmer weiter. So was mach i ganz stillschweigend. Es is ja nur alle Jahr oanmal im September a Oktoberfest... Und dös muaß g'feiert werd'n...!"
„An richtigen Kohldampf hätt i schon!"
„Dös is recht... So... und jetzt genga ma da umi... hinterm Hibbadrom vüri, dann kemma ma pfeilgrad auf dö Fackerl zuawi — — —. Aaaah, da riachas schon rüber...!"
„Schön schaug'n s' her, grad prima...!"
„Und knusp'rig müassen dö sei, daß ma's schon beim Onschaug'n zwischen dö Zöhn kracha hört."
„An solchan Hunga hab i schon, daß — —"
„Laß da Zeit, du kriagst dei Sach schon — —. Jetzt schaug'n ma amal, was dö Viecher kosten. Aha... zwa Portionen... dös macht also zusammen — —. Na ja — — —."
„Wennst mi schon einlad'st, dann möcht i, daß net so arg fett is, weil..."

(J. Kreis)

„I sag dir ja: tua net so pressiern'n...! Schaug dir's z'erst genau on!" „I siehg's ja so..."
„Ja, aber siehgst dös aa, wia oan dös Viecherl onschaugt...? Als obs no was sag'n wollt...! Zum Sprechen natürlich... und doch hat's sein junges Leb'n lassen müassen...! Nix Schön's hat so a Viecherl net... Denn wenn's no länger hinlebt, dann muaß a Sau werd'n, a ganz ordinäre Sau... Und wenn's dös vermeid'n will, dann muaß als Spanfackel am Rost endigen...
„Stimmt schon..."
„Und je länger i hinschaug, um so leider tuat mir dös Viech..."
„Wennst no lang weiter red'st, dann is mir mei Hunger vergangal"
„I red nix mehr, aber ma red't ja bloß — weil's nix dafür kann, noch so jung is — und mir genga her und fressen's..." „Traurig aber wahr."
„Aha, du hast aa schon koa Freid mehr...? Dann lad i di zu an Steckerlfisch ein... Siehgst, da dort werd'n grad a paar ferti...!"
„An Hunger hätt i schon an sakrischen..."
„Was kosten s' denn...? Wa—as...? Oan Stück kost't...? Du, schaug hin, dö hab'n den selben Blick... Na, i kann's net übers Herz bringa... Was moanst du?"
„Von mir aus... i kaaf ma jetzt fünf Bretzen —."
„Na... da werd nix zahlt... laß dei Geld drinna. I hab di eing'lad'n... Da kenn i koan G'schpaß... So, da hab'n S' dreiß'g Pfenning, Fräulein...! — Wo's Oktoberfest doch im Jahr nur oanmal g'feiert werd...!" „— — — — — — —"
„Und wennst du's g'gessen hast, dann schau ma' noch a bisserl zu dem Zebra hin..."
„— — — — — — —"
„...Oder zu der Dame ohne Unterleib? Was dir liaber is...?"

Der Mann aus Boston

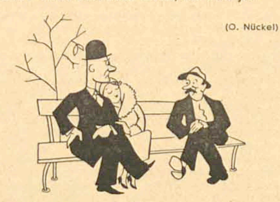
Von Bastian Müller

Wir saßen alle bei Simson in der Schänke und tranken. Aber es war nicht lustig. Vielleicht kam es von dem sauren Wein, den wir trinken mußten, weil unser Geld knapp war. Wir schimpften wegen der Säure auf den Wirt und wollten uns rächen.
„Bring die Würfel!" rief Mario, „wir wollen eine Runde auswerfen."
Wir nahmen uns alle vor, den Wirt hereinzulegen. Da fiel uns der Mann in der Ecke auf. Er saß da und döste über dem Viertel Roten und blinzelte müde und gelangweilt zu uns herüber, und wir dachten alle dasselbe.
„Macht mit!" rief Mario ihm zu.
Er schüttelte den Kopf.
„Kommt schon her!" sprach ihm Mario zu, „so allein trinken, das bekommt nicht."
Aber der andere war wohl zu schüchtern. Da standen wir auf und setzten uns zu ihm. Er hatte einen guten, soliden Anzug an, ein bißchen ausgefallen zwar, aber man konnte ihm wohl das Geld für eine verlorene Runde zutrauen.
Simson kam mit den Lederbechern und Würfeln und wir begannen. Es klappte vorzüglich. Der Fremde verlor zuerst. Eine Runde. Er bestellte und zahlte, und wir sahen, daß er genügend Geld in der Tasche trug. Er prostete uns zu und begann die zweite Runde zu würfeln. Wir stießen uns an, heimlich unter dem Tisch. Wir verstanden uns, der Mario, Johnson und ich: Simson sollte diesmal verlieren. Nein, keiner würde ahnen, daß wir den Trick kannten, mit dem man selbst aus einem Lederbecher würfeln konnte wie es gerade nottat. Simson hatte zu zahlen.
„Pech!" sagte Mario. „Aber das Unglück geht sicher Reih um."
„Nein", sagte da der Mann, „ich möchte aufhören." Wir hörten an seiner Sprache, daß er einer aus Boston war.
„Unsinn!" sagte Mario, „jetzt wo wir an die Reihe kommen!"
„Nein", sagte der Mann aus Boston wieder, „ich möchte nicht mehr."
„Sind Sie aus Boston?" fragte da Mario. „Sie müssen aus Boston sein, da soll es ja nur Feiglinge geben!"
Er zielte scharf, dieser Mario aus dem Westen. Der andere wurde ein wenig rot, sagte aber nichts. Er stand auf und ging.
„So ein Feigling!" sagte Mario noch einmal. Und er nahm die Würfel und wir alle warfen, und

Simson hatte die zweite Runde zu zahlen. Da brach auch er das Spiel ab.
Ihm wagten wir nichts zu sagen.
„Wer war der Kerl?" fragte Mario verdrießlich, als wir aufstanden und uns in unsere Ringkämpferbude am Strand begeben wollten, wo wir abends Vorstellungen gaben, um die Fremden von New Salltown etwas zu unterhalten und unser klägliches Geld zu verdienen.
„Das war Francis Hill", sagte Simson, „er kommt alle Jahre, seit seinem großen Geschäft", setzte er hinzu und räumte die Gläser weg.
„Augenblick...", sagte Mario, „Francis Hill...?"
„Ich weiß Bescheid", sagte ich. „Ich kenne ihn, das ist doch der Mann von der Ausstellung 1929, der aus Boston. Das ist doch Francis Hill, dem es trotz der Ausstellung anfänglich so dreckig ging, weil er von seiner Trapezkunst nicht leben und nicht sterben konnte, bis er dann alles auf eine Karte setzte und 'ne Sensation wurde. Francis Hill, das ist der, der sich vom Turm der Ausstellung, mit den Füßen kopfabwärts an einer Trapezstange hängend, von einem Heißluftballon in die Höhe tragen ließ. Und in sechshundert Meter Höhe schwang er sich auf das Trapez und sprang ab, und ein Fallschirm öffnete sich, und den ließ er wieder los, und dann öffnete sich ein zweiter, und das mache er im ganzen viermal. Das letztemal verteufelt dicht über dem Erdboden."
„Weißt du, Mario, da hattest du mächtig Dusel, daß er dir den Feigling nicht zurückgegeben hat!"
„Jack", sagte Mario, „einen solchen Kerl müßten wir in unserer Bude haben, dann könnten wir unseren Wein selber bezahlen."
„Ja", sagte ich, „aber er wird nun nicht zu uns kommen, er hat den Braten mit den Würfeln gerochen."
„Ja, verdammt auch, aber was sollten wir tun?!" knurrte Mario.
„Wir sollten auf alle Fälle hingehen und ihn auftreiben, und es ihm sagen. Tut uns leid, sollten wir ihm sagen."
„Wenn er das mit den Würfeln gemerkt hat", sagte da Johnson plötzlich, „war es verdammt anständig von diesem Mann aus Boston, daß er nichts sagte und uns ruhig mit Simson weiterspielen ließ!" — „Ja, das ist wahr", sagte ich.

Lieber Simplicissimus

Dieser Tage saß ich — die Abenddämmerung war längst vorüber — auf einer Stadtparkbank. Da ich nicht allein war — wenn ich allein sein will, dann setze ich mich in ein Kaffeehaus — wäre der Himmel voller Geigen gehangen, wenn — ja, wenn der endlich an's Verschwinden gedacht hätte, der am anderen Ende der Bank saß, mich und meine Begleiterin ab und zu prüfend ansah und schließlich sagte:
„Jetzt'n wird's scho zeitli finster, net wahr jo?"


(O. Nückel)

Ich murmelte zustimmend und er sagte vertraulich: „Und da sitzt ma halt gern auf so aner stillen Bank..."
Wieder murmelte ich etwas, worauf er meinte: „Ma hat's net leicht — net wahr jo... I net — und Sö aa net..."
„Und warum hat man's nicht leicht?" fragte ich, nur um endlich einmal Ruhe zu haben.
„Jo, Herr, seg'n S', für Ihna war's jo no viel schöner, wann i net dasitzen tat und für mi war's aa viel schöner, wann i durt drüben, in dem Wirtshaus sitzen und a Viertel Wein trinket..."
„Herr", riß mir die Geduld, „wenn Sie das wissen, warum sitzen Sie dann nicht dort?"
„Oh, du mein...", versetzte er bedächtig, „des is 's ja eben... Sö woll'n mi net versteh'n... Wann S' mir des Fufzgerl für des Viertel Wein net geben, nachher muaß i Ihna scho weiterstören..."

„Jandokter", der weißbärtige, unheimlich magere, sagenhaft sparsame, mit hellem Witz begabte alte Arzt, der zur mythischen Figur in der bremischen Anekdote geworden ist, hatte es einmal bitter schwer mit einer Patientin. Sie legte sich nämlich, jung und drall wie sie war, ins Bett und entdeckte an sich nacheinander alle Merkmale aller ihr bekannten tödlichen Krankheiten.
„Herr Dokter", sagte sie eines Tages, „nu bringen se mich aber doch bald nach 'n Kirchhof hin. Nu hab ich dscha Typhus."
Jandokter überlegte einen Augenblick, nahm seinen Überzieher über der Brust zusammen (er war ihm schon seit langem so weit geworden, daß bequem noch ein zweiter Jandokter darin Platz gehabt hätte) und kletterte gestiefelt, wenn auch nicht gespornt, zu der Kranken ins Bett.
„Zo, mein Deern", sagte er, als er sich nach einer halben Minute wieder herausbegab, „meinst du dummes Mensch nu wohl, daß ich das getan hätte, wenn du wirklich Typhus hättest?"
Die Kranke genaß.

Das junge Mädchen lag am Badestrand. Sie sah wirklich entzückend aus. Freddy fand dies auch. Freddy paddelte sich immer näher.
„Schönes Kind", begann er.
„Mein Herr?"
„Langweilen Sie sich nicht?"
„Langweilen?"
„So allein?"
Das Mädchen lächelte plötzlich:
„Wollen wir zusammen spielen, mein Herr?"
„Ich wäre begeistert!"
„Spielen wir Mann und Frau?"
Freddy wußte sein Glück kaum zu fassen.
„Wir zwei? Mann und Frau? Ganz alleine?"
„Ja."
„Herrlich! Beginnen wir!"
Das junge Mädchen nickte:
„Also gut, spielen wir verheiratet — jetzt ist es sieben Uhr, es ist Samstag — du hast heute deinen Skatabend, die Freunde warten schon — beeil dich und verschwinde!"

DER ALLES- UND BESSERWISSER

VON SOYA

Es war vor etlichen Jahren, daß ich bei einem Bekannten, der außerhalb der Stadt wohnte, das Vergnügen hatte, mit einem Exemplar der Gattung der Alles- und Besserwisser zusammenzutreffen. Besagter Herr hatte die Freundlichkeit, mich aufzufordern, in seinem Auto in die Stadt zurückzufahren.
Aus Wohlerzogenheit fühlte ich mich bemüßigt, unterwegs eine Unterhaltung einzuleiten, und sagte ihm ein paar Schmeicheleien über seinen Wagen. Da erwies es sich sofort, daß mein Begleiter ein Expert auf dem Gebiete des Autowesens war, und er gab dem Gespräch eine solch fachmännische Note, daß mir, der ich noch nie ein Auto besessen, weiter nichts übrig blieb, als mich mit „ja, ja" und „stimmt" dazu zu äußern. Die erstbeste Gelegenheit nahm ich wahr, auf ein anderes Thema überzuleiten, indem ich meine Bewunderung über das schöne Pferd eines vorübergaloppierenden Reiters ausdrückte. Aber dabei geriet ich vom Regen in die Traufe. Den er entpuppte sich nunmehr als durchaus kundiger Hippologe. Vor Jahren hatte er einen eigenen Rennstall besessen und seit 20 Jahren allen großen Rennen beigewohnt. Auch über Photographie empfahl es sich nicht, mit ihm zu reden; denn er war leidenschaftlicher Amateurphotograph, nahm an allen Wettbewerben teil und war im Besitz zahlloser Auszeichnungen und Diplome.
Mein letzter Versuch war eine Bemerkung über die hohen Kohlenpreise. Doch auch das hätte ich lieber bleiben lassen; denn mit der allerliebenswürdigsten Miene setzte er mir auseinander, daß die Kohlen billiger denn je seien, und zum Beweise nannte er mir sämtliche Kohlenpreise der letzten 25 Jahre.
Da gab ich es auf. Den Rest des Weges verharrte ich schweigend. Und als ich dann ausstieg, bedankte ich mich tausendmal und langte zu Hause — gebeugt unter der Last entsetzlicher Minderwertigkeitskomplexe — an.
Inzwischen bin ich vielen dieser Alles- und Besserwisser begegnet. Jedesmal greife ich dann zu meiner bewährten Taktik, indem ich mich in eisiges Schweigen hülle. Nur einmal wich ich davon ab. Neulich in der Eisenbahn.
Wir waren insgesamt fünf Personen in dem Abteil. Mir gegenüber saß eine ältere Dame mit rundem, vollem Eulengesicht und wasserglāsigen Augen, und ihr zur Rechten ein kleines, dürres Männlein mit hohem Stehkragen, spärlichem Bartwuchs und Regenschirm, während sich in der Fensterecke ein Mann, kräftig, bäuerlichen Aussehens niedergelassen hatte. Seines Zeichens offenbar Pächter oder Gutsverwalter. Und ihm gegenüber — in der Fensterecke zur Fahrtrichtung — mein Nachbar; ein nicht minder stämmiger, dicklicher Herr — anscheinend Grossist oder Handelsreisender.
Man sprach zunächst wie üblich über Wind und Wetter und würde sich auf diese harmlose Weise die Zeit vertrieben haben, hätte es sich nicht zu unser aller Unglück herausgestellt, daß unser Freund, der Grossist oder Handelsvertreter, der er sein mochte, zu jener Kategorie der Alles- und Besserwisser gehörte. Gerade fuhren wir an einem rotziegeligen Gehöft vorbei, das inmitten einer malerischen Parkanlage gelegen war. Ich erkundigte mich nach dem Namen des Besitzers. „Gut Jullinge. Kennen Sie es denn nicht?" Und sogleich begann der Grossist, mir die Geschichte des Schlosses aufzutischen, und wartete dabei mit einer Fülle von Angaben über Zahl der Zimmer, Höhe der Grundstückschulden, der Wassersteuern und der Ernteerträge, Größe des Gutes usw. auf, als hätte er es auswendig gelernt.
Und während er sprach, machte die Dame wiederholt vergeblich den Versuch, auch einmal zu Worte zu kommen. Aber jedesmal ertränkte sie der Grossist in dem Schwall seiner überströmenden Sachverständlichkeit. Da gelang es ihr, endlich auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte. „Vor zwei Jahren", sagte sie, „brannte die Gräfin mit einem der Eleven durch."
Ein Räuspern aus der Fensterecke zur Fahrtrichtung unterbrach sie. „Stimmt nicht ganz", meinte der Grossist. „Es sind im Sommer bereits vier Jahre her. Und außerdem war es kein Landwirtschaftseleve, sondern ein Chauffeur." Die Dame bebte vor Erregung. „Und doch war es ein Landwirtschaftseleve. Ich weiß es ganz genau. Er hieß Petersen und stammte aus Kopenhagen."
„Sie verzeihen, aber da bin ich besser unterrichtet. Es war ein Autobuschauffeur namens Peppesöre auf Holstebro. Ich habe mich doch öfters mit ihm unterhalten, nachdem auch ihm die Gräfin davongelaufen war."
Worauf sich eine erregte und haarscharfe Auseinandersetzung entspann, als hätten beide Teile — Grossist — wie Dame — die längste Zeit ihres Lebens als Kammerdiener oder Zofe bei der Gräfin Scholtenberg-Jullinge zugebracht. Am Ende aber siegte der Grossist 7:0, und die Dame mußte sich, zorngerötet und dem Weinen nahe, als geschlagen bekennen.
Und als wir jetzt an einem kleinen unbewohnten und vernachlässigten Bauernhause vorbeisausten, da sprang der Pächter auf und zeigte aus dem Fenster. „Da, dieses Haus! Dort trug sich zu seiner Zeit der Skrullerup-Mord zu."
„Der Skrullerup-Mord?" fragte ich und gestand meine völlige Unkenntnis ein.
Den Pächter erfreute das offensichtlich. „Entsinnen Sie sich nicht mehr jener Mordaffäre? Ein Landstreicher brach damals bei Jens Peter Nielsen ein und brachte ihn samt Frau und Kind um." Und er fing an, mir die Geschichte in aller Breite zu erzählen. „Es mögen jetzt wohl drei Jahre her sein... im August war es... so gegen Ende des Monats..."
Aber weiter kam er nicht. Hier fiel ihm der Grossist ins Wort. „Sie irren, mein Herr! Der Ermordete hieß nicht Nielsen, sondern Frederiksen, und außerdem waren es zwei Kinder, die dabei ums Leben kamen."
Der Zweikampf, der sich nun entspann, spitzte sich noch mehr zu als der vorige, weil sich diesmal die Partner ebenbürtiger waren. Eine recht mißliche Lage für uns andere. Zumal das Thema peinlich berührte, diese detaillierten Schilderungen der grauenvollen Mordaffäre. Ich war daher bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.
Da bot sich die Gelegenheit. Im Verlaufe des Streites erklärte der Pächter nämlich, daß die Mordtat dadurch aufgedeckt worden sei, daß eine Frau aus dem Nachbardorfe die Begebenheiten in derselben Nacht haargenau, wie sie sich abspielten, geträumt hatte.
Der Grossist stellte das natürlich in Abrede. „Ist ja unmöglich! Aberglaube, weiter nichts als dummer, lächerlicher Aberwitz!"
Worauf ich einwandte: „Sagen Sie das nicht. Schon Shakespeare hat gesagt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt."
„Verzeihung, das stammt nicht von Shakespeare, sondern von Schiller", fertigte der Grossist meinen Einwand kurz ab.
Ich erbleichte. Sofern ich mich entsinnen konnte, stammte das Zitat aus der Kirchhofszene des „Hamlet", was sich jetzt freilich schwer beweisen ließ, denn wer schleppt Shakespeares und Schillers gesammelte Werke mit sich auf Reisen herum! „Ich glaube aber..." antwortete ich.
„Schiller, Don Carlos III. Akt, 7. Szene."
Dagegen war nicht aufzukommen. Zu meiner Scham mußte ich mich gleich auf den ersten Hieb als geschlagen bekennen.
Gleich darauf erlaubte sich der Pächter noch einmal eine Bemerkung. Natürlich war alles verkehrt, was er zu sagen hatte, ja so verkehrt, daß nicht nur wir anderen den Irrtum einsahen, sondern auch er selbst.
Der Grossist sonnte sich in dem Glanze seiner Überlegenheit. Mit einem verbindlichen Lächeln und in einem ebenso liebenswürdigen Ton bemerkte er: „Wenn man nicht besser Bescheid weiß, sollte man sich lieber nicht auf eine Diskussion einlassen."
Wir durchfuhren nun ein kleines, entzückendes Provinzstädtchen. Natürlich kannte es der Grossist beim Namen und fügte hinzu: „Ein idyllisches Städtchen, was? Schade, daß seine Einwohner so viel Steuern zahlen müssen — 11,7 Prozent."
Da kam auf einmal Leben in den kleinen dürren Herrn mit dem hohen Stehkragen und Regenschirm, der solange teilnahmslos dagesessen hatte. „Unerhört, einfach unerhört!" knarrte er. „Nee, da haben wir es in Möense doch besser. Wir zahlen nur 4,9 Prozent."
„5,3 Prozent. Sie verwechseln nämlich die Veranlagungsprozente mit den Steuerprozenten. Die Steuerprozente sind es, die 4,9 ausmachen."
Die Wirkung dieser Worte des Grossisten war eine furchtbare. Der kleine Dürre bebte am ganzen Körper. Alles zitterte und zuckte an ihm: Kopf, Hände, Arme, Nase, Mund und Beine. „Das ist denn doch gar zu toll", schrie er. „Das ist doch..."
Inzwischen hielt der Zug bereits, und er erhob sich, holte seinen Regenschirm aus dem Gepäcknetz, drehte sich unserem Freund, dem Alles- und Besserwisser noch einmal zu und schleuderte ihm mit kleidsamer Boshaftigkeit ins Gesicht: „Mein Herr, wie können Sie sich unterstehen, zu behaupten, ich verstünde nichts davon? Ich bin nämlich Vorsitzender der Steuerkommission von Möense."
Damit verließ er würdevoll das Abteil. Kaum war er draußen, als nun die Reihe an der Dame war aufzustehen und mit bewegter, halberstickter Stimme stieß sie aus: „Und doch war es der Landwirtschaftseleve Petersen aus Kopenhagen, der mit der Gräfin durchbrannte. Ich muß es schließlich am besten wissen; denn ich war damals Wirtschafterin auf Gut Jullinge."
Unter hämischem Gelächter stieg sie aus. Worauf sich als Nächster der Pächter erhob. „Nichts wissen Sie", erklärte er in seinem bäuerlichen Dialekt. „Der Ermordete hieß Nielsen, und es waren nicht zwei Kinder, sondern eins, das getötet wurde. Das weiß ich besser als Sie; denn ich gehörte damals bei der Gerichtsverhandlung zu den Geschworenen." Nachdem er umständlich sein Gepäck aus dem Netz heruntergeholt, trat auch er auf den Bahnsteig hinaus.
Da griff ich ebenfalls nach Hut und Mantel und meinte beiläufig: „Und doch stammt das Zitat aus dem Hamlet. III. Akt, Kirchhofszene."
„Nee", widersprach der Alleswisser.
Aber schon fuhr ich fort: „Es nützt Ihnen nichts. Ich muß es selbstverständlich am besten wissen." Und als ich die Kupeetür von außen zuwarf, rief ich ihm zu: „Jawohl, ich muß es am besten wissen; ich bin es nämlich, der diese Worte geschrieben hat. Gestatten, mein Name ist Shakespeare." (Übersetzt von Werner Rietig)

Nachtmusik

Von Gottfried Kölwel

Ich liege wach, ich kann nicht schlafen,
der Regen tropft, der Regen klopft,
kein Stern vermag ihn zu verjagen,
die Silberwege sind verstopft.

Mag ich auch immer wieder horchen
nach einem himmlischen Geschick,
ich höre nichts als nur dieselbe,
die hohle, schwarze Nachtmusik.

Als sprängen lauter schwarze Ratten
vom Wolkenrande auf mein Dach
und zögen tausend neue Füße
und tausend neue Schwänze nach.

Daß doch die Sonne sie ergriffe
und sie erwürgte, diese Brut,
daß doch ein früher Vogel pfiffe,
wie tät das, ach, wie tät das gut!

Im alten Ulm

(Wilhelm Schulz)



Der Korporal aus Java

VON GEORG VON DER VRING

Damals gab es Sommerabende, die kein Ende zu nehmen schienen. In den Wirtschaften sangen die Matrosen ihre schwermütigen Lieder. Von den Straßen erklang das Gekreisch der Mädchen. Die Eltern vergaßen, ihre Kinder zu Bett zu bringen. Alle Ordnung war gestört.

An einem solchen Abend kam Jan Kop durch die offenstehende Haustür bis in unsre Hinterstube hereinmarschiert. Er traf auf meinen Großvater, der am Klavier lehnte und meinem kindlichen Spiel gelauscht hatte. Jan Kop salutierte, nahm die Mütze ab und begrüßte uns beide mit Handschlag. Er kam geradeswegs aus Java. Ich sah auf den ersten Blick, daß auf seiner Brust zwei Orden blinkten. Er war schlank und riesengroß, aber sein Kopf war schon kahl.

Dieser Jan Kop hatte vor Jahren mehrere Sommer lang beim Großvater als Geselle gearbeitet. Er war Holländer. Eines Tages nahm er seinen Abschied, um nach Holland zurückzukehren. Bald darauf kam ein Brief von ihm, er wäre Soldat geworden und ginge in die Kolonien. Er schickte uns von dort alljährlich eine Sylvesterkarte, die der Großvater jedesmal gewissenhaft beantwortete. Man sprach bei uns mit der größten Hochachtung über ihn; er war ein braver und fleißiger Geselle gewesen.

An diesem Abend also war Jan Kop gekommen, um seinen alten Brotherrn zu begrüßen. Großvater war hocherfreut. Er nötigte ihn ins Sofa und holte Wein und zwei Gläser. Ich saß auf dem Klavierschemel, mit dem Rücken zum Instrument.

„Sie sind ziemlich grau geworden, Meister", bemerkte Jan Kop.

„Du hast recht gesehen", gab der Großvater zurück. „Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Stoßen wir an. Auf das Wiedersehen!"

Sie stießen an und tranken.

„Ich bin jetzt Korporal", sagte Kop. „Bald werde ich Offizier sein. Aber — schauen Sie meinen Kopf an."

„Ich sehe es", nickte Großvater. „Mit deinen blonden Locken ist es vorbei."

„Das hat die Tropensonne getan", sagte Kop. „Ist es nicht furchtbar?"

„Es gibt schlimmere Dinge", erklärte Großvater. „Erzähle uns etwas von Java."

Auf der Straße erhob sich eben ein vielstimmiges Gelächter. Das waren die jungen Mädchen, die Töchter des Bäckers und des Schleusenwärters. Der Korporal, dort im Sofa, begann zu lächeln, und er sagte:

„Es ist ein Kamerad mit mir gekommen. Er ist draußen bei den Mädchen geblieben."

Großvater trug mir auf, den Kameraden hereinzubitten. Er trat an den Eckschrank, um ein drittes Glas zu holen. Ich lief hinaus und hoffte nur, daß mir keine der Erzählungen von Java entgehen würde. Neben dem Hause am Zaun stand ein zweiter Holländer, klein und breit und rotgesichtig, und er trug sogar drei Orden auf der Brust. Die Mädchen hatten sich um ihn geschart und zwitscherten wie Finken. Ihm schien es die älteste Tochter vom Schleusenwärter angetan zu haben; er nahm ihr den Hausschlüssel fort und so gab es hier viel Spaß und Hin und Her.

Ich richtete ihm meinen Auftrag aus.

„Ich komme!" rief der lustige Soldat. „Ich komme schon."

Ich eilte ins Haus zurück, erstattete Bericht und hockte mich wieder vors Klavier. Die Geschichten von Java waren in vollem Fluß. Da gab es zunächst den harten Dienst zu beschreiben, sodann die Plantagen, die Regenzeit, die wilden Tiere und die fremden Völker. Ich hörte mich nicht satt.

„Als Frauen für einen Europäer taugen diese braunen Mädchen nichts", erklärte uns Kop. „Sie sind allzu unwirtschaftlich und allzu unnatürlich."

„Du mußt dir eine Holländerin suchen, Jan", sagte Großvater.

Doch nein, das wollte er nicht; er schüttelte den kahlen Kopf. „Ich habe an eine Deutsche gedacht", bemerkte er leise.

„Kennst du schon eine?" fragte Großvater.

„Das wohl, Meister. Nur muß sich noch zeigen, ob sie mich nimmt."

Trotz meiner jungen Jahre blieb es mir nicht verborgen, daß dieser Korporal, vor dessen Brust zwei Orden, ein Kreuz und eine Medaille zitterten, sehr aufgeregt war. Er stützte den Ellbogen auf die Tischdecke und verschob sie. Die Blumenvase kam in Gefahr umzufallen. Noch schwieg er; doch schien er sich am liebsten aussprechen zu wollen.

Großvater mochte etwas ahnen; er füllte inzwischen das dritte Glas und schickte mich zum zweitenmal hinaus, den Kameraden von Jan Kop hereinzubitten. Draußen hatte sich nicht das geringste verändert: fröhlicher Zank und lautes Gelächter wegen eines Schlüssels.

„Gleich komme ich!" rief mir der Holländer zu und wirbelte die Tochter des Schleusenwärters im Kreise herum.

Wieder saß ich auf dem Schemel und hörte Jan Kop sprechen. Es war jetzt von Theodora die Rede.

„Gewiß", bestätigte Großvater. „Sie ist inzwischen ein großes Mädchen geworden."

Theodora war die junge Schwester meiner Mutter, das lebendigste Mädchen, das man sich denken konnte; das schönste der Welt, wie mir damals schien; dazu eine Musikantin, wie es keine zweite in unserer Stadt gab. An diesem Abend war Theodora beim Organisten eingeladen, wo man an einem Quartett für das Kirchenkonzert übte.

Der frühere Geselle hatte Theodora gekannt, als sie zwölf Jahre alt gewesen war. Er sagte:

„Wenn ich sie einmal sehen könnte, das wäre mir lieb."

„Warum solltest du sie nicht sehen können?" versetzte Großvater. „Das geht gut."

„Ich möchte mich gern mal mit ihr aussprechen."

„Auch das geht. Warum nicht?"

Ein unverfängliches Gespräch, ich hörte ihm aufmerksam zu. Nach und nach stieg in mir die Sorge auf, daß dieser Korporal gekommen sei, um Theodora zu heiraten und nach Java mitzunehmen. Von solchen Dingen hatte ich schon gehört. Ob Großvater meine Befürchtungen teilte, konnte ich nicht feststellen. Er schickte mich dann zum drittenmal vor die Haustür. Inzwischen aber war es dunkel geworden, und der andere Holländer hatte sich mit den Mädchen fortgemacht; ich hörte ihre Stimmen von der Schleuse herüberschallen.

Als ich noch lauschte, kam ein leichter Schritt aus der Dämmerung auf mich zu. Es war Theodora.

„Ich spiele noch", sagte sie. „Komm."

Ich folgte ihr ins Hinterzimmer. Sie zündete die Klavierkerzen an. Jetzt erst sah sie den langen Mann, der hinter seinem Glase aufgestanden war. Sie ging hinüber und begrüßte den Jan Kop aus Java. Sie erinnerte sich noch recht gut an ihn, denn er hatte ihr damals immer die Holzpuppen geleimt. Man stand und tauschte Erinnerungen aus. Von seinem verlorenen Haupthaar war nicht die Rede. Meine Sorge um das, was nun kommen würde, blieb. Theodora trank ihm aus dem Glase des zweiten Soldaten zu.

„Spiele uns etwas vor", sagte der Großvater dann. Theodora setzte sich ans Klavier, und ich stellte mich neben sie, um ihr die Noten umzublättern. Nie werde ich ihr verzücktes Gesicht vergessen, als sie die große Sonate von Beethoven spielte. Daß ein Menschenangesicht schön und verzückt sein kann, begriff ich an diesem Abend zum erstenmal. Ich ließ kein Auge von ihr. Heute meine ich, sie hätte ausgesehen wie eine Griechin; es war wohl die Musik, die sie so hoch erhob. Uns, die Zuhörer, hatte sie vergessen. In ihren großen klaren Augen geisterte das Kerzenlicht, der Mund war rot wie eine Kirsche, die Haut wie errötendes Elfenbein; ihre Flechte löste sich vor dem Ohr und gab seine Form frei; es nahm kein Ende mit dem Töneschwall, denn die Sonate war lang. Mir war sie um keinen Takt zu lang, trotz meiner Müdigkeit.

Und damit senkte es sich wie ein Mantel über diese teure Erinnerung. Ich weiß nicht das Ende der Sonate, und ob wir noch sprachen hernach; auch weiß ich nicht, wo der Korporal Jan Kop dann geblieben ist, der aus Java und Holland herübergekommen war, um ein kleines Mädchen wiederzusehen, das er all die Jahre im Gedächtnis behalten hatte. Seine rührende Werbung überbrausen die Akkorde einer Musik, die nicht von dieser Welt ist.

Stunde der alten Gärten …

Von Joseph Maria Lutz

Stunde der alten Gärten,
mittagsschwül umweht,
wo auf unversehrten
Fährten Träumen geht.

Zierlicher Wege Gerinnsel
ängstlich den Springquell umzieht,
der auf winziger Insel
moosig plätschert und müd.

Um die Steinbank büschelt
dunkel ein Fliederstrauch,
Ziergras und Epheu rüschelt
zart eines Lüftchens Hauch.

Bienensummen und Stille,
glasbunter Kugeln Glanz —
über der Rosen Fülle,
weht eines Falters Tanz. —

Steife Schnörkelreden —
flüsternder Liebe Ton —
Geisblatt, Phlox und Reseden
duften und künden davon.

Längst vergangener Zeiten
Zärtlichkeiten und Spruch
raunen wie gilbende Seiten
aus einem alten Buch.

Tage, traumentstiegen,
lächeln wehmütig weit —
nur noch am Himmel fliegen
Wolken ihrer Zeit.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Litwinow-Finkelsteins Rückzug nach Moskau

(Karl Arnold)



„Nu wird wieder nichts aus meiner Weltrevolution, wenn unsere Pakt- und Hilfsvölker versagen."

Das Pelzchen

(K. Heiligenstaedt)



„. . ich kann mir nicht denken, daß mich Hans mit dem kleinen Pelzchen den Unbilden des Herbstes preisgeben wird . . !"

München, 9. Oktober 1938
43. Jahrgang / Nummer 40

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Film-Regie

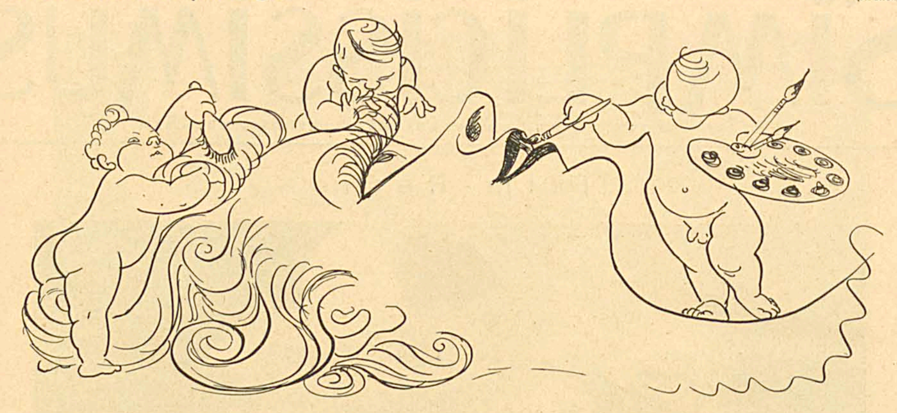
(R. Kriesch)



„Was, das soll Verführung sein, Rita? Können Sie sich denn gar nicht mehr an so was erinnern?“

Schönheitspflege

(Fr. Bilek)



Die gutgemischte Post

Ich bin sehr für den raffiniert zusammengestellten Posteinlauf. Es brauchen ja nicht gerade Rechnungen dabei zu sein oder Briefe, die mit einem wehrhaften Vogel geziert sind und irgend eine dringende Aufforderung enthalten, der möglichst schnell nachzukommen ist; wobei sich allerlei Kosten ergeben.
Also dieses Gebiet der postalischen Zusendungen möchte ich diskret übergehen. Sie sind zwar allgemein verbreitet, aber dienen im allgemeinen nicht zur Erhöhung der Lebensfreude.
Deshalb sehe ich meine Post zuerst daraufhin an, ob derartig beflügelte Stücke vorhanden sind. Man erkennt sie sofort; ich möchte sie nicht gerade als Rosinen im Postkuchen bezeichnen. Sie enthalten nicht genug Süßigkeit.
Überhaupt pflege ich meinen Briefkasten an der Wohnungstür zuerst einmal daraufhin zu untersuchen, ob er nichts Unangenehmes enthält. Oh, bitte sehr, solche Tage gibt es durchaus!
Ich bin daran gewohnt, daß bessere Postsendungen einige Angebote von Weinhandlungen enthalten. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber bei mir hat sich die Überzeugung herausgebildet, daß die Weinhändler die eifrigsten Briefschreiber sind. Sie stehen in der lebhaftesten Korrespondenz mit mir. Sie teilen mir mit, daß es die höchste Zeit sei. Es handelt sich fast immer um einen kleinen Rest ganz köstlicher Jahrgänge. Die Weinhändler flüstern mir sozusagen zu, daß sie diesen köstlichen Rest speziell für mich zurückgehalten hätten und ich brauche nur zuzugreifen. Aus den Briefen entnehme ich, daß die Weinhändler es sich überhaupt nicht vorstellen können, daß es mir möglich sei, ein so günstiges Angebot zu übersehen. Natürlich eilt es ungemein, denn es handelt sich um einen winzig kleinen Rest.
Sehen Sie, das befriedigt mich, wenn ich so am rasenden Tempo unseres Geschäftslebens teilnehme. Wenn ich wollte, müßte ich geradezu telegrafieren: „Um Gottes willen haltet Rest für mich zurück".
Briefe von Weinhandlungen haben etwas Erregendes, und ich möchte sie nicht in meiner gutgemischten Post vermissen.
Unleserliche Karten, auf denen eine vollkommen menschenleere Weinstube in perspektivischer Verzerrung abgebildet ist, deuten darauf hin, daß gute Freunde etliche Flaschen miteinander getrunken haben. Inhaltlich sind diese Karten wenig ertragreich, und sie gehören nicht in eine etwa später herauszugebende Briefsammlung der Schreiber.
Eine gewisse Sorte von Briefen möchte ich die Medizinischen nennen. Sie sind stets mit der Hand geschrieben und kommen meist von weiblichen Verwandten. Sie enthalten sämtliche Krankheiten der näheren und entfernteren Familienangehörigen in chronologischer Reihenfolge und berichten von deren augenblicklichem Stand. Niemals wird es unterlassen, die Heilmittel, die man angewandt hat, aufzuführen, und wie sie gewirkt haben. Hier liegt für pharmazeutische Fabriken noch viel ungenutztes Material und derartige Briefe müßten eine wahre Fundgrube für ihre Werbeleiter sein. Ich habe mir vorgenommen, die gesammelten Briefe dieser Art später einmal nach Krankheiten und Medikamenten zu ordnen. Auch Sie werden in Ihren Briefen oft Stellen finden, die ungefähr so lauten: „Tante Emma wird noch immer sehr von ihrem Asthma geplagt, sie nimmt aber jetzt täglich Kephaloglobin und sagt, es bekomme ihr ausgezeichnet". Solche Mitteilungen heben doch sehr den Familiensinn und kitten die Inhaber gleichen Blutes eng zusammen.
Auch auf diese Briefe möchte ich nicht verzichten. Sie sind als Beigabe zu aufregenden Schreiben ganz vorzüglich. Das Geheimnis liegt in der Mischung.
Für viele Leute kommt, wenn sie die ganze Briefpost vor sich haben, ein pikantes Rätselraten. Sie hüten sich davor, die Briefe sofort zu öffnen und versuchen aus der Anschrift den Absender festzustellen. Die Schrift deutet auf Tante Lisa, während die Anordnung der Briefmarken auf Onkel Eduard schließen läßt, der Poststempel aber verrät Hannchen. Für solche Leute ist die Vorfreude die größte. Schrecklich aber die Enttäuschung, wenn sich der vermeintliche Brief einer nahestehenden Hilde als Rechnung eines entfernteren Schneiders entpuppt.

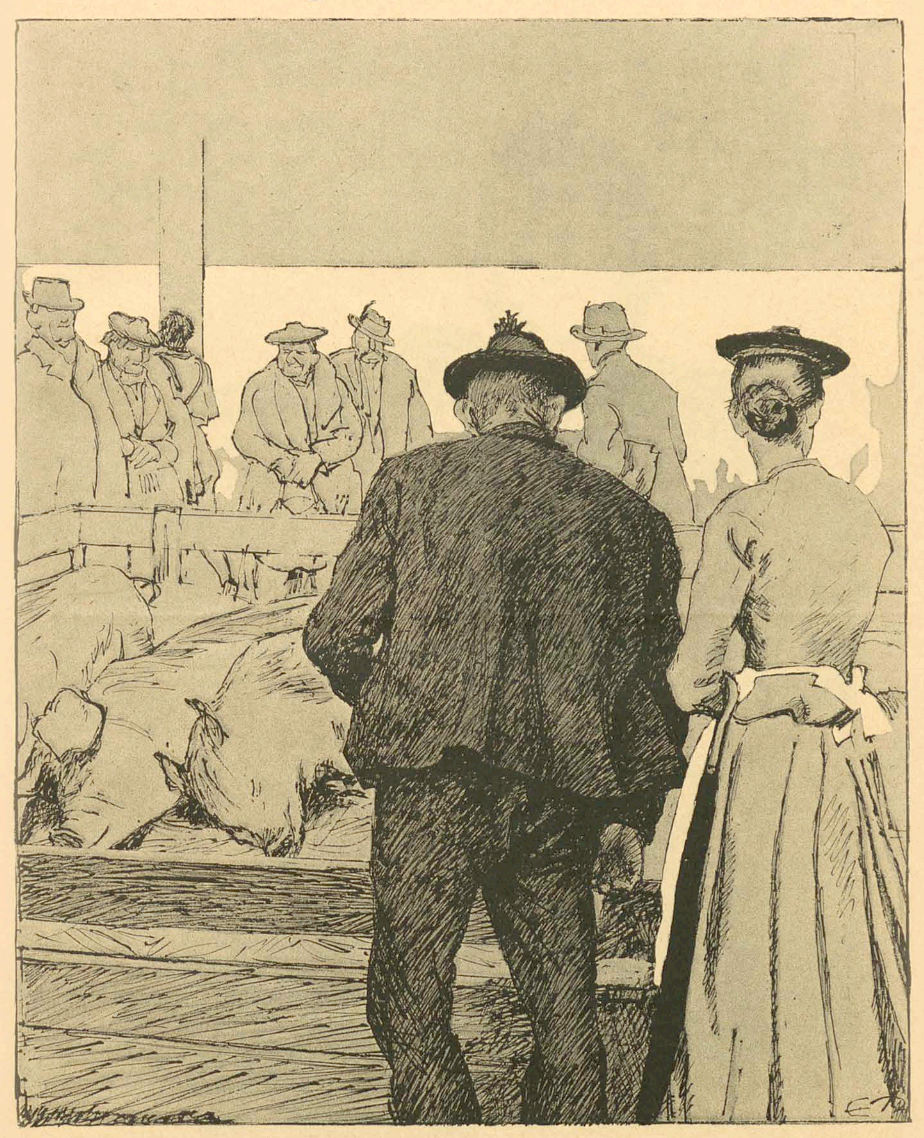
Foitzick

WANDLUNG / VON HANS KARL BRESLAUER

Den ganzen langen, nicht endenwollenden Nachmittag hat Otto vergebens gewartet.
Und sie ist nicht gekommen.
Jedes Geräusch auf der Treppe, jedes Klingeln an der Flurtür brachte eine neue Enttäuschung.
Peinigend langsam zersägt die Uhr die sechste Stunde. Otto hält die Qual des Wartens nicht länger aus und klingelt Marianne an.
„Marianne, seit Stunden erwarte ich dich ... Warum bist du nicht gekommen?"
„Es war mir unmöglich!"
„Weshalb, Schatz?"
„Das kann ich am Telephon nicht erklären!"
„Dann komm ich zu dir!"
„Ausgeschlossen ..."
„Aber ..."
„Bitte, ich muß das besser wissen. Wenn du willst, können wir uns irgendwo treffen!"
„Vielleicht im Café Anglais?" schlug er vor.
„Nein ..."
„Dann mach du einen Vorschlag, Marianne ..."
„Ecke Ring- und Kärntnerstraße ..."
„An einer Straßenecke?!"
„Jawohl ... Halt, Otto, damit kein Mißverständnis entsteht ... Erwarte mich vor der Oper ... In einer halben Stunde bin ich dort ... Auf Wiedersehen!"
Um halb sieben Uhr steht Otto vor der Oper, hält ungeduldig Ausschau und eilt der schlanken, blonden Frau entgegen, die langsam des Weges kommt.
„Liebste ..."
„Pst ... Nicht so laut! Du vergißt, daß wir auf der Straße sind!" — „Schatz ..."
„Otto, laß diese Intimitäten, die jeder Vorüberkommende hören kann!"
„Du bist so verändert, Marianne ..."
„Ich habe dir ernste Dinge mitzuteilen ... Heute wurde meine Ehe geschieden!"
„Ge —", bleibt Otto erstaunt stehen, „tatsächlich geschieden ... Das ist ja wunderbar ... Dann haben diese Heimlichkeiten endlich ein Ende ... Und das hast du mir all die Zeit her verschwiegen, hast mir gar nichts davon gesagt, daß du ..."
„Ich verstehe deine Freude nicht. Ich finde sie ganz unangebracht —"
„Marianne, soll ich mich nicht freuen? Darüber soll ich mich nicht freuen? ... Kind, ich würde dich am liebsten umarmen und wie toll küssen ..."
„Mäßige dich, Otto ... Diese Dummheiten müssen ein Ende haben ..."
„Ein Ende?"
„Jawohl ... Du mußt vernünftig werden! Du darfst mich nicht kompromittieren ..."
„Marianne ..."
„Ich werde dich natürlich nicht mehr besuchen ..."
„Dann werde ich zu dir kommen ... Jetzt, wo du geschieden bist —"
Da hebt Frau Marianne den Kopf und ihr Blick ist voll unnahbarer Würde.
„Du vergißt, daß sich seit heute so manches geändert hat ... Jetzt ist es nicht mehr so wie es früher war ... Eine geschiedene Frau hat Rücksichten zu nehmen auf ihren Ruf!"

Begrenzte Kritik

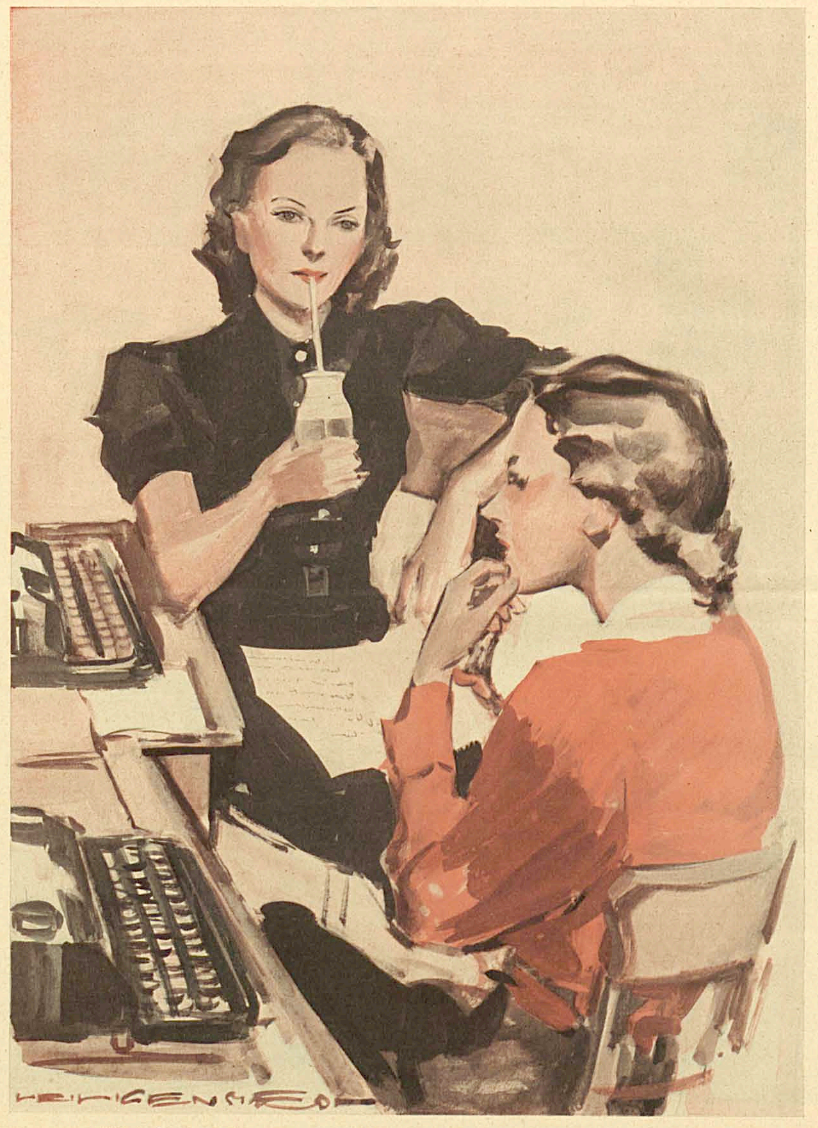
(E. Thöny)



„Sag' amoi, Vata, vaschtenga denn so Stadtleut' aa was von ara Sau?"
„Freili, mehra wia mir, aber g'selcht muaß halt vorher sei'!"

Die Erfahrene

(K. Heiligenstaedt)



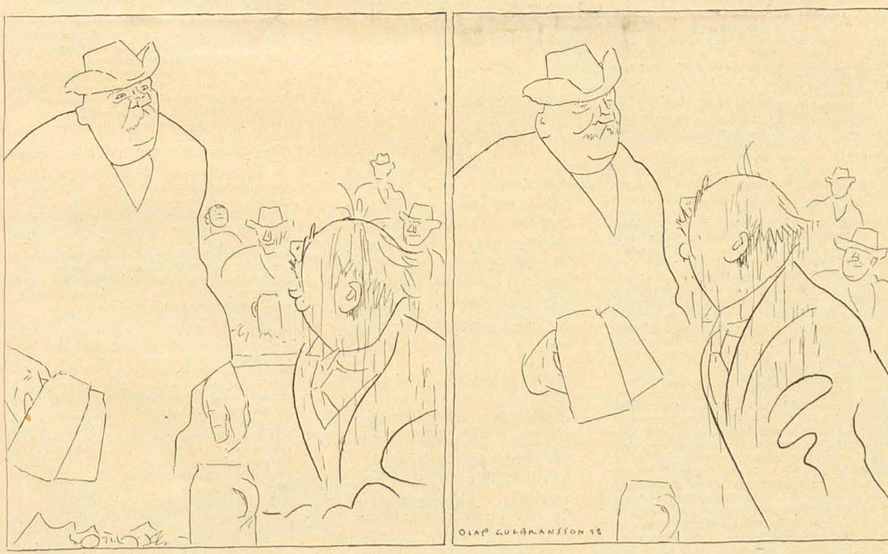
„Siehst du, das hätte ich mir von Max nie und nimmer gedacht!"
„Ja, ja, so sind alle Männer — ich kenne sie schon seit zweieinhalb Wochen!"

Die Entschuldigung

(O. Gulbransson)

— — — — — — — — — — — —

„Oha"



„Herr, können Sie sich nicht wenigstens entschuldigen?"

„Was wollen S' denn? Ich hab' ja oha g'sagt!"

DIE PALME

Von Paul Talkebarth

Es ist eine verflucht schwierige Geschichte mit Geburtstagsgeschenken. Wir zerbrachen uns den Kopf, was wir unserem Freunde Emil zum Geburtstag schenken sollten. Natürlich mußte es etwas ganz Besonderes sein, etwas, woran wir auch selbst unseren Spaß haben würden.
Ich ging mit meinem Freunde Hermann Kunstfeger, lebhaft über dieses Thema disputierend, die Augustenstraße hinunter. Dabei blieben wir alle Naselang vor einem der vielen Trödlerläden stehen und glotzten mit weitaufgerissenen Augen in die Schaufenster hinein, ob uns dort nicht etwas Passendes in die Augen springen würde. Wir sahen da auch allerlei nette Sachen, z. B. eine bronzierte Gipsbüste vom alten Kaiser oder eine prächtige Statue des Apollo von Belvedere aus gleichem Material, aber in Marmorimitation, vom Hauch der Zeit lieblich angegilbt.
„Schon recht geeignet!" meinte ich. Aber Hermann schüttelte den Kopf und setzte all meinen Vorschlägen immer nur ein: „Nicht originell genug!" entgegen.
„Dann bestimme du gefälligst allein!" sagte ich verärgert.
Plötzlich blieb Hermann vor einem Blumenladen stehen und schaute mit verzückter Miene hinein.
„Um Gottes willen!" rief ich, „du willst ihm doch nicht etwa Blumen schenken wollen? Das wäre allerdings eine gar zu originelle Idee!"
Ohne ein Wort zu entgegnen, hatte Hermann schon den Laden betreten.
„Was kostet die Palme da?" fragte er das Ladenfräulein.
„Acht Mark sechzig!" — „Das ist überaus preiswert, ich nehme sie! Schicken Sie sie heute abend um 9 Uhr in die Pschorrbräu-Bierhallen in der Neuhauser Straße. Wir sitzen bei der Kassiererin Fini Wurzelbauer!" — Wir zahlten und gingen.
„Wahrhaftig, ein äußerst originelles Geschenk!" bemerkte ich spöttisch.
„Wart's ab!" entgegnete er kurz.

*

Vierzehn Mann hoch saßen wir um den runden Tisch, das Geburtstagskind, unser Freund Emil, auf blumengeschmücktem Stuhl in unserer Mitte. Sein Gesicht strahlte in voller Glückseligkeit über all die vielen Zeremonien, die wir bereits mit ihm angestellt hatten.
„Unser kleines Festtagsangebinde, lieber Emil", sagte Hermann Kunstfeger, sich vor ihm verbeugend, „muß jeden Augenblick in Szene treten. Gedulde dich noch ein Weilchen!"
Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da sah man, wie sich durch die Drehtür des Lokals ein grünes Buschwerk hindurchzuarbeiten versuchte. Bald stellte es sich heraus, daß dies Buschwerk aus langen schmalen Blättern bestand, unter denen man ein Paar schlanke Beinchen erblickte, die bei jedem Schritt unter der gewaltigen Last einknickten. Dann wanderte eine prächtig wedelnde Palme durchs Lokal mit lauten Oh's und Ah's von allen Gästen begrüßt. Selbst der Direktor staunte und fragte das kleine, unter dem Blätterwalde verborgene Fräulein nach ihren Absichten. Dann wies er auf unseren Tisch. Emil bekam große, weitaufgerissene Augen, als das zierliche Persönchen schwer atmend das riesige Palmgebäude vor ihm auf den Tisch pflanzte. Hermann erhob sich und sprach:
„Mein lieber Emil, du bist es wert, unter Palmen zu wandeln. Hier hast du den Grundstock zu einem Palmenwäldchen. Schmücke dein trautes Heim! Bald wird sie die Zimmerdecke erreicht haben und Kolibris und Papageien werden sich auf ihren Blättern schaukeln. Nimm es hin, dies Sinnbild wahrhafter Treue!"
Emil standen die Tränen in den Augen. Er dankte mit vor Rührung gebrochener Stimme und drückte jedem einzelnen die Hand. Dann dröhnten klappernd die Biergläser zusammen. Die Palme stand mitten auf dem Tisch und trank mit, indem sie ihre Blattspitzen in die Gläser tunkte. Gerade als es so recht gemütlich zu werden versprach, erhob sich Hermann Kunstfeger und sprach:
„Warum füllen wir uns den Leib mit dieser schnöden Flüssigkeit? Unseres Geburtstagskindes allein würdig ist der topasene Tropfen edlen Rheinweins! Drum auf in das Weinlokal ‚Zum feuerspeienden Tatzelwurm'!"
Alle erhoben sich, Emil nur zögernd und mit tiefem Bedauern im Blick. Niemand wollte es bemerken. Auch sein Wunsch, wenigstens ein näher liegendes Lokal oder einen Wagen zu wählen, fand taube Ohren. Resigniert griff Emil nach seiner Palme und trug sie wie einen Täufling in den Armen. Er kam an die Spitze des Zuges, den wir nun formierten. Dann zogen wir im Gänsemarsch, vierzehn Mann hoch, durch das langgestreckte Lokal. Lebhafte Zurufe der Gäste begleiteten uns. Wir erreichten glücklich die Straße. Auch hier erregten wir großes Aufsehen, das sich beim Einzug ins Weinlokal noch steigerte. Auch hier thronte die Palme auf unserem Tisch. Unter den staunenden Blicken der Weingäste wuchs Emils Stolz ins Unermeßliche. Aber, ach, kaum hatten wir uns an die neue Umgebung gewöhnt, da rief Hermann Kunstfeger: „Der Wein taugt hier nichts, wir gehen ins Weinhaus ‚Zum gesprenkelten Ochsenfrosch'!" Auf Emils Zügen malte sich jetzt wahres Entsetzen. Aber alle erhoben sich sogleich, vergnügt lächelnd, und wieder ging's im Gänsemarsch, Palme voran, in den „Ochsenfrosch". Und auf die gleiche Weise ging es von Lokal zu Lokal. Je später es wurde, um so jubelnder wurde die Palme, überall, wo sie erschien, begrüßt. Emil, gänzlich ermattet, hielt nur die allgemeine Begeisterung noch aufrecht. Bei niemandem fand er Verständnis für seinen Zustand. Auch die Palme zeigte schon deutliche Spuren der ausgestandenen Strapazen. Das schöne rosa Seidenpapier, das sich stilvoll um den einfachen roten Tontopf geschmiegt hatte, hing in Fetzen herunter. Einige Blätter zeigten deutliche Blessuren. — „Ja, ja", meinte eine Kellnerin, „der Herr mit der Palme wird morgen das Tagesgespräch sein!" Und der Herr mit der Palme, todmüde, wie er war, lächelte glücklich und stolz und gab sich wieder eine weltmännische Haltung.
Niemals war es dem wackeren Palmenträger aufgefallen, daß sich keiner seiner Freunde erboten hatte, auch einmal das gewichtige Geburtstagsgeschenk zu tragen, daß alle immer laut gelacht hatten, wenn von neuem zum Abmarsch geblasen wurde. Emil war viel zu harmlos, als daß er hinter all diesem Gehaben eine boshafte Schelmerei gewittert hätte. Die herrliche Palme war ihm einzig ein Beweis treuer Freundschaft, ihm gehörte sie, er allein durfte sie tragen.
Aber jetzt konnte er nicht mehr. Als nach Besuch des weiß Gott wievielten Lokals der Tag heraufzudämmern begann, weigerte sich der sonst so Aufopferungsvolle energisch, noch weiter mitzumachen. So brachten wir ihn mit allerlei freundschaftlichen Ermahnungen zur Trambahn-Haltestelle. Es war für uns alle ein beispielloses Vergnügen, ihn mit der Palme im Arm auf der Plattform Posto fassen zu sehen und die unumwundenen Äußerungen der frühen Trambahnbenutzer mitanzuhören. Sie fühlten sich alle unliebsam berührt. Ein Dialektforscher hätte hier reiche Beute machen können. An Emil prallten alle noch so aggressiven Bemerkungen wirkungslos ab, er war völlig apathisch.
Trotzdem er beim Aussteigen noch einige derbe Püffe in den Rücken bekommen hatte und dabei mit seiner Palme in die gefährlichsten Schwankungen geraten war, langten er und seine botanische Begleiterin noch ziemlich wohlbehalten vor seinem Domizil in der Ickstattstraße an. Stöhnend unter vegetabilischem und alkoholischem Druck klomm Emil die Treppe empor und hatte fast schon das dritte Stockwerk erreicht, als er, um ein bißchen Atem zu schöpfen, auf dem vorletzten Treppenabsatz stehen blieb. Dort stand das Fenster nach dem Hof zu offen. Die aufgehende Sonne vergoldete bereits den Giebel des Rückgebäudes. Emil beugte sich, die Palme aufs Fensterbrett setzend, und tief die köstliche Morgenluft einsaugend, hinaus. Da erblickte er des Hausmeisters Töchterlein, wie es sonntäglich geputzt, eilfertig über den Hof schritt. Emils Augen vergrößerten sich. Schnell griff er nach seiner Palme, hielt sie weit über die Fensterbrüstung hinaus und rief mit zärtlicher Stimme:
„O sieh da, das reizende Fräulein Betty! — Guten Morgen! Einen recht schönen guten Morgen! Wünschen Sie mal ein bißchen ungestraft unter Palmen zu wandeln, Fräulein Betty?"
„Wie meinen Sie, Herr Emil?" Sie schaute lächelnd in die Höhe.
„Ob Sie einmal ungestraft unter Palmen wandeln wollen?"
„O die wunderschöne Palme!" rief entzückt das hübsche Kind da unten.
„Emil!" tönte plötzlich eine scharfe weibliche Stimme hinter seinem Rücken. Am Treppenabsatz über ihm hatte sich knarrend eine Etagentür geöffnet.
Emil erbebte bis in den Grund seiner Seele. Als ob ein Schrappnell neben ihm geplatzt wäre, durchzuckte ihn ein maßloser Schrecken.
„Emil, was machst du da?" rief die durchdringende Stimme von neuem.
Emil zitterte am ganzen Körper. Seine Hände vermochten den schweren Topf nicht mehr zu halten, und klabumms-kladderadatsch! — — Die Palme stürzte in die Tiefe und schlug mit Donnergetöse auf den Fliesen des Hofes auf.
Futsch war es, das bisher durch alle Fährnisse so glücklich hindurchbugsierte Geburtstagsgeschenk, die herrlich wedelnde Palme.
Aus dem Hof hörte man ein entsetztes Aufkreischen aus jugendlicher Kehle. Und gleichzeitig ertönte der entrüstete Ruf von Emils sonst so überaus geliebten Annie:
„Willst du wohl gleich hereinkommen, du Scheusal!"
Einem begossenen Pudel zum Verwechseln ähnlich, schlich der Bedauernswerte in seine Behausung.
So fiel der Vorhang über einer einzigartigen Tragikomödie. Und was sich dann hinter diesem Vorhang noch alles abgespielt haben mag, man ahnt es.

Ultima ratio

Von Ratatöskr

Ein älter Herr bekümmert sprach:
„Ei ei, mir scheint, ich lasse nach.
Auf den verschiedensten Gebieten
entstehen Mängel oder Nieten.
Gedächtnis, Schlaf und ‚beste Kraft'
wird fort und fort dahingerafft,
und immer öder wird die Zone
der segenspendenden Hormone,
als ob's nun bald zu Ende wär' . . .

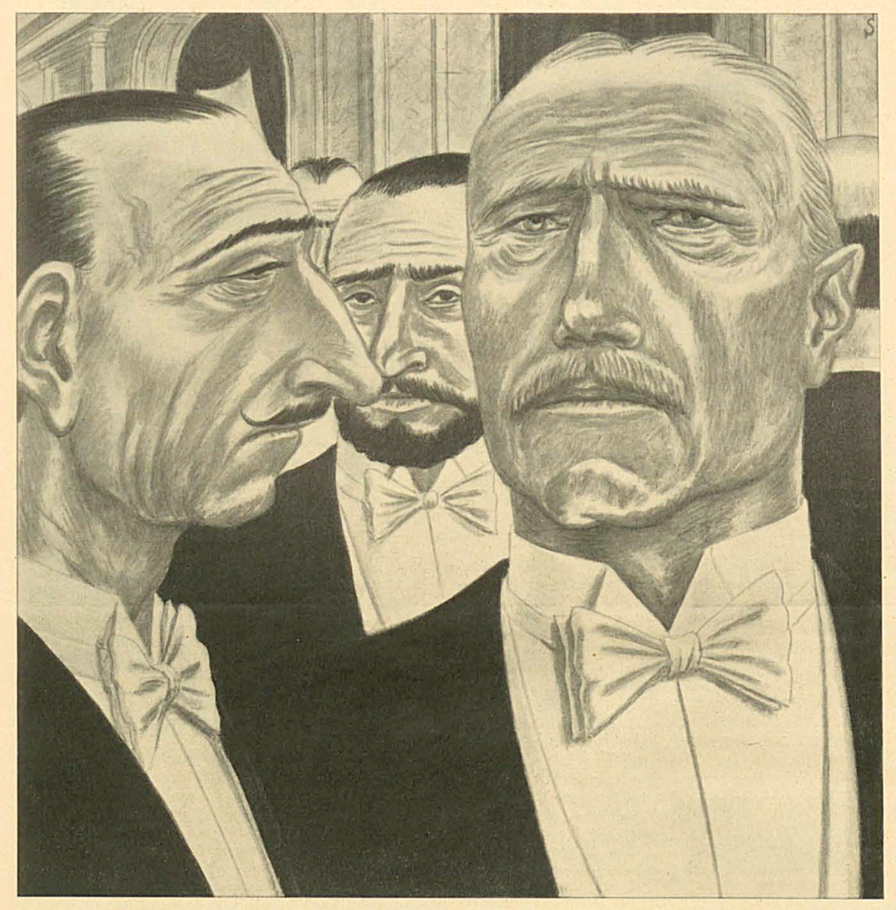
Das ist ja doch kein Leben mehr!"

Gottlob, in unsern Zeitungsspalten
sind Winke diesbetreffs enthalten.
Für alles gibt's ein Präparat,
was einer nicht mehr intus hat.

So stopft der Greis denn mit Gemüsen
aus den ihm selbst versagten Drüsen
das jeweils neu entdeckte Loch
und bild't sich ein, hei lebe noch.

Ausländische Diplomaten

(Erich Schilling)



„Was spricht man in den Wandelgängen des Parlaments?" — „Der Minister sagt, er habe soeben erfahren, daß die Verhältnisse nicht mehr so ganz wie 1918 lägen!"

Lieber Simplicissimus

Nach einer Auslandsfahrt befand sich ein englischer Kreuzer in der Nähe der heimatlichen Küste. Der zweite Schiffsoffizier stand auf der Kommandobrücke und hatte gerade die vormittägliche Positionsberechnung des Schiffes vorgenommen. Er war kein besonderer Rechner vor dem Herrn, und als er dem Kapitän seine Berechnung ablieferte, blickte der höchst ernst drein und sagte: „Nehmen Sie Ihre Mütze ab! Sie stehen auf geheiligtem Boden! Nach Ihrer Berechnung befinden wir uns im Augenblick in der Westminsterkathedrale zu London."

Kürzlich wurde in einer norwegischen Kleinstadt ein junger Bursche festgenommen, weil er einem Bauern ein Schwein gestohlen hatte. Da Diebstähle dieser Art sich in letzter Zeit stark gehäuft hatten, wurde der Sünder, um ein Beispiel zu statuieren, zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Dem ob der Härte der Strafe heftig Erschrockenen erklärte der Richter nach der Verkündung des Urteils: „Wenn wir diesmal eine so strenge Strafe aussprechen mußten, geschah es, weil die Schweinediebstähle in letzter Zeit so erschreckend um sich gegriffen haben. Schieben wir da nicht endlich energisch einen Riegel vor, ist ja bald keiner von uns mehr sicher!"

Herr und Frau Müller, jung verheiratet, sitzen gemütlich zusammen am Kaffeetisch. Herr Müller blättert in der Morgenzeitung.
„Ein sonderbarer Vaterschaftsprozeß ist das doch", sagt er zu seiner Frau, „der hier erzählt wird. Die Klägerin schiebt die ganze Schuld auf eine Landpartie, die sie gemeinsam unternahmen. Der Beklagte streitet alles ab. Als Beweis, daß er gar nicht als Vater des betreffenden Kindes in Betracht kommen könne, führt er an, daß die Gegend, in die er damals den Ausflug unternommen hätte, ganz verschneit gewesen wäre."
„Merkwürdig!" sagt Frau Müller. „Wie kann denn da Schnee hinkommen!?"

Holder Wahn

(M. Dudovich)



„Merkwürdig: alle Männer sagen, ich mache sie verrückt, aber so verrückt, mich zu heiraten, ist eben doch keiner!“

EHEPAAR LUNDBERG

VON ELL WENDT

Wir lernten Lundbergs in der Sommerfrische kennen. Sie bewohnten das Zimmer neben dem unsern, außerdem waren wir Tischnachbarn. Eine Woche lang tauschten wir stumme Grüße, dann kamen wir an Hand des Regens ins Gespräch. Es war ein ungewöhnlich regenreicher Sommer, wir trafen uns in der Erkenntnis, daß es ein Wahnsinn sei, so viel Geld für Regen auszugeben. Trotzdem reisten wir nicht ab. Manchmal unternahmen wir gemeinsame Spaziergänge; Robert eilte mit Frau Lundberg voraus, Herr Lundberg und ich hatten Mühe, ihnen zu folgen. Herr Lundberg war ein beleibter Fünfziger, grauhaarig, mit einem wohlgepflegten Spitzbart. Frau Lundberg, um mindestens zehn Jahre jünger als er, hieß Greta und trug ihr blondes Haar in Locken. Der Name Greta und die Locken waren das einzige, was sie mit der göttlichen Garbo gemeinsam hatte. Auch stammten Lundbergs nicht aus Schweden, wie ihr Name vermuten lassen könnte, sondern aus Bielefeld.

Abends tanzte Robert mit Frau Lundberg. Herr Lundberg tanzte nicht. Er war sehr eifersüchtig. Während seine Frau mit Robert tanzte, starrte er sie an wie ein hypnotisierter Ziegenbock. Im übrigen war er ein gutmütiger Mensch. Außer Greta und seiner Fabrik in Bielefeld liebte er Zigarren und bayerisches Bier.

Wir reisten zuerst ab. Beim Abschied sagte Robert: „Besuchen Sie uns doch einmal, wenn Sie nach München kommen." Wie man das so sagt, aus purer Höflichkeit. Wir vergasen Lundbergs sehr schnell.

Eines Tages aber kam ein Brief aus Meran. Lundbergs ließen uns wissen, sie gedächten unser in Herzlichkeit, und da ihr Weg sie über München führe, seien sie gewillt, unserer freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Ich ließ das Briefblatt sinken. „Da haben wir's!" Robert tauchte mißmutig hinter der Morgenzeitung auf. „Was ist los?"

„Lundbergs kommen!"

„Lundbergs?" Robert machte ein Gesicht, als habe er den Namen Lundberg nie im Leben gehört.

„Ja", sagte ich gereizt, „sie folgen deiner freundlichen Einladung."

„Wieso meiner?"

„Mir wäre es nicht im Traum eingefallen, sie einzuladen."

„Warum eigentlich nicht? Es waren doch sehr nette Leute, soweit ich mich erinnere."

„Robert", sagte ich streng, „es dürfte dir bekannt sein, daß unsere Wohnung eine Dreizimmerwohnung ist. Wie, um alles in der Welt, soll ich Lundbergs unterbringen?"

Robert hatte es auf einmal sehr eilig, fortzukommen. Er gab mir einen flüchtigen Kuß auf die Stirn und äußerte die zuversichtliche Hoffnung, ich werde es schon schaffen.

Die meisten Männer sind Optimisten, wenn es gilt, Unannehmlichkeiten auf die Schultern ihrer Frauen abzuwälzen. Ich machte mich zornig an die Arbeit.

Lundbergs kamen an mit einem Ungetüm von Schrankkoffer und einer Menge Handgepäck. Frau Lundberg bezog die Couch im Wohnzimmer, Herr Lundberg mußte auf einem alten Diwan schlafen, den wir vom Boden heruntergeschleppt und im Eßzimmer aufgeschlagen hatten. Die Benutzung des Badezimmers wurde zu einem schier unlösbaren Problem.

Manchmal hörten wir Herrn Lundberg nächtens auf leisen Sohlen in Frau Lundbergs Zimmer schleichen.

„Wie liebevoll er ist", sagte ich zu Robert, „er kann nicht einschlafen, ohne seiner Frau einen Gutenachtkuß gegeben zu haben."

„Wahrscheinlich sind sie noch nicht lange verheiratet", sagte Robert roh und drehte sich gähnend auf die Seite.

Ferienfreundschaften verlieren gewöhnlich stark bei näherer Bekanntschaft.

Es dauerte nicht lange, bis Lundbergs uns schrecklich auf die Nerven gingen. Sie gehörten der Sorte von Gästen an, denen man etwas bieten muß. Robert und ich waren gezwungen, Arbeitsteilung zu machen. Vormittags hetzte ich sie durch Museen und Galerien, während Robert sich nachmittags opferte, um Herrn Lundberg ins Hofbräuhaus zu begleiten. Herr Lundberg konnte nicht genug vom Hofbräuhaus bekommen. Er sagte, es sei in Norddeutschland von einem Nimbus umgeben; diesen Nimbus kostete er gründlich aus. Abends wollte Greta Lundberg tanzen; wir kamen nie vor ein Uhr nachts ins Bett.

Nach Ablauf einer Woche war ich ein Schatten meiner selbst. Robert wurde von Tag zu Tag reizbarer. Wir stritten um die Fliege an der Wand. Wir mußten im Flüsterton streiten, damit unsere Gäste es nicht hörten. Die erlösende Wirkung des Streitens wurde dadurch stark vermindert. „Es ist zum Auswachsen", raunte Robert.

„Deine eigene Schuld", zischte ich, „warum hast du sie eingeladen?"

Robert fuhr auf wie ein zorniger Löwe; ich legte ihm die Hand auf den Mund, um einen nicht wieder gut zu machenden Ausbruch zu verhindern.

Eines Tages fand ich beim Aufräumen eine Karte auf dem Boden des Eßzimmers. Es war eine Ansichtskarte; sie stellte Bielefeld total in Buntdruck dar und war an Herrn Gustav Lundberg gerichtet. Ausnahmsweise waren Lundbergs an diesem Tage allein ausgegangen.

„Sieh her", sagte ich zu Robert und drehte die Karte hin und her, „so also sieht es in Bielefeld aus."

„Laß sehen!" Robert riß mir die Karte aus der Hand. Er war indiskret genug, sie zu lesen, ja, er las sie mir mit erhobener Stimme vor:

Lieber Gustav!

Kann Dir von hier nur Gutes mitteilen. Das Wetter ist sehr schön, und benutze ich die Zeit zum Großreinemachen. Im Garten blühen schon die Dahlien. Gestern besuchte mich Frau Häusler; sie läßt schön grüßen. Alles Nähere bald mündlich. Auf frohes Wiedersehen und herzlichste Grüße

Deine Anna.

Die Karte entsank Roberts Hand, wir starrten einander an. Wer war Anna? Ton und Inhalt der Karte ließen keinen Zweifel, aber es dauerte doch eine Weile, bis wir imstande waren zu begreifen, daß Herrn Lundbergs Frau nicht Greta hieß, sondern Anna, daß sie nicht hier war, sondern in Bielefeld.

Eine tolle Geschichte!

Robert gebärdete sich sehr sittenstreng. Er sprach von Konkubinat, und daß er derartige Zustände in seiner Wohnung nicht dulde. Mir tat Frau Anna Lundberg leid, die in Bielefeld Hausputz hielt, während ihr Mann mit einer Frau namens Greta in der Welt herumreiste.

„So seid Ihr!" sprach ich zu Robert.

„Wieso wir?" Robert erglühte in heiliger Empörung. „Würdest du mir etwa zutrauen —"

„Ich hätte es auch Herrn Lundberg nicht zugetraut", sagte ich.

Allmählich wurde unsere moralische Entrüstung von der Erkenntnis überstrahlt, daß das Schicksal uns eine Handhabe bot, Lundbergs loszuwerden.

„Ich werfe sie einfach heraus", schlug Robert vor.

„Ausgeschlossen! Willst du einen Skandal?"

Wir berieten hin und her. Endlich hatten wir einen glänzenden Einfall. Wir stellten die Karte aus Bielefeld auf den Schreibtisch, recht augenfällig an das Tintenfaß gelehnt, so daß Lundbergs sie sehen mußten, sobald sie das Zimmer betraten.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

„Die Tatsache, daß wir die Karte gefunden haben, wird sie zu Boden schmettern", behauptete Robert triumphierend.
Dann gingen wir aus und blieben bis zum Abend fort. Wir wollten ihnen Zeit lassen, sich zu sammeln und Entschlüsse zu fassen.
Als wir nach Hause kamen, traten Lundbergs uns entgegen. Wir waren bitter enttäuscht. Hatten wir erwartet, daß sie sich wie Diebe bei Nacht und Nebel fortstehlen würden? Unsere Spannung wuchs ins Unerträgliche. Wie würde Herr Lundberg sich aus der Affäre ziehen?
Nichts dergleichen geschah. Lundbergs hatten ihren Tag gut ausgenützt, sie waren in der Pinakothek gewesen und natürlich im Hofbräuhaus. Beim Abendessen war vom Wetter die Rede. Herr Lundberg sagte beiläufig, seine Schwester habe ihm geschrieben, daß auch in Bielefeld schönes Wetter sei.
„Wer?" Roberts Augen wurden rund wie die eines Karpfens, er sah vollkommen idiotisch aus.
„Meine Schwester", wiederholte Herr Lundberg lächelnd, „sie hütet das Haus während unserer Abwesenheit."
Unmöglich, den Sturm in unserem Innern zu schildern!
Wir hatten unsere Gäste mit schändlichem Verdacht besudelt! Das Wort Konkubinat war gefallen!
Wenn Lundbergs ahnten — — —
Ich ertappte mich dabei, wie ich mit glühender Beredsamkeit das Kompott zum dritten Male anbot, obwohl so gut wie nichts davon übrig geblieben war. Robert verschwand plötzlich und kehrte mit einer Flasche Sekt zurück. Wir überboten uns in Liebenswürdigkeit. Im Verlauf des Abends luden wir Lundbergs ein, eine weitere Woche bei uns zu bleiben, zwei, drei Wochen, so lange es ihnen gefalle.
Es erschien uns unter diesen Umständen als unverdientes Glück, daß sie trotzdem nach drei Tagen abreisten.
Robert verlieh seiner Reue letzten Ausdruck, indem er Greta Lundberg zum Abschied einen großen Strauß roter Rosen schenkte. Herr Lundberg verdüsterte sich zusehends, seine letzten Worte an Robert waren kühl und gemessen.
Wir hörten nichts mehr von Lundbergs.
Ungefähr ein halbes Jahr später lernten wir auf einer Gesellschaft einen netten jungen Mann kennen. Er war Student an der Technischen Hochschule und stammte aus Bielefeld.
„Bielefeld?" riefen wir erfreut, „da kennen Sie vielleicht Lundbergs?"
Der nette junge Mann lachte. „Aber natürlich! Der alte Lundberg ist mein Patenonkel. Sieht ein bißchen wie ein Ziegenbock aus, was?"
„Ein reizender Mensch!" versicherten wir enthusiastisch. „Wie geht es ihm?"
Danke, es gehe ihm ausgezeichnet.
„Und seiner Frau?"
„Oh, was die gute Tante Anna betrifft", begann der junge Mann —
Unsere Haltung war bewundernswert.
Erst auf dem Heimweg machte Robert seinem Herzen Luft. Seine temperamentvollen Ausführungen gipfelten in der Behauptung, er habe es immer gewußt.
„Und die roten Rosen?" fragte ich gespannt.
Hierauf blieb mir Robert die Antwort schuldig.

Lieber Simplicissimus

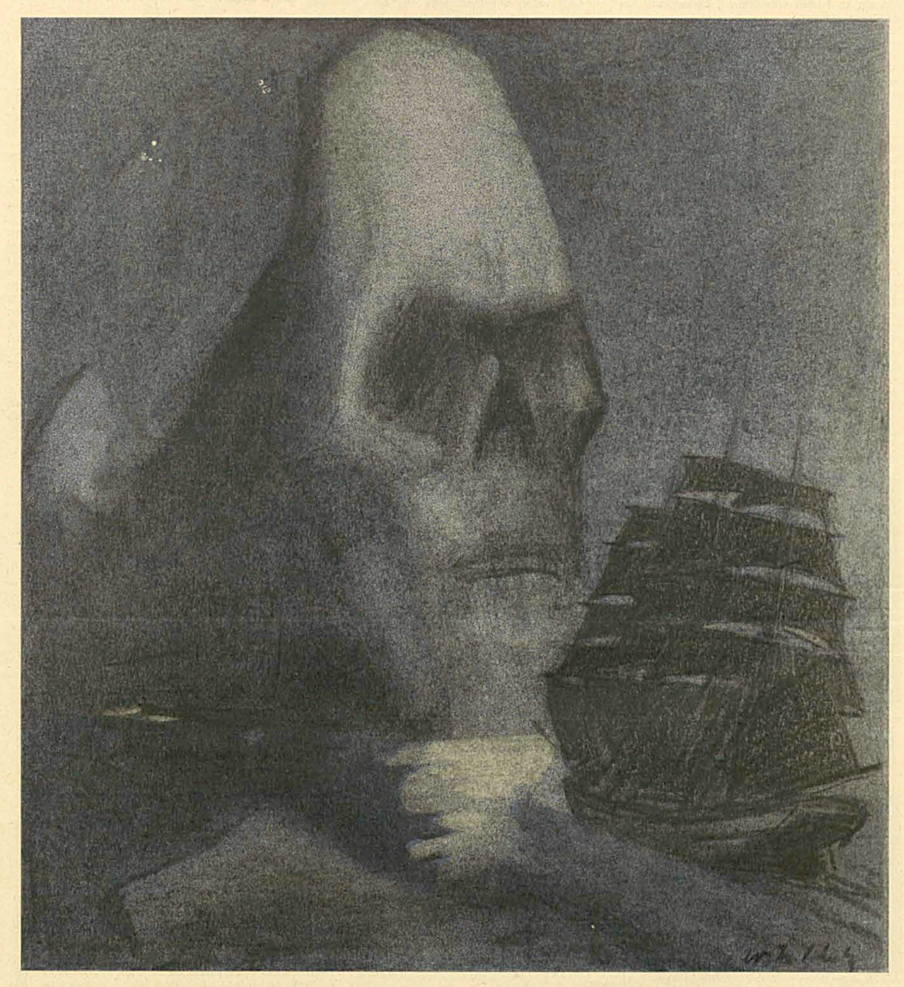


(O. Nückel)

Herr und Frau Meyer hatten sich als Wegzehrung für die Reise von München nach Berlin aus einem Delikateßgeschäft ein paar gefüllte Tauben mitgenommen. Herr Meyer verzehrte bald hinter Ingolstadt aus dem für ihn zuständigen Exemplar sehr brav zuerst, vom Kopf beginnend, die Füllung. Daß sie nicht, wie er bestimmt gedacht hatte, aus Fleisch, sondern zumeist aus Semmeln bestand, erwähnte er nicht; denn die Tauben waren ausdrücklich auf seinen Wunsch beschafft. Nun kam er an den Lohn seines so rationellen Essens: an die Taube selbst.
Plötzlich stieß Herr Meyer einen lästerlichen Fluch aus.
„Was ist denn los?", fragte Frau Meyer erschrocken.
„Himmeldonnerwetter!", wiederholte Herr Meyer, „jetzt hat das verdammte Biest hinten auch noch eine Semmel gefressen!"

Auf ein verschollenes Segelschulschiff

(Wilhelm Schulz)



Ein gutes Schiff unter Segeln stand,
Admiral Karpfanger war es genannt,
kurste auf Weizenfahrt heim gen Kap Horn,
viel junge Leute achtern und vorn.
Viel junge Leute, Hein Mück und Jan Stur,
vom Besten, was je über Salzwasser fuhr.
Kaptän bis Moses, Back, Hütte und Heck
hatte alles das Herz auf dem richtigen Fleck.
Stramm bi de Wind,
riet, Jungs, riet!
Wenn wir zu Hause sind,
— bei Muttern auf Sofa und so —
singen wir ein Lied
von dem ollen dollen Admiral,
und sodenn wolln wir nochmal!

Zu Hause? In der Riggen Wundergewirr,
zwischen Blöcken und Rahen und Winschgeschirr,
im Plankengefäß unterm Segelgezelt,
da ist dein Zuhaus, und die See deine Welt,
mein Jung, und dein Atem der Wind.
Weht im Wind nicht ein dunkles Gedenken geschwind
an Straßen und Gärten und Mädchen? . . Ein Pfiff:
Mok fast de Royals! . . . Und dein Herz das Schiff.
Hand über Hand,
riet, Jungs, riet!
Sind wir an Land,
— nu sag einer bloß noch Reeperbahn —
setzen wir ihn in Sprit,
den ollen dollen Admiral,
und er kann uns mal . . .

Unendlich schön sind die Nächte im Passat.
Doch der Teufel ist los auf dem vierzigsten Grad.
O Seefahrt, o Windjammer, Mühsal und Lust!
Rauh wurden die Fäuste und breit die Brust.
Doch die Flauten dörren die Seele krumm.
Und der Nebel klebt dick um die fünfzig herum,
die Segel verschwammen wie schwarzer Spuk.
Da . . . weiß und steil wächst es auf vorm Bug:
Eisberg voraus!
Riet, Jungs, riet!
Sind wir zu Haus,
— Deutschland, liebes Vaterland —
singen wir bei Gott ein Lied
von dem . . . und es war einmal.
Schlaf gut, Admiral!

Hans Leip

München, 16. Oktober 1938
43. Jahrgang / Nummer 41

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Genfer Herbstmelancholie

(Karl Arnold)



„Nun fallen alle Blätter!"

(Fr. Bilek)



Der starke Mann und seine kleine Freundin

„Geld oder das Leben!"

Von Erik Bertelsen

Die Berühmtheit hat ihre Schattenseiten. Das mußte auch Webster erfahren. Sobald er sich durch seine Buchbesprechungen einen Namen geschaffen hatte, begannen die Autoren ihn aufzusuchen, damit er sich anerkennend über ihre Werke ausspräche. Wenn er auch einigermaßen wußte, wer etwas konnte und wer nicht — man konnte nie genau voraussagen, wessen Bücher Erfolg brachten.

Eines Vormittags war Webster zu Hause und freute sich auf ein paar geruhsame Arbeitsstunden. Er saß kaum am Schreibtisch, da klingelte es. Er tat als höre er nichts. Aber das Klingeln hörte nicht auf, daß er schon um des lieben Friedens willen öffnete.

Es war der Geldbriefträger, der mit einer Anweisung über zwanzig Kronen kam. Auf der Rückseite des Abschnittes stand: „Vielen Dank für das Darlehn. Ihr ergebener Peter Holm." Es gab also noch Schriftsteller, die ihre Schulden zurückbezahlten! Webster war ganz gerührt. Und als er sich wieder an seinen Schreibtisch setzte, war er bedeutend zufriedener mit seinen Zeitgenossen als vorher.

Gleich darauf wurde er abermals durch die Flurglocke gestört. Er ging sofort hinaus und öffnete. Diesmal war es ein junger Mann. Er stellte sich ungemein steif, als wollte er eine gewisse Nervosität verbergen, vor: „Mein Name ist Mikael Jansen."

„Ach Sie sind es!" rief Webster. „Der Verfasser des Buches ‚Geld oder das Leben!' Bitte kommen Sie herein. Ich freue mich, Sie kennenzulernen."

Noch ehe Jansen saß, begann er, sein Anliegen vorzutragen. „Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mein Buch noch vor Weihnachten besprechen würden."

„Gerne, Herr Jansen. Aber Sie wissen ja — die große Flut der Bücher — die in den letzten zwei Monaten erschienen sind — Ihr Buch kam ja erst vor wenigen Tagen heraus."

„Das stimmt. Aber ich bin Debutant und ich meine es wäre darum von größter Wichtigkeit für mich, wenn Ihre Besprechung rechtzeitig käme. Andere Kritiker werden sich ohne Zweifel davon beeinflussen lassen."

„Glauben Sie?" Webster lächelte geschmeichelt. „Wie Sie sehen, liegt Ihr Buch auf meinem Schreibtisch. Ich habe es schon bis zum vierten Kapitel gelesen. Und werde heute damit fertig. Entschuldigen Sie einen Augenblick — es klingelt."

Draußen stand ein Bote. Er bekam 10 Öre Trinkgeld. Dann eilte Webster wieder zurück in das Zimmer. „Ja, lieber Herr Jansen, Sie sind begabt, das will ich Ihnen gerne sagen, um Ihnen Mut zu machen. Ich werde Ihr Buch sofort zu Ende lesen."

Der Autor ging. Webster griff nach seinem Füllhalter. Die Wahrheit zu sagen, war der Roman etwas langweilig. Der Beginn glich vielen anderen, und er wußte schon jetzt, wie er weitergehen würde. Er konnte also ruhig, ohne weiterzulesen, etwas darüber schreiben. Und warum nicht gleich? Er schrieb also, daß das Buch am Anfang die übliche Unsicherheit aufwiese und die Komposition nicht ganz einwandfrei wäre, aber daß es unleugbar viele Stellen darin gäbe, die den geborenen Schriftsteller verrieten. Man erwarte von dem Autor noch vieles. Er sei eine kommende große Begabung.

Als die Besprechung fertig war, steckte Webster sie in einen Briefumschlag. Er hatte die Absicht, sofort damit zum Briefkasten zu gehen. Und dann wollte er in einem Restaurant frühstücken, das konnte er sich ja nun leisten, da die zwanzig Kronen eingegangen waren.

Aber — wo war das Geld? Hatte er die zwei Scheine nicht auf den Schreibtisch gelegt? In seiner Geldbörse befanden sich nur ein paar kleine Münzen, auch auf der Erde lagen die Scheine nicht.

Nachdem er eine Weile überall gesucht hatte, war es ihm klar, daß Jansen die Scheine an sich genommen haben mußte, denn als er gekommen war, hatten sie offen auf dem Schreibtisch gelegen.

Der junge Autor war also recht unzuverlässig — oder sehr arm. Vielleicht war es am besten, ein paar Tage abzuwarten, ob das Geld nicht wieder zurückkäme.

Aber auf das Frühstück wollte Webster trotzdem nicht verzichten. Er nahm „Geld oder das Leben" und einige andere Bücher unter den Arm und ging damit zu einem Antiquar, der ihm für alle Bände insgesamt 10 Kronen gab.

Am nächsten Morgen stand die Besprechung in der Zeitung. Und am Abend kamen ein paar Dankesworte von Jansen. Aber über das Geld schrieb er nichts. Nach verschiedenen Erkundigungen, die Webster eingezogen hatte, zu urteilen, war Jansen durchaus nicht arm; er hatte eine gut bezahlte Stellung. Das machte die Sache schon ernster. Trotzdem zögerte Webster damit, der Polizei Mitteilung zu machen.

Tags darauf trafen die beiden Herren sich auf der Straße. Webster blieb stehen und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Jansen, daß ich Sie aufhalte. Gestern, als Sie oben bei mir waren, lagen zwanzig Kronen auf meinem Schreibtisch. Als Sie gegangen waren, war das Geld fort."

„Ach ich erinnere mich", antwortete Jansen etwas verlegen. „Es ist eine Schande, daß ich es Ihnen zu sagen vergaß. Aber ich war ziemlich zerstreut."

„Das dachte ich mir schon", sagte Webster. „Ich konnte gar nicht glauben, daß Sie sich bereichern wollten."

Jansens Erstaunen schien nicht ganz echt zu sein.

„Mich bereichern?!" sagte er fast entrüstet. „Wie kommen Sie auf den Gedanken?!! Als es klingelte und Sie hinausgingen, fiel das Geld vom Schreibtisch hinunter. Ich nahm die Scheine und legte sie in mein Buch, gleich hinter dem vierten Kapitel, da Sie ja bis dahin gelesen hatten."

Webster machte Kehrt und ging, ohne sich zu verabschieden. Er ging zu dem Antiquar und fragte nach dem Buch „Geld oder das Leben".

„Das ist verkauft", sagte der Antiquar. „Ihre Besprechung hat bewirkt, daß nach dem Buch schon Nachfrage herrscht." Auch diesmal vergaß Webster zu grüßen.

(Übersetzt von Karin Reitz-Grundmann)

29. September 1938

(Erich Schilling)



Der Höllengeister Tanz
zerstob und ward zunichte.
Des Friedens Morgenglanz
diktiert die Weltgeschichte.

Die Entdeckung der Tschecho-Slowakei

(O. Gulbransson)



„Aha, das war also der Staat, bei dessen Schöpfung ich seinerzeit nicht zugelassen wurde!“

DURCHS TELEFON

VON CARL CONRAD

Robert und Elena saßen, wie verabredet, in der Halle des Weingart-Hotels und warteten auf den Unbekannten. Alle Tische in der Halle waren leer, sie saßen einige Tische voneinander entfernt und warteten. Robert hatte dieses seltsame Rendezvous gewünscht, ja, gefordert — aus Eifersucht, wie Elena überzeugt war. Merkwürdig genug, daß er überhaupt zu so primitiven Dingen wie Eifersucht Zeit hatte. Für irgend etwas anderes, zum Beispiel für wirkliche Gespräche mit ihr, hatte er keine Zeit, nie, schon mindestens ein halbes Jahr nicht mehr. Sie fühlte sich vereinsamt und fürchtete, da nichts sie anzuregen und zu reizen sich Mühe gab, vorzeitig alt zu werden. Es fehlte der Partner für die mannigfachen Spiele ihrer Phantasie.

Als sie aber Robert erzählte, daß ein Unbekannter sie täglich anrufe, zu gleicher Stunde des Nachmittags, um mit ihr zu plaudern, war er plump und verständnislos genug, von „Unverschämtheit" und „Detektiv auf den Lümmel hetzen" zu sprechen, obwohl der Fremde niemals die geringste Andeutung gewagt hatte, daß er Elena zu sprechen wünsche.

Hätte sie es gewünscht? Nach anfänglichem Widerstreben waren ihr allerdings die täglichen Anrufe zu einer Gewohnheit geworden, die zu entbehren ihr schmerzlich gewesen wären. Nun — der unbekannte Telefonpartner mußte ein Mensch von hoher Bildung und einer geistigen Erfahrung sein, die man nicht allein durch Fleiß und Reisen erwirbt; die rätselhafte Macht der Persönlichkeit stand dahinter, — Elena vermutete einen Künstler in ihm, so mannigfach war seine Art, sich auszudrücken, sein auch im Ernst noch gegenwärtiger Humor, der unerschöpfliche Glanz seiner phantastischen Einfälle. Und schon, was das Schlimmste ist für eine Frau, und oft sogar der Anfang eines Endes, — schon hatte Elena begonnen, zu vergleichen. Mit Robert würde sie niemals sich auf eine solche Weise unterhalten können; bald erschien er ihr trocken gelehrtenhaft, phantasielos, schwerfällig und langweilig. Er lebte nur noch für seine mathematischen Berechnungen; darüber vergaß er, daß an seiner Seite ein lebendes Wesen existierte, eine der Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit bedürftige junge Frau.

Seltsam genug, daß die Anrufe stets in den beiden Stunden am Spätnachmittag erfolgten, die Robert regelmäßig in der Bibliothek zu verbringen pflegte. Natürlich hatte Elena in den ersten Tagen den Hörer jedesmal eiligst und entrüstet auf die Gabel zurückgelegt; immerhin mußte sie zum Apparat gehen, es konnte ja auch irgendeine Freundin oder gar Robert selbst sie zu sprechen wünschen. Schließlich mußte sie es doch als ihre Pflicht empfinden, den unbekannten Unverschämten dahingehend zu belehren, daß ein junger Mann von Bildung und Erziehung eine verheiratete Frau nicht auf solche Weise belästigt. Das war, sie fand es selbst, dumm genug ausgedrückt, denn es gab ihm Anlaß und Gelegenheit zu fragen, wenn nicht auf eine solche, auf welche Weise sonst „ein junger Mann von Bildung und Erziehung" eine verheiratete Frau belästigen dürfe? Und überdies, — wenn in den gegenwärtigen Zeitläufen alle Belästigungen, denen die bemitleidenswerte Damenwelt ausgesetzt sei, nur in telefonischen Gesprächen bestünden, könne man wohl zufrieden sein. Das vermochte auch Elena allerdings nicht zu leugnen. Und hatte sie die täglichen Anrufe zuerst ganz unbedingt als lästig empfunden und gehofft, des Fremden Eifer werde allmählich von selbst sich abkühlen und nachlassen, so erweckte gerade die Ausdauer, ja Treue seiner Bemühungen auf die natürlichste Weise eine gewisse Neugier und Begierde, zu erfahren, wer der Fremde sei, wie er aussehe und sich im persönlichen Umgang gebe. Wenn es schließlich dazu kam, daß sie auf seine Anrufe geradezu wartete, konnte sie es vor sich selbst mit der Langeweile entschuldigen, in der sie ihr Leben zu verbringen gezwungen war. Und daß, wenn man auf etwas wartet, eine gewisse Unruhe sich einzustellen pflegt, die Gedanken sich mit dem Erwarteten beschäftigen, sich gleichsam mehr und mehr auf einen Punkt konzentrieren, konnte ebensowenig wundernehmen wie der Umstand, daß sie, nach erfolgtem Anruf, in ihrer Phantasie die Gespräche mit dem liebenswürdigen Partner wiederholte und fortsetzte.

Im Grunde quälte und beunruhigte sie die geheime Sehnsucht, ihn zu sehen, ihm nahe zu sein ohne das fatale Medium des Drahtes, sein Wesen unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Und als Robert, dem sie von ihren täglichen Unterhaltungen erzählt, und der, da der Fremde aus stets wechselnden öffentlichen Fernsprechzellen anrief, vergeblich einen Privatdetektiv bemüht zu haben behauptete, nun riet, zum Schein auf ein Rendezvous einzugehen, damit man „den Burschen" endlich „fassen" könne, — da empfand Elena diesen Vorschlag als roh und jeden feineren Verständnisses bar; nur Robert konnte ihr zumuten, etwas so Eigenartiges, Zartes und Geistvolles auf so plumpe Weise zu beenden. Und wofür übrigens den Unbekannten „fassen"? War er ein Verbrecher? Hatte er Strafe verdient, weil er ein wenig vom Hauche einer anderen, höheren, Geist und Kunst gewidmeten Welt in ihr Leben brachte? Allein es gab eine Szene, Robert schien wirklich zu leiden, und da er einen Kompromiß vorschlug, gab Elena schließlich nach, wie stets, wenn er ernstlich auf irgend etwas bestand. Sie sollte den Unbekannten in der Halle des Weingart-Hotels treffen und ihm nahelegen, künftig seine Anrufe zu unterlassen. Robert wollte in der Nähe sitzen und sich den „Flegel" ansehen. Sollten alsdann die Belästigungen immer noch kein Ende nehmen, würde man bei einem späteren Rendezvous zu drastischeren Mitteln greifen und notfalls die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen.

Elena hatte keine Bedenken, sie konnte ihren bewunderten Gesprächspartner sehen, sogar auf Roberts ausdrücklichen Wunsch, und sie konnte den Fremden vor einem weiteren Rendezvous warnen, ja, vielleicht eines vereinbaren, bei dem Robert nicht zugegen sein würde. Das bedachte sie, nach Art der Frauen, keineswegs in klarer Absicht, stand ihr aber doch, ein Gewirr von Stimmung, Gefühl und Hoffnung, wie eine in Nebel gehüllte ferne Landschaft vor Augen. —

So saß sie also, vor Erwartung bebend, einige Tische von Robert entfernt in der leeren, dunklen Halle des Hotels, als, mit dem Glockenschlag der vereinbarten Stunde, ein hochaufgeschossener junger Mann mit unordentlichem Haar und nachlässig über die Schulter geworfenem Mantel eintrat und zögernd um sich sah. Verlegenheit und Erröten hinter einer Miene von grotesker Hochmütigkeit verbergend, stolzierte er auf Robert zu, Elena im Vorbeigehen nur mit einer Art höhnischem Blick bedenkend. Robert erhob sich, reichte ihm lächelnd die Hand, der junge Mann zog mit betont blasierter Bewegung einen Packen beschriebener Blätter hervor und legte sie mit einem kurzen „da" vor Robert nieder, der zu Elena herübersah und winkte.

Elena, die von alledem nicht das mindeste begriff, trat an den Tisch. Robert stellte vor. „Das ist meine Frau", sagte er, „die Sie mit Ihren telefonischen Plaudereien aus meinem Manuskript so sehr vergnügt haben."

„Jetzt dürfte ich vielleicht vor allem um das Honorar bitten", war die Antwort. — „Du mußt wissen, Elena", erklärte Robert, „Herr Dallberg ist Schauspieler, zur Zeit leider ohne Engagement, und er war so freundlich, Dir die von mir verfaßten Texte am Telefon vorzulesen." „Gewiß", sagte Herr Dallberg, einige Geldscheine in Empfang nehmend, mit lächerlichem Stolz. „Ihre Texte habe ich Ihnen ja bereits dorthin gelegt. Ihre Frau Gemahlin wird bestätigen können, daß ich mich bemüht habe, sie so deutlich und eindringlich wie nur möglich vorzulesen, mit allem Anschein des Improvisierten, jawohl."

Worauf er, erhobenen Hauptes, davonschritt.

Robert reichte ihr lächelnd die Manuskripte; hier hatte er, in seiner charakteristischen Schrift, alles entworfen und niedergeschrieben, was dieser Dallberg ihr dann am Telefon mit geübtem Organ vorgelesen, — ja, Robert hatte, ihre möglichen Antworten und Einwände voraussehend, bereits die entsprechenden Gegenantworten aufgezeichnet, damit der junge Schauspieler sich ihrer im gegebenen Falle bedienen konnte.

Von nun an sah sie Robert, wie sie sagte, mit „neuen Augen", was wohl immer ein hoffnungsvolles Zeichen ist und jedenfalls ein neuer Anfang, ein Beginn, der zu allem Guten führen kann. Sie bestätigten es sich auf die Weise, der, obgleich sie sich durchaus nicht an Verstand und Vernunft wendet, doch von jeher in gewissen Fällen die stärkste Überzeugungskraft innezuwohnen scheint.

Spät abends am Fenster

Von Dr. Owlglaß

Ein letztes Wölklein floh in Hast.
Der hohe Himmel ist erblaßt.
Nichts rührt sich mehr.
Noch blitzt kein Stern von ferne her
— als ob die Welt gestorben wär'.

Und ist er tot, der Raum so weit,
dann ist wohl auch die Muhme Zeit,
die Alte, endlich eingenickt?
— O Seligkeit!

— — — — — — — —

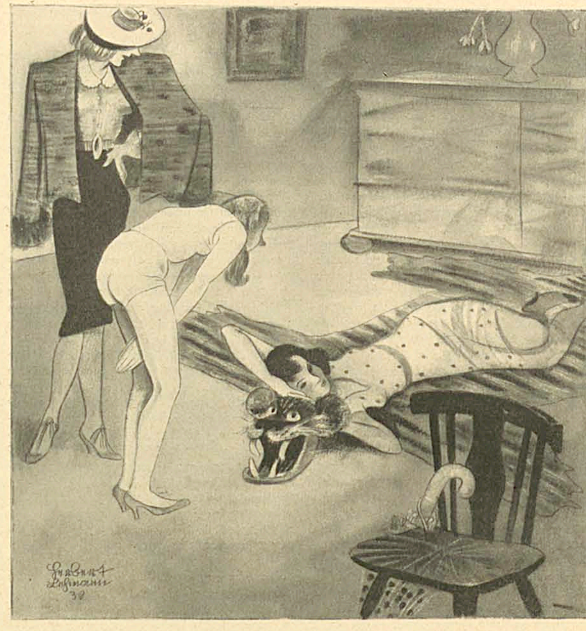
Da, zuckend, durch die Dämmrung bricht
aus Menschenland ein erstes Licht . . .

Die Wanduhr tickt . . .

Also noch nicht — noch immer nicht?

Konkurrenz

(Herbert Lehmann)



„Grauenvoll, so einem Biest von Tiger plötzlich zu begegnen!"
„Noch gar nichts — begegne einmal plötzlich meinem Chef!"

Die Umstellung

Mein Freund Hermann hat eine Weltanschauung, die hat er sich selbst hergestellt. Es ist demnach eine Hausmacher-Weltanschauung. Hausgemachte Leberwürste und Hausgeräuchertes und heimgestrickte Pullover und selbstgebackener Zwetschgenkuchen können bisweilen ganz vorzüglich sein. Auch in Hermanns Weltanschauung sind ganz ausgezeichnete Sachen drin, ganz erstaunliche Dinge. Da hat er z. B. den Satz aufgestellt, daß seinerzeit, als die Welt geschaffen wurde, auch gleichzeitig mit den materiellen Gütern das Geistige mitgeschaffen wurde, also alles Glück, alles Unglück, alle Politik, aller Frieden, alle Wildheit, und zwar von jedem eine ganz bestimmte Portion, in die man sich nun teilen müsse. Was der eine gerade hat, kann der andere nicht besitzen.
Bei einem Perserteppich und einer Schreibmaschine leuchtet der Satz sofort ein, denn der Perserteppich und die Schreibmaschine, die mein Freund Hermann hat, gehört natürlich nicht mir. Er sagt aber auch, wenn soundsoviele Leute das Glück, das zur Verfügung steht, verbrauchen, dann bleibe für manche nur wenig übrig, und wenn Max ein ganz unerhörtes Glück bei Frauen hat, muß sich Paul mit einem Rest begnügen, weil halt nicht mehr geschaffen wurde.
Sehen Sie, so eine Weltanschauung ist das.
Kürzlich überraschte er mich mit dem lapidaren Ausspruch: Je zahmer die Tiere, desto wilder die Menschen.
Ich war erstaunt, denn ich hatte das Zahmwerden der Tiere noch nicht bemerkt.
Da kam ich aber bei Hermann schlecht an. „Wie", rief er, „du hast noch nicht gemerkt, daß die Tiere zahmer werden?"
Ich sagte ihm, daß ich mich im Drange der Geschäfte noch nicht eingehend mit der Sinnesart von Tigern, Löwen und weißen Nashörnern beschäftigen konnte.
„Bleiben wir doch bei dem Nächstliegenden", sagte Hermann, „denk doch an die Rehe. Die Rehe werden von Tag zu Tag zahmer. Früher, da war so ein Reh ein scheues flüchtiges Tier, das ängstlich vom Waldrand äugte. Aber heute, da können es diese Tiere kaum erwarten, bis sie sich in Rahmsoße nützlich machen. Wenn du mit der Eisenbahn fährst, stehen sie dicht am Zuge und achten kaum der Wunder der Technik. Höchstens hebt so ein Bock den Kopf, als wollte er sagen: ‚Nanu, der FD-Zug, da muß es ja schon elf Uhr dreißig sein'. Aber nicht nur die Rehe sind zahmer geworden, die Menschenflöhe haben ihre Wildheit dermaßen abgelegt, daß sie in unseren Breiten geradezu ausgestorben sind. Und an die Eichhörnchen hast du wohl noch gar nicht gedacht. Kaum retten kann man sich jetzt vor diesen possierlichen Tierchen. Sie haben vollkommen vergessen, daß es von ihnen heißt: ‚Mühsam sucht sich das Eichhörnchen seine Nahrung'. Sie suchen gar nicht mehr mühsam, sie lauern am Wegrand auf Spaziergänger, springen sie an und fordern das Lebensminimum. Begreifst du jetzt, daß die ehemals wilden Tiere alle zur Verfügung stehende Zahmheit für sich aufbrauchen, geradezu Raubbau mit dem Zahmsein treiben?"
Das begriff ich zwar nicht so schnell, aber mit den Rehen und den Eichhörnchen hatte Hermann recht.
Nun, den Menschen bleibt ja auch die auswärtige Politik.

Foitzick

Der Lauf des Hasen

Von Ernst Handschuch

Dicht über dem morschen Zaun eines Hausgärtchens schnitt ein Dahlienstrauch köstlich lachsrote Kreise in den blaßgrauen Himmel, und doch schien es, als gehörten die fülligen Blumen in dem bleichen Morgenlicht nur sich selbst. Über eine gemähte Wiese mit spärlichen Herbstzeitlosen strömten die Menschen, und noch niemals waren die nackten, rotblauen Blütenstengel vom Leben ausgeschlossener denn jetzt.
Auf den Tribünen flatterten Fahnen, und in lichter, aber eindringlicher Reihe bezogen sie von dort aus ihre Posten um das rechteckige Paradefeld. Noch sah man außer Absperrmannschaften, einzelnen Offizieren und Soldaten, sowie den Geschützen einer Salutbatterie nichts. Eine östlich vom Aufmarschgelände gelegene Mulde mußte die große Erwartung des Morgens, um derentwillen sich die Menschen so zahlreich eingestellt hatten, bergen.
Der hohe General und sein Stab waren mit einem Male da, und die karmesinroten Streifen an ihren Hosen leuchteten zugleich erregend und beruhigend. Auf den Emporen erhob sich Händeklatschen, das sich nach links, rechts und vorne brandend fortpflanzte, und erst nach einer geraumen Weile vernahm man die Klänge einer Musikkapelle. In die aufbrausenden Lieder fuhren verpflichtend die dumpfen Schüsse der Salutbatterie, und unter dem Beifall der Menge begann Regiment auf Regiment vorbeizuziehen. Verhalten hob sich das schlichte Grau der ausgerichteten Kolonnen von dem Gelb der Stoppeläcker ab, über dem nur die Instrumente der Musiker noch goldener blinkten.
Die Fuchsschwänze der Schellenbäume wehten strahlend. Die Stäbe der Tambourmajore durchschnitten die Luft und verzauberten mit ihren Bewegungen den Tritt Tausender von Beinen. Wirbelnd schlugen die Kesselpauker die weißen Felle. Schwarze, braune und weiße Pferde trabten, daß der Staub aufflog. Räder rollten, Wagen und Protzen wipperten, und die Geschützrohre senkten und hoben sich in ernstem Takt.
Es war ein prächtiges Geschehen, was sich da am frühen Morgen machtvoll und schier unaufhörlich vollzog. Vergessen waren die langen Stunden der Anfahrt und die feuchtkühlen des Wartens. Die Weite der nahezu baumlosen Hochebene verlor sich, und als die Sonne den grauen, tief in sich versunkenen Herbsthimmel einmal kühn durchbrach, empfanden es nur wenige. Die Wurst- und Brezelverkäufer, die Kellnerinnen und Postkartenhändler priesen vergebens ihre Waren an. Lediglich Ferngläser und Feldstühlchen wurden noch von den später gekommenen Gästen begehrt.
Eben zog wieder ein Infanterieregiment in breiten Fronten vorüber, und ein zweites tauchte aus der Mulde auf, bereit sich zu gleichem Tun anzuschicken, als, von der seitwärts abgerittenen Kapelle einer Reiterabteilung aufgestöbert, ein Hase in rasendem Lauf über das Paradefeld jagte. Rostrot und in tausend Ängsten stürmte er dahin, verzweifelt nach einem Ausweg durch die Menschenreihen suchend, die ihn zum einen gleich einer Mauer umgaben, zum anderen aber wie eine Walze auf ihn zukamen.
Oh, hätte der Ärmste doch je in seinem Dasein ein treibendes Jagen mitgemacht! Denn kein hetzender Schrei ertönte, keine hölzerne Klapper lärmte, und auch nicht ein Schuß fiel.
Dafür indes erhob sich alsbald ein ungeheueres, brausendes Gelächter. Vom westlichen Flügel des Feldes ging es aus, erfaßte im Nu die Tribünen und wurde in seiner mächtigen Heiterkeit von dem flüchtenden Hasen wie ein deckender Vorhang mitgeschleift.
Der hohe General und sein Stab, die vorbeiziehenden Truppen, die Kapelle und ihr schmetterndes Spiel, das anmarschierende Regiment, sie alle waren plötzlich vergessen. Allein dem geängsteten Hasen, nur ihm und seiner wahnsinnigen Not noch gehörte das Feld. Die Freude, die sein verzweifeltes Gehoppel, mit dem er auf so belustigende Weise die Parade abnahm, in den Herzen der Zuschauer ausgelöst und zwar im verborgensten Winkel, darin das ewige und stets ein wenig grausame Kind ruht, hatte das überwältigende und feierliche Geschehen jählings verschluckt.

Wer aber sich, das Geschöpf in sich und also die Natur, mannhaft überwand, war der Soldat. Unberührt und unerschüttert in Miene und Bewegung blieben die grauen Reihen, die marschierenden sowohl als auch die wartenden. Weil jedoch der Hase schließlich noch rasch genug entkommen war, zwang das unbeirrte Handeln die zuschauenden Menschen sogleich wieder in den einmaligen Ernst, der ihm gebührt.
Wenn indes der eine oder andere unter ihnen, als er nach beendeter Truppenschau den Rückweg antrat, mit einem Male auf der gemähten Wiese die kühle Schönheit der Herbstzeitlose entdeckte oder gar den trunken sich verschwendenden Dahlienstrauch über dem morschen Zaun des Hausgärtchens sah, so hatte er dies zuletzt allein dem Hasen und seinem Lauf zu verdanken.

*

Mimenstolz

Der Charakterdarsteller Max Grube, der das neu erbaute Theater am Nollendorfplatz in Berlin leitete, zeigte sich zeitlebens gern und oft in seinen Glanzrollen auf allen Bühnen des Reiches. Da geschah es einmal, daß er in einem seiner bescheidensten Gastierorte von dem Rezensenten des einzigen dortigen Blatts gleich nach dem ersten Auftreten auf das heftigste und wohl auch ungerechtfertigt angegriffen wurde.
Der Direktor der Provinzbühne war außer sich über die seinem berühmten Gast angetane Schmach. Er beschloß, sich bei dem Verleger der Zeitung zu beschweren, wollte dem Kritiker den Zutritt zu den weiteren Gastspielabenden entziehen und legte außerdem dem prächtigen Grube eine Entgegnung auf „die unmöglichen Angriffe des Kritikasters" vor.
Doch stolz und bescheiden lehnte der Schauspieler alle Maßnahmen des Bühnenleiters ab. „Lassen Sie den Mann doch schreiben, was er will! Was denkt sich der denn überhaupt? Ich bin von den ersten Kritikern der Welt verrissen worden."

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Auch in Zeitlning gibt es Gedankenübertragung. Da stehen im Laden des Kaufmanns Zierlinger drei Personen; zum ersten der Herr Amtsrichter, neben ihm die dicke Dreikönigswirtin und schließlich der Herr Zierlinger selber. Aber die Wirtin muß lange warten, denn der Herr Amtsrichter kauft sich Zigarren. Das dauert lange. Eine nach der anderen beschnuppert er, alte Kistchen, neue Kistchen, bis er endlich seine drei Stumpen aus dem Laden trägt.
„No, Herr Zierlinga", fragt die Dreikönigswirtin hernach, „was ham S' Eahna jetz da denkt, wiar a gar so lang umananderklaubt hat . . . ?"
„Was i ma denkt hab? I hab ma denkt: Mei Liaba, jetz kannst mi aba schö langsam — — —"
„Sehn S', Herr Zierlinga, dös hab i ma denkt, daß S' Eahna dös denkt ham . . ."

In den Tagen, als das Glück, soweit es sich auf dem Gebiet des Lotteriespiels betätigt, noch nicht unter staatlicher Aufsicht arbeitete, kam einmal ein verschämtes Dienstmädchen zu einem bremischen Lotterie-Kollekteur und bat um Rat.
„Och", sagte das puterrote Mädchen, „ich wollt' wohl mal fragen, weil daß ich dscha von meinem Bräutigam geträumt habe, un der küßte mir ümmerzu und faßte mir um, ob das wohl was zu bedeuten hätte? Ich mein' wegen Nummer un so."
„Ganz gewiß hat das was zu bedeuten", versetzte der „Kollekteur" mit schicksalshaftem Ernst. „Das is'n Wink is das. Wenn Sie sich da nich gegen gewehrt haben, denn bedeutet es Nummer 36, und wenn Sie sich gesträubt haben, denn bedeutet es Nummer 48."
Es war ein kluges und ehrliches Mädchen. „Och", sagte es und errötete noch stärker, „wenn das so gerechnet wird, denn so kömmt für mich am Enne wohl Nummer 12 in Frage."

Krischan Sehlbrede, der in grauer Vorzeit als Eigentümer und Kapitän des alten Radkastens „Poseidon" Sommergäste durch das Wattenmeer zu einer der Nordseeinseln schipperte, war ein Genie. Er brachte es fertig, von jeder seiner Reisen tief und innig erheitert mit prall gefüllter Geldtasche und einer stärkenden Magenfüllung von Genever und Grog zurückzukehren. Selten hat an der windigen Salzküste die Sonne so gestrahlt wie das Antlitz Krischan Sehlbredes, wenn er von Fahrt kam. Nach vielen Jahren erst, als der „Poseidon" längst in seine klapprigen Bestandteile zerlegt war, lüftete er das Geheimnis seiner wissenschaftlichen Betriebsführung.
„Das war so", sagte er: „Ümmer, wenn ich mit meinem ‚Poseidon' klaren Kurs hatte, sammelte ich die an Bord befindlichen Mannsleute um mir: ‚Meine Herren', sagte ich denn, ‚ich hab heute Geburtstag, und da geb ich einen auf aus, und nu genehmigen Sie mal einen mit mich auf meinem Wohle.' Denn kriegten sie 'ne Runde Köhm; das war für mir dscha nich teuer, denn die Wirtschaft an Bord, die hatte ich dscha auch. Und nachher waren denn die Annern dran, und wenn sie so richtig in Fahrt kamen, denn wollte sich keiner lumpen lassen, und das wurde ümmer nördlicher, und die Damens kriegten denn irgendsowas Klebriges zu nibbeln und wenn's das vierzig Dschahre lang dschede Säsong sieben mal in 'r Woche macht, denn so hat 'n was für seine alten Tage, was nich bloß 'ne schöne Erinnerung is."

Die Diva und der Dichter / Von Josef Robert Harrer

1. Episode

Im Lande der unbeschränkten Möglichkeit und der unmöglichen Beschränkung — man denke erstens an das traumhafte Aufblühen der Technik und zweitens an das geistige Niveau der Schnellsiederdoktoren —, im Lande Amerika also lebte, besser gesagt lebt ein Dichter, dessen Popularität mit der Unmenge seiner ungedruckten Werke nicht im geringsten Schritt halten konnte.
Mit den unzähligen Absagebriefen, die er im Laufe der Jahre von den Verlagen und Zeitungen erhalten hatte, hätte er ein gut fundiertes Altpapiergeschäft errichten können. Doch das tat er nicht; denn er war kein Geschäftsmann. Sondern er dachte: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich als waschechter Amerikaner bis ins zehnte Glied nicht beim Film mein Glück versuchen könnte!"
Gedacht, getan... In wenigen Tagen hatte er zahlreiche Filmzeitschriften durchstudiert, so daß er über die Namen der bedeutendsten Filmkünstler, natürlich auch der süßen Weiblichkeit unter ihnen, über die Filmgesellschaften und gefürchteten Regisseure orientiert war. Von vielen hatte er sich sogar die Privatadresse notiert.
Was nun?... Er grübelte.
Da kam ihm der Gott der Götter, der Zufall, zu Hilfe. Der Dichter ging eines Abends durch eine sehr belebte Straße. Plötzlich entstand vor ihm eine Stockung; er konnte nicht weiter.
„Bei den Bartstoppeln des Präsidenten, was ist los?" Die Menschen stauten sich vor einem Kino; blendende Lichtreklame und riesige Plakate hielten alle in Bann; auch ihn natürlich, den Dichter. Und er las:
„Mae de Gotty in ihrem Großfilm: Die Verführerin!" — So lernte der Dichter Mae de Gotty auf der Leinwand kennen.
Die Bilder rollten an ihm vorüber, seine Phantasie glühte. Er wußte, daß diese Frau seine Zukunft war.
Und weil es die erste Episode in seinem Leben war, trotz der vielen Werke, die er schon geschrieben hatte, konnte er die folgende Nacht nicht schlafen. Nein, er wachte bis zum Morgen, der ihm die zweite Episode brachte.

2. Episode

Da er im 37. Stockwerke eines Wolkenkratzers wohnte, sah er weit über die Stadt. Die Morgenröte übergoß sie mit dem süßen Lichte der Erwartung. Der Dichter sprang aus dem Bett und war mit drei Schritten bei seiner Schreibmaschine, Marke Smith & Bros., für die er noch fünf Monatsraten schuldig war. Das aber bekümmerte ihn in der erwartungsvollen Morgenstunde nicht; im Gegenteil, er tippte mit klopfendem Herzen ein wunderschönes Gedicht an Mae de Gotty, ein Gedicht von vier Strophen zu je drei Zeilen. Und es begann:
„Die Göttinnen der alten Griechen schritten leicht..."
Ja, er hatte die Verse in der schlaflosen Nacht erlebt.
Er sah auf die Uhr; es war Zeit. Schon blickte die Sonne in sein Zimmer. Der Dichter steckte das Gedicht zu sich und sah in dem Adressenverzeichnis nach; richtig, er hatte sich auch ihre Adresse aufnotiert.
Schnell ins Kaffeehaus, Frühstück ganz nach europäischer Weise ohne Fleisch und ohne Soda mit Himbeer; einen Blick in die Zeitungen, zahlen, zahlen!...
Und nun zu ihr! Er griff in die Tasche. Das Gedicht befand sich noch dort! Ach, Gott sei Dank! Und nun Mut, Mut!
Eine halbe Stunde später führte ihn der Lift hinauf; hinauf zu ihr und in den 21. Himmel; denn dort wohnte sie.
Ein tiefer Atemzug, er läutete, ein Kammerkätzchen, schnippisch, klein, kniefrei, grellrotes Mündchen, öffnet.
„Sie wünschen?... Ach, Fräulein Mae schläft noch... Sie wollen warten? Bitte, es warten schon zwanzig Herren, einige seit gestern abends..."
Der Dichter zögerte... Sollte er auch?... Da tönte eine silberhelle Stimme, das Kätzchen lief davon und ließ ihn stehen.
Er war allein. Wenn er nur gewußt hätte, wo das Wartezimmer war! Aber alle Türen sahen einander gleich wie die Bucheinbände einer Klassikerausgabe.
Und weil es eben bestimmt war, daß der Dichter die zweite Episode erleben sollte, öffnete er wahllos eine Türe und — stand im Badezimmer der Diva. Diese stieg eben in die Marmorwanne und zeigte ihm die reizende Rückenansicht eines schmalen, blassen Körpers.
„Aphrodite!" rief er und stand vor der

3. Episode.

Diese aber war von sehr kurzer Dauer. Die Diva stieß einen leisen Schrei aus; zwei Kammerkätzchen, stark wie Löwen, warfen ein Tuch über seinen Kopf. Er hatte gerade noch Zeit, der schönen Künstlerin sein Gedicht in die zur Abwehr ausgestreckten Hände zu drücken, dann stand er auch schon vor der Türe der Wohnung. Diese war mit Krachen hinter ihm zugeworfen worden; noch hörte er das Kichern der Mädchen. In seinem Herzen aber wußte er, daß er alles verloren hatte.
Und sein Schmerz war groß; denn das Bild der schönsten Frau vor sich, wie sie ins Bad gestiegen war, dieses Bild vor sich, da konnte er nie mehr Vergessen finden!
Und er ärgerte sich, daß er auf das Manuskript des Gedichtes seinen Namen und seine Adresse vermerkt hatte; denn nun konnte seine Blamage allgemein bekannt werden und die Zukunftshoffnung, die er auf den Film gesetzt hatte, schwamm in die unendliche Lächerlichkeit.
Der Dichter war trostlos. Und er dachte nicht mehr daran, daß es für ihn etwas geben werde, das man bezeichnen könnte als

4. Episode.

Eine Woche verging. Der traurige Dichter füllte die trostlose Zeit damit aus, daß er ein Filmstück schrieb, in dem Mae eine wunderbare Doppelrolle zu spielen hatte.
Ach, wozu schrieb er es?
Nach sieben Tagen kam ein Eilbrief. Der Dichter starrte auf den Umschlag. Da stand: „Dem Poeten N. N."... Das war er, natürlich! Er öffnete und las:
„Verehrter Dichter! Sie haben mir mit dem kleinen Gedicht große Freude gemacht. Ich danke Ihnen. Ich erhielt in der letzten Woche 200 Gedichte. Ihres ist erstens das kürzeste; und zweitens war die Art, wie Sie es überreichten, so originell, daß ich Sie näher kennenlernen möchte. Kommen Sie heute abends um sechs Uhr in das Atelier der ‚Dec-Lawin'! Ja, noch etwas! Wenn Sie zufällig — aber ich hoffe es bestimmt — ein Filmsujet besitzen, das mir Gelegenheit zu einer guten Doppelrolle gibt, nehmen Sie es mit! Herzlichst! Mae de Gotty."
Zuerst kam über den jungen Dichter so etwas wie Rührung, obwohl er ein Amerikaner war. Dann tat er einen Freudensprung...
Sie selbst hatte ihm geschrieben, in reizender, persönlicher Schreibmaschinenschrift...
Rasch fertigte er von dem Entwurfe des Filmsujets eine tadellose Reinschrift an; er verwendete dazu sein bestes Papier, mit dem er sonst nur die Geburtstagswünsche an die Schriftleiter und Verleger zu erledigen pflegte.
Nebenbei schrieb er ein sehr hübsches Gedicht für sie, für Mae. Dann überzählte er seine Barschaft. Ja, es ging noch!
Und da es bereits halb sechs Uhr geworden war, nahm er sich ein Auto.
„Führen Sie mich schnell und wohlbehalten zum Atelier der ‚Dec-Lawin'!"
Als er ankam, flogen eben drei Manuskriptschreiber im Bogen aus dem Tore der „Dec-Lawin". Nein, dachte er, ich nehme es als kein böses Vorzeichen. Und lächelnd, auch ein wenig verlegen, betrat er das große Gebäude.
„Da sind Sie ja", rief die silberhelle Stimme.
Der Dichter wandte sich um; da stand sie und sah ihn mit glücklichen Augen an. Seine Befangenheit schwand, er faßte ihre Hand und drückte sie fest.
„Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich damals —"
„Sie haben sich ja selbst entschuldigt."
„Ich? Wirklich?"
„Sie riefen, als Sie mich ins Bad steigen sahen: Aphrodite!"
Wie war dem Dichter? Er fühlte sich wie in der Vorhalle des Paradieses. Schon wollte er diesen innigen Gedanken der Diva mitteilen, da trat ein Regisseur hinzu und rief:
„Das Manuskript! Wo ist es?"
Hastig griff der Dichter in die Tasche und reichte ihm das Gedicht, das für Mae bestimmt war. Der Regisseur warf einen Blick darauf, lachte und sagte: „Diesen Wisch müssen Sie schon der Dame selbst geben!"
Die Diva lächelte, der Dichter lächelte, der Regisseur ergriff das endlich gefundene Manuskript „Die Diva und der Dichter" — Eine Filmnovelle in fünf Episoden.
„Kommen Sie", sagte die Diva, „wir wollen das Urteil des Regisseurs abwarten."
Und sie setzten sich in die breiten Klubsessel, die Diva plauderte, der Dichter wagte nicht zu hoffen, da stürzte der Regisseur aus seinem Zimmer und verhalf dem Dichter zur

5. Episode.

„Ihr Sujet ist angenommen... Es muß natürlich umgeändert werden; doch davon verstehen Sie nichts... Hier der Scheck auf 1000 Dollar, hier das Anstellungsdekret bei unserem Unternehmen!"
Er drückte dem Dichter die Papiere in die Hand, nickte der Diva zu und verschwand.
Wie war dem Dichter? Es war ihm wie im Thronsaale des Himmels.
„Nun", fragte Mae de Gotty, „sind Sie zufrieden?"
„Nicht ganz", erwiderte er, „etwas fehlt noch."
„Und das wäre?"
„Sie selbst, schöne Mae!"
„Sie haben vom Film schnell gelernt, sehr schnell. Sie haben auch in der Liebe ein wahnsinniges Tempo."
„Ich bin ein Amerikaner."
„Ich bin eine Amerikanerin."
„Ich bin bei der ‚Dec-Lawin' fix angestellt, meine schöne Mae!"
„Ich auch, mein Herr... Da mir mein Detektiv im Laufe der letzten Woche das Beste über Sie sagen konnte, brauche ich Ihretwegen keine Sorge haben."
Und die fünfte Episode war zu Ende; es begann — Doch das gehört eigentlich nicht für die Leser, die bisher gekommen sind und vor Rührung über die glücklichen Zufälle bedauern, daß sie nicht selbst Filmdichter geworden sind!
Damit sie aber nicht allzusehr Sehnsucht haben, Ähnliches zu erleben, sei ihnen verraten, daß die ganze Geschichte von der Diva und dem Dichter erstunken und erlogen ist! Und warum ich sie dann erzählt habe?
Der Grund ist sehr einfach!
Warum soll man nicht auch einmal mitten aus unserer Zeit heraus ein Märchen schreiben? Früher einmal handelten die Märchen von Gänsejungen, die die Königstochter zur Frau bekamen und dann lange und glücklich regierten. „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute." Lassen Sie mich also mein modernes Märchen von der Diva und dem Dichter sinngemäß abschließen: „Und wenn sie noch nicht geschieden sind, so leben sie noch heute miteinander, nebeneinander, gegeneinander..."

Bei solchem Wetter

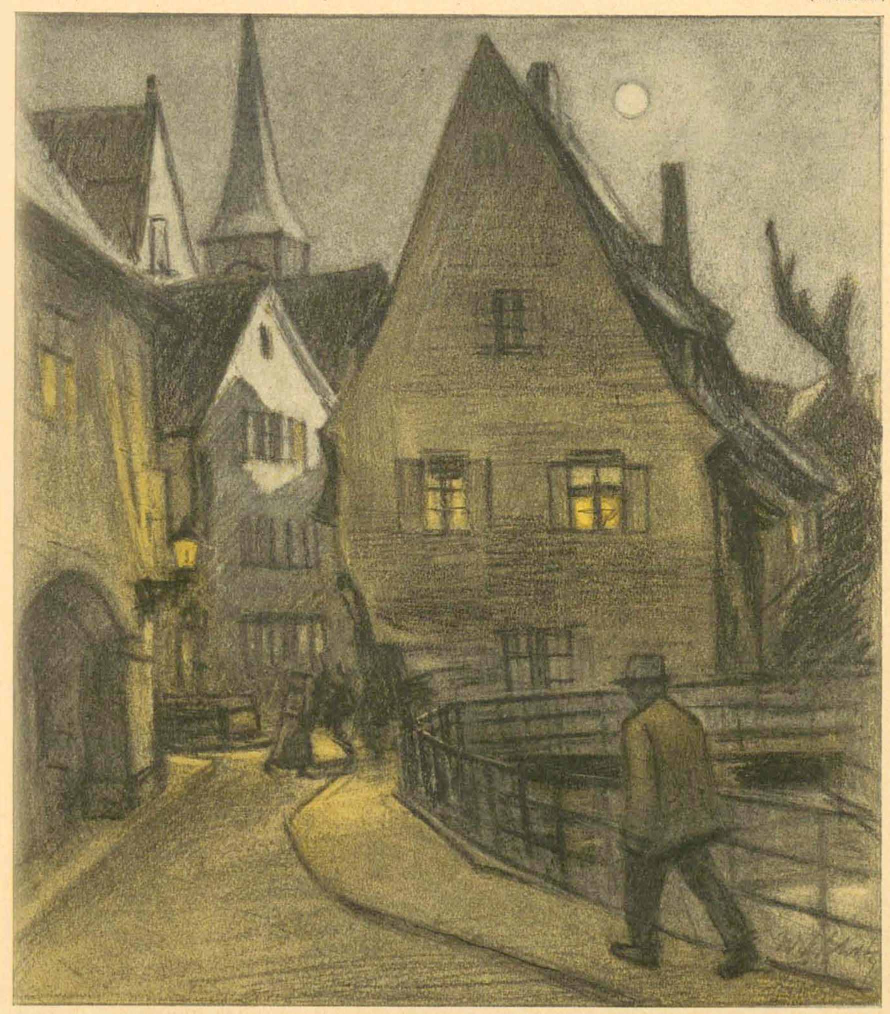
Von Dirks Paulun

Bei solchem Wetter,
wenn dir wie gelbe Schmetterlinge feuchte Blätter
um die Ohren flattern
und dir die Stirn umstreicheln —
nur damit die Eicheln,
da sie dir auf Kopf und Schultern knattern,
dich noch mehr erschrecken —
Wenn es trommelt und kullert und prasselt und knallt
auf dem glattgewaschenen schwarzen Asphalt —
Wenn sich, im Winde rüttelnd, lange Äste
gewaltig drohend nach dir strecken...

Dann trifft dich in deiner städtischen Weste
eine Ahnung, ein Hauch, eine Spur von Natur,
und in deinen armseligen Pflastertrab
schnaubt der ewige Atem der Wälder herab.

Nacht in alten Städten

(Wilhelm Schulz)



Mild segnet Vater Mond mit seiner blassen
zeitlosen Hand die ihm ergebne Pracht
ragender Dome und verwunschner Gassen.
O alter Städte zauberische Nacht!

Steil stehn die Giebel, grau, wie stumme Wächter,
den Traum zu hüten, wortelos und schlicht,
aus Tagen unvergessener Geschlechter,
von denen nun des Brunnens Predigt spricht.

Aus zitternd hingehaltenen Laternen
entwirrt sich noch ihr letzter stolzer Stuck,
längst fiel von müden Erkern schon der fernen
erprobten Wappen bilderreicher Schmuck.

Und greise Türme raunen in die Runde,
einstige Mahner, fanden sie ihr Ziel,
doch höhnt der Mond voll Spott die späte Stunde
und treibt mit einer Sonnenuhr sein Spiel.

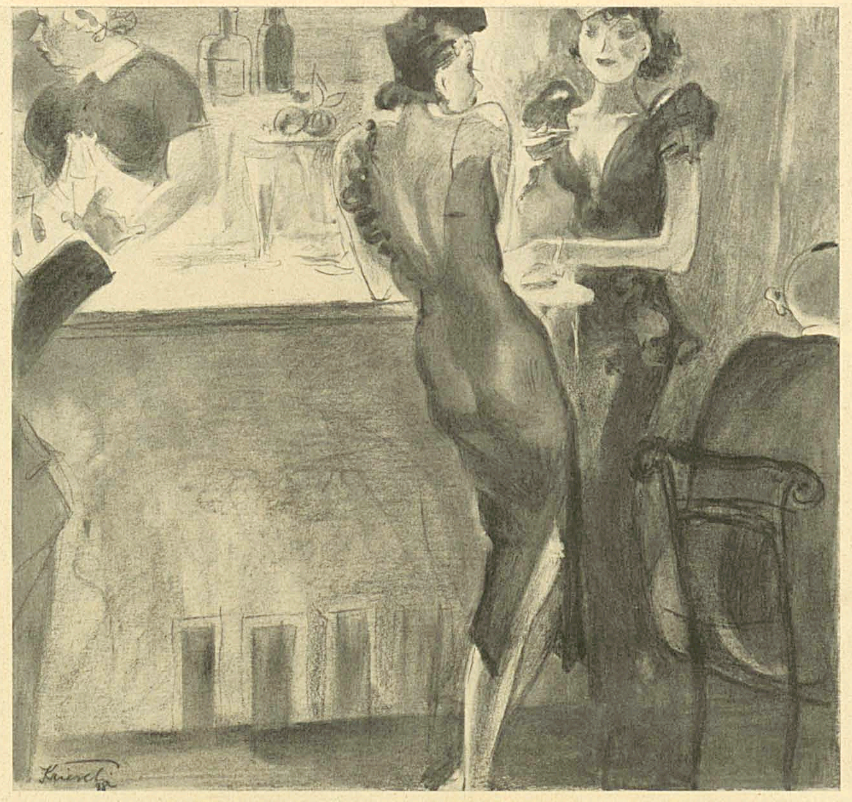
Da wird die Stadt lebendige Legende,
mit Kriegsvolk, Kaufherrn, Kaiser und Kornett,
und Meistersang dringt durch die Winkelwände
und Zechgelärm und Mozarts Menuett.

O wunderlicher Spuk verwunschner Gassen,
vom Mond des deutschen Märchens kühn erdacht,
um jäh im fahlen Morgen zu verblassen,
o alter Städte zauberische Nacht!

Rudolf Habetin

Der Beweis

(R. Kriesch)



„Weißt du es denn ganz sicher, daß dir Fredy immer treu ist?"
„Doch, doch, am Dienstag und Freitag ganz bestimmt!"

Die Schlacht bei Sedan

Von H. Willumsen

Ein Herr kam mit eiligen Schritten aus einem Restaurant, blieb am Fußgängersteig stehen, sah sich um und lief ein paar Schritte nach links, ein paar Schritte nach rechts, während ein Ausdruck des Staunens, gemischt mit Schrecken und Ärger, sein Gesicht sonderbar belebte. Dann griff er sich an die Stirn, sein ganzes Verhalten drückte Verwirrung aus. Als er bemerkte, daß er Aufsehen erregte, nahm er sich zusammen. Hastig drehte er sich um und fragte eine vorübergehende Dame: „Die Schlacht bei Sedan — wann war sie?!" So etwas pflegt man eine fremde Dame ja nun nicht ohne Vorbereitung zu fragen, und sie reagierte auch umgehend richtig darauf und begann, auf aufdringliche Männer im allgemeinen und im besonderen zu schelten.

„Bitte", sagte der Herr und wandte sich einem jungen Herrn mit Brille zu. „Bitte — sagen Sie mir doch — Sie müssen es doch aus der Schule wissen — wann war die Schlacht bei Sedan?!"

Der Angesprochene starrte ihn an, wandte sich stumm ab und machte: „Bss-s". Einige lachten, andere meinten: „Warum nimmt die Polizei sich nicht des armen Mannes an? Rufen Sie doch — aber passen Sie auf, daß er nicht davonläuft, er könnte ein Unglück anrichten!"

Der Herr schüttelte mit dem Kopf und wollte sich entfernen, aber zwei beherzte Männer ergriffen ihn mit starken Armen und hielten ihn fest, bis das Überfallkommando da war. Als man ihn trotz seines Protestes in den Wagen heben wollte, riß der vermeintliche Verrückte sich los und sagte stöhnend: „Ach — wissen Sie es auch nicht? Die Schlacht bei Sedan — in welchem Jahr? Die Jahreszahl — denken Sie doch einmal nach!"

Der gefragte Beamte, ein gutmütig aussehender, noch junger Mann, dachte etwas nach und antwortete dann: „1870 — die war es doch?"

„Tausend Dank — einen Augenblick — ich erkläre Ihnen gleich..." Damit lief der Herr zum gegenüberliegenden Telephonkiosk und kam nach einer Weile wie ein anderer Mensch zurück.

„Ja, entschuldigen Sie", sagte er zu dem Führer des Überfallkommandos, „aber ich habe soeben die Nummer meines Wagens der Polizei telephoniert. Mein Auto ist mir gestohlen worden, während ich Mittag aß, ich hatte ihn hierher gestellt, ein kleiner Zweisitzer ist es, ein grüner Sportwagen. Aber ich kann Zahlen so schwer behalten. Alle Nummern, Daten und so weiter vergesse ich. Und da habe ich zur Selbsthilfe gegriffen. Ich habe herausgefunden, daß die Jahreszahl der Schlacht bei Sedan — die Nummer meines Wagens ist!"

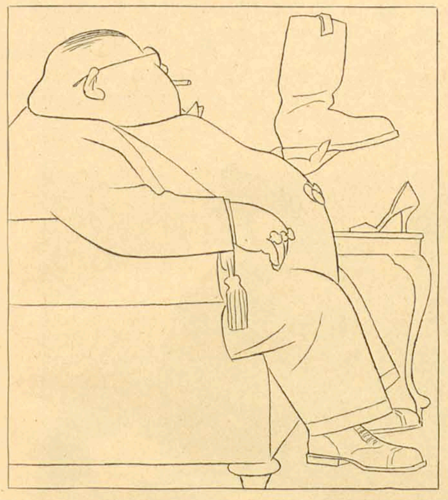
(Übersetzt von Karin Reitz-Grundmann)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

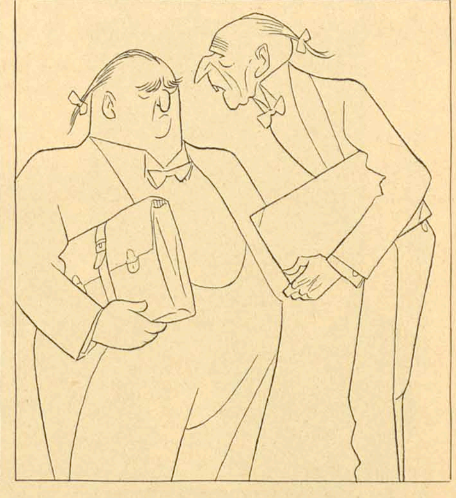
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 38 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, SendlingerStr. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Enttäuschte

(Karl Arnold)



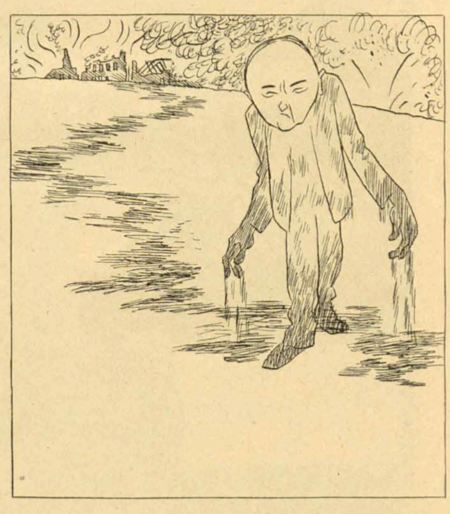
Schuhkönig Bata
„Schade, Kriegslieferungen an Rußland wären ein schönes Geschäft gewesen!"



Alte Schule
„Unerhört, wie die Staatsmänner heute konferieren — das ist schon ein grober Anschlag auf die altbewährte Geheimdiplomatie!"



Finkelstein bei Väterchen
„Bist du da, alter Stümper! Nichts ist's mit einem zweiten Spanien — nicht einmal den Frieden konntest du verhindern!"



Benesch
„Zwanzig Jahre hatte ich mit Lügen und Terror Erfolg — nun soll auf einmal meine Methode falsch sein!"

Sorgen der Komintern

(E. Thöny)



„Verdammt, jetzt ist der Friede ausgebrochen und wir müssen wieder von vorne anfangen!"

München, 23. Oktober 1938
43. Jahrgang / Nummer 42

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

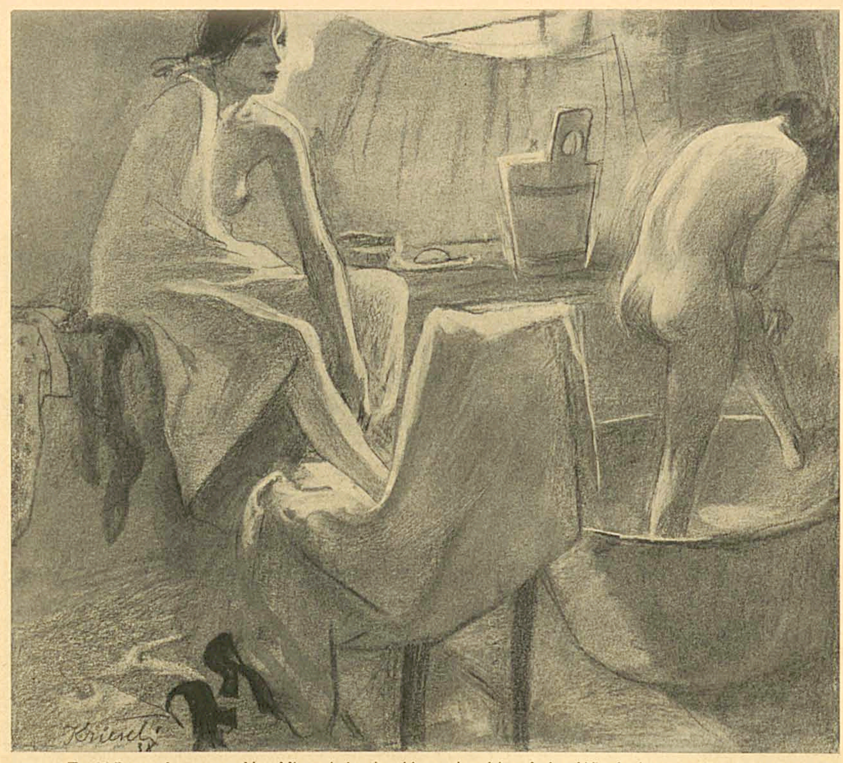
Rückwirkend

(K. Heiligenstaedt)



„Nun mußt du mir aber auch schwören, daß du neben mir keine andere lieben wirst!"
„Ja, ja, so seid ihr Frauen: nachträglich kommen die schweren Bedingungen!"

(R. Kriesch)



Enttäuschung: „No, Miezerl, is der Herr, dens'd auf der Wies'n kenna g'lernt hast, net a weng zuadringli?“ — „Im Gegenteil, jetz' hab' i scho' 's viert'mal umasonst bad't!“

DIE PANNE

Sie werden sofort merken, daß ich nicht Besitzer eines Autos bin, denn dann könnte ich niemals das Folgende geschrieben haben. Aber ich fahre natürlich Auto, ich fahre sehr gerne mit den Autos meiner Freunde. Ich wünsche allen meinen Freunden einen Wagen, erstens weil ich die Herzenswünsche meiner Freunde gerne erfüllt sehen möchte, und zweitens wäre es das Bequemste für mich.

Ich bin ein ausgezeichneter Mitfahrer. Ich kümmere mich nicht um Tempo, um Schaltungen, zucke nicht mit der Wimper, wenn ein Umweg von drei bis dreißig Kilometer gemacht wird, hebe niemals die Kühlerhaube auf, widerspreche keinem Menschen, wenn er behauptet, daß der Motor trotz langjähriger Inanspruchnahme noch immer ganz vorzüglich läuft.

Ich bin das Ideal eines Mitfahrers und gebe bei Pannen nicht den kleinsten Ratschlag zu ihrer Behebung, sondern trete beiseite und besehe mir die Landschaft. Deshalb habe ich Pannen ganz gerne, man kann aussteigen, sich ein bißchen die Füße vertreten und sich dem Genuß der Gegend hingeben. Doch man mache das vorsichtig, damit es nicht aufreizend auf den Herrn wirkt, der sich vor seiner Maschine im Staub wälzt.

Es ist überhaupt empfehlenswert, sich in solchen Fällen nicht allzusehr in Greifweite zu befinden, sonst kann es vorkommen, daß man in das nächste Dorf geschickt wird.

Falls es nicht regnet, sind solche Fußmärsche mir als Abwechslung gar nicht so unangenehm. Meistens aber regnet es.

Eine Panne zeigt sich schon lange vorher dadurch an, daß etwas klopft. Wer klopft? Etwas klopft! Hören Sie es nicht? Ich höre es auch nicht, aber ich sage immer, daß ich es höre. Der Fahrer verliert während der nächsten Zeit jedes Interesse an den Schönheiten der Natur. Er ist ganz Ohr und gar nicht Auge.

Ach, was sind das für herrliche Minuten! Der Fahrer hadert mit sich und seinem Vergaser, er fährt womöglich ganz langsam.

Aber wie selten klopft schon so ein guter Motor. Ich habe deshalb zur Selbsthilfe gegriffen. Bei längeren Reisen führe ich stets eine größere Blechbüchse, halbgefüllt mit Kastanien, bei mir. Die Kastanien verursachen in der Blechbüchse ein sehr hübsches und rollendes Geräusch, das keinem Automobilisten entgeht. Das Mittel ist vollkommen ungefährlich und verursacht nicht die geringsten Kosten. Spätestens wird in der nächsten Ortschaft gehalten, und während der Fahrer vergeblich seinen Wagen untersucht, kann man einen kleinen Imbiß einnehmen. Das Kastanienklopfwerk muß natürlich regulierbar sein. Foitzick

Vorsicht! / Von Ratatöskr

Das Hirn, das Ich, hält sich verkrochen
im Atrium der Schädelknochen,
ein Rätsel, faltig und zerknüllt,
von Haut und Muskeln schlau umhüllt,
die, wenn sie mimisch sich bewegen,
drauf aus sind, uns hereinzulegen.

Weshalb der Menschenkenner spricht:
O Freund, trau keiner Mimik nicht!
Laß dich vor allem nicht durch Lächeln
etwa vom Glaubenswahn befächeln,
als ob's der andre freundlich meine.
Sei auf der Hut, mißtrau dem Scheine
und sei gefaßt auf Trug und Schlich.
Denn jedermann denkt bloß an sich.

„Was?“ rufst du. „Jedermann? — I wo!
Ich selbst zum Beispiel bin nicht so.“

— Da bitt' ich herzlich, zu verzeihen.

. . . Kannst du mir hundert Taler leihen?

Es lebe der Fortschritt

(O. Gulbransson)

„Willkommen an meinem neuen Kamin!"

„Das Anfeuern will nämlich gelernt sein!"

OLAF GULBRANSSON 38

„O du — o du — wie traulich — — —, aber wahrhaft glücklich macht eben doch nur eine Zentralheizung!"

Mitgefühl

(E. Thöny)



„Weißt du, Papi, wenn du auch den Brunfthirsch wieder fehlst — es muß ihn allmählich doch furchtbar nervös machen, beim Flirten immer erschreckt zu werden!“

Bescheidenheit

(Erich Schilling)



„Mich sehen und gleich verlangen — Sie sind genau, wie alle anderen Männer!“ — „Nun ja, ich hasse es eben, nach Originalität zu haschen!“

Nun muß es sein

Nun muß es sein. Ein Schüttern geht durchs Schiff.
Lach dir das fremde Glitzern von der Wange!
Sirenenton. Das ist des Lebens Pfiff.
Wer fluchte je beim Sonnenuntergange.

Es geht vorbei. Auch Schlimmes geht vorbei.
Als Schönstes bleibt, was wehmutglanzumsponnen.
Drück diesen Strauß ans Herz, die bunterlei
Aus Schutt erblühten kleinen Sonnen.

Und sei bedankt für Kuß und Rausch und Not.
Es wiegt die Zeit nur nach den schweren Stunden.
Und wieder ist das Leben fürstlich rot
Vom Blute unserer Wunden.

Wilhelm Pleyer

Leiden eines Untermieters / Von Fritz Knöller

Als ich den Mietsabschluß mit Kreszenz Wimmerl, Postsekretärswitwe, tätigte, hatte ich eine Porträtgalerie von Wirtinnen hinter mir. Ich war daher gewitzigt und mit der nötigen Hornhaut versehen. Ich brachte alle Wünsche vor, aber auch alle und zur Vorsorge noch ein paar dazu. Ich schilderte meine Laster im grellsten Lichte und erfand noch etliche hinzu; zur Vorsorge. Sie genehmigte alles.

Vier Monate ging die Sache auch ganz gut. Plötzlich eines Nachts, da ich nach Hause kam, ein Brief von ihr. Ohne Anrede rauh in die Mitte: „Um jede Auseinandersetzung zu vermeiden, mache Sie schriftlich aufmerksam, daß jede Ruhestörung zu belassen ist." Dann beschuldigte sie mich, ich hätte die Nacht zuvor „das Schallosie nur angelehnt statt eingehackt und immerzu in die Nacht flattern" lassen. Anschließend ein Hieb mit dem pädagogischen Meerrohr: „Sie verlangen Ruhe und kennen selbst keine Rücksicht", und im selben Atem die Sanktionen: „Zudem gebe Ihnen bekannt, daß ich weder Kochen noch Besorgungen mehr für Sie übernehme", und zu guter Letzt ein geflügelter Spruch: „Man erntet für Gefälligkeiten nur Undank!"

Mir war wie einem, der in einen Apfel beißt und einen Wurm darin findet. Klar wurde mir: Den nächtlichen Lärm hatte sie erfunden, um die Koch- und Einkaufssperre verkünden zu können, und je mehr ich die Verlautbarung durchdachte, desto deutlicher enthüllte sich mir der letzte Grund: Tage zuvor hatte es zwischen ihr und dem Sohn einen Krach gesetzt. Zum Richter aufgeworfen, erklärte ich mich für neutral, und dafür, daß ich nicht ihre Partei ergriffen, stülpte sie jetzt den Kübel ihres Grolles über mein nichtsahnendes Haupt.

Vor diesem rachsüchtigen Wesen konnte mich nur eines retten: ausreißen. Ich kündigte mit dem Wunsche, meinem Nachfolger möchte es gelingen, das Mietsverhältnis angenehmer zu gestalten. Die Wirkung war erschütternd. Sie kochte wieder für mich, machte wieder Einkäufe für mich, und das, ohne ein Wort zu verlieren. Ich schwankte bereits — plötzlich ein Wisch von ihr: „Kündigungszeit ist einzuhalten!" Mein Auszugsentschluß stand jetzt unverrücklich fest.

Zwei Tage verliefen in stummer Eintracht. Am dritten griff der Himmel ein; er sandte einen Wolkenbruch. Beim ersten Tropfen schloß ich alle Luken. Gleich darauf flötete die Wimmerl, ich möchte die Fenster schließen. „Bereits geschehen", flötete ich zurück und zog mich um.

Plötzlich, die Landschaft draußen glich einem Aquarium, ein Schuß Wasser über das Fenstersims auf den Boden herab! Ich rief die Wimmerl herbei. Emsig aufwischend, erklärte sie, die Fenster seien eben undicht; die Hausbesitzerin lasse auch gar nichts richten.

Nachts, als ich heimkomme, ein dicker Brief von der Kreszenz: Trotz Alarm hätte ich das „Rollo" nicht geschlossen; das sei „Boßheit, Trägheit" von mir. „Jetzt sehen Sie sich die Mauer am Fenster an, die Auslagen dafür haben Sie zu bezahlen!" In der Tat, die goldenen Schablonenblumen hatten gelitten, doch vom „Rollo"-Schließen, womit sie jetzt vorsichtigerweise „das Schallosie" zu meinen schien, war nie die Rede gewesen.

Dann brach, ein zweiter Platzregen, die Wut über meine Kündigung hernieder: „Die vier Monate waren Sie mir nur Schaden, durch Ihr Rauchen haben Sie die Vorhänge und Plavon derart angeschwärzt, daß ich Sie, wenn Sie nicht öfters das Fenster öffnen, verantwortlich mache." Des weiteren steigerte sie sich wie eine Wespe, die gegen ein Fenster surrt, während nebenan ein anderes weit offen steht, in Widerstände hinein: „28. August, als ich das Zimmer wiederholt stöberte, habe ich zwei Damen aus meinem Bekanntenkreiß zu mir bestellt, Möbeln, Bild, Uhr, Bett usw. genau durchgesehen und die kleinen Fehler notiert. Falls Sie mir Schaden an irgendeinem Stück verursachen, Zeugen genug!" Und schon stellt sie sich vor, wie ich die Bude als rauchenden Trümmerhaufen hinter mir lasse, und droht mit der „Aufräumefrau", 50—60 Pfennig für die Stunde. „Nicht daß Sie glauben, Sie können so einen Schaustall hinterlassen wie bei Frau B.!" Aha, es zog beträchtliche Kreise. Sie war bei meiner ehemaligen Wirtin gewesen, bei der ich vier Jahre gehaust hatte. Natürlich, bewohnt man so lange ein Zimmer, hinterläßt man etlichen Plunder, einen Schaustall, wie die Wimmerl vornehm bemerkte. Und dann wurde die Witwe markig: „Von einem gebildeten Mann hätte ich mehr Anstand verlangt. Sollten Sie weitere Zerwürfnisse herbeiziehen, haben Sie das Zimmer binnen 8 Tage zu räumen. Für jeden Schaden werde ich Sie gerichtlich verantworten."

Sachlich stellte ich Tatbestand und Drohungen fest und erklärte, ich dächte, zumal ich vorausbezahlte, nicht früher als üblich zu ziehen, und dann, um dem Geschnatter ein Ende zu machen, gab ich ihr eins auf den Schnabel, indem ich bemerkte, ihr zänkisches Gebaren störe mich bei der Arbeit; sollte es andauern, würde ich die Schädigung gerichtlich feststellen lassen, und endlich, um völlig Ruhe zu haben, ließ ich ihr durch meinen Anwalt raten, weitere Schurigeleien zu unterdrücken, widrigenfalls ich das Mietsverhältnis außerordentlich kündigen und sie für den Schaden haftbar machen müsse.

Etliche Tage betroffenes Schweigen. Schon glaubte ich an die Wirksamkeit des anwaltlich verordneten Mittels, da schickte mir mein Advokat die Abschrift eines Briefes, der barsch begann: „Verbiete mir von Herrn K., daß ich Schikkane gegen ihn ausübe", und dann erging sie sich in byzantinischem Preis ihres Zimmers, jetzt aber sei es ein „rußiger Ofen voll Rauch"; ob der „verpeßten Luft" habe sie mir gekündigt, worauf ich des Nachts Lärm geschlagen!

In ihrem Köpfchen hatte sich alles verdreht. Grund und Folge waren in einer Darmverschlingung verendet. Jetzt gab es nur noch Tohuwabohu! Hierauf entwarf sie das rührende Selbstbildnis einer „grundehrlichen, gediegenen Frau", die sanft und zurückgezogen schier 13 Jahre in einem Haus wohnt, und in rauhem Widerspruch hierzu fällt ihr wieder der garstige Aftermieter ein, der das Schließen des „Rollos" versäumte. „Ist das nicht Boßheit dieses Mannes, im Zimmer sein und nicht schließen? Bitte, überzeugen sich Herr Justizrat selbst!" Und dann wird sie zu einem duldenden Lamm und blökt: „Wenn ich neben so einem Mieter länger leben müßte, würde ich krank vor Aufregungen", aber das Lamm wird zwei Zeugen beim Auszug vorführen und dafür sorgen, daß ich für alle „Verwüstung" aufkomme. Und dann wieder verhaucht der Klang ihrer Stimme zart leidend: Sie sehe mich nur vormittags; „da nimmt er", gackert sie sibyllinisch, „seinen Tee in meinem Tee. Wir sprechen kein Wort miteinander, wie sollte ich ihn da schickanieren?" Und endlich meint sie in häuslich besorgtem Ton, vielleicht würde ich doch mal dahinterkommen, wie ungesund das Rauchen sei, und im selben Atem verbittet sie sich ganz stramm fernere Belästigungen; denn „Selbstüberzeugung und Zeugenbeweise ist das Beste, Herr Justizrat!"

Hierauf zog ich den nächsten Tag aus, fest entschlossen, sollte sie das Wiederaufblühen der goldenen Mauerblümchen auf meine Kosten besorgen, die Spesen des außerordentlich gekündigten Mietsverhältnisses auf ihre schmalen Witwenschultern zu laden.

Die Packer waren beim Auszug dieselben wie die beim Einzug. Einer von ihnen, einer mit einem recht breiten Buckel, grinste und meinte, ohne daß ich etwas verraten hatte: „Hätt ich Ihnen gleich sagen können, daß es mit der nicht lang gut tut. Das ist so eine mit einer spitzen Nasen, die wo der Teufel nicht einmal mag!"

Volkes Stimme, Gottes Stimme!

Flugpostbriefe / Von Josef Robert Harrer

Es war zum zehntenmal im Laufe von drei Wochen, daß Pierre an den Postschalter trat; wieder nahm das nette Fräulein lächelnd den Brief entgegen und fragte: „Wie gewöhnlich: Luftpost, eingeschrieben! Nicht wahr?"

„Sie wundern sich wohl, daß ich so oft Luftpostbriefe an meinen Freund Guy Roberet in Lyon schicke! Das ist Ihnen bestimmt aufgefallen!"

„Ja, das gebe ich zu", sagte die Beamtin. „Wenn man an die gleiche Adresse jeden zweiten, dritten Tag eingeschriebene Luftpostbriefe aufgibt und wenn man noch dazu die Briefe so auffallend überfrankiert, muß das sogar einer Postbeamtin auffallen, der täglich tausende Briefe durch die Hände gehen. Ihr Brief von heute zum Beispiel! Wozu kleben Sie eine Marke zu 50 Franken auf? Es genügt doch eine zu sechs Franken!"

„Vielleicht will ich die Post leben lassen? Oder vielleicht hatte ich eben keine andere Marke zur Hand?" meinte Pierre geheimnisvoll.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Mir kann es recht sein! Jedenfalls sind Sie ein Verschwender! Ich bedauere schon heute die Frau, die einmal mit Ihnen verheiratet ist!"

„So? Wirklich?... Wie heißen Sie, liebes Fräulein?"

Die Beamtin errötete; dann blickte sie ihn scharf an. Nein, Pierre sah gar nicht so aus, daß man ihn sofort abweisen mußte. Sie lachte.

„Nun? Bitte, wie heißen Sie? Meinen Namen habe ich Ihnen schon längst verraten. Auf jedem Luftpostbrief steht doch meine Absenderadresse! So oft haben Sie schon meinen Namen eingetragen. Und ich schmeichle mir, daß Sie es gerne taten... Oder nicht?"

Die Leute hinter Pierre räusperten sich und machten Bemerkungen.

„Fräulein, man wird schon ungeduldig! Nun, wie darf ich Sie nennen?" „Simone!" sagte sie leise.

„Dann auf Wiedersehen, liebes Fräulein Simone! Ich wollte eigentlich noch — — Aber morgen komme ich ja wieder!"

Tatsächlich erschien er am nächsten Tag und gab wieder einen ganz besonders überfrankierten Luftpostbrief an seinen Freund in Lyon auf.

„Wie wäre es, Fräulein Simone, wenn Sie mir die Freude machten und heute nach Dienstschluß mit mir in ein Kino gingen? Ja?"

„Das schaut Ihnen gleich!" erwiderte Simone lachend. „Es genügt Ihnen nicht, Ihr Geld der Post in den Rachen zu werfen. Heute haben Sie wieder um 75 Franken Luftpostmarken zu viel aufgeklebt!... Nun wollen Sie auch noch für ein fremdes Mädchen Geld ausgeben!"

„Ein fremdes Mädchen? O Simone, Sie sind für mich kein fremdes Mädchen mehr!"

„Nein, nein! Sie sehen zwar nicht wie ein Hochstapler aus, aber ich habe meine Gründe!"

„Dann werde ich die Luftpostbriefe nicht mehr bei Ihnen aufgeben, Fräulein Simone!"

„Das wird mich schrecklich hart treffen!" lächelte Simone.

Tatsächlich erschien Pierre eine Woche lang nicht mehr am Schalter Simones. Er gab die Briefe bei einem anderen Postamt auf, wo ein bärtiger Beamter brummte: „Überfrankiert!" Pierre murmelte immer: „Kaufen Sie sich dafür ein Glas Wein!"

Als die Woche um war, hielt es Pierre nicht mehr aus. Er mußte wieder Simone sehen; er fühlte, daß er in das Mädchen verliebt war. Eben als er einen Herkuleskampf mit seinem Stolz führte, der ihm verbot, wieder den Schalter Simones aufzusuchen, erhielt er einen Brief. Eine Damenhandschrift? Pierre riß den Umschlag auf und las:

„Lieber Herr Pierre, ich habe Ihnen ein Unrecht abzubitten. Ich verdächtigte Sie nämlich, daß Sie ein Verschwender seien. Ich fragte bei Ihrem ‚Luftpostfreund' an, ob er wisse, warum Sie Ihr Geld für die maßlose Überfrankierung der an ihn gerichteten Briefe vergeuden. Ihr Freund schrieb mir, daß Sie das nur in seinem Auftrage täten; er selbst habe Ihnen die Luftpostmarken geschickt und Sie gebeten, diese Marken ohne Rücksicht auf die Höhe des vorgeschriebenen Portos zu verwenden... Pierre, warum sagten Sie mir nicht gleich, daß Ihr Freund in Lyon ein so leidenschaftlicher Markensammler ist?... Sie dürfen die Briefe wieder an meinem Schalter aufgeben... Ja, daß ich nicht vergesse! Im Racine-Kino spielt man eben einen wunderbaren Film, den ich mir unter Umständen recht gern ansehen würde... Es grüßt Sie Ihre Simone!"

Da stieß Pierre einen Freudenschrei aus und frankierte einen Luftpostbrief für seinen Lyoner Freund derart hoch, daß ihm eigentlich der Ehrentitel „Uneigennütziger Förderer der Luftpost" gebührt hätte. Aber da solche Titel nicht verliehen werden, belohnte ihn das gerechte Schicksal mit einem Lächeln Simones, das so wertvoll war, daß auch die teuerste Briefmarke der Welt nicht ausgereicht hätte, es zu „frankieren".

W 10075



Es gibt zwei Arten von MÄNNERN es gibt zwei Arten von RASIERCREMES.

ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hauttalgdrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

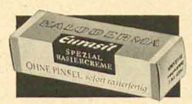
MÄNNER DER GRUPPE A, also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreif machen kann. Für sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen — das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigten es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt" und legt sich als feine Gleitschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.



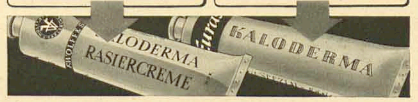
MÄNNER DER GRUPPE B dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schont und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B: Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtscreme.



Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

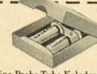
FÜR FETTIGE HAUT KALODERMA RASIERCREME TUBEN RM -.45 U. 1.-	FÜR TROCKENE HAUT KALODERMA EURASIT TUBEN RM -.45 U. 1.-



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche von beiden für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

F·WOLFF & SOHN·KARLSRUHE

GUTSCHEIN



Senden Sie mir gratis eine Probe-Packung, enthaltend je eine Probe-Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und ausführlichen Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 12 Pf. für Versandspesen lege ich in Briefmarken bei.

NAME: ______________________

ANSCHRIFT: ______________________

Bitte ausschneiden und einsenden an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 5/15
Dieser Gutschein behält Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1939.

DAS HEXENFEST

VON F. W. THOMAS

Lassen Sie mich eine einfache, schlichte Geschichte erzählen, die Geschichte von der Prellerei von Robin Hoog, Taxifahrer mit eigenem Wagen, wie sie mir erzählt wurde, als ich in dem kleinen Aufenthaltsraum von den grünen Taxichauffeuren saß, nahe bei dem Standplatz in der Cromwellstraße.
Der elegante Harry war der Erzähler, ein Studierter, so sagte wenigstens Alfred, aber heruntergekommen und gezwungen, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Alfred ist der Herr, der das Geranium im Unterkunftshäuschen gießt und die harten Eier kocht.
„Das Geschäft ging den ganzen Tag hundsgemein schlecht", sagte Harry, „und der arme alte Robin Hoog war mit seinem Kasten rauf und runter gefahren, das ganze teure Benzin verpulverte er und erweiterte seine Ortskenntnis von London.
Als er die Vauxhall-Brückenstraße voll trauriger Gedanken über den Themse-Tunnel und die sportliche Lebensweise des modernen Londoners entlangfuhr, wurde er angehalten.
Es war eine nette alte Dame, wohlhabend aussehend, mit Perlen und Pelzen und Schleiern behängt. Sobald Rob sie sah, wußte er, daß er an einer guten Sache war. Ihre Kleider waren teuer, aber sie rochen ein bißchen nach Kampfer. Sie trug eine Katze unter ihrem Arm, einen dicken schwarzen Miezekater, und irgendwie gab sie ihnen die Idee ein, daß sie eben nach London gekommen sei, sowas wie um ihrer verheirateten Tochter ein bißchen Sauerkohl und etwas Geld zu bringen. Nun, diese Sorte von altem Fleisch ist gut fürs Geschäft, und Rob rechnete sich aus, daß er einiges von seinem verlorenen Benzin zurückbekommen würde... Eins von deinen besten Hartgekochten, bitte, Alfred.
„Kirchenstraße in Bethnal Green", sagt die alte Lady, springt ins Taxi wie ein Piepmatz und schmeißt die Tür zu. Der alte Rob schaltet seinen Taxameter auf 8 Pence und haut ab.
Nun, wenn man von Pimlico nach Bethnal Green fährt, sollte man überhaupt nicht Bloomsburry berühren. Der alte Rob tat es. Er fährt querfeldein zum Britischen Museum und hinein in einen dieser kleinen dunklen Plätze. Und dann läßt er seinen Kasten ein bißchen laufen, rund herum und rund herum um den netten alten Platz, und wieder rund herum und wieder herum, 2 Penny die Runde, bis er 7 Schilling und 6 auf dem Wecker hatte. Es war so finster wie in einer Kuh, und so konnte die alte Tante kaum dazwischenfunken. Bei der 24. Runde dachte Rob, sie möchte vielleicht eine kleine Abwechslung haben, und so schwirrte er los und tat einen anderen dunklen Platz auf, und rund herum und rund herum fahren sie wieder weiter. Da waren 10 Schilling auf der Scheibe, als Rob sich plötzlich umsieht und merkt, wie die alte Gans ihren Kopf aus dem Fenster raussteckt.
„Robin Hoog", sagt sie, „dieses Karussellspiel macht mich schwindlig. Laß' diese da die letzte Tour sein, Robin." Und sie saust wieder zurück und kichert wie eine verrostete Türangel.
Der arme alte Rob bekam über und über eine Gänsehaut. Er dreht mit seiner Kiste bei und haut ab nach Bethnal Green, als wenn der alte Pferdefuß hinter ihm her wäre. Er konnte die alte Fracht hinter ihm wie eine Henne gackern hören, und als er an die Shoreditch-Kirche kam, taten ihm die Zähne weh, so klapperten sie aufeinander.
„Wa— was fü— für ei— eine— Nnnnummer, Euer Gnaden?" sagt Rob, als sie in die Kirchenstraße einbogen. „Zweihundertdreizehn", sagt das alte Mädchen, und Robin fährt langsam die Straße entlang und sucht nach der Nummer.
Aber bald nach Nummer hundert hörte der Weg auf und Rob stieg ab, um nachzusehen... Noch ein hartes Ei, Alfred, alter Junge.
„Bethnal Green?" quäkte das alte Mädchen. „Ich habe nie Bethnal Green gesagt. Islington war die Adresse, Kirchenstraße Islington, und fahr' aber sofort los, Robin Hoog, und kein Karussell mehr!" Zu diesem Zeitpunkt war kein Platz mehr auf Rob für weitere Gänsehaut, sonst hätte er noch welche ausgetrieben. Er öffnete die Tür und steckte seiden Kopf in den Wagen. „Da gibt's zwanzig verschiedene Kirchenstraßen in London", sagte er. „Muß ich alle von ihnen probieren."
„Das ist es, Robin Hoog", erwiderte die alte Dame, „und je eher desto besser!"
„Blöd' werd' ich sein, wenn ich das tu", sagte Rob. „Sie steigen aus und suchen sich ein anderes Taxi, und ich bekomme 17 Schilling und 6!"
Das alte Mädchen beugte sich nach vorn ins Licht, hob ihren Schleier auf. Eines ihrer Augen war rot, und das andere grün, wie Eisenbahnsignale, und sie hätte einen halben Penny zwischen ihrer Nase und ihrem Kinn festhalten können.
„Robin Hoog", antwortete sie, „du hast versucht, mich heute nacht zu beschwindeln. Du wirst jetzt tun, wozu du verpflichtet bist. Sonst — —" Und sie knirschte mit ihren Zähnen. Sie hatte nur zwei, aber die beiden standen einander gegenüber und waren zum Knirschen recht gut zu brauchen. Aber schlimmer als die alte Dame war ihr Miezekater. Er hockte auf dem Sitz und bubbelte wie ein Teekessel, und als Rob seinen Kopf durch die Tür steckte, winkte ihm der Kater und sagte: „Schau, daß du in Schwung kommst, Robin!"
Also der alte Rob fuhr los. Er fuhr und fuhr, bis er nicht mehr wußte, wo er war, und während er fuhr, versuchte er, sich an ein oder zwei Gebete zu erinnern. Aber alles was ihm einfiel war: „Nun ist der Tag vergangen und die Nacht bricht an", was blöd' schien, wenn man daran dachte, daß es zwei Uhr morgens war.
Schließlich kamen sie in eine lange breite Straße mit großen dunklen Häusern auf jeder Seite wie Felsen. Nur ein Haus am hintersten Ende war ganz hell beleuchtet, und dort ließ ihn die alte Frau halten.
„Ich bin in ein oder zwei Stunden zurück", sagte das alte Mädchen, „darum fahr' nicht weg, Robin Hoog, oder es passiert dir etwas Schlimmes. Mumps, vielleicht, oder Windpocken." Und sie stieg aus, die breite Eingangstreppe hinauf, der Kater grinste über ihre Schulter.
Da kam auch eine Menge von anderen Leuten an, kleine zerlumpte alte Männer und knotige alte Weiber und kleine grüne Tiere, alle schleimig voll Teichschlamm. Da waren kleine Kerle mit Anzügen wie Flammen und Kobolde mit Ziegenbeinen und Hunde mit Augen, die in allen Farben schimmerten wie die Flaschen in einem Apothekenfenster. Da waren grüne Katzen, denen Funken aus ihren Schweifen sprangen, und jede von ihnen schielte. Da waren Wassernixen und Landnixen, ganz knorrige Zwerge mit Glotzaugen, die Schweife über ihre Arme gelegt trugen. Und Trolle mit fußlangen Fingernägeln und wild zerrauftem Haar... Eben noch eins von deinen wunderschönen Hartgekochten, Alfred, bitte!
Man hörte einen fürchterlichen Gesang dazu, wie Rhabarber und Essig und Dudelsäcke durcheinander. Der alte Rob überlegte sich, was für eine Art von Nachtklub das wohl wäre, als er einen Schutzmann die Straße herunterkommen sah. Da fühlte er sich sicherer, obwohl er Schutzleute nicht ein bißchen mochte.
„Können Sie mir sagen, wer da drinnen wohnt?" fragte Robin ihn.
„Niemand", sagte der Bobby, und knallte seine Handschuhe zusammen. „Steht seit drei oder vier Jahren leer."
„Aber schauen Sie doch!" erwiderte Rob. „Schauen Sie doch die Lichter und den Tanz an! Horchen Sie auf die Musik, und sehen Sie doch, wie die Leute reindrängen. Teufel, und was noch!"
„Lichter? Tanz?" sagt der Bobby. „Leute? Sie, steigen Sie aus der Kiste aus und sagen Sie einmal..."
Gerade da ging die Tür von dem Haus wieder auf, und es kam ein großes weißes Pferd im Abendanzug heraus, rauchte eine Zigarre und blies den Dampf durch seine Nasenlöcher. Das gab dem armen alten Rob den Rest. Er knallte den Gang hinein und brauste mit guten 80 Kilometer ab. Fuhr wie ein Irrer und wußte nicht wohin, und sauste so lange, bis ihm das Benzin ausging. Es waren 3 Pfund, 7 Schilling und 4 Pence auf seinem Wecker, als er irgendwo in Blackheath aufhörte... Das war ein fabelhaftes Ei, das letzte, Alfred, gib mir noch eins. Magst du?...
„Wo ist er jetzt?" „Wer. Robin Hoog? Im Bett, mit Mumps natürlich. Zeigt, was passiert, wenn man alte Damen anschwindelt... Salz, Alfred, bitte!"
(Aus dem Englischen von Edmund Bickel)

ZARTGEFÜHL / VON KARL HANS BRESLAUER

„Ist das dein letztes Wort, Marlise?"
„Hier hast du deine Briefe zurück!"
Sie nahm ein Päckchen Briefe vom Schreibtisch, legte sie vor Heinrich hin und trat ans offene Fenster.
Heinrichs Blick glitt über die Silhouette der schönen Frau, die schweigend auf die Straße hinuntersah.
Unschlüssig wog er die Briefe in der Hand, ließ sie in die Tasche gleiten und verließ mit einem stummen Gruß den von der leuchtenden Herbstsonne erfüllten Raum...
Langsam ging Heinrich durch die Straßen. Auf der Terrasse eines kleinen Kaffeehauses nahm er Platz, bestellte sich gleichgültig irgendein Getränk und dachte an das verlorene Glück.
Ein Traum war es, der am Meer begonnen hatte, durch herbstliche Wälder führte und nun jäh dahinschmolz.
Heinrich blätterte in den Briefen, vergaß das laut pulsierende Leben ringsum und war so vertieft, daß er erschreckt auffuhr, als eine Stimme an sein Ohr schlug.
„Na, Henry", stand Georg vor ihm, „bist du ein Kleinbürger geworden?... Hier in dieser verlassenen Gegend sitzt du..."
„Ich feiere Abschied von einer Illusion!" lächelte Heinrich, die Briefe, wie auf böser Tat ertappt, rasch versteckend.
„Illusionen verschönern das Leben! Man sollte sie festhalten!"
„Nicht immer... Ich komme von Marlise!"
„Ach so...", sagte Georg. „Dann... Also zu Ende der große Flirt eines Sommers..."
„Für mich war es kein Flirt!"
„Es irrt der Mensch, so lang er liebt!" variierte Georg. „Und wer hatte den Mut, Schluß zu sagen? ...Du oder Marlise?"
„Marlise... Sie gab mir meine Briefe zurück..."
„Nur die Briefe?... Das ist wenig!"
„Briefe können oft sehr viel sein, Georg!"
„Heinrich, du wirst sentimental!"
„Nein", lachte Heinrich, „Briefe sind Bekenntnisse, und wenn man sie nach längerer Zeit wieder liest, kann man unter Umständen sogar Freude darüber empfinden, daß es so gekommen ist und nicht anders!"
„Freude?" Georg sah den Freund zweifelnd an. „Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß du dich freust..."
„Doch, Georg, denn Marlise hat mich vor einer Dummheit bewahrt!"
„Dummheit?"
„Ich wollte sie heiraten!" „Und?"
„Sie hat mir die Augen geöffnet. Sie war so zartfühlend, mir den Abschied leichter zu machen.."
„Das verstehe ich nicht!" sagte Georg kopfschüttelnd.
„Sehr einfach!" Heinrich zog die Briefe aus der Tasche. „Unter meinen Briefen, die mir Marlise zurückgab, war auch einer, den du ihr erst vor wenigen Tagen geschrieben hast!"

Sudetenland

(Wilhelm Schulz)



Es blieb getreu und ungebrochen
Sudetenland und ließ nicht nach,
Bis machtvoll ward das Wort gesprochen,
Das es erlöste von der Schmach.

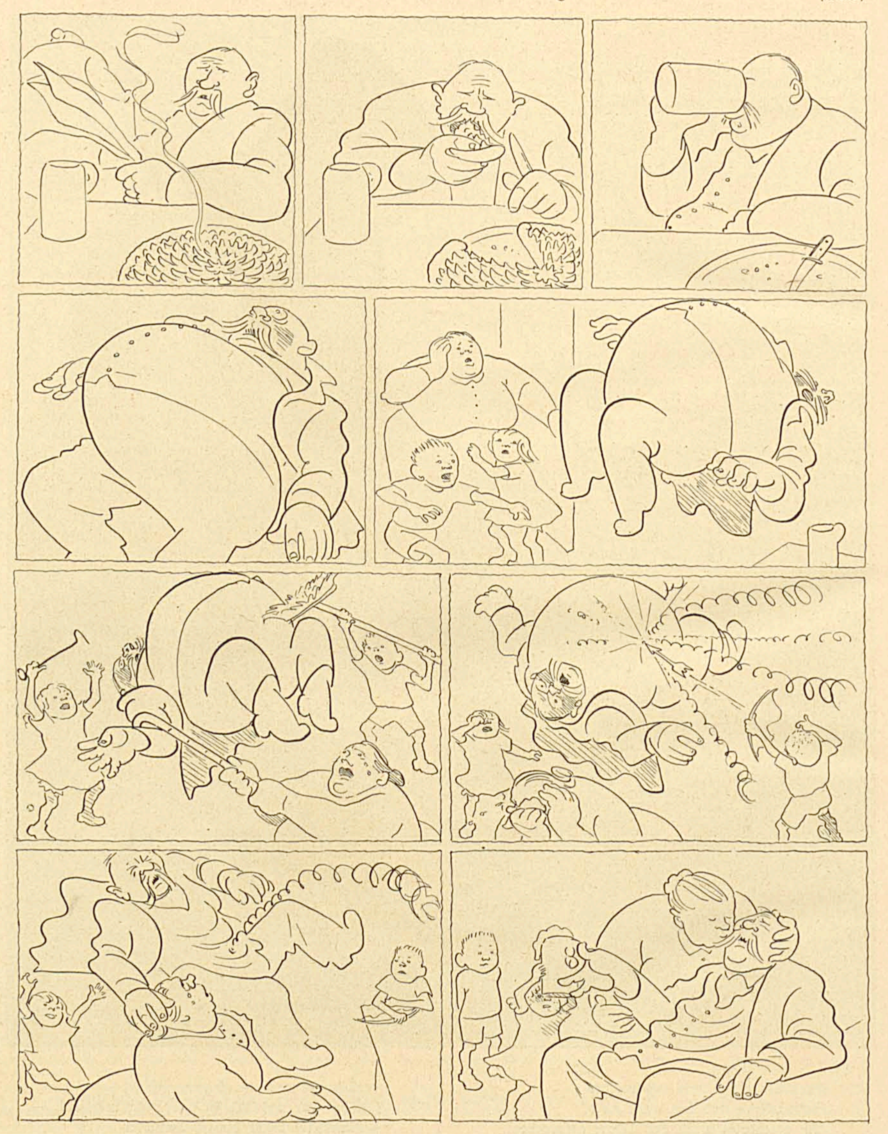
Nun ruhet es in Frieden wieder,
Mit Flur und Wald, mit Berg und Tal, —
Glückselig blickt darauf hernieder
Der alte Schutzgeist „Rübezahl"!

Wilhelm Schulz

Bier und Zwetschgendatschi

Eine Münchner Familientragödie

(Fr. Bilek)



VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

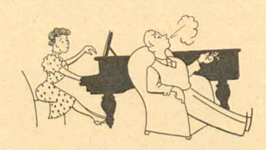
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Zu einer Sitzung des Steuerausschusses in E., in der Einsprüche behandelt wurden, wurde auch ein Landwirt als Einsprucherheber geladen. Nach Kenntnisnahme seiner Begründungen, meinte der Vorsitzende des Ausschusses, daß, wenn die Sache wirklich so stehe, man halt einen Teil niederschlagen müsse. Da fährt der immer noch sehr erregte Bauer auf und schreit: „Was?! Bloß an Teil? Allesamm, wia's dahockt's, g'hört's nieder-g'schlagen!"

Es ist morgens 10 Uhr, als der Angestellte Klemke im Büro der Firma Sowieso um zwei Stunden verspätet erscheint. Der Bürovorsteher glaubt, ihn haut's vom Stuhl. „Klemke", brüllt er, „sind Sie irrsinnig geworden, sind Sie vollkommen wahnsinnig! Wie können Sie sich eine derartige Verspätung in unserem Betriebe leisten! So etwas war noch nie da!!! Passiert das noch mal, sind Sie entlassen, verstehen Sie!!?"
Hier gelingt es Klemke, der während dieser Schimpfkanonade verlegen von einem Bein auf das andere getreten war, zu Worte zu kommen: „Bitte, entschuldigen Sie, Herr Bürovorsteher, es tut mir unendlich leid, aber es ging nicht anders. Ich bin in dieser Nacht Vater geworden!"
Diese Worte Klemkes verursachten bei dem Bürovorsteher einen völligen Stimmungswandel. Sein Gesicht überzog sich mit einem Schein rührender Freude. Er breitete die Arme aus und sagte: „Klemke, lieber Klemke, das ist doch ein Grund. Warum sagen Sie das denn nicht gleich? Was lassen Sie mich da so lange reden? Ich beglückwünsche Sie natürlich aufs allerherzlichste! Was ist es denn, ein Junge oder ein Mädel?"
„Das, Herr Bürovorsteher", sagte Klemke, indem er wiederum von einem Bein aufs andere trat, „kann ich Ihnen allerdings erst in neun Monaten sagen!"

Ein junger Bauernknecht hatte am Samstag abend einen Schützenball im Nachbarort besucht und kam am Sonntag morgen mit einem Damenrad heim. Auf die Frage des Bauern, wo er das Damenrad herhabe, antwortete der Knecht: „I hab 's Marai hoambracht, und weil ma auf'm Weg recht müad wordn san, ham ma uns a wengl am Straßengraben nieder'g'hockt. Und na' hat 's Marai a solchene Freud g'habt wegen meiner, daß 's mi allweil abbusselt hat. Und am End hat's g'sagt: ‚Hansei', hat's g'sagt, ‚i hab di so gern, du konnst dir fei dees Best' nehma, was i hab!'... Na' hab i mir halt ihr Rad g'numma!"

Meine Nichte Klara lernt Klavierspielen. Wie galant die jungen Leute doch noch sind, dachte ich bei mir, als ich sah, wie ein junger Mann stundenlang neben ihr stand und ihr eifrig die Noten umblätterte. Eine Woche später aber bemerkte ich denselben jungen Mann gelangweilt auf einem


(O. Nückel)

Stuhl sitzen und Klara mußte sich die Notenblätter selbst wenden.
„Nanu?" fragte ich, „hat es Streit gegeben, daß Sie ihr nicht mehr die Noten umdrehen?"
„Nee", sagte der junge Herr, „aber Klara hat ja heute das dämliche Kleid mit dem hohen, albernen Bündchen an!"

Unsere verehrten Leser bitten wir höflichst, bei Anfragen oder Bestellungen sich auf den „SIMPLICISSIMUS" zu beziehen.

Opposition EDEN — DUFF COOPER

(Karl Arnold)



„Konnte nicht mehr zurückgehalten werden, dieser europäische Friedensengel." — „Aber auf alle Fälle sollten wir mit den Sowjets ein Luftschutzbündnis gegen diese Fliegergefahr abschließen!"

München, 30. Oktober 1938
43. Jahrgang / Nummer 43

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Moskauer Elegie

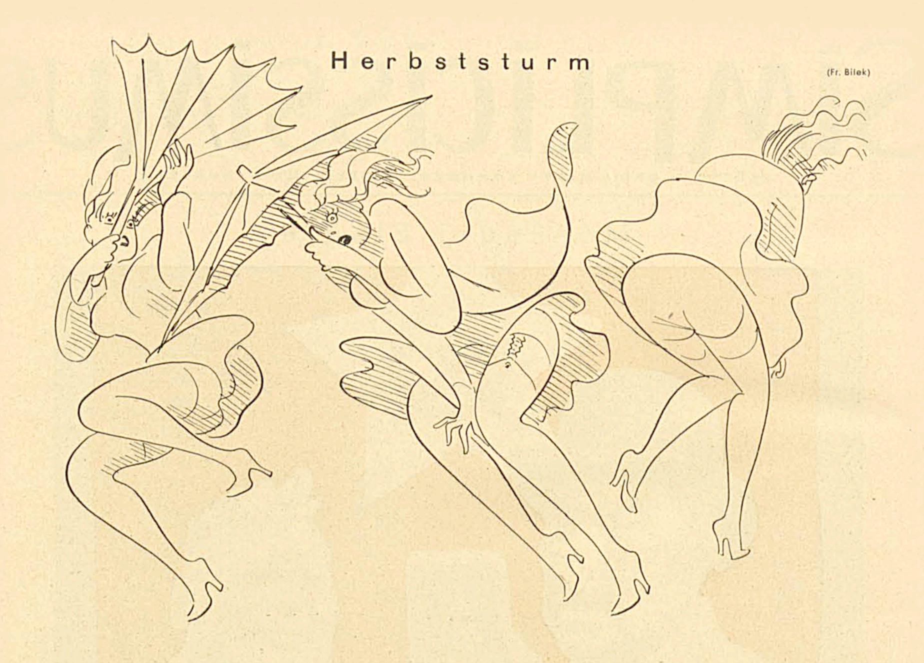
(E. Thöny)



Stalin: „Du meinst also, Genosse Finkelstein, daß ich mit diesem demokratischen Hut den Westmächten wieder sympathischer wäre?"

Herbststurm

(Fr. Bilek)



Neues über Onkel Felix

Von Felix Riemkasten

Ich hatte das Pech, Onkel Felix mitten auf der Straße in die Arme zu laufen. Es war ziemlich belebt auf der Straße, aber immerhin nicht so belebt, als daß die Leute im Vorübergehen nicht ganz gut Zeit gehabt hätten, mich und Onkel Felix zu beobachten. Ich selber hatte ihn gar nicht bemerkt; das war der Anfang von meinem Pech, denn hätte ich ihn gesehen, bevor er mich gesehen hatte, so hätte er mich nachher gewiß nicht zu sehen bekommen. Ich wäre in die Straßenbahn gesprungen, obgleich das gegen Onkel Felix ein zweifelhaftes Mittel ist, denn diese Sorte Mensch wie er, die begreift das nicht und springt nach, und alsdann bist du der Gefangene mitten in der Straßenbahn und mußt anhören, was er dir zu erzählen hat.

Jeder andere Mensch würde es merken, daß er gelegentlich nicht erwünscht ist, aber Onkel Felix kann nicht einmal ahnen, daß so etwas möglich ist. Er denkt, wenn er es gut meint, meinen auch alle anderen es gut; wenn er in freudiger Stimmung ist, lauern auch alle anderen gerade eben auf eine große Lachgelegenheit; und wenn er sich gerade mal grämt und sich am Boden fühlt, dann setzt er voraus, daß auch du heute über die Welt elend denkst und dich von Herzen sehnst, mit ihm zusammen in der Pfütze der Trübsal den Grundbrei aufzurühren. Alles, was just bei ihm sich begibt, setzt er auch bei dir voraus. Damals, als er die Sache mit dem Leistenbruch hatte, fragte er den alten Steuerrat Hümken ganz zutraulich, ob er, Hümken, auch immer diese scheußlichen Beschwerden mit dem Bruchband habe.

Aber es gibt solche. Ich meine damit nicht Bruchbänder, denn die gibt es natürlich, auch wenn Hümken nie eins getragen hat und sich erst erkundigen mußte, was das für ein Ding sei. Nein, sondern ich meine: solche wie meinen Onkel Felix, solche gibt es. Massenhaft. Sie sind ein bißchen dumm, ohne daß es sie beruflich hindert, und außerdem sind sie gute Menschen, liebe Menschen, nette Menschen, und vor allen Dingen sind sie mitteilsam.

Ich also, ich gehe die Straße entlang, und die Sonne scheint, und die Autos tuten, und die Kinder spielen, und ich sehe mich vor, daß ich keins umtrete, und allderweil bin ich stark in Gedanken, denn ich rechnete gerade mein Einkommen durch und bin dann immer stets stark in Gedanken, und plötzlich geschieht mir ein Dampfhammerhieb auf die Schulter, daß ich hinzucke und nur so erbleiche, und der, der das gemacht hat, steht fröhlich da und strahlt auf allen seinen Backen und erwartet, daß ich mich über diese Überraschung gar noch furchtbar freue, denn das hält er für urdrollig: plötzlich kriegst du eins auf die Schulter gebrummt, und wer ist es? Da ist es Onkel Felix!

Ich hätte ihm freilich gleich eins hauen sollen. Ich habe ihn leider nur mündlich verhauen. „Idiot", habe ich gesagt. „Blödsinniger Trottel!" Und dann solche schwächlichen Predigten wie diese: „Den Tod kann man davon haben. Solche Witze unterlaß lieber! Bedenke, wenn ich nun ein Leidtragender oder ein Halbkranker gewesen wäre!" Darauf wurde er dann etwas klein und würgte ein bißchen umher und entschuldigte sich und sagte, er sähe es ein. Und da wieder, da tat er mir leid, und dann wieder, da gingen wir dann ein Stückchen, und dabei erzählte er mir... Er erzählt mir immer etwas, und meistens dasselbe. Es ist immer wieder der klägliche Kram von seiner Behörde, der mich ganz und gar nicht interessiert. Aber ihn interessiert es, und mir erläutert er nun, was für eine elende Bude das sei, und kein Mensch dort hat Mut, keiner wagt etwas, nur so wursteln, das ist alles.

„Und warum tun sie das? Warum sind sie so?" brüllt er in seinem Eifer und brüllt auf offener Straße mich an, so daß die Leute sich umgucken. „Weil sie ganz einfach den Mut nicht haben, weil sie feige sind", schreit er. „Feige!"

Und nun halten die Leute alle mich für feige. Es scheint auch zu stimmen, denn wenn ich nicht so feige wäre und kein so schlechtes Gewissen hätte, so ließe ich mir das nicht vorhalten und steckte es so still nicht ein, sondern ich haute dem Burschen eins.

Und so war es. Das heißt, es war nicht so, denn den Mut hatte ich tatsächlich nicht. Ich sagte nur: „Schrei' nicht so laut! Die Leute hören schon zu!" Aber das verstand er falsch. Und wenn alle Leute das hörten, sagte er, darum bliebe es trotzdem wahr.

„Es liegt an nichts als an der Feigheit. Sie haben einfach den Mut nicht. Feige sind sie."

Und damit sprang er davon, denn soeben kam seine Bahn. Und nur ich blieb stehen, der Feigling, und eine ganze Menge Leute standen auch noch, um mich anzusehen.

Bärenraupe im Oktober

Von Ratatöskr

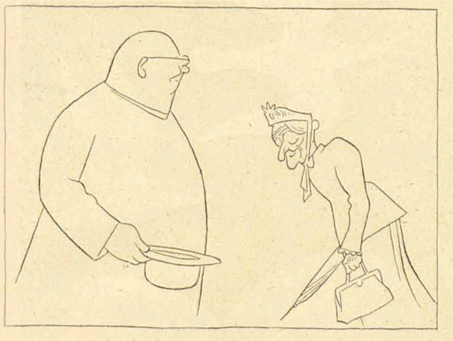
Blindlings rennt sie durch das Gras,
ohne warnend erst zu hupen.
Denn die Welt wird fahl und naß,
und sie muß sich doch verpuppen.

Aber dann schläft sie salviert
Mond um Mond in ihrem Kogel,
bis im Lenz sie echappiert
als patenter Buttervogel.

— Warum schlaf' denn *ich* nicht still
winterlang an *einem* Bandel
und beginne im April
einen neuen Lebenswandel?

Grüßgottler

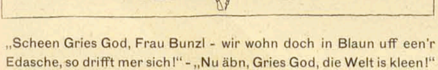
(Karl Arnold)



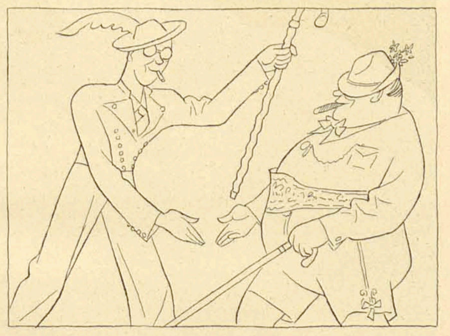
„Grüaß Good, Hochwürden!“ — „S Good, Muatterl!“

„Ja, Grüaß di Good, Franzl!!“

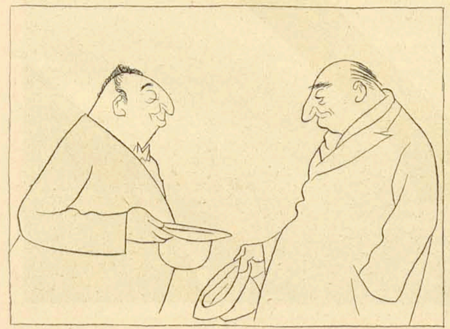




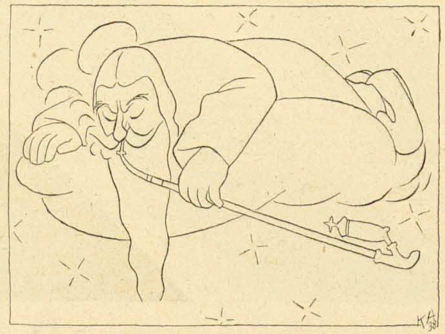
„Scheen Gries God, Frau Bunzl - wir wohn doch in Blaun uff een'r Edasche, so drifft mer sich!“ - „Nu äbn, Gries God, die Welt is kleen!“



„Jrüß Jott, Kubalke — ooch noch mittemang die Berje?!“



„Grüß Ihnen Gott!“ — „Ihne auch!“



„Nicht zu glauben, was da unten so alles in meinem Namen grüßt!“

Cooper, Eden, Churchill

(Erich Schilling)



Ihre geistige Ballonsperre wird die Friedenstauben nicht hindern können!

Jedem das Seine

(R. Kriesch)



„Sagen Sie, Herr Direktor, bin ich für die Modeschau nicht zu stark dekolletiert?"
„Im Gegenteil: Die Mode für die Frauen, und die Schau für die Männer!"

Jugend ohne Tugend

Von Heinz Steguweit

An einem rechtschaffenen Herbstsonntag, die Nebel stiegen und die Blätter sanken — so, wie es Caspar David Friedrich gemalt hätte —, war eine Fuhre voller Gäste ins Dorf gekommen. Ein Kremser alten Musters, stammend aus jener Zeit, da am Behaglichen niemand Ärgernis nahm; noch gab es Bratenröcke, ein Gendarm ohne Bauch war machtlos, er entbehrte der Autorität, und Pastören wurde das Radfahren, das schnöde, kanonischermaßen verboten.

Dem Kremser entstiegen Figuren mancherlei Art, wie Reisegesellschaften, zumal solche auf Landpartien von Anno Glühstrümpfchen alleweil und heuer noch ein lustig Gemisch von Leuten abzuladen und ins Dorfwirtshaus zu spülen pflegen. Den Namen des Weilers oder Nestes zu wissen tut weniger not, es geschah nur, daß der Notar bereits den Sitz neben dem Kutscher verlassen hatte, um der Lehrerin, die vom schmalen Trittblech abzugleiten drohte, behilflich zu sein. Es folgten beim Aus- wie Absteigen der Apotheker, der Pfarrer, endlich der praktische Arzt, um einige nur, die Wesentlichen des Histörchens, vorzustellen und zu bezeichnen.

Man hatte, die Pause des Anhaltens zu nützen, einen Trunk genommen, sich, wie man sagt, die Füße vertreten, vielleicht auch eine Tabakrolle geschmaucht; die Gäule im Geschirr des Kremsers bekamen vom Kutscher den Habersack, auch einen Eimer Wasser, von den Damen aber Zuckerklumpen und einen Klaps. — Alsdann wurden die Leute aufgescheucht: Ein Knabe, zehn Jahre allenfalls, bewunderte am Dorfrand den Giebel eines Häusleins, das in buntbemalter Heiterkeit dastand, originell und nie erlebt: Solch ein Zauberding gab's nicht daheim, wozu mochte der ringsum verschlossene Holztempel dienen, was verbarg er, welches Heiligtum wurde von seiner Enge bewacht —?

Also hatte der Knabe gerufen, um Belehrung bittend, und die Leute, die erwachsenen wie studierten, traten näher, Apotheker und Pfarrer, Lehrerin und Notar, auch der praktische Doktor, der, die Hände tief hoseneinwärts bohrend, am geringsten eilte von allen.

Man maß, man bewunderte das quadratische Häuslein, etwas geräumiger schien es als eines Schrebergärtners Zuflucht, feiner auch als eine Bude; und die Malereien am Giebel, meist Blumen, Ranken und flammende Herzen, muteten lebkuchenfreudig an. Dergestalt etwa: Wer knuspert an meinem Häuschen?

Poldi, der Knabe, jene Knospe von zehn Jahren, betastete das Domizil wie ein Mysterium; fensterlos stand der Bretterschuppen am Wege, nicht Regenhütte noch Wartesaal, weder Brunnenstube oder Wallfahrtskapelle, obgleich an der Stirn des bauernbunten Giebels sechs Worte laokoonhaft von Schnörkeln umkrochen wurden: „Gott mit uns, ich mit euch!"

Der Knabe Poldi, selber Fahrgast des Kremsers, also Mitglied der sonntäglichen Partie, beteuerte wiederum, solch ein Bilderhaus gäbe es nirgendwo sonst. Die andern schworen desgleichen, jeder dünkte sich ein Ödipus angesichts der Sphinx;

man kopfschüttelte reihum, zuerst die Lehrerin, alsdann der Notar, auch der Arzt und sein Apotheker, insbesondere der Herr Pfarrer: Gott mit uns, ich für euch — —? Die Zeit drängte, Poldi, die Knospe von zehn Jahren, begehrte das, was von erwachsenen, gar studierten Menschen zu fordern war, nämlich Belehrung und Aufschluß über ein sorgfältig verhülltes Geheimnis.
Die Lehrerin wehrte ab: „Man lasse mich aus dem Spiel. Heute ist schulfrei."
Der Notar teilte die Meinung, hob die Schultern: „Was kann in der Bude sein? Unwichtiges und Irgendwas. Solange ich keine schriftlichen Unterlagen habe, hüte ich mich, eine Erklärung abzugeben."
„Man könnte eine Lösung probieren", riet der Apotheker und wagte einen schnuppernden Blick durchs Schlüsselloch: „Man sieht freilich nichts. Allein es riecht — zwar in geringer Dosierung — nach Guttapercha, Öl und Firnis..."
Der Herr Pfarrer, ein Räuspern zutage fördernd, schloß die Hände: „Warum ziehen Sie alles ins Profane? Meine Verehrten, sehen Sie nicht, daß das Kind in Enttäuschungen bangt und vom Geheimnis auch Geheimnisreiches erwartet? — Tröste dich, mein Knabe. Wer fromm und gut ist, der wird mancherlei Süßigkeit finden in dem bunten Haus, sei's Pfeffernüsse oder Prophetenkuchen. Wer aber voller Sünden blieb, den erwarten Ruten und harte Steine!"
Ein Schweigen sank in den Kreis. Poldi wurde blaß. Fünfzig Schritt weiter lockerte der Kutscher den Habersack am Hals seiner Pferde, und die Sperlinge, die graulichen, sammelten sich gern.
„Sapperlot, wir wollen etwas wagen", lachte der praktische Arzt; er zückte einen Schlüssel, mit dem er daheim schon viele Kammern geöffnet, ach, ein pfiffiges Patent, ein gescheiter Passepartout...
Langsam gaben die hölzernen Flügel des Pförtchens nach. Man streckte den Hals. Jeder spähte. Alle sahen dies: Eine fahrbare, gut geölte, sorgsam lackierte Feuerspritze mit aufgewickeltem Gummischlauch!
„Dachte ich's doch längst", hüpfte die Lehrerin.
„Zwar haben wir jetzt Gewißheit", meinte der Notar, „allein die gewaltsame Öffnung mittels eines Universalschlüssels bedeutet eine strafbare Handlung. Ich will sie nicht gesehen haben."
„Hauptsache, meine Analyse stimmt einigermaßen", triumphierte der Apotheker.
„Es ist eine Unart der Realisten, den Menschen ihre Illusionen zu nehmen", knurrte der Pfarrer. „Ich bitte Sie, Herr Doktor: Warum brachen Sie mit rohem Ungestüm die Pforten auf, die für den Knaben der Inbegriff des absonderlich Unbekannten waren?"
Der Arzt, der biedere wie ratlose, ließ die Hand väterlich über den Schopf des Jungen gleiten: „Zürnst du mir, Poldi?"
Der Pfarrer drängte abermals: „Sicherlich, er soll zürnen, er muß sich auflehnen. Der Knabe ist fromm und gut. Ohne Ihren Übereifer würde er immer noch mit sehnender Scheu mancherlei Süßigkeit vermuten in dem bunten Haus, sei's Pfeffernüsse oder Prophetenkuchen!"
Bald trabte der Kremser aus dem Nest. Die Dämmerung sank bräunlich, wie das alleweil geschieht zu herbstlicher Stunde. Poldi saß neben dem praktischen Arzt und studierte glühenden Kopfes den Mechanismus des Schlüssels, der ein pfiffiges Patent war und ein gescheiter Passepartout...
„Morgen schicke ich dir Pfeffernüsse und Prophetenkuchen", tröstete der Pfarrer. „Dann kauf mir auch noch solch einen Schlüssel", bat der abenteuerliche Poldi, jene Knospe von zehn Jahren.

DER UNGLÜCKSRABE

VON HELMUT KINDLER

Man soll immer hübsch Maß halten, in Unglück, in Mitleid und in Verbitterung. Die folgende Geschichte ist dafür eine sehr lehrreiche Geschichte. So unglaubwürdig sie klingt, — sie ist von zwölf Männern als wahr bezeugt, von denen keiner Widerspruch vertragen kann, ohne nervös mit der Pistole zu spielen.
Es war im Anfang des Jahrhunderts in einer Goldgräberstadt Australiens. In einem kleinen Hotel wohnten dort die genannten zwölf mit ihrem Kameraden Charles, ein rechter Gegensatz zu ihnen, denn er war fromm, ehrlich, sanftmütig und weichherzig, was man alles von den andern nicht behaupten konnte, ohne zum Lügner zu werden.
Eines Tages tauchte ein neuer Einwanderer auf, Jack mit Namen. Er bezog das Zimmer, das über dem Charles' lag. „Ich will hier mein Glück suchen", erklärte er, „weil ich bisher immer ein Unglücksrabe gewesen bin!" Diese Worte hätten jeden nachdenklich gemacht, der ein weniger kindliches Herz hatte als Charles. Dieser aber blieb arglos, machte sein Abendbrot zurecht und schloß Jack in sein Gebet ein, als ihn ein durchdringendes Geschrei hochschreckte. Es kam aus dem Zimmer Jacks. Mit wenigen Schritten stürzte Charles die Treppe hinauf. „Ich habe mein Abendbrot machen wollen", jammerte Jack, „und dabei habe ich meine Hand verbrannt!" Charles nahm den Verunglückten mit nach unten. Er puderte die Hand sachgemäß, legte sie in Verband und wünschte dem andern eine gute Nacht. Kaum aber war Jack zur Tür hinaus, und kaum wollte Charles sein Gebet fortsetzen, als ihn ein durchdringender Schrei aufschreckte. Jack war die Treppe, die er eben mühsam emporgestiegen war, wieder hinuntergefallen. Nicht, daß ihm dabei Ernstliches geschehen war, — nur das linke Knie war arg mitgenommen und zwei Rippen angebrochen. Charles trug ihn hinauf. Jack brachte noch das Kunststück fertig, sein linkes Ohr zwischen Pfosten und Tür zu legen im Augenblick, als der Nachtwind die Tür zuschlug. Dieses Ohr hat man übrigens nie wiedergefunden, — die zwölf andern verbürgen es.
„Charles", sprachen sie am nächsten Morgen ernst, „wenn du klug bist, kümmere dich nicht um Jack. Dieser Mann übertreibt sein Pech, und er wird dich nervös machen damit." Jack lächelte ruhig. „Ihr mögt denken, was ihr immer wollt", erwiderte er, „aber ich meine..." Was er wörtlich meinte, hat man nie erfahren, denn an diesem Punkt des Satzes schrillte aus dem oberen Zimmer ein Schmerzensschrei, herzdurchdringender als irgendeiner der bisher gelieferten, und Jack verbrachte den Vormittag damit, die fünf Zehen des aus dem Bett gefallenen Unglücksraben zu bandagieren, ihm zwei Zähne aus der Speiseröhre zu angeln, wo sie gar nichts zu suchen hatten, und gegen Abend zur Hauptstadt zu reiten, denn Jack hatte sich in eine Nagelkiste gesetzt, und da mußte eben ein tüchtiger Feldscher heran! Es war an diesem Tage gerade eine Kiste mit Nägeln eingetroffen, mit nagelneuen Nägeln, weil die alten schon verbogen und verrostet waren, — mußte sich Jack durchaus in die alten Nägel setzen?
In der Nacht begann er zu fiebern. Unruhig wühlten seine Hände an dem Lager hin und her, bis zwei Fingernägel zwischen Drahtfugen gerieten und sich restlos von Jack trennten. War es ein Wunder, daß er vor Schmerz um sich schlug, so geschwind und gewaltig, daß seine Beine und Arme nur noch einen einzigen Knoten bildeten und nur dadurch wieder auseinander zu pusseln waren, daß der linke Arm an zwei Stellen gebrochen und dadurch geschmeidiger geworden war? Man gab ihm Medizin, die er zusammen mit dem Löffel verschluckte. —
Gegen Mittag brachte ihm Charles Essen. „Ich will dich nicht aufhalten", flüsterte Jack mit schwacher Stimme, griff nach dem Teller, dem Fleisch und dem Messer und hatte mit seiner zitternden Hand sich im Umsehen einen Quadratmeter Haut kreuz und quer zerschnitten. Weil der Tag heiß war, griff er durstig nach dem erstbesten Behälter. Ohne daß sein Instinkt ihn warnte, trank er zwei Liter Essig, die der Arzt zur Wundbehandlung benutzt hatte.
Nun ist es eine erwiesene Tatsache, daß ein Mensch viel körperlichen Schmerz erdulden kann, solange er in der Seele unversehrt ist. Leider traf gerade an diesem Abend die Post ein. Charles fand Jack in Tränen aufgelöst. „Was ist?" fragte er, und etwas Barsches und Unwirsches lag bereits in seiner Stimme. „Alle meine Freunde sind daheim von einer Feuersbrunst dahingerafft worden", klagte Jack, „meine Braut ist darüber vor Schmerz umgekommen. Bitte, telegraphiere sofort an meinen Bruder! Er ist mein einziger lebender Anverwandter, er soll mir Einzelheiten schildern, damit ich daran wenigstens Trost habe!" Charles ritt zur späten Nacht zur Hauptstadt und gab das Telegramm auf. Er kam gerade rechtzeitig zurück, um Jack aus einer heißen Quelle zu ziehen, in die er, fiebernd herumwandelnd, hineingefallen war. Charles legte sich nieder. Er dachte daran, daß er seit einigen Tagen nichts gegessen, kein Gold gegraben und nicht gebetet hatte, und seine Seele umdüsterte sich. Schmerz und Zorn vertrieben den Schlummer, und als er endlich in Schlaf fiel, wurde er aufgerüttelt. „Geschwind, geschwind", rief jemand, „Jack hat eben die telegraphische Antwort erhalten, daß sein Bruder umgekommen ist. Vor Schmerz darüber ist er vom Stuhl gefallen und hat sein Skelett an weiteren achtundzwanzig Stellen zerbrochen."
Da stand Charles wortlos auf. Er nahm seine Pistole, lud sie sorgfältig und ging in Jacks Zimmer. Er fand den Unglücklichen nicht gleich, denn der Kleiderschrank war umgefallen. Die Politur hatte nicht dabei gelitten, denn zufällig lag Jack dort, wo der Kleiderschrank hingefallen war. Charles richtete ihn auf, setzte ihn auf den Stuhl, trat drei Schritte zurück und zielte sorgfältig. Die Kugel prallte an einer Pennymünze ab, die Jack in der Westentasche hatte, schlug schräg durch den Raum zurück und tötete Charles auf der Stelle. Alle gingen zu seiner Beerdigung, auch Jack, der dabei in das Grab fiel und erst durch einen Flaschenzug wieder ans Tageslicht zu ziehen war. —
Diese Geschichte soll belehren, daß immer Maß zu halten sei, in Unglück, in Mitleid und in Verbitterung. Wenn dies oder jenes daran dem Leser mißfällt, so möge er bedenken, daß die nackte Wahrheit nicht nach Beifall fragen darf.

Mit Früchten spielende Frau / Von Georg von der Vring

Äpfel blank wie Glas,
Liegen in dem Gras;
Pflaumen blau wie Licht,
In den Wiesen dicht.

Glänzt ein Augenstern
Braun wie Haselkern,
Naben Hände hell,
Rauh wie Quittenfell,

Fühl' ich Wang und Bart
Von Kastanienart;
Und schon greift es mich!
Und schon halt' ich dich!

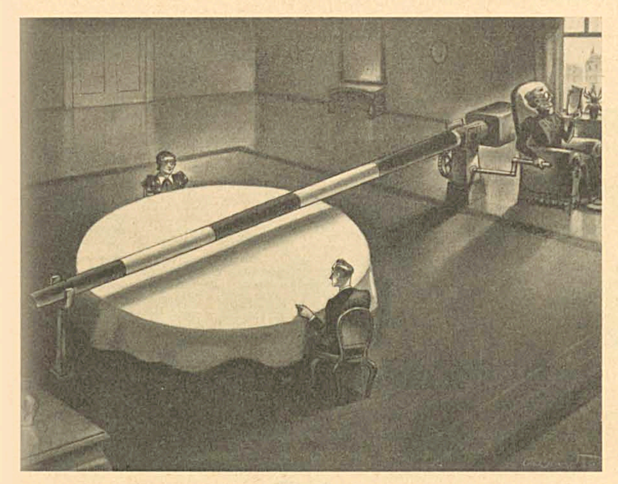
Äpfel gleich ein Paar,
Biet' ich selber dar;
Pflaumen, gleich ein Stück,
Beiß ich mir zurück.

Früchte, überviel,
Mengen sich ins Spiel.
Viele nur im Scherz;
Eine ist mein Herz.

Haben Männer Temperament ?



Die „Schranke“ (Ch. Girod)



JERRY UND DER WOLF

VON F. W. THOMAS

„Wenn nicht sehr bald etwas geschieht“, sagte Witherspoon, „weiß der Himmel, was dann geschieht. Jetzt ist der letzte Termin für die Steuererklärung, und am nächsten Montag ist Quartalsschluß, und Ostern kommt gleich darauf, und was sonst noch alles.“

„Aber mein lieber Witherspoon“, sagte ich, „du solltest versuchen, die lichte Seite der Dinge zu betrachten. Beunruhige dich nie über Beunruhigung, bis dich die Beunruhigung beunruhigt. Denke daran, daß das eine Schraube ohne Ende ist und es genügt, wenn das Übel eines Tages hereinbricht, und es ist immer gerade dann am dunkelsten, ehe der Tag beginnt“; dazu noch einige weitere weise Redensarten, die mir im Augenblick entfallen sind.

„Überdies, wenn die Dinge schwarz aussehen und aussichtslos, sollten wir uns ein Herz fassen und die Zeit bei den Hörnern nehmen und den Stier beim Schopf und unsern besten Fuß ins Rad der Zeit stemmen und —“

„Mensch, hör' auf!“ sagte Witherspoon.

„— und nimm dir ein Beispiel an der Geschichte von Jerry Patch“, fing ich an.

„Aber ich glaube, ich hab' dir die Geschichte von Jerry Patch noch nicht erzählt, oder habe ich?“

„O ja!“, sagte Witherspoon, „ja, alter Schwede, du hast wirklich. Großes Ehrenwort! Ich bin sicher, du hast. Irgend etwas wegen dieses Jerry Patch, war es nicht so etwas? Aber mir wäre es lieber, du würdest dich nicht um meine Sorgen kümmern, wirklich.“

„Nicht im geringsten!“ sagte ich. „Nicht im geringsten, mein lieber Witherspoon. Das ist ein Vergnügen. Es ist wirklich eines!

Also ich habe dir vorhin erzählt, dieser Jerry Patch war eine vergnügte, frohgestimmte Seele, die immer die glänzende Seite der Dinge betrachtete, wie finster sie auch sein mochten; und obwohl er ein fabelhaftes Pech hatte, schien niemals irgend etwas seinen frohen Sinn zu dämpfen oder seine Karre aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Als Pechvogel war er mit einem durchschlagenden Erfolg gesegnet; denn ganz gleich, was er in die Hand nahm, war es sicher, daß es ihm aus den Fingern glitt und er mit einem lauten Bums auf den Rücken fiel.

Dennoch kam er irgendwie immer lächelnd hoch. Unter den Keulenschlägen des Schicksals bekam er manchen Puff, aber sein Nacken blieb ungebeugt.

Schließlich, als er alles versucht hatte, was er wußte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, entschloß er sich, das Arbeiten bleiben zu lassen und zu heiraten...

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte beginnt, lebte er in Guzzler's Green in einem hübschen kleinen Landhaus mit Jasmin an der Tür, einem Loch im Dach und einem Schild am Fenster, auf dem zu lesen stand ‚Hier wird Wäsche gemangelt'. Eine Zeitlang ging alles gut und Jerry wurde dick und blühend. Seine Frau wurde nicht besonders dick, weil sie das Mangeln besorgte; und während sie sich ihrer Pflicht widmete und ein sorgsames Auge auf die Hemdenknöpfe richtete, baute sie schrittweise ein florierendes Geschäft auf. Sie war weit und breit als die beste Manglerin in der Gegend bekannt.

Aber es ging zu gut, als daß es so bleiben konnte, und es dauerte nicht lange, da begann das Mangelgeschäft an Schwung zu verlieren. Etwas mit der Frankenabwertung, der Unfähigkeit der Tory-Regierung, den Unruhen in China, dem Bankkrach in der Wallstreet und der Wiederaufrichtung des Goldstandards. Die feinen und die fein gewordenen Leute waren gezwungen, ihre Ausgaben herunterzusetzen und selbst zu mangeln.

Dennoch verzweifelte Jerry nicht. Sein unbezwingbarer Geist kam lächelnd aus dem Meer von Sorgen hoch, sein frohes Herz in ihm sang trotz der schwarzen Wolken, die sich über sein Haus senkten.

‚Am Schluß wird alles wieder gut werden', sagte er, mit unsterblicher Hoffnung für die Zukunft erfüllt, mit einem Lied auf seinen Lippen wanderte er zum ‚Blinzelnden Bettler', um nach der Uhr zu sehen. ‚Wenn auch der Wolf umgeht, wir werden es schon schaffen, daß wir ihn irgendwie von unserer Tür fernhalten!' lachte er.

Spät in dieser Nacht, weißt du Witherspoon, saß Jerry um seinen niedrigen Herd, während seine Frau versuchte, einen ihrer roten Flanellunterröcke in eine Hose für die Kinder zu verwandeln. Plötzlich hörten sie kratz, kratz, kratz an der Tür. ‚Wer ist das?' fragte Jerry, und als Antwort kam ein tiefes, grollendes Brummen.

‚Ich bin's!' sagte eine heisere Stimme.

Die Tür einen kleinen Spalt öffnend, sah Jerry zwei grüne Augen, die auf ihn starrten und eine lange rote Zunge, dampfend wie ein Waschtag.

‚Ja, das habe ich mir gedacht', sagte Jerry und wandte sich an seine Frau. ‚Es ist der Wolf. Ich hab' ihn seit langer Zeit erwartet.'

‚Ich weiß, ihr habt', erwiderte der Wolf, ‚und ich wollte, ihr würdet euch tummeln und etwas dagegen tun. Das Geschäft ist heutzutage einfach scheußlich, und die Zeiten sind fürchterlich schwer. Alles, was ich tun kann, ist, mich daran zu halten. In dieser Straße sind nicht weniger als siebzehn Türen, hinter denen die Leute versuchen, mich fernzuhalten, und mit so viel Kunden hab' ich mir regelrecht die Füße wundgelaufen. Darum würdest du besser tun, dein Zeug in Schwung zu bringen, mein Junge, und versuchen, eine Arbeit zu finden, damit du mich von deiner Tür fernhältst. Sonst wird dich das Kopf und Kragen kosten!'

‚Recht hat er!' sagte Jerry mit einem sorgenfreien Lachen. ‚Ich will mal sehen, was ich tun kann.' Schmiß die Tür zu, riegelte ab und machte die Kette vor.

In der nächsten Nacht, weißt du, Witherspoon, kam der Wolf auf seiner Runde wieder und kam schließlich zu Jerrys Haus... kratz, kratz, kratz!

Jerry sprang leise auf, ging durch die rückwärtige Tür hinaus, kramte in seinem Werkzeugkasten und fand sein Hackbeil. Er spuckte in die Hände, schlich sich nach der vorderen Tür und drosch dem Wolf so mächtig eins hinter das Ohr, daß der raubgierige Vierfüßler niemals wieder knurrte. Jerry zog den Körper nach hinten in die Küche und untersuchte ihn gründlich. Und was glaubst du, was er fand, Witherspoon? Du würdest das nie erraten. Der Wolf, dieser dunkle Schatten, der über Jerrys armem Leben geschwebt hatte, war nichts mehr und nichts weniger als ein Schaf im Wolfskleid. Was uns eben zeigt, daß, wenn wir unsere Schneid zusammennehmen, um den Sorgen zu begegnen, die uns umgeben, —“

„Jetzt hör' aber auf!“ sagte Witherspoon.

„Während der nächsten drei Wochen“, fuhr ich fort, „watete Jerrys halbverhungerte Familie regelrecht in Schaffleisch. Sie hatten Hammelrippchen und Hammelkotelett, Hammel im Topf, Hammelkarree mit Petersilie, Hammelschlegel, Hammellende, Hammel mit Curry, dito gekocht, gebackenes Hammelherz, Hammelnieren mit Schinken. Die Knochen reichten ihnen für weitere vierzehn Tage zu Irish Stew.

Und Frau Patch nahm das Fell und drehte die Seiten nach der Mitte, nähte dort einen Zwickel und hier eine Falte und machte sich den feinsten Pelzmantel, den man jemals in Guzzler's Green gesehen hatte.

Ein schöner Mantel war es, Witherspoon, und Abend für Abend prunkte sie damit zur Bewunderung und zum Erstaunen der Leute am Ort. Gewöhnlich war sie mit dem Kino zufrieden, aber, wie Jerry sagte, hat es wenig Sinn, im Finstern einen Pelzmantel zu tragen.

Und was war das Ergebnis von all dem, mein lieber Witherspoon? Natürlich fingen die Leute an zu sprechen.

‚Stellen Sie sich vor, sie kann sich Pelzmäntel leisten! Was muß sie für eine hervorragende Manglerin sein. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sie es macht. Und echter Kaninchenseal, mein Lieber! Ja, wissen Sie, die besten Leute kommen zu ihr und sie sagen, daß sie so schrecklich wenig verlangt.'

So kam es, daß das Mangelgeschäft stückchenweise wieder in Schwung kam. Die Leute kamen zum Haus von Frau Patch mit ihren Körben und Bündeln haufenweise und der Wohlstand der Familie blühte wie ein Pferd auf grüner Weide, dank Jerrys unbesieglichem Geist und dem guten rechten Arm seiner Frau.

Und die Moral dieser rührsamen Geschichte ist, daß der Berg von heute der Maulwurfshügel von morgen ist, daß jeder Wolf an der Tür einen Silberstreifen hat, und wenn wir uns nur ein Herz nehmen, mein lieber Witherspoon —“

„Entschuldige“, sagte Witherspoon, „hast du mit mir gesprochen?“

(Aus dem Englischen von Edmund Bickel)

Entscheidende Überlegung

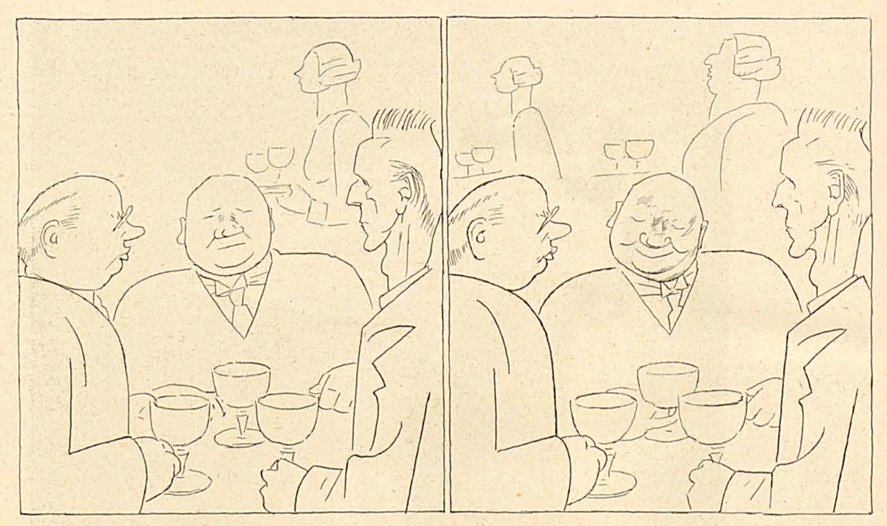
(K. Heiligenstaedt)



„Immer wollen die Männer wetten, daß ich ein Knabe sei — welchen von ihnen lasse ich nun verlieren?“

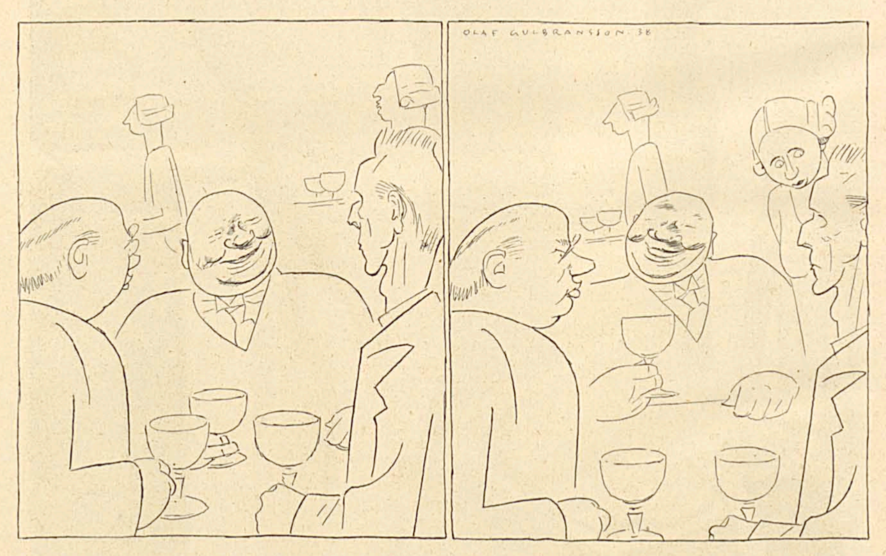
Der neue Traubensaft

(O. Gulbransson)



„Der Mensch bedarf keines berauschenden Reizmittels!"

„Auch alkoholfreier Traubensaft vermag sein Lebensgefühl zu steigern!"



„Die Heiterkeit unseres Herrn Daxinger beweist es schlagkräftig!"

„Entschuldigen's nur, meine Herrn, i hab' ja an den Tisch an' Schoppen richtigen Wein bracht!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Ich saß mit meinem Jüngsten allein im Zimmer. Über meine Arbeit hinweg bemerkte ich, wie er mich im stillen längere Zeit beobachtete. Plötzlich sagte er zu mir: „Mueder, du wärsch no ä ganz Netti, wenn de nit so verrumpflet wärsch!"

Ich war jüngst bei einem Kammermusikabend. Das Violinkonzert von Brahms war verklungen. Andächtige Stille. Da höre ich hinter mir eine ergriffene Frauenstimme:
„Unglaublich, Oswin, was für Töne so ein einfacher Darm hervorbringen kann!"

Wenn das Hendl vom Spieß wirklich pfundig schmecken soll, muß man es mit der Gottesgabel verzehren, also mit den fünf Fingern. In Oberbayern kennt man die gute Sitte und schiebt verächtlich Messer und Gabel weit hinter den Maßkrug. Unser Hamburger Besuch war darüber höchlichst entsetzt.
„Aber lieber Herr!", sagte die Hamburger Dame kopfschüttelnd, „bei uns in Hamburg nimmt man in die linke Hand die Gabel und in die rechte Hand das Messer —"
„Ja freilich", brummte ich, „und womit nimmt man dann das Hendl?"

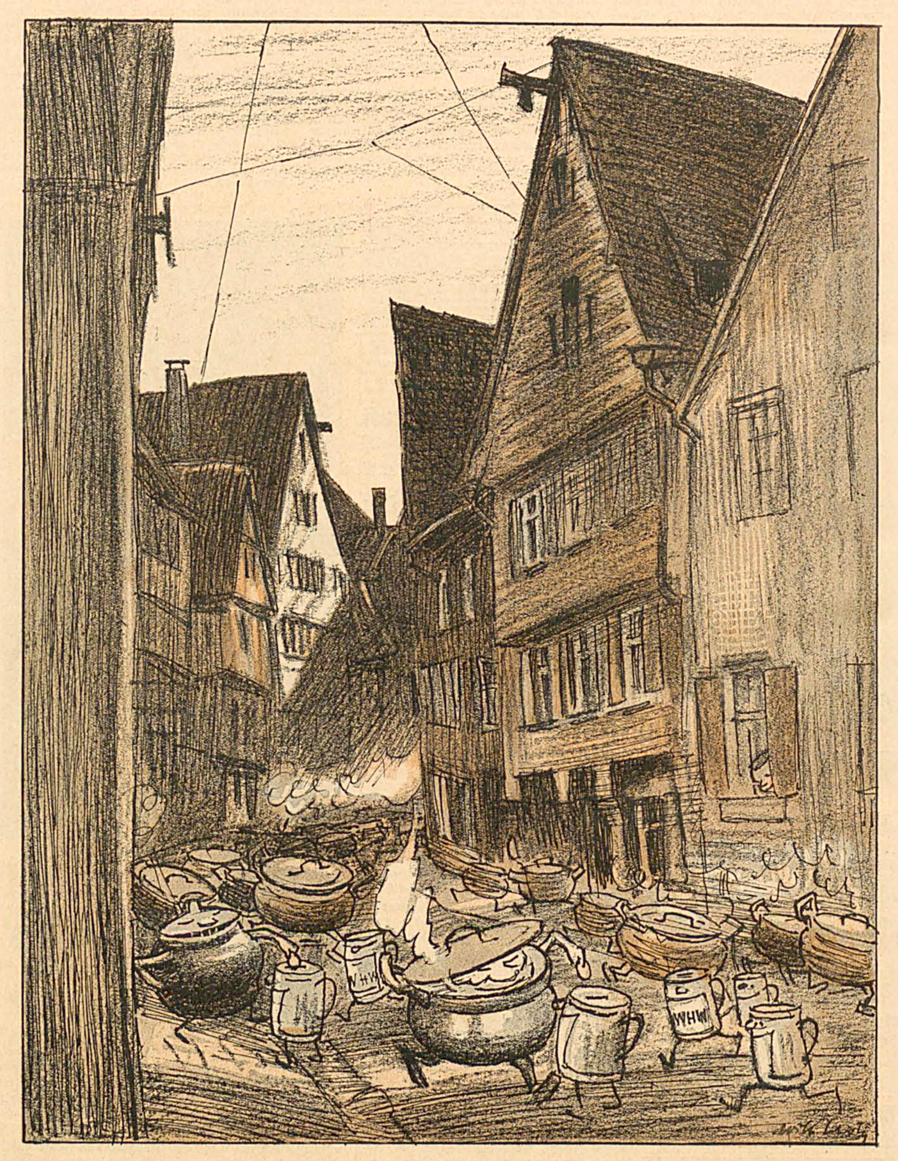
Herr Trieglaff nimmt ein Dampfbad mit Massage und wird gehörig durchgeknetet. Schließlich verabreicht ihm der Masseur zwei schallende Schläge auf die Stelle, wo der Rücken seinen anständigen Namen verliert.
„Na, hören Sie mal", sagt empört der also behandelte Herr Trieglaff, „gehört denn das auch zur Behandlung?"
„Eigentlich nicht", lautet die Erwiderung, „aber der Klingelkontakt ist nicht in Ordnung und das ist nun für die Aufsicht im Wartezimmer das Zeichen, daß der nächste dran ist."

Obergerichtsvollzieher Munske pfändet eine Kopie des Gemäldes: „Leda mit dem Schwan." Er hat nun eine kurze Beschreibung des Pfandobjektes der veröffentlichenden Zeitung abzugeben, die er so gefaßt hat:
„Ein Gemälde, 60 mal 70 Zentimeter, im goldenen Rahmen, darstellend eine junge unbekleidete Dame, die von einem wütenden Gänserich angefallen wird."

Der Gesamtauflage (mit Ausnahme der Ostmark) dieser Ausgabe ist ein Prospekt des Leipziger Verein-Barmenia Krankenversicherung a. G. / Lebensversicherung a. G., Leipzig N 22, beigefügt.

W. H. W.

(Wilhelm Schulz)



Kein Nest ist so klein,
keine Gasse so still,
wo nicht jeder dabei sein
und opfern will!

München, 6. November 1938
43. Jahrgang / Nummer 44

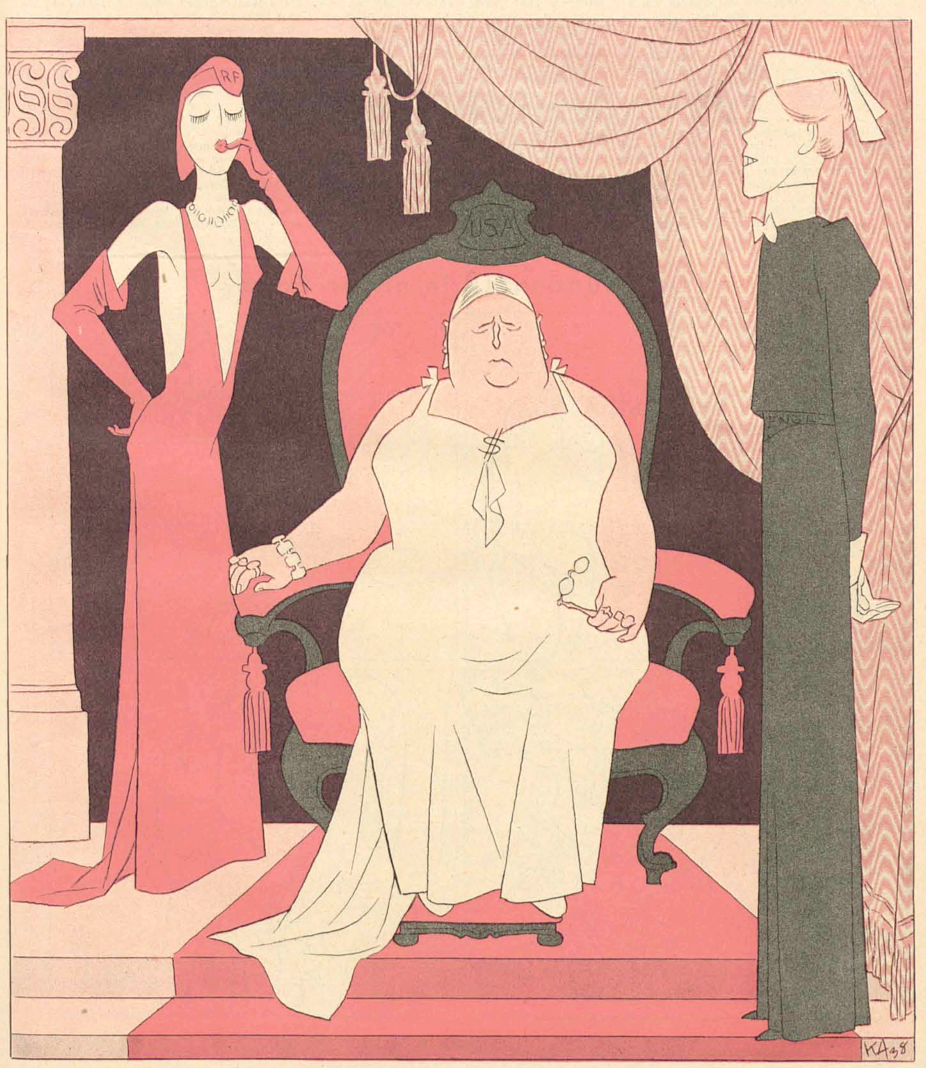
40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die drei großen Demokratien

(Karl Arnold)



„Vielleicht müssen wir uns doch einmal daran gewöhnen, daß andere Staaten ihre Inneneinrichtung nach eigenen Plänen gestalten.“

Uns ist in alten Mären . . .

Von Fritz A. Mende

Wie wir bei den Schriftstellern vergangener Jahrhunderte lesen können, gab es einst eine Zeit, in der nur dreierlei Menschen lebten, nämlich erstens einmal junge und schöne Ehefrauen, zweitens alte Ehemänner und drittens junge Männer. Zu jener Zeit, in der diese Menschen einträchtig lebten, war die Mode noch eine ganz andere als heute. Die jungen Männer und Liebhaber trugen Degen, die schönen Ehefrauen trugen richtige Hüften und waren auch sonst nicht mager, und wenn eine wirklich mager wurde, so hatte sie Liebeskummer und war keineswegs stolz darauf. Bei den alten Ehemännern von damals war es üblich — und dies zeigt wie verschollen jene Zeiten sind — ein Geweih zu tragen, und es ist uns bei den erwähnten Schriftstellern nirgends von einem ungehörnten Ehemann berichtet, so daß wir mit Fug annehmen dürfen, das Geweih sei ein Zeichen des Ehestandes gewesen wie heute der Ring oder die Familienzulage.

Da diese Ehemänner zumeist in Geschäften unterwegs waren, was bei den damaligen Reiseverhältnissen eine zeitraubende und auch gefährliche Angelegenheit war, so daß mancher Mann erst nach Jahren, mancher sogar überhaupt nicht mehr wiederkehrte, hatten die jungen schönen Ehefrauen viel freie und einsame Zeit und weinten häufig, da ihnen die Tränen lieblich zu Gesichte standen, bis schließlich einer der Degen tragenden jungen Männer sich der Verlassenen erbarmte. Die Frauen aber, die, wie wir wissen, die Magerkeit nicht schätzten, vergnügten sich nun nicht etwa aus Sittenlosigkeit, sondern damit der Liebeskummer über den fernen Gatten nicht das weiße Fleisch der Hüften schmelzen lasse.

Kam nun gar die Nachricht, daß der Gemahl in fernen Ländern mit der Kutsche zusammengebrochen, daß er Schiffbruch erlitten habe oder sonst gestorben sei, dann weinte die Frau und Witwe wohl bitterlich, da dies ihr gut zu Gesichte stand, und trug sich lange schwarz, da dies vorteilhaft vom Schwanenweiß ihres Fleisches abstach. Um wieviel mehr aber bedurfte sie in diesem Kummer eines holdgesichtigen Jünglings, wär sie doch sonst bis aufs Skelett abgemagert, was als abscheulicher Makel galt.

Manchmal aber geschah es auch, daß der verreiste Gemahl urplötzlich und unangekündigt vor der Tür seines Hauses erschien, in dem eben sein Weib seufzend dabei war, den heftigen Liebeskummer über den ferne oder tot Geglaubten zu bekämpfen, wobei ihr denn ein Degen tragender junger Mann mitleidig behilflich war.

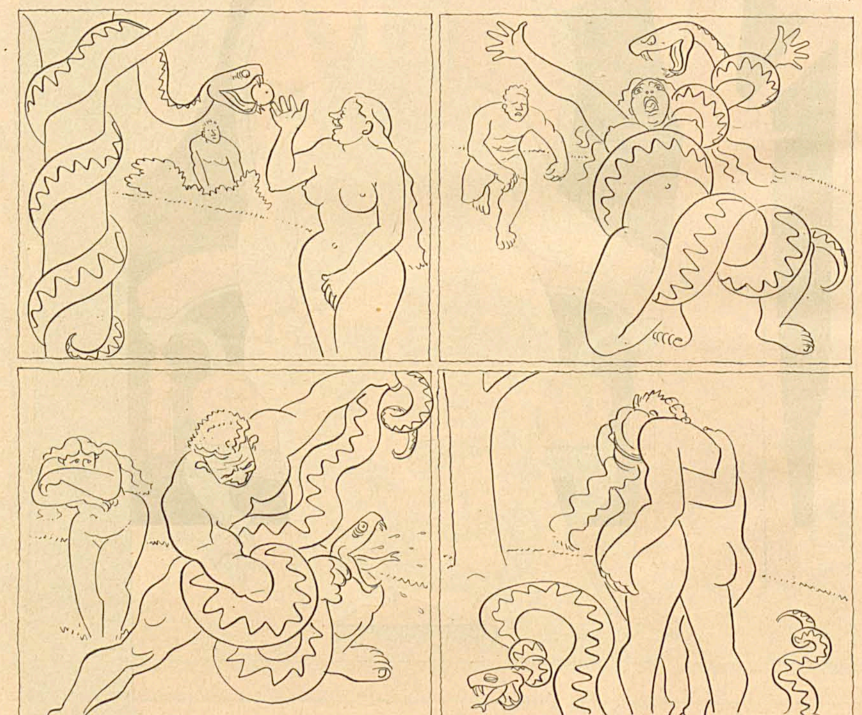
Selten nur gelang es dann dem Tröster, durch des Hauses hintere Pforte zu entweichen. Meist mußte er es sich gefallen lassen, seinen überraschten Leib in eine Truhe, einen Schrank, einen Waschzuber zu pferchen, wo er mitanhören durfte, wie der Gatte die Gattin begrüßte und ihr Schmeichelhaftes darüber sagte, daß sie ihr volles Gewicht und Aussehen so lieblich überwintert habe. Schlief dann der Gemahl arglos ein und ohne daß ein Niesen oder Husten aus Schrank oder Truhe hörbar gewesen, dann entließ wohl die Frau den Tröster aus seinem Gefängnis, nicht ohne ihn an der Haustür noch einmal dankbar umfangen zu haben, worauf sie zärtlich hinging, dem Ehemann das Geweih zu streicheln.

Erzählte aber der Gatte zu lange von den Begebnissen seiner Reise, dann konnte es wohl geschehen, daß ein Husten oder Niesen von der Wand her erklang. Darauf fragte der Gatte freundlich, ob dort jemand wäre und gab sich zufrieden, wenn er keine Antwort bekam, denn er war ja alt, schwach an Kräften und liebte das Gold, doch nicht die Beweise.

Märchenhaft dünkt es uns, derlei Dinge genau und gedruckt zu lesen. Wie plastisch wird doch, was einmal Gegenwart war, und wie haben sich doch die Zeiten und Moden seither gewandelt. Die jungen kräftigen Männer bedürfen des Degens nicht mehr, denn nirgendwo ist Liebeskummer zu bekämpfen. Die jungen schönen Frauen entbehren der fleischigen Hüften und betrachten sie als abscheulichen Makel. Sie leben von Ei und Salat, und zu ihrer Tröstung wurden das Kino und das Großreinemachen erfunden. Die Geweihe der Ehemänner gar sind längst aus der Mode gekommen, der stolze Schmuck ist verkümmert, und nirgends niest oder hustet es aus den solide gefertigten Möbeln. Auch dauern Geschäftsreisen nicht mehr so lange wie einst, und kehrt der Gemahl von einer zurück, dann meldet er's vorher im Brief oder telegraphiert seine baldige Ankunft. Die Schriftsteller aber sind wie damals dabei, von unserer Zeit bis ins kleinste zu künden und schreiben von Heinrich dem Achten, von Nofretete, von Adam und Eva, als hätten sie heute gelebt.

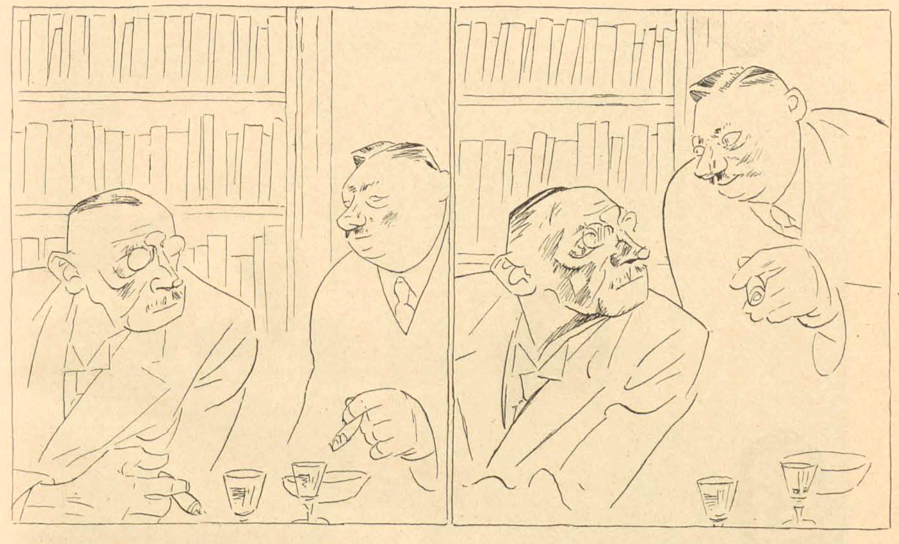
Der Sündenfall in neuer Form

(Fr. Bilek)



Der mißverstandene Akt

(O. Gulbransson)



„Wissen Sie, Herr Fleischmeier, ein schöner Akt ist selten!"

„Er darf nämlich nur nackte Tatsachen aufweisen!"
„Recht haben S', Herr Doktor!"

„Jetzt werde ich Ihnen mal so einen seltenen Akt zeigen!"

„Was? Das sind ja gar keine Aktbilder! Das sind ja Paragraphen!"

In einem anderen Land...

(E. Thöny)



„Wir sollen Falschmeldungen berichtigen. Die Regierung verlangt es! Wie soll man da eine Zeitung machen?"
„Anfänger! Vierzig Zeilen Lüge und vierzig Zeilen Berichtigung machen zusammen täglich achtzig Zeilen!"

Demonstration

(R. Kriesch)



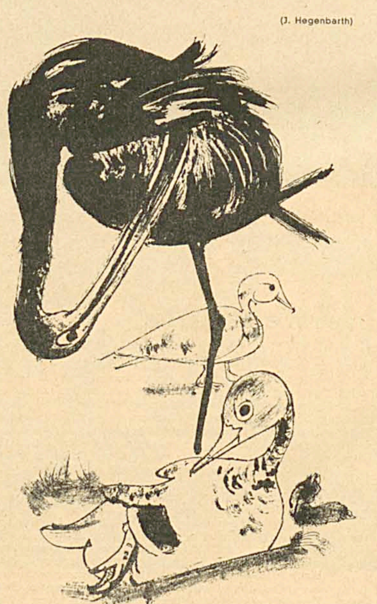
„So, und jetzt klebe ich eine Zwölfermarke statt einer Achter auf den Brief, damit er sieht, wie verrückt mich die Liebe macht!“

Die steinernen Hüte / Von Georg von der Vring

In der Tür der kleinen Station, die mit ihren feuerroten Geranien in der Morgensonne lag, erschien ein etwa fünfzehnjähriger Knabe. Er trat auf mich zu und erbot sich, meine Koffer ins Gasthaus zu besorgen. Er hätte einen Wagen bei sich. Er brachte das Wägelchen, und wir luden die Koffer auf. Es war ein kräftiger Junge mit auffallend buschigen Brauen über hellen und lebhaften Augen. Er rückte seine Schirmmütze und sagte mir, der Transport würde 30 Pfennig kosten. Als ich mich einverstanden erklärte, ergriff er die Deichsel und fuhr los. Vor dem „Lamm" lohnte ich ihn aus. Er bedankte sich höflich, empfahl mir seine Dienste für die Rückreise, nannte seinen Namen: Bernhard Raux, fügte hinzu, daß er jederzeit bereit sei, mich in der Umgebung herumzuführen und rollte mit seinem Wagen davon.
Nachmittags unternahm ich einen Rundgang durch den Ort. Es war ein hübscher Flecken mit einer weißen Kirche und schmalen Gassen. Der Tag war schön. An allen Wegen wühlten die Bienen in den Blütenstauden. Die Bäume besaßen noch ihr grünes Laub. In der windlosen Luft kreisten ein paar Raubvögel und wehten unter dem seidigblauen Himmel über das Tal fort.
Das Dorf war menschenleer, alles schien auf den Feldern zu sein. Als ich eine der langen Gassen hinunterschlenderte, tauchte an ihrem Ende ein Stück einer Umfassungsmauer auf. Auf dieser Mauer stand ein heller Zylinderhut. Ein Hut auf einer Mauer? Ich ging darauf zu, und es war, als ich dann die Mauer erreichte, wirklich ein Zylinderhut, ein Hut aus Stein, der gewiß dem Wanderer verkünden sollte: Hier ist eine Hutfabrik. (Mir fiel ein, daß in dem Brief der Wirtin von einer angesehenen Hutfabrik die Rede gewesen war.) Der steinerne Hut stammte seiner Form nach aus dem vorigen Jahrhundert. Die aufgebogene Krempe bedeckte ein Flausch aus grünem Moos. Und als ich nun die Mauer nach links und rechts entlang schaute, stellte sich heraus, daß sie mit vielfältig geformten Steinhüten belegt war; jeden Pfeiler krönte ein Hut; und es gab nicht nur die verschiedensten Kopfbedeckungen der Männer, auch zierliche Kapotthüte von Frauen waren in Stein nachgebildet und unterbrachen die Reihe dergestalt, daß in der langen Kette von rechts nach links immer ein Herrenhut einem Damenhut folgte. Auf all die Hüte hatte sich der Staub der Jahre und Jahrzehnte niedergelassen und angesammelt, und so wuchs an ihnen da und dort Gras und so manche andere Pflanze. Ich sah von einer Jägerkappe einen Zweig Gundermann wie einen Blumenstrauß niederhängen, in der Einbeulung eines Damenhutes nistete die Brennessel, und von dem flachen Rande eines Künstlerhutes zielte ein reifer Roggenhalm in die Fliederbüsche, welche die Mauer überragten, empor. Moos und graue Flechte gab es an jedem dieser Hüte. Das Ganze wirkte wie eine phantastische Galerie und deutete

nicht gerade auf einen flotten Geschäftsgang der Fabrik hin.
Meine Neugierde war erwacht. Ich folgte der Mauer nach rechts an all den Pfeilern und Hüten hin. Alsbald zeigte sich ein Gittertor. Daneben stand eine Bank, auf der ein Greis in der Sonne saß. Er trug einen tadellos gepflegten schwarzen Filzhut und einen dunklen Anzug. In den Händen hielt er einen Rohrstock mit einem goldenen Knauf. Nun er dén Blick zu mir erhob, sah ich in ein Paar helle und lebhafte Augen, die unter auffallend dichten, weißen Brauen in die Welt spähten und die mich sogleich an die Augen jenes anstelligen Burschen erinnerten, der mir das Gepäck zum „Lamm" gefahren hatte.
Ich grüßte den alten Herrn. Wir kamen ins Gespräch. Plötzlich sagte er:
„Sie schauten sich die Hüte auf der Mauer an, mein Herr. Nun, mit der Fabrik ist es aus, sie liegt seit acht Jahren still. Das ist gewiß schade, nicht wahr; es handelt sich um eine angesehene Fabrik, mein Vorfahr gründete sie im Jahre 1763. Es waren lauter tüchtige Männer, die hier gewirkt haben. Wie viele und wie verschiedene Hutmoden hat dies Haus gesehen! All diese Männer besaßen einen ausgesprochenen Sinn für das Schöne, ja, für die Kunst; die Hüte auf der Mauer mögen es Ihnen bereits verraten haben. Trotzdem waren sie alle vortreffliche Geldverdiener, diese Hutfabrikanten, und bedachten das Ihre und gedachten der Söhne und gaben ihnen das Erbe weiter. Alle, außer mir! Still, da ist Bernhard, mein jüngster Enkel."
Bernhard — es war derselbe Bernhard Raux mit der Schirmmütze, dessen Bekanntschaft ich heute früh gemacht hatte; die Ähnlichkeit mit dem Großvater war überraschend — Bernhard also kam durchs Tor gegangen und fragte mich höflich, ob ich das Gelände der Fabrik zu besichtigen wünsche. Ich wandte mich an den Greis. Der gab mir ein ermunterndes Zeichen; mir fiel auf, daß seine Augen strahlten. Er sagte zu dem Jungen: „Versuche auch, das Atelier zu zeigen", und lächelte in vollem Spott.
Der Enkel nickte. „Es wird fünfzig Pfennig kosten", erklärte er mir.
Ich war einverstanden und betrat hinter Bernhard den Garten, der dem stattlichen Wohnhause vorgelagert war. Mein Führer sprach kein Wort. Mir war aber, als folgte uns die Stimme des geschwätzigen Alten nach, und ich hörte ihn folgendermaßen weitersprechen:
„Wie das mit der Fabrik gekommen ist, mein Herr? Nun, einmal lag es zweifellos an der Zeit. Tragen die Leute noch Hüte? Mit den Wandervögeln hat es angefangen, sie gingen barhaupt. Ich meine, daß die Folge ein rascher Haarausfall sein muß; den Ausfall, den die neue, noch nie dagewesene Mode bei mir in meinem Betrieb bewirkte, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Sodann: mein einziger Sohn! Geben Sie acht, Sie werden ihn sogleich erblicken!"
So wisperte die Stimme des Großvaters Raux hinter mir drein, als Bernhard mir durch den Garten voranging. Hier blühten Hortensien in Kübeln und gewaltige Fuchsienstauden, und der Weg führte dann auf ein recht verfallenes Gebäude hin, dessen Tür offen stand. Der Junge blieb neben der Tür stehen und machte eine Bewegung, ich möchte nur vorangehen. Ich erblickte ein Künstleratelier. An den Wänden lehnten größere und kleinere Keilrahmen, und auf einem Tisch standen Flaschen und lagen Farbtuben. Vor einer Staffelei war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, im weißen Kittel, eifrig damit beschäftigt, eine Leinwand zuzudecken. Er besaß einen blonden Vollbart, aber sein Haupt war kahl. Kaum hatte ich die Schwelle des Raumes betreten, so wandte sich der Künstler nach mir um; auf sein Gesicht trat ein zorniger Ausdruck, und er hob die Hand, die den Pinsel hielt, und winkte ungeduldig ab, ich sollte mich gefälligst entfernen, und zwar ungesäumt. Ich ging fort. Bernhard schien diesen Ausgang erwartet zu haben, er blieb schweigsam. Aber schon nach wenigen Schritten glaubte ich wiederum den Alten berichten zu hören; er sagte: „So ist das, mein Herr. Mein Sohn läßt sich ungern stören. Er ist ein Künstler geworden und zwar, wie man mir sagt und wie ich selber sehe, ein guter Künstler. Er steigt aufwärts, er wächst von Jahr zu Jahr. Auch seine Frau ist eine begabte Malerin. Sie verkaufen allerdings keine Bilder, aber sie pflanzen mir die schönsten Blumen in den Garten. Und wovon leben diese Leute? Von ein paar Feigen, von ein paar Nüssen, von Milch, Luft und Licht. Sie haben beinah keine Bedürfnisse. Das ist erstaunlich, mein Herr. Auch ich habe mir abgewöhnt, Bedürfnisse zu haben. Nun, ich bin alt. Bedürfnisse — geben Sie acht — die sind nötig für den Menschen, wenn er vorankommen will. Wer das Geld verachtet, den wird das Geld seinerseits verachten und meiden. Diese Menschen werden somit arm bleiben. Sie sind glücklich, obwohl sie arm sind. Aber es ist nicht gut. Der Mensch soll auch im Irdischen weiterstreben. Solche Leute wie mein Sohn und meine Schwiegertochter leben in den Tag hinein. Sie scheinen vergessen zu haben, daß sie Glieder einer Kette sind; jedenfalls benehmen sie sich so, als ob sie das letzte Glied wären. Das aber ist falsch."
Soweit der Alte. Bernhard führte mich am Wohnhause entlang. Ich fragte ihn, ob er Geschwister hätte. — Ja, er besäße noch den zwanzigjährigen Bruder Heinz. — Was der Heinz geworden wäre, erkundigte ich mich. — Segelflieger.
Und die Stimme des Großvaters sprach sich auch über den Enkel und Segelflieger aus und wisperte:
„Der Heinz? Er ist ein überaus tüchtiger Junge. Er steigt in die Lüfte und kreist stundenlang hoch über den Rhönbergen; ich muß ihn bewundern. Aber ist es für die Fabrik von Vorteil, was er macht? Dieser Junge hat nie in seinem Leben einen Hut getragen. Er haßt Hüte; er hat es mir selbst gesagt. Ich sorge mich um sein schönes blondes Haar, das er hoch am Himmel und wo auch immer der Sonne und jeder Witterung darbietet. Er treibt es in allem noch ärger als sein Vater. Bedürfnisse kennt dieser Bursche nicht. Wo er sich die paar Mark verdient, die er braucht, ist mir unerfindlich. Auch er verachtet das Geld aus tiefstem Herzen. Er überschwebt die Dinge der Erde, als wäre er ohne Gewicht. Oft denke ich mir: die Menschen dieser Zeit sind so leicht wie die von ihnen verachteten Hüte. Die steinernen Hüte da oben auf der Mauer wiegen schwerer als sie. Wenn sich aber eines Tages ein Sturm erheben wird, was dann? Er wird sie fortblasen in alle Winde. Ich bin über siebzig, ich entschwebe ohnehin bald. Einen von der Familie Raux aber wird es nicht fortblasen, ich danke Gott dafür. Sie, mein Herr, werden erraten haben, wen ich meine."
Bernhard zeigte mir sodann das Fabrikgelände. An der Gartenseite befand sich ein prächtiger und geräumiger Hühnerstall mit umgittertem Auslauf, wo viele Dutzend weiße Hühner im Sand lagen. Sodann durfte ich mir drinnen im Gebäude zwei ziemlich moderne Maschinen betrachten. Sie waren so gut gepflegt, als wären sie noch in Tätigkeit. Wohin ich auch blickte, nirgends war hier eine Spur von Verfall zu entdecken. Und auch jetzt erhob sich das Geflüster des Großvaters, und seine Stimme klang freudig, nun er der Zukunft gedachte.
„Wir haben den Bernhard, Sie sehen es! Er ist der Beweis, daß die Familie Raux nicht untergehen soll, und daß diese Fabrik leben wird. Er hat uns schon im frühen Alter bewiesen, daß er, wie man sagt, mit beiden Beinen auf der Erde steht. Mit Stahlfedern fing es an, mit Tausch und kleinen Besorgungen. Dieser Kleine hielt seine Pfennige zusammen. Als Neunjähriger sagte er einmal zu mir: Großvater, ich glaube, wenn ich erwachsen bin, dann muß ich ‚denen' immer Geld geben. Er meinte seine Eltern und den Bruder. Und er fügte hinzu: Aber zuerst kommt die Fabrik! — Später sammelte und tauschte er Briefmarken. Das Geld für die Briefmarkensammlung bildete den Grundstock der Hühnerfarm. Die Farm wuchs und trug alsbald ein Fahrrad für Botendienste, ein Wägelchen für kleine Transporte. Die Farm begründete auch sein Bankkonto. Keiner in dieser windig gewordenen Familie besitzt ein Bankkonto, außer Bernhard. Er, und ein wenig ich, wir bringen das Geld auf, um einen Monteur zu bezahlen, der kommt und die Maschinen pflegt. Bernhard schaut zu und geht ihm zur Hand; bald wird er keine Hilfe mehr brauchen. Alsdann sehen wir weiter. Ist das Konto auf eine gewisse Höhe gelangt, so wird Bernhard als Lehrling in ein modernes Werk eintreten und dort lernen, was er braucht. Es werden noch ein paar schwere Jahre kommen, mein Herr, und der Anfang wird bescheiden sein müssen. Aber gelingen wird es; schauen Sie sich ihn an, den Bernhard!"
Ich nickte überzeugt. So würde es werden. Schwere Jahre würden kommen, aber am Erfolg war nicht zu zweifeln.
Bernhard wandte sich mir zu und rückte an seiner Schirmmütze. Er wollte wohl andeuten, daß ich jetzt alles gesehen hätte, was es hier zu zeigen gab. Er konnte nicht ahnen, daß er selber es gewesen war, der mich hier interessiert hatte, der mutige Junge, bei seinen steinernen Hüten auf der Mauer.
Er begleitete mich wortlos zum Tor zurück. Den Großvater sah ich nicht mehr. Ich war so froh erregt über mein Erlebnis, daß ich Bernhard eine blanke Mark in die Hand legte. Er griff in die Tasche und wollte mir herausgeben. Als ich abwinkte, sah er mir grübelnd in die Augen. Plötzlich ging ein mißbilligender Zug über sein Gesicht, so als ob er dächte: Auch dieser Mann wird es auf der Welt zu nichts Rechtem bringen!

(J. Hegenbarth)



DER GEDANKE

Gabriele bekommt ein Kind. Da Gabriele noch nicht verheiratet ist, betrachtet es Gabrieles Mutter nicht als das größte Glück ihres Lebens. Händeringend nimmt sie Gabriele ins Gebet.
„Aber Kind, ist dir denn nicht der Gedanke gekommen, daß du eine große Sünde begehst?"
Gabriele nickte: „Ja, Mama — aber nur im Unterbewußtsein."



MÄNNER! wir haben einen WEITEREN GROSSEN SCHRITT VORWÄRTS gemacht in der Technik der Rasiercreme-Herstellung

ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hauttalgdrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER GRUPPE A also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreif machen kann. Für sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen – das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigten es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt" und legt sich als feine Gleitschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.



MÄNNER DER GRUPPE B dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schont und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

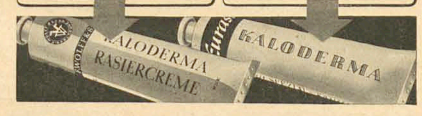
Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B: Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme,



die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtscreme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

FÜR FETTIGE HAUT	FÜR TROCKENE HAUT
KALODERMA RASIERCREME	KALODERMA EURASIT
TUBEN RM -.45 U. 1.-	TUBEN RM -.45 U. 1.-



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche von beiden für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

F·WOLFF & SOHN·KARLSRUHE

GUTSCHEIN



Senden Sie mir gratis eine Probe-Packung, enthaltend je eine Probe-Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und ausführlichen Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 12 Pf. für Versandspesen lege ich in Briefmarken bei.

NAME: ____________________

ANSCHRIFT: ____________________

Bitte ausschneiden und einsenden an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 6/15
Dieser Gutschein behält Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1939.

Der unverwüstliche Träumer Antonio

Von Hellmut Conrad

Ich nahm meinen Hut vom Ständer, sagte ahoi und ging eilends die paar Schritte zu meinem Freund Antonio in die Bernhardinergasse hinauf. Als ich hinkam, waren die anderen schon da. Sie lagen auf Fellen und Teppichen um den Kamin und Antonio drehte langsam und mit viel Liebe das Ferkel am Spieß. Sie hatten mich nicht kommen hören, denn sie starrten mit vorwärts gebeugten Oberkörpern in die Flammen. Mein „Servus Freunde" fing ich deshalb im Munde auf und dachte statt dessen gleich: „Aha", und darauf dachte ich: „Antonio der Träumer erzählt sicher wieder eines seiner Traumerlebnisse." Auf leiser Sohle schlich ich mich wißbegierig hin zu der Gruppe, rutschte ein Antilopenfell zurecht und lagerte mich.

Antonio ist ein rühriger Träumer, der die nicht alltägliche Fähigkeit besitzt, vermittels kleiner Amateurtricks Handlung und Charakter seiner Schlaferlebnisse nicht unwesentlich zu beeinflussen. Legt er z. B. vorm Einschlafen seinen Arm auf die Brust, dann wettet er tausend gegen eins, daß er von Mord und Totschlag oder ähnlichem träumt. Schläft er auf der linken Seite ein, kommt immer etwas mehr Lyrisches dabei heraus, irgend so Zeug, wo Elfen in zarten Gewändern Volkstänze aufführen. Auf der rechten Seite aber wird es in der Regel etwas ganz Alltägliches: Daß er mit der Portokasse durchgegangen ist oder seinen Onkel aus Australien beerbt hat, allgemeine Sachen eben. Schläft Antonio auf dem Bauch, was ich oft an ihm beobachtet habe, dann handeln seine vagen Geschehnisse unweigerlich von der Liebe und von nichts anderem.

Heute, das wurde mir sofort klar, mußte es aber etwas ganz Außergewöhnliches sein. Sicher hatte er eine neue Schlafstellung ausprobiert. Die Stille im Raum, die durch das Knacken des Feuers oder durch das Zischen eines Fettropfens hin und wieder unterbrochen wurde, bestätigte dies.

Antonio war schon mitten in seiner Geschichte drin: „‚...am dritten Tag legte sich der Wind, bald war nichts mehr übrig von ihm. Die Segel hingen schlaff in den Rahen, unser Kahn stand im Wasser wie eine Boje. Käpten fluchte und die Mannschaft räkelte sich faul in der Sonne. Einige lehnten sich über die Reeling und spuckten in den Ozean und verfolgten mit sturen Blicken, wie die Spucke in dem ölglatten Teich Kreise zog und die Fische danach schnappten. Die Flaute dauerte 10 Tage. Dann endlich kam eine Brise auf. Wir machten wieder Fahrt und die Stimmung an Bord besserte sich.

Eines Vormittags saß ich mit Chiang-Fu neben der Kombüse und schälte Kartoffeln mit meinem neuen Patentkartoffelschäler. Bei der 28. Kartoffel meinte Chiang-Fu plötzlich: ‚Wicht, warum hast du von meinem Rum genascht, dein Atem stinkt nach Rum, Elender.'

‚Du irrst, schwarzhariger Satan, du irrst, nicht mein Atem ist es, dein Atem stinkt, und zwar nach Zwiebeln und Fäulnis, komm mir nicht zu nahe, du Teufel. Doch wie kommst du auf Rum?' Das waren wohl meine Worte.

Chiang-Fu steckte seine Nase in die Luft, der Rumgeruch schien stärker zu werden, auch ich merkte es jetzt, ja, ganz deutlich roch es nach Rum. In diesem Moment sahen wir auch, wie der Himmel sich verfinsterte, schwarze Wolken türmten sich und aus war es mit dem schönen Wetter. Das konnte ein Sturm werden. Der Fuselgestank wurde immer intensiver. ‚Wie in einer Schnapsbrennerei', meinte Holiday, dem die Sache auch nicht recht geheuer vorkam und spuckte braun und reichlich über die Reeling. Käpten brüllte uns Befehle zu, wir refften die Segel und taten unsere Griffe. Der schmierige Koch konnte grad noch seine Kartoffeln in Sicherheit bringen, als es losging. Und was war das für ein Sturm, Freunde! Ich habe nun schon so manchen Orkan geträumt, aber dieser hier stellte alles in den Schatten. Unser Waschtrog torkelte auf den Wellen wie betrunken und recht bald sollten auch wir taumeln, doch ich will der Reihe nach erzählen, Geduld, Freunde, Geduld. Laß das Feuer nicht ausgehen, Stefan, ich habe einen Bärenhunger nach dem Schwein."

„Fahre fort, Antonio, fahre fort." „Nun denn: Ich erwähnte den Rumduft. Nach dem ersten Tropfen merkte es einer und es sprach sich bald herum: es regnete Rum. Guten 40%-Jamaikarum, versteht sich, nicht etwa Verschnitt, o nein. Wir ließen uns da nicht täuschen, besonders Holiday nicht, ach ihr hättet dabei sein sollen, ich sehe ihn immer noch vor mir. Als es dann richtig anfing wie aus Eimern zu gießen, vergaßen wir den Sturm ganz. Wir legten uns auf den Rücken, die ganze Mannschaft. Ha ha, lachen muß ich, wenn ich daran denke, wir sperrten die Mäuler auf und schlürften und tranken, eine Orgie war es.

Ich war schon schön voll, als mir ein undeutlicher Gedanke versuchte zuzuflüstern, mich aufzuraffen und das Steuerrad festzubinden. Ich torkelte auf wankendem Boden und mit weichen Knien nach vorn, fiel aber über ein dickes Tau und blieb endgültig liegen. Ein starker Strahl Rum, der sich von einem Kajütendach aus direkt in meinen Mund ergoß, gab mir den Rest. Ich leckte und schlürfte, bis ich überlief. Wohl merkte ich verschwommen, wie der Kickelhahn betrunken, gackernd und flügelschlagend über mein Gesicht hinwegstieg, aber das waren nur undeutliche Eindrücke. Bald schlief ich ein und hatte einen Traum.

Mir träumte von einem Tauwetter am Nordpol. Gestern noch grimmige Kälte und heute schönster Sonnenschein, die Eisberge schmolzen nur so. Nackte, braungebrannte Eskimokinder gingen zum Baden und mein Expeditionsleiter entledigte sich gerade seiner stilechten Fellbekleidung und schlüpfte in ein frischgewaschenes hellblaues Polohemd. Ich selbst schwitzte wie ein Polarhund und machte mich daran, mit meinem Löffel von in der Auflösung begriffenen Vanilleeisschollen zu kosten. Das verschaffte mir einige Kühlung. So erfrischt, erspähte ich ein Plätzchen, wo der Schnee schon ganz weggetaut war und streckte mich an einer Stelle nieder, die hierzu nicht ungeeignet war. Das junge Gras sproß, weil eben nur junges Gras sprießen kann. Richtig hoch war es schon, ich lag schön weich im Nordpolgras, die Arme unterm Kopf verschränkt. Da kamen auch die ersten Blumen hervor, Arktisglöckchen mittleren Formats, liebe, zarte Blüten. Ich freute mich ihrer Reinheit und Frische und zupfte eine solche Glocke aus der duftenden Humuserde. Mit dem Stiel im Munde dachte ich über Verschiedenes nach, woran ich mich nicht mehr genau erinnere. Ja, und dann schlief ich ein.

Nun, ihr wißt doch, Brüder, Schlaf und Traum ist eines bei mir, darum zögerte ich nicht lange, sondern träumte sogleich — na was wohl?: Von der Regenwurmplage, von keiner geringeren Plage als von der Regenwurmplage.

Schwere Wolkenbrüche mußten in der letzten Zeit niedergegangen sein, jedenfalls herrschte in dem Land, in dem ich weilte, ein regelrechtes Überangebot an Regenwürmern. Wo man hintrat, überall diese runden, fetten Würmer. Mit unbenagelten Schuhen konnte man längst nicht mehr das Weichbild der Stadt verlassen. Ich trug zuerst meine Bergsteigerstiefel. Damit fand ich leidlichen Halt, wenn ich nicht gerade in einen Haufen Regenwürmer hineintrat. Die Regenwürmer bildeten gern Haufen. Als ich aber einmal bös ausrutschte und längelang in eine vielköpfige Regenwurmfamilie fiel, wurde ich klug. Von da ab trug ich auf allen meinen Wegen nur noch Spikes. Doch das mußte ich auch, denn die Plage wurde immer schlimmer, in die Stadt drangen sie jetzt vor, die häßlichen Regentiere. Die Ernte hatten sie vernichtet und nun gelüstete es sie nach neuer Nahrung, am Asphalt wollten sie jetzt ihre scharfen Zähne versuchen. Mochte ihnen dieser auch noch so bekömmlich sein, mit den Verkehrsregeln standen sie nachgerade auf Kriegsfuß. Gar viele starben den Verkehrstod. Gegen diesen war kein Kraut gewachsen für sie auf den Straßen, millionenweis kamen sie unter die Räder.

Aber auch in die Häuser drangen sie vor. Meine Wohnung hatte ich dreimal vergeblich ausgeräuchert, immer kamen sie wieder. Da gab ich es auf und gewöhnte mich an sie. Ich ließ sie fortan an meinen Mahlzeiten teilnehmen und sie waren keine Kostverächter. Nur etwas undiszipliniert konnten sie sein bei Tisch, es dauerte lange, bis ich sie soweit hatte, daß sie wenigstens die Tischordnung einhielten, das Schmatzen beim Essen hatte ich ihnen längst verziehen, sie krochen gar zu gern durcheinander und waren oft ungezogen, wie es nur Regenwürmer sein können. Ich hatte meine liebe Last mit ihnen. Doch Leid bringt auch Freud, für zwei von ihnen hatte ich eine kleine Schwäche, es fiel mir schwer, sie nicht vor den anderen zu bevorzugen. Trotzdem tat ich es, wir sind ja alle nur Menschen. Wenn sie nachts in mein Bett kamen, müde wie sie waren, fand ich meine Lieblinge gleich heraus, sie hatten ja ihre bestimmten Ruheplätze. Der eine kroch mir hinters linke Ohr, während der andere in meiner Achselhöhle schlief. Sie waren meine Günstlinge. Schön sahen sie aus, wenn sie schliefen, die beiden; zusammengerollt, mit einem friedlichen Zug auf ihren Gesichtchen, sie hingen sehr an mir. Als der unter der Achselhöhle eines Tages plötzlich verstarb, gebot ich den übrigen Regenwürmern und mir eine volle Schweigeminute, es war ein trüber Tag für uns."

Hier schwieg Antonio eine Sekunde und drückte den Daumen und Zeigefinger zwischen die Augenwinkel, es ging ihm nahe.

„Zum Teufel mit den Gefühlen", knirschte er und gab sich einen Ruck: „Einmal mußte wohl der hinterm Ohr einen unruhigen Schlaf gehabt haben, vielleicht sogar einen bösen Traum, wer kann das wissen, jedenfalls verhinderte er durch sein Gekrabbel, daß ich einschlafen und wieder träumen konnte. Mehr noch, nicht nur nicht einschlafen konnte ich, ich erwachte sogar aus Versehen nach und nach aus meinen sämtlichen Träumen. Nun, da waren die Träume aus. Es war für mich anfangs nicht einfach, mich zurechtzufinden, nur mit Konzentration gelang es mir. Ich mußte ordnen und sortieren, dieser Traum gehört hierher, dieser dorthin. Darauf erhob ich mich von meinem zerwühlten Lager, entnahm meinem Nachtkästel mein Traumdiarium und trug, wie ich es stets tue, im Telegrammstil mein soeben Geträumtes sofort ein, da habt ihr's."

„Bravo, Antonio, bravo, das war dein Meistertraum", riefen wir alle wie aus einem Munde.

Aber dann reichte ich Antonio mein langes Messer, damit er Stücke vom Ferkel herunterschneiden konnte, wir hatten ja solch einen Hunger.

Sprüche

Von Ratatöskr

Es steckt fast allemal
ein Kern im Ideal.
Mitunter ist's auch hohl;
dann nennt man es Idol.

★

Beim Dreschen gibt es Korn und Spelzen.
Und immer geht es, wie man's treibt.
Kommt einer anspaziert auf Stelzen,
drisch ihn und siehe, was dann bleibt.

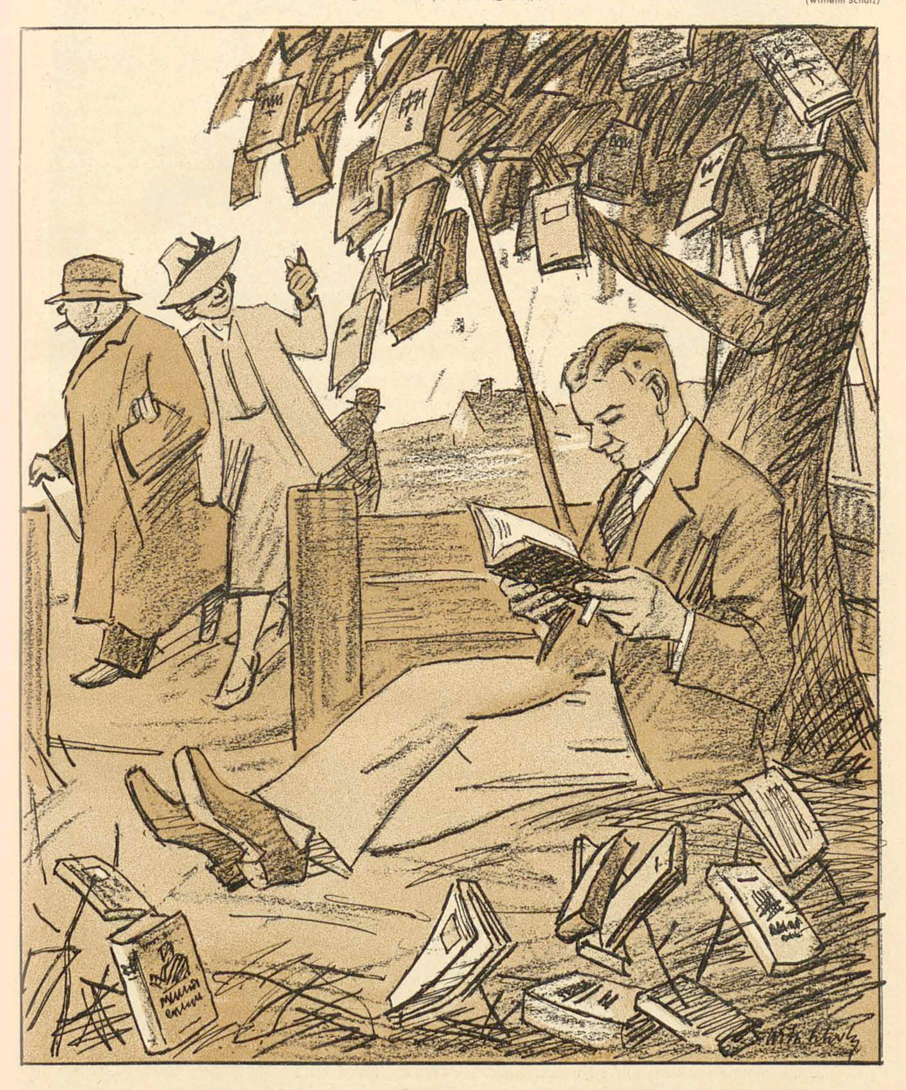
★

Du meinst wohl gar, du frommer Mann,
daß man auch Gott beschummeln kann
durch Huldigung und Schmeichelei'n?
O Freund, dies dürfte irrig sein.
Der schlaue Sünder deklamiert.
Der weise Richter reklamiert.

Das Bücherparadies

Zur Woche des Buches

(Wilhelm Schulz)



Streich' nicht draußen hin am Hag,
tritt in meinen Garten:
hier ist ewig Feiertag,
und die Früchte warten.

Der Mode angepaßt!

(Erich Schilling)



„Um's Himmels willen, wie siehst du aus?“ — „Wieso, gehst du als Oma, geh' ich als Opa!“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Großtante Anna und ihr Mann sind zu Besuch gekommen und haben die Absicht, sich ein paar Tage bei Peters und Lottis Eltern aufzuhalten. Peter und Lotti müssen also noch artiger sein als sonst, denn Tante Anna kann „undisziplinierte" Kinder auf den Tod nicht leiden. Am ersten Abend werden Peter und Lotti zum Gutenachtsagen hereingeführt. „Vergeßt nicht", hat Mutti ihnen schnell noch draußen zugewispert, „der Tante und dem Onkel angenehme Ruhe zu wünschen!" Doch unter Tante Annas hochgezogenen Augenbrauen friert selbst der beste Vorsatz ein... die Kinder stammeln nur verschüchtert „Gute Nacht". „Nun, und? Was sagt man noch??" examiniert die Tante unzufrieden. Die gute Mutter will soufflieren, Großtante Anna aber hebt die Hand: „Nein, nein, das müssen wohlerzogene Kinder selber wissen, was sie zu sagen haben... also bitte?!" Nach einem Blick in Onkel Hermanns freundlichblaue Zwinkeraugen fällt es dem kleinen Peter wieder ein: kaum hörbar, aber immerhin noch zu vernehmen, haucht er sein eingelerntes „Angenehme Ruhe!" Die Tante ist des eigenen Lobes voll, und alles lacht befreit.

Befeuert von dem Strählchen ihrer Gunst fügt Peterlein dem einstudierten Wunsch die oft gehörte mütterliche Mahnung bei: „... und nicht mehr zueinander in das Bett gekrabbelt!"

Zwei Ballettschülerinnen warten auf den Zug. Inge zeigt ihrer Freundin die neuesten Schritte eines Tanzes. Sie hüpft von einem Fuß auf den



(O. Nückel)

anderen, biegt ihren geschmeidigen jungen Körper nach vorn, nach hinten, nach links, nach rechts. Da nähert sich ihr eine alte Dame, legt ihre Hand bedeutsam auf Inges Arm und flüstert: „Kommen Sie man mit, Fräuleinchen, ich zeige Ihnen, wo's ist."

*

„Nun, Herr Lehmann, wie ich höre, hat sich Ihre älteste Tochter verheiratet. Halten Sie denn das für richtig?" „Warum denn nicht?"
„Weil man doch eigentlich die jüngsten Kinder zuerst zu Bett bringt."

Herr Frosch, Kolonialwaren, wird jährlich zweimal von Herrn Lehmann, Reisenden der Lebensmittelfabrik en gros Lange & Co. besucht, um von ihm Aufträge entgegenzunehmen. Eines Tages jedoch kommt der Inhaber Lange selbst.
„Nanu", sagt Frosch, „der Herr Chef höchstselbst? Wo ist denn Ihr Herr Lehmann? Haben Sie den etwa entlassen?"
„I, keine Idee", sagt Lange, „denken Sie mal an, seine Frau hat vorgestern Drillinge bekommen."
„Das ist recht", sagt Frosch, „das gönn ich ihm von Herzen, mir hat der Kerl auch immer mehr geschickt, als ich bestellt habe."

Eine amerikanische Filmgesellschaft drehte Schillers „Räuber". Der Darsteller des Karl Moor, ein bekannter Filmschauspieler, bekam am sechsten Aufnahmetag einen Brief des Aufnahmeleiters: „Wir bitten Sie, die Rolle des Karl Moor niederzulegen, da wir uns entschlossen haben, diese Figur durch eine Tänzerin darstellen zu lassen. Wir hoffen auf diese Weise, den Film ein wenig abwechslungsreicher und lustiger gestalten zu können."

Der dreizehnjährige Kurt ging mit dem Vater spazieren. Der Vater stolperte.
„Siehste", sagt Kurt, „wat mußte ooch immer de kleinen Mächens nach de Beene kieken!"

Guter Rat

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn ich wüßte, daß mir mein Freund untreu ist, wäre ich's ihm auch."
„Im Zweifelsfall nimmt man am besten das Schlimmere an!"

München, 13. November 1938
43. Jahrgang / Nummer 45

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Frühe Eifersucht

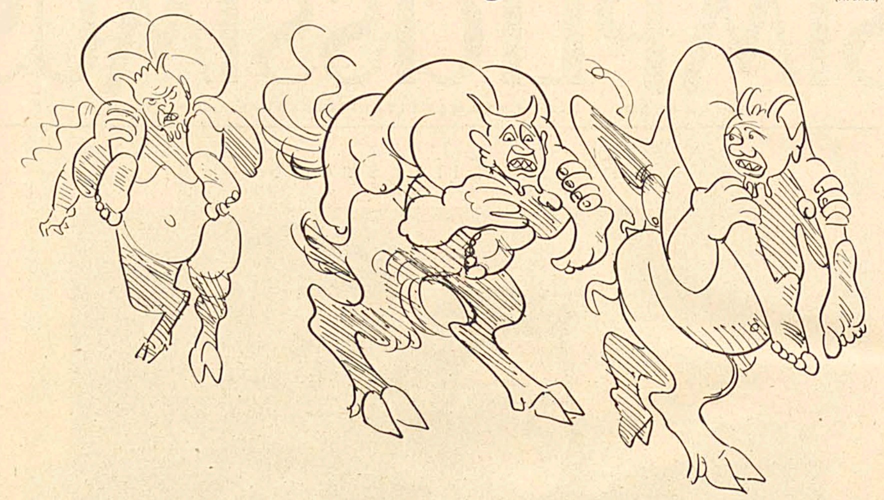
(K. Heiligenstaedt)



„Und, nicht wahr, Rudi, wenn du einmal eine andere lieb hast, mußt du sie ‚Schnucki' heißen — das finde ich unausstehlich!"

Vom Teufel geholt...

(Fr. Bilek)



DIE HÖSCHEN

Von J. Buck

Hyppolita, ein unverehelichtes Fräulein, dem die Sorgen der Jugend schon seit langem keine Kopfschmerzen mehr verursachen, besitzt neben ihrem Haus einen Garten, der an der Hauptstraße der Stadt gelegen ist.

Der Garten wird schon seit Jahren in der Hauptsache zum Wäschetrocknen und -bleichen benützt. So auch diesmal wieder. Außer den Tisch-, Lein- und Taschentüchern, den Strümpfen, den Hemden und der sonstigen Leibwäsche, die etwas mehr vom Zaun weg in der Mitte des Gartens aufgehängt war, befand sich aber — und zwar in ganz auffallender Weise — in dem genannten Eck, nahe dem Gartenzaun, ein Höschen, ein wunderhübsches seidenes, rosarotes Höschen. Das fiel natürlich auf, mußte ja auffallen. Und es wurden Witze darüber gerissen. Das war nun noch nicht schlimm; denn die ganze Sache wäre am nächsten Tag vergessen gewesen, wenn — ja wenn das nette Höschen mit der übrigen Wäsche verschwunden gewesen wäre. Aber nein, es hing noch an der gleichen Stelle oder richtiger gesagt: es hing jetzt ein ebenso reizendes hellgrünes Höschen an seinem Platz. Am übernächsten Tag wedelte ein blaues dort und am folgenden ein beigefarbenes. Jeweils ganz allein (denn die übrige Wäsche war längst eingeholt) hing das Höschen im Eck des Gartens und leuchtete lustig hellgrün, blau und beige auf die Hauptstraße hinaus. Nun bemächtigte sich aber nicht nur der Witz des Städtchens dieser mehr als merkwürdigen Sache, sondern auch das moralische Empfinden. Was das in einer kleinen Stadt heißt, braucht nicht eigens betont zu werden. Es fielen Bemerkungen über Unmoral, Unsittlichkeit und Schamlosigkeit und zwar fielen die Bemerkungen so laut und zahlreich, daß sie allmählich auch dem Fräulein Hyppolita, das, zusammen mit einer auch nicht mehr jungen Haushälterin, sehr zurückgezogen lebte, selbst zu Ohren kam.

Einen Tag später erschien in der Zeitung folgende Erklärung: „Um allen üblen Nachreden von vorneherein zu begegnen, stelle ich fest, daß das Wäschestück (seidene Hose) am Rande meines Gartengrundstücks weder meinem noch meiner Haushälterin Wäschebestand angehört. Ich fordere die Eigentümerin desselben hiermit auf, es spätestens innerhalb drei Tagen abzuholen, da ich sonst selbst gezwungen wäre, es zu entfernen. Hyppolita Mayer."

Die Stadt verfolgte daraufhin mit verstärkter Aufmerksamkeit den weiteren Verlauf. Am nächsten Tag hing an Stelle des beigefarbenen ein lila Höschen, am darauffolgenden ein dunkelgrünes und am dritten wieder das entzückende rosarote vom erstenmal. Die Zeitung dieses Tages — es war der Tag, an dem die von Fräulein Hyppolita angekündigte Frist zur freiwilligen Entfernung ablief — brachte in großem Format folgende Mitteilung: „Ich erlaube mir der verehrlichen Einwohnerschaft der Stadt mitzuteilen, daß ich mit dem heutigen Tag in der ... straße ein Spezialgeschäft für Damenwäsche eröffnet habe. Ich werde bemüht sein, meinen verehrten Kunden stets nur mit so guter Qualitätsware zu dienen, wie sie seit einer Woche am Rande meines Gartens zu sehen war. Hyppolita Mayer."

Zuspruch

Von Dr. Owlglaß

Jeder ist so, wie er ist,
und benimmt sich demgemäße.
Was er denkt und tut, entsprießt
seinem innersten Gewese.

Und da hilft kein Tadelwort
und kein Kampf bis auf das Messer.
Alles Muß wirkt fort und fort.
Bist du anders, mach' es besser!

Was dir selber widerspricht,
deiner Art und deinem Streben,
widerlegen kannst du's nicht ...
So versuch's zu widerleben!

DER LIPPENSTIFT

Von Ernst Hoferichter

Auf der Plattform der Trambahnlinie 3 schaukle ich nach Schwabing hinunter.

Die Ludwigstraße sonnt sich in den Strahlen des Herbstes, ein Herr zündet sich eine Zigarre an und der Schaffner benützt eine dienstfreie Sekunde, um sich zu schneuzen ... Sonst geschieht bis jetzt nichts, was die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte — —

Da steigt an der Haltestelle „Universität" eine Dame ein, deren Antlitz zu zwei Drittel von geschminkten Lippen ausgefüllt ist. Und geschminkte Lippen haben es in sich, daß sich vor ihnen sogleich zwei feindliche Lager bilden. Einige feine Herren wittern daran die halbe oder große Welt, denken an Monte Carlo und fühlen sich zu einem verbindlichen Lächeln verpflichtet — —. Ein paar Frauen älteren Jahrgangs aber sehen nur einen Mund, der zuviel Vierfruchtmarmelade gegessen und das Abwischen versäumt hat. In Gedanken schminken sie diese herausfordernden Lippen ab und stoßen auf angeschwollene Wülste, die nicht mehr wert sind — als überstrichen zu werden ...

Der Schaffner spielt bis zur Endstation den großen Unparteiischen. Ihm genügt, daß der Fahrschein ordnungsgemäß mit dem Rotstift angezeichnet ist. Wie die Lippen des Fahrgastes sind, das überschreitet seinen dienstlichen Bereich.

Der Wagen hat sich entleert. Als letzter steige ich aus. Und da ich bereits auf dem Trittbrett stehe, lüftet er seine neutrale Haltung: „Sie, Herr ...! Wenn dö jungen Madeln wüßten, was sie sich ums Mäu' 'rumschmier'n, dann ..."

„Ja, wieso ... ich weiß es nicht ..." antworte ich.

„Wissen S', aus was dö Farb g'macht werd ..? .. I woaß: — aus brasilianische Wanzen ... Nix wia zerdruckte Wanzen san dös ... und so was schmieren sich die feinen Damen — —"

Eine Weile noch dachte ich über die Ansicht dieses Münchner Trambahnschaffners nach. Und wenn er mir in der Fabrikation von Schönheitsmitteln nicht maßgebend erschien, so war sein Ton doch herzlich und erfrischend — wie ein Windstoß aus den ungeschminkten Bergen ...

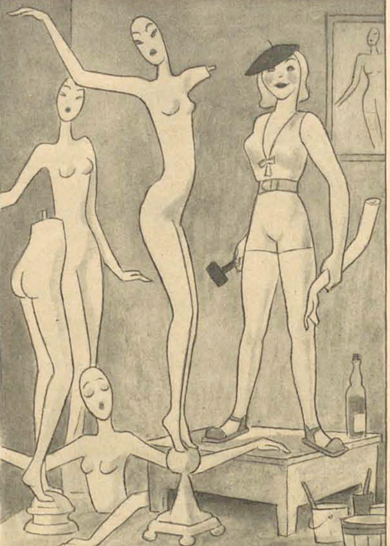
Wer Mäderl bringt, wird manchem etwas bringen

(Karl Arnold)

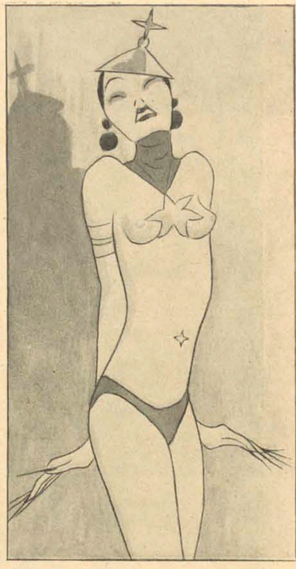
sagte sich der illustrierte Hauptschriftleiter, ging in sein Foto-Archiv und stellte eine Seite zusammen.



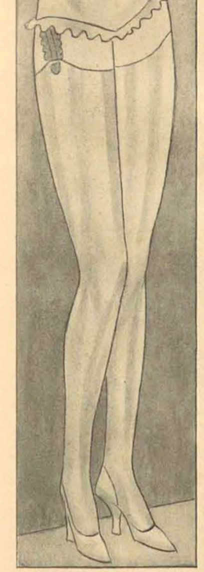
Nanna Wonna, ein neuer Stern am Filmhimmel. Wir werden bald das Glück haben, Wonna als „Die geheimnisvolle Dame im Nordexpreß" kennenzulernen.



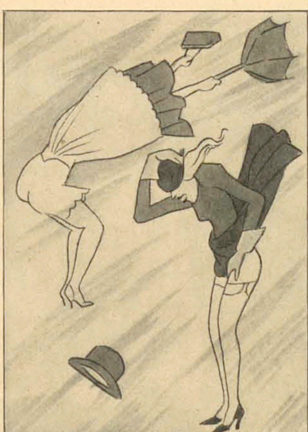
Die Seele der Textilindustrie nennt USA. seine schöne Bildhauerin Miß Doroty Backer. Wir sehen Miß Doroty eben dabei, die letzte Hand an eine ihrer genial-chicken Schaufensterpuppen anlegen.



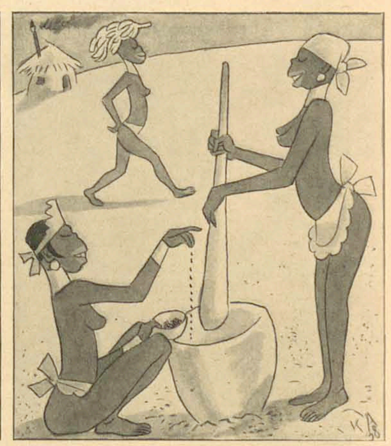
Fanni Gschwendner in ihrer neuesten Tanzkreation „Die träumende Lotosblume". Berechtigtes Aufsehen erregt die stilvolle Beherrschung der Körperformen wie auch die feinmusikalischen Bewegungen.



Miß Mabel Houber, die Besitzerin der berühmten Original-Camillaseidenstrümpfe (Wert 900 Dollar!), gehört zu den wenigen Tapferen in USA., die dem Weltraumschuß der Marsbewohner unerschrocken entgegensahen.



Der schwere Orkan an der Ostküste Englands fegte neben anderem auch ganze Ortschaften nebst allem, was sonst als niet- und nagelfest gilt, hinweg.



Bei den Irokokoten hat man schon immer die bekömmliche Rohkost gekannt. Unser Bild zeigt Küchenmädchen eines Häuptlings bei Zubereitung der Lieblingsspeise: zerstoßene Kokosnüsse in Bananensauce mit Zusatz einiger Pfeffernußkörner.

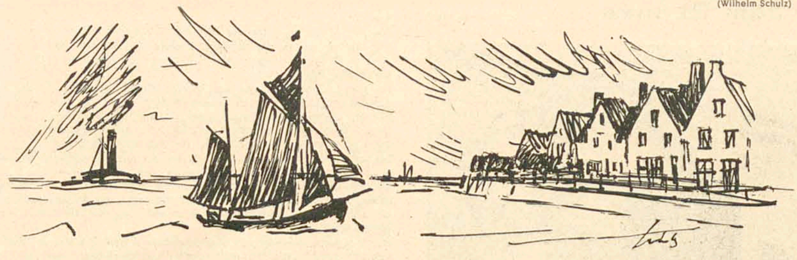
Der Befund

(E. Thöny)



„Was höre ich, der Patient auf Zimmer 17 ist wieder viel schlechter dran?" – „Ja – – er hat die ganze Nacht phantasiert. Gestern abend nach Ihrer Visite sagte er noch – – ‚Na, is der olle Dussel nu weg?' – – und das war sein letztes vernünftiges Wort."

(Wilhelm Schulz)



DIE FREUNDE

VON BASTIAN MÜLLER

Der Sommer war vorüber und der Tag grau, und Wind wehte über das Schilfdach. Ich hörte ihn deutlich auf den zahllosen Löchern der Schilfhalmenden pfeifen, denn ich lag schon lange wach und hatte das seltsame Gefühl, als müsse der eben über den Geesthügel kommende Morgen etwas Besonders bringen. Doch nichts geschah. Nur der Wind wurde böiger, heulte manchmal auf, verlief sich dann wieder im tiefen Rauschen der Kiefern.

Die Tage wechselten sehr. Manchmal schien die Sonne, die Luft stand klar und sanft über dem Moore; manchmal fiel Regen, und nichts konnte so grau und trostlos sein, wie der Regen über der Niederung. Heute war es noch nicht entschieden, was für ein Tag werden wollte, denn noch blies der Wind von der See, und ich hatte noch nicht durch das Fenster über den Sandhügel nach Westen geschaut. Ich hatte auch noch keine Lust aufzustehen, verfiel wieder in den müden, herbstlichen Halbschlaf und vergaß das seltsame Gefühl der Erwartung, mit dem ich aufgewacht war. Da hupte plötzlich ein Auto in mein Dahindämmern; gleich darauf riß jemand an meiner Tür, als brenne es. Verstört, und doch mit dem Aufatmen, das dann eintritt, wenn etwas Erwartetes eintrifft, sprang ich auf, hing mir den Bademantel um und ging hinunter, um zu öffnen.

Draußen stand ein Bekannter, Pitt, und streckte mir die Hand entgegen. Ich starrte ihn an, wie man ein Wunder anstarrt, nein, wie ein beklemmendes Traumbild, das einem noch nach dem Aufwachen vor Augen ist.

Er sagte: „Guten Morgen. Wie geht es?" Dann folgte er mir in meine kleine Junggesellenwohnung, in der ich den Sommer auf dem Lande verbracht hatte, und während ich mich abmühte, den verrußten Petroleumkocher in Gang zu setzen, plauderte Pitt hinter meinem Rücken, als sei er gestern zum letztenmal hier und nichts zwischen uns gewesen.

Ich zog mich an und kochte Kaffee. Da ich nichts Besonderes im Hause hatte, aßen wir zum Frühstück Brot mit Schmalz und Zwiebeln und tranken zwischen dem Kaffee Schwarzwälder Kirschwasser, von dem ich gerade etwas geschickt bekommen hatte.

„Ich wollte mal wieder hinaus", sagte Pitt. „Ich habe Angelzeug mitgebracht und dachte mir, daß wir an die Hamme gehen."

„Was machen die Hechte?" fragte er.

„War lange nicht unten", antwortete ich und trank noch einen Schnaps. Ich war ein ganzes Jahr nicht zum Angeln gewesen, seit dem Tage nicht mehr, da ich Pitt gegenüberstand und nahe daran war, ihm an die Kehle zu springen und etwas Unbesonnenes, Irrsinniges zu tun. Daran mußte ich denken, und jetzt sah ich wieder, daß er einen Kopf größer als ich war und ich sehr schlecht weggekommen wäre. Aber ich merkte doch, wie der Groll mir noch in der Kehle saß und konnte nichts weiter tun, als das harte, schwarze Brot essen und vor mich hinschauen.

Pitt wollte los. „Ich habe nur einen Tag Zeit", sagte er. „Morgen muß ich nach Kopenhagen und nächste Woche zur Tabakauktion nach Amsterdam. Laß uns gehen."

Wir fuhren in seinem Wagen hinunter zu Hermanns Hütte. Die Paddler, die den Sommer über auf einer kleinen Halbinsel dort hausten, hatten das Feld geräumt und die Hamme war wieder still und dunkel und nur ein kleiner Moorfluß. Das Wetter hatte sich noch immer nicht entschieden, manchmal brach die Sonne durch eine blaue Insel, dann wieder segelten die schwarzen Seewolken eilig und mit dunklen Unterleibern ins Land. Wir tranken bei Hermann erst noch einen Schnaps, und ich merkte, wie Pitt unser letztes Gegenüberstehen auch wieder vor Augen hatte, ja, ich glaubte, daß er dasselbe Gesicht habe wie damals, die Nasenflügel um ein Winziges gebläht, die Augen ein wenig glänzend und mit den Zähnen auf der Zunge kauend. Doch das letzte tat er fast immer.

Hermann, der Wirt, lieh uns ein Boot, und wir stakten flußabwärts bis zum Nadelkissen, bahnten uns einen Weg durch das Schilf und kamen in die Beeke. Jetzt wurde das Staken mühsam, denn der Wind kam von vorne und trieb das Boot stets seitlich. Wir waren beide keine Meister im Staken und kamen nur mühsam vorwärts. Pitt hatte vorgeschlagen, abwechselnd sollte einer von uns staken und der andere mit dem Blinker fischen. Er versuchte es zuerst, aber ich konnte das Boot nicht auf Kurs halten und wir trieben immer ins Schilf oder zur anderen Seite ans Ufer. Der Wind war zu stark. Da gaben wir den Plan auf und wollten am Ufer entlang die Kuhlen im Schilf ausfischen.

Im Boot hatten wir nur die notwendigsten Worte gewechselt und es war mir noch immer unklar, warum er eigentlich ins Dorf gekommen war. Fast ein Jahr lang war er in Bremen geblieben, und ich hatte ihn während des Winters ein-, zweimal auf den Straßen gesehen, ohne daß wir uns begrüßten. Er hatte es ebensowenig wie ich überwunden, und es wäre vielleicht das beste gewesen, die Sache so enden zu lassen; mit der Zeit hätten wir es vergessen. Nun standen wir uns am Ufer gegenüber, hatten die Pfeifen gestopft, jeder mit seinem eigenen Tabak, und Pitt reichte mir Feuer. Dann nahm er seine Rute und ging fort, um hundert Meter stromaufwärts zu fischen. Ich stand allein, der Wind blies durch meinen kurzen Mantel und die Sache war deutlich vor mir.

Es war so gewesen: Pitt hatte mich eines Tages mit aus der Stadt in das Dorf genommen und mir die Frau gezeigt, die er liebte. Sie hatte kastanienbraunes Haar, war schön gewachsen und hatte treue, ergebene, wasserfarbige Augen. Sie bewohnte ein kleines Landhaus. Sie war Witwe und erst siebenundzwanzig Jahre alt; und Pitt war hoffnungslos an sie verloren, und es sah so aus, als sei es auch bei ihr große Liebe.

Er hatte mich mitgenommen, einfach aus Stolz auf seine schöne Freundin, und er lud mich ein, doch für ein paar Wochen draußen zu bleiben. An den Tagen, wo er nicht auf Reisen war oder aus seiner Tabakfirma fliehen konnte, wollte er auch herauskommen, und wir wollten dann tagsüber zusammen angeln oder Brennholz schlagen oder sonst etwas tun. Er war rein vernarrt in die Idee, sah sich schon als Besitzer des Landhauses und Herr der schönen Dinge, und hatte, mit Recht, ein großes Vertrauen zu mir.

SPÄTHERBST

Von Fritz Knöller

Ein Nebel liegt in dicht geflochtnen Strängen,
und steinern tropft es von verborgnen Hängen.
Ein Wind steht auf, zerbläst das graue Haar,
die Welt wird ihres leidgen Mantels bar.

Den Wind von weitem schweigen heißt der Sonnenmund;
der Wind jetzt duckt sich wie ein frommer Hund.
Der Sonnenmund, der morgenrote, verkündet laut,
daß er bald küssen wird die herbsterstarrte Braut.

Der Wald, dem eben noch der Wind das bange Laub
aus seinen Kronen riß, der hält verhoffend still,
und dröhnend schwillt die Sonne näher wie zum Raub,
und goldgepanzert, feueratmend sie umfangen will,

was sich da duckt, dem Frost schon halb erlegen.
Seht, wie im Scheitel festgefahren, sie sich stolz
beschaut im See! Wollüstig dehnt das Holz
die rotbehaarte Brust dem Flammenleib entgegen.

Wie eine Goldtrompete hört man die Welt nun tönen;
sie möchte jene altersgraue Stimm' versöhnen,
die da ruft: Gleich über Nacht wirst du erkalten
und deine totenweiße Hand in die des Winters falten!

Vor dem Rennen

(A. Lier)



„Wollen wir diesmal den fremden Rekord brechen?" – „Nee, diesmal nur den eigenen: sich selbst bezwingen ist der schönste Sieg!"

Ich zog also hinaus, denn ich hatte die Stadt ein wenig über, und wohnte den ganzen Herbst in dem Landhaus, und die Frau und ich freuten uns beide auf die Tage, an denen Pitt kam. Es war eine schöne Zeit.

Und dann mußte Pitt auf seine Winterreise nach Skandinavien wegen des Tabakvertriebes und blieb drei Wochen fort.

Es geschah nicht gerade ein Unglück in dieser Zeit, aber es änderte sich doch einiges. Die Frau war keine Witwe, sie war nur geschieden; sie sagte: „Mein Mann ist eben für mich tot, und ich weiß nicht — ich glaube, ich kann niemand lange lieben."

Es hätte mir eine Warnung sein müssen. Ich hätte meine Sachen packen sollen und mit dem Bus, der in die Stadt fuhr, ausrücken. Aber die wasserfarbigen Augen der Frau waren stärker, und ich tat es nicht.

Als Pitt wiederkam — beladen mit den tollsten Sachen — und wir ein schönes Fest feiern sollten, da war die Luft in dem Zimmer, wo wir saßen, wie Eis. Er war unglücklich, hatte sich so gefreut, und nun empfing ihn dieses Schweigen. Er ahnte nichts, und ich ging hinauf auf mein Zimmer. Eine Stunde später hörte ich, wie draußen der Motor ansprang, ging hinunter... Die Frau stieg neben Pitt ein, und sie wollten fortfahren.

„Wo willst du hin?" fragte ich die Frau.

Sie schwieg.

„Wir fahren in die Stadt", sagte Pitt, „ihr geht es nicht gut, und ich will irgendwo mit ihr hin, damit sie etwas anderes sieht und hört..."

„Ich habe dich doch nicht gefragt!" unterbrach ich ihn und wandte mich wieder an die Frau; ich konnte nicht anders, es kam so über mich und ich scherte mich den Teufel um den Freund.

„Du könntest mir ruhig antworten", sagte ich zur Frau.

Im Ton meiner Stimme muß die Erregung — ja, auch wohl die Eifersucht gelegen haben, denn Pitt stieg wieder aus dem Wagen und stellte sich mir in seiner ganzen Größe gegenüber. In diesem Augenblick wollte ich ihm an die Kehle springen, wollte ihn unter mir haben...

Es war natürlich Unsinn, aber das sah ich damals nicht.

Er stand mir gegenüber, sah in diesem Augenblick, wie die Sache stand und konnte sich nicht rühren. Er bebte leise, er trug einen schwarzen steifen Hut und einen dunklen Mantel. Das Licht der Autoscheinwerfer beleuchtete das Fallen der herbstlichen Blätter und machte die Dunkelheit des Abends unheimlich.

Die Frau stieg aus dem Auto und stand unschlüssig neben uns, wußte nicht, wem sie beistehen sollte. Pitt sah sie an und auch ich sah sie an. Sie entschied sich für niemand, sondern stand weiter unschlüssig da.

Pitt sagte ein hartes Wort zu mir, in dem er seine Verachtung klar aussprach, wandte sich dann plötzlich ab, stieg in sein Auto und raste fort. Allein.

Ich war, leider, froh. Bis die Frau mir Vorwürfe machte.

Wir Männer hatten die Sache fürs erste entschieden, und es hätte sich alles in Ordnung bringen lassen. Pitt war ein feiner Kerl. Die Frau aber, sie machte mir Vorwürfe...

Ich zog am anderen Tage aus, in eine kleine Wohnung auf der anderen Seite des Geesthügels und saß da für mich allein, bis spät in den Winter. Mit den ersten warmen Tagen dieses Jahres bin ich wieder hinausgezogen, denn Pitt war oft in der Stadt, und ich hatte keine Lust, ihm zu begegnen. Die Frau war nicht mehr im Dorfe. Das Landhaus stand leer.

Die Schnur der Angel zog sich langsam durch alle Windungen der Böschung hinter meinen Schritten her. Ich hatte also, wie gesagt, die Geschichte wieder vor mir. Doch nun wollte ich nicht mehr daran denken, und gab mir Mühe, auf mein Angelgerät zu achten, dem Funkeln des Blinkers zu folgen, der sich im braunen Moorwasser unter dem Zug der Schnur lautlos um den Wirbel drehte.

Das Wasser war schon voll abgestorbener Algen, die sich an den Blinker hakten, dann mußte ich ihn jedesmal herausnehmen und säubern. So wanderte ich langsam die Beeke abwärts bis zum Nadelkissen, wo der Sumpf begann und ich umkehren mußte. Ich wollte mir eine neue Pfeife anzünden, hatte aber meine Streichhölzer am Morgen in der Eile des Aufbruches vergessen, zurrte darum die Schnur mit der Rolle auf und wollte zu Pitt, der zweihundert Meter weiter aufwärts stand... Da hatte ich plötzlich eine Scheu, dieselbe, die uns ein Jahr lang auseinandergebracht hatte. Ich warf die Angel wieder aus und rauchte meine Pfeife kalt. Ab und zu klatschte ein Regenschauer nieder und unsere Mäntel wurden jedesmal naß. Ich sah, wie Pitt einen Biß hatte und mit dem Teleskopgaff — dem langen Haken, der während des Angelns am Leibriemen hängt — den Fisch an Land hievte. Er bückte sich und arbeitete eine ganze Weile daran herum. Der Haken mußte sich ordentlich tief eingearbeitet haben und danach war zu schließen, daß es ein Hecht war. Als Pitt sich wieder erhob, hoffte ich, er würde kommen. Ich hätte sehr gerne meine Pfeife angezündet. Aber er warf den Blinker wieder aus. Die Sonne schien gerade, ich sah das Metallstückchen blitzen und dann wanderte er weiter, Fuß für Fuß, stromaufwärts und ich fischte hinter ihm her.

Gegen Mittag kam er zu mir und fragte, was die Sache mache.

„Ich habe nichts."

Er hatte zwei Hechte. Einer war ganz anständig. Wir gingen zum Boot, das halb auf das Ufer gezogen lag, und Pitt packte seinen Rucksack aus; er hatte Brot und ein Stück harte Wurst.

„Der Wind steht zu hart auf dem Wasser", sagte er, „viel wird es heute nicht."

Aber in den wenigen Worten, die wir wechselten, blieb das eine unberührt. Ich hatte keinen Mut, davon anzufangen, und Pitt brach gleich wieder auf und wollte noch ein Stück weiter hinauf.

Gleich nach Mittag hatte ich einen Biß. Die Schnur surrte über die Rolle — ich war wieder in das Nachgrübeln über die Sache versunken und erschrak von dem feinen Geräusch des ablaufenden Garns, riß heftig an der Rute, denn ich glaubte, die Schnur sei schon abgelaufen, und vergällte damit den Biß. Es war zu früh und meine heftige Bewegung Unsinn.

Gegen drei Uhr zog im Westen eine dunkle Wolkenwand auf. Pitt kam langsam zurück, warf hier und da noch aus, besonders bei den Weidenbüschen, wo das Wasser tief war, und er hatte noch einen Biß, aber ich sah an seinen Bewegungen, daß es ein kleiner Fisch war.

„Es war ein Barsch", sagte er, „aber ich habe ihn mitgenommen."

Wir gingen zurück zum Boot. Er meinte mit meinem Glück sei es nicht weit her.

„Nein, das sei es noch nie gewesen", antwortete ich ihm.

Er sah mich an, als seien meine Worte etwas Besonders. Dann sagte er: „Damals war es umgekehrt."

Jetzt waren wir beim Boot und bei der Sache selber.

Was sollte ich ihm antworten? Aus lauter Verlegenheit warf ich den Blinker dicht neben den schwarzen Kahn aus und spielte so damit, durchkreuzte den tiefdunklen Schatten, den das Boot auf das Wasser warf. Und da spürte ich mit einemmal ein Zucken, ein Zittern der Schnur. Ganz langsam lief die Rolle ab. Ich bekam kaum Luft vor Aufregung, tastete mit der Rute vom Boot ab; die Schnur lief langsam und stetig fort.

Es war ein Biß.

Pitt stand mit vor Erregung bebenden Gliedern neben mir, sagte keinen Ton. Ich ließ die Schnur ganz ausfieren, spann etwas auf, ließ fieren und trieb dieses Spiel wohl eine Viertelstunde. Es mußte ein anständiger Kerl sein, denn noch immer zog der Fisch die Leine aus. Doch dichter und dichter holte ich ihn bei, und dann machte ich das Teleskop los und lauerte, und sah den Hecht grau durch das Wasser schimmern. Er wälzte sich, und ich ließ ihn sich müde zappeln, denn der Haken saß. Als ich ihn dicht bei der Böschung hatte, hakte ich mit dem Gaff unter seine Kiemen und warf ihn raus. Das übrige machte Pitt. Ich bat ihn um Feuer.

Er sagte: „Wie war das mit dem Glück?"

„Damals, das war nur Unglück, für uns beide", sagte ich.

„Das meine ich nicht", sagte er, „wir sind doch hier zum Angeln. Das andere geht uns nichts an. Wir staken jetzt zu Hermann und lassen uns das Mittagessen kochen", sagte er, „... drei Hechte und ein Barsch."

Und dann fragte er: „Wann kommst du eigentlich aus deiner Verbannung in die Stadt zurück?"

„Bald", sagte ich.

„Fahr doch heute abend mit", meinte er.

„Mal überlegen. — Du, den Barsch geben wir Hermanns Katze. Was meinst du?"

„Ist gut", sagte Pitt.

RIC / Von Hans Karl Breslauer

Als Frau Thea gegen sieben Uhr nach Hause kam, eilte Herr Pongratz der Gattin zärtlich entgegen.
„Guten Abend, mein Häslein, ich habe dich schon sehnsüchtig erwartet..."
„Fabian", sagte Frau Thea die Augenbrauen hochziehend, „es ist noch nicht sieben..."
„Ich weiß, Kleines, ich weiß... Es sollte ja auch kein Vorwurf sein... Aber heute, Schatz, stehe ich als großer Sünder vor dir!"
„Ach...", lächelte Frau Thea, „und weshalb?"
„Tja, Kind, das eben ist es... Da — ich habe dir ein paar Blumen mitgebracht..."
Frau Thea steckte das hübsche Näschen zuerst in die Blumen, dann die Blumen in eine Vase und sagte so nebenhin:
„Ich war Bridge spielen..."
„Wenn es dir nur Vergnügen macht!" entgegnete Herr Pongratz sanftmütig. „Thea, ich hoffe, daß du mir verzeihen wirst... da...", er zog ein Etui aus der Tasche und reichte es seiner Frau, „... vielleicht gefällt es dir..."
„Dieses reizende Armband..." Sie sah den Gatten, der sich verlegen die Nase rieb, forschend an. „Ich habe heute weder Namenstag noch Geburtstag..."
„Thea", seufzte Herr Pongratz, dem Blick seiner Frau verlegen ausweichend. „Thea — ich bin ein schlechter Mensch... Ich habe gezweifelt an dir..."
„Du?"
„Jawohl ... Ich hatte dich und Fritz verdächtigt..."
„Fritz?" rief Frau Thea. „Fritz und mich!"
„So närrisch war ich... Was ein Mensch in seiner Verblendung imstande ist, nicht wahr?"
Frau Thea wurde rot wie eine Klatschrose.
„Schäm dich, Fabian!" sagte sie empört.
„Ist bereits geschehen... Denk dir nur, irgendein schäbiger Denunziant schrieb mir einen anonymen Brief, machte mich auf gewisse Umstände aufmerksam, mein Mißtrauen erwachte, ich wollte Fritz zu der in dem Brief angegebenen Stunde in seiner Wohnung aufsuchen, um euch in flagranti zu überraschen..."
„Und —"
„Und?" Herr Pongratz lachte, daß es ihn nur so schüttelte. „Und du wirst auch lachen, Thea... Denk dir nur, als ich die Straße überquerte, einen Blick auf die Wohnungsfenster unseres Freundes Fritz machte — was glaubst du — wer zum Fenster heraussah?"
„Keine Ahnung!" — „Ric!" — „Ric?"
„Jawohl, Ric! Der Scotch-Terrier deiner Freundin Melanie!"
„Nicht möglich!" staunte Frau Thea. „Was macht Ric bei Fritz?"
„Aber, Thea", Herr Pongratz schlug die Hände zusammen, „bist du ein Unschuldslamm... Was Ric bei Fritz macht!?... Köstlich!... Wenn Ric dort war, wird wohl Melanie auch nicht weit gewesen sein!" „Unmöglich!"
„Was sonst?... Glaubst du vielleicht, daß Ric mutterseelenallein Anstandsbesuche macht? ... Verstehst du jetzt den Zusammenhang? Also, Kind, du verzeihst mir?" Und Frau Thea verzieh... Am nächsten Morgen klingelte Frau Thea ihre Freundin Melanie an. „Wie geht's, Mela?"
„Nicht besonders, Thea..."
„Darfst du schon ausgehen?"
„Nein, Schatz, der Arzt hat es mir strengstens untersagt... Es wird wohl noch einige Tage dauern!"
„Ach nein ... Das ist aber bedauerlich. Du, Mela, ich werde Ric heute nachmittag wieder ein wenig spazieren führen, das arme Hündchen muß doch an die frische Luft. Nach Tisch komm ich zu dir!"

Böse Stunde

Von Charlotte Litty

Ein schwacher Dunst steigt aus den Finsternissen.
Fahlgelb und bleich, raubvogelgleich brütet das Dorf.
Der Friede ist hier jäh zerfranst, zerrissen.

Die Brunnen rauschen tückisch leer und träge.
Wer irgend jetzt bei einer Liebe läge,
Ihm würde falsch im Mund das Wort und böse.

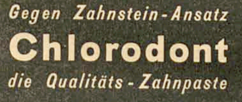
Aus leeren Augen starren Kar und Schrund,
Sie warten, bis aus schwelem Wettergrund
Der grüne Blitz das harte Schweigen löse.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)

Gemütlicher Spätherbstabend unter der Hängelampe. Draußen weht ein scharfer Nordost, sie strickt eine mollige Jacke für kalte Wintertage, er liest aus der Zeitung vor; aus einem Reisebericht über Lappland, der grade in die Stimmung hineinpaßt. Im Reiseauto geht es da durch den unendlichen Wald. Plötzlich zeigt sich zwischen den Stämmen ein Rentier, das vor dem Geknatter eilig flüchtet.
„Poro" — so heißt es dann weiter — „meint der Chauffeur auf finnisch, Rentier! Wie zum Abschied blitzt das weiße Hinterteil des Davoneilenden auf einer Lichtung zum letztenmal auf. Vorbei!"
„Ja", sagt sie nachdenklich, „das glaube ich wohl, daß es da mit der Fahrt nun vorbei war! Aber komisch von dem Chauffeur, da mitten im Walde auf einmal fortzulaufen! Und ob die Finnländer oder die Lappländer an der Stelle alle weiß sind?!"

Frau Kleinschmidt ist Großmutter geworden. Das Ereignis muß natürlich im nächsten Kaffeekränzchen besprochen werden.
Die Damen stürmen auf Frau Kleinschmidt ein: „Wie war's?" — „Alles glatt gegangen?" — „Wie lange hat es gedauert?" — „Mußte der Doktor geholt werden?" — „Hat Ihre Tochter sehr geschrien?" — „Aber, meine Damen", wehrt Frau Kleinschmidt den Ansturm ab, „das kann ich Ihnen doch nicht jetzt und hier erzählen!"
„Na, warum denn nicht, Kleinschmidten?"
Frau Kleinschmidt, mit einem Blick rücksichtsvoller Schonung auf die einzige Unverheiratete am Tisch, die siebzigjährige Lehrerin i. R. Sauerwurz: „Aber, meine Damen — unsere liebe Sauerwurz ich doch noch Mädchen!"















DIE WÖLFIN / VON SAKI

Leonard Bilsiter war einer von jenen Menschen, denen es mißlungen ist, diese Welt erfreulich oder interessant zu finden und die Ersatz suchen in einer „unsichtbaren Welt" ihres Erlebens oder ihrer Phantasie — oder ihrer Erfindung. Kinder tun derlei mit Erfolg; aber Kinder begnügen sich damit, sich selbst zu überzeugen und würdigen ihr geheimes Wissen nicht herab, indem sie andere davon zu überzeugen versuchen. Leonard Bilsiters geheimes Wissen war für „die wenigen" bestimmt, das heißt für jeden, der ihm zuhören wollte.

Sein Hereinpfuschen ins Unsichtbare hätte ihn vielleicht nicht über die üblichen Plattheiten eines Salon-Propheten hinausgeführt, wenn nicht der Zufall seinen Vorrat an Kenntnissen einer Geheimlehre vermehrt hätte. In Gesellschaft eines Freundes, der an einem nordindischen Bergbau-Konzern interessiert war, hatte er, während er zwei Tage auf einer Zwischenstation auf einen Zuganschluß wartete, die Bekanntschaft eines Geschirr- und Metallwarenhändlers gemacht, der die Langeweile des langen Aufenthalts nutzbringend dadurch vertrieb, daß er seine englischen Reisegefährten in ein bruchstückweises Volkslegendengut einweihte, das er von tibetanischen Händlern und Eingeborenen aufgelesen hatte. Leonard kehrte in seinen heimatlichen Kreis geschwätzig hinsichtlich seiner indischen Reiseerlebnisse zurück, aber grausam zurückhaltend betreff gewisser dunkler Rätsel, auf die er unter dem tönenden Titel tibetanischer Magie anspielte. Binnen ein oder zwei Wochen ging er unter dem Einfluß eines vollkommenen Mangels an allgemeiner Neugierde aus seiner Zurückhaltung heraus und begann genauere Anspielungen auf die riesigen Gaben zu machen, die diese neue esoterische Macht — um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — den wenigen Eingeweihten, die sie zu handhaben verstanden, verlieh. Seine Tante Cecilia Hoops, welche Aufregung vielleicht ein wenig mehr liebte als die Wahrheit, machte eine so marktschreierische Reklame für ihn, wie man sich nur wünschen konnte, indem sie eine Erzählung zum besten gab, wie er vor ihren Augen einen Eierkürbis in eine Wildtaube verwandelt habe. Als Manifestation des Besitzes übernatürlicher Kräfte erfuhr diese Geschichte in manchen Kreisen Einbuße durch die Achtung, die man Frau Hoops Erfindungsgabe zollte.

Wie immer geteilt die Meinung hinsichtlich Leonards Eigenschaft als Wunderwirker oder Scharlatan sein mochte, jedenfalls ging ihm, als er zu Mary Hamptons Wochenendeinladung kam, der Ruf hervorragender Tüchtigkeit in einem oder dem anderen dieser Berufe voraus, und er war nicht geneigt, einer Berühmtheit, die ihm in den Schoß fallen mochte, aus dem Weg zu gehen.

„Ich wünschte, Sie würden mich in einen Wolf verwandeln, Herr Bilsiter", sagte seine Gastgeberin beim Essen am Tag nach seiner Ankunft zu ihm.

„Meine liebe Mary", sagte ihr Gatte, Oberst Hampton, „ich wußte nicht, daß du solche Ambitionen hast."

„Eine Wölfin, natürlich", fuhr Frau Hampton fort; „es wäre zu verwirrend, in einem Augenblick sowohl sein Geschlecht wie seine Art zu wechseln."

„Ich glaube nicht, daß man mit diesen Dingen scherzen sollte", sagte Leonard.

„Ich scherze nicht, ich meine es ganz im Ernst, das versichere ich Ihnen. Nur tun Sie es nicht heute. Wir haben nur acht verfügbare Bridgespieler und eine unserer Partien ginge nicht zusammen. Morgen werden wir mehr Leute sein. Morgen abend nach dem Essen..."

„Bei Ihrem derzeitigen unvollständigen Wissen über diese verborgenen Kräfte sollten Sie eher in Demut als mit Spott an sie herantreten", bemerkte Leonard mit solchem Ernst, daß der Gesprächsstoff damit fallen gelassen wurde.

Clovis Sangrail war während des Gespräches über die Möglichkeiten tibetanischer Magie ungewöhnlich schweigsam dagesessen. Nach dem Essen lotste er Lord Pabham in die verhältnismäßige Abgeschiedenheit des Billardzimmers und machte sich dort mit einer Frage Luft: „Haben Sie so etwas wie eine Wölfin in Ihrer Hausmenagerie? Eine einigermaßen gutgeartete Wölfin?"

Lord Pabham überlegte. „Da ist Luise", sagte er dann, „ein recht gutes Exemplar des Waldwolfs. Ich bekam sie vor zwei Jahren im Austausch gegen arktische Füchse. Die meisten meiner Tiere werden recht zahm, wenn sie erst eine Zeitlang bei mir sind. Ich glaube sagen zu können, daß Luise ein engelhaftes Temperament hat, soweit man das bei Wölfinnen behaupten kann. Warum fragen Sie?"

„Ich dachte nur, ob Sie sie mir wohl für morgen abend leihen würden", sagte Clovis mit der nachlässigen Vorsorge eines Mannes, der sich einen Kragenknopf oder einen Tennisschläger ausleiht. — „Morgen abend?" — „Ja, Wölfe sind Nachttiere, also wird ihr die späte Stunde nichts schaden", sagte Clovis mit der Miene jemandes, der alles in Betracht gezogen hat. „Einer Ihrer Leute könnte das Tier nach Einbruch der Dunkelheit von Pabham-Park herführen und mit ein wenig Beihilfe sollte er imstande sein, die Wölfin im selben Augenblick in den Wintergarten hereinzuschmuggeln, in dem Mary Hampton einen unauffälligen Abgang bewerkstelligt." Lord Pabham starrte Clovis einen Augenblick in Verblüffung an; dann überzog sich sein Gesicht mit einem krähenfüßigen Netzwerk des Gelächters. „Oh, also darauf wollen Sie hinaus?! Sie wollen ein bißchen auf eigene Rechnung tibetanische Magie treiben! Und ist Frau Hampton gewillt, Mitverschworene zu sein?"

„Mary hat versprochen, mir beizustehen, sofern Sie sich für Luises Temperament verbürgen."

„Ich stehe für Luise ein", sagte Lord Pabham.

Am nächsten Tag hatte die Zahl der geladenen Gäste größere Ausmaße angenommen und Bilsiters Trieb zur Selbstreklame blühte unter dem Anreiz einer vermehrten Zuhörerschaft entsprechend auf. Seine Tante sorgte dafür, daß seine Verkündigungen achtungsvoll angehört wurden, aber ihre aufregungslüsterne Seele verlangte nach etwas Dramatischerem als lediglich erzählten Kundgebungen.

„Willst du nicht etwas vorführen, um die Anwesenden von deinen Gaben zu überzeugen, Leonard?" bettelte seine Tante. „Verwandle etwas in eine andere Daseinsform."

„O ja, tun Sie das!" sagte Mavis Pellington begeistert, und ihre Bitte wurde fast von jedem Anwesenden wiederholt. Selbst die nicht Überzeugten waren restlos bereit, sich von einer Schaustellung amateurhafter Beschwörung unterhalten zu lassen.

Leonard fühlte, daß etwas Greifbares von ihm erwartet wurde. „Hat einer der Anwesenden", fragte er, „ein Sechspence-Stück oder sonst einen kleinen Gegenstand von nicht ausgesprochenem Wert zur Hand?"

„Sie wollen doch hoffentlich nicht Münzen verschwinden lassen oder sonst etwas dergleichen Primitives?" sagte Clovis geringschätzig.

„Ich finde es sehr unliebenswürdig von Ihnen, meinen Vorschlag nicht auszuführen und mich in einen Wolf zu verwandeln", sagte Mary Hampton, wie sie in den Wintergarten hinüberging, um ihren Kakadus ihren üblichen Tribut vom Nachtisch zu geben.

„Ich habe Sie bereits vor der Gefahr gewarnt, diese Mächte als einen Witz zu behandeln", sagte Leonard steif.

„Ich glaube nicht, daß Sie das können", lachte Mary herausfordernd vom Wintergarten her. „Ich ermächtige Sie dazu, wenn Sie es können. Ich fordere Sie auf, mich in einen Wolf zu verwandeln." Während sie das sagte, verschwand sie hinter einer Azaleengruppe aus dem Blickfeld.

„Frau Hampton..." begann Leonard mit erhöhter Feierlichkeit — aber er kam nicht weiter. Ein kühler Luftzug schien durch das Zimmer zu huschen und gleichzeitig stimmten die Kakadus ein ohrenzerreißendes Gekreisch an.

„Was zum Teufel ist mit diesen verflixten Vögeln los, Mary?" rief Oberst Hampton aus. Im gleichen Augenblick ließ ein noch schrillerer Schrei von Mavis Pellington die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen aufspringen. In verschiedenen Stellungen hilflosen Entsetzens oder instinktiver Abwehr starrten sie auf das böse dreinblickende graue Biest, das sie aus einer Farn- und Azaleengruppe hervor anäugte.

Frau Hoops war die erste, die sich von dem allgemeinen Chaos der Angst und Bestürzung erholte: „Leonard!" rief sie gellend ihrem Neffen zu, „verwandle es sofort in Frau Hampton zurück! Es kann sich jeden Augenblick auf uns stürzen. Verwandle es sofort zurück!"

„Ich... ich weiß nicht wie...", stotterte Leonard, der erschrockener und entsetzter dreinschaute als alle anderen.

„Was!" donnerte Oberst Hampton, „Sie haben sich die ungeheuerliche Freiheit herausgenommen, meine Frau in einen Wolf zu verwandeln und jetzt stehen Sie ruhig da und sagen, Sie können sie nicht wieder zurückverwandeln!"

„Ich versichere Ihnen, ich habe Frau Hampton nicht in einen Wolf verwandelt, nichts lag mir ferner!" wehrte sich Leonard.

„Wo ist sie dann und wie kam dieses Tier in den Wintergarten?" fragte der Oberst.

„Natürlich müssen wir Ihre Erklärung annehmen, wonach Sie Frau Hampton nicht in einen Wolf verwandelt haben", äußerte Clovis höflich, „aber Sie werden zugeben, daß der Augenschein gegen Sie spricht."

„Müssen wir alle diese Erörterungen über uns ergehen lassen, während dieses Vieh dasteht, bereit, uns in Stücke zu reißen?" jammerte Mavis Pellington ungehalten.

„Lord Pabham, Sie verstehen doch mit wilden Tieren umzugehen?" regte Oberst Hampton an.

„Die wilden Tiere, mit denen ich zu tun hatte", sagte Lord Pabham, „kamen mit ordnungsgemäßen Beglaubigungsscheinen von bekannten Händlern, oder wurden in meinem eigenen Tierpark gezüchtet. Ich bin nie zuvor einem Tier gegenübergestanden, das mir nichts dir nichts aus einem Azaleenbusch hervorkommt, ohne über den Verbleib einer liebenswürdigen Gastgeberin Rechenschaft zu geben. Soweit man nach äußeren Merkmalen schließen kann", fuhr er fort, „hat es die Gestalt eines ausgewachsenen weiblichen Exemplares des amerikanischen Waldwolfes, einer Spielart der Gattung canis lupus."

„Oh, gleichviel wie sein lateinischer Name lautet", kreischte Mavis, als das Tier ein oder zwei Schritte näher ins Zimmer kam, „können Sie es nicht mit etwas Futter weglocken und einsperren, damit es kein Unheil anrichten kann?"

„Wenn es wirklich Frau Hampton ist, die gerade ein sehr gutes Abendessen verspeist hat, glaube ich nicht, daß es durch Füttern sehr verlockt wird", warf Clovis ein.

„Leonard", flehte Frau Hoops weinerlich, „auch wenn das keine deiner Taten ist, so kannst du doch deine großen Gaben nützen, um dieses schreckliche Tier in etwas Harmloses zu verwandeln, ehe es uns alle beißt: in einen Hasen oder so etwas!"

„Ich glaube nicht, daß Oberst Hampton seine Frau gerne der Reihe nach in Phantasietiere verwandelt sehen würde, als ob wir ein Ratespiel mit ihr machten", bemerkte Clovis.

„Ich verbiete es entschieden", donnerte der Oberst.

„Die meisten Wölfe, mit denen ich bis jetzt zu

Vegetarischer Lebenslauf

Von Jan Scherkoff

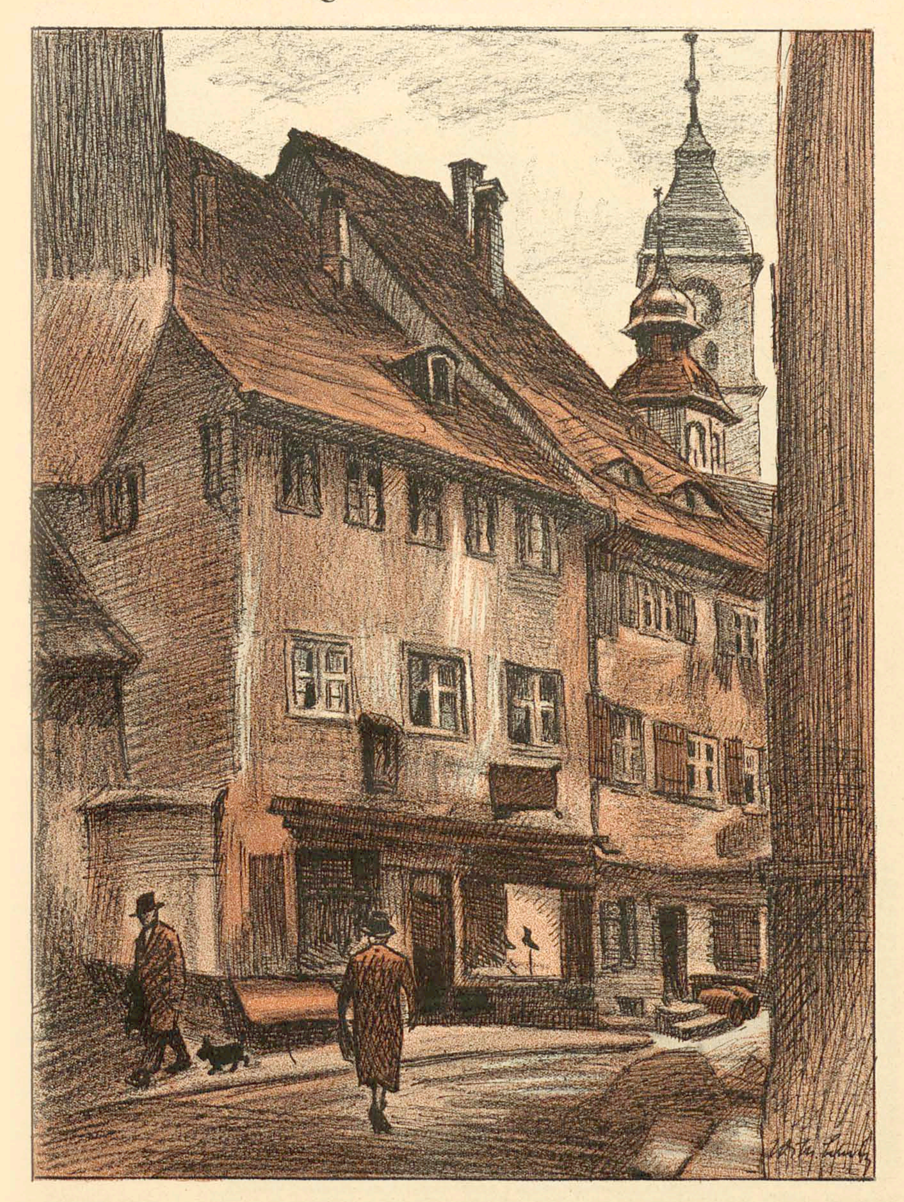
Dem Rettich und der gelben Rübe
verlieh er seine tiefste Liebe.
Ha, wenn es auf den Kiefern krachte,
wie das die Seel' zum Sturm entfachte!

Er sprach: „Wie gräßlich und gemein
– unhygienisch obendrein –
dem Raubtier gleich, die Kalorien
vom Blut und Fleische zu beziehen!
Nur was dem Erdreich sanft entsproßt,
sei meine Kost."

So hat er vitamingeschwängert
sein Leben jahrelang verlängert.
Doch ach, am Ende seines Lebens
war leider alle Kunst vergebens.
Ein letztes Mittel wandt er an:
er biß ins Gras – und starb daran.

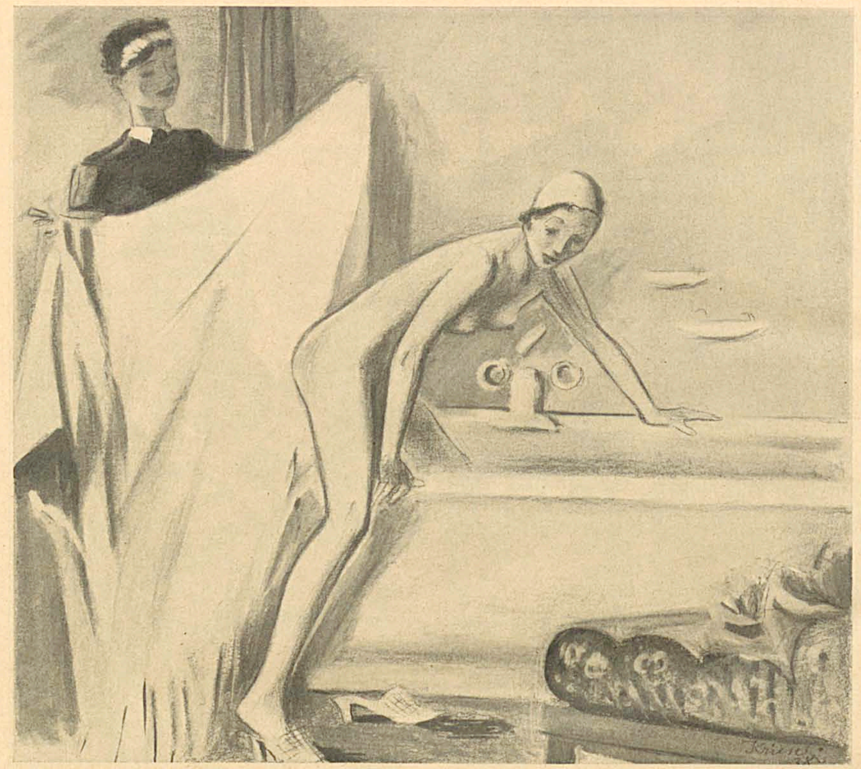
Allgäuer Städtchen

(Wilhelm Schulz)



Schmeichelhafte Kritik

(R. Kriesch)



„Nun, Leni, was sagen Sie eigentlich zu meinem Wuchs?"
„Ich sage: bis so'n Mann det alles jesehen hätte, wäre er für Untreue schon zu alt!"

tun hatte, waren ungewöhnlich auf Zucker versessen", sagte Lord Pabham. „Wenn Sie wünschen, werde ich die Wirkung auf diesen hier versuchen."
Er nahm ein Stück Zucker aus der Zuckerdose und warf es der erwartungsvollen Luise zu, die es aus der Luft schnappte. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Gesellschaft: Ein Wolf, der Zucker fraß, wenn er zum mindesten Kakadus in Stücke hätte reißen können, hatte bereits ein wenig von seinem Schrecken eingebüßt. Der Seufzer wurde zu einem erleichterten Aufatmen, als Lord Pabham das Tier mit der Aussicht auf mehr Zukker aus dem Zimmer lockte. Sofort setzte ein Vordrängen in den Wintergarten ein. Keine Spur von Frau Hampton außer dem Teller mit dem Futter für die Kakadus war zu entdecken...
„Die Türe ist von innen versperrt!" rief Clovis aus, der geschickt den Schlüssel umgedreht und abgezogen hatte, während er so tat, als versuche er aufzumachen. Alle wandten sich Bilsiter zu.
„Wenn Sie meine Frau nicht in einen Wolf verwandelt haben", sagte Oberst Hampton, „wollen Sie dann so liebenswürdig sein zu erklären, wohin sie verschwunden ist, da sie offensichtlich nicht durch eine verschlossene Türe gegangen sein kann?! Ich will keine Erklärung von Ihnen verlangen, wie ein amerikanischer Waldwolf plötzlich im Wintergarten auftauchte, aber ich glaube einiges Recht zu der Frage zu haben, was aus Frau Hampton geworden ist."
Bilsiters wiederholtes Dementi begegnete einem allgemeinen Gemurmel ungeduldigen Unglaubens. Aber der plötzliche Eintritt Mary Hamptons lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. „Jemand hat mich hypnotisiert", rief sie ärgerlich aus. „Ich kam erst in der Speisekammer wieder zu mir, wie mich Lord Pabham mit Zucker fütterte. Ich hasse es, hypnotisiert zu werden und der Arzt hat mir verboten, Zucker anzurühren."
Der Tatbestand wurde ihr erklärt, soweit man von Erklärung sprechen kann. „Also haben Sie mich wirklich in einen Wolf verwandelt, Herr Bilsiter?" rief sie aufgeregt.
Aber Leonard verbrannte das Schiff, auf dem er nun auf dem Meer des Ruhmes hätte einschiffen können. Er konnte nur schwach den Kopf schütteln.
„Ich war es, der sich diese Freiheit genommen hat", sagte Clovis. „Sehen Sie, zufällig habe ich ein paar Jahre in Tibet gelebt und verfüge über mehr als nur die Kenntnis eines Touristen hinsichtlich der magischen Fähigkeiten der Tibetaner. Man spricht nicht gerne über diese seltsamen Kräfte, aber wenn man eine Menge Unsinn darüber reden hört, fühlt man sich auf einmal versucht zu zeigen, was tibetanische Magie in den Händen jemandes, der sie wirklich beherrscht, bewirken kann. Ich gab dieser Versuchung nach. Kann ich ein wenig Whisky bekommen? Die Anstrengung hat mich recht ausgepumpt."
Wenn Leonard Bilsiter in diesem Augenblick hätte Clovis in eine Kellerassel verwandeln und ihn dann zertreten können, hätte er mit Vergnügen diese magische und tragische Handlung vollführt.
(Berechtigte Übertragung von H. B. Wagenseil.)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. VJ. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Korrektur

(O. Gulbransson)

„Hm, hm . . .“

„Aha, ah, ha . . .“

„Hatschiii . . .“

„Tja — — — !“

Einäscherung Kantons

(Erich Schilling)



Der chinesische Drache: „Ganz recht geschieht's den Japanern, wenn ich mich selbst verbrenne!"

München, 20. November 1938
43. Jahrgang / Nummer 46

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Berichterstattung in Not

(E. Thöny)



„Was könnte ich nur neues von diesen verdammten Germans hinüber kabeln?"
„Weiß auch nicht — ihre ‚Absichten auf Hawaii' habe ich bereits für mein Blatt reserviert."

Der große Augenblick

(R. v. Hoerschelmann)



„Rühr dich nicht, Anni, jetzt werde ich mit gewaltigen Pinselhieben die Komposition ins Heroische steigern"

ALLES FÜR DIE GESUNDHEIT

Von Hans Karl Breslauer

„Sonderbar", sagte Herr Fleuron, „dieser tägliche Spaziergang, den mir Doktor Bernier verordnete, ist wirklich nicht ohne... Ich fühle mich bedeutend frischer, kann abends sofort einschlafen..."
„Allerdings..." seufzte Frau Marianne.
„Jawohl, Kind, so ist es... Ich fühle eine Spannkraft in mir, eine Spannkraft —"
„Überanstrenge dich nur nicht, Adalbert..."
„Keine Angst, Schatz... In meinem Alter muß man etwas für seine Gesundheit tun... Ein Mensch, der keinen Beruf hat und mit einer gewissen Bequemlichkeit durchs Leben geht, muß besonders vorsichtig sein... Ein kluger Mensch, dieser Doktor Bernier, ich wollte, du wärest mit bei ihm gewesen, man faßt sofort Vertrauen zu ihm!"
„Vertrauen ist wichtig!" unterbrach Frau Marianne den Redefluß des Gatten. „Und wohin geht heute die Wanderung?"
„Ins Bois... Vielleicht nach Vincennes... Ich will gute vier Stunden gehen... Ah — vier Stunden frische Luft — sich Gesundheit holen — wie herrlich..."
„Du wirst dich noch einmal übermüden, Adalbert!"
„Wo denkst du hin, Kind!... Ganz im Gegenteil... Das Fett muß herunter... Das ist auch die Ansicht Doktor Berniers... Fett ist Gift..."
„Nimmst du keinen Überrock, Adalbert?"
„Ja, den nehme ich... Man kann nie wissen, die Abende werden schon kühl... Also, Marianne, leb wohl..."
Einige Minuten nach halb acht, es dämmerte bereits, steckte Herr Fleuron vorsichtig den Kopf aus einem Haustor, äugte die Straße hinauf und hinunter, drückte das Tor ins Schloß und bog mit der Miene eines harmlosen Spaziergängers, den Stock unternehmungslustig schwingend, um die nächste Straßenecke.
„Schon zurück?" begrüßte Frau Marianne den Gatten und war ihm behilflich, Hut und Überrock abzulegen. „Wie war es?"
„Ich bin weiter gegangen, als ich mir vorgenommen hatte..." — In der Tat —"
„Es war ein prachtvoller Nachmittag!" schwärmte Herr Fleuron. „Überhaupt diese sonnigen Spätherbsttage — wie wundervoll die sind..."
„Bist du nicht müde?" — „Nicht die Spur!"
„Nach viereinhalb Stunden —"
„Das macht das Training, Schatz... Jetzt fühle ich erst, was ich leisten kann... Na, Marianne, was machst du so lange im Vorzimmer?"
„Da bin ich schon!" sagte Frau Marianne eintretend. „Du, Adalbert, wenn man nahezu fünf Stunden geht, macht man doch mindestens fünfundzwanzigtausend Schritte, nicht wahr?"
„Sehr leicht möglich, Schatz... Fünfundzwanzigtausend Schritte... Unglaublich — ganz unglaublich —"
„Und von uns bis zur Wohnung meiner Freundin Claire sind es keine fünfhundert!"
„Auf was für Ideen du kommst!" lachte Herr Fleuron. „Ich weiß wirklich nicht, was du damit sagen willst?"
„Was ich damit sagen will?" versetzte Frau Marianne spitz. „Daß ich alles weiß... Jawohl, ich weiß schon längst, wohin dich deine Gesundheitsspaziergänge führen..."
„Aber — aber —"
„Und heute bist du auch nicht weiter gewesen... Dein Gesundbrunnen liegt ganz in der Nähe..."
„Schatz, Kind, Marianne, du täuschest dich... du... du..." Herr Fleuron schnappte nach Luft.
„Schweig!" zischte Frau Marianne und hielt dem Gatten etwas unter die Nase, das aussah wie eine Taschenuhr. „Hier ist der Beweis, du Heuchler! Diesen Schrittzähler habe ich heute wieder in die Tasche deines Überrockes gesteckt, und er zeigt auch heute genau neunhundertundachtzig Schritte, so wie jedesmal, wenn du etwas für deine Gesundheit tust... Und zu diesen neunhundertundachtzig Schritten hast du fünf Stunden gebraucht!"

Amoretten aus Plüsch

Von

Walter Foitzick

Nehmen wir mal an, Sie gehen mit Ilse aus. Ausgehen ist hier prägnant gebraucht, d. h. Sie gehen nicht nur irgendwo heraus, sondern auch irgendwo hinein. Ich rede hier nicht von einer Tristan-Premiere oder der Symphonie mit einer Nummer oder einem ernsten Theaterstück, das zur Bildung gehört. Nein, Sie gehen mit Ilse aus, an einen Ort, an dem es irgendwie vergnügt zugeht. Die Ilses haben nach den ersten mehr innerlichen Zeiten ihrer Bekanntschaft mit Herren manchmal, oder sagen wir lieber, immer häufiger, einen Drang zu solchen Stätten des Vergnügens. Das werden Sie möglicherweise schon bemerkt haben.
An solchen Orten herrscht Musik, und der Preis der dort verabreichten Speisen und Getränke ist aus diesem Grunde etwas erhöht. Das ist nun einmal so auf der Welt, Kunst und besonders Musik verursachen Kosten.
Das sieht jeder ein.
Wenn es nun so ein Ort mit Musik und Stimmung und Betrieb ist, wird es nicht lange dauern, bis sich Ihrem Tisch eine meist weibliche Person nähert, von der nur der ganz unerfahrene Mensch zuerst annehmen könnte, sie wolle Ihnen oder vielmehr Ilse etwas schenken.
Sie sind nicht so unerfahren, Sie kennen die Gefahren der Großstadt und der Stätten mit Betrieb. Ihr scharfes Auge hat schon von weitem erkannt, daß dies das Fräulein mit den Stofftieren ist.
Stofftiere gehören zum Betriebslokal mit Musik, sie sind mit ihm durch geheimnisvolle Bande verbunden, diese Stofftiere in Gestalt von Theddybären, Bulldoggen, Hundis und anderen Lebewesen von walzenförmigem Körper.
Ach, diese Tiere verteuern das Ausgehen ungemein! Sie zeugen von starker Liebe oder stärkerem Alkoholgenuß. Ganz nüchterne Männer kaufen selten Stofftiere, sie müssen schon etwas trunken von Jugend, Liebe oder Wein sein. Die Verbindung der letzten beiden Narkotika erzeugt die meisten Ankäufe von Stofftieren, und der Grad der keimenden Zuneigung, multipliziert mit dem Quadrat des Alkohols, ergibt den Umfang des Theddybären. Ich bin überzeugt, es ließe sich eine noch genauere mathematische Formel finden. Das weiß Ilse, das wissen alle Ilses, auch wenn sie sich niemals mit Mathematik befaßt haben, und daher stammt der Drang zum Stofftier. Der Theddybär ist für sie dasselbe, was für den Indianer der Skalp oder für den Kopfjäger der erbeutete Kopf ist: Trophäe eines Sieges, Andenken an gewonnene Schlacht. Es ist immerhin eine Leistung, einen erwachsenen Mann zum Ankauf eines solchen Plüschgebildes, von drei Mark aufwärts, zu betören. Je größer das Stofftier, desto größer die Zuneigung. Ilse muß das Gefühl haben, daß man sich für sie verschwendet, den schnöden Mammon verachtet. Sie weiß aus dem Film, daß Männer sich in ihrer Leidenschaft für Frauen ruinieren können und in Ermangelung von Wertbeständigem frißt der Teufel Stofftiere.
Diese Stofftiere werden zu Hause auf der Couch aufgereiht, wo sie zwischen den Kissen allmählich unansehnlich werden, wie viele Gefühle. Gelegentlich besehen die Damen sich dann die Strecke der Saison: Drei Theddybären, zwei rosa Bulldoggen, einige Gebilde, die nur die Kenner der Materie als Katzen oder Affen identifizieren kann, sinnige Pfänder zarter Liebe.
Und was wird aus diesen Nachkommen der klassischen Amoretten, bestimmt, den Pfühl zu umgaukeln? Nun, der kleine Liebling des Hauses, der Terrier, der Bobteil oder sonst ein der Mode unterworfenes Lebewesen ergreift Besitz von den Liebesgöttern, öffnet sie weidgerecht und stellt mit Befriedigung fest, daß sich unter dem poetischen Plüsch reale Holzwolle befindet. So endet manche große Leidenschaft.

Blinder Eifer

(O. Gulbransson)

„Otto, benimm' dich!"

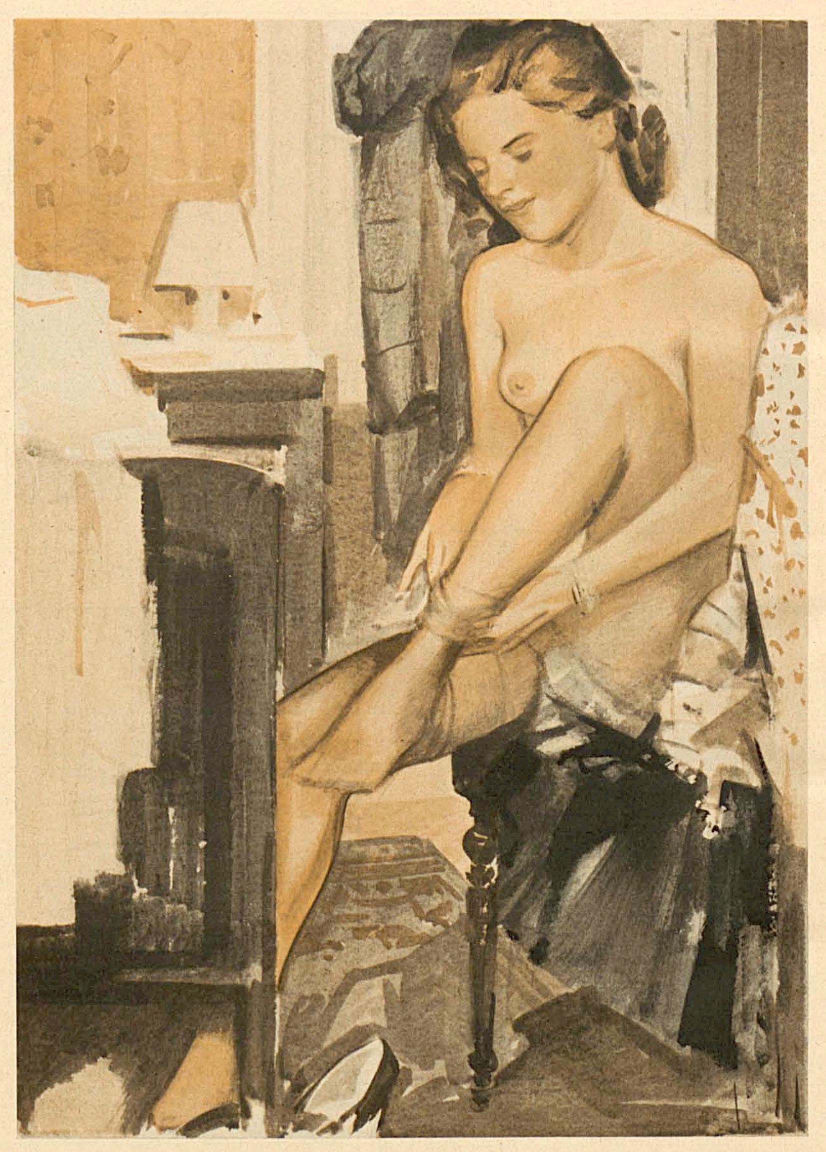
„Pfui, Sie Person, Sie!"

„— — — — — — — — — —"

„So, Amalie, nu können wir die Puppe bezahlen!"

Seelenqual

(K. Heiligenstaedt)



„Bitte, das soll nun einen Menschen nicht verrückt machen: jede Nacht will ich von Poldi träumen, und jede Nacht ist's ein Schokoladenpudding mit Schlagobers!"

Mißglückte Reportage

(R. Kriesch)



„Was schreiben Sie da über mich — die muskulöse Hinterhand der Favoritin bezaubert jeden Kenner — — —?" — „Ach ja — entschuldigen Sie — ich war bisher Rennberichterstatter."

ÜBERSINNLICHES

Von Wilhelm Hammond-Norden

Als sie genug getanzt hatten, begannen sie sich zu unterhalten. Das Gespräch ging über Stock und Stein, und dann geschah es, daß Magda, die schöne Graphikerin, ausrief: „Sie können mir sagen, was sie wollen, ich glaube nicht an Übersinnliches. Ich glaube nur an das, was ich sehe und höre und fühle!"

„Das Glauben oder Nicht-Glauben allein nützt da gar nichts", entgegnete der Schriftsteller Fredo. „Bei diesen Dingen kommt es fast immer auf die besonderen Umstände an!"

„Wieso?" Die schöne Graphikerin machte runde, fragende Augen.

„Ich will Ihnen ein kleines Erlebnis schildern", sagte Fredo. „Wir haben zu Hause eine Frau, die ein paar Stunden mit im Haushalt arbeitet, Frau Langemann heißt sie. Sie ist eine tüchtige, handfeste und völlig normale Person. Alles Übersinnliche ist ihr selbstverständlich ganz fremd. Eines Abends sitzt die Gute vor ihrem Rundfunkapparat und hört eine Sendung. Gedichte! Rasch will sie abstellen, denn sie ist, wie ich schon sagte, normal. Da vernimmt sie, daß die Gedichte von mir sind. — Hört mal, sagt sie daraufhin zu ihrem Mann und zu ihrem Jungen, Herr Fredo spricht da Gedichte im Radio. So hört sich denn die ganze, kleine Familie meine Lyrik an. Man bewundert mich, weil ich im Sender sitze und dort Gedichte ins Mikrophon spreche, die in der ganzen Stadt und weiter noch gehört werden können." Fredo machte eine kleine Pause. „Weiter!" bat Magda.

„Zur selben Zeit", fuhr der Schriftsteller fort, „sitze ich in meiner Wohnstube, um die Sendung abzuhören. Ich befinde mich nicht im Sender, die Gedichte waren vorher auf Wachsplatten aufgenommen. Ich stelle den Lautsprecher an: es knackt und tackt, es schnurrt und surrt, es gurgelt und schnurgelt — aber hören kann ich nichts. Der Apparat ist entzwei. Ich fluche. Meine Frau gibt mir einen guten Rat und sagt: ‚Geh hinüber zu Langemanns und hör dir dort die Sendung an!' — Langemanns sitzen und lauschen. Sie freuen sich darüber, wie genau meine Stimme herauskommt. Als ob er in unserer Stube säße, sagen sie. Da klingelt es. Der Junge von Frau Langemann öffnet. Ich trete ein und gehe in die Wohnstube. Ich will sagen: ‚Ach, dürfte ich wohl bei Ihnen . . .' da sieht mich Frau Langemann, reißt die Augen auf, schreit zweimal kläglich und fällt in Ohnmacht. — Donnerwetter, sage ich, und es klingt sehr viel weniger vornehm, als meine lyrische Stimme im Apparat. Ich stelle also zunächst mal das Radio ab, dann bemühen wir uns um die Frau, wir bekommen sie auch schnell hoch und bald darauf schlägt sie die Augen auf. Sie faßt sich an die Stirn. Mein Gott, sagt sie, wie kann das angehen. Ein Mensch kann doch nicht an zwei Stellen zu gleicher Zeit sein. Ich erkläre das mit den Wachsplatten — und bald ist Frau Langemann so weit, über den ganzen Vorfall lachen zu können."

„Na, und?" fragte Magda, da Fredo anscheinend zu Ende war.

„Und daraus ersehen Sie deutlich, mein Fräulein, daß im Grunde niemand gegen das Übersinnliche gefeit ist. Wir brauchen nur einen kleinen technischen Kniff nicht zu kennen, schon glauben wir an Spuk und Gespenster. Niemand kann behaupten, daß er davon frei wäre!"

Magda antwortete nicht. Sie legte eine Platte aufs Grammophon und sagte zu Fredo: „Nun wollen wir aber mal wieder tanzen!"



(Hanna Nagel)

KERSTIN

VON KÄTE BIEL

Kerstin war vierundzwanzig Jahre alt und auf prunkvoll blauäugige Weise hübsch. Tagsüber machte sie in ihrem Atelier in Oslo künstlerische Aufnahmen von Dingen, die sich nicht wehren oder ihr dreinreden konnten (sie knipste zumeist Blumen, Kinder, Wolken, Obst, Tiere, gelegentlich Möbel und selten Mitmenschen), und während ihrer Freizeit hatte sie ein freundschaftliches Verhältnis zu Ralf Sörensen.

Sie verhehlte sich nicht, daß dieser in der ruhigen Hoffnung lebte, die Verbindung nach und nach im Sinne biologischer Notwendigkeiten komfortabler auszugestalten. (Und Ralf Sörensen war ein Mann, der im Leben sein Ziel stets erreichte, wo es auch immer liegen mochte.) Bei diesem Punkt ihrer Überlegungen geriet Kerstin meistens in eine gemäßigt wilde Verzweiflung, denn Ralf stand zu einer berühmten Meteorologin, die seit zwei Jahren fern am Himalaja Klimaforschung betrieb, in gesetzlich geklärter Beziehung, und wenn der vereinsamte Gatte auch bemüht war, diesen Zustand aufzuheben, so hatte Kerstin deshalb doch noch Bedenken.

Schließlich betreibt keine Frau — auch bei größter wissenschaftlicher Veranlagung nicht — ohne Ursache einen derartig kalten Beruf im asiatischen Hochgebirge. Ralf mußte irgend etwas Schlimmes getan haben.

Es war das Selbstverständlichste, daß Kerstin sich aus ihrer eigenen großen Neigung zu Ralf das Recht nahm, seine Seele des öfteren mit zarten Fragen anzubohren, um aus den heraufgeholten Proben Struktur und Beschaffenheit seines Innenlebens beurteilen zu können.

Aber jedesmal brach Ralf in ein ärgerliches Stöhnen aus. „Daß ich der Teil sein könnte, der verletzt wurde, dieser Gedanke liegt Ihnen grundsätzlich fern?" Kerstin lächelte traurig und schön. „Frauen empfinden sensibler!" sagte sie flüchtig, und Ralf Sörensen seufzte und hüllte sich in Schweigen. Er fuhr fort, abends, wenn seine Berufspflicht — das bekannteste Osloer Reklamebüro zu leiten — hinter ihm lag, bei Kerstin Werbung für sich selbst zu betreiben.

Und eines Tages fiel er lächelnd vor ihr auf die Knie und sprach zu dieser schon ungewöhnlich ausdrucksreichen Handlung noch einschlägig umrahmende Worte; unter anderem erzählte er auch, er wäre nun geschieden.

Kerstin war entzückt und entsetzt zugleich. Sie sehnte sich nach einem glockenklaren Mädchenlachen oder nach einem Frauenlächeln voll ernster Anmut. Aber nur ein befangenes Kichern wollte sich einstellen, das sie rasch unterdrückte, weil Ralf keine Illusionen von der Schönheit ihrer Psyche einbüßen sollte. (Nichts ist so bezeichnend für eine Frau wie die Art, in der sie lacht, hatte er neulich zu Kerstin gesagt. Sie entdeckte zwar einige Tage später, daß er diesen Satz im Zusammenhang mit der bekanntesten norwegischen Zahnpasta geprägt hatte, aber eine Wahrheit wird ja nur um so wirkungsvoller, wenn die Reklame sie populär macht.)

„Ich werde Sie immer lieben!" sagte Ralf Sörensen ernst.

Kerstin leuchtete vor Melancholie. „Ich weiß!" sagte sie. Sicher gab es nicht nur unzerreißbare Bilderbücher, sondern auch die unzerreißbare Liebe. Sie bezweifelte nicht einmal, daß ihre Gefühle für Ralf ebenfalls diesen zähen Charakter annehmen könnten. „Ich bin Ihnen verfallen, Kerstin! Ich brauche Sie!" fuhr Sörensen etwas ungeduldiger fort. Kerstin wußte nicht, ob sie dies alles schon einmal als Filmdialog gehört hatte. Es war ein Augenblick abseits des Alltags, voll innerer Spannung und karger Wärme. Der Reklamefachmann Sörensen, blond, grauäugig und elegant, kniete immer noch verhalten neben der großen silbernen Schale mit den gelben Rosen, die auf dem Boden stand. Wenn er nun die nächsten hundert Jahre hier knien würde? dachte Kerstin vergrübelt. Ein Mann, den man sicher vor sich auf dem Teppich hat, kann kein weiteres Unheil anrichten. Er kann keine Chausseebäume anfahren, sich keine Nikotinvergiftung zuziehen, sich nicht in blindem Eifer Feinde machen, unschön über weibliche Gefühlswelten reden und sich schließlich nicht noch beiläufig in eine andere verlieben...

„Sie haben die lauterste Gedankenwelt, die ich je bei einer Frau gefunden habe!" murmelte Sörensen erschüttert in ihr Schweigen hinein. Es war eine seiner Stärken, immer fast genau das zu sagen, was er dachte.

Kerstin wurde von einer wehmütigen Feierlichkeit ergriffen. Es forderte ihren Großmut heraus, daß Sörensen so offen zugab, ihr verfallen zu sein. Sie würde ihn niemals zu einer künstlerischen Aufnahme verarbeiten und sie würde sich entschließen, das zu tun, was sie selbst gern wollte: ihn heiraten.

„Weshalb ist Sigrid bis zum Himalaja geflüchtet?" fragte sie leise.

Sörensen seufzte. „Es bestand nicht die geringste Einheitlichkeit im Denken und Fühlen zwischen uns!" Und dann erhob er sich, denn er konnte einer Frau nur mit Unterbrechungen verfallen sein. Er war beruflich stark beschäftigt. (Der heutige Abend gliederte sich beispielsweise in den Antrag für Kerstin und in Vorbesprechungen zur Einführung eines neuen Fußbodenpflegemittels, bestimmt, das Entzücken der skandinavischen Hausfrauenwelt zu erregen.)

„Ich bin nicht neugierig!" sagte Kerstin, „aber ich muß wissen, was den letzten Anstoß zur Trennung gegeben hat!"

Eine Welle jäher Verlegenheit überflutete den Reklamefachmann Sörensen. „Wir hatte eine Auseinandersetzung über — also, das kann ich Ihnen nicht sagen!"

Kerstin ahnte, daß hier das Schicksalhafte lag. Entschleierte sich diese Rätsel, so würden sich im Rückblick auch die anderen entwirren.

„Sie wissen, daß Sie Vertrauen zu mir haben können!" sagte sie mit weichem Lächeln. „Ich möchte nicht mit blinden Augen in mein Schicksal wandern, um eines Tages zu entdecken, daß ich am Fuße des Himalaja stehe und Klimaforschung betreiben muß!"

Sörensen atmete tief auf. „Es ging um das Gras im Garten!" sagte er in einer Mischung von Zynismus und Befangenheit. „Morgen sage ich Ihnen alles!"

Kerstin blieb allein zurück: relativ glücklich. Sie dachte über Gras als Keimzelle für Eheprobleme nach, und schließlich wurde sie rot.

Am nächsten Abend begegneten sie einander in der feierlich gedämpften Atmosphäre eines der ersten Osloer Restaurants. Zu seiner großen Erleichterung sah Sörensen sofort, daß Kerstin festlich für ein Jawort angezogen war; er wollte freudig gleich beginnen, sich zu verloben, aber Kerstin erinnerte an das versprochene Referat über die Enttäuschung mit Sigrid.

Der Wein funkelt gelblich-golden in den Gläsern. Stimmen sprachen leise, mitunter klapperte hauchfein Geschirr. Eine puderüberlastete und von gelbem Tüll umgebene Dame ging vorüber und schleifte ein wildes Duftband tropischen Blütengeruchs hinter sich her.

„Sie können mir alles sagen..." murmelte Kerstin, und ihre Augen waren voller Glanz und Tiefe, „auch das Zarteste und Subtilste, Ralf..."

Sein männliches Gesicht war gestrafft und ernst. In seiner Seele war geheime Bitterkeit. Er hätte jetzt lieber davon gesprochen, wie sehr das hautverbundene Fließen ihres Kleides seinen ästhetischen Sinn beglücke...

„Es war weder zart noch subtil, Kerstin. Wir waren verschiedener Ansicht über die beste und natürlichste Methode, das Gras im Vorgarten zum Wachsen zu verlocken — jedenfalls war dies das letzte Glied an der langen Kette anderer kleinerer Differenzen —"

Im Spiel der Lüfte

Von Ratatöskr

Heute braust ein scharfer West
rücksichtslos um alle Ecken,
der uns von den Köpfen bläst
das, womit wir sie bedecken.

Tückisch und empfangsbereit
grinsen schon die Gassenpfützen . . .
Kennt er einen Unterscheid
zwischen den verschiednen Mützen?

Nein — er ist so frech und frei,
daß er sie herunterflegelt
selbst dem Mann der Polizei,
welcher sonst die Sitten regelt.

Alles rennt ihr haschend nach,
schreckerfüllt und dienstbeflissen.
Sieh, und einer hat sie, ach,
grade noch dem Kot entrissen.

Ehrfurchtsvoll wird sie und fair
dem Betroffnen ausgehändigt.
Und nun ist er wieder Er,
der die Macht des Bösen bändigt.

Kerstin hatte sich nicht deshalb so sorgsam angekleidet, damit den ganzen Abend über die Klimaforscherin gesprochen würde. „Erzählen Sie nur das Letzte..."
Sörensen blickte auf die zartbemalte Wand. Eine rosigweiße Dame, irgendwo in der griechischen Mythologie angesiedelt, lag unter einem Feigenbaum, und sanftgrünes Gras wuchs um sie herum. „Bei uns in Norwegen gedeiht der Rasen oft nicht gut!" sagte er versonnen.
„Es gibt Präparate, um dem abzuhelfen!" antwortete Kerstin verwirrt.
„Das meine ich auch!" rief Sörensen lebhaft aus. „Man geht in einen Laden und kauft Hornspäne! — Sigrid jedoch...? Meine Schwester hatte uns damals ihre Zwillinge anvertraut, reizende Bälger. Sie sind jetzt bald vier Jahre alt, — bei unserer Hochzeit könnten sie übrigens Blumen streuen, Kerstin! — aber damals konnten sie eben laufen und waren durchaus noch nicht völlig in die Zivilisation hineingewachsen. — Sie begreifen?"
„Ja... Nein...", sagte Kerstin und fühlte, wie sich eine große innere Erschütterung in ihr einrichtete. Sörensen lächelte voll männlicher Güte. Er hatte sich nun in das Thema hineingefunden. „Um Schlimmerem vorzubeugen, wurden die Kleinen regelmäßig zu bestimmten Verrichtungen angehalten —"
Hier begann die Kapelle leise und kultiviert zu spielen. Kerstin befestigte unruhig eine Ranke an ihrer Schulter.
„Sigrid machte sich nichts aus Kindern", fuhr Sörensen erregter fort, „sie war ein ganz auf Zweckmäßigkeit eingestellter Mensch. Sie suchte ihren Nutzen aus der Anwesenheit der niedlichen Dinger zu ziehen. Eines Tages entdeckte ich, daß unserer Hausgehilfin befohlen war, zu sammeln, was sich da ergab, um es unter reichlichem Wasserzusatz auf den Vorgartenrasen zu befördern!"
Kerstin hob die seidigen Halbkränze ihrer langen Wimpern. „Nein?" fragte sie scheu. Ihre Züge waren von klarer, stiller Schönheit. „Wuchs das Gras denn besser danach?"
Sörensen starrte sie an. Er vergaß alle Förmlichkeiten. „Kerstin! Das fragst du? — Du auch? — Ja, es wuchs prächtig! So prächtig wie in keinem Nachbargarten! — Aber du wirst doch später — wenn wir — dann — —" Er trank hastig sein Glas leer. „Liebste!" murmelte er erschreckt.
Kerstins Herz jubelte. Sie begriff, daß er nicht von ihr loskommen würde, selbst wenn sie sich entschlösse, das Gras auf die gleiche natürliche und sparsame Art zu besserem Wuchs zu bewegen.
Sie kämpfte einen kurzen Kampf mit ihrem praktischen Sinn, und dann war ihre Antwort Verzicht und Versprechen in einem. „Ich werde es nie tun, Ralf!" sagte sie feierlich, und in ihren blauen Augen stand ein verträumter Glanz, in dem das Gras nicht durch ihre Kinder, sondern für ihre Kinder wachsen sollte...

Die Dame und der Sternenhimmel

Von Eleonora Pontanius

Um es gleich zu Beginn zu sagen: es ist für eine Dame nicht ohne weiteres möglich, den Sternenhimmel ungestört zu betrachten...

Jetzt, da die Abende kühl, die Hecken undicht und die Baumkronen durchsichtig werden, beginnt auf den Bänken in den Anlagen und Parks auch wieder für Einzelpersonen Platz zu werden.

Die Bänke sind von sommerlichen Küssen noch warm wie in Zeitungspapier eingewickelte Briketts; und man kann ohne Erkältungsängste — allerdings mit einem warmen Mantel angetan, — noch schön auf ihnen sitzen, das Gesicht den Sternen zuwenden und eine besinnliche Viertelstunde verbringen.

(Ich möchte hier einflechten, daß ich sehr wohl weiß, daß es „Einzel"personen im allgemeinen nicht gibt, denn eine Person ist immer einzeln, im allgemeinen. Nicht jedoch im Frühling und Sommer auf den Bänken in den Anlagen und Parks! Da kann man von der beginnenden bis zur vollendeten Tatsache ganz deutlich das Phänomen beobachten, wie aus zwei Personen eine Person wird. Daher sei mir in diesem Falle, d. h. im Hinblick auf eine Parkbank im Spätherbst und einen von diesem ausgelösten Hang nach Einsamkeit und Besinnlichkeit die ausdrückliche Bezeichnung Einzelperson gestattet!)

Also man hat eine herrlich einsame Bank gefunden: rechts weitab eine Laterne, links nahebei ein Papierkorb, zu Füßen eine feuchtduftende Rasenfläche, zu Häupten der Himmel, nach dessen Anblick man in der Stadt immer Sehnsucht hat. Denn vor lauter Häusern kann und vor lauter Autos darf man nie recht zu ihm hinaufschauen. Aber hier darf und kann man. Könnte man. Als Frau kann man scheinbar nicht.

Heute sieht der Mond ein wenig melancholisch aus. Desgleichen der Mann, der nicht aus dem Mond, sondern aus dem Schwarz eines Holunderbusches heraustritt. Er setzt sich auf meine Bank. Ich betrachte also den Mond. Der Mann betrachtet mich. Nach einer wohlabgewogenen Weile räuspert er sich. Nach einer weiteren Weile sagt er: „Ein schöner Abend heute!"

Dann entsteht eine Pause, während der er angestrengt über den nächsten Aphorismus nachdenkt. Endlich hat er ihn gefunden. Die Bank bekommt einen förmlichen Ruck bei diesem Ereignis: „Viele solcher Abende wird es in diesem Jahre nicht mehr geben!"

Einen Augenblick Stille. Ich habe jetzt den Großen Bären gefunden und der Mann den nächsten Satz: „Genau genommen hat es in diesem ganzen Jahr überhaupt nicht viele solcher Abende gegeben..."

Ich suche jetzt die Cassiopeia. Aus irgendwelchen Urgründen liebe ich sie. Der Mann sucht schon wieder nach einem Satz. Ich fühle das. Jetzt hat er ihn: „Das hat an dem schlechten Wetter gelegen."

Nach einer wiederum wohlabgemessenen Weile steht er auf. Er ist ein Melancholiker. Ich hatte ihm das gleich angesehen. Melancholische Menschen haben keine Ausdauer. —

Zwei Jünglinge tauchen auf und setzen sich mit großer Wucht. Die Bank bibbert wie ein Flammerie. Als das Bibbern verebbt ist, höre ich sie flüstern:

„Peilst du se an?" — „Nee. Peil du se an!"

„Ick trau mir nich. Peil du se an!"

„Schlappier! Warum willst se denn nich anpeiln?"

„Warum soll ick denn imma? Peil du doch!"

„Nee, ick peile nich!" — „Na, ick peile ooch nich!"

„Also denn los. So macht et keenen Spaß."

„Und Reißmatismus jibt et jratis."

Beide entfernen sich in Richtung der schwarzen Büsche. Nun habe ich Muße für die Milchstraße. Wieviel Sterne soll sie schätzungsweise haben?

Ein Herr mit einem Silberbart hat Platz genommen. Silberbärte wirken immer irgendwie beruhigend. Also die Milchstraße soll ungefähr fünfunddreißig Milliarden Sterne haben. Fünfunddreißig Milliarden Sterne! Es ist nicht vorstellbar für ein menschliches Gehirn. (Der Bärtige klopft seine Pfeife aus). Es ist überwältigend. Man möchte... zunächst einmal ungestört sein. Der Bärtige klopft jetzt dreimal mit seiner Pfeife auf die Bank. Nach kurzer Zeit fünfmal. Jetzt dreimal kurz und zweimal lang. Aha, nun verstehe ich: er morst sozusagen mit seiner Pfeife. Darauf verstehe ich mich nicht. Es belästigt mich. Ich betrachte mit hochgezogenen Brauen und eisigen Mundwinkeln — im matten Schein der Laterne kann er es sehr wohl erkennen — seine alberne Pfeife und seinen silbernen Bart. Und denke dabei suggestiv: „Geh jetzt. Sofort. Geh. Marsch. Pascholl!" Und tatsächlich: er steht auf, steckt seine Morsepfeife in die Tasche und geht.

Aber schon entwächst ein Neuer der Dunkelheit, setzt sich auf meine Bank, knöpft den Mantel auf, streckt seinen Arm auf die Lehne und macht es sich übertrieben bequem.

Hm. Also wo war ich doch eben. Wohin war mein sehnender Geist entflohen? Er soll wieder — nein, der Mann neben mir läßt ihn nicht. Er sagt leise und mit einem gewissen Vibrato: „Sind Sie auch immer so einsam, Fräulein?"

Ich betrachte nun wieder den Mond. Ich muß mit der Konzentration wieder von vorn beginnen. Also der Mond hat viele Seen, darunter einen See des Todes und einen See der Träume. Ist das nicht wunderbar? Wessen Träume mögen in diesen See hineinfließen? Er hat Berge, so hoch wie der Nanga Parbat und Krater, so tief wie... „Es ist nicht schön, abends einsam zu sein", sagt der Mann langsam und leise und rückt einen Meter auf mich zu, „am Tag merkt man es ja nicht, da hat man seine Arbeit, aber am Abend..."

Jetzt berührt sein ausgestreckter Arm meinen Mantelärmel. Ich rutsche ein Stück nach links. Der Arm rutscht nach. Gleich falle ich in den Papierkorb. „Fräulein", sagt der Mann und atmet heftig, „Fräulein..."

Und nun ist es an mir, aufzustehen und mich schnellen Schrittes zu entfernen. — —

Ich sagte schon, es ist für Frauen nicht ohne weiteres möglich, den Sternenhimmel ungestört zu betrachten. Schade. Sehr schade...

Ich werde am Telefon verlangt

Von Hanns H. Fischer

Ich heiße Gurkel. Dafür kann ich nichts. Friedrich Theobald Gurkel. Besonders schön ist dieser Name nicht. Aber man gewöhnt sich mit der Zeit daran, wenn man so einen Namen bereits seit einundvierzig Jahren trägt. Mein Vater trug ihn sechsundsiebenzig Jahre lang, mein Großvater sechsundachtzig und mein Urgroßvater sechsundneunzig. Und wenn ich meinem Ahnenpaß glauben soll, so reicht der Name Gurkel bis in den Dreißigjährigen Krieg zurück. Aber nie hat jemals ein Mensch an diesem Namen irgend etwas Komisches gefunden. Bis neulich.

Ich sitze in einem großen Kaffeehaus und erwarte den dringenden Anruf eines auf der Durchreise befindlichen Geschäftsfreundes. Also der Anruf war wirklich dringend. Ich konnte durch ein in das Telefon gehauchtes „Ja" runde fünfhundert Mark verdienen. Wir hatten den Anruf auf vier Uhr verabredet. Jetzt war es ein Viertel nach vier Uhr. Ich wurde unruhig. Sollte das Geschäft in die Brüche gegangen sein? Sollte mein Geschäftsfreund den Zug verpaßt oder sich der Konkurrenz zugewandt haben? Gräßlich ist es, so ein ungewisses Warten. Fünfhundert Mark ist ein schöner Batzen Geld.

Ich wurde immer nervöser und rutschte auf meinem Stuhl hin und her. Dem Oberkellner mußte dieser Zustand auch schon bedenklich erscheinen. Er ließ mich nicht mehr aus den Augen, schielte zu mir herüber und hielt es dann wohl für ratsamer, meinen Kaffee sicherheitshalber sofort zu kassieren.

Da — endlich kommt von hinten der Page mit einer Tafel an einer langen Stange und klingelt unentwegt mit einer Fahrradklingel. Langsam geht er durch das Lokal und schwenkt die Tafel wie eine Schneeschaufel nach allen Seiten. Noch bleibe ich sitzen, denn ich kann den mit Kreide geschriebenen Namen auf die große Entfernung hin nicht lesen. Ich zittere vor Aufregung. Ich starre die Tafel an. Jetzt: Es wird am Telefon verlangt: Herr — Herr — Herr Gurkel! Hurra, das Geschäft klappt. Die fünfhundert Mark hätte ich in der Tasche!

Ich will gerade aufspringen und dem Pagen entgegeneilen, da hält mich ein silberhelles Lachen zurück: „Du, Kurtchen — sieh doch mal — da heißt einer Gurke! Wie komisch!"

Ich falle entsetzt auf den Stuhl zurück. Jetzt sehe ich die Tafel ganz in der Nähe und werde blaß. Es stimmt. Es wird am Telefon verlangt: Herr Gurke!

Die Kleine kann sich gar nicht beruhigen. Sie lacht und macht Kurtchen immer wieder auf die Tafel aufmerksam. Und auch Kurtchen findet den Namen komisch: „Ich bin bloß gespannt, was dieser Herr Gurke für eine Type ist."

Ich bleibe wie gelähmt sitzen. „Type" hat er gesagt!

„Paß auf, Lotte, der jetzt aufsteht, der ist es!"

Keiner steht auf! Sie verrenken sich die Hälse. Sie lachen und stecken die Umsitzenden damit an und lassen den Pagen nicht aus den Augen. Er geht eben, mit seiner Radfahrklingel läutend, an meinem Platz vorbei.

Was soll ich bloß machen? Wenn ich jetzt aufstehe, bin ich Herr Gurke, bin ich die Type. Dann wird das Lächeln zum Lachen und mich wie ein Orkan zur Zelle begleiten. Nein, das darf nicht sein. Ich bleibe sitzen. Ich werde warten, bis der Page außer Sicht ist. Ich will nicht zum Gespött all dieser Leute werden, und schon gar nicht vor dieser Kleinen — sie ist verdammt hübsch. Warum muß ich auch Gurkel heißen! Ein zu blöder Name. Und wenn schon. Kann der verflixte Page seine Ohren nicht aufsperren und den Namen richtig auf die Schneeschaufel schreiben? Ist der Page dafür angestellt, seriöse Gäste zu Typen zu stempeln, der Lächerlichkeit preiszugeben? Erdrosseln könnte ich den Burschen!

Langsam und mit einem verhaltenen Grinsen entschwindet der Page nach hinten zu den Telefonzellen. Die Kleine sagt enttäuscht: „Schade, Herr Gurke ist nicht anwesend!"

„Ein Glück, daß ich nicht so heiße", erwidert Kurtchen, und alle Umsitzenden lachen.

Jetzt ist der Augenblick für mich gekommen. Gelassen erhebe ich mich und schlendere betont gelangweilt und ungezwungen auf Umwegen zu den Telefonzellen. Ich werde meinen Geschäftsfreund schon noch erreichen. Kein Mensch achtet auf mich. Gott sei's gepriesen, das gibt mir meine Sicherheit zurück. Die letzten Schritte laufe ich — nein, ich stürze förmlich den Zellen zu. Der Page kann noch nicht abgehängt haben. Doch dann — dann sehe ich den Burschen. Feixend wischt er soeben den „komischen Namen" mit einem Schwamm von der Tafel. Die Knie werden mir weich — die Verbindung ist getrennt. Und ich habe keine Möglichkeit, den Geschäftsfreund zu erreichen, da ich nicht weiß, von wo aus er angerufen hat. Aus! Die fünfhundert Reichsmark sind unwiderruflich futsch!

Das Geschäft ist nie zustande gekommen. Für den Geschäftsfreund bin ich seitdem erledigt!

Ich bin außer mir. Ich verwünsche meine sämtlichen Urahnen bis zum Dreißigjährigen Krieg! Ich werde eine Eingabe machen, daß ich die Erlaubnis bekomme, mir einen anderen Namen zuzulegen, einen Namen, bei dem Hör- und Schreibfehler nicht meinen völligen Ruin nach sich ziehen. Seit vierzehn Tagen sitze ich über dem Telefonbuch, um mir einen neuen Namen auszusuchen. Aber keiner gefällt mir. Ich finde jetzt alle komisch.

Im Sonnenwinkel

Von Oskar Wöhrle

Die Sonne spielt im Becher Wein.
Ich sehe, wie der rote Schein,
der glühende, mir näher rückt.
Ich trink ihn aus. Ich bin entzückt.
Der beste Tropfen, den ich kenne!
Wie Glut strömt er den Adern ein.
Ich spür, wie ich entflamm und brenne!
Wer warf das Gold auf meine Tenne?
Die Sonne? Ich? Der Becher Wein?

Im Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten

(Erich Schilling)



„Nachdem die Amerikaner das Hörspiel vom Angriff der Marsbewohner auf ihr Land für bare Münze genommen haben, können wir von der Presse ihnen das tollste Zeug über Deutschland vorsetzen, und sie werden es glauben!"

Die neue Frisur

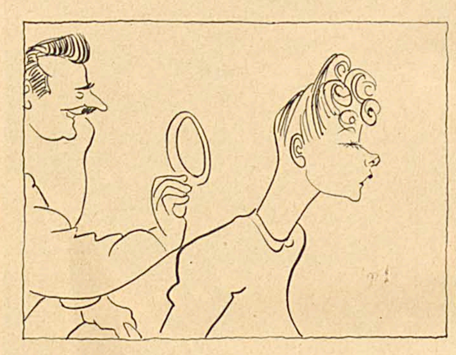
(Fr. Bilek)



„Mit der Nackenrolle geht das nicht so weiter, gnä' Frau!"



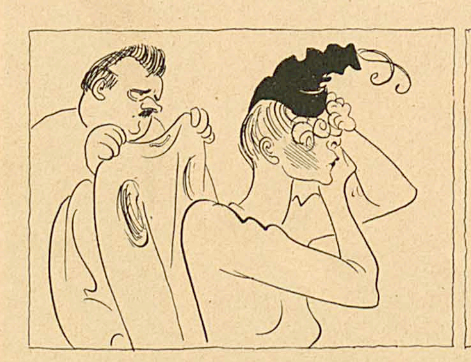
„Sehn Sie, so muß das Haar nach vorne!"

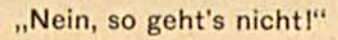


„Na, was sagen Sie zu Ihrem Hinterkopf!"



„Und nun das Hütchen!"





„Nein, so geht's nicht!"



„Aber so . . . !"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)

Ich sitze mit einem Stuttgarter Kollegen in der Bahn. Sagt er: „So, jetzt werde mir amal bissel veschperel" Sage ich zu ihm: „Aber hören Sie! Vormittags sagt man doch ‚frühstücken' und nachmittags ‚vespern'!" Worauf er, sehr von oben herab: „Mir Schwoba veschperet vormiddags ond nachmiddags!"

In einer dänischen Zeitung stand kürzlich folgende Anzeige zu lesen:

Gesucht

eine wirklich häßliche, aber tüchtige und erfahrene Erzieherin zu drei kleinen Mädchen. — Sie muß in Musik, Französisch und Deutsch Unterricht erteilen können. Damen von einnehmendem und lebhaftem Wesen und gefälligen Körperformen kommen nicht in Betracht, da der Hausherr viel daheim ist und auch erwachsene Söhne da sind ...

Wenn Senator H., sagen wir: Hansen, aber er hieß anders, wenn Senator Hansen sprach, hielten Pressevertreter und Stadtverordnete den Bleistift gezückt. Wenige Hörer haben je beachtet, was er sagte, weil sie völlig im Bann der Form seiner Rede standen.

Der Meister des curialen Stils war zu Zeiten der „Weimarer Koalition" — ja, das gab's einmal! — in den Magistrat gekommen, geraten, ein weltabgewandter Junggeselle und Humanist. Ausgerechnet ihn machten die Kollegen zum Haupt und Wortführer einer Kommission für die Altstadtsanierung (oder dawider). Als er im Stadtparlament über eine Forschungsreise durch den dunklen Stadtteil zu berichten hatte, hielt alles den Atem an. Hansen wurde bei solchen Gelegenheiten nie belacht. Aber für den Satz: „Ich wurde von einer Person weiblichen Geschlechts in ein unzweifelhaft auf die Ausübung des Geschlechtsakts hinzielendes Gespräch verwickelt" — für diesen Satz dankte man dem verdienten Mann nach angemessener Pause durch stürmischen Beifall.

Spätherbst

(Wilhelm Schulz)



Läßt graue Nebel steigen
Der Herbst im Lande weit,
Da hat mit seiner Geigen
Der Spielmann schlimme Zeit.

Denn gibt er auch wie immer
Die schönsten Weisen dann,
Jetzt lockt damit er nimmer
Die Bub'n und Mädchen an.

Da kommen nur ganz leise
Die Blätter von der Lind,
Und tanzen still im Kreise
Um ihn herum geschwind.

Doch würd' ihn das nicht kränken,
Brächt' Batzen es genug,
Daß hinterher könnt' schwenken
Er froh den vollen Krug!

Wilhelm Schulz

München, 27. November 1938
43. Jahrgang / Nummer 47

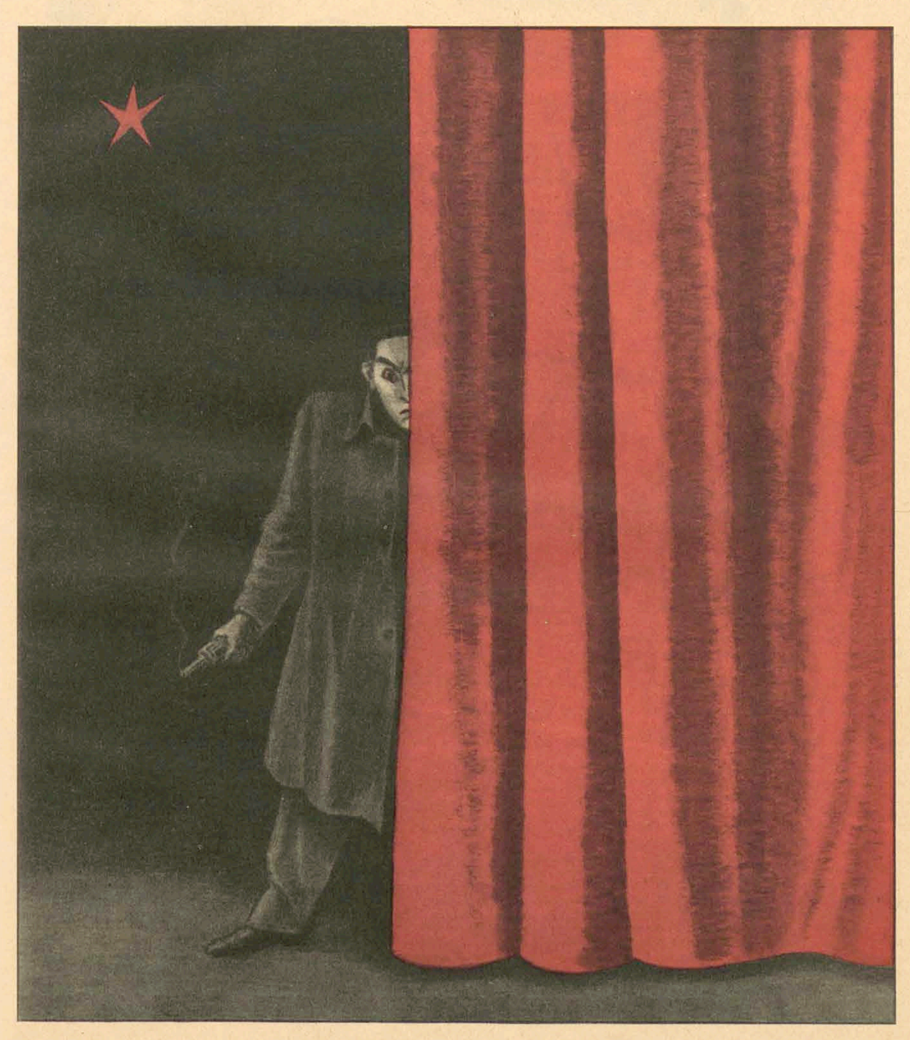
40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Mörder Grünspan

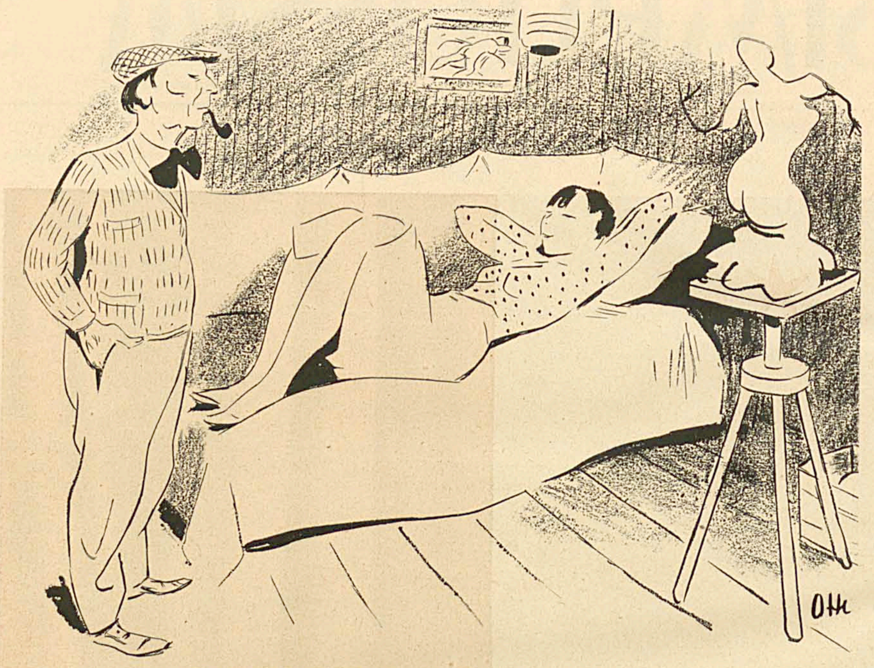
(Erich Schilling)



Er hat seine eigene Rasse am schwersten getroffen

Das Charakteristikum

(O. Herrmann)



„Glaubst du, daß man mich erkennen wird?"
„Ausgeschlossen, die Figur wird ja mit dem Rücken gegen die Wand gestellt!"

KÜNSTLER

In diesem Haus verkehren Künstler, denn es ist ein Künstler-Klub. Hier essen sie zu Mittag, hier essen sie zu Abend, hier sitzen sie an Tischen beieinander, die Maler, die Bildhauer, diejenigen, die die Zigarettenpackungen ersinnen und die Filmtitel und diejenigen, die vom Golde abwärts alles in der Kehle haben. Es sind nur wenig andere Leute hier, aber auch die glauben, daß sie irgendwie zur Kunst gehören, weil sie befreundet sind mit der Kunst, Kunstfreunde und Künstlerfreunde und Künstlerinnenfreunde.
Also so ein Lokal ist das, und deshalb ist das profane Leben hier ausgeschlossen. Hier sitze ich, und ich gestehe; in mir ist der Mittagsgast größer als der Schriftsteller, und an Stelle an „einen zu schaffenden Faust" zu denken oder mindestens an den Text zu einer zügigen Operette, nach dem Bühne und Welt schreien, überlege ich mir gerade, ob ich zum Nachtisch Apfelkücherl oder Emmentaler nehmen soll. Da fällt mein Blick auf ein älteres Paar an einem Nebentisch. Ich sehe, sie sind keine Stammgäste, sie sind in der Kunst nicht schaffend tätig, sie sind zugereist, sie sind hierher gekommen, um einmal richtige Künstler zu sehen, Originalkünstler, von denen sie schon sooft gelesen haben, diesen tollen Burschen, die vor nichts Respekt haben als vor dem Schönen, die sich in Sitten und Gebräuchen so wesentlich von allen andern Menschen unterscheiden, daß man erwachsene Töchter nicht gerne in ihre Gesellschaft bringt. Diese Künstler sollen ja, wenn sie nicht gerade mit Kunst beschäftigt sind, in den Pausen fast ausschließlich verführen.
Solche wollen die Leute sehen, wollen Schauer über ihre Rücken gleiten fühlen, einen Zipfel vom Vorhang zum Schaffensprozeß heben. Ich schaue mich um. Der gruslige Ruf der Künstler ist in Gefahr. Was werden die beiden zu Hause erzählen: Sie sehen hier niemand für die Kunst hungern. In diesem Augenblick arbeitet sich zufällig niemand vom Hirtenbuben zum Malerfürsten empor. Man kann es wenigstens nicht deutlich sehen. Ich fühle die Verpflichtung, etwas für die Fachschaft zu tun, sonst glauben die Leute womöglich, Maler und Schriftsteller und Filmkomparsen seien wie andere Menschen auch. Hier könnten Ideale und liebgewordene Romangestalten zugrundegehen.
Allerdings das muntere Künstlervölkchen kann ich ihnen hier allein am Tisch nicht produzieren; ich habe keine Laute und keine Tochter aus guter Familie, die ich auf die schiefe Ebene bringen könnte, zur Hand. Aber ich will den Leuten doch etwas für's Leben mitgeben. Ich nehme die Speisekarte, ich sehe ideenschwanger ins Nichts, ich zeichne mit dem Bleistift Kringel aufs Papier, ich mache vor, wie man um die Form zu ringen hat auch wenn Apfelkücherl daneben stehen.
Ich habe Erfolg. Sie stößt ihn an und macht ihn auf mich aufmerksam. Zu Hause können sie erzählen: „Tja, diese Künstler sind doch ganz anders. Wir haben ganz nah neben einem gesessen, der hat Muttchen skizziert, sie schien ihn zu einer jagenden Diana zu inspirieren."

Foitzick

DIE HAUSORGEL

Orgeln heiß ich jedes weltentrückte
Töneschinden eines Menschenkindes.
Gleich, ob Bauer, Angestellter, ob Student,
Gleich auf welchem Instrument.

Laute wie der Schrei des Rindes,
Gänseschnattern, das verrückte
Kreischen auf der Singing-Säge,
Das fast keinen noch beglückte, —

Musizieren ohne Pause!
Dem gefallend, der ich wäge,
Nicht mehr hört, was er verbricht,
Ahnungslos in Tasten sticht.

Andre geigen, wild wie die Hussiten,
Andre reißen Bälge durch die Mitten,
Weitre blasen liebevoll an eine Wand
Und geraten dabei außer Rand und Band,
Bringen tapfer sich in eig'ne Huld:
Jeder dreht zu Hause
Seine Orgel mit Geduld.

Hanns Poltner

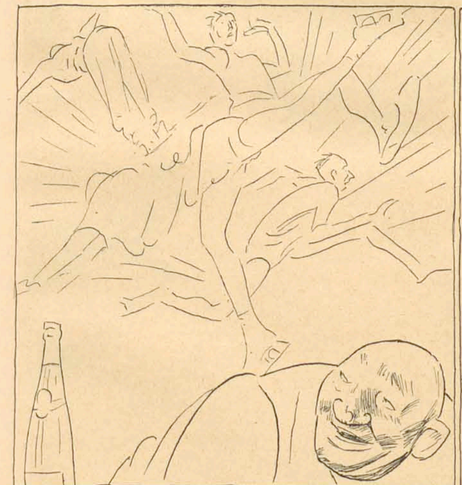
Ende November

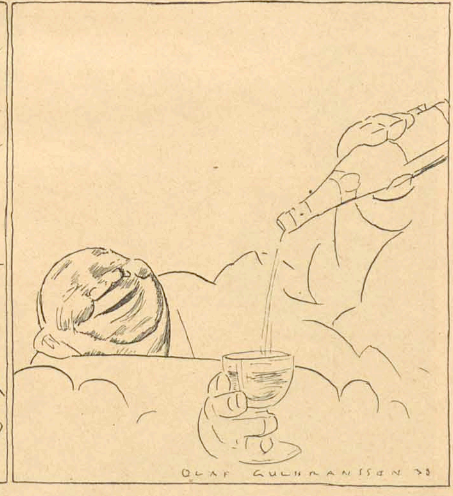
(O. Gulbransson)



Winterlich wird's nach und nach.
Vielerorts ertönt ein Ach.
Namentlich die Bardenchöre
hüllen sich in Trauerflöre.

Aber ward uns der Advent,
daß man melancholisch flennt
über Dinge, die *gewesen*?
— Fort damit und schwingt den Besen!





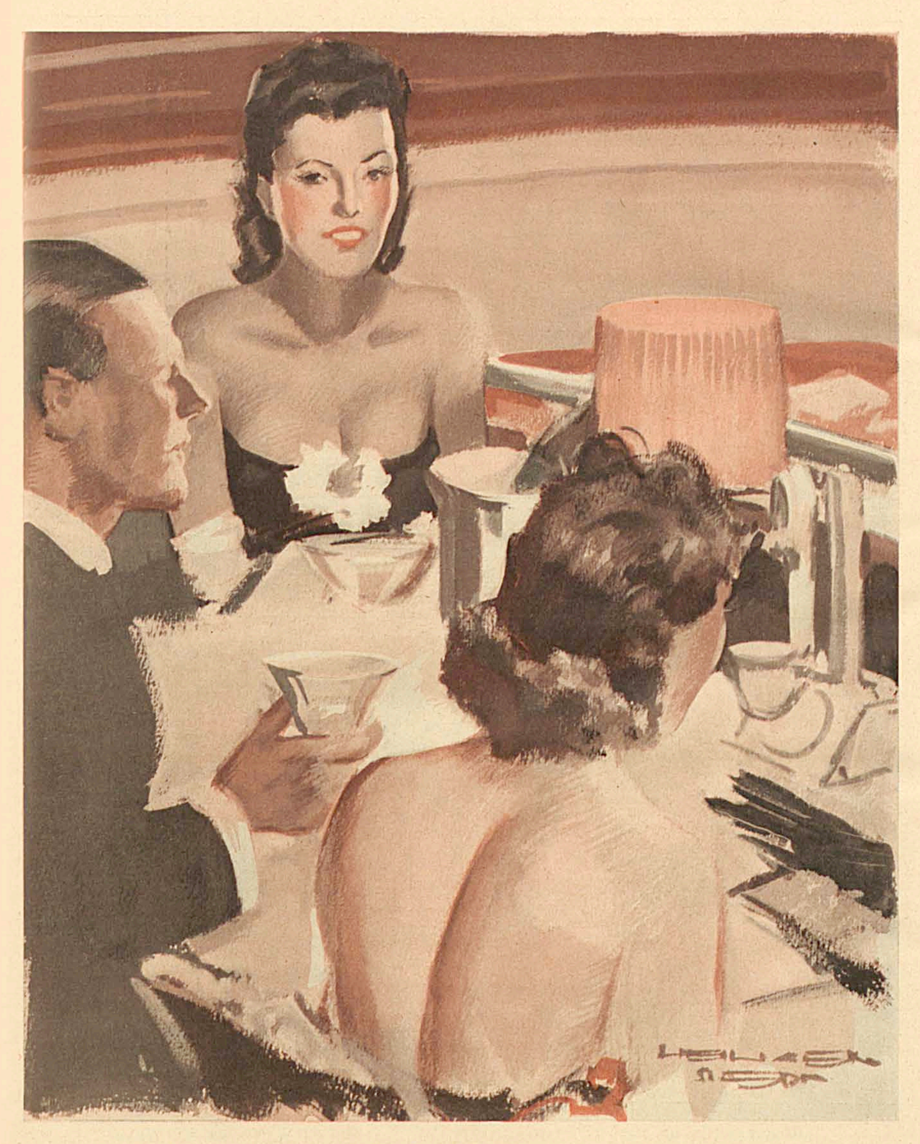
Wendet euch zu dem, was *ist*!
Baryton und Pianist,
Bildung, Schneesport, Opern, Dramen
sind bestrebt, euch zu besamen.

Und wer all das nicht verdaut,
halte sich ans Sauerkraut,
das, nach zuverlässigen Daten,
heuer ganz ff. geraten.

Ratatöskr

Der Blickfang

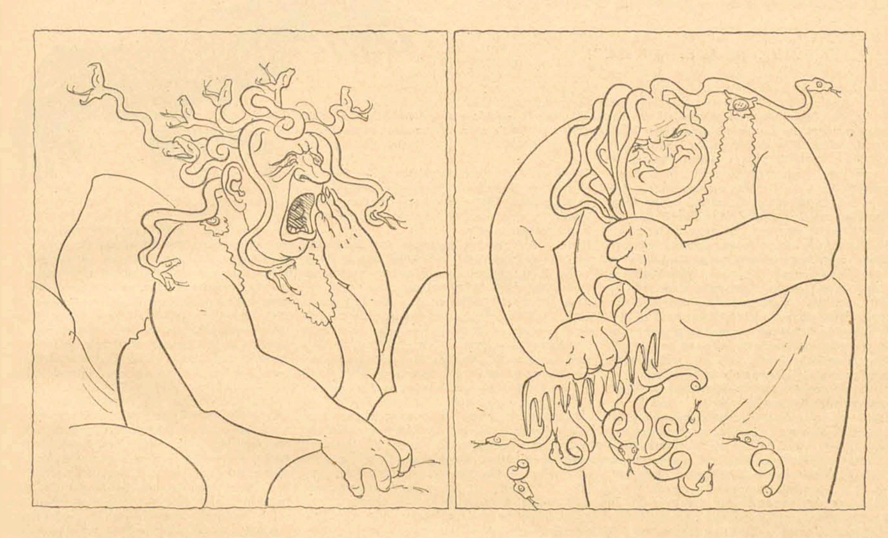
(K. Heiligenstaedt)



„Warum schaut denn der Bursche da drüben so dreist herüber?"
„Versteh ich auch nicht, Peter, wo 's doch hier gar nichts zu sehen gibt!"

Der Morgen der Meduse

(Fr. Bilek)



„Uah, wieder nicht ausgeschlafen!"

„Kämmen sich heut sehr schlecht, die Schlangen!"

„Da habt ihr ein wenig Schinkenbrot, ihr Biester!"

„So, nun wollen wir mal wieder Schrecken verbreiten!"

(J. Hegenbarth)

Urlaub aus dem Gefängnis

VON A. S. GREEN

Ein heftiger Orkan hatte die ganze Nacht an der Küste gewütet. Im Garten Harrisons, des Direktors des eine halbe Meile von der Hafenstadt P. entfernten Strafgefängnisses, waren zwei große Bäume vom Wind umgerissen worden und versperrten die Allee. Harrison ordnete an, sie fortzuräumen. Gegen zehn Uhr marschierte ein Trupp Sträflinge aus dem Gefängnis in den Garten, um die Stämme zu zersägen und wegzuschaffen.

Als sich Harrison in Begleitung seines elfjährigen Töchterchens Jessy zur Ausübung seines Dienstes ins Gefängnis begab, kam er an den Arbeitenden vorbei, blieb stehen und sah ihnen eine Weile zu. Jessy, ein burschikoses und auf allerhand kleine Streiche erpichtes Mädchen, merkte sofort, daß der unterste Ast eines der beiden umgestürzten Bäume wie eine bequeme Leiter an dem Stamm einer alten Eiche lehnte. Es kam ihr der Einfall, den Baum zu erklimmen, um vom Gipfel aus ihren Vater mit den Worten zu überraschen: „Vater, man verlangt dich ans Telephon!"

Kaum war Jessy dieser Gedanke gekommen, so machte sie sich auch schon mit der Keckheit und Kaltblütigkeit eines durch keinerlei erzieherische Verbote eingeschüchterten und daher seiner Straflosigkeit sicheren Geschöpfes ans Werk. Von Ast zu Ast tretend, hatte sie alsbald, als stiege sie eine Wendeltreppe hinauf, den Baum bis zu zwei Dritteln erklommen. Es beunruhigte sie hierbei nur der Gedanke, ihr Vater könnte ihre Abwesenheit merken, ehe sie ihren Plan ausgeführt haben würde.

Die Anordnung der Äste zwang das Mädchen, nach einer Stelle Ausschau zu halten, von wo aus sie den Vater erblicken könnte. Sie streckte sich, griff mit der linken Hand nach einem dünneren Ast, um sich zu dem gewählten Stützpunkt hinüberzuschwingen. Aber in demselben Augenblick gab der Ast knackend nach und begann sich langsam zu senken. In einem Anfall von Schreck und gekränkter Eitelkeit rief Jessy noch die Worte: „Vater, man verlangt dich ..." dann versagte ihre Stimme.

Harrison blickte empor und erschrak zu Tode: hoch über ihm schwebte Jessy, mit heraufgezogenen Knien den senkrecht herabhängenden Ast umklammernd, der sich unter ihrer Last langsam vom Stamm löste.

Harrison stand ratlos da, reckte dann instinktiv beide Arme hoch. In demselben Augenblick jedoch schob ihn der Sträfling Nr. 332 schroff beiseite: breitbeinig dastehend, fing er das mit einem jähen Aufschrei herabstürzende Mädchen in seinen waagrecht vorgestreckten Armen auf.

Der Aufschlag war so heftig, daß der Sträfling in die Knie sank. Seine Arme waren wie gelähmt. Er ließ die bewußtlose Jessy ins Gras gleiten und setzte sich, einem Schwindelanfall nahe, mit blutender Nase hin.

Die gebieterische und düstere Miene des Gefängnisdirektors war wie weggeblasen. Es zeigte sich sein wahres Antlitz, über das jetzt Tränen herabrannen. Er hob Jessy auf und trug sie ins Haus.

Aufgeregt durcheinanderredend, umringten die übrigen Sträflinge und die Wachmannschaften den Retter, klopften ihm anerkennend auf die Schulter. „Die Hälfte deiner Strafzeit wird dir nun sicher erlassen, Edvey", sagte einer der Wachleute.

Hastig und zähneklappernd leerte Edvey in einem Zug ein Glas Wasser, das man ihm gebracht hatte. Er erhob sich, schwenkte die Arme, schüttelte benommen den Kopf, der ihm immer noch wie umnebelt vorkam. Unterdessen war Harrisons Gehilfe Latrap herbeigeeilt und befahl Edvey, sich unverzüglich zu seinem Vorgesetzten zu begeben.

*

Edvey war noch nie in der Wohnung des Gefängnisdirektors gewesen. Er durchschritt eine Reihe heller, schöner Zimmer und hatte das täuschende Gefühl, in eine vor fünf Jahren verlassene Welt zurückgekehrt zu sein.

Harrison schickte den Wachmann fort, der Edvey zu ihm gebracht hatte, und führte den Sträfling selber in sein Arbeitszimmer, dessen vergitterte Fenster in den Gefängnishof mündeten.

„Ihre Nummer?" fragte er, dem Sträfling durch eine Handbewegung zu verstehen gebend, daß er sich setzen dürfe. „Dreihundertzweiunddreißig."

„Ihr Name?" — „Thomas Edvey."

Der dienstliche Ton, in dem Harrison seine Fragen gestellt hatte, verhalf ihm nicht dazu, seiner inneren Ergriffenheit Herr zu werden, und so gab er ihn sogleich wieder auf.

„Hören Sie mal, Edvey", sagte er nach einem kurzen Schweigen, „als Lohn für Ihre Tat dürfen Sie von mir verlangen, was Sie nur wollen. Bloß nicht etwas Unmögliches. Ich verdanke Ihnen mehr als mein Leben, Sie werden das verstehen."

„Gewiß, ich verstehe." Edvey dachte einen Augenblick nach. „Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich nehme an, Sie werden mich nicht anschreien, falls Ihnen meine Bitte unerfüllbar erscheint."

Harrison sah Edvey voller Unruhe an.

„Sagen Sie mir, um was es sich handelt. Eine Woche Arbeitsruhe? Befürwortung einer Strafverkürzung? Oder was sonst?"

„Etwas mehr — und etwas weniger: je nachdem, wie man es ansieht", sagte Edvey. „Ich möchte Sie bitten, mir Zivilkleider zu geben, mir den Arbeitslohn eines halben Jahres auszuhändigen — das würden ungefähr anderthalb Pfund sein — und mich bis morgen früh, halb sechs Uhr, zu beurlauben. Um sechs ist Appell. Bis zu der angegebenen Frist werde ich wieder hier sein."

Harrison brummte etwas in sich hinein, nahm hastig eine Zigarre und klappte den Deckel der Schachtel nervös zu.

„Zu anderer Zeit", sagte er mit einem Seufzer, „hätte ich Ihnen auf so eine kecke Bitte hin eine Tracht Prügel verordnen müssen. Aber jetzt liegen die Dinge anders. Was Sie da eben sagten, habe ich schon mal irgendwo in einem Roman gelesen. Wie aber so etwas in der grauen Wirklichkeit ausgeht — das weiß ich nicht. Was würden Sie denn von einem einzigen Tag haben? Wozu das also?"

„Wären Sie selbst in meiner Lage, so würden Sie sehr gut begreifen, was ein einziger Tag auf freiem Fuße bedeutet."

„Jeder von uns befindet sich in der Lage, die er verdient", sagte Harrison. „Was hat Sie hierher gebracht?" „Meine Leidenschaften."

„In welcher Gestalt?"

„In Gestalt von drei Wechseln. Ich habe fünf Jahre abgebüßt, es verbleiben noch drei."

„Werden Sie Ihr Wort auch halten? Oder werde ich vorsorglich mein Abschiedsgesuch aufsetzen müssen?"

„Ich habe zwar eine Fälschung begangen, aber mein Ehrgefühl habe ich nicht verloren", erwiderte Edvey. „Unser Gespräch beginnt mich zu bedrükken. Entscheiden Sie sich — ja oder nein?"

„Ein entsetzlicher Tag!" stammelte Harrison. „Was vermag ich in dieser Sache? Bleiben Sie hier und warten Sie."

Er verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kehrte er mit düsterer Miene zurück. Er war ganz zerschlagen durch den von ihm getroffenen Entschluß, der wie ein scharfer Riß in seinem glasklaren Charakter gähnte. In der Hand hielt er einen Anzug, ein Paar Schuhe und einen Hut. Dies alles überreichte er Edvey. Beide Männer waren verlegen. Als Harrison merkte, daß der Sträfling ihn mit Staunen und Entzücken anblickte, legte er die Stirn in Falten, zuckte die Achseln und ging, die Tür hinter sich schließend, hinaus.

*

Unmöglich! Verblüffend! dachte Edvey. Er griff nach dem einen Kleidungsstück, griff nach dem anderen, legte sie wieder hin, nahm sie von neuem in die Hand. Er war ganz verwirrt, war außerstande zu überlegen, was er mit der Hose und Weste anzufangen habe. Als er die Sträflingskleidung ablegte, zitterten seine Hände. Um seine Gedanken zusammenzureißen, preßte Edvey die Zähne fest aufeinander. Die Dinge tanzten in seinen Händen. Das Kragenknöpfchen und das Knüpfen der Krawatte machten ihm schwer zu schaffen. Er schämte sich beim Ankleiden vor sich selber.

Als Edvey schließlich fertig war, trat er vor die Glasscheibe des Bücherschrankes. Dort stand vor ihm, mit den Bücherrücken verschwimmend, ein stattlicher, gutgebauter und muskulöser Mann — ganz genau so, wie Edvey noch vor einigen Jahren ausgesehen hatte.

„Es ist ja nur ein Traum von der Freiheit!" sagte er sich. „Ich werde selbstverständlich zurückkehren."

„Machen wir dieser peinlichen Sache ein Ende", sagte Harrison, wieder ins Zimmer eintretend. „Folgen Sie mir nach."

Mit diesen Worten drückte er Edvey zwei Pfundnoten in die Hand und schritt vor ihm her durch einen langen Korridor zum Ausgang des Hauses, der unmittelbar an der Landstraße lag.

Als Harrison den Sträfling hinausgelassen und den Schlüssel hinter ihm im Schloß umgedreht hatte, überkam ihn ein Gefühl der Unsicherheit und Verworrenheit. Er war sich der Tragweite seiner Handlungsweise vollkommen bewußt. Der Gedanke an das dienstwidrige Dankbarkeitsverhältnis zu dem Sträfling Nummer dreihundertzweiunddreißig, in das ihn dieser Tag so plötzlich versetzt hatte, beängstigte ihn. Zugleich aber fühlte er sich außerstande, einem Edvey oder wem es auch sei, in so hohem Maße verpflichtet zu sein, ohne den vollen Preis zu zahlen. Schon war er nahe daran, zu wünschen, diesen Sträfling nie wiederzusehen. Dann aber, nach kurzer Überlegung, sagte er sich, daß das nichts als schwächliche Feigheit wäre.

Von seinem Zimmer aus rief er das Gefängnis an: „Latrap? Der Sträfling Nummer dreihundertzweiunddreißig, der Jessy gerettet hat, ist ernsthaft verletzt. Er bleibt heute hier, in meiner Wohnung. Wie? Ja, es freut mich, daß Sie das verstehen. Tragen Sie seinen Namen in die Krankenliste ein, wir überführen ihn morgen ins Lazarett. Wie? Ja, er soll sich ausruhen. Sonst nichts."

Harrison dachte den ganzen Tag über das Vorgefallene nach. Erst spät am Abend schlief er, ohne sich zu entkleiden, in seinem Arbeitszimmer ein. Kurz vor Tagesanbruch war er schon wieder wach. Er legte seine Taschenuhr auf den Tisch und begann, immer wieder auf das Zifferblatt blickend, unruhig auf und ab zu gehen. Je näher der Zeiger auf halb sechs rückte, desto schneller wechselten Harrisons Wünsche. Auf verwickeltem, ihm ungewohntem Gedankenweg gelangte er schließlich dahin, daß es nicht großmütig wäre, einen Wortbruch herbeizusehnen. Er machte sich also darauf gefaßt, die Hausglocke zu hören.

Als sie schließlich erklang — es geschah dies mit idealer Pünktlichkeit genau um halb sechs —, empfand Harrison hierüber eine noch größere Freude als darüber, daß er nun der Notwendigkeit enthoben war, für die vorgesetzte Behörde einen fingierten Fluchtbericht auszudenken. Er ging an die Tür und öffnete sie.

In der Morgendämmerung stand vor ihm Edvey, den Hut etwas verwegen in den Nacken geschoben. Er roch nach Wein und sah müde aus, aber aus seiner Haltung sprach Beherrschtheit.

„Schweigen Sie!" sagte Harrison, als er in Edveys Gesichtszügen eine Regung aufrichtiger Dankbarkeit bemerkte. „Ich will von dem allem nicht mehr reden. Kommen Sie herein, kleiden Sie sich um und melden Sie sich bei dem Diensthabenden im Lazarett. Nehmen Sie diesen Zettel mit." Seinen mürrischen Ton bereuend, fügte er noch hinzu: „Ich danke Ihnen."

Beide waren verlegen und vermieden es, einander in die Augen zu blicken. Wie zwei Diebe begaben sie sich ganz leise in Harrisons Zimmer, wo Edvey wieder sein früheres Aussehen annahm. Dann führte ihn Harrison durch einen anderen Gang in das Gefängnis hinüber, schloß die Tür hinter ihm ab und seufzte erleichtert auf. Das Alpdrücken war vorüber, aber der Riß in seiner Seele war geblieben und klaffte noch tiefer.

Am frühen Morgen des nächsten Tages trat Harrisons Gehilfe Latrap eilig in das Zimmer seines Vorgesetzten und überreichte ihm einen Brief.

„Das ist alles, was von Nummer dreihundertzweiunddreißig übriggeblieben ist", sagte er. „Edvey ist heute nacht geflohen, nachdem er das Fenstergitter mit einer dünnen Stahlfeile durchsägt hat. Diesen Brief, der an Sie gerichtet ist, hat er unter seinem Kopfpolster zurückgelassen."

Harrison stand wie versteinert da und las:

„Mir träumte, ich sei in Freiheit und der Sturm, der die Bäume im Garten umwarf, habe die Jacht eines alten Freundes in die Bucht getrieben. Mir träumte, ich habe ihn getroffen, ihm von meinem bitteren, aber unabänderlichen Los erzählt und ihm das Ehrenwort gegeben, nicht später als um drei Uhr nachts mich an Deck seiner Jacht einzufinden. Und ich habe mein Ehrenwort halten müssen."

Harrison stand noch immer bewegungslos da. Es regten sich in ihm gleichzeitig mehrere sinnlose Antriebe, aber keiner von ihnen kam zum Durchbruch. Er fühlte sich äußerlich und innerlich gebunden. „Melden Sie es in die Stadt, in die Umgebung", sagte er schließlich.

„Unverzüglich?" fragte Latrap, sich einen Nagel abbeißend.

„Unverzüglich! Was wollten Sie damit sagen?"

„Ihre Anordnung ..." — „Was denn?"

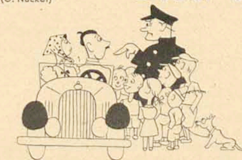
„Ist sie klar und eindeutig zu verstehen oder nicht?"

„Das weiß niemand, was hier klar und eindeutig ist und was nicht!" erwiderte Harrison ärgerlich und ging, den verdutzten Latrap stehen lassend, aus dem Zimmer hinaus.

(Deutsch von Hans Ruoff)

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Der Polizist hält ein Auto an: „Haben Sie Papiere?" — „Aber natürlich, Herr Wachtmeister, welche wollen Sie — Autopapiere, Paß, Wehrpaß, Arbeitsbuch, Geburtsschein, Ahnenpaß oder was sonst? Edith, öffne bitte mal den Ausweiskoffer."

Ein Mann ging durch die F.-straße. Plötzlich fuhr ihm ein furchtbarer Knall durch alle Glieder, und als er sich umdrehte, stellte er fest, daß ein Transportwagen voller Glaskisten mit einem anderen Wagen zusammengestoßen war. Ein Scherbenhaufen lag auf der Straße, um den sich bereits ein Haufen Neugieriger gesammelt hatte. Neben den Resten stand traurig der Kutscher. Ein älterer Herr von gutherzigem Aussehen wandte sich schließlich an den Niedergeschlagenen: „Ich vermute, Sie müssen den Schaden aus Ihrer eigenen Tasche ersetzen?" „Das werde ich müssen", antwortete der Kutscher melancholisch. „Nun", tröstete der Herr, „halten Sie Ihre Mütze auf. Hier ist eine Mark für Sie, und ich wette, einige der anwesenden Herren werden Ihnen auch eine helfende Hand reichen." Der Kutscher hielt seine Mütze hin, einige Herren gaben eine Mark, andere weniger. Es kam eine hübsche Summe zusammen. Nachdem die Sammlung beendet war, sammelte der Kutscher das Geld in seine Tasche, setzte seine Mütze auf und rief einem Bekannten unter der Menge, der sich auch eingefunden hatte, zu, indem er auf den Urheber der Sammlung wies, der sich eben entfernt hatte: „Doller Junge, was? Das ist unser Direktor."

Die Tochter eines als sehr humoristisch bekannten Arztes hat sich verlobt. Nach dem Verlobungsfestmahl ein Verdauungsspaziergang vor die Stadt. Man kam zu einer weidenden Schafherde. Der Braut fielen die da und dort angebrachten sog. Sprungtücher auf und sie fragte ihren Vater: „Papa! Was ist denn das für ein Tuch, das einige Schafe an ihrem Bauch hängen haben?" Der Papa erwiderte: „Diese Schafe sind auch erst verlobt."

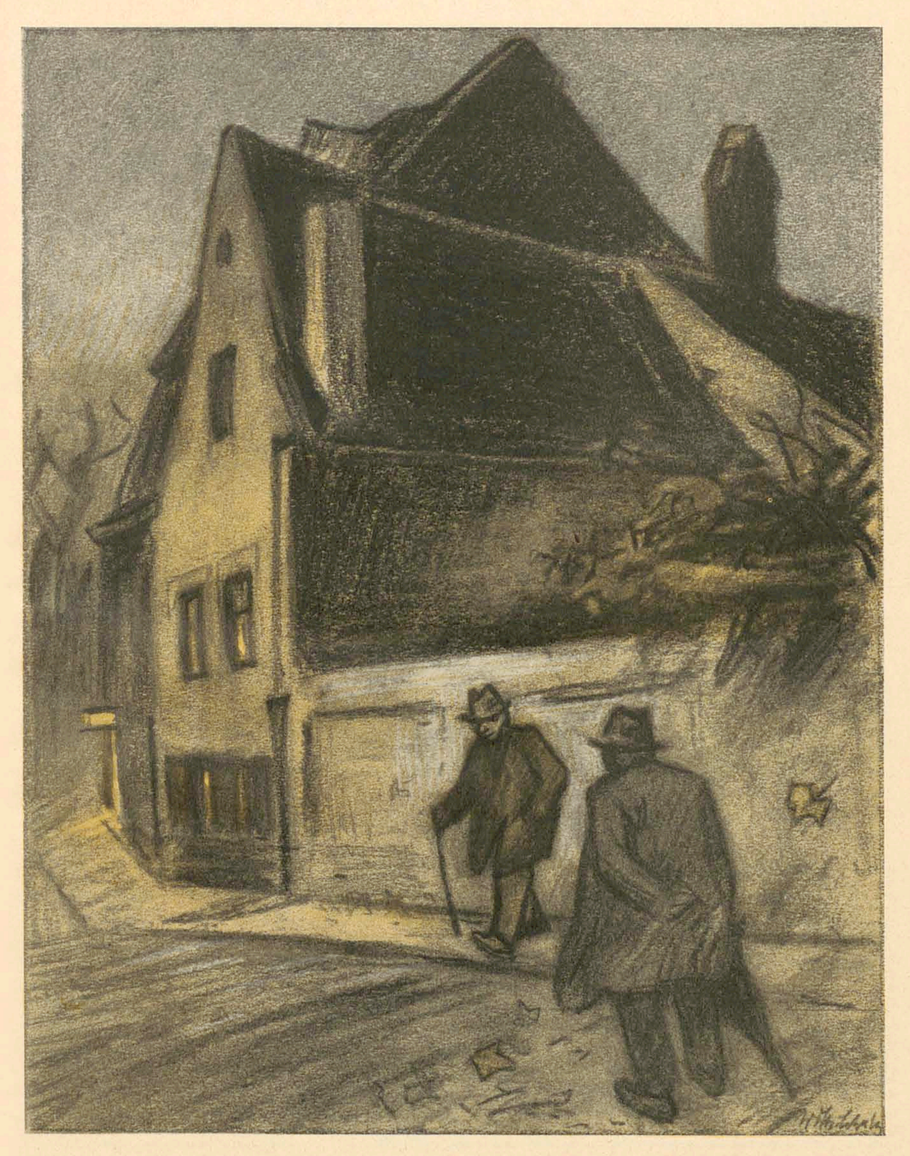
DIE BAMBINI DER FRAU COSENZA

Von Wilhelm Auffermann

Der Zug passierte eine unbedeutende Station, die so klein und winzig war, daß man ihren Namen nicht lesen konnte.
„Hier in der Gegend", sagte ein Mitreisender, „soll eine Frau namens Cosenza Drillinge bekommen haben, aber ihr Mann will nur zwei davon als seine eigenen anerkennen." Er kniff ein Auge zu und grinste.
Unbewußt blickten wir alle durchs Fenster, als stünde der Held draußen.
Der Zug raste mit größter Geschwindigkeit dahin, ohne zu halten. Eine Staubwolke verhüllte die Sicht. Erst nach ein paar Minuten öffnete sich wieder die Campagna.
„Unsinn", ereiferte sich nun eine Dame, „wenn es Drillinge sind, ist er entweder Vater von allen oder keines gehört ihm."
„Und es soll doch so sein", beharrte der Reisende. Mitleidig betrachtete ihn die Dame vom Scheitel bis zur Schuhsohle. Und schwieg.
Meine Neugierde war geweckt.
„Wie erreicht man am besten dieses gesegnete Nest?" fragte ich.
„Mit dem Fahrrad, Signore", gab mir der Mann zur Antwort, „und zwar von der nächsten Station."
In der nächsten Station stieg ich aus, mietete ein Fahrrad und radelte über eine staubige Landstraße zurück. Auf der Suche nach Frau Cosenza und ihrem dreifachen Geheimnis.
Die Eintönigkeit der Maisfelder und das monotone Zirpen der Baumgrillen umgaben mich mit der Luft einer fremden Welt. Obwohl mir zufolge der Sonnenhitze das Blut in den Adern hämmerte, hörte ich deutlich in der Brusttasche meine Uhr ticken. Plötzlich setzte sie aus. Ein Gefühl völliger Zeitlosigkeit überkam mich. Die Uhr stand still. Einige Kilometer mochte ich gefahren sein, da lockte mich lautes Kindergeplärr zu einem niederen gelbgestrichenen Häuschen. Es lag dicht am Bahndamm und behütete ängstlich den schillernden Schienenstrang. Eine große Tafel mit den Durchfahrtszeiten der Züge hing vorne an der Mauer. Über dem weitgeöffneten Eingang stand in auffallender Blockschrift „Stazione" gemalt, ähnlich dem Firmenschild eines Kaufladens oder einer modernen Schusterwerkstätte. Fehlte nur noch die Anpreisung der gangbarsten Waren und der Name des Inhabers. Es hätte sich bestimmt auf der Fassade nicht schlecht ausgenommen: „Vorstand X. Y. Cosenza & Söhne. D-Züge, Schnellzüge, Expreßzüge zu billigsten Preisen." Aber Stationsvorstände sind bekanntlich solide Kaufleute und verabscheuen aufdringlichen Kundenfang. Sie haben fixe Preise und halten ihre Tarife stabil, wenn sich auch längst alles im Lande verbilligt hat.
Ich lehnte mein Rad an den Gartenzaun und trat in den Schalterraum. Kein Mensch war zu sehen. Mit den Fingerspitzen trommelte ich an die Scheibe.
Auf der andern Seite näherten sich Geräusche. Der Schalter flog zurück und zwei Jungenaugen betrachteten mich erstaunt.
„Mamma hat keine Zeit", sagte der junge Mann und bohrte in der Nase.
„Dann hole deinen Vater, ich möchte eine Fahrkarte", log ich.
Der Junge schloß den Schalter und ich hörte ihn über eine Treppe laufen.
Nach einer Weile öffnete sich seitwärts eine Holztür. Eine Frau in mittleren Jahren zeigte sich: Signora Cosenza.
„Treten Sie ein", sagte sie, „Nicole kommt gleich". Sie rieb sich die Hände an der Schürze und führte mich in die „Aufbewahrung für Handgepäck". Zwei Stühle standen an der Wand und in der Ecke lehnte einsam ein unförmiger Schirm.
„Unser hochwürdiger Herr Pfarrer war so liebenswürdig und hat sein Regendach vor acht Wochen deponiert", erklärte mir Frau Cosenza. „Das macht er jedesmal, wenn wir Nachwuchs haben, weil ich sonst das Milchgeld nicht aufbringe. Aber leider ist dieses Jahr die Witterung sehr schlecht und er hat ihn schon einige Male ausborgen müssen. Ich spüre sofort den Ausfall der hochwürdigsten Taxe."
„Ein liebenswürdiger Herr", anerkannte ich.
„Ja, liebenswürdig ist unser Curato. Er hat sich auch sehr um die Drillinge angenommen. Seine Köchin war Taufpatin. Nicole, so heißt mein Mann, ist nun auch wieder vernünftig geworden. Nur das Eisenbahnministerium hat kein Einsehen, Nicole bezieht noch genau dasselbe Gehalt wie sein Vater vor fünfzehn Jahren."
„Wo ist denn Ihr Mann?"
„Er zieht sich schnell an. Selten kommt ein Mensch zu uns, und wenn es so heiß wie heute ist, treffen Sie ihn ohne Rock und Hemd. Er arbeitet viel im Garten. Darf ich Ihnen übrigens ein Glas Wein anbieten?" lud mich Frau Cosenza ein.
Sie verschwand. Es war ihr sicherlich nur um die Säuglinge zu tun, die inzwischen ihre Stimmen zu größter Lautstärke entwickelt hatten.
Zwei Knaben schielten bei der Tür herein und zischten. Zögernd kamen sie näher. Der eine zog am Bindfaden eine hölzerne Lokomotive hinter sich her. Der andere hielt rote und weiße Fahrkarten in der Hand. Sie machten höllischen Krach. Ich spreizte die Beine und ließ sie durchfahren. So kam es, daß ich das Kommen Nicole Cosenzas ganz überhörte. Plötzlich klopfte er mir auf die Schultern und schüttelte mir gemütlich die Hand. Nicole war ein Mann mit geradem Blick. Stolz trug er eine hohe Kappe. Dicke geflochtene Goldschnüre schmückten den obersten Rand mit der Würde des Stationsvorstandes.
Was sollte ich nun sagen?
„Ich möchte eine Fahrkarte nach Paramitoglieti", stotterte ich.
Er verfinsterte seine Stirne und atmete tief. Gab keine Antwort. Sicher kämpfte er mit einem Entschluß.
„Nach Paramitoglieti?" wiederholte er schließlich. „Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglieti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften."
„Dann geben Sie mir eine Fahrkarte nach einer anderen Station, ganz gleich wohin."
Der Stationsvorstand schüttelte den Kopf.
„Signore, keine einzige Station erreichen Sie von hier. Es sei denn, mit dem Fahrrad. Ich kann Ihnen nur eine Bahnsteigkarte geben."
Schimpfend wandte er sich an die beiden Jungen und riß ihnen die Karten aus der Hand: „Ich habe euch schon hundertmal gesagt, ihr sollt nicht mit meiner Ware spielen!"
Und zu mir: „Eine Lire, Signore!"
Der kleine Schaffner begann sofort zu heulen. Auch die Lokomotive stellte ihr Zischen ein und verzog das Maul. Da siegte das prächtige Herz in Nicoles Brust. Er gab ihnen die restlichen Karten zurück.
Wir traten auf den Bahnsteig. Die Geleise funkelten in der Sonne wie flüssiges Silber.
„Nicht ein einziger Zug hält hier", sagte er.
Er zog eine Pfeife aus der Tasche und pfiff. Sein Gesicht verfärbte sich blutrot und die Halsadern schwollen.
„Ich habe noch nie einen stehenden Zug gesehen", sagte er. „Und Sie?"
„Ich schon."
Respektvoll schaute er mich an.
Auch ich bekam Achtung, als er mir erzählte, er habe dafür schon ein Flugzeug auf der Erde gesehen, aus wenigen Metern Abstand: „Ein großes Flugzeug. Sehr groß war es."
„Und machte es viel Lärm?" fragte ich.
„Wenn es steht, nicht. Dann ist es ruhig. So still wie das Haus unseres Pfarrers. Dann steigen die Leute aus und ein, und ein Mann schlägt mit dem Hammer auf die Räder. Der Stationsvorstand pfeift und das Flugzeug hebt sich wieder in die Höhe. Nun macht es Lärm. Es braucht keine Geleise, aber viel Luft."
Seine Stimme verriet Unsicherheit. Ein großer Wunsch zitterte in ihr. Ich fühlte: Nicole Cosenza log.
„Aber auch ein Zug muß schön sein, wenn er steht", fuhr er fort. „Jeder fährt hier mit größter Schnelligkeit durch, ohne daß man ihn sehen kann: der Luftdruck verschließt einem die Augen. Noch jedesmal."
„Kommen viele Leute nach hier?"
„Dann und wann einer aus dem Dorf, um eine Warenkiste einzustellen, wenn Markttag ist. Oder sie schauen neugierig aufs Geleise und gehen wieder. Ich habe eine Liste draußen an die Hausmauer gehängt, wann die Züge durchfahren."
„Habe ich bemerkt."
„Aber es nützt ja doch nichts. Es ist eine tote Station."
„Wie lange sind Sie schon Vorstand?"
„Als mein Großvater starb und der Gehalt weiterlief, übernahm mein Vater die Verantwortung. Vor fünfzehn Jahren starb mein Vater und ich bin an seine Stelle getreten. Das Gehalt hat sich aber nie geändert, obwohl ich alle halbe Stunde pfeife und die Pflichten noch genauer erfülle. Mein Vater pfiff nur dreimal im Tag, morgens, mittags und abends. Sie müssen nämlich wissen, daß ich viele Kinder zu ernähren habe. Sieben Kinder. Sechs sind aber nur von mir. Das siebente hat uns der reiche Krämer, dieser Fettbauch, hinterlistig an den Hals gehängt. Doch es glaubt mir kein Mensch."
Da hatte ich ihn, wo ich ihn haben wollte.
„Stationsvorstand Nicole Cosenza", sagte ich und sah ihm fest in die Augen: „Drillinge lassen sich nicht einzeln abstreiten, das ist gegen die Natur und Gott."
„Signore, Sie kennen den Fall nicht", antwortete mit Ehrlichkeit in der Stimme der Stationsvorstand. „Aber ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, damit Sie sehen, wie bitter einem das Leben mitspielen kann."
Er kratzte sich hinter dem Ohr, als wolle er dort den Anfang verstecken.
„Immer klappte es", erzählte er, „aber ausgerechnet diesmal stimmte es nicht mit der Zeit. Und so kam ich eines Nachts in nicht geringe Verlegenheit und Sorge, als mich Gianina weckte und über heftige Schmerzen klagte. Es blieb kein Zweifel: sie sah ihrer Niederkunft entgegen. Was tun? Die Wehmutter wohnt im andern Ort. Sollte ich lange herumlaufen? Mein Weib allein lassen in ihrer schwersten Stunde? Nein! Ich blieb an ihrer Seite und stand ihr glücklich bei. Aber, o Dio mio! Es waren Zwillinge! Verzweifelt raufte ich mir die Haare, denn schon für die übrigen Kinder hatte es uns an Nahrung gemangelt. Da gab mir der Böse einen Gedanken ein. ‚Der reiche Krämer wünscht sich seit Jahr und Tag ein Kind und bekommt keines', sagte ich zu meiner Frau. ‚Die Nacht ist warm. Wenn ich ihm auch nur eines vor die Tür lege, ist uns schon bedeutend geholfen. Am meisten aber dem Kind selbst.' So sehr dies Gianina auch einsah, wehrte sich doch die Mutter in ihr. Dreimal war ich an der Stubentür, aber immer wieder rief sie mich zurück. Endlich trat ich meinen Gang an. Den schwersten Gang meines Lebens, Signore, glauben Sie mir. Die Straße war menschenleer. Auf den Zehenspitzen schlich ich durch den Ort zum Haus des reichen Krämers. Sah mich nach allen vier Seiten um, küßte zärtlich noch einmal das schlafende Kindlein und wollte es auf die Schwelle legen. Aber im selben Augenblick öffnete sich die Haustür und der Krämer sprang heraus. ‚Also du bist es, Nicole Cosenza', wütete er. ‚Kommst du wirklich noch einmal, du Satanskerl! Woher, du Teufel, nimmst du nur die vielen Kinder?' Und er schob mir ein zweites, ganz fremdes Kind in den Arm. ‚Sofort bringst du deine beiden Bambini wieder heim, oder du sollst die Sterne kreisen sehen!' Krach, schmiß er die Tür wieder ins Schloß. Brennendheiß überkam mich die Scham und mit klopfendem Herzen rannte ich heim zu meinem Weib. Schluchzend lag sie auf ihrem Lager und begrüßte mich mit dem Blick der Verzweiflung. Aber ihr Leid verwandelte sich in laute Freude, als ich ihr unser Kindlein zurückreichte. Nur beim Anblick des fremden wurde sie mäuschenstill und ihre Augen rundeten sich vor Erstaunen. ‚Nicole', sagte sie, ‚warum hast du mir nicht gesagt, daß es Drillinge sind!'"
Der Stationsvorstand schwieg und wischte sich den Schweiß von der Stirne.
„Und der Krämer?" frug ich. „Es muß also vor Ihnen schon einer dort gewesen sein. Hat er niemand gesehen?"
„Der Krämer behauptet steif und fest, es sei nicht sein Kind, doch hätte er es behalten, wenn ich

Winterfreuden

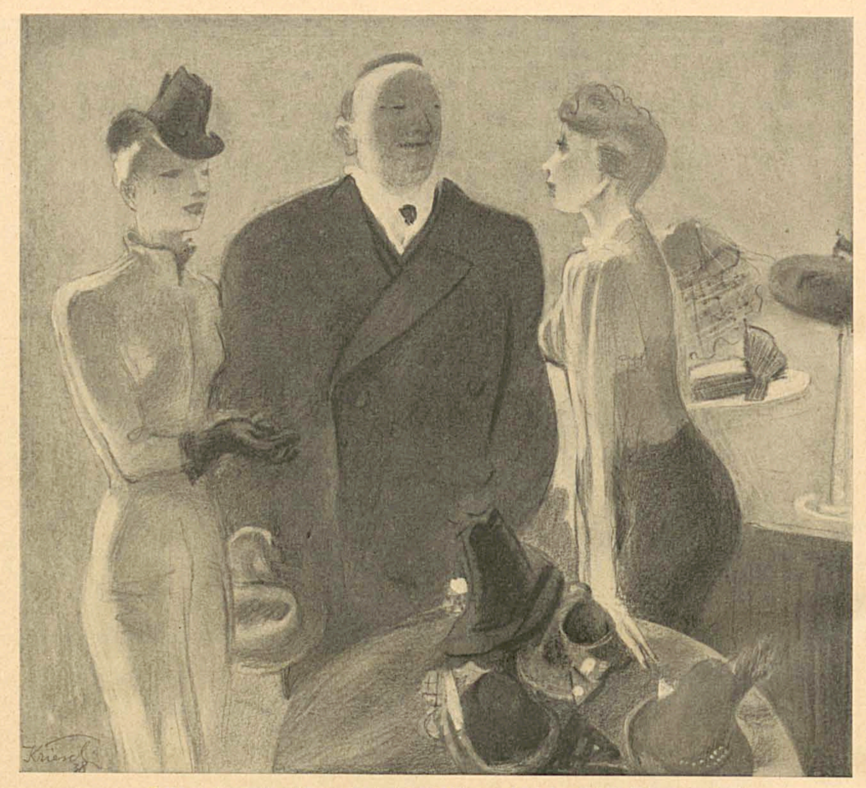
(Wilhelm Schulz)



„Auf den Winter freu' ich mich!“ — „Nanu, sind Sie Skiläufer?“ — „J wo, Grogtrinker!“

Im Modesalon

(R. Kriesch)



„Robert, komm' schon, wir sind fertig!" — „Ja, ich weiß, ich kann mich nur so schwer von den hübschen, hm, von den hübschen Hüten trennen!"

nicht noch ein zweitesmal gekommen wäre. Da habe er es mit der Angst zu tun bekommen. Dieser Hundsknochen! Nur durch die Vermittlung unseres Pfarrers, er ist ein liebenswürdiger Herr, blieb uns großer Ärger erspart."

„Und Sie behalten es?"

„Lassen Sie mich mein Unglück beenden: In der Windel steckte ein Zettel ‚Ich heiße Sesastrina'. Aber beim Baden sind mir die Köpfchen und Popöchen durcheinander gekommen. Und weil wir nicht ein noch aus wissen, behalten wir alle drei."

„Was meinte eigentlich der Pfarrer zu der ganzen Sache?"

„Er tobte furchtbar, der seelengute Herr, aber dann hat er alles als Fügung Gottes bezeichnet, denn der reiche Krämer habe ja bewiesen, daß auf ihn kein christlicher Verlaß sei. ‚Übernimm du die Patenstelle', sagte er zu seiner Köchin und gab ihr ein reichliches Geschenk für uns. Zufällig heißt sie auch Sesastrina. Obwohl sie dieses Jahr mit der Gesundheit nicht ganz obenauf ist, besucht sie täglich meine Frau und weint vor Rührung. Eigentlich geht es uns jetzt viel besser wie früher, wenn nur das Eisenbahnministerium endlich auch ein bißchen Einsehen hätte. Als mein Großvater lebte, waren doch andere Zeiten."

„Man weiß es nicht, Nicole Cosenza", tröstete ich ihn, „das sind Redensarten."

„Jetzt muß ein D-Zug kommen", sagte er und stülpte die Kappe fester auf die Ohren.

Ein Mann, der seit zehn Minuten im Wartesaal saß, stand auf und kaufte sich eine Bahnsteigkarte. Auf der Straße, noch ziemlich weit von der Station, liefen einige Leute und ruderten aufgeregt mit den Händen in der Luft.

„Erreichen wir ihn noch", riefen sie atemlos über den Zaun. „Nicht, daß es uns wieder geht wie heute morgen. Sonst bleiben wir diesmal gleich da und warten den nächsten ab."

Pfeifend näherte sich der Zug. Die Station begann zu zittern. Die Luft zu brausen. Ein heftiger Windstoß und eine dicke Staubwolke zwangen die Augen zu schließen. Dann verebbte das Donnern in der Ferne und es war wieder still.

Man hörte jenseits des Bahndammes die Grillen zirpen.

„Es ist unmöglich, die Augen aufzuhalten, wenn der Zug vorbeifährt", sagte einer. „Nie ist es möglich. Auch nicht bei Regenwetter. Es ist mir noch nie gelungen, ihn zu sehen."

„Keinem war es je möglich", antwortete ein altes Weiblein, „aber einmal wollte ich es doch noch versuchen."

Und schweigsam starrten sie in die Ferne, wo sich das schimmernde Band der Geleise als winziges Pünktchen am Horizont verlor.

Nicole Cosenza beugte sich zu meinem Ohr: „Haben Sie sich überzeugt, Signore!" flüsterte er. Dann setzte er die Pfeife an den Mund und pfiff mit der ganzen Kraft seiner Lunge.

Eine Träne rollte ihm über die Backe. — — — —

Sieben Stunden später passierte ich nochmals die kleine Station. Ich fuhr mit der Bahn zurück. Weit beugte ich mich zum Fenster hinaus. Aber eine Staubwolke raubte die Sicht.

Und ich mußte die Augen schließen.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. VJ. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Im Schutze der Unfehlbarkeit

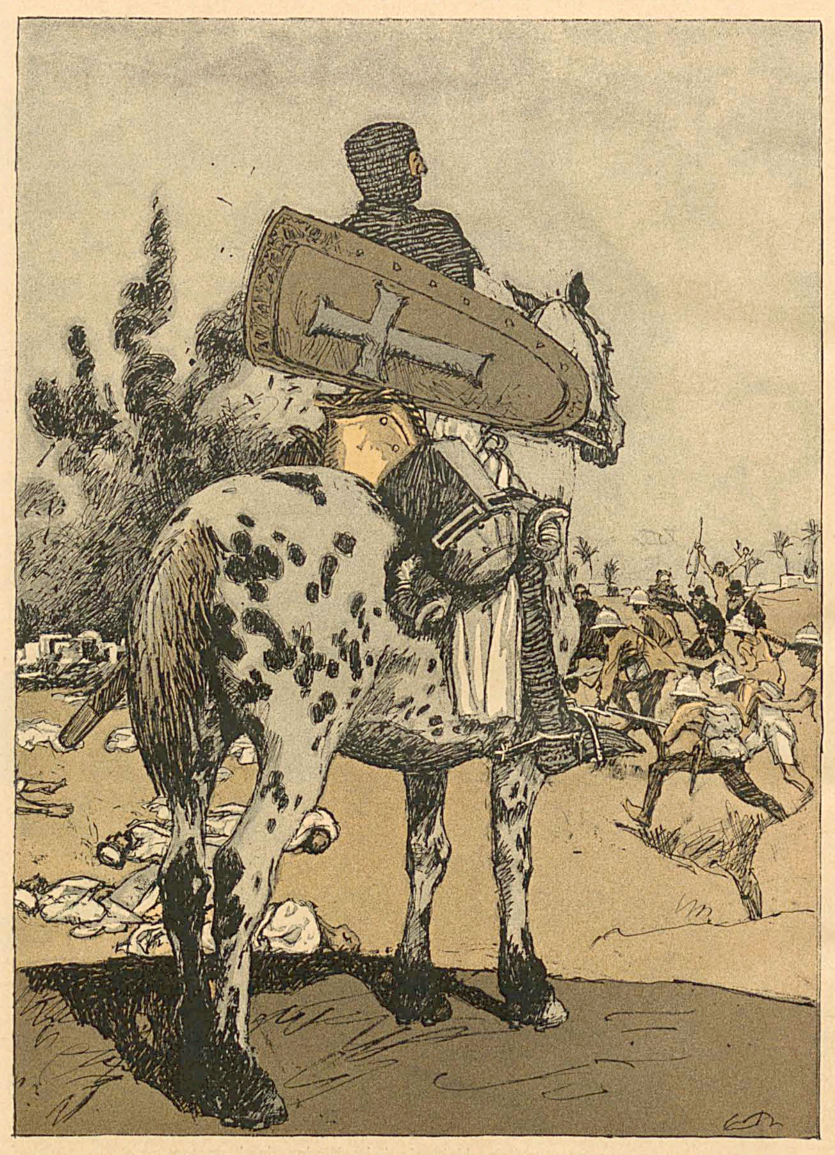
(Karl Arnold)



„Wir müssen auf der Hut sein, liebe Kinder, damit unsere besonderen internationalen Ideale nicht Schaden leiden.“

Der Kreuzritter vor Jerusalem

(E. Thöny)



„Merkwürdig, wie sich die Zeiten ändern. Damals haben wir das Heilige Land für die Christen erobert, und heute — — — — “

München, 4. Dezember 1938
43. Jahrgang / Nummer 48

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

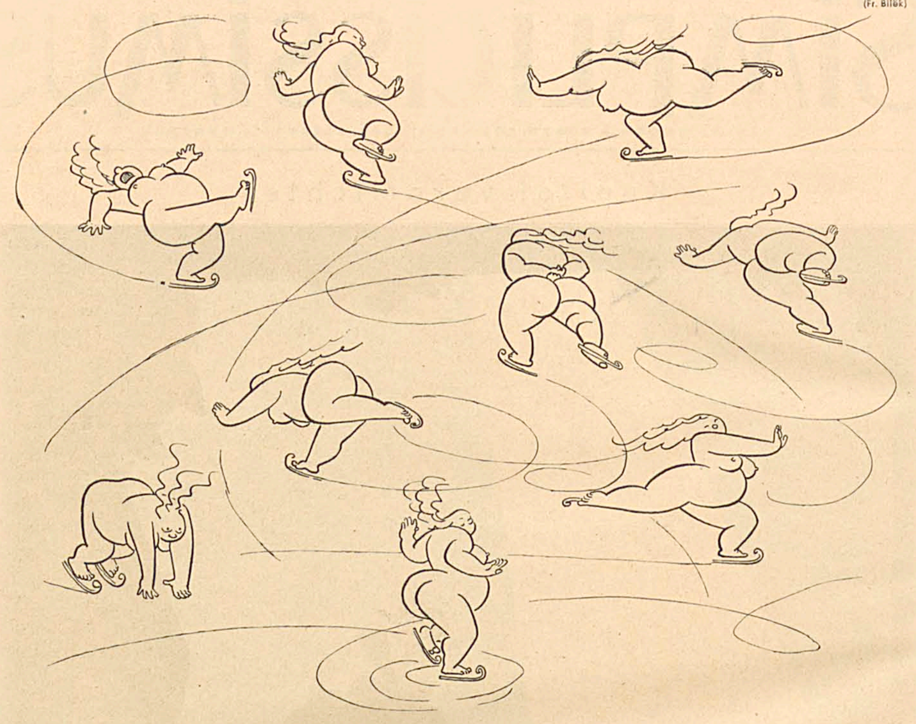
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Kapital verpflichtet

(Karl-Arnold)



„In der Loge lacht man nicht, Emil, das ist Sache der billigeren Plätze!"



Der Mensch wird schöner mit jedem Tag!

Nur ein paar Blumen

Von Walter Foitzick

Wenn ich Blume wäre, ich wüßte schon, wann ich blühen wollte. Im Mai, im Juni ist's keine Kunst, da blüht jeder Dreck, da kann Lehmanns Kutscher auch blühn, aber, sehen Sie, so im Dezember, da ist's eine Kunst, da fällt jede blühende Blume auf. In dieser Zeit ist man als Blüte Rarität, sozusagen Frühgemüse oder Spätlese. Das Seltene wird ja immer mehr geschätzt, und nur aus diesem Grunde sind Helgoländer Hummern eine Kleinigkeit teuerer als Bücklinge, nicht wegen des Geschmackes, wie Sie vielleicht geglaubt haben.

Jammerschade, daß ich keine Blume bin, meine Blütezeit wüßte ich genau. So muß ich mich darauf beschränken, zur Winterszeit Blumen zu kaufen, weil sie da am teuersten sind.

Man geht also in einen Blumenladen. Man sagt nicht etwa: „Fräulein, geben Sie mir das Schönste, was Sie auf den Fluren fanden, womit man gemeinhin seine Liebe schmückt." Nein, man sagt: „Ich hätte gerne ein paar Blumen". Daraus erkennt das Fräulein, wenn es ein geübtes Fräulein ist, daß man keineswegs ein „Arrangement" wünscht, in der Art, wie es Bühnenkünstlern bei Jubiläen angefahren wird, und vielleicht auch wieder abgefahren. Nein, ein paar Blumen, der Aufmerksamkeit wegen, denn man hat sich darauf geeinigt, daß ein paar Blumen Aufmerksamkeit bedeuten. —

Mit dem Ausdruck „paar Blumen" möchte man auch dem Fräulein diskret andeuten, daß man sich in den niedrigeren Lagen der Preisbildung bewegen möchte.

Das Fräulein fragt deshalb auch nicht, ob man Rosen oder Nelken oder Chrysanthemen oder Lilien wünsche, sondern es weist auf eine Vase hin und sagt „dreißig", und wieder auf eine andere und sagt: „fünfzig", und wieder auf eine andere, und dabei kann sie schon eine Mark zwanzig und mehr sagen. Nun ist es unsere Aufgabe, herauszubekommen, ob sie Stengel oder Strauß meint. Meistens meint sie Stengel, ja sie kann sogar nur Blüte meinen, wenn es sich um etwas ganz Feines handelt. Dabei kommt es manchmal zu Verwechslungen, aber beim Zahlen klärt sich dann alles auf.

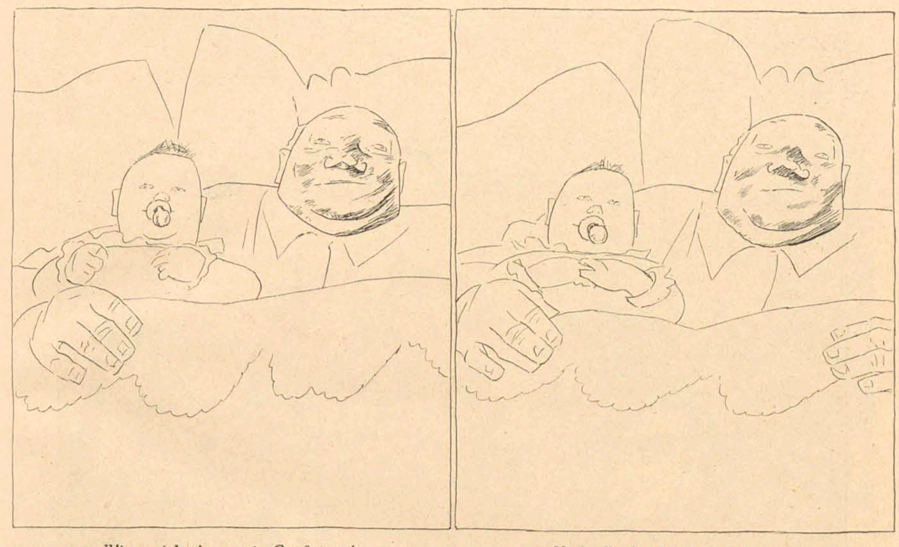
Sie und ich und auch die andern wählen meistens fünf Stengel. Sehen Sie, vier Stengel, das ist noch eine sehr leicht übersehbare Zahl, aber fünf, da hat man schon den Eindruck von einem ganzen Busch, fast hätte ich gesagt, von einem Arm voll Blumen. Bei fünfen fängt gewissermaßen das Überschütten mit Blüten an, bei fünfen beginnt das Blütenmeer. Hab ich recht? Das Fräulein und Sie werden den Strauß in der Hand sozusagen funkeln lassen, ob er nach was aussieht. Und dann tut ja das Fräulein noch was Grünes dazu, was nichts kostet und den fünf Stengeln Fülle und Umfang verleiht.

Wenn das Ganze nachher in Papier gewickelt ist, dann ist es wirklich schon ein ganz unhandliches Paket geworden.

Nicht leicht ist die Behandlung der Blumen im Hause, wo wir sie abzuliefern gedenken. Man hat abgelegt, die Blumen liegen auf dem Garderobetischchen, das Mädchen möchte uns hineinführen. Blumen überreicht man nicht eingewickelt, also auswickeln! Aber wohin mit dem Papier? Ich weiß, Sie werden das etwas feuchte Papier in die Hosentasche stecken und es später wieder als Taschentuch herausziehen. Nun kommt die Begrüßung und Überreichung an die Hausfrau. Es sind ja nur ein paar Blumen. Die Hausfrau ist übertrieben erfreut. „Nein, so entzückende Blumen, wie reizend haben Sie die wieder ausgesucht." Wetten wir, die Hausfrau riecht an den fünf Stengeln, als sei es etwas ganz Köstliches. Diese Blumen duften meistens gar nicht. Es kann sogar vorkommen, daß die Dame im Laufe des Abends noch öfter an der fünfstengligen Aufmerksamkeit zu riechen versucht. Dann haben sie ihre Aufgabe erfüllt.

GROSSPAPA UND ENKELIN

(O. Gulbransson)



Wie gut hat's so ein Großpapa!
Ganz früh schon ist das Lieschen da.

Und alle beide, ihn und sie,
umfächelt Seelenharmonie.

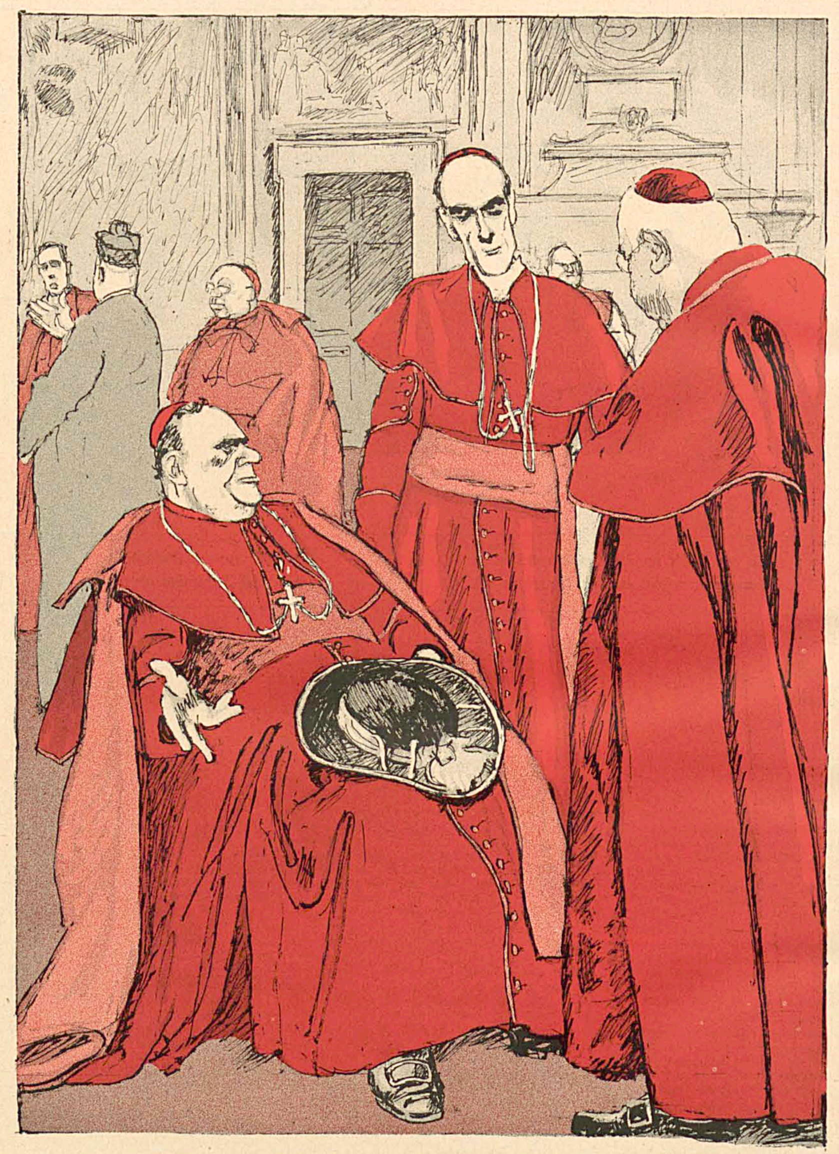
OLAF GULBRANSSON 38

Weshalb sie ihm, den sie so liebt,
großmütig ihren Schnuller gibt.

Bedarf es da noch vieler Worte?
Beglückt saugt er an der Importe. O.

Fachleute

(E. Thöny)



„Tieftraurig, daß sich Mussolini jetzt auch in Eheangelegenheiten einmischt. In dieser Frage sind doch nur wir Zölibatäre zuständig."

Finanzdoktor Reynaud

(Erich Schilling)



„Was soll ich denn einnehmen, Herr Doktor?“
„Einnehmen? Es handelt sich jetzt nur ums Abführen, liebe Marianne!“

Muttersorge

Die Witwe Schwammerling in Gundelbach ernährte sich und ihren einzigen Buben Alois schlecht und recht durch das Sammeln der Schätze des Waldes und durch das Vermieten einiger Zimmer an Sommerfrischler. Die Hoffnung, auch einmal zu Wohlstand zu kommen, hatte Frau Schwammerling zeit ihres Lebens nie aufgegeben, spielte sie doch unentwegt ein Los in der Klassenlotterie. Einmal war nun doch der große Glückstag da: bare hunderttausend Mark waren der Glücklichen in den Schoß gefallen. Natürlich kamen die Nachbarinnen gratulieren und bei Kaffee und Kuchen wurden alle möglichen guten Ratschläge erteilt. Vor allen Dingen die Zukunft des kleinen Alois wurde erörtert und dabei machte eine Nachbarin den Vorschlag: „Der Loisl muß studieren, wie die lustigen Fremden, die wo alle Jahre zu Eahna auf die Sommerfrisch'n kemman; so reich wie die is der Bub nun auf alle Fälle.“ Anstatt einer Antwort an die Nachbarin schaute die Mutter ihren dabeistehenden Bub an und meinte: „Sell is wohl wahr, und, Loisl, studieren darfst auf alle Fälle ah, aber a Fremder, na, a Fremder darfst mir net werden.“

Mißtrauen

Die achtzehnjährige Emmerenzia hat ein reizendes Gesichterl. Dies fand auch der berühmte Maler. Er ging daher zu Emmerenzias Mutter, um sie zu bitten, Emmerenzia porträtieren zu dürfen. Die Mutter schüttelte entschlossen den Kopf: „Ihren Kopf wollen S' malen?“ sagte sie. „Daraus wird nichts, mein Lieber, wo sie selber schon ihr Leben einer Porträtsitzung verdankt.“

Rund um Dodo

Vor Gewittern fürchtet sich Dodo nicht mehr, seit Pa ihr erklärte, daß sie für viele Menschen ein Segen sind. Eines Nachmittags blitzt und kracht es. Dodo trippelt ans Fenster und späht in den finsteren Himmel. Durch die jagenden Wolken zickzackt plötzlich ein Blitz. „Grade hab' ich gesehen, wie der Donner gewinkt hat“, ruft Dodo.

Grischa Zorkow macht ein Geschäft

VON REINHARD KOESTER

In allen Großstädten der Welt gibt es irgendwo in einer Nebenstraße kleine Läden, denen keiner es von außen ansieht, daß sie unter Kennern einen beinahe internationalen Ruf genießen. Sei es, daß es sich um einen Londoner Schuh- oder Handschuhmacher handelt, bei dem man „Referenzen" braucht, um vorgelassen zu werden, um eine Pariser Corsettière, deren Namen dicke Damen auch ihren dicksten Freundinnen nicht verraten, oder auch nur um eine Fundgrube für Liebhaber erlesener leiblicher Genüsse. In Bukarest beispielsweise war das Teppichgeschäft von Grischa Zorkow mehr als stadtbekannt — aber nicht seiner Teppiche wegen, sondern weil er in einem Nebenraum den frischesten und köstlichsten grau-körnigen russischen Kaviar verkaufte, wie man ihn selbst in dieser weltfrohen Genießerstadt sonst nirgends fand. Darum bezahlte man gern ein paar hundert Lei mehr für das Pfund, denn Grischa Zorkows Störrogen war ein Zungen- und Gaumenerlebnis! Herr Zorkow war also durchaus nicht erstaunt, als eines Tages ein Herr seinen Laden mit den Worten betrat: „Ich habe gehört, daß Sie den besten Kaviar haben!"

Grischa Zorkow hatte sich schon in seiner Jugend als Einkäufer für das Altkleidergeschäft seines Vaters in Odessa eine gewisse Menschenkenntnis angeeignet und taxierte den eleganten, trotz leichter Fettleibigkeit quicklebendig tänzelnden Herrn sofort auf einen Vertreter der leichten Musenbranche: Operette oder Unterhaltungsmusik. Und betreffs der Herkunft aus Südamerika. Folglich bei Barzahlung ein angenehmer Kunde. Großzügig ließ er den Fremden die drei Sorten Kaviar, die er führte, kosten, und sah sich nicht enttäuscht, denn er entschloß sich rasch zum Kauf eines Pfundes vom besten, der immerhin eintausendachthundert Lei kostete. Freilich stellte er zur Bedingung, daß man ihm die Dose eisgekühlt ins Carlton-Hotel schicke, da er noch ein paar Besuche zu machen habe.

„O. K." sagte Zorkow dienstbeflissen und notierte eifrig den Namen: Fernando Juarez, Carlton-Hotel, Zimmer 213. Wobei ihm nicht entging, daß der Fremde die beiden Tausend-Lei-Scheine, die er zur Bezahlung hinlegte, einem dicken Bündel Banknoten entnahm.

Als der Käufer sich schon zur Tür wandte, wurde diese ungestüm aufgerissen und ein Zigeuner erschien im Laden, der heftig gestikulierend ausrief: „Was kostet Pfund von besten Kaviar? Meine Frau hat mir Sohn geschenkt! Ein prächtiger Kind!"

Grischa Zorkow maß den Zigeuner nur mit einem eisig mißbilligenden Blick und wollte Herrn Juarez zur Tür geleiten, als dieser lächelnd abwinkte und neugierig stehen blieb. Darum gab er dem Zigeuner kurz den Bescheid, daß der beste achtzehnhundert Lei koste und der billigste zwölfhundert. Die freudestrahlenden Augen des Zigeuners trübten sich, ein wüster rumänischer Fluch entglitt seinen Lippen und dann seufzte er: „Armer Liebling!" Es stellte sich heraus, daß er nur neunhundert Lei besaß und trotzdem darauf bestand, ein Pfund vom allerbesten Kaviar zu haben: „So prächtiger Sohn! Stammhalter von Gipsy Morevo!" Und plötzlich riß er mit wildem Griff die Geige hervor, die er in ein Tuch gewickelt unterm Arm trug und keuchte: „Nemmen Sie Geige als Pfand! Ich bezahle Rest ibbermorgen!" Herr Zorkow schüttelte mit nachsichtigem Lächeln den Kopf. „Gutter Instrument!" beteuerte der Zigeuner. „Von Urgroßvater! Ganz großer Instrument!" Und schon hatte er die Geige unters Kinn geklemmt — „Hörren Sie!" — und intonierte die Ungarische Rhapsodie von Brahms. Juarez war stehen geblieben, nickte beifällig und meinte: „Donnerwetter, was die Kerle aus so einem Ding herausholen! Aber ein Pfund Kaviar ist es sicherlich wert!"

Als der Zigeuner sah, daß er gewonnenes Spiel hatte, brach er das Spiel mit einem schrillen Doppelgriff ab und hielt Zarkow die Geige hin: „Da! Und hier neunhundert Lei! Rest ibbermorgen!" Gierig griff er nach der runden Porzellandose, die Zorkow ihm reichte und lief hinaus: „Gut aufhebben! Sehr gutter Instrument. Ibbermorgen!" Juarez sah ihm kopfschüttelnd nach: „Nicht einmal eine Quittung verlangt der Bursche! Oder kennt er Sie gut?" Und als Zorkow sagte, daß er ihn zum erstenmal gesehen habe, bat Juarez, er möge ihm die Geige doch einmal sehen lassen. Tiefbraun, beinahe schwarz war sie, und glanzlos vor Schmutz. Juarez schützte das Kinn mit einem seidenen Taschentuch und tat ein paar Striche. Ein paar Striche und noch ein paar Striche, ein paar Doppelgriffe und noch ein paar Doppelgriffe, und dann ließ er einen leise perlenden Lauf aufklingen bis zu einem süß ersterbenden Flageolett-Ton. Seine blanken Augen verschwammen in träumerischer Hingebung. Und plötzlich riß er das Instrument herunter und starrte, es dicht vor Augen haltend, in den Resonanzboden. Dann sah er Zorkow an. Er war bleich geworden und zitterte.

„Die muß ich haben!" keuchte er. „Diese Geige müssen Sie mir verschaffen! Es soll Ihr Schaden nicht sein! Glauben Sie, daß Sie sie dem Burschen abkaufen können?"

Grischa Zorkow liebte Geschäfte, die nicht sein Schaden sein konnten. Sein Gesicht spannte sich. „Die Kerle wissen genau, was ihr Instrument wert ist!" meinte er bedenklich. „Als Pfand geben sie es im Freudenrausch vertrauensselig hin, aber verkaufen —? Wenn er das Ding wirklich von seinem Urgroßvater geerbt hat, verkauft er eher seiner Seele Seligkeit!"

„Und wie hoch schätzt die ein Zigeuner ein? Verkauft er sie für zweihunderttausend Lei?" Juarez' Hände liebkosten das schmutzige Instrument, während er die flackernden Augen zu Zorkow gleiten ließ. „Wenn ich also zweihundertfünfzigtausend biete?"

Es fiel Zorkow schwer, weltmännnisch gleichgültig zu lächeln. „Ich sagte schon: die Kerle kennen den Wert!" Juarez zeigte mit zynischem Lachen sein Gebiß. „Nein, das ist unmöglich. Den Wert dieser Geige kenne nur ich — und ein paar Leute außer mir. Ein Stradivarischüler, der nur kurze Zeit in Saragossa selbständig gearbeitet hat, hat sie gebaut. Er starb früh und hinterließ nur wenige Instrumente. Auch ich habe nur durch Zufall von der Existenz dieses Meisters erfahren, als ich vor drei Jahren in Madrid konzertierte: der Erste Geiger der Oper besaß solch eine Geige. Sie hat keinen Handelswert, den man kennen kann. Aber vielleicht zahlt man in zwanzig Jahren ein paar Millionen Lei dafür! Wollen Sie den Handel für mich übernehmen? Ich kann nicht mit dem Zigeuner verhandeln, denn wenn er merkt, wer ich bin, treibt er den Preis ins Ungemessene!" Er gab Zorkow seine Karte. Konzertmeister Fernando Juarez, Santiago, stand darauf. „Übermorgen nachmittag reise ich ab. Wenn ich von Ihnen die Geige rechtmäßig erwerben kann, bezahle ich zweihundertfünfzigtausend Lei dafür. Aber Sie müßten mich spätestens um zwei Uhr anrufen, weil die Banken um drei Uhr schließen. Zu welchem Preis Sie die Geige erwerben, ist mir gleichgültig. Einverstanden?"

„Ich werde versuchen, ob ich etwas für Sie erreichen kann", sagte Zorkow. Juarez ging.

Grischa Zorkow verlebte einen bösen Tag zwischen zwei schlaflosen Nächten. Als er einmal frühmorgens eingenickt war, hatte er den seligen Traum, daß es ihm geglückt sei, sich zwei täuschend ähnliche Kopien der Geige zu beschaffen, von denen er eine dem Zigeuner gab, während er die andere an Juarez für eine Million Lei verkaufte. Und das Original erreichte einen so schwindelnd hohen Preis, daß er darüber erwachte.

Die Morgenstunden des dritten Tages waren die qualvollsten. Als es zwölf Uhr war, rief er einen befreundeten Rechtsanwalt an und erkundigte sich, ob er die Geige als sein Eigentum betrachten könne, falls der Zigeuner den festgelegten Termin „ibbermorgen" nicht einhielte. Aber während er noch sprach, sah er den Zigeuner eintreten, der triumphierend ein Bündel Hundert-Lei-Scheine schwenkte.

Nur wer den Balkan kennt, dieses Vorland des handelssüchtigen Orients und sein bester Schüler, der den Lehrer oft übertrifft, kann sich eine Vorstellung machen von dem mit zaghaft tastenden Erkundungsgängen beginnenden und immer hitziger aufschwellenden Wortgefecht, das sich nun zwischen Zorkow und dem Zigeuner entspann! Sein todkranker Sohn, begann Zorkow, habe die Geige zufällig in die Hand bekommen und ihn gebeten, sie ihm zum Geschenk zu machen. Der Zigeuner aber schwur tausend Eide, daß er lieber seinen Sohn und die Mutter seines Sohnes töten werde, als seinen einzigen Schatz auf Erden weggeben. Immer höher schwirrten die Zahlen,

Behütete Wandrung

Von Dr. Schiller

Wenn ich wandre durch die Nacht,
haben treulich aus der Ferne
alle die geduldigen Sterne
auf mich acht.

Baum an Baum am Straßenrand
gibt die Weisung leise weiter:
Seid dem fremden Mann Geleiter
übers Land.

Von der Heimat Schritt um Schritt
gehn durchs ferne Nachtgelände
gute Wünsche ohne Ende
mit mir mit.

Ich bin nirgendwo allein.
Alle Dinge sind verbunden,
Freund in dunklen Wanderstunden
mir zu sein.

das Zimmer schien erfüllt mit flatternden Geldscheinen, die sich wie Heuschreckenschwärme über die Handelnden niedersenkten. Als der Zigeuner auch bei dem Gebot von hundertzwanzigtausend Lei hartnäckig blieb, legte Zorkow eine Kampfpause ein und rief heimlich Juarez im Carlton-Hotel an. Es war ein Uhr. Juarez mußte aus dem Speisesaal geholt werden und schien unwillig über die Störung. „Zweihunderttausend habe ich dem Gauner schon geboten", log Zorkow, „die Sache hat also für mich kein Interesse mehr, falls Sie Ihr Angebot nicht wesentlich erhöhen. Sagen wir auf vierhunderttausend..." Einen Augenblick war es still. „Nein", klang es dann kühl und entschieden, „soviel ist mir die Geige nicht wert. Wenn Sie mir das Instrument mit fertig ausgeschriebenem Kaufvertrag bis zwei Uhr hierher bringen, bezahle ich dreihunderttausend. Mehr nicht. Und wohlgemerkt nur, wenn Sie bis zwei Uhr hier sind."

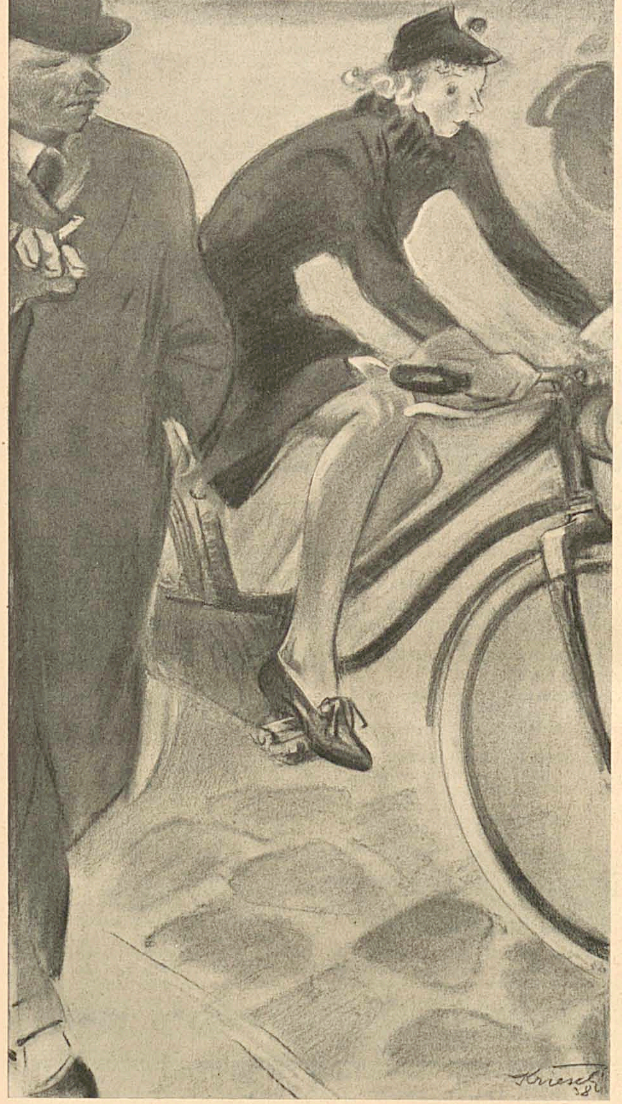
Als Zorkow in den Laden zurückkehrte, sah er, daß der Zigeuner mit verglasten Augen dasaß und abgekämpft war. Aber er hielt die Geige unterm Arm wie eine Mutter ihr Kind, das man ihr rauben will. Bei dem endgültig allerletzten Angebot von einhundertvierzigtausend Lei — es war genau das siebenunddreißigste allerletzte Gebot — versagte seine Widerstandskraft, zumal Zorkow nach heimatlicher Gewohnheit die gebotene Summe in Tausend-Lei-Scheinen vor seinen Augen aufhäufte. Mit unterdrücktem Schluchzen verlangte er eine schriftliche Bestätigung des Verkaufes, die Zorkow rasch ausstellte, da „sonst Polizei packt armes Zigeuner, wenn es findet bei ihm soviel Geld".

Kurz nach halb zwei bestieg Zorkow eine Taxe und landete zehn Minuten später vor dem Carlton-Hotel. Konzertmeister Fernando Juarez sei ausgegangen, hieß es, werde aber vor zwei Uhr noch einmal zurückkehren. Leider bewahrheitete sich das nicht, und als man später den zurückgelassenen Handkoffer öffnete, fand man darin nur zwei sorgfältig in Zeitungspapier eingewickelte Ziegelsteine.

Zorkow wußte, daß er auch den Zigeuner nicht wiedersehen würde, der außerdem einen gültigen Kaufvertrag besaß... Als er die Geige auf dem Heimweg spaßeshalber taxieren ließ, nannte man ihm den Preis für ein Viertelpfund vom billigsten Kaviar. Darum ging er still und in sich gekehrt nach Hause, malte mit noch zitternder Hand vier Schilder „Frischer Fang!", stellte sie neben die Kaviarfässer und erhöhte dementsprechend die Preise.

(R. Kriesch)

Die Radfahrerin



„Das wird unsereins nie begreifen, daß die Frauen gegen Kälte von unten so abgehärtet sind!"

Von der Reise zurück

Von Edmund Bickel

„So, so, in Schweden sind Sie also gewesen?" sagt mein Friseur mißtrauisch. „Hat's Ihnen da vielleicht besser gefallen?"

„Doch, es war wirklich schön in Schweden. Das Land ist schön, die Menschen freundlich und nett und ich bin recht gern dort gewesen. Das Essen ist auch gut, aber süße Blutwurst ist Geschmacksache. Ich habe sie nicht gemocht."

„Süße Blutwurst?" sagt er, „gibt's ja nicht!"

„Ja, gibt es aber doch!" antworte ich bestimmt, „wird viel und gern gegessen." Ist nämlich wirklich wahr.

„Na ja, mir können Sie ja so etwas erzählen", gibt er zurück. „Ich muß es ja glauben." Das ist jetzt die Sprache der vom Schicksal Benachteiligten. Sie haben nie süße Blutwurst zu kosten bekommen. Und ärgern sich darüber. Weil es das nicht gibt.

„Lachhaft", denke ich mir, „wie ein Lügner sitzt man da, nur weil der Kerl schlecht aufgelegt ist. Ich gehe aber das nächste Mal doch zu einem anderen Friseur. Das ist mir jetzt doch zu dumm. Andere Friseure können genau so gut rasieren und Haarschneiden wie der da. Vielleicht viel besser." Und nehme mir vor, ihn zu ärgern, aus Gemeinheit.

„Ja, und was sagen Sie dazu, daß ich mich jeden Tag von einem bildhübschen blonden Schwedenmädel habe rasieren lassen?"

Das sitzt. Er bekommt rote Ohren!

„Da glaub' ich Ihnen lieber noch die süße Blutwurst!" antwortet er mit mühsamer Beherrschung. Nur gut, daß noch ein Kunde da ist.

„Brauchen Sie ja nicht", bohre ich weiter in der seelischen Friseurwunde, „aber rasiert hat dieser nette Fratz — achtzehn Jahre war er erst —, daß man kaum gemerkt hat, was geschieht! Ist ja ganz klar, so eine weiche Hand von einer Frau, noch fast Kind, muß ja viel zarter sein", berichte ich in einem Zug; denn jetzt habe ich seine Achillesferse ins Schwarze getroffen.

„Da haben Sie sicher recht", hilft mir der andere Kunde dazu. „Ich fahre im nächsten Sommer glatt auch nach Schweden!"

Friseure sollen sich in unzurechnungsfähigen Wutzuständen schon vergessen haben, erinnere ich mich. Er fühlt es selbst, daß nicht mehr viel fehlt. So lenkt er ab:

„Hat Ihnen die vielleicht auch die Haare geschnitten?" erkundigt er sich, auf eine Verneinung von mir wartend. „Ja, freilich hat sie das, genau so gut."

Jetzt hat e r Oberwasser: „Wenn Sie das gut nennen, wie schneide ich Ihnen dann die Haare?" Das hat er geschickt gemacht. Ich habe den Angriff von der Flanke übersehen. Macht nichts.

„Finden Sie, sie sind nicht sauber geschnitten?" frage ich ihn unsicher.

„Wenn ich einen Lehrjungen hätte, der so etwas macht, dann wäre der die längste Zeit bei mir gewesen. So schneidet nur jemand die Haare, der überhaupt kein Talent dazu hat."

„Hm", grunze ich.

Wir sind gleich fertig, er ist besserer Laune, weil er einen, wenn auch schwer erkämpften Sieg errungen hat. So etwas freut einen Friseur.

„So, und jetzt will ich Ihnen etwas sagen", leite ich ein, mit dem Hut in der Hand, „erstens gibt es natürlich keine süße Blutwurst in Schweden, und zweitens sind die Friseure da oben genau so Männer und keine süßen Blondinen wie hier, und drittens können sie auch nicht Haare schneiden. Die Haare hat mir ein schwedischer Kollege von Ihnen geschnitten!"

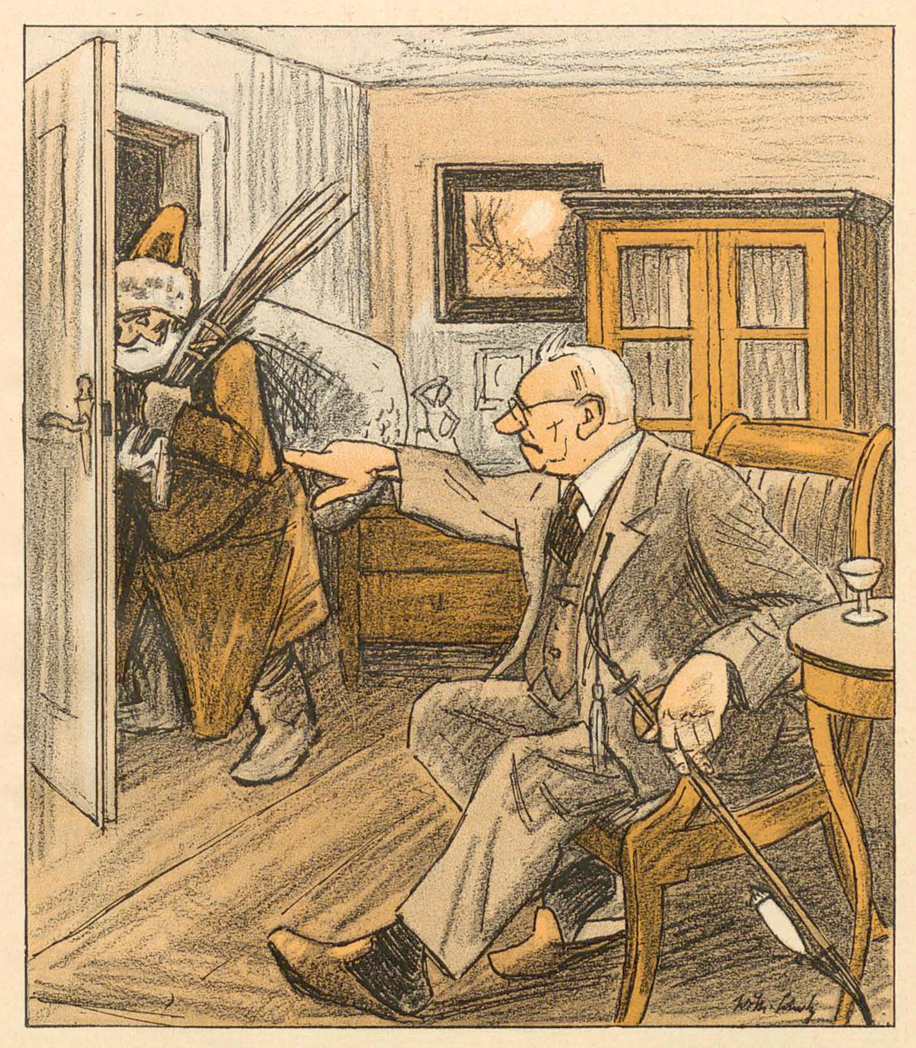
Das ist immerhin ein ganz kleiner Geländegewinn und eine ganz ordentliche Parade gewesen. Es fragt sich nur, was mir mein Friseur erzählt, wenn er beispielsweise von dem Kunden erfährt, daß ich die Wahrheit auf der ganzen Linie zurückgenommen habe.

Sie konnte ausgezeichnet rasieren, so gut Haare schneiden wie der fade Kerl hier, hatte graue Augen, aschblondes Haar, bildschöne Zähne und einen süßen Mund. Das alles kann mein Friseur nicht aufweisen.

Und dennoch habe ich Ingrid schmählich verraten. Aber man wechselt eben nicht gern den Friseur. Das habe ich Ingrid am letzten Tag gesagt, ihm natürlich nicht.

Säkularisation

(Wilhelm Schulz)



Das Jahr senkt seine Lider.
Ich hocke still zuhaus
und prüfe Für und Wider
des heiligen Nikolaus.

Im Hinblick auf die Nüsse
stellt sich die Meinung ein:
ich möge, ja ich müsse
da wohl enthaltsam sein.

Daß andrerseits der Gute
mein Selbstgefühl verletzt
vermittels seiner Rute,
wird auch nicht sehr geschätzt.

Weil also zwischen Hoffen
und Sein ein Zwiespalt klafft,
erklär' ich ihn ganz offen
hiermit für abgeschafft.

Ratatöskr

DAS ALMOSEN

VON HEINRICH HARDT

Auf der Estrade des Cafés tobt die Marimbakapelle. Die ockerfarbenen, buntgewandeten Musikanten zupfen mit flinken Fingern die Saiten ihrer seltsam geformten Instrumente. Sie schlagen in wirbelndem Rhythmus die Becken, Trommeln, die klingenden Hölzer, als wollten sie mit den Klängen die Glut der Tropensonne herbeizaubern.
Hinter der mächtigen Scheibe jedoch, die vom Boden bis fast zur Decke emporreicht, lauert die feuchte Kälte eines unfreundlichen Winternachmittages.
Über seine Zeitung hinweg wirft Hendrik Kersepit einen mißmutigen Blick auf den Schlackerschnee, der am Rinnstein zusammengekehrt, langsam zerschmilzt. Dann lächelt er plötzlich verstohlen, obgleich auf dem weiten Platz vor dem Café nichts zu entdecken ist als die in Lumpen gehüllte Gestalt eines Bettlers, der — schwer auf einen Knotenstock gestützt — über die Straße humpelt.
Kersepit winkt dem Kellner, der nickt, die Serviette diensteifrig unter den Arm klemmt, um dann mit einer überraschenden Wendung auf einen Nachbartisch zuzueilen.
Der gefoppte Gast blättert weiter in der Zeitung und durchfliegt noch einmal die sensationell aufgemachten Berichte über den Taifun in den malaiischen Gewässern und über den herzlichen Empfang, den James Gould, der mächtige Mann von Wallstreet, anläßlich seiner Europareise in derselben Stadt gefunden hat, die sein Großvater einst höchst unfreiwillig und sehr eilig hatte verlassen müssen...
Kersepit schlägt die Seite heftig um: Nachdem er kürzlich einen Millionär im Taxi durch halb Amsterdam gefahren hat, weil er hoffte, dabei etwas Kapital für sein Geschäft herausschlagen zu können, ist ihm die Sympathie für solche Männer abhanden gekommen.
Als nämlich der Alte alle Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt hatte, meinte er, er wolle es sich überlegen, und der Fahrpreis betrug sieben Gulden und zehn Cent, die natürlich Kersepit bezahlen mußte. Das heißt, die zehn Cent gab der Millionär, dieweil der großzügige Fremdenführer so blank war, daß er zu Fuß nach Hause laufen mußte.
Am nächsten Tag endlich erklärte der reiche Geschäftsfreund von drüben, er hätte es sich überlegt: das Objekt sei ihm zu klein — aber eine andere Angelegenheit sei wohl noch zu regeln ... Kersepit schulde ihm noch zehn Cent von der gestrigen Fahrt. —
Der Kellner läßt sich nicht mehr sehen und Kersepit studiert den Wetterbericht und freut sich: für den nächsten Tag ist Sonne und frostklares Wetter vorausgesagt. Er liebt Sonnenschein bei klirrendem Frost. Dann aber entdeckt er, daß das Blatt vom Tag zuvor stammt, und wie er zum Fenster hinausblickt, gewahrt er, daß ein feiner, durchdringender Rieselregen eingesetzt hat.
Es muß nicht angenehm sein, denkt Kersepit, mit löchrigen Schuhen in zerschmelzendem Schlackerschnee zu stehen, während der feine Regen durch die zerschlissenen Hüllen dringt. Er streift die Gestalt des Bettlers vor dem Fenster mit einem mitleidigen Blick. Noch nie in seinem Leben glaubt er einen so armseligen Menschen gesehen zu haben wie diesen, der aus kleinen, entzündeten Augen in die behagliche Wärme des Cafés starrt, in dem sich die Marimbakapelle noch immer bemüht, einen Abglanz tropischer Glutsonne zu beschwören.
Endlich tritt der Kellner gravitätisch näher. Kersepit zahlt und glaubt mit jähem Schrecken zu bemerken, daß die Augen des Bettlers, der das Elend seiner Armut mit einer solchen an Schamlosigkeit grenzenden Offenheit zur Schau trägt, verlangend auf das Guldenstück gerichtet sind, das Kersepit in die Börse zurückschiebt. Ein Gulden — genug für eine trockene Heimfahrt im Auto...
Kersepit tritt mit hochgeschlagenem Mantelkragen auf die Straße und winkt eine Taxi heran. Schon hat er die Hand am Wagenschlag, da kommt der Bettler mit wehleidiger Miene näher.
Einen Augenblick nur scheint Kersepit zu schwanken, dann öffnet er seine Geldtasche und reicht dem Ärmsten der Armen — das einzige Guldenstück. „Ich werde zu Fuß gehen!" sagt er entschuldigend zu dem Chauffeur, der ihn kopfschütteln ansieht. „Ich möchte lieber nach Hause laufen, als daß ich mit dem Gedanken davonfahre", wiederholt er pathetisch, „daß dieser Arme hier noch länger im Regen stehen muß..."
Er wendet sich zögernd ab.
Eine harte, befehlsgewohnte Stimme ruft ihn zurück. Wie Kersepit sich umwendet, sieht er den Bettler hoch aufgerichtet mit freundlichem Lächeln hinter sich stehen.
„Ich danke Ihnen, mein Herr", sagt der so seltsam Verwandelte mit einer Betonung, deren fremder, ausländischer Akzent den Amerikaner vermuten läßt. „Erlauben Sie, mein junger, unbekannter Freund, daß ich Ihnen die Gabe, die Sie mir soeben in selbstloser Güte überreicht haben, mit Zins und Zinseszins zurückgebe?"
Er nestelt an seinen Lumpen und bringt eine sauber gefalzte Fünfundzwanzig-Guldennote zum Vorschein. „Ich bin nämlich", fügt er mit fröhlichem Lächeln hinzu, während er dem verdutzten Kersepit die fünfundzwanzig Gulden überreicht, „ich bin James Gould, einer der mächtigsten, um nicht zu sagen, der mächtigste Mann von Wallstreet."
Überrascht betrachtet Kersepit den Geldschein und steckt ihn zögernd ein.
„Ich sehe, Sie sind erstaunt", frohlockt der Millionär.
„Ja", erwidert Kersepit treuherzig, „ich wundere mich, daß die Verzinsung um soviel geringer geworden ist; noch gestern erhielt mein Freund Thomas Kerkhoven von Ihnen für einen Gulden — fünfzig zurück."
„Es kamen zuviele", erklärt James Gould sachlich, „aber jetzt verstehe ich auch, wie es geschehen konnte, daß die Wohltätigkeit Ihrer Landsleute plötzlich ein solches Übermaß erreichte. Es wird, glaube ich, Zeit, daß ich meinen Standort in einen anderen Stadtteil verlege."
Er winkt. Von der nächsten Straßenecke rollte eine elegante Limousine heran. Ein livrierter Diener springt ehrerbietig vom Sitz und reißt den Wagenschlag vor dem zerlumpten „Bettler" auf, der grüßt, einsteigt und sich behaglich in die weichen Polster des Fonds zurücklehnt.

DIE STILLEN IM LANDE

VON DIRKS PAULUN

„Was hast du?" fragte Alexander, und es klang wirklich leicht gereizt.
Es gab allerhand Ursache: Elvire brachte regelmäßig gerade genug Zeit mit der Lesemappe um; wenn sie dabei nun auch noch Pausen einführen wollte — Pausen, wie er soeben eine beobachtete, da ihr starrer Blick Löcher ins Nichts der hellblauen Tapete zu bohren drohte, da sie endlich gar vor sich hinflüsterte... „Nein!" hatte sie gehaucht, leise aber deutlich.
Und das war nun zuviel für Alexander! Der brave Mann hatte sich zwar fest in der Hand und verbesserte sich selbst: es durfte nicht heißen „zu viel!", was er sich innerlich zurief, „zuviel" gab es nicht für ihn; aber „etwas reichlich" war es schon! Er sprach also zu sich, es sei etwas reichlich, und dann — bei aller Mäßigung klang es doch leicht gereizt, als er Elvire fragte: „Was hast du?" — ohne eigentlich unfreundlichen Tonfall, aber auffallend hastig: „Ssastu?!"
„Man möchte sich ja schämen!" sagte sie und schwenkte wie in fröhlichem Staunen den Kopf hin und her. Aber Alexander bemerkte nichts von ihrer erhabenen, versonnenen Heiterkeit.
„Schämen ist unnütz!" sagte er ernst. „Besinne dich, vor, während oder nach der Tat, aber schäme dich nicht, bessere dich! Tu fröhlich deine Pflicht! Lebe ein lohnendes Leben!"
Elvire blickte ihn an, und, da seine Augen in ihren ruhten, zeigte sie ein Antlitz voll Bitternis und Verstörung; aber sie nickte folgsam. „Was war es denn nun mal wieder für eine Abwandlung?" forschte Alexander, „soziales Gewissen? Reste religiöser Zwänge? Bürgerlicher Benimm? Heroische Ideologien?"
„Ach, ich meinte bloß..." sagte Elvire und stand auf. Sie schichtete die Mappen aufeinander und nahm sie schon in den Arm, um sie wegzupacken. Aber nun wollte er es wissen, weshalb sie sich hätte schämen mögen — nicht aus Neugier, nur um es ihr auszureden.
„Da sehe ich mir die Romane aus sieben Illustrierten an...", rief sie und ließ die Hefte dumpf und schnalzend auf den Tisch fallen. „Bei fünfen fängt es gleich mit Mord an. In den beiden andern kommt es etwas später..." „Na, und?"
„Ich meine nur: früher konnte man noch mit! Da gab es allerlei psychologische Probleme, Ehekonflikte, all so was. Aber jetzt? Das Leben eines schlichten deutschen Menschen von heute, das stille Leben des stillen Alltagsmenschen muß sich glatt verkriechen vor so heftigem Geschehen. Wer das mitansieht, der muß sich — der muß sich ja wahrhaftig schämen, daß er noch immer nicht ermordet worden ist!"
„Daß du noch immer nicht ermordet worden bist!" wiederholte Alexander bleich und bebend. Und mit sanfter Stimme fuhr er fort: „Schäme dich deshalb nicht! Denn — bei jedem andern Mann wäre es dir soeben widerfahren."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

In einer südlichen Gegend Berlins gibt es eine Fichtestraße. Auf beiden Seiten mit Laubbäumen bestanden, breitet am Ende der Straße eine Linde ihre herbstlichen Äste aus. In ihrem Schatten ein einfaches Bierlokal mit der freundlichen Aufschrift: Restaurant zur letzten Fichte.

In der Hauptstadt eines benachbarten Staates befindet sich in einer Vorstadtgasse unter andern ein Altkleidergeschäft. Im Hintergrund des Ladens hängt ein Plakat folgenden Inhalts:
Wir bezalen:
Für gedragene Kleider von lebende Leute von 30 L. an
Für gedragene Kleider von im Bett verstorbene Leute von 20 L. an
Für gedragene Kleider von ungliklich umgekomene Leute von 10 L. an
Eine geerte Kunschaft wierd aufmergsam gemacht, das bei Leute, wo unter eine Tramban oder Audo gekomen sind die Firma nur 5 L. bezalt, bei Leute, wo unter eine Eisenban gekommen sind aber gar nichz weil das Zeug zu zerisen ist.


(O. Nückel)

In Prag war eine moderne Kunstausstellung eröffnet worden, in der vornehmlich die Werke der jüngsten Bildhauer gezeigt wurden. Als Frau Kommerzienrat durch die weißgetünchten Hallen schritt, blieb sie plötzlich verdutzt vor einem lebensgroßen Herkulestorso stehen und schrie leise auf: „Jessas, mein Bridgepartner!"

Der Ehemann Marcell war mit seiner jungen Ehefrau Georgette in einem Hotel abgestiegen. Und da er am Abend einen einsamen Spaziergang machte, nützte die junge Frau die leichte Gelegenheit, eine Jugendliebe aufzuwärmen und ihn in ihr Zimmer einzulassen. Sie hatte jedoch die Rechnung ohne ihren Gatten gemacht, der ihr einen Strich durch die Rechnung machte. Bevor noch ein Scheidungsgrund vorlag, klopfte der Ehemann an die Tür. Hastig flüchtete der Enttäuschte unter das Bett. Der Ehemann trat ein, der Ehemann umarmte seine Frau, der Ehemann zog sich aus, stieg ins Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Den Schlaf des Ungerechten verbrachte der Mann unter dem Bett.
Als der Morgen erwachte und die Sonne schon hoch am Himmel stand, läutete der Ehemann nach dem Frühstück. Der Kellner kam.
„Das Frühstück, mein Herr?"
„Ja. Meiner Frau bringen Sie Schokolade, mir Kaffee und zwei weiche Eier und", dabei beugte er sich weit über die Bettkante, „und was wünschen Sie da unten zum Frühstück, mein Herr?"

Bedenken

(K. Heiligenstaedt)



„Ich läute besser doch nicht! Da er uns beide eingeladen hat, ist er entweder ganz doof oder verheiratet!"

München, 11. Dezember 1938
43. Jahrgang / Nummer 49

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sein Geschmack

(K. Heiligenstaedt)



„Und sagen Sie, Fräulein, welche Krawatte würden Sie für meinen Mann wählen?" — „Ja — so genau kenn' ich den Herrn Gemahl noch nicht!"

Nach der Filmpremiere

(R. Kriesch)



„Siehst du, Lothar, wiederum ein Beispiel, daß es Treue bis zum Tod gibt!" — „Ja, ja, dem Film verzeiht man solche Übertreibungen!"

MEINE SAMMLUNG

VON WALTER FOITZICK

Ich lege sie immer in eine Schachtel. Es müssen schon viele Schachteln voll von ihnen sein. Eine steht in meinem Badezimmer, eine andere liegt in meinem Nachtkästchen, wieder eine andere habe ich neulich in der Schreibtischschublade gefunden, und die übrigen werden sicher auch irgendwo sein. Sie ziehen mit mir um, ich bringe sie von meinen Reisen mit heim und sie werden eines Tages bestimmt einen wesentlichen Teil meines Nachlasses bilden.

Ich bin gespannt, was meine Erben mit ihnen anfangen werden. Sehr erfreut werden sie ganz sicher nicht sein. Sie sind eigentlich das einzige, was ich konsequent sammle, nicht Briefmarken, nicht Tizians, nicht Aktienpakete, nicht erste Liebesbriefe und nicht letzte, von den Zwischenlagen ganz zu schweigen, nicht Telefonrechnungen, nein, sondern gebrauchte Rasierklingen. Diese also hebe ich sorgfältig in Schachteln auf, und von ihnen sprach ich oben.

Ich interessiere mich gar nicht für gebrauchte Rasierklingen, aber diese Sammlung gibt ein lückenloses Bild meiner Rasiertätigkeit von — fast hätte ich gesagt von der Wiege — nein von dem Tage an, da der Mann und der Bart in mir erwachte, bis zur heutigen Stunde. Ich hebe sie nicht etwa aus kulturhistorischem Interesse auf, ich weiß halt nur nicht, wo ich mit ihnen hin soll. Zum Rasieren sind sie zu stumpf geworden, man könnte sie aber noch zum Zigarrenabschneiden benutzen, zum Entfernen von Algen von Aquarienwänden, zum Spitzen von Bleistiften, aber was dann mit ihnen? Dann sind sie nämlich noch immer recht scharf.

Es mag Leute geben, die sich nicht scheuen, sie in die Abfalltonne zu werfen, dort wo die Konservenbüchsen ihrer Auferstehung harren. Aber sehen Sie, dazu habe ich eine zu lebhafte Phantasie. Ich stelle mir immer vor, daß jemand doch einmal durch eine Abfalltonne mit nackten Füßen ginge. Es könnte ja schließlich vorkommen; bei dem Gedanken graust es mir.

Und doch bin ich überzeugt, daß alte Rasierklingen irgendwo dringend gebraucht werden, z. B. in Indien bei irgendwelchen Fakiren, die sich's auf den Schneiden behaglich machen wollen und für die solche Rasierklingen geradezu ein Gegenstand des täglichen Bedarfs sind. Aber zu diesen Fakirkreisen habe ich fast gar keine Beziehungen. So sammeln sich die gebrauchten Klingen bei mir an. Man könnte sie auf Mauern anbringen lassen, an Stelle der spitzen Glassplitter, um damit Diebe fernzuhalten, aber ich habe nichts zu ummauern. Wenn ich mir's recht überlege, müßte man eigentlich eine kleine Maschine erfinden, um mit ihr Rasierklingen restlos stumpf zu machen. Vielleicht sind meine Überlegungen vollkommen müßig, denn womöglich gibt es schon ein Amt für gebrauchte Rasierklingen.

Mrs. Britannia, die Gouvernante

(Karl Arnold)



„Warum bringen Sie mir wieder Nachrichten aus Palästina? Wenn ich mich moralisch entrüsten will, brauche ich Berichte aus Deutschland!"

Grenzübertritt

(E. Thöny)



„Bedaure sehr, jüdische Ausländer dürfen nicht einreisen!“ — „Was woll'n Se, Herr Soldat, in einem halben Jahr bin ich ä christlicher Inländer!“

SEIN GROSSER ABEND

VON GERT FALLER

Heute sollte es schön werden.
Pullmann zog sich sorgfältig an, ein dunkler Anzug, die letzthin gekaufte Krawatte. Er fand, er hatte es verdient, nach diesen schweren Arbeitswochen, in denen er nicht Zeit gehabt hatte, zwischendurch einmal aufzublicken.
„Man muß ein Ende finden können, das ist die ganze Lebenskunst", hatte er sich aber zuletzt gesagt, war ans Telefon gegangen und hatte sich für heute zu einem ausgiebigen Bummelabend mit Charlotte verabredet, die sich nur noch Karlott nennen lassen wollte.
Er war so froh, daß er mit fast wiegendem Gang zu ihr herankam und sie begrüßte. „Hast du dich gut ausgeschlafen? Wir wollen tun, als ob uns die Welt gehörte", rief er und dann gingen sie in eine Bar und Pullmann legte dem Kellner einen Aschenbecher auf den Kopf, weil er ihm im Wege stand. Der Kellner lachte. Sie lachten alle.
Charlotte war die erste, die aufhörte und von etwas anderem zu sprechen begann. Sie erzählte vom Tennisturnier, bestellte sich Salzmandeln und fragte Pullmann, ob er fände, daß ihr grünes Kleid vielleicht um zwei Zentimeter verlängert werden müßte.
„Untersteh dich nicht", sagte er, griff nach ihren Händen und sah ihre Beine unter dem Tisch an. Dann wendete er sich an den Kellner: „Wann beginnt die Kapelle?"
In einer halben Stunde sollte der Tanz beginnen. Charlotte fragte drollig: „Du langweilst dich doch nicht?"
„Nein", erwiderte er gedehnt, „ich könnte nur inzwischen noch mal zu Hause anrufen. Es liegt da ein eiliger Brief, verstehst du..."
Charlotte protestierte. „Ausgeschlossen. Daß Männer doch niemals aufhören können zu arbeiten!" Sie hatte recht. Er blieb. Sie tranken Wein und tanzten.
„Eine ausgezeichnete Musik machen die", sagte er, Charlotte im Arm, „wirklich ausgezeichnet." „Wie gewunden du dich manchmal ausdrückst?" Sie lehnte vor Vergnügen ihren Kopf an seine Schulter. Er fand, daß ihr Haar nach Zimt roch. Er roch Zimt gern und versuchte, einen schnelleren Zwischentakt in seinen Tanzrhythmus zu legen, was ihm erst kurz vor Schluß des Tanzes gelang. „Ich habe ja den Wechsel noch in meiner Tasche", überlegte er eilig zwischendurch, während sie sich wieder setzten und er ihre Fingerspitzen festhielt. „Habe ich ihn eigentlich wirklich in der Tasche?"
Ja, er hatte ihn. Er zog ihn ganz nebenbei hervor, zeigte ihn, zusammengefaltet, Charlotte. „Ein Wechsel. Hoffentlich kann der Mann ihn in vier Wochen noch einlösen. Willst du ihn nicht für ihn bezahlen?" Das sollte ein Witz sein.
Er steckte den Wechsel wieder ein und prostete ihr zu. Es wurde ein langes Sichanblicken. Er kam mit seinem Kopf sehr nahe an ihr Gesicht, obwohl der Tisch dazwischen war. Dann tanzten sie wieder und er horchte angestrengt auf die Kapelle, ob sie nicht jetzt vielleicht etwas munterer werden könnte, etwas rascher, etwas lauter vielleicht auch; er wollte ja mitgerissen werden, er wollte ja schweben, für sich und auch für Charlotte. Er wollte ja sorgenlos heute sein, gedankenlos, namenlos, körperlos, losloslos von allem.
Nein, die Kapelle blieb, was sie war, und Pullmann ging ein bißchen enttäuscht auf seinen Platz zurück. Er sah ein: Er war immer noch Pullmann, Direktor der Pullmann u. Co.-Werke. Das ging nicht. Dagegen mußte er ansteuern. Schließlich war er zu seinem Vergnügen hier.
Er bestellte hastig eine neue Flasche. Eine gute Flasche. Der Kellner verbeugte sich.
„Du bist so unruhig", sagte freundlich Charlotte, „du machst mich ganz nervös."
Er gab sich Mühe, ruhiger zu sein. Er sprach noch weniger als zuvor und ließ sie erzählen.
Sie dachte, während sie sprach: „Er ist langweilig geworden. Es ist anstrengend." Aber sie legte ihren Kopf schräg nach hinten, dem Nacken zu, das sah hübsch aus, sie wußte es.
Die Kapelle spielte jetzt irgend etwas mit viel kleinen, abgehackten Tönen und mit einem grellen Saxophonwirbel, der sich nicht mehr einreihen wollte in die übrige Melodie. Er war aufreizend. Pullmann jedenfalls fand das und fragte Charlotte danach. Ja, sie fand es auch sehr schick und sie tanzten.
Ach, das war nicht nur ein einfaches Tanzen, das war ein schaukelndes Kreisen, ein Dahinwehen, ein Losgelöstsein von aller Erde. Pullmann schloß die Augen.
Dann war der Schlager zu Ende. Es kam sehr plötzlich, dieses Ende, moderne Melodien lieben die Überraschungen. Mitten in der schönsten Fülle, mitten im Aufsteigen eines neuen Saxophonjubels war das Ende da.
Pullmann blieb noch einen Augenblick lang still stehen, löste den Arm nicht von Charlottes Rükken, blickte auf den Stehgeiger, der sich jetzt laut die Nase schneuzte. Dann sagte er: „Na, also denn" und es war so gut wie alles vorbei, wenn auch dies und jenes an kleineren Gefühlen noch nachschleifte in ihm.
Über diesen unvermuteten und deshalb ungerechten Schluß wütend, küßte er Charlotte die Hände; sie sollte seine Verstimmung nicht merken. Über ihren Händen aber wurde er wieder sehnsüchtig und es fiel ihm ein Satz ein, der so ähnlich hieß wie: „Ein Mann wie ich hat sich und anderen so wenig zu schenken."
Er war unzufrieden mit sich. Er fand, es kam da her, daß er in seinem Leben zuviel gearbeitet hatte. Über der Arbeit hatte er alles andere vergessen und so war er schwer und starr und ungeschickt geworden; es ließ ihn nie mehr los.
Er sagte zu Charlotte: „Willst du nicht ein paar Rosen für dein grünes Kleid? Nachher kommt die Frau, ich kaufe dir Rosen", und er dachte gleich darauf, während Charlotte sich noch freute: „Meine Ehe habe ich mir auch durch dieses übermäßige Arbeiten zerstört. Kläre hatte ganz recht. Drei Jahre lang hat sie Abend für Abend an Decken gestickt, während ich ihr gegenüber am Schreibtisch saß; dann ist sie ausgebrochen. Und ich hatte erreicht, daß ich mich Direktor nennen durfte." Charlotte rief: „Da ist sie. Jetzt kommt sie. Bitte, fünf ganz hellrosa", und sie zeigte nach dem Blumenkorb.
Pullmann kaufte Rosen, er tanzte auch wieder, obwohl diese vergangene Minute nicht wiederkommen konnte, weil es sie nur einmal gab. Er hatte es nicht verstanden, sich daran festzuklammern, — es lag kein Grund vor, wieder zurückzugehen in den alten, schwerfälligen Menschen, das war ja eben das Schlimme. Man war eben zu unfähig, weil man woanders zu fähig war.
Er ließ sich an Charlottes Knie eine laufende Strumpfmasche zeigen. Er kokettierte sogar mit Charlotte. Es war also alles in Ordnung.
Charlotte versteckte sich hinter Pullmanns Rücken und klebte die Masche mit etwas Spucke fest. Er sah ihr aufmerksam zu und sagte: „Jetzt hier oben noch ein bißchen." Sie rief: „Nein, daß dich das interessiert!" Er war erstaunt: „Aber hör mal!" und er überlegte: „Warum habe ich Kläre auch gesagt, daß sie allein ausgehen soll? Ja, dann ist sie auch wirklich am nächsten Abend weggegangen, weil sie es nicht mehr ertragen konnte. Schön, schön, ich hätte es vielleicht verstehen sollen. Ich hätte nicht aus purer Rache, aus purer Rache am nächsten Abend auch weggehen sollen, allein, bis zum Morgen. Ja, so war das."
Charlotte fragte: „Weißt du auch, was so ein Paar Strümpfe kostet? Es ist eine Schande."
Pullmann antwortete gelassen: „Wir werden morgen andere kaufen." Dann tanzten sie wieder.
Charlotte, beim Tanzen: „Bist du müde?"
Pullmann: „Nein. Man hat nur manchmal Bange, daß man alles verkehrt gemacht hat."
Charlotte: „Du machst bestimmt alles richtig."
Pullmann: „Man wird älter. Wenn ich bedenke, was mich früher alles freuen konnte... Leider hat man sich nicht genug Mühe um die Freude gemacht. Es mußte immer gleich alles vor der Tür liegen, sonst war es zu umständlich und nahm zuviel Zeit weg. Man war auch immer zu müde gearbeitet." Charlotte nickte zerstreut.
„Willst du nicht einen Pfirsich?" fragt Pullmann am Tisch und hat schon wieder eine ganz helle, leichte Stimme für sie.
Ja, einen Pfirsich. Sie schält ihn ab, sie beißt hinein. Sie hat eine eigene Art, in Pfirsiche zu beißen. Sie macht den Mund zuerst richtig auf, als wollte sie einen großen Bissen nehmen, sie schiebt den halben Pfirsich in den Mund. Aber dann läßt sie ihre Lippen bloß an der Pfirsichhaut vorbeigleiten und beißt nur ein winziges Stückchen ab. Er sieht ihr zu. Er gibt ihr einen zweiten Pfirsich und lächelt.
Sie ist zufrieden, daß er sich nicht langweilt, sieht mit großen, munteren Augen an ihm vorbei und beobachtet irgendein paar Leute.
So ähnlich hatte es mit Kläre angefangen, es fällt ihm gerade ein, es war alles genau so hübsch und nett an ihr für ihn. Nur daß alles behüteter war, allein für ihn und für keinen anderen, und daß sie auf einem Waldabhang gesessen hatten. Unerklärlich, daß zuletzt der Haß kam zwischen ihnen. Doch erklärlich. Sie hatte ihn noch einmal gebeten, mit ihr auf einen Ball zu gehen. Aber er war so zutiefst getroffen von dem Gedanken, daß sie sich auflehnte und durch ihren Vorschlag, von seiner Arbeit einen Teil abzugeben. So ist er also nicht mit auf den Ball gegangen und während sie noch bat, hat er sich schnell entkleidet und ins Bett gelegt, damit er es sich nicht noch anders überlegen konnte. Dann ließen sie sich scheiden und er arbeitete allein weiter. Charlotte sagt: „Wie gefällt dir der Mann da gegenüber? Sieh dir nachher mal seine Schuhe an, wenn er tanzt. Solche müßtest du auch tragen. Deine sind zu schwer."
— — — — — —
Noch am anderen Morgen weiß er es: Das ist es. Sie wußte nicht, was sie gesagt hatte. Das ist es, er hatte zu schwere Schuhe an den Füßen. Während die andern tänzeln, stolpert er. Er hat über seiner Arbeit verlernt, ruhig und leicht zu gehen. Sein halbes Leben ist in seinem Schreibtisch eingeschlossen. Nichts ist mehr zurückzuholen. Unerträglichster Gedanke.
Pullmann geht in sein Schreibzimmer, unglücklich stürzt er sich in die Arbeit, um zu vergessen.

Wannen-Wonnen

Fast jeder Film, der auf sich hält,
spielt hundert Meter in der Wanne.
Man beut dem Filmgast für sein Geld
so gern die badende Susanne.

Das Bad ist meistens äußerst fein,
ist teils gekachelt, teils vernickelt.
Kühl blinkt und stolz der Marmorstein,
vor dem die Handlung sich entwickelt.

Das Wasser rauscht. Die Diva sitzt.
Das Auge sieht den Himmel offen.
„Steh auf, mein Kind!", wünscht mancher itzt.
Doch das ist ein vergeblich Hoffen.

Denn solch ein Aufstand brächte a)
die brave Polizei in Rage.
Und b) ist er gewöhnlich ja
nicht einbegriffen in der Gage.

Die Diva wäscht sich mit Musik,
sie zeigt teils Rückgrat und teils Waden,
sie zeigt auch etwas Nackenstück.
Ei, sie versteht sich auf das Baden.

Sie wäscht sich hier, sie bürstet da,
sie freut sich ihres Lockenhauptes,
und beinah — — aber nur beinah —
zeigt sie auch etwas Unerlaubtes.

Jedoch: im letzten Augenblick
wird dann das Filmband abgeschnitten.
Vernichtet ist zwar unser Glück,
gerettet aber sind die Sitten.

Das Glück, das man nicht haben kann,
gönnt man meist neidlos andern Leuten.
Man sitzt ganz stumm und denkt sich dann:
„Ob Regisseur und Kameramann
sich wenigstens recht freuten?"

Wilhelm Hammond-Norden

Die wahre Geistesgegenwart

VON BÖRGE MADSEN

Alle Sinne angespannt, verhielt er den Atem, stand auf der Veranda und lauschte. Dann öffnete er behutsam die Tür und trat ein.

Er ließ eine Blendlaterne aufleuchten und den Lichtkegel durch den Raum kreisen. Dann heftete er den grellen Strahl auf den großen Garderobenschrank, der in einer Ecke des Zimmers stand, ging hin und versuchte, das Schloß zu öffnen. Es war höchst unkompliziert; knappe zwei Minuten nur beanspruchte es, um es aufzusprengen.

Der Schrank war mit Kleidungsstücken vollgepfropft, die er beiseite schob, dann leuchtete er die Rückwand des Schrankes ab.

Dort kam die Tür zu einer Stahlkassette zum Vorschein, sie war in die Mauer eingelassen.

Er hockte sich nieder und holte verschiedene Spezialwerkzeuge hervor. Gelassen ging er an die Arbeit. Über eine Stunde brauchte er, bis das Schloß endlich seinen Angriffen nachgab.

Gerade streckte er die Hand nach dem Inhalt der Kassette aus, da vernahm sein scharfes Gehör plötzlich Schritte.

Rasch entschlossen löschte er die Laterne und zog vorsichtig die Tür des Kleiderschrankes zu. Er hätte keinen Augenblick zögern dürfen, denn in der nächsten Sekunde sah er durch den schwachen Spalt der Schranktür, daß das elektrische Licht des Zimmers eingeschaltet wurde.

Ein Mann und eine Frau traten ein. Zwar vermochte er die beiden aus seinem engen Gefängnis heraus nicht zu sehen, aber er verstand doch jedes Wort, das sie miteinander sprachen. Nach etwa einer Stunde verließen sie das Zimmer, kurz darauf hörte er, wie ein Auto davonfuhr.

Er wartete noch einen Augenblick, ehe er sich aus seinem Versteck hervorwagte. Doch als er, die Hand an der Türklinke, bereits im Begriff stand, wieder auf die Veranda hinauszutreten, hielt er plötzlich inne, ließ die Blendlaterne noch einmal aufflammen und trat an den Schreibtisch. Er zog einen Bogen Papier hervor und schrieb ein paar Worte darauf. Abermals löschte er das Blendlicht und zog sich zur Verandatür zurück. Im gleichen Augenblick fuhr er wie elektrisiert zusammen. Das Licht im Zimmer war eingeschaltet worden, und er vernahm hinter sich eine ruhige, unerschrockene Männerstimme:

„Bitte, mein Herr, Hände hoch!"

Er gehorchte unwillkürlich und wandte sich um. Vor ihm stand ein kräftiger junger Mann mit einem Revolver in der Hand. Er trat auf den Dieb zu und klopfte ihm die Taschen ab:

„Sie haben keine Waffe bei sich? Nun gut, dann dürfen Sie die Hände herunternehmen."

Der Dieb ließ die Arme sinken.

„Sagen Sie mir", fuhr der andere fort, „was haben Sie eigentlich hier zu suchen."

Der Dieb zuckte mit den Achseln.

„Nichts Besonderes", antwortete er. „Ich bin mit der Dame dieses Hauses verheiratet. Mein Name ist James Clayton."

Der andere starrte ihn entgeistert an.

„Sie sind Mr. Clayton?! Ja, aber warum tappen Sie hier zu so später Stunde mit einer Blendlaterne herum. Mrs. Clayton hätte gewiß ihre besondere Freude daran, wenn sie Sie hier anträfe ..."

„Kaum, mein lieber Herr", entgegnete Clayton. „Meine Frau und ich, wir trennten uns vor etwa einem Monat, wir sind zwar noch verheiratet und treten nach außen hin noch als gute Freunde auf, in Wirklichkeit aber liegen wir in Scheidung, weil ..."

„Weil?"

„Weil sie mich mit einem anderen betrügt." Clayton blickte dem jungen Mann scharf ins Gesicht und fuhr dann fort: „Aber es fehlen mir die Beweise, und deshalb schlich ich mich heute abend hier ein, verstehen Sie. Es geht um meinen Jungen, einen vierjährigen allerliebsten, kleinen Kerl. Ich will nicht, daß meine Frau das Kind behalten darf und muß daher den Beweis erbringen, daß das Unrecht auf ihrer Seite liegt."

„Ich glaubte zuerst, Sie seien ein Amateur!"

„Ein Amateur? Was wollen Sie damit sagen?" fragte Clayton verblüfft.

„Ein Amateurdieb. Einer, der es auf die Perlen Mrs. Claytons abgesehen hat. Aber nun begreife ich. Ich hielt Sie für einen Konkurrenten. Da Sie es nicht sind, schlage ich Ihnen eine Art Tauschgeschäft vor. Ich überlasse Ihnen die gewünschten Briefe und Dokumente oder wonach Sie sonst noch suchen, und Sie verraten mir, wo Ihre Frau die Perlen aufbewahrt."

„Das weiß ich nicht."

„Sie wissen es nicht?"

„Nein." Clayton schüttelte entschieden den Kopf. „Halten Sie es übrigens nicht für ratsamer, das elektrische Licht wieder auszuschalten?"

Der andere setzte eine gleichgültige Miene auf.

„Seien Sie unbesorgt. Die Dienerschaft hat heute abend Ausgang und Mrs. Clayton kommt einstweilen nicht zurück. Wenn es Sie aber tatsächlich geniert, kann ich das Licht ausmachen."

Er trat zum Schalter und knipste.

Mit einem einzigen Satz sprang Clayton zur Verandatür, dann waren seine Schritte auf dem Kiesweg des Gartens zu hören.

Nach ungefähr einer Stunde fuhr ein Wagen vor der Villa vor. Mrs. Clayton kam nach Hause.

Als sie das Zimmer betrat, das kurz zuvor Schauplatz einer dramatischen Begebenheit gewesen war, saß der junge Mann noch immer da.

Rasch erhob er sich und ging ihr entgegen.

„Weißt du, wer in deiner Abwesenheit hier gewesen ist?"

„Nein, ich wüßte wirklich nicht ..."

„James Clayton, dein Mann."

Sie erbleichte.

„Mein Mann ... und sah er dich hier?"

„Es ließ sich nicht vermeiden. Ich überraschte ihn in deinem Zimmer, er hatte sich heimlich eingeschlichen."

„Wo ist er nun? Und was sagtest du ihm?"

„Tja, er war im Begriff, sich einige Briefe anzueignen, die er dann gegen dich im Scheidungsprozeß ausspielen wollte."

Mrs. Clayton war in einen Sessel gesunken.

„Du lieber Gott", rief sie erregt. „Nun ist alles vorbei."

„Ich glaube nicht, daß er etwas gefunden hat."

„Ja, aber er hat dich gesehen. O, Ralph, wir hätten noch so lange darauf warten sollen, uns zu treffen, bis die Scheidung ausgesprochen ist. Jetzt gibt es womöglich einen Skandalprozeß, in den auch du vielleicht mit hineingezogen wirst. Denn er wird alles tun, damit er das Kind zugesprochen erhält. O Gott, hätte er dich doch bloß nicht gesehen."

Ralph lächelte selbstbewußt.

„Ich sehe die Lage gar nicht für so trostlos an", meinte er. „Nicht? Wieso?"

„Ich redete ihm nämlich ein, daß ich ein Einbruchsdieb sei. Du hättest sehen sollen, wie er erschrak, er ergriff auch bei der ersten Gelegenheit die Flucht."

Mrs. Clayton blickte bewundernd zu ihm auf.

„Du bist von einer fabelhaften Geistesgegenwart wie kein zweiter in der Welt. Und du meinst, daß er dich wirklich nicht durchschaute?"

„Bestimmt nicht."

„Oh, wenn es doch so wäre. Ich könnte es nicht ertragen, wenn man mir den Jungen nehmen würde."

Da fiel ihr Auge plötzlich auf einen Brief, der auf dem Schreibtisch lag.

„Was ist das für ein Brief?" fragte sie.

Ralph zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Ich sehe ihn auch jetzt erst."

Mrs. Clayton faltete ihn auseinander, und als sie ihn gelesen hatte, reichte sie ihn Ralph.

Darin stand:

„Mrs. Clayton! Ganz gegen meine Absicht wurde ich heute abend Zeuge Ihres Gesprächs mit Mr. Ralph Hitchens. Es wäre mir außerordentlich peinlich, Ihrem Gatten gegenüber davon Gebrauch machen zu müssen, was der Fall wäre, wenn Sie die Polizei von dem Verschwinden Ihrer Perlenhalskette in Kenntnis setzen würden."

Das Schreiben trug keine Unterschrift.

Mrs. Clayton war aufgesprungen und riß die Tür des Garderobenschrankes auf.

„Ralph!" rief sie entsetzt, „meine Perlen sind gestohlen worden."

Ralph blickte von dem Brief auf.

„So war der Mann also wirklich ein Dieb?"

„Ja", seufzte Mrs. Clayton, „und er ist schlauer gewesen als du. Jedenfalls hat er noch mehr Geistesgegenwart bewiesen."

(Übersetzt von Werner Rietig.)

Unmut

Von Ratatöskr

Wieder einmal ging alles verkehrt.
Mancherlei hat mir das Herz beschwert.
Vieles ist mir die letzten Wochen
grämlich über die Leber gekrochen.

Da schlag' doch ein siediges Wetter drein!
Muß denn dieses immer so sein?
Hat man dazu nach Gottes Plane
seine inneren Leibesorgane?

— Auf dem Absatz dreh' ich mich um:
bitte, verehrliches Publikum,
bitte, Ärger und Sorgenplunder,
rutscht mir von heut ab den Buckel runter!

Kiki verdient kein Kind. Eine entsetzliche Zimpersuse ist Kiki. Als ihr ihr Baby angelegt wurde — „Was das Kind für eine kalte Nasenspitze hat", jammerte sie, „konnten Sie das Gesicht nicht zuvor ein wenig anwärmen, Fräulein?"

Der Witzeschreiber unserer Tage schrieb Witze. Die Witzeschreiber der vorigen Jahrhunderte sahen ihm vom Himmel aus zu und schmunzelten. „Zerspring, Raimund!", meinte Nestroy stolz, „von mir nimmt er viel mehr als von dir..."

Als vor ungefähr 20 Jahren die französische Besatzung in Wiesbaden eingezogen war, hielt es ein Pfarrer in einem Vororte dieser Stadt für angebracht, in einer Predigt ganz besonders die Jungfrauen der Gemeinde auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche für sie durch die Anwesenheit der Fremden bestanden. Seine Ermahnungen zur Tugendhaftigkeit kleidete er in die unvergeßlichen Worte: „Ihr Mädchen, hütet Eure Nester! Es sind fremde Vögel im Lande!"



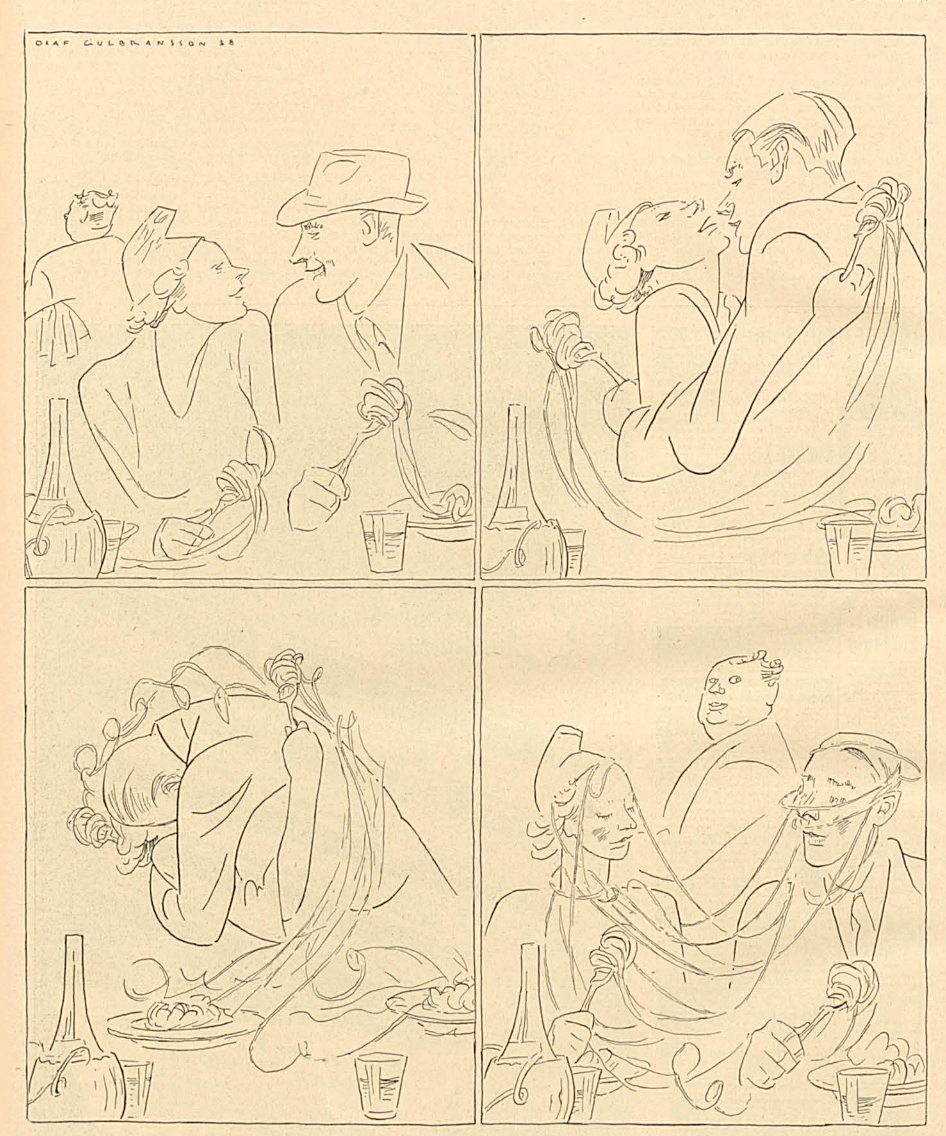
(O. Nückel)

In einer englischen Kleinstadt verbietet eine Polizeiverordnung den Gentlemen das Fluchen an öffentlichen Orten. Eines Tages nun passierte es einem älteren Golfspieler, daß eine ungefähr im gleichen Alter stehende Dame, die seit Jahren mit dem betreffenden Herrn verfeindet war, ihn bei einem mißglückten Schlag auf dem Golfplatz laut fluchen hörte. Dies meldete sie dem Richter der Stadt, der ein naher Freund des Golfspielers war. Der Richter erwog die Sache nach allen Seiten und erließ dann folgendes Urteil: Der Angeklagte hat wissentlich geflucht, wie er auch selber zugibt. Durch das Fluchen jedoch hat er unseres Erachtens im selben Augenblick und vorübergehend aufgehört, ein Gentleman zu sein. Die diesbezügliche Verordnung kann daher auf den vorliegenden Fall nicht zur Anwendung kommen, weshalb die Klage abzuweisen ist.

Zu einem Wiener Arzt kam ein aufgeregter Herr. Verzweifelt stieß er hervor: „Ich muß ein Zwitter sein, Herr Doktor!" Der Arzt hieß ihn abzulegen. Als er die Untersuchung beendet hatte, schüttelte er den Kopf. „Sie sind ein völlig normaler Mann", sagte er, „wo hätten Sie denn Ihre weiblichen Merkmale?" Der Patient stöhnte: „Immer im Kopf, Herr Doktor, immer im Kopf!"

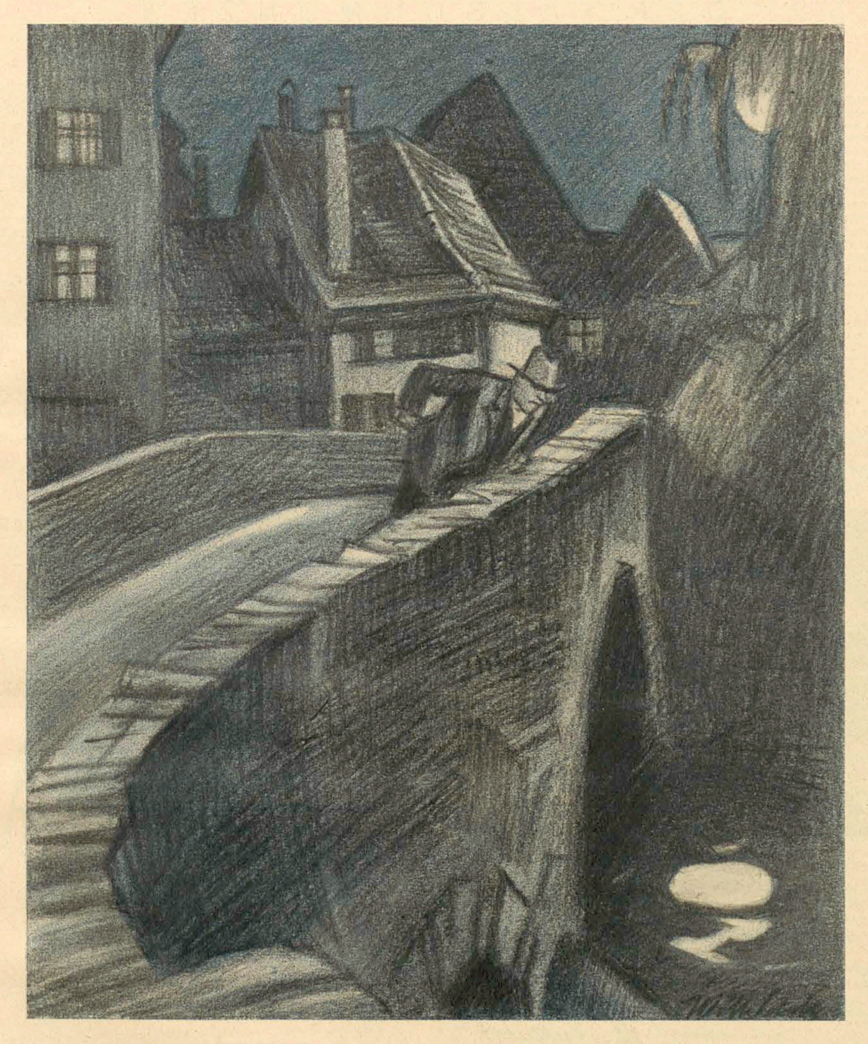
Liebe und Spaghetti

(O. Gulbransson)



Das Mädchen im Mond

(Wilhelm Schulz)



Er war ein pflichtvergeßner Wicht,
Allein sein Mädchen wußt' es nicht,
Es kam zu Sinn ihr erst zur Zeit,
Als ihr zu enge ward das Kleid.
Trug sie von ihm ein Kind im Schoß,
Wollt billig er sie werden los,
Warf von der Brücke sie hinein
Nachts in des Vollmonds Widerschein,
Der auf dem dunklen Wasser lag
Hell wie die liebe Sonn' bei Tag.
Schlug in der Fern nur an ein Hund,
Dacht' er, die Tat würd' niemand kund.
Doch ging er drum in Ruh nicht lang,
Beim nächsten Vollmond ward ihm bang.
Da stand, wie er zu sehn gewohnt,
Nicht mehr ein alter Mann im Mond.
Sein Mädchen sah von dort ihn an,
Hielt bis zum Morgen ihn in Bann.
Als er voll Grauen dann entwich,
Wußt' er den Henker hinter sich. —

Wilhelm Schulz

DER FALSCHMÜNZER

Ein Tatsachenbericht von Edmund Bickel

Zwischen zwölf und drei Uhr war die Umsatztätigkeit und der Geschäftsgang in der Molkereiproduktenhandlung der Frau Notburga Zirngiebl ausgesprochen ruhig. Seitdem sie sich vom Film zurückgezogen hatte, befaßte sie sich während ihrer Mußestunden fast nur noch mit Literatur. Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Frau Zirngiebl war nicht etwa früher Filmschauspielerin gewesen, sondern ging nur nicht mehr ins Kino. Heutzutage werden ja fast keine Kriminalstücke mehr gespielt. Auch Morde werden immer seltener, also bleibt nichts anderes übrig, als der geistigen Blutlust auf andere Weise zu frönen. Da Frau Zirngiebl überhaupt eine geistig eingestellte Frau war, die sogar ihre nebenberufliche Tätigkeit als Hausmeisterin nur geistig betrieb, war das ein leichtes: Sie las grundsätzlich nur Kriminalromane. Diese gibt es glücklicherweise noch immer zu einem Preise, der nur deshalb so niedrig ist, weil der Verlag auf die Ausstattung so gut wie keinen, auf den Inhalt noch weniger und auf den Papieraufwand das meiste Gewicht legt; denn er weiß, was seine lieben Leser wünschen. Ein besonders glücklicher Umstand hatte es gefügt, daß ihr Flurnachbar ein ehemaliger Kriminalbeamter war, der an seinem schönen Beruf mit rührender Anhänglichkeit hing. Warum er seinen Dienst vorzeitig aufgegeben hatte, war zwar im Treppenhaus der Mietskaserne noch immer ein beliebter Gesprächsstoff, der auch ohne greifbare Unterlagen zu nie erschöpflichen Vermutungen Anlaß gab, aber selbst Frau Zirngiebl wußte nichts Genaues. Sie sprach zwar gern und lange mit Herrn Ganslmeier — so hieß der frühere Geheime —, aber er hüllte sich dennoch in eisiges Schweigen. Dafür gab er ihr in allen kriminalistischen Angelegenheiten stets gerne und ausführlich aus dem Schatz seiner reichen Erfahrungen Auskunft. Jedesmal, wenn er seine Milch holte, nahm er zu den Problemen in wirklich gewissenhafter Weise Stellung. Als Unterlage diente jeweils der eben gelesene Roman.

„Ja, wissen S', Herr Ganslmeier, i glaub', der Herr, der wo am Erst'n dees Treppenzimmer im dritt'n Stock g'miet hat, is a Falschmünzer!" platzte sie heraus.

Der Geheime verriet durch keine Miene seine Spannung. In seiner langjährigen Tätigkeit hatte er trotz jahrelangen Spazierengehens noch niemals einen Menschen erwischt, der auch nur den Versuch gemacht hatte, einen roten Heller zu fälschen.

„Wia kumma S' denn auf so an Gedank'n, Frau Zirngiebl?" erkundigte er sich scheinbar uninteressiert, wobei er sich schon mit höhnischem, aber biederem Lachen bei der auf frischer Tat erfolgten Verhaftung des Falschmünzers sah.

„No, ma hat doch auch seine Aug'n und Ohr'n off'n", erklärte sie ihm ihre bisherigen Ermittlungen, „erstens is dees an sich verdächtig, wenn ein Mensch a Trepp'nzimmer nimmt. Dees hat ma schon gleich net recht g'fall'n. Sie wiss'n schon, warum. Außerdem konn oan der Mensch net grod o'schaug'n und dann hat er nach acht Tag no koa Visit'nkart'n an der Glock'n drol"

„Ja mein, Frau Zirngiebl, dees sand alles bloß Verdachtsmomente, wo eigentlich no net so ohne weiteres auf Falschmünzerei im Sinne des Gesetzes schließ'n lass'n!" meinte der verabschiedete Geheime und war bereits recht enttäuscht.

„Freili, dees taat ja a nix bedeut'n, aber dieser Herr Petroff, wia a si schreibt, der betreibt ja die Falschmünzerei sozusag'n ganz öffentlich, genau a so, wia i mei Milchg'schäft bereits!"

Jetzt war das Interesse wieder da.

„Sie braucha ja bloß amal an seiner Tür horcha, dann hör'n S' ja ganz deutlich, wia a dees falsche Geld grad a so macht. Grad pfundweis muaß der Mensch falsche Geldstück macha!"

Frau Zirngiebl war mit Recht empört; denn als Geschäftsfrau lief sie Gefahr, solche in Zahlung nehmen zu müssen. Sie war vor Jahren schon einmal mit einem falschen Zehnpfennigstück hereingefallen, was sie nie mehr vergessen konnte.

„Ham Sie vielleicht scho a falschs Geld von eahm eing'nomma?"

„Na, soo dumm is der net, Herr Ganslmeier, dees

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

is scho ein ganz raffinierter, der wo dees falsche Geld nia net selbst ausgibt!" klärte ihn die scharf denkende Milchfrau auf Grund ihrer Lektüre auf. Worauf der ehemalige Geheime beschloß, den Petroff unter schärfste Beobachtung zu nehmen.

Trotzdem ihm hierfür Zeit genug zur Verfügung stand, verliefen seine Erhebungen völlig ergebnislos. Um so mehr war er aber überzeugt, einen der geriebensten Falschmünzer der Kriminalgeschichte vor sich zu haben. Er hatte nämlich nachts stundenlang an seiner Tür gehorcht. Es gab überhaupt keinen Zweifel mehr, da er sowohl das Arbeiten an der Stanze deutlich unterscheiden konnte, als auch das leise Klirren der fertigen Falschmünzen. Offenbar unterbrach Petroff seine ungesetzliche Nachtarbeit aber sofort, wenn er ein verdächtiges Geräusch hörte und es dauerte dann geraume Zeit, bis er sein Arbeitsgerät aus irgendeinem Versteck wieder hervorholte und von neuem anfing, falschzumünzen.

So blieb nichts anderes übrig, als in Abwesenheit des Verbrechers eine Haussuchung zu veranstalten. Das tat auch Herr Ganslmeier, obwohl er hierzu keineswegs berechtigt war. Als Petroff, mit einem augenscheinlich schweren Paket unter dem Arm, das Haus verließ, begab sich der frühere Kriminaler in Begleitung von Frau Zirngiebl — wegen der Zeugenschaft — in den dritten Stock und machte mit einem regelrechten Dietrich die Tür auf. In fieberhafter Eile wurden alle Behältnisse und Winkel durchsucht. Außer einem Konservendosenöffner war nichts Verdächtiges zu finden. Daher schien die falsche Münzerei unter den Fußbodenbrettern verborgen zu sein. Diese Vermutung liegt ja auch am nächsten. Um sich aber nicht der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, sah er davon ab, den Boden aufzubrechen.

In der nächsten Nacht war der Falschmünzer mit unglaublicher Frechheit am Werk. Er arbeitete, daß man es sogar in der Wohnung nebenan hören konnte. Ihre Inhaber, ein Mechanikerehepaar, bestätigte die Vermutung. „Dees ham mir scho lang g'hört", sagte der Mann, „aber mir ham uns denkt, lang konn der des G'schäft aa net macha, nacha ham s'n!"

Mit herzlichem Bedauern, zu keiner Amtshandlung mehr fähig zu sein, holte Herr Ganslmeier auf gemeinsamen Beschluß der Anwesenden einen Schutzmann von der Straße. Der wollte zwar nichts von einer Falschmünzerei im dritten Stock wissen, ging aber endlich doch mit, um sich keiner Unterlassung schuldig zu machen. Unter Luftanhalten der nunmehr auf bereits sieben Hausinwohner angewachsenen Zuschauerzahl vernahm er die verdächtigen Geräusche in voller Deutlichkeit. „Ja, man hört sogar die einzelnen Markstückl!" mußte er zugeben. Nach nochmaligem kurzen Überlegen klopfte er mit starker Faust an die Tür des Treppenzimmers.

„Aufmachen, Polizei!"

Das Geräusch verstummte, nichts war zu hören. Offenbar wurde die Münzpresse in aller Hast mit dem Falschgeld rasch beiseite geschafft. Nur das Klopfen von sechs Herzen war zu hören. Das des Schutzmannes war geräuschlos.

„Sofort aufmachen, Polizei!" forderte er nochmals und donnerte an die Tür, worum ihn Herr Ganslmeier maßlos beneidete.

Endlich hörte man ein Geräusch, der Türschlüssel wurde umgedreht, und der Schriftsteller Petroff erschien im Schlafanzug und — gähnte. Ein ausgezeichneter Schauspieler.

Ehe er sich's versah, war der Schutzmann im Zimmer und durchsuchte es, wobei Frau Zirngiebl ihn sachverständig unterstützte, wenn er auch dagegen Einspruch erhob.

„Was ist denn hier eigentlich überhaupt los?" fragte der Schriftsteller überrascht.

„Dees werd'n Sie scho wiss'n!" wich der Schutzmann aus, dem bereits leise Zweifel kamen.

Wieder verlief die Haussuchung ohne jeden Erfolg; es wurden außer sieben Mark und dreiundzwanzig Pfennigen kein Geld gefunden. Das aber war echt. Auch unter den fest angenagelten Bodenbrettern war nichts, obwohl sie aufgestemmt wurden, um nichts unversucht zu lassen. Es kostete ziemliche Mühe, den nach und nach wütend gewordenen Schriftsteller davon abzuhalten, noch Anzeige wegen Ruhestörung und Hausfriedensbruches zu erstatten. Er hätte keine Falschmünzerei, leider, erklärte er aufgebracht.

In der nächsten Nacht lauschte der Kriminaler wieder. Genau die gleichen Geräusche, ein dumpfes Klopfen, ein leises Klirren.

So ist es bis heute geblieben.

Es gibt eben Menschen, die so schnarchen, daß es sich anhört, als sei eine Falschmünzerwerkstätte in vollem Betrieb.

Gute Schule

(Erich Schilling)



„Nun, und was werden Sie jetzt nach Aufhebung Ihres Eintänzerberufes anfangen?" — „Ich bleibe in der Branche, ich werde Möbeltransporteur!"

München, 18. Dezember 1938
43. Jahrgang / Nummer 50

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Weihnachtswünsche

(E. Thöny)



„Für Großmama machst du wohl diesmal wieder eine Handarbeit, vielleicht ein Bettjäckchen . . .“
„Unmöglich, sie hat sich diesmal Schneeketten gewünscht!“

Der Traum des Löwen


(Fr. Bilek)

BADEZIMMERKUNDE

Von Walter Foitzick

Manche Leute schwören darauf, den Charakter eines Menschen am besten und schnellsten aus seiner Handschrift lesen zu können, und da man mir aus meiner Handschrift schon allerlei unangenehme Eigenschaften, die ich sonst mühsam verberge, klipp und klar gesagt hat, muß wohl etwas dran sein.
Ich selbst bevorzuge die Badezimmerdiagnose. Noch habe ich kein rein wissenschaftliches System von ihr aufgebaut, aber ich bin überzeugt, wer die Materie horizontal und vertikal durcharbeitet, könnte ein gutes Stück Geld damit verdienen, z. B. wenn größere Firmen einen neuen Direktor anstellen wollen, oder ein Direktor eine neue Sekretärin. Was tat man bisher? Nun, man ließ die Handschrift der stellungsuchenden Person vom Schriftsachverständigen durchfieseln, und der sagte eindeutig, ob der neue Direktor zum Erfolg oder zur Pleite vorausbestimmt sei, und ob die Sekretärin, die für eine tüchtige Sekretärin durchaus notwendige Verschwiegenheit in ihrem knospenden Busen trüge.
Also so ging man vor und so tun viele es jetzt noch, aber ich könnte mir gut vorstellen, daß man den in Frage kommenden Direktor oder die knospende Sekretärin unbeobachtet in einem Badezimmer von nebenan abhört, wenn sie morgendliche Toilette machen; ich meine natürlich beide getrennt.
Ich vertrete nämlich die Meinung, daß die Geräusche, die einer bei der morgendlichen Waschung verursacht, für seinen Charakter bestimmend sind.
Achten Sie doch selbst mal darauf, wenn Sie auf Reisen sind, was Sie da morgens aus dem Nebenzimmer hören. Auch Anfänger können bald ein achtzehnjähriges Mädchen von einem älteren starken Raucher unterscheiden. So ein junges Mädchen gurgelt hell und lieblich, und eine Nachtigall kann sich kaum melodischer die Zähne putzen. Der ältere Gewohnheitsraucher, ach du lieber Gott, was macht der bei dieser Gelegenheit mit Luftröhre und Rachen alles. Es sind Explosionen, raspelnde, zischende, krachende, gewaltsam Verschlüsse der Rachengegend aufbrechende Explosionen, die da aus dem Nebenzimmer prasseln und vom Ringen des Menschen mit seiner gequälten Luftröhre zeugen. Welche Befriedigung gibt er kund, wenn er das, was er eigentlich meint, endlich heraus hat.
Gewiß, das ist nicht schön mitanzuhören, es gehört auch nur zu den gröbsten Grundlagen der badezimmerlichen Charakterkunde, und die Skala erfordert genaue Kenntnis der Nuancen.
Da hören Sie aus dem Badezimmer ein klatschendes, sprudelndes Geräusch mit einem Wasserschwall, wie ihn ein Nilpferd verursacht, das aus dem Bassin auftaucht. Ich verrate Ihnen, es ist ein Mann in den besten Jahren, der sich nebenan sieghaft wäscht, Gesicht, Nacken, Schultern und Brust mit beiden Händen einseift, dann mit dem Kopf aus der Waschschüssel herauftaucht, wobei der ein halblanges, wohliges „ah" vernehmen läßt, um gleich darauf mit dem Handtuch auf sich herumzurubbeln.
Ein tüchtiger, lebensbejahender, zupackender Mann das, dem man ohne weiteres die Leitung einer Fabrik mit einer Belegschaft bis zu hundert Mann anvertrauen könnte, und wenn man dann hört, wie er mit leisem, metallischem Klang Nagelschere und Feile auf die Glasplatte legt, möchte ich annehmen, daß er es noch weiter bringen wird und sogar in die Familie der Aktienmehrheit einheiraten könnte.
Ich habe mir sagen lassen, daß Graphologen streng wissenschaftlich arbeiten. Könnten wir auch! Wir stellen ein System auf aus Zähneputzen, Zeitdauer, Menge und Stärke der aus der Luftröhre abgeblasenen Luft, Rauschen des Wasserhahns, Ausrufen des Behagens und Ärgers, na und all das zusammengezählt und durcheinander dividiert, ergibt eine Kennzahl, die auf einer Tabelle Alter, Brustumfang, Zuverlässigkeit, Temperament, Ausdauer in Liebe und Beruf, sowie andere Fragen, die für Eheschließung und Dauerstellung von Wichtigkeit sind, beantwortet.

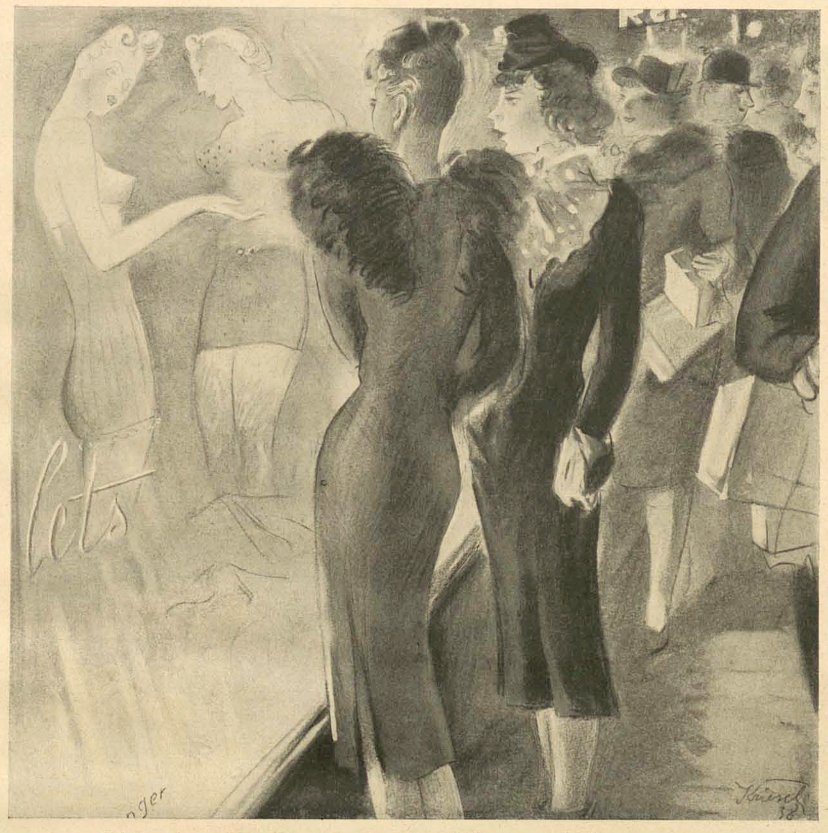
Krause trinkt zuviel

Von Bruno Manuel

Ich kenne keinen Menschen, der soviel trinkt wie Krause. Krause trinkt den ganzen Tag. Er trinkt bei jeder Gelegenheit. Krause trinkt sowohl vor wie nach dem Essen. Krause trinkt auch beim Essen. Er trinkt, wenn ihm ein Geschäft glückt. Er trinkt, wenn es ihm mißglückt.
Ein Mann wie Krause findet immerfort Gelegenheiten, die begossen werden wollen. Bei ihm wird eigentlich alles begossen. Es gibt kein Ereignis, das nicht mit einer Molle untermauert, und keinen Anlaß, der nicht befeuchtet werden will. Krause begießt die heiteren und die ernsten Anlässe. Er begießt Geburts- und Todestage, Hochzeiten und Leichenbegängnisse, Geschäftsvergrößerungen und Geschäftsverkleinerungen, sämtliche Sonn- und Feiertage sowie die meisten Wochentage. Infolgedessen ist Krause immer leicht befeuchtet. Und wenn er leicht befeuchtet ist, passieren ihm mitunter Sachen.
Neulich mußte seine Frau an das Krankenbett einer gelähmten Tante eilen. Das Befinden war besorgniserregend. Frau Krause erglühte zu beispielloser Hilfsbereitschaft. Sie verharrte Tag und Nacht am Krankenbett der Tante. Auch das war für Krause ein Grund zum Trinken.
Das tat er mit Ausdauer. Krause begoß die kranke Tante nach jeder Richtung. Er begoß sie teils mit dunklem und teils mit hellem Bier. Er begoß sie noch mit anderen Flüssigkeiten. Krause ließ die Tante so oft leben, bis er manövrierunfähig war. Wie ein Eimer auf hoher See schaukelte er dahin. Zerschrammt, mit demoliertem Hut und kragenlos stand er an der Haustür. Krause hatte dermaßen das Wohl der Tante begossen, daß er die Tür nicht auf bekam. Weshalb er die Hilfe eines jungen Mannes in Anspruch nahm.
Krause wogte leicht die Treppe empor, der junge Mann nebenher. Er brachte Krauses verhedderte Beine auseinander und richtete ihn auf. Er stellte ihn gerade. Er redete ihm auch gut zu und sagte: „Lassen Sie, Herr Nachbar, morgen sieht das alles

Genügsamkeit

(R. Kriesch)

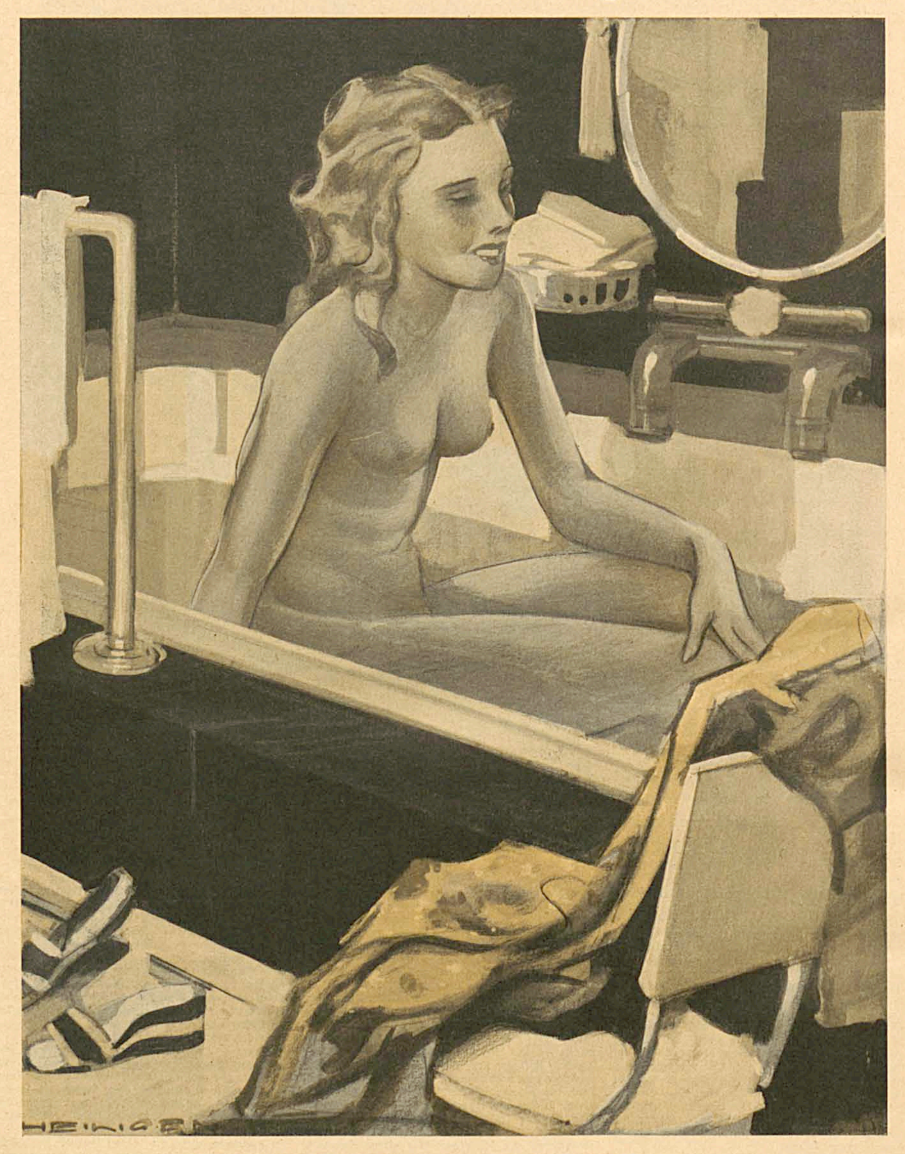


„Siehste, eine solche Figur wünscht sich mein Franz an mir!"
„Und mein Rudi sagt: lieber 'n kleiner Schönheitsfehler, als alles aus Pappe!"

wieder besser aus. Wie hoch wohnen Sie denn?"
„Drei Treppen links ... hup ... bei Krause", lallte Krause. Darauf wurde Krause nach oben gewunden. In einem Akt von Menschenfreundlichkeit kam der junge Mann sogar mit in Krauses Wohnung. Er half Krausen aus den Kleidern, legte diese über einen Stuhl, jenen tadellos ins Bett und sagte in der ihm angeborenen Barmherzigkeit: „So, Herr Krause, nun schlafen Sie nur gleich."
Krause merkte erst gegen Morgen, daß die Nacht ernste Folgen hatte. Als er erwachte und wissen wollte, wie spät es ist, fehlte seine Uhr. Sie lag nicht auf dem Nachttisch. Sie lag nicht auf der Erde. Uhren können auch in der Westentasche sein. Krauses Uhr nicht. Sie konnte deshalb nicht in der Westentasche sein, weil keine Weste da war. Es war auch kein Jackett da. Noch weniger Krauses Beinkleid. Es war überhaupt nichts da. Irgendein gemeiner Umstand hat Krauses Sachen verschwinden lassen.
Aber welcher Umstand? Krause wußte von nichts. Krause besann sich auch nicht. Krause hatte keine Ahnung. Nachdem das feststand, drehte er sich wieder um und schlief weiter. Krause schlief noch unbeirrt vier Stunden. Er träumte von Fässern, welche rollten. Doch statt der Fässer rollte plötzlich Krause. Er wurde hin und her geworfen.
„Möchtest du nicht endlich aufstehen? Ich komme schon von Tante Emma, und du Faulpelz liegst noch im Bett!" Das war Krauses Frau. Krause fragte aus dem Schlaf, wie spät es sei. Es war zehn. Frau Krause legte Hut und Mantel ab. Dann ging sie an den Schrank, um das blaue Kleid hineinzuhängen. Da sah sie die Bescherung.
„Mein Gott", rief sie entsetzt, „was ist denn hier passiert? Hier ist ja eingebrochen worden!"
Krausen ließ der Schrei nicht ruhen. Er schnellte aus dem Bett und betrachtete den Kleiderschrank. Es fehlte ziemlich alles. Es fehlten Krauses Anzüge. Es fehlten Krauses Mäntel. Es fehlten auch Frau Krauses Kleider.
Krause zog die Augenbrauen hoch. Ihm ging verschiedenes auf. Mit einem Mal erinnerte er sich. „Und sowas nennt sich Nächstenliebe", dachte er. Es bedurfte einiger Zeit, bis Frau Krause die Sprache wiedergewann. „Das verstehe ich nicht", sagte sie, „man soll nicht merken, wenn im selben Zimmer eingebrochen wird! Das ist mir einfach unerklärlich."
„Ich verstehe es auch nicht", behauptete Krause.
„Warst du denn betrunken?"
„Ganz und gar nicht."
„Dann mußt du taub gewesen sein."
Inmitten dieser Unterhaltung klingelte es. Frau Krause begab sich an die Tür. Ein Brief von unbekannter Hand. Briefe bekamen Krauses nie, außer zu Geburtstagen.
„Es wird Reklame sein", vermutete Krause.
Reklame war es nicht. Es war Schlimmeres. Das ging aus Frau Krauses gefurchter Stirn hervor. „So also liegen die Dinge", sagte sie im Tone der Gereiztheit, „du hast die Sachen versetzt!"
„Was habe ich?" Krause erwachte zu vollem Bewußtsein. Sein Gesicht verschärfte sich. „Versetzt? Das muß sich wohl um einen Irrtum handeln."
Es handelte sich um eine Dreistigkeit. Nicht Krause, der junge Mann hatte die Sachen versetzt. In der ihm innewohnenden Barmherzigkeit die Pfandscheine aber postwendend Krause zugesandt.

Wiederbelebung

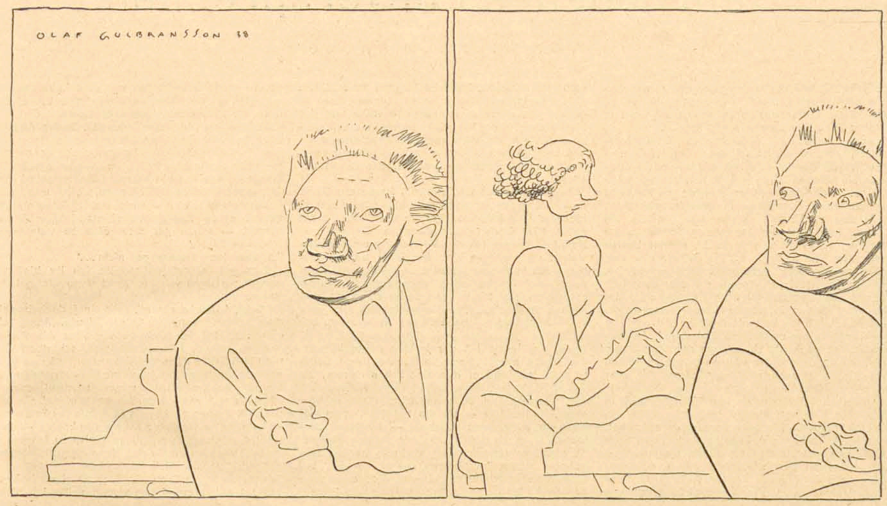
(K. Heiligenstaedt)



„Nein – Theo – nicht hereinkommen – nur durchs Schlüsselloch gucken: du sollst wieder anfangen, mich stückchenweise kennenzulernen!“

Erwägungen

(O. Gulbransson)



Ob ich das Klavier verkaufe?
— Sinnend pendl' ich her und hin.
Täglich wie aus einer Traufe
rinnen draus die Melodien.

Nicht durch mich — i Gott behüte!
Täglich tritt ein Fräulein an
mit versonnenem Gemüte,
die's nun mal nicht lassen kann.



Täglich, ohne je zu schwitzen,
fingert sie so stundenlang.
Und ich muß danebensitzen,
gramzerwühlt und bebebang — — —

Oder hau' ich mit dem Hammer
kurz und klein den Töneschoß?
. . . Ach, dann wär' ich meinen Jammer
und zugleich das Fräulein los!

Ratatöskr

Gebrochenes Eheversprechen

VON WILHELM GROSS

Mein Freund Manfred suchte mich auf. Er war verzweifelt. Soeben käme er vom Gericht, und sei zu 6000 Kronen Schadenersatz verurteilt worden, zahlbar in 60 Monatsraten à 100 Kronen.

„Wegen angeblich gebrochenen Eheversprechens", seufzte er. „Und das alles, weil man lyrischer Dichter ist und mal mit einem Gedichtband ein bißchen Erfolg gehabt hat. Das war nämlich so. In der Sommerfrische lernte ich Amanda, Tochter eines Grossisten in Christbaumschmuck und Lametta, kennen. Wenn man untätig am Strande liegt und der sengenden Sonne ausgesetzt ist, schwätzt man ja leicht allerlei Unsinn zusammen. Und so sagte ich ihr, daß sie eine entzückende Frau sei und die schönsten Augen habe, die ich je gesehen. Worauf sie schwärmerisch äußerte, wie wundervoll es wäre, wenn ich ihr das noch einmal in poesievollen Versen sagte. Und so schrieb ich Narr ein Gedicht und gab ihm den Titel ‚Meiner unsterblich Geliebten'. Am selben Abend noch fiel sie mir um den Hals, küßte mich und sagte, daß sie mich von ganzem Herzen liebe. Ich aber wehrte ab und sagte, daß dies gar nicht meine Absicht gewesen sei. Da bekam sie plötzlich Schreikrämpfe und fiel schließlich in Ohnmacht. Eine kostspielige Rechnung wurde das für mich: drei Monate Sanatoriumsaufenthalt à zwanzig Kronen pro Tag, Erholungsreise nach Italien usw. usw. Außerdem mußte sie ihre Stellung aufgeben und wird wohl nie wieder ein völlig gesunder Mensch werden. Anfangs forderte sie fünfzehntausend, aber dann einigten wir uns auf sechstausend."

„Gesetz ist Gesetz", versuchte ich zu trösten. „Und was gedenkst du nun zu tun?"

„Auswandern werde ich. Auswandern auf eine öde, einsame Insel, wo kein Mensch hinkommt."

„Spitzbergen", schlug ich vor, „aber dort ist es recht kalt."

Es gelang uns indessen, ein kleines Eiland — nicht allzu fern der Heimat — ausfindig zu machen. Es war etwa einen Quadratkilometer lang und bot bei seinem spärlichen Graswuchs immerhin Ätzung für eine Ziege; es lag in der Nachbarschaft einer ebenso gottverlassenen Insel, auf der ein paar Rinder wohnten. Manfred sollte fünfundzwanzig Kronen Pacht für den Rest seines Lebens auf der Insel zahlen. Er kaufte also Zelt und sonstige Lagerausrüstung und richtete sich häuslich ein.

Wochen vergingen, ehe ich den ersten Brief von ihm erhielt. Er schrieb begeistert, daß er angefangen hätte, die Welt mit anderen Augen zu betrachten. Er sei mit der Abfassung einer gewaltigen Lobhymne auf die Erhabenheit von Himmel und Erde, Kühen und Möven beschäftigt.

Dann vergingen Wochen und Monate, ohne daß ich ein Lebenszeichen von ihm erhielt. Ich glaubte schon, er sei vielleicht ertrunken und von Fischen gefressen oder gar dem Hungertode verfallen und läge zu einer Mumie ausgedörrt irgendwo auf der Insel. Da sah ich ihn eines Tages zu meiner größten Überraschung mit einem Bananenwagen auf dem Rathausplatz stehen. Ich trat an ihn heran und gab meinem Erstaunen Ausdruck.

Es aber streckte mir verlegen lächelnd die Hand entgegen, und ich erblickte dabei einen schweren Goldreif an seinem rechten Ringfinger.

„Auch verheiratet bist du jetzt?"

Er nickte — ein wenig traurig schien es mir — und sagte dann:

„Gibt es wohl einen diametraleren Gegensatz als den zwischen einem Bananenwagen und einem Lyriker? Aber wenn du einen Augenblick Zeit hast, will ich dir erzählen, wieso ich nicht mehr Dichter bin." Wir begaben uns in ein Kaffeerestaurant einer Seitenstraße. Manfred begann zu erzählen.

„Anfangs schien alles rosenrot auf der Insel zu gehen. Oh, diese Einsamkeit und Stille und der himmlische Friede! Bis eines Morgens ein Motorboot anlegte. Ein Mann und eine Frau entstiegen ihm. Ich protestierte heftig, behauptete, die Insel gehöre mir, keinem anderen sei der Zutritt gestattet.

‚Nun gut, was kostet die Insel', fragte die Dame herausfordernd. ‚Ich habe Lust, hier eine Weile zu bleiben.' Und indem zückte sie ein Bündel Banknoten, 1000 Kronen guten dänischen Geldes.

Natürlich konnte ich der Verlockung nicht widerstehen und willigte ein. Daraufhin begann der Mann das Boot auszuladen. Ein großes dreiteiliges Zelt, zwei Feldbetten, Küchengeräte und eine Menge anderer Dinge kamen zum Vorschein, daß ich zuerst annahm, eine Nordpolexpedition habe sich verirrt und glaube, sich auf Grönland zu befinden.

Allmählich lernte ich die beiden näher kennen. Sie schien eine äußerst verwöhnte junge Dame zu sein, während er den Eindruck erweckte, als sei er ihr Diener. Bis ich eines Tages sah, wie sie mit ihm umsprang, da hielt ich ihn für ihren Verehrer. Und später — als die beiden sich einmal gewaltig miteinander zankten — für ihren Verlobten. Doch als sie ihn am Ende sogar ohrfeigte, da stand es für mich fest, daß die beiden verheiratet waren. Im übrigen sagten sie ‚Sie' zueinander und schliefen getrennt. Also eine ganz besondere Art moderner Eheführung, sagte ich mir. In der ersten Zeit hatte ich Ruhe vor den beiden. Sie lag den ganzen Tag im Liegestuhl, während er sie ständig bediente, was mich zuweilen rasend machte. Und als er eines Tages mit dem Motorboot zum Festlande hinübergefahren war, suchte sie mich in meinem Zelt auf.

‚Guten Tag', grüßte sie. ‚Ich wollte Ihnen schon längst einmal einen Besuch machen, denn wir sind ja Nachbarn. Adrienne Jensen ist mein Name.'

‚Manfred', stellte ich mich ebenfalls vor. ‚Lyriker von Beruf.'

‚Aha', meinte sie und verdrehte die Augen. ‚Sie also sind der berühmte Dichter Manfred.'

Und nun begann sie ein Gedicht von mir zu rezitieren. Welcher Lyriker ist nicht entzückt, wenn er einen Menschen trifft, der seinen Namen kennt und dieses oder jenes von ihm gelesen hat. Hier aber stand eine hübsche junge Dame vor mir und sagte eines meiner Gedichte aus dem Stegreif auf. Schon war ich im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen, als sie mit einem zweiten begann — was unwillkürlich wie eine kalte Dusche auf mich wirkte; denn es waren jene Verse, die mich die 6000 Kronen gekostet hatten.

‚Gnädige Frau', unterbrach ich sie. ‚Jeden Augenblick kann Ihr Gatte zurückkommen. Ich schrecke gewiß nicht vor einem Mord zurück, wenn man mich zum Äußersten treibt. Im übrigen bin ich so insolvent, wie nur ein lyrischer Dichter sein kann. Abgesehen von den 1000 Kronen, die ich von Ihnen erhielt, stehe ich ohne Mittel da, ich könnte nicht einmal einen Kanarienvogel standesgemäß ernähren, — schon gar nicht eine so verwöhnte Frau wie Sie...'

‚Ja, aber ich verstehe gar nicht...'

‚Schon gut, schon gut', wußte ich ihr bloß zu antworten; denn ich bin im Grunde ein geistig Unterernährter.

‚O Gott, wie interessant', fuhr sie jedoch begeistert fort und klatschte in die Hände. ‚Ahnte ich es doch, daß ich hier mein großes Abenteuer erleben würde. Wissen Sie was, schreiben Sie ein Gedicht für mich. So eins voller Haß und Verachtung. Adrienne, die ich verabscheue, gewidmet.'

Sie ist übergeschnappt, schwer verrückt, dachte ich. Was sich sowohl daraus erklärte, daß sie mir die 1000 Kronen zahlte, als auch aus der Tatsache, daß sie meine Gedichte auswendig konnte — und wohl glaubte, mich auf diese Weise zu fangen.

‚Wieso? Was haben Sie sich denn eigentlich dabei gedacht?', forschte ich vorsichtig.

‚Ich werde Ihnen dann mit einem feurigen Liebesgedicht antworten. Denn warum sollte ich nicht auch Gedichte machen, zumal die modernen sich nicht einmal zu reimen brauchen. Dabei soll Jensen der Postbote sein. Ich kaufe ihm eine Briefträgermütze, eine Tasche und eine Anzahl Bogen Briefmarken. Auch Briefkästen werde ich errichten lassen.'

Eine Verrückte, die aus der Anstalt entsprungen, sich hier auf der Insel verborgen hält, stand es jetzt endgültig für mich fest. Aber erlebt man es doch so oft, daß erwachsene Personen sich in den Sommerferien wie die Kinder benehmen und die unglaublichsten Narrheiten aushecken. Nun gut, zumal sie ja verheiratet war, konnte ich kaum etwas dabei riskieren, wenn ich auch kaum auf die Unterstützung des Mannes rechnen durfte.

Ein paar Tage später erschien tatsächlich besagter Postbote und händigte mir das erste Gedicht aus. Ich antwortete prompt und aus dem Stegreif mit einem ebenso umfangreichen lyrischen Erzeugnis, worin ich sie bat, mich endlich mit ihren Narrheiten in Ruhe zu lassen.

Tags darauf erhielt ich abermals ein so glühendes Gedicht, daß ich damit hätte Kaffee kochen können. Ich antwortete umgehend und sagte ihr die größten Gehässigkeiten, die mir einfielen. So ging es eine Woche lang hin und her. Da konnte ich nicht mehr, ich war am Ende meiner Kunst.

‚Na, hören Sie mal, Herr Jensen', redete ich Jensen das nächstemal an — ich sprach zum ersten Male mit ihm —, ‚Ihre Frau scheint ja eine überaus selbständige Dame zu sein. Sind Sie denn eigentlich damit einverstanden, daß sie mir immerzu solche Briefe schickt?'

‚Ach so, Sie meinen Fräulein Jensen', klärte er mich auf. ‚Fräulein Jensen ist gar keine Frau; denn ein Fräulein kann doch keine Frau sein.'

‚Aber sie trägt doch Ihren Namen', unterbrach ich ihn.

‚I bewahre. Das ist ganz zufällig. Jensen, das heißen wir jeder für uns. Ich bin zwar verheiratet, aber nicht mit ihr. Ich soll sie bloß bewachen und habe ihr gleichzeitig in allem zu gehorchen. Will sagen, bis zum 25. September. Dann ist sie nämlich 25 Jahre alt und kann tun, was ihr beliebt.'

Begegnung im deutschen Märchenwald (Toni Bichl)



„Übernachten möchst? Entschuldigst scho, daß i dumm frag — in der Stub'n oder im Stall?!"

Und nun bekam ich die ganze Geschichte zu hören. Fräulein Jensen hatte vor Jahren eine große Erbschaft in Australien gemacht. Sie sollte das Vermögen erst mit ihrem 25. Lebensjahr ausgezahlt erhalten. Aber sie hatte sich zu helfen gewußt, indem sie sich an ein Leihinstitut wandte, das ihr den Betrag gegen Wucherzinsen bevorschußte und ihr zu ihrer Bewachung Jensen mit auf die Reise gab, da sie anfangs durch die ganze Welt fahren wollte; schließlich wurden ihre Mittel immer weniger, und sie blieb in Europa, um zu guter Letzt auf der öden Insel zu landen.

‚Es ist eine Schande', schloß Herr Jensen, ‚wie sie mit dem Geld herumwirft. Doch was geht es mich an. In der nächsten Woche ist ja Schluß mit dem Theater.'

Nun bin ich im Grunde weder eine berechnende noch eine rachgierige Natur. Aber hier bot sich die Gelegenheit, das Unrecht, das man mir angetan hatte, wieder zu vergelten. Mich hatte man auf Grund eines einzigen Gedichtes zu 6000 Kronen Schadenersatz verurteilt, hier aber hatte ich eine ganze Sammlung von Briefen in Händen, die Gold wert waren. Zudem war Fräulein Adrienne Jensen jung und hübsch. Also entweder verheiratete sie sich mit mir, und ich war meine Schulden los, oder ich würde einen beträchtlichen Entschädigungsanspruch geltendmachen.

Ich wartete bis zum 10. August, dem Tage, an dem sie ihr Vermögen übernehmen würde. Jensen reiste ab, und wir waren allein auf der Insel. Ich trat zu ihr ins Zelt. Sie schrieb gerade an einem neuen Gedicht.

‚Fräulein Jensen', begann ich sogleich. ‚Wollen Sie meine Frau werden?'

Sie fiel mir sofort um den Hals.

‚O wie herrlich', rief sie aus, ‚du bist ein Geschenk des Himmels. Ich muß dir nämlich etwas gestehen. Ab morgen stehe ich ganz allein in der Welt. Morgen sollte ich ein großes Erbe ausgezahlt erhalten, aber ich habe bereits soviel Vorschuß genommen, daß nach Abzug der Unkosten nicht mehr viel übrigbleibt. Aber nun habe ich ja dich.'

So erging es mir", schloß mein Freund Manfred. „Ich kann mich drehen und wenden wie ich will. Schreibe ich Liebesgedichte, macht man mir den Prozeß. Schreibe ich voller Haß und Verachtung, bekomme ich eine Frau. Wir verkauften also das Motorboot, das Zelt und den anderen Kram und schafften uns dafür einen Bananenwagen an. Das mit der Insel war ein großer Irrtum; denn nirgends in der Welt ist es so eingerichtet, daß ich allein bleiben könnte. Das einzige, was mir helfen kann, ist, nicht mehr zu dichten."

„Na, und was sagt denn deine Frau dazu?"

„Ach so, sie schreibt noch immer glühende Verse. Ach, da ist eine Kundin am Wagen. Auf Wiedersehen. — Herrliche gelbe Bananen, gnädige Frau, sechs Stück für fuffzig . . ."

(Übersetzt von Werner Rietig)

Moskauer Elegie

(Erich Schilling)



„Mit den Franzosen ist auch nichts mehr anzufangen. Die wollen durchaus, daß es ihnen besser geht als den Komintern!"

Bremische Anekdoten

Güteversuch

Eine Frau Liesegang hatte sich über eine Frau Dröge geäußert und dabei die Grenzen überschritten, die das Gesetz für eine abfällige Stellungnahme zieht. Der Richter, dem die Aufgabe zufiel, einen Beleidigungsprozeß durch „Güteversuch" aufzufangen, gewann nur mit Mühe ein Bild über die Form der geschehenen Kränkungen.

Immerhin stand nach einiger Zeit fest, daß Frau Liesegang die Beleidigte ein „vogeliges Postür", eine „Fluddertrine" und ein „Lauflieschen" genannt und ihre mittägliche Haushaltsarbeit wie folgt gewürdigt hatte: „Eers kleet se für ihren Mann so'n büschen was zugange, un denn bummelt se sich'n Lappen über'n Steert, un denn bluchtert se los."

Der Richter legte, ohne einer sprachkundlichen und gerichtlichen Würdigung dieser Redewendungen vorgreifen zu wollen, Frau Liesegang nahe, ihre Äußerungen zurückzunehmen.

„Zurücknehmen?!", sagte Frau Liesegang empört. „Wie können Se mich so was woll ansinnen? Ich kenn ihr dscha fast kaum!"

Die Luxuskabine

Als Bostelmanns das Suhrpottsche Haus in der Alwinenstraße zum Zwecke allenfallsiger Erwerbung besichtigten, öffnete Frau Bostelmann schließlich mit der in solchen Fällen üblichen verlegenen Behutsamkeit die schmale Tür zu jenem kleinen Gelaß, dessen Lage, Einrichtung und Zustand für die Hausbewohner in ernsten wie heiteren Stunden von entscheidender Bedeutung ist.

Eine gekachelte Luxuskabine gleißte ihr in weißer Pracht entgegen: ein raumgewordener Widerspruch zur Schlichtheit der sonstigen Gegebenheiten.

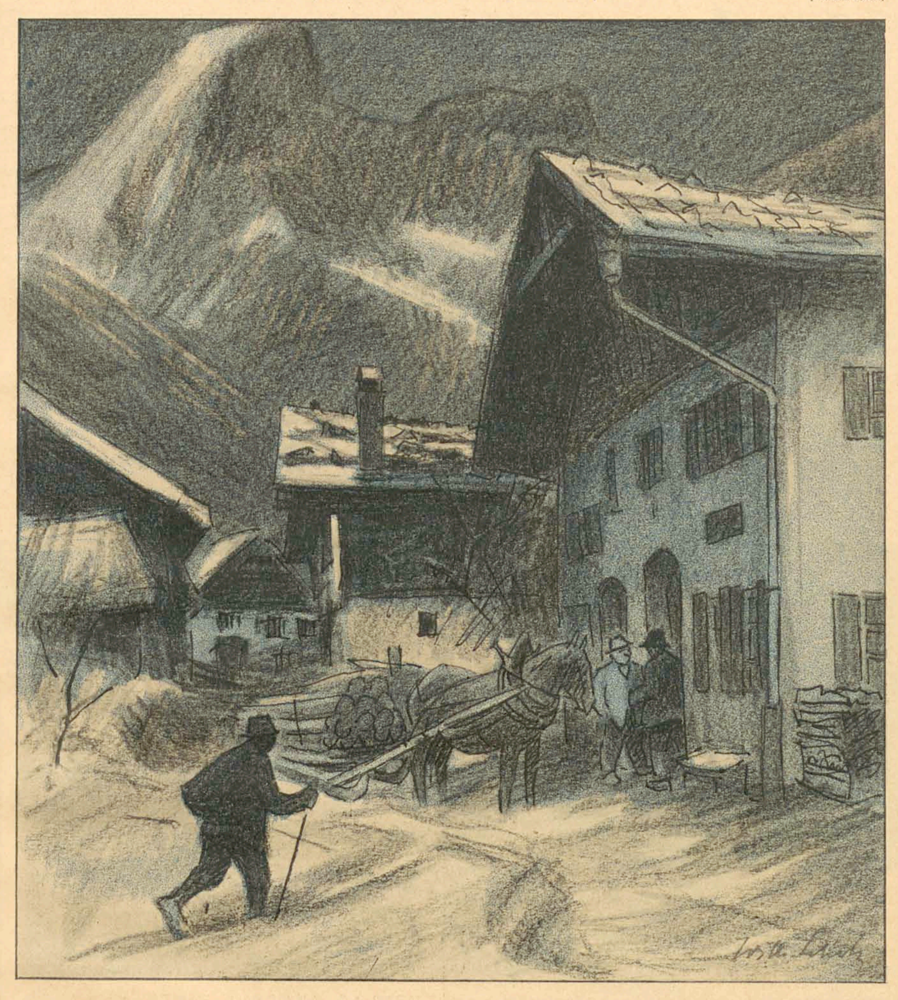
„Hä —!", sagte Frau Bostelmann. „Dascha doll is dascha."

„Das is nich wegen Luxus", erklärte Frau Suhrpott. „Das haben wir wegen unsere Oma machen lassen. Die war dscha inne letzden Dschahre so dick geworden, daß sie da man gradeso reinpaßte, un denn ging se dscha ümmer in Schwaaz, un die Wänne da in waren weiß gestrichen, un denn hatten wir denn ümmeran ihr rumzubürsten. Da haben wir uns denn dscha zu die Kacheln entschlossen."

Karl Lerbs

Schnee der Dörfer

(Wilhelm Schulz)



Aus schwarzem Himmel geschneit,
Aus Wolken, die überquollen.
Es ist die beklemmende Zeit,
Wo Lawinen im Bergland rollen
Und die brechenden Bäume grollen.

In den Dörfern ist nicht viel zu tun:
Das gemästete Schwein ist geschlachtet,
Die Früchte vermorschen, die Kühe ruh'n,
Die Kalender werden betrachtet.
Ein frühes Dunkel nachtet.

Vögel umkreisen das Holzgebäu
Mit dem Ausdrusch der Sommerernte,
Sie suchen am Stall in der verlorenen Spreu
Das Spelzige und Entfernte.
Der Schnabel das Singen verlernte.

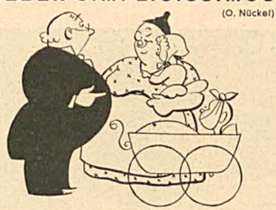
Die Kammern duften nach Blumenarznei,
Die Keller nach Apfelgerüchen
Und Harz der Scheiter ist auch dabei.
Vor den Fenstern der Bauernküchen
Poltert der Zorn von Fuhrmannsflüchen.

Die Stille der Luft summt im Ohr.
Und was sie vermöchte zu stören
Schläft unter dem Schnee und erfror:
Der Lärm von Grillenchören,
Das blaue Wasser der Röhren.

Anton Schnack

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Nun", fragt der Arzt, „wie geht es denn dem Kleinen heute?"
„Ich glaube, etwas besser, Herr Doktor."
„Hat er in der Nacht noch phantasiert?"
„Ja, aber nur ganz dünn."

*

Ich ging vor einem Münchener Museum wartend auf und ab. Vor dem Gebäude standen einige Autos, darunter eine ganz neue, riesengroße Limousine mit einem uniformierten Chauffeur. Gerade als ich stehen blieb, um den schönen Wagen etwas genauer in Augenschein zu nehmen, sprang der Fahrer von seinem Sitz, nahm die Mütze vom Kopf und riß die rückwärtige Türe des Wagens auf. Vom Museum her kam eine sehr würdevolle alte Dame, gefolgt von vier 17 oder 18 Jahre alten, eleganten und bildhübschen Mädchen, die nun alle nacheinander den großen Wagen bestiegen. Da die Mädchen, wie schon gesagt, sehr hübsch und auch sehr lustig waren, trat ich einen Schritt näher und schaute in den eben ganz langsam wegfahrenden Wagen hinein. Das wurde auch von innen bemerkt und eines der Mädchen tippte übermütig lachend auf ein Täfelchen, das am Fenster baumelte. Es stand darauf: „Vorsicht! Noch plombiert!"

*

Auf der Reise nach Hamburg hätte ich in Stuttgart dringend einen Referenten eines Amtes zu sprechen. Er befindet sich zur Zeit auf Urlaub in Frankfurt a. M. Das liegt an meiner Strecke — drahten wir dem Manne; der Zug kommt kurz vor Mitternacht an und hat 15 Minuten Aufenthalt, wir können uns bei der Lokomotive treffen. Also bitte, Fräulein: „Durchkomme Hamburgfahrt dreiundzwanzig fünfundvierzig Lokomotive."
Nach einer Weile kommt die nette Kleine wieder: „Bitte — 23 45 — ist das die Nummer der Lokomotive?"

*

Frau Maireder hat den Gedanken einer Ehescheidung in Erwägung gezogen und begibt sich zwecks diesbezüglicher Besprechung zum Rechtsanwalt. „Sie nehmen an, daß Ihr Gatte Ihnen untreu ist, gnädige Frau?" fragt ermunternd der Anwalt. „Ja, Herr Doktor."
„Und worauf gründen Sie den Verdacht einer etwaigen Untreue? Haben Sie Beweise?"
„Ach, Herr Rechtsanwalt, Beweise nicht gerade, aber sehen Sie einmal: als mein Mann vor einigen Tagen morgens wegging, gab er mir einen Kuß."
„Aber hören Sie mal, dabei ist doch nichts Besonderes!"
„Ja, und dann griff er in die Brieftasche, entnahm ihr einen Zwanzigmarkschein und ging dann stillschweigend ab."

*

Ein einsamer Wanderer ist durch die märkische Heide gewandert und macht schließlich Rast in einem noch recht ländlich anmutenden kleinen Lokal. Nachdem er sich gestärkt hat, fragt er den Wirt nach dem bewußten Ort.
„Da drüben", sagt dieser, mit der Hand in eine entlegene Ecke weisend, wo eine anspruchslose, recht primitive Gelegenheit sich darbot.
Der Gast nahm die Richtung dorthin, kam dann aber sehr rasch wieder zurück und beklagte sich: „Aber lieber Mann, da kann man doch nicht hingehen, da ist ja alles offen, keine Wand, keine Tür . . ."
Da meinte der Biedere: „Das kann Sie doch nicht schenieren? Vorne sieht Ihn keener und hinten kennt Ihn keener."

*

Tanzpause. Er hat sie zum Tisch zurückgeleitet und beide nehmen Platz. Nun entsteht folgendes Gespräch:
Sie: „Glauben Sie nicht auch, daß ein Mädchen vom vielen Tanzen große Füße bekommt?"
Er: „Tja." — Pause. —
Sie: „Und vom Schwimmen werden die Schultern sehr breit, nicht wahr?" Er: „Tja." — Pause. — Dann fragt er: „Und reiten tun Sie wohl auch sehr viel, Fräulein, wie?"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19 455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Durchbrochene Form

Daß die Männermode, so lange wir leben,
noch einmal den letzten Schrei prägt,
daß man im blauen Anzug hinten Löcher trägt,
die Hoffnung habe ich ziemlich aufgegeben.

Wenn das mal fein wäre, das wäre fein!
Ich könnte mich jedenfalls auf dem rechten Bein
nach dem frischen Wind der Mode dreh'n —
ach, wenn das fein wäre, es wäre ja zu schön!

Denn in meinem blauen Beinkleid ist mir seit sieben
Tagen die rechte Bodenfläche zerrieben.
Ich bemühe mich nämlich, beim Schreiben
mit beiden Backen auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben,
und wer das weiß, wird mir ohne Schwanken
die Wahrscheinlichkeit zugestehn,
daß mir beim besessenen Dichten nicht nur die Gedanken
sondern auch die besessenen Hosenböden durchgehn.

Käme übrigens der graue Anzug in Frage,
so wäre ich eher linksseitig auf der Höhe unserer Tage.

Nebenbei: hierauf lege ich Gewicht —
so schlecht geht es mir nun doch wieder nicht;
mein linkes blaues
und mein rechtes graues
Hosenbein für ihren Teil
sind heil!

Männer, Freunde, tut mir den Gefallen
und laßt uns uns allen
die Hosen auseinanderreißen
und die Hälften über Kreuz zusammenschweißen!
Laßt uns verkünden: von morgen an
trägt der feine Mann
infolge dernier cri's
links blau, rechts gries.

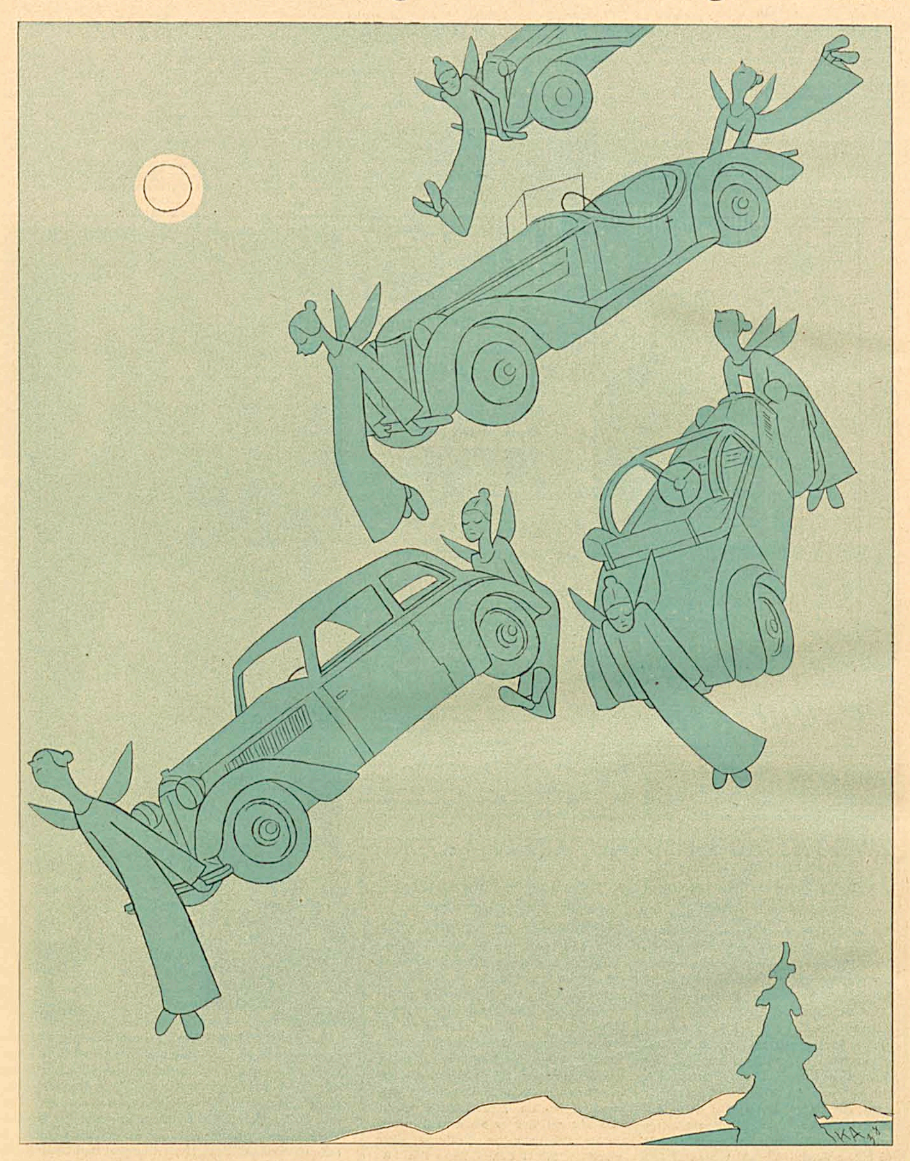
Unter dieser Bedingung könnte ich noch ein paar Wochen
unverkrochen
mein Dasein frech gen Himmel blecken . . .
Sonst komme alle Schuld auf euren Hals
an dieser Tragödie des Kulturverfalls.

Ich kann jambische Versfüße allenfalls,
aber nicht die eigenen Jamben bis übers Becken
in luftigen freien Rhythmen verstecken.

Dirks Paulun

Weihnachtsengel stark beschäftigt

(Karl Arnold)



„Is scho a Viecherei, a jeds wünscht si a Auto!"

München, 25. Dezember 1938
43. Jahrgang / Nummer 51

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Deutschland und Frankreich

(Erich Schilling)



„Kommt herein, jetzt wollen wir zusammen Weihnachten feiern!"

(Fr. Bilek)



WAS MAN SICH SO WÜNSCHT

In dieser Zeit wird die Frage an einen gerichtet: „Was wünschst du dir eigentlich zu Weihnachten?" Es wird auch Ihnen aufgefallen sein, daß Sie auf diese so einfach erscheinende Frage eine schlagartige Antwort nicht geben können.

Was wünscht man sich eigentlich? Die wenigsten werden mit dem Wunsche herausplatzen: „Ein Tintenfaß aus Marmor in Bronzefassung" oder „Einen Schlips mit grauen, roten und schwarzen Streifen, von denen der rote Streifen halb so schmal ist als die beiden andern". Eher würden manche sagen: ein Auto, ein Landhaus mit mittelgroßem Obstgarten, oder ein Spezialist könnte antworten: zehn Minuten mit der Filmschauspielerin X. allein in einem Zimmer, um ihr mal ganz ehrlich zu sagen, daß sie ein affektiertes Frauenzimmer ist. Übrigens ein ganz raffinierter Herzenswunsch. Sehen Sie, das sind Wünsche, wahre Wünsche. Aber wer schenkt einem schon so etwas zu Weihnachten? Wer wird einem damit eine kleine Aufmerksamkeit erweisen wollen. Niemand, sage ich. Autos und Landhäuser und zehn Minuten gehören im allgemeinen nicht zu den Präsenten von lieber Hand, wenigstens in meinen Kreisen nicht, und wie sich das in indischen Fürstenhäusern abspielt, weiß ich nicht, zumal dort das Weihnachtsfest wohl anders gefeiert wird.

Wenn man ganz ehrlich ist, muß man sagen, daß man sich hauptsächlich das wünscht, was man nicht bekommt, z. B. Erna wünscht sich einen dreiviertellangen Pelzmantel. Wenn ich sie aber frage, wird sie sich ein Handtäschchen wünschen, weil sie ein vernünftiges Mädchen ist; und sie wird mir einen Schlips schenken, den ich mir auch nicht wünsche, sondern am liebsten selber kaufe. Wenn einer so gefragt wird, was er sich wünsche, könnte man leicht auf die Idee kommen, daß er vollkommen wunschlos sei. Man zermartert sich das Hirn: wonach steht dein Sinn! Zum Donnerwetter, es muß doch von den vielen Millionen Gegenständen, die es auf der Welt gibt, irgendeiner begehrenswert erscheinen, der dem Geldbeutel des freundlichen Schenkers ungefähr entspricht.

Nein, nichts, gar nichts fällt einem ein.

Und doch hat man sich im Laufe des Jahres manchmal gedacht, dieses oder jenes möchtest du gerne haben. Aber vielleicht waren es nicht so rechte Weihnachtswünsche und gehörten womöglich in die Rubrik: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Ochs, Esel. Nein, Ochs, Knecht und Esel sind es ganz gewiß nicht gewesen, dessen kann man sich noch genau entsinnen.

Foltzick

Weihnacht

Von Dr. Owlglaß

Der Himmel schaut so finster drein
wie ein verhängter Heiligenschrein.
Die Erde schläft, ein stummer Stein.

Lautlos und unbewegt die Luft . . .
Da — eine ferne Stimme ruft
von Grat zu Grat, von Kluft zu Kluft.

Ein Wort nur: Friede! . . . Durch das All,
von Herz zu Herzen, dringt der Schall,
von Land zu Land schwingt Widerhall.

Das Wort tönt weich, als wär's von Wachs.
O dröhnt' es wie Posaunen stracks:
Nobiscum pax! Vobiscum pax!

DER WUNSCHDIEB

Von Fritz A. Mende

Der Ehemann hatte das Licht im Schlafzimmer ausgelöscht und schwankte eben, ob er sich sofort in seine Schlafstellung begeben oder ob er noch eine kurze Weile darüber nachdenken sollte, was er seinem benachbarten Weibe zu Weihnachten schenken könnte, denn dies herauszuknobeln wurde es hohe Zeit — da sprach die Frau: „Bei uns kann man furchtbar leicht einbrechen!"

„Man kann überall furchtbar leicht einbrechen, wenn man darauf aus ist", erwiderte der Mann. Doch die Frau bestand auf ihrer Meinung: „Aber bei uns kann man am leichtesten einbrechen. Der Dieb braucht nur die Leiter, die unten am Haus steht, an das Speisenkammer-Fenster zu stellen. Schon ist er drin, wo doch das Fenster nachts immer offen bleibt."

„Dann mußt du es eben nachts schließen", schlug der Mann vor. „Ach, das hat einer gleich offen."

„Nun — dann kann ich ja die Leiter unten wegstellen und verstecken."

„Als ob die ein Dieb nicht doch findet... Oder er bringt sich gleich eine eigene mit."

„Aber überleg dir doch", beruhigte der Mann. „Falls ein Dieb wirklich die Leiter nimmt und ans Speisenkammer-Fenster stellt, er kann ja gar nicht hinein, auch wenn es offen ist."

„Wieso?" fragte die Frau unberuhigt.

„Weil das Fenster zu klein ist und gleich unter dem Fenster der Tisch mit all den Sachen steht. Wie soll denn einer, der kein Schlangenmensch ist, über die Eier, die Marmeladegläser, die Fliegenhauben, den Käse steigen, bitte ..."

„Das räumt er eben weg, oder er ißt es und stärkt sich für den Einbruch. Und der Schnaps steht auch da."

Bei dem Wort Schnaps wurde der Mann doch unruhig. Unsinn! „Ein Einbrecher trinkt keinen Schnaps, da fällt er ja von der Leiter!"

„Du hast eine Ahnung", meinte die Frau. „Solche Kerle vertragen Schnaps wie Wasser. Sie werden höchstens noch gelenkiger. Außerdem sagst du selbst immer, daß mit Alkohol manches gelingt, was in nüchternem Zustand unmöglich wäre."

Der schnapstrinkende Einbrecher gefiel dem Ehemann nicht mehr. Er verleugnete ihn deshalb in starken und glaubwürdigen Ausdrücken und fragte nur noch höhnisch, was der Dieb denn außer Essen und Schnapstrinken noch tun solle.

Oh, der Frau war das Weitere durchaus klar. „Dann geht er in den Gang", sagte sie, „und da steht doch gleich mein Kleiderkasten..."

„Man stellt eben einen Kleiderkasten nicht auf den Gang", knurrte der Mann, der von dem unaufhaltsamen Dieb langsam genug bekam.

„Wenn aber das Schlafzimmer zu klein ist..."

„Mir langt es", erwiderte der Mann knapp.

„Nur der Kleiderkasten ist halt zu groß dafür."

„Schön und gut" — der Mann wollte zu einem Ende kommen — „dein Dieb steigt also meinetwegen die Leiter hoch. Er windet sich durchs Fenster, ißt den Tisch in der Speisenkammer leer, säuft den Schnaps wie Wasser, geht durch die Tür, kommt auf den Gang, findet deinen Kleiderkasten — Was, bitte, soll er mit dem Kasten? In die Tasche stecken, oder?"

„Nein, aber" — die Stimme der Frau wurde seltsam stockend — „er macht den Schrank auf und — stiehlt — das Pelzjäckchen ..."

„Was für ein Pelzjäckchen?"

„Ein hellgraues, dreiviertellanges ..."

„Aber" — der Mann richtete sich vor blödem Staunen halb im Bett auf — „du hast doch gar keine Pelzjacke..."

Stumm blieb es nebenan, ganz stumm.

Verstehend sank der Mann ins Bett zurück und äußerte vorsichtig:

„Wenn sie der Dieb stiehlt, brauchst du ja keine, es wäre doch hinausgeworfenes Geld."

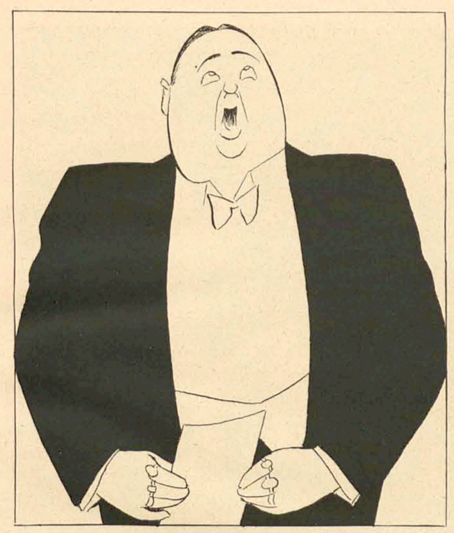
Da wurde es nebenan wieder lebendig, sehr lebendig sogar. „Wenn ein Einbrecher kommt, geht er überhaupt erst in dein Zimmer und nimmt die Schreibmaschine mit und alle Tabakspfeifen und die Bücher, aber nur die teuren..."

„Übrigens", fragte der Mann schließlich, als der Einbrecher sein Zimmer bereits völlig ausgeräumt hatte, „wie sagtest du? Was für ein Pelzjäckchen nimmt der Kerl außerdem mit?"

„Ein hellgraues, dreiviertellanges..." Es klang, als ob es im Traum gesagt sei.

Das unaktuelle Lied

(Karl Arnold)



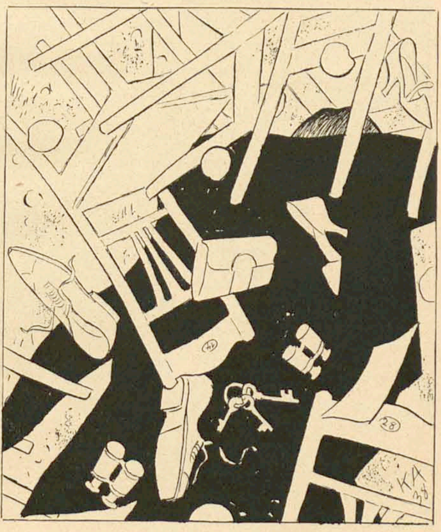
Ich kam vom Walde hernieder
da stand noch das alte Haus,



mein Liebchen, sie schaute wieder
wie sonst aus dem Fenster heraus.



Sie hat einen andern genommen,
ich war draußen in Schlacht und Sieg.
Nun ist alles anders gekommen,
ich wollte, es wär wieder Krieg!



— — — — — — — — — — — — — — —

Der gerupfte Jouhaux

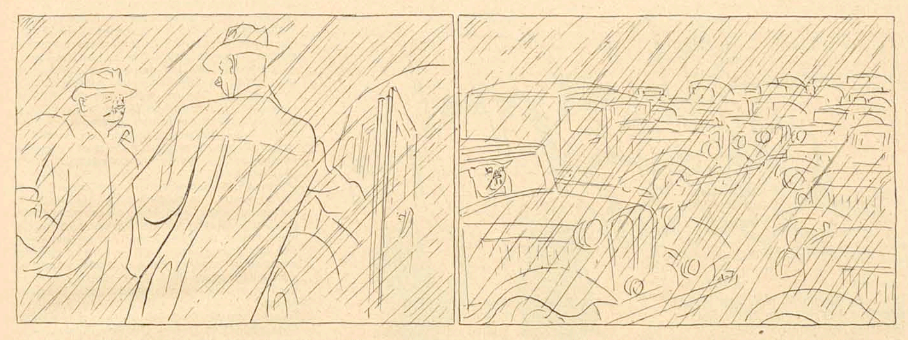
(Wilhelm Schulz)



Der Schuhu friert; der Winter naht.
Wie warm saß sich's im Aufsichtsrat!

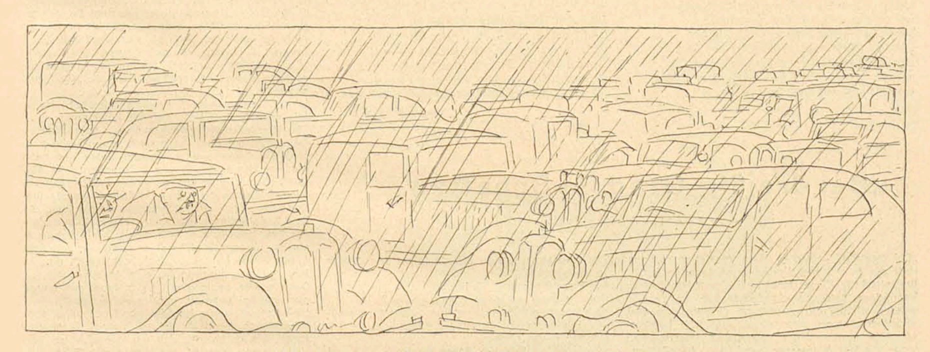
Zeitersparnis

(O. Gulbransson)

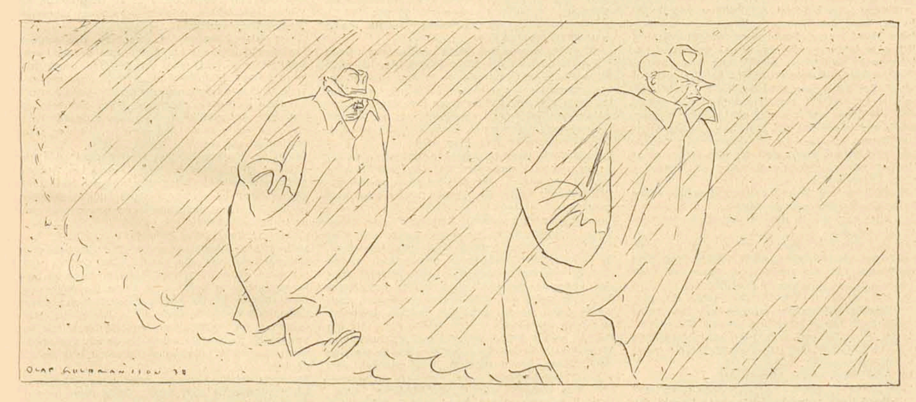


„Du wirst doch bei dem Sauwetter nicht gehn! Komm, fahr' mit mir!"

„Hier ist kein Platz mehr zum Parken!"



„Verdammt, sind denn alle Parkplätze besetzt!"



„Na schadet nischt, der kleine Dauerlauf tut uns nur gut!"

Legende

(Wilhelm Schulz)



Und wenn kein Mensch mehr Gott versteht,
geschieht's, daß er zu den Tieren geht
und ihnen, die ihn nie betrübt,
ein Kindlein zart in die Krippe gibt. –

Und die Hirten kommen und neigen sich fein
und – ein wenig auch vor dem Eselein,
und Könige stolz, mit dem Hermelin,
die knien sich vor Kind und Öchslein hin.
Und das Eslein stellt verwundert das Ohr,
und das Öchslein kommt sich sehr wichtig vor,
und ein großer Stern gibt himmlischen Schein,
der fällt auch auf Ochs und Eselein.

Und Engel singen das Kind zur Ruh
und Ochs und Eslein hören zu
und haben vom Frieden auf Erden mehr,
als Mensch und König und Reichtum und Heer,
weil unschuldig Tier und unschuldig Kind
dem Herzen Gottes am nächsten sind. –

Und lassen die Menschen Gott allein,
dann kehrt er zum Trost bei den Tieren ein
und wandert einsam durch Wälder und Tal
und wählt einen Stall zu seinem Saal
und macht sich klein und legt sich auf's Heu –
und die Nacht wird hell, und die Welt wird neu.

Joseph Maria Lutz

„Bei dreißig Grad im Schatten . . ."

Von Hans Günther

„Sehr geehrter Herr, in dem Bestreben, jedem Heft der in unserem Verlag erscheinenden Familienzeitschrift ‚Eignes Heim und eigner Herd' eine besondere Note, ein eigenes Gesicht zu geben, müssen wir um die sorgfältige Vorbereitung der einzelnen Folgen stets schon sehr früh bemüht sein. Sie werden daher Verständnis dafür haben, wenn wir Sie als unseren geschätzten Mitarbeiter bereits heute bitten, uns bis spätestens Mitte des kommenden Monats eine ernste Weihnachtserzählung unverbindlich zur Prüfung vorzulegen. In der Wahl des Themas wollen wir Ihnen völlig freie Hand lassen. Bevorzugen würden wir freilich eine Liebesgeschichte, die — spannend und lebensecht zugleich — eine innere Beziehung zu Weihnachten als dem schönsten Familienfest aufweist. Bei allem Ernst darf die heitere Note nicht fehlen. Es versteht sich im übrigen von selbst, daß der Leser durch ein überzeugendes Happyend beglückt werden soll. In Anbetracht des knappen Raums, der uns zur Verfügung steht, müssen wir Wert darauf legen, daß das Manuskript einen Umfang von zweieinhalb Schreibmaschinenseiten nicht überschreitet.

Wir rechnen auf Ihre Zusage und sehen Ihrem Beitrag mit Interesse entgegen . . ."

Der Brief war mir in die Sommerfrische nachgeschickt worden.

Mit der guten Stimmung war es aus, mit dem traulichen Familienleben auch. Meine Frau ging ins Wasser. Als sie zurück kam, kaute ich noch immer an dem geschätzten Bleistift.

„Du bist mir ein rechter Dichter", sagte sie spitz. „Dreißigmal Weihnachten erleben und dann keine zweieinhalb Seiten schreiben können. Lächerlich!"

„Lächerlich?" Wütend sprang ich auf. „Bei dreißig Grad im Schatten! Und dann, ‚am Weihnachtsbaum die Lichter brennen', wie?"

„Du hast eben keine Phantasie!"

„Was — zum Kuckuck — soll ich denn schreiben? Christkindchens Sommerreise? Oder Knecht Ruprecht in der Badehose?"

„Der mag so aussehen wie du jetzt." Nun lachte sie auch noch.

„Ich kann hier nicht arbeiten!"

„Dann müssen wir nach Hause gehen."

Die gelassene Ruhe meiner Frau reizte mich maßlos. „Ich will nicht arbeiten", schrie ich.

„Das ist etwas anderes."

Schweigen . . . Nur das Meer rauschte, und ein paar quaksende Grammophontöne klangen verweht über den heißen Sand. Mit finsterem Blick stand ich da, hilflos und in ohnmächtiger Wut.

„Vielleicht gehst du ins Wasser", sagte meine Frau nach einer Weile.

„Aufhängen werde ich mich!" Aber dann stürzte ich mich doch in die lauen Fluten. Als ich mich abtrocknete und faul wieder in den Sand legte, war meine Haut wenigstens um einige Grad der um die Weihnachtszeit üblichen Temperatur nähergekommen. Jedoch so abgekühlt war ich wiederum nicht, als daß mir nun etwas eingefallen wäre. Dafür hatte meine Frau eine Idee.

Gleich nach dem Mittagessen bat sie den Inhaber unserer kleinen Pension, das Frühstückszimmer zu verdunkeln. „Heute wird nicht geschlafen, Dickerchen", sagte sie, „heute nachmittag wird gearbeitet."

Vor ein paar brennenden Kerzen, die sie unterwegs besorgt hatte, stand auf einem der kleinen Tische startbereit meine Reiseschreibmaschine. In irgendeiner Vase hatte meine Frau einige alte Tannenzweige entdeckt, die sie jetzt über den Flammen der feierlichen Lichter aufknistern ließ. Und siehe da, nicht nur meine Augen, auch meine Nase wurde allmählich festlich gestimmt. Sogar an die Ohren dachte meine Frau. Als ein ihr für meine Arbeit ausreichend erscheinender Weihnachtsduft den Raum erfüllte, setzte sie sich ans Klavier. Das Instrument war reichlich verstimmt, aber immerhin — es war nicht zu verkennen, was gemeint war. O, du fröhliche . . . Vergeblich wartete meine Frau darauf, daß meine Tasten munter klappernd in ihr Spiel einfallen würden. Der Bogen, den sie eingespannt hatte, blieb weiß. Plötzlich brach sie ab. „Warum schreibst du denn nicht? Da sitzt du nun und stierst vor dich hin. Woran denkst du nur?"

„An den schönen dicken Karpfen und die knusprige Weihnachtsgans, die wir im vorigen Jahr hatten."

„In diesem Jahr werden wir trocknes Brot essen müssen, wenn du dich weiter so hast. Du solltest dich schämen! Wo ich das hier so schön arrangiert habe. An alles habe ich gedacht . . ."

„Nur an den Gaumen nicht", wandte ich hartnäckig ein, obwohl schon Tränen in ihren Augen standen. „Ich habe keinen Geschmack — verstehst du? — keinen weihnachtlichen Geschmack auf der Zunge. Da müßte zum Beispiel ein ordentlicher Punsch in der Terrine dampfen . . ."

„Bei der Hitze!"

„Siehst du, da haben wir's — auch daran hast du nicht gedacht. Ein bißchen zu gemütliche Weihnachtstemperatur hier! Hast etwas stark eingeheizt, wie? Wollen wir das Fenster nicht wenigstens für fünf Minuten öffnen? Ah, du hast Angst, daß der Schnee hereinweht. — So, und nun stell die Wasserleitung ab, Baby, und spiel weiter! Ich werde alle meine fünf Sinne zusammennehmen, auch wenn zwei davon sich nicht recht überzeugt fühlen."

Folgsam wie ein Kind, ließ meine Frau die Hände über die Tasten gleiten. „Morgen, Kinder, wird's was geben . . ." Sehr langsam, zögernd setzte das Schlagzeug meiner Schreibmaschine ein.

Draußen waren sie auf uns aufmerksam geworden. Sie lauschten, sahen durch's Schlüsselloch, schüttelten die Köpfe und tippten mit dem Zeigefinger gegen die Schläfen. Eine Irrenanstalt hatten sie nicht auf der Insel, auch ein Nervenarzt wäre verhungert. Da liefen sie zum Pfarrer.

„Ihr Kinderlein, kommet!" Meine Frau sang es, als er leise das Frühstückszimmer betrat. „Gott zum Gruße!"

Ich blickte von meiner Schreibmaschine auf. „Halleluja, Herr Pastor! Nett, daß Sie kommen!"

„Ja, ich wollte euch doch auch ein bescheidenes Geschenk auf den Gabentisch legen", sagte er sanft und begann, eine hübsche kleine Eisenbahn auszupacken und vor uns aufzubauen. Wie Kinder behandelte er uns, er schien im Umgang mit Irren Erfahrung zu haben. Während ich als Stationsvorsteher — unterstützt von meiner Frau, die den Rangierdienst übernahm — die Züge abfahren ließ, begnügte er sich damit, die Weichen zu stellen. „Wagenläng'l" rief er eifrig und zog eine kleine Pfeife hervor. „Tsch, tsch, tsch", machte ich, „hö-te-te, hö-te-te, hö-te-te. tsch-tsch-tsch . . ." Dann wurde es langweilig. Ich fand, wir hatten nun genug gespielt. „Ich muß weiterarbeiten, Herr Pastor", sagte ich und stand auf. „War aber sehr hübsch, die kleine Unterbrechung!" Es dauerte lange, bis er begriff, daß wir gar nicht so verrückt waren, wie es auf den ersten Blick aussah. Aber dann erbot er sich gleich, mir zu helfen, der alte Pfarrer hatte in all den Jahren so viele Geschichten erlebt, — wahre, rührende Weihnachtsgeschichten . . .

„Über Trine könnten Sie schreiben, das schöne Fischermädchen, das am Weihnachtsabend so verzweifelt war und wohl ins Wasser gegangen wäre, hätten nicht die Weihnachtsglocken, die gerade zu läuten begannen, die Unglückliche zurückgehalten — sowie der junge Sohn des reichen Petersen, der zufällig dazu kam, und dessen Frau sie dann doch noch geworden ist, als das Kind schließlich da war . . ."

„Aber wo denken Sie hin, Herr Pastor!" rief ich entsetzt. „Ich gebe zu, das kommt vor. Nichts gegen uneheliche Kinder! Doch ‚Eignes Heim und eigner Herd' ist ein anständiges Blatt. Außerdem ist die Handlung nicht spannend genug und viel zu unwahrscheinlich."

„Aber die Geschichte ist wahr!"

„Alle wahren Geschichten sind unwahrscheinlich." Das verstand der alte Pastor nicht, und es war gar nicht einfach, ihn zum Weitererzählen zu bewegen. Aber zu guter Letzt erfuhr ich doch von jener Sturmflut, die am Weihnachtsabend ihren Höhepunkt erreichte und die in der Kirche, der letzten Zufluchtsstätte, versammelte Gemeinde zu vernichten drohte. „Nur dem Eingreifen des ebenso reichen wie tatkräftigen Petersen war es zu danken . . ."

Als Endergebnis hatte ich dann einen Stoff, wie ich ihn brauchte: Ein armer Fischersohn ist am Weihnachtsabend bei einer Sturmflut von ungewöhnlichen Ausmaßen als einziger bereit, für die

Tochter des reichen Petersen, die er schon viele Jahre heimlich liebt, sein Leben zu wagen, und entreißt sie im letzten Augenblick dem sicheren Tod. Ich schrieb zehn Seiten, strich sieben wieder heraus und tippte das Ganze noch einmal ab. „Schon im Sommer", so schloß die Geschichte, „heirateten sie, und als dann die Weihnachtsglocken wieder über die Insel klangen, die diesmal eine friedliche See umspülte, da geschah es, daß in derselben Nacht Katrin von einem Knaben entbunden wurde, — ein richtiges Christkind hatte sie ihrem Mann geschenkt."

Zwei Tage später hielt ich die Arbeit wieder in Händen. „... da der Sommer erst am 22. Juni beginnt, und Weihnachten bekanntlich auf den 25. Dezember fällt. Unsere Leser rechnen sehr genau. Außerdem ist Ihre Erzählung drei Seiten lang und damit viel zu umfangreich. Wir bedauern aufrichtig ..."

Trotz unzähliger Angebote gelang es mir erst in der letzten Adventwoche, eine Zeitung für meine Geschichte zu gewinnen. „Sehen Sie", sagte der Redakteur, der mich bat, den Beitrag um zehn Seiten zu verlängern, weil ihm noch so viel Platz zur Verfügung stand, „ich pflege meine Festnummern möglichst spät vorzubereiten. Die Autoren müssen davor bewahrt bleiben, ihre Weihnachtsgeschichten etwa schon im November oder gar im Oktober zu schreiben. Sie schütteln ungläubig den Kopf, — seien Sie versichert, ich habe mir von durchaus vertrauenswürdiger Seite sagen lassen, daß das vorkommt. Freilich — Ihrer Arbeit merkt man deutlich an, daß sie unter dem unmittelbaren Eindruck des kurz bevorstehenden Festes geschrieben ist."

Es war ein wirklich vernünftiger Mann, er übersah die Spuren an dem so viele tausend Kilometer gereisten Manuskript, — ja, er honorierte sogar bei Annahme, und so anständig, daß nach dem Kauf von Karpfen und Gans noch immer Geld übrig blieb. Meine Frau weinte Freudentränen, und wir waren am Weihnachtsabend sehr glücklich. „Aber was bedeutet denn das?" fragte sie lachend, als sie auf ihrem Gabentisch eine Menge Ostereier entdeckte.

„Die mußt du mir heute abend noch verstecken", sagte ich ernst. „Wenn ich sie alle gefunden habe, kannst du sie natürlich wieder haben." Erstaunt sah sie mich an. „Ja, ich habe heute morgen so einen Brief bekommen."

„Sehr geehrter Herr, in dem Bestreben, jedem Heft der in unserem Verlag erscheinenden Familienzeitschrift ‚Eignes Heim und eigner Herd' eine besondere Note, ein eigenes Gesicht zu geben, müssen wir um die sorgfältige Vorbereitung der einzelnen Folgen stets schon sehr früh bemüht sein. Sie werden daher Verständnis dafür haben, wenn wir Sie als unseren geschätzten Mitarbeiter bereits heute bitten, uns bis spätestens Anfang Januar eine fröhliche Ostergeschichte unverbindlich zur Prüfung vorzulegen.

... bei aller Fröhlichkeit darf die ernste Note nicht fehlen ... In Anbetracht des knappen Raums, der uns zur Verfügung steht, müssen wir Wert darauf legen, daß das Manuskript einen Umfang von anderthalb Schreibmaschinenseiten nicht überschreitet ..."

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Der weißbärtige alte Senator E., ein kluger und verdienstvoller Mann, dessen Hang zu puritanisch strenger Wirtschaftlichkeit in seinem nichtamtlichen Daheim zuweilen zum Geiz ausartete, ließ sich den Maurermeister Behnken kommen, um mit ihm Rat zu pflegen.

„Meister", sagte er, „kucken Sie sich mal die Sandsteinstufe vor meiner Haustür an; die is all ganz hohl."

„Das kömmt, weil daß da so viele Menschen auf treten", sagte Meister Behnken nach sachverständiger Prüfung.

„Das hab ich mir auch all gedacht", versetzte Senator E. nicht ganz ohne Ironie. „Nu mein ich: Wenn Sie da nu 'ne neue hinlegten — was könnte das wohl netto kosten?"

Meister Behnken zog einen Zollstock hervor, maß die Stufe aus, schob seinen Priem von Backbord nach Steuerbord, malte mit dem gipsbedeckten dicken Zeigefinger ein paar Zahlen in die Luft, seufzte und sprach: „Tschä, Herr Senoter, das käme denn wohl so auf sechs Talers zu stehn."

„Nee", sagte Senator E. entschieden. „Nee. Denn will ich Ihnen was sagen: denn graben Sie die alte Stufe einfach aus und drehen se um."

„Das geht nich, Herr Senoter", antwortete Meister Behnken. „Das geht pattuh nich. Un warum geht das nich? Weil daß Ihr Vadder auch all so schlau gewesen is."

Frau Dunekak aus der Feldstraße muß, so sehr ihre vollsaftige Erscheinung dagegen zu sprechen scheint, zur Gattung der Snobs gerechnet werden. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus ihrem Verhalten im Theater.

Sie griff nämlich in der großen Pause, nach ihren Eindrücken vom Schicksal Maria Stuarts befragt, in die Tüte mit den „sauren Bontschen" und sagte gleichgültig:

„Ich hab all so lange das Abonnemang — ich kuck all gar nich mehr hin."

Der Fachmann

(R. Kriesch)



„Siehst du, ich hab' dir gleich gesagt, du hättest den Forstassessor einladen sollen!"

DIE DREI KUGELN

Von Josef von Degrazia

Auch im Hochsommer fährt mir ein leichtes Frösteln durch die Glieder, wenn ich plötzlich die drei goldenen Kugeln vor mir sehe, die das weithin sichtbare Zeichen eines amerikanischen Versatzamtes darstellen. Es sind jetzt ungefähr fünfundzwanzig Jahre her, seit ich an einem schön begonnenen, aber bitterböse und bitterkalt geendeten Weihnachtsabend die Existenz eines solchen Versatzamtes verwünschen lernte.

Wir schrieben damals 1913. Doch der große Krieg hatte für uns längst begonnen, und der Siege waren wenige, die wir im Kampfe um den Dollar zu verzeichnen hatten. Ganz freiwillig war keiner von uns über das große Wasser gekommen. Meistens war die Reise Gegenstand eines Kompromisses gewesen, das man mit herzlosen Gläubigern, mit kapriziösen Verwandten, erstaunlich neugierigen Staatsanwälten oder sonstigen Gruppen geschlossen hatte, die leicht im Stande waren eine einzelne Individualität zu majorisieren.

Fast alle Mitglieder unserer kleinen Gemeinde hatten in der k. u. k. Armee den Rock des Kaisers getragen, hatten in jugendlichem Leichtsinn oft nur um ein Haar breit die durch Standespflichten und Standesvorurteile so verengte Straße der Korrektheit verlassen. Wohlklingende Namen, die weit über die Grenzen der alten Monarchie hinaus bekannt waren, zierten die Präsenzliste unserer Kolonie. Diese Namensliste nichtbeglaubigter Vertreter einer Großmacht konnte sich neben jedem Diplomatenstatus sehen lassen.

Wenn auch jeder von uns mit der Absicht herübergekommen war, hier in der Neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, so war doch in der Regel der erste Abschnitt dieser neuen Existenz damit ausgefüllt, das alte fidele Leben, das durch den charakteristischen Mangel eines jeden Budgets ausgezeichnet war, auch in Amerika fortzusetzen. Erschöpfen sich doch die obenerwähnten Kompromisse nicht nur in der freien Überfahrt: sie beinhalteten gewöhnlich auch ein Betriebskapital, das jedoch in keinem mir bekannten Falle seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Aufbau einer Existenz zu dienen, zugeführt, sondern in der Regel dem viel allgemeineren wirtschaftlichen Zwecke, Geld unter die Leute zu bringen, nutzbar gemacht wurde.

Dieser edlen Aufgabe konnte sich jeder von uns, solange die Voraussetzungen dafür vorhanden waren, mit viel Grazie und Anmut und auch mit wohltuender Exklusivität unterziehen. Denn die Gelage, die von den erwähnten Betriebskapitalisten arrangiert wurden, waren — was die männlichen Teilnehmer anlangte — stets auf unseren kleinen Kreis beschränkt. Der Damenwelt gegenüber mußten wir in Anbetracht des absoluten Frauenmangels unserer Kolonie eine viel liberalere Haltung einnehmen.

Eines der vornehmsten Newyorker Hotels war unser täglicher Treffpunkt. Hier trafen sich die Oberwelt und die Unterwelt unserer Kolonie. Zur ersteren gehörten die erwähnten Betriebskapitalisten, die als zahlende Gäste Fremdenzimmer in diesem Hotel bezogen hatten. Den Angehörigen der Unterwelt war zwar nicht der Aufenthalt in diesem vornehmen Hotel versagt, doch mußte sich dieser ausschließlich auf die Kellerräume des Unternehmens beschränken, wo die „underworld" zwar nicht einem glänzenden Verdienste, sondern einer glänzenden Beschäftigung nachging: Eßbestecke, Tischgeräte, Teller und Schüsseln mußten hier mit peinlicher Sorgfalt wieder auf den ursprünglichen Hochglanz gebracht werden.

Das Verbindungsglied zwischen Ober- und Unterwelt war Graf S. — Dieser hatte den mühevollen Aufstieg aus den Kellerräumen des Hotels zum Parterre-Niveau erfolgreich zurückgelegt und waltete in dieser Sphäre als einflußreicher und gutbezahlter „captain". Seiner Protektion war es meistens zu verdanken, wenn erschöpfte Betriebskapitalisten eine Anstellung in besagten Kellerräumen bekamen. Außerhalb des Hotels waren die Unterschiede zwischen den beiden sozialen Schichten zufolge guter Kameradschaft und eleganter Garderobe — diese hatten sich auch in verzweifelten Fällen als krisenfest erwiesen —

Fischdampfer-Weihnacht

(E. Thöny)



Zur Neige geht
der harte Tag.
Im Wind verweht
der Glasenschlag.
Die Luft ist grau,
die See steht rauh.
Nun hiewt die Kurre ein!
So hoch im Nord
allhier an Bord
soll heute Weihnacht sein.

Wohl mancher sagt
geheimnisvoll,
daß man die Nacht
nicht fischen soll,
weil heut im Meer
der Fisch zu schwer
und echt aus Silber sei.
Was man auch macht
die teure Pracht
reißt jedes Netz entzwei.

Zurrt nun zur Hand
den kleinen Baum,
den Gruß von Land
im Logisraum,
hängt Kringel dran,
steckt Lichter an
und setzt zuhöchst den Stern,
spielt auf und singt
und eßt und trinkt
und denkt der Lieben fern.

Wie sanft ist doch
solch Tag zu Haus,
hier bläst es noch
die Lichter aus.
Und draußen loht
ob unserm Boot
ein armer Himmelsschein,
als sollten wir
ihm dienen hier
und seine Wiege sein.

Hans Leip

kaum merkbar. Nur, daß die Funktionen der Gastgeber und der Gäste sich entsprechend aufteilten.
Bei Baron D. war es uns seit längerem klar, daß ihm seine fast erschöpften Geldmittel — er hatte bereits Schwierigkeiten im Hotel gehabt und war privat untergekommen — nur mehr die letzten Funktionen erlauben würden. Um so größer war unsere Überraschung, als Baron D. uns feierlich für den Weihnachtsabend in seine Wohnung am Riverside drive zu einem großen Diner einlud. Es war uns vollkommen rätselhaft, wie Baron D. plötzlich die nötigen Dollars zur Erfüllung dieser freiwillig übernommenen Pflicht aufgetrieben habe, zweifelten jedoch nicht an dem Ernst seiner Einladung, da wir ihm kaum die Geschmacklosigkeit, uns gerade an diesem Tage einen Schabernack zu spielen, zugetraut hätten.
Als wir jedoch gegen 10 Uhr uns in seiner Wohnung einfanden, glaubten wir schon, unsere Ansichten in diesem Punkt ändern zu müssen. Denn in den kahlen Zimmern seiner Wohnung deutete nichts darauf hin, daß irgendwelche Vorbereitungen getroffen worden wären. Der Hausherr machte uns zwar in charmantester Weise die Honneurs und sagte den zwei Damen, die wir zur Verschönerung der Tischrunde aus dem Deutschen Theater verschrieben hatten, reizende Komplimente, verschwand oft für längere Zeit im Nebenzimmer, das er immer hinter sich abschloß, aber weder Apperitifs noch Rauchmaterial standen zur Verfügung, um uns die Zeit des Wartens erträglicher erscheinen zu lassen.
Gegen 11 Uhr waren wir vor Hunger und Durst bereits nahe einer Meuterei. Eine Suche nach dem bereits wieder einmal unsichtbar gewordenen Hausherrn ergab, daß die übrigen Räume der Wohnung und auch die Küche versperrt und der Hausherr unauffindbar war. Wir hatten uns eben wieder in das Wohnzimmer zurückgezogen und beratschlagten, was zu tun wäre, als mir draußen die Tür zuschlagen hörten. Gleich darauf stand Baron D. mit verschiedenen Paketen unter dem Arm vor uns und entschuldigte sich tausendmal wegen der Verspätung, die darauf zurückzuführen sei, daß sein Weinhändler ihn mit der rechtzeitigen Ablieferung der Flaschen im Stich gelassen habe. Wenige Minuten später öffnete sich die Tür zum Nebenzimmer: eine reichgedeckte Tafel, in deren Mitte sich ein elektrisch beleuchteter Christbaum erhob, enthüllte sich unseren Blicken und versprach reichlich Atzung für Hunger und Durst. Kaum etwas fehlte aus der reichen Speisenkarte der Newyorker Delikatessenhändler. Und um der Angelegenheit noch eine besondere Note zu geben, hatte Baron D. irgendwo echte Indianerkrapfen mit wienerschen Schlagobers aufgetrieben.
Der Pendel unserer Stimmung, der kurz vorher noch auf Ärger und Entrüstung stand, schlug jetzt um so kräftiger nach der Seite der Fröhlichkeit aus. Das Fest nahm einen überaus angeregten Verlauf. Wir waren zurückversetzt in unsere alte Heimat, fühlten uns wieder als legitime Spitzen der besten Gesellschaft eines großen Reiches und vergaßen auf Stunden, daß wir nichts anderes waren als Strandgut an der Küste des Atlantischen Ozeans.
Wir versuchten natürlich, Baron D. einem Verhör zu unterziehen und das Rätsel zu entschleiern, wie er plötzlich in den Besitz solcher Barmittel gelangt sei, um wieder einen derartig freigebigen Gastgeber zu spielen. Mit einem geheimnisvollen Lächeln überging er all diese indiskreten Fragen.
Gegen drei Uhr morgens begann es in der Wohnung kühl zu werden. Die altertümliche Luftheizung, die in den meisten Newyorker Brown-stons-Häusern noch in Verwendung steht, war wie üblich abgestellt worden. Die Heizpause hatte sich zufolge der grimmigen Kälte bald unangenehm bemerkbar gemacht. Die Damen waren die ersten, die zum Aufbruch drängten. Sie hatten sich schon vorher ihre Pelze geben lassen, saßen nun vermummt vor ihrem Glühwein und sehnten sich nach einem besser geheizten Raum. Nachdem noch einige pathetische Reden zu Ehren unseres so freigebigen Gastgebers geschwungen worden waren, wurde das Fest gegen halb fünf Uhr morgens abgeblasen. Im Vorzimmer mußte sich dann Baron D. noch einige Umarmungen einiger allzu weinseliger Gäste gefallen lassen. Wir baten dann um unsere Mäntel.
„Was hast du gehabt, Hans?" Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Baron D. fort: „Ich weiß ja, einen Biberpelz mit Otterkragen. Bitte, hier ist die Garderobenmarke."
„Ja, wo ist denn die Garderobenfrau?" fragte ich, etwas erheitert über diese neue Einrichtung im Hause meines Gastgebers.
Schon aber hatte er sich an einen anderen Kameraden gewandt, um dessen Pelzmantel näher festzustellen. „Xandl — dir gehört ein Sportpelz mit Opossumkragen. Hier ist dein Garderobenzettel."
„Mach' keine Witze", hörte ich Xandl ziemlich erregt ausrufen. „Das ist ja ein Versatzzettel! Was soll das heißen?"
Ein Blick auf meinen Garderobenzettel überzeugte mich, daß ich ein ebensolches Dokument im Besitz hatte. Weitere Scheine dieser Art sah ich in den Händen des Barons D. —
„Wo sind denn um Gottes willen unsere Pelzmäntel?" fuhr ich jetzt den Hausherrn ziemlich barsch an. Der Ernst der Lage hatte mir meine Nüchternheit wiedergegeben.
Baron D. schien meine Frage überhört zu haben, räusperte sich einige Male und hielt dann in aller Ruhe und Gelassenheit folgende Ansprache an das bereits recht aufgeregte Auditorium:
„Liebe Freunde! Ihr müßt mir eine kleine Eigenmächtigkeit verzeihen. Doch diese hat sich konsequent aus meiner Einladung zu einem gemeinsamen Weihnachtsfeste ergeben. Aus Europa habe ich mit aller Sicherheit ein größeres Weihnachtsgeschenk erwartet. Es ist ausgeblieben. Damit sollte sich für mich die Notwendigkeit ergeben, unser gemeinsames Weihnachtsfest, auf das wir uns alle doch so gefreut hatten, abzusagen. Doch mir hätte das Herz geblutet, wenn ich euch diese Enttäuschung bereitet haben würde. Als ich heute nachmittag recht verzweifelt durch das Fenster ins Schneegestöber starrte, wurde mein Blick durch drei goldene schneebedeckte Kugeln gefesselt, die eines der Portale des gegenüberliegenden Hauses verzieren: „Heute bis elf Uhr nachts geöffnet!" verkündete eine daneben befindliche Aufschrift. Und da irrten meine Gedanken zu euren kostbaren Pelzmänteln, die ihr aus Europa herübergebracht und in anerkennenswerter Weise durch alle Fährnisse des Lebenskampfes über Wasser gehalten habt, da kam mir plötzlich die rettende Idee. Mit dieser ließ sich unser Weihnachtsfest, wenn auch mit einer kleinen Verzögerung, noch verwirklichen. Eure Pelzmäntel mußte ich nur ins gegenüberliegende Haus ins Depot geben und dann schnell die Einkäufe besorgen. Der Erlös hatte gerade ausgereicht, um dieses normale Weihnachtsdiner herzustellen. Leider hat der Champagner gefehlt. Doch den Damen gegenüber mußte ich galant sein und bei ihrer Garderobe eine Ausnahme machen."
Ausrufe energischer Entrüstung wie solche hysterischer Heiterkeit hatten diese Abschiedsrede einige Male unterbrochen. Für die Gäste gab es nur zwei Möglichkeiten, aus den erhaltenen Enthüllungen die Konsequenzen zu ziehen: entweder

(Joachim Lutz)

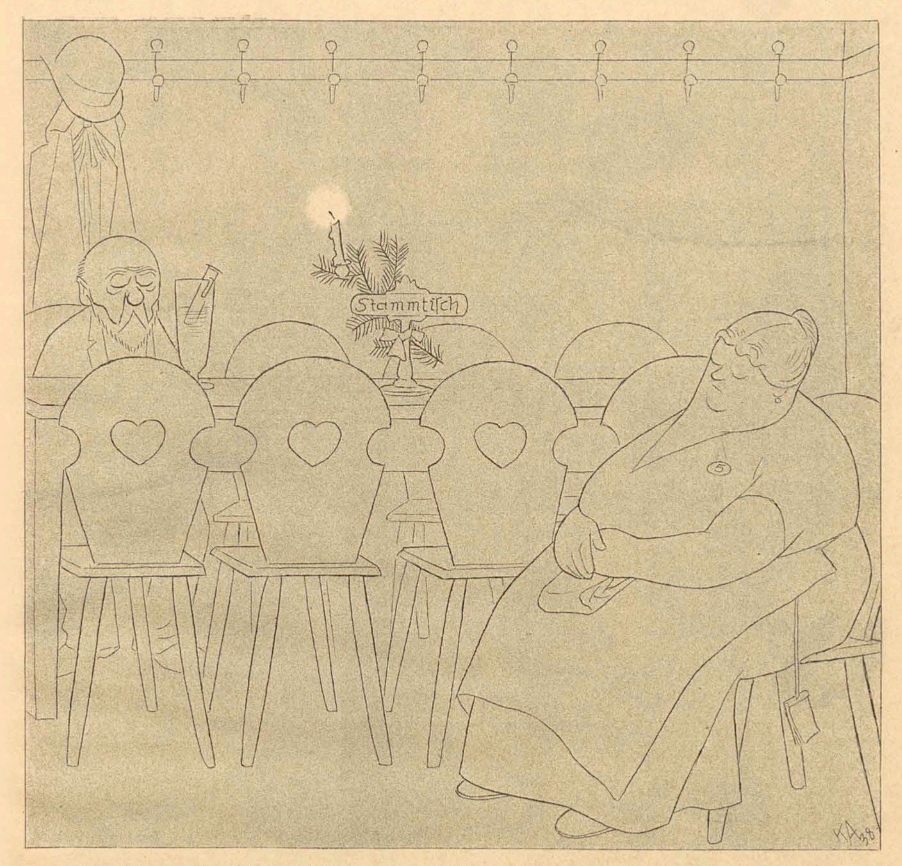
„Wat is'n passiert?" — „Passiert? Jar keen Ausdruck, Wünschelsdorf gegen Postsparkasse 3:0."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19 455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Stille Nacht

(Karl Arnold)



„Oamol im Jahr lassn's mi Junggselln alloa, dann meckern die andern dahoam unterm Weihnachtsbaam!"

Baron D. gründlich zu verprügeln oder gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ihm diesen Weihnachtsscherz huldvollst zu genehmigen. Da die Mehrzahl meiner Kameraden unter dem Einfluß des reichlich konsumierten Alkohols nicht rabiat und brutal, sondern in der Richtung des guten Wiener Herzens ins Extrem gingen, endete diese Szene mit einem homerischen Gelächter. Baron D. versicherte uns, daß das Versatzamt, wenn nicht heute vormittag noch, so doch spätestens morgen geöffnet haben dürfte und dann jeder dort seine Angelegenheit erledigen könne. Im allgemeinen waren die Beträge nicht übermäßig hoch, so daß die Hoffnung bestand, sie bis dahin unter gegenseitiger Hilfeleistung aufzubringen.
In seiner vollen Tragik kam uns der Weihnachtsscherz des Barons D. erst zum Bewußtsein, als das Tor seines Hauses sich hinter uns geschlossen hatte. Einen Augenblick lang tat uns die kalte Winterluft recht gut; denn sie kühlte recht angenehm unsere von den letzten Debatten und vom Alkohol erhitzten Köpfe. Als aber ein Windstoß uns die Schneeflocken durch unsere Frackhemden auf unsere Heldenbrüste trieb, erscholl fast einstimmig der Ruf: „Rasch zu einem Taxi!" Wir bogen um eine Straßenecke, doch kein Taxi war zu sehen. Dann wieder um eine andere, noch immer kein rettendes Gefährt. Scheußlich! Nur weiter Bewegung machen. Dazu kamen noch die Spötteleien der in warme Pelze gehüllten Damen, denen wir frierende Jammergestalten nicht das geringste Mitleid abgewinnen konnten. So weit wir auch suchten: Alle Standplätze der Taxameter fanden wir leer! Kein Wunder in einer Weihnachtsnacht.
Die letzte Rettung versprach die Subway, die uns wenigstens in die Nähe unserer Behausung bringen konnte. Doch von Riverside drive bis zur nächsten Subway-Station war ein weiter Weg. Schließlich gelang es uns doch, uns durch das Schneegestöber bis dorthin durchzuschlagen. Der irische Stationsbeamte machte keine allzu zahmen Witze, als wir mit schneebedeckten Smokings und vereisten Hemdbrüsten vor seine Kasse traten. Wenn keiner von uns aus diesem Weihnachtsabenteuer eine Lungenentzündung davongetragen hatte, so konnten wir dies in erster Linie unserer Jugend, dann dem genossenen Alkohol und schließlich vielleicht auch dem Umstand verdanken, daß jeder von uns sich notgedrungen ein bis zwei Tage Hausarrest auferlegte.
Die Erinnerung an den Weihnachtsabend, bei dem die drei goldenen Kugeln neben dem Sterne Bethlehems aufschienen, lebte noch lange in der österreichischen Kolonie. Als ich fünfundzwanzig Jahre später die Tochter des Barons D. bei der Weltausstellung in Chikago traf und ihr die Geschichte von jenem Weihnachtsabend erzählte, sagte sie in einem Tone, der ebensoviel Stolz wie Nachsicht verriet: „Ja — ganz der Papa!"

Selbstsucht

(K. Heiligenstaedt)



„Siehst du, Fredy sagt immer, nischt anhaben, sei mein kleidsamstes Kostüm, wenn aber ein anderer die gleiche Meinung hätte, paßt's ihm nicht!"

München, 31. Dezember 1938
43. Jahrgang / Nummer 52

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

Prosit Neujahr!

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Naturwunder

(K. Heiligenstaedt)



„Komisch: da redet man immer von ‚winterlicher Einsamkeit‘, und wo wir sind, belebt sich die Gegend sofort mit Männern!“

(O. Nückel)



Der durstige Jäger oder die hilfreiche Hirschkuh

GEWISSENSBISSE

Wenn ich einmal eine Expedition in meinen Schreibtisch ausrüsten würde mit allen Sicherungsmaßnahmen und Lager I, II und III, ich würde auf unerforschte Gebiete stoßen, auf weiße Flecke in der Landkarte meines Schreibtisches, auf schwarze Flecke meines Gewissens. Neben anderem Ballast, der einst Edelgut und Luxusartikel in unvergeßlichen Erinnerungen war, stoße ich da schichtweise auf Mappen, die die Aufschrift tragen: „Zu erledigen", „Eilig zu erledigen" und „Umgehend zu erledigen". Solche Mappen liegen wie Jahresringe in den entferntesten Schubladen. Sie enthalten Briefe, Briefe, Briefe, die auf Antwort warten. Ich werde vermutlich einen großen Teil meines Aufenthaltes im Fegefeuer mit der Beantwortung alter Briefschulden zubringen müssen. Ich kann mir nur wünschen, daß dann im Fegefeuer irgendein Wetter herrscht, das ich zum Thema nehmen kann, um der Tante Emma die überraschende Mitteilung zu machen, es sei bei auffrischenden Winden empfindlich kälter geworden und Onkel Theodor das unerwartete Eintreten von Tauwetter zum Geburtstag mitzuteilen.

Aber ich habe ja die überaus eiligen und sozusagen unter Todesstrafe zu beantwortenden Briefe vergessen, die liegen links und rechts auf meinem Schreibtisch. Und ihrer sind die ältesten. Sie sind die eigentliche Humusschicht unter den Papieren auf der grünen Schreibtischwiese, fast hätte ich gesagt das Mistbeet. Sie machen sicher eine Art Gärungsprozeß durch, der Wärme erzeugt im Silo des Eiligst-zu-Erledigenden.

Wenn sich das Jahr dem Ende zuneigt und den gewissenhaften Menschen eine Art Schlußstrich-Stimmung überkommt, ein Saldogefühl der Erledigung und Wiedergutmachung, dann beschließe auch ich Briefe zu beantworten, in Form heiterer Glückwünsche Versöhnungen zu erbitten, damit die Leute gerührt sind, daß ich so nett und aufmerksam gewesen bin, ihrer zum Jahreswechsel zu gedenken, obwohl ich doch an ihm gar nicht schuld bin.

Oh, was überkommt mich da für eine behagliche Stimmung! Ich genieße die Möglichkeit, mich von alten Briefschulden auf eine so einfache und gebräuchliche Art befreien zu können in langen durstigen Zügen.

Die Gewissensbisse legen sich sozusagen aufs Sofa und rauchen eine Zigarette, ihnen ist jetzt Gelegenheit gegeben, sich durchzubeißen. Was ist denn zu tun, um mit unbefleckter Schreibmaschine ins neue Jahr zu treten? Ach nur eine Kleinigkeit: Sich in einer behaglichen Stunde hinzusetzen und nur gute und freundliche Worte in die Welt hinauszuschleudern, hier Gesundheit zu wünschen, dort Gehaltsaufbesserung, wo anders das erste, zweite oder dritte Zähnchen eines jubelnd zu begrüßen, der sich anschickt, das Säuglingsalter zum alten Eisen zu werfen und dadurch die Familie glücklich macht. Ich aber zeige mich dadurch, daß ich davon Notiz nehme, als engverbunden mit dieser Familie.

Ist doch das einfachste von der Welt, nicht wahr! Sehen Sie, wenn ich so Seite an Seite mit meinen Gewissensbissen auf dem Sofa liege, dann beruhigen wir uns ganz allmählich, ich und die Bisse, und wir schlafen sachte ein. Man ahnt gar nicht, wie schnell so die letzten Wochen, Tage und Stunden im Jahre vergehen und plötzlich schlägt es zwölf Uhr und wieder hat der Silo eine neue Schicht angesetzt.

Aber dieses Jahr will ich ganz gewiß ein brauchbares Mitglied der briefschreibenden Menschheit werden.

Foitzick

Silvesterbilanz

Von Ratatöskr

Was ist ein Jahr? Man kann wohl sagen:
ein Aggregat von vielen Tagen,
dreihundertfünf- bis sechsundsechzig.
— Wenn ich mir's so bedenke, ächz' ich.

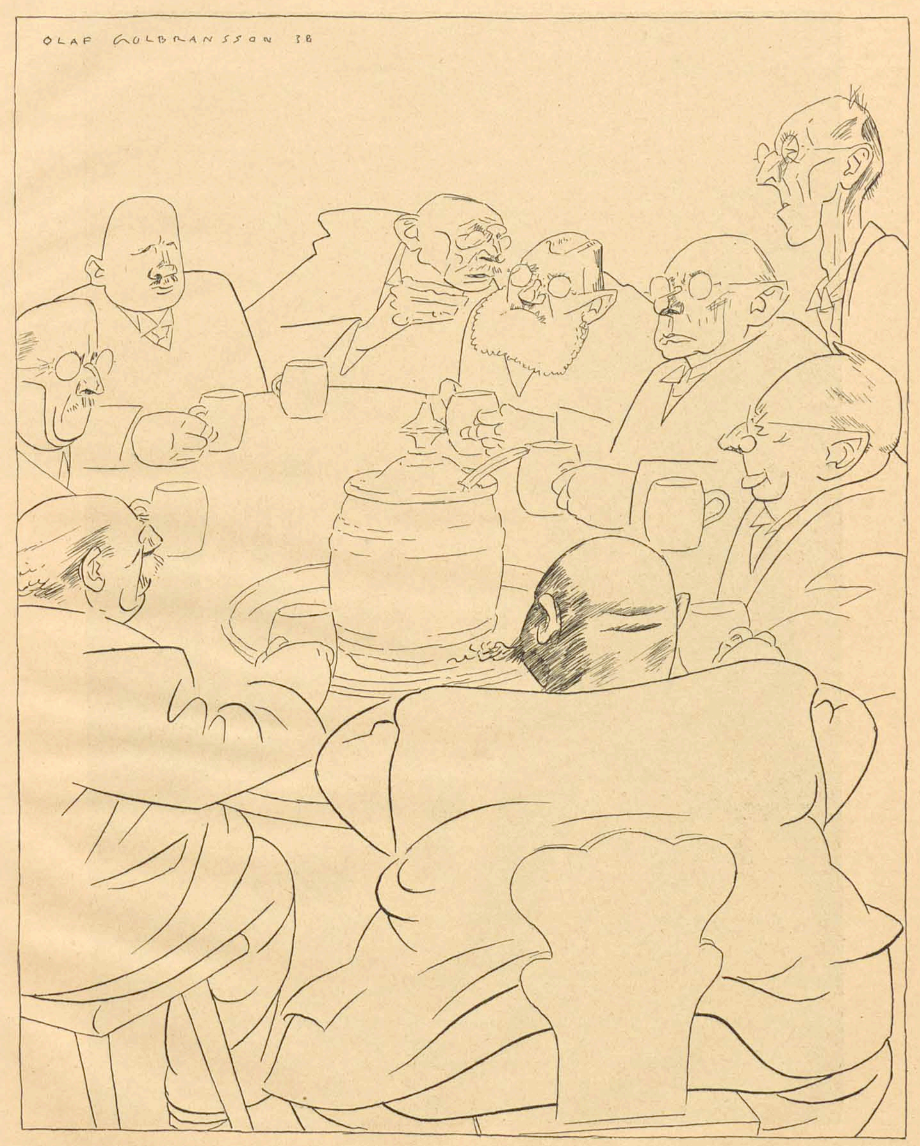
Denn diese Tage sind hienieden
meist gleich und selten nur verschieden.
Auch hat man außerdem noch Stunden,
Minuten und so fort erfunden.

Gestützt auf solche Hilfspartikel,
nimmt jedermann die Zeit beim Wickel,
die ihrerseits, von uns bequasselt,
im Eilzugstempo weiterrasselt.

Der Vorgang ist nur schwer verständlich.
Kapieren wir ihn halbwegs endlich,
gebietet uns der Schaffner Schweigen
und zwingt uns gröblich, auszusteigen.

Die ewig Gestrigen

(O. Gulbransson)



„. . . und wie gesagt, unsere Devise heißt auch im neuen Jahr: Es wird weitergemeckert!“

Mr. Eden in Amerika

(E. Thöny)



„Hurtig, meine Herrn, wenn wir alle zusammenhelfen, werden wir das Kriegsbeil bald ausgegraben haben!“

Vorteil

(W. Drixelius)



„Glaube mir, Kindchen, so ein Mann geht heute mit der einen und morgen mit der anderen!" — „Ja, ja, aber ich bin eben immer die ‚andere'!"

Anruf in der Silvesternacht

Von Reinhard Koester

Karl Kruskopp saß in seiner kleinen gemütlichen Junggesellenwohnung hoch über den Dächern von Berlin, füllte sich mit einer fast feierlichen Bewegung das bauchige Burgunderglas und lauschte zu dem halbgeöffneten Fenster hin, um das Aufklingen der Silvesterglocken zu hören. Schon knallte es hin und wieder auf den Straßen, weil ein paar Ungeduldige, die die Zeit nicht abwarten konnten, ihre Feuerfrösche losließen. Nun aber war es plötzlich ganz still geworden. Nur von unten her hörte man das rhythmisch-monotone Dudeln eines Grammophons, auf dem unentwegt Tanzschlager gespielt wurden.

Obwohl Karl Kruskopp kein menschenscheuer Sonderling war, haßte er doch aus tiefster Seele den Berliner Silvester-Betrieb, der den letzten Tag des Jahres zum Karneval machte. Schon, daß alle, die es sich eben leisten konnten, an diesem Abend die Sektpfropfen knallen ließen, gefiel ihm nicht. Früher, im alten München, hatte er sich im Kreis von Freunden immer eine „Feuerzangenbowle" gebraut, und wenn in den letzten Minuten vor Mitternacht die blauen gespenstischen Flammen in den verdunkelten Raum züngelten, schien ihm das die richtige Stimmung zur Begrüßung des neuen Jahres. Frauen waren an diesem Abend höchstens geduldet gewesen und hatten nie eine Rolle gespielt. Und getanzt hatte man erst, wenn es dem Morgen zuging und das neue Jahr sozusagen kein Gast mehr war, sondern ein Hausgenosse. Bis Mitternacht aber ging alles gemessen und feierlich zu, man blickte zurück, verlor sich in Erinnerungen und versuchte alles Vergangene gut zu finden. Das war der eine Tag im Jahr, an dem man sich bemühte, wie Lynkeus, der Türmer in Goethes „Faust" zu denken: „es sei wie es wolle, es war doch so schön —" Und wenn das „es war doch so schön" nicht aus dem Herzen herauswollte, tröstete man sich mit dem „es war..."

Die Leute unter ihm dagegen tanzten nun schon seit zehn Uhr und sicher hatten sie sich komische Papiermützen aufgesetzt, Pappnasen und Bärte umgebunden und bewarfen sich mit Luftschlangen und Konfetti. Aufgabe des Gastgebers war es, daß eine Minute vor Mitternacht alle Gläser gefüllt waren und man den feierlichen Augenblick nicht verpaßte, an dem Jeder Jede küßte. Und dann wurde wieder das Grammophon aufgedreht und das Tanzen ging weiter. Die Augen dieser Leute waren immer nur auf das Morgen gerichtet oder vielmehr auf den nächsten Augenblick, und die Vergangenheit war für sie nicht viel mehr als ein Mülleimer, in den sie den Abfall der bis zum Letzten ausgepreßten Tage warfen. Es war begreiflich, daß sie ungern zurückblickten... Für Karl Kruskopp aber war Silvester wie ein Bauernbegräbnis in seiner westfälischen Heimat, bei dessen nachfolgendem Leichenschmaus es dann zum Schluß sehr lustig zuzugehen pflegt.

Immer noch währte diese atemlose Stille, die das eintönige Grammophondudeln nur noch tiefer und erregender machte, obwohl sie nur wenige Minuten währte. Er setzte den tiefroten Wein im unberührten Glas in leise schwingende Bewegung und sah mit Befriedigung, wie sich aus den am Glasrand haftenden Ringen Tropfen wie dunkle Perlen lösten und an dünnen Fäden in den mattblinkenden Weinspiegel rollten, wie das bei einem guten und guttemperierten Burgunder sein soll. Er wartete und lauschte. Plötzlich aber wich das leise zufriedene Lächeln aus seinem Gesicht, die Hand hörte auf, das Glas zu schwingen und es ging wie ein Erstarren durch seine Gestalt. Worauf warte ich denn, fragte er sich, was soll mir das neue Jahr bringen, daß ich es empfangen will wie einen wundertätigen Heiland —?

In diesem Augenblick dröhnte ein wuchtiger Glockenschlag in die Stille und sofort war die Nacht schwer von metallenem Klingen von überall her. Peitschende Schüsse gellten in das dunkel wogende Meer, trunkene Schreie, Pfiffe und das Knattern von Feuerwerkskörpern. Karl Kruskopp hielt immer noch das Glas in der Hand und starrte mit erloschenen Augen in das tiefe Rot des Weins, in dem sich das Licht in huschenden Reflexen spiegelte. Ein feines schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, als er endlich das Glas hob. Aber ehe es die Lippen berührte, schreckte ihn das Läuten des Telephons auf. Ärgerlich sah er auf den kleinen Apparat, der ihn mit neuem schrillen Läuten störte und hindern wollte, das neue Jahr mit einem stillen wohligen Schluck zu grüßen. Und hart und abweisend klang seine Stimme, als er seinen Namen nannte.

„Karl —?" klang es weich und fragend.

„Ja, bitte?!"

„Ich wollte Dir ein sehr schönes neues Jahr wünschen, lieber Karl, und alles Liebe und Gute!"

„Wer ist dort?"

„Kennst du meine Stimme nicht mehr? Und du sagtest einmal, meine Stimme würdest du immer aus tausenden heraushören..."

„Ach so, ein Silvesterscherz!" lachte Kruskopp trocken auf. „Sehr originell, meine Gnädigste, und sehr witzig! Schade, daß Sie gerade meine Nummer herausgesucht haben, denn ich bin zu solchen Scherzen nicht aufgelegt. Vielleicht haben Sie mit der nächsten Nummer, die gleich unter meiner im Fernsprechbuch steht, mehr Glück, denn der Herr ist Schauspieler." Da niemand antwortete, legte er den Hörer hart auf die Gabel, ließ sich kopfschüttelnd in den Sessel zurücksinken und griff zum Glas:

„Mag sein, daß ich ein humorloser alter Hagestolz geworden bin — für Berliner Begriffe", murmelte er vor sich hin. „Na, dann prost, alter Hagestolz, wir bleiben trotzdem die Alten!" Bedächtig ließ er den lauen vollen Wein über die Zunge rollen und kaute jeden kleinen Schluck, ehe er ihn in die Kehle gleiten ließ, kennerisch, um sich an seiner tief verborgenen Süße zu erfreuen. Eine wohlige Wärme gab ihm der Wein, aber keine Freude, keinen frohen Genuß. Er wurde nachdenklich.

— — Und wenn es ein dummer und plumper Silvesterscherz war, sagte er sich, — warum mußte ich dem Mädchen oder der Frau dies harmlose Vergnügen zerstören? Allerdings ist es frivol, einem Menschen den unerwarteten Anruf einer früheren Geliebten vorzuspiegeln, denn es könnte doch sein, daß Einer auf den Scherz hereinfiele, der in dieser Stunde nichts sehnlicher erwartet als solch ein Wunder —! Er griff rasch zum Glas und trank. Wärme — Wärme — — Dann sprang er auf, um das Fenster zu schließen, das er um einen Spalt geöffnet hatte, um die Silvesterglocken zu hören.

Da läutete es wieder. Tückisch blickten die zehn weißen Augen aus der schwarzen Wählscheibe. Warum hingehen und den Hörer abnehmen —? „Hol's der Teufel!" Aber es zog ihn doch hin —: „Hallo?"

„Karl? Du hast eben eingehängt. Hier ist Katja..."

„Katja... Du bist es, Katja, du... Und ich habe..."

„Hast du nicht mehr gehört, was ich sagte? Ich wollte es auch nicht glauben..."

„Ich nahm an, es wäre ein Silvesterscherz, Katja. Seit wann bist du in Berlin? Wann kann ich dich sehen?"

Tanzmusik klang im Hörer und Geräusche lauter Festlichkeit.

„Entschuldige, ich werde zum Tanz aufgefordert. Vielleicht rufe ich später noch einmal an. Nein, lieber morgen. Leb wohl. Schade, daß du eben... Ja, ich komme! Leb wohl, Karl." Ein Knacken verriet, daß der Hörer eingehängt worden war.

— — Katja —! Das war vor sechs Jahren gewesen — und auch in einer Silvesternacht, als er geglaubt hatte, das Glück seines Lebens in der „großen Liebe" zu finden. Aber schon damals mit seinen siebenunddreißig Jahren war er ein alter Junggeselle und Hagestolz, den das Wort „heiraten" schreckte. Wer dachte im alten München gleich an Ehe und Kinder, wenn er liebte? Fast zehn Jahre hatte es gedauert, bis sich Karl Kruskopp in die Stadt des Faschings, des tiefblauen Märzhimmels und des Oktoberfestes eingelebt hatte mit seinem schweren Westfalenblut — und gerade darum schien ihm Katjas Widerstand gegen die ungeschriebenen Gesetze leichter Lebensauffassung halsstarrig und kleinbürgerlich zu sein. Und er war tief beleidigt, als sie plötzlich verschwunden war und ihm in ihrem Abschiedsbrief gestand, daß sie ihn sehr geliebt habe — aber zu tief geliebt habe, um seine Geliebte zu werden. Die ein halbes Jahr später eintreffende Nachricht von ihrer Verheiratung mit

einem Gutsbesitzer im Hannoverschen hatte er kühl beiseite gelegt, nachdem er ihr mit „warmen Worten“ Glück gewünscht hatte. Seltsam nur, daß die Münchener Fröhlichkeit ihren Zauber für ihn verlor und ihm bitter schmeckte wie jetzt der Burgunder, den er gierig hinuntergoß ... Und erst in Berlin hatte er klar erkannt, was er in Katja verloren hatte, wenn er abends, müde von der Arbeit, in seiner stillen Wohnung saß und die Leere fühlte, die ihm wie ein lähmendes Gift ans Herz kroch.

Er riß die Fenster auf und lehnte sich weit hinaus. Überall war Licht und über dem endlosen zackigen Dächermeer blinkten aus diesiger Luft die Sterne wie Lampen hinter beschlagenen Scheiben. In den Straßen war es still geworden. Hier wohnten nicht die Leute, die früher in die Innenstadt strömten, um Zylinderhüte einzuschlagen. Vor ein paar Jahren hatten sie die großen Lokale im Westen gefüllt, aber jetzt feierten sie zu Hause — der Kinder wegen. Darum waren so viele Fenster hell.

Eine neue Fröhlichkeit wollte Karl Kruskopp erfüllen, wenn er an Katja dachte. Hatte er diesen Anruf in der Nacht nicht immer erwartet? Aber kaum, daß er sich diese Frage gestellt hatte, wußte er auch die bittere Antwort: nein, er hatte ihn nicht erwartet. Sonst hätte er sofort ihre Stimme erkannt — beim ersten Anruf — und ihn nicht für einen Silvesterscherz gehalten. Es war unnütz und töricht, sich Illusionen hinzugeben.

Als er am übernächsten Tag einen Brief Katjas erhielt, wußte er, daß er den Schlußstrich bedeutete. Sie schrieb ihm, daß ihre erste Ehe nur zwei Jahre gedauert habe, ihr Mann war im Flugzeug abgestürzt. Seit Monaten hatte sie mit sich um den Entschluß, um ihres Kindes willen eine neue Ehe einzugehen, gekämpft — und in der Silvesternacht hatte sie den Mut gefunden, den alten Jugendgeliebten anzurufen, den sie nie vergessen hatte. Aber die kalte, verbittert-lebensfremde Stimme, die selbst einen Silvesterscherz so überlegen-ironisch abfertigen konnte — —

Karl Kruskopp legte den Brief still beiseite — wie das erste Mal. Er holte Katjas Bild hervor, das immer noch in der Schreibtischschublade lag, und zerriß es in kleine Fetzen. Wer nichts erwartet, dem wird auch nichts gegeben. Und wie kann einer auf Erfüllung hoffen, wenn nicht alles in ihm Wunsch und Wille ist?

Er holte die zweite Flasche Burgunder, die eigentlich für die einsame Silvesterfeier bestimmt war, hervor, und als er sie ausgetrunken hatte, knickte er mit entschlossener Bewegung den dünnen Fuß des Glases ab —: in der nächsten Silvesternacht wollte er nicht mehr allein sein.

Zwei Herzen und ein Schlag

Ein Romankapitel / 88. Fortsetzung

Helmtrude von Feuchtenberg saß dicht an Dr. Möller geschmiegt. Ein scheues Rot huschte immerfort über die dem Ingenieur abgewandte Wange. Mit der Linken umschlang Kurt ihre kaum widerstrebende Hüfte, mit der Rechten das Steuerrad. Der Wagen fuhr gut seine 80 km.

Mit einmal drückte sie ihm, wie aus einem Entschluß heraus, einen Kuß auf die bärtige Lippe. Das Aut machte einen kleinen Sprung, doch schon hatte es der Ingenieur wieder in seiner nervigen Faust. „Denkst du schlecht von mir?“ bebte Frau Helmtrud.

„Mitnichten!“ barst Kurt, den kräftigen Schnurrbart dicht über ihrem Nacken, dem man mit bestem Willen nicht ansah, daß er seine 32 Lenze trug. Dr. Möller wollte noch irgendwiewas hinzusetzen, preßte aber statt dessen ihre schmale Elfenhand, bis sie in den Gelenken knackte. Helmtrud verbiß einen wahnsinnigen Schmerz ...

„Endlich und schließlich“ bebte sie fort — ihre Stimme klang erschreckend unecht — „empfinde ich keine Gewissensbisse.“

Kurt kauerte stirnrunzelnd am Steuerrad. Ihm lag das Schicksal des Wesens, mit dem ihn eine brennende Liebe verkettet hatte, zentnerschwer auf der Brust. Wie?? Wenn Dagobert von Feuchtenberg, der Gatte, ihre Lage vorzeitig durchschaut und die Polizei des Vorortes Rinntaube, welchen das Aut soeben durchmaß, verständigt hatte?!

Der sonst so felsenfeste Mann, der vor keiner platzenden Granate auch nur mit der Wimper gezuckt hätte, schreckte unwillkürlich auf. Das konnte dem feinfühligen Wesen an seiner Seite nicht verborgen bleiben. Mit sorgendem Blick umschlang es seinen stattlichen Leib, wie sich ein Ertrinkender an einen Strohhalm klammert ...

„Kurt!“ schluchzte sie aufgelöst und überschüttete ihn unaufhörlich mit feuchtem Naß. Das Aut machte von neuem einen Sprung, diesmal aber einen weit größeren.

„Was ist dir!?“ stieß Helmtrud mit qualstummen Augen hervor.

„Nichts!“ zerdrückte Kurt zwischen den Zähnen, und hinzulachend meinte er: „Zahnbürste vergessen! Fatale Chose, wären die Läden nunmehr geschlossen.“

Er verdoppelte das Tempo, so daß sie geradezu wie rasend dahinschnellten. Das fächelte den Nervensträngen, für Sekunden wenigstens, Kühlung zu. Die immer noch blühende Frau, die sich ihm in letzter Stunde mit ihrer ganzen, von Hingebung berstenden Liebe anvertraut hatte, fühlte sich irgendwie geborgen. Nur zuweilen schauderte sie in sich hinein, an Dagoberts Fäuste und ungepflegte Fingernägel denkend. Nichts, auch rein gar nichts fesselte sie an diesen Wüstling, den sie mit heimlichem Grauen ihren Gatten nannte.

„Nichts!!?“ gellte unvermittelt ein Gewissensbiß. Frau Helmtrud krümmte sich an der Brust des Geliebten wie ein getretener Wurm, und in ihren Eingeweiden tobte es weiter, dieses gräßliche Ringen zwischen Gattenpflicht und angestammter Jugendliebe. Kurt, der sie als Backfisch aus dem gurgelnden Gießbach gezogen!

Konnte sie dafür, daß sie ihr längst verstorbener und verarmter Vater, Freiherr von Spindeleck, mit einem begüterten, doch fleckenhaften Namen verbunden hatte, um seinem heruntergekommenen Vermögen auf die Beine zu helfen? Etwas bäumte sich in ihrem immer noch vorteilhaften Busen auf, gleich als wolle es ihrem verblichenen Vater

Zum neuen Jahre

Von J. M. Schiller

Ist dieses Jahres Kreis
in Glück und Leid vollendet?
Die Glocke tönt. Wer weiß,
was es noch nimmt und spendet.

Was heißt denn: altes Jahr.
Siehst du sie abseits schreiten,
der Wort und Werke Schar,
die dich durchs Land begleiten?

Und was: das neue? Naht
aus unbekannten Fernen
ein fremdes Schicksal, Saat
von blinden Himmelssternen?

Du gehst mit dunklem Gang,
dein eigner Wegbereiter,
stumm an dir selbst entlang
durch Jahr und Jahre weiter.

fluchen, doch Kindespflicht erstickte diesen Schrei im Keim. Gemartert fuhr sie an ihre Kehle. So weit war es also mit ihr gekommen! Ehebrecherin! Geliebte eines Mannes, der Junggeselle und Rivale in einem! Urplötzlich drosselte sie eine Hand von innen her, griff unerbittlich und mit eisernen Krallen um ihr schwerzuckendes Herz. Vor Helmtrudens geistigem Auge stieg Dagoberts knochige Faust empor, wie sie in jener unseligen Nacht den siebzehneinhalbjährigen und unschuldigen Leib der rechtmäßig angetrauten Gattin mit sichtbarer Lust und wie zum Hohn umspannt hielt. Noch jetzt erbrach sich ein Meer von Schamwellen über ihren immer noch jugendlichen Nacken. Die schweren Flechten lösten sich vor Erregung und fielen in Kurtens Schoß...

„Helmtrud!" barst Möller. Seine breite Brust hob und senkte sich wie von selbst. Er mußte alle Sinne an sich halten, wenn er nicht dieses Prachtweib im Kusse ersticken wollte. Für Augenblicke vergaß der sonst so umsichtige Mann, daß er mit 120 km dahinschleuderte.

„Teure!" röchelte er fassungslos, während das Aut mehr aus Gewohnheit als aus Führung in eine der furchtbar belebten Straßen der Weltstadt schoß...

In dem kargen Manne, den 31 Lenze lang nichts als Schweiß, Arbeit und eine zäh hinuntergewürgte Liebe verzehrt hatten, jubelte es unversehens auf. Ihm, der in sorgegehäuften Stunden seinem Schöpfer hin und wieder gegrollt hatte, öffnete sich irgendwie die geheime Tür des Lebens. Wenn er Aktien planlos gestapelt, wenn er Hemden, Smokings dutzendweise und wie zum Zeitvertreib erworben, wenn er aber und aber Maschinen aus purer Langeweile erfunden hatte, wenn sie seinem gemarterten Hirn wie Seifenblasen lässiger Minuten entronnen waren — — hatte er dies für Helmtrud getan, die ein gütiges Geschick für seine alten Tage aufgespart hatte!

„Liebste!" gurgelte er mit schon nicht mehr natürlicher Stimme.

„Das Aut!!" gellte Helmtrud, die mit liebendem Aug' das Gefährt entdeckt hatte, das eine geschlagene Viertelstunde schon sich selber überlassen dahinstürmte. Es war um sie geschehen, wenn Kurt nicht das gräßliche Tempo in der menschen- und vehikelverstopften Straße stoppte. Mit einem wilden Entschluß, doch schon nicht mehr bei Sinnen hastete die vielgeprüfte Frau nach der Bremse...

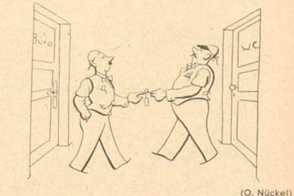
Zu spät! — — Ein Schrei, der die Millionenstadt auflauschen machte, durcheilte Straßen und Plätze, auf denen Menschen, Pferde und Autos gleich sorglos dahinschlenderten, nicht ahnend der wahnsinnigen Gefahr. Wie natürlich überschlug sich das Aut. Vor den Augen des Paares flimmerte es mehrfach...

Als Helmtrude zu sich kam, war sie in einen dichten Menschenknäuel geflogen. Um nur etwas zu tun, rückte sie sich die dichten Flechten zurecht, während alles in ihr „Kurt, Kurt!" schrie. Plötzlich erhaschte ihr spähendes Auge über die murmelnde Menge hinweg, die eine geradezu bedrohliche Haltung einzunehmen begann — hatte es doch vielfach Tote, Schwer- und Leichtverletzte gesetzt — Dr. Möller rücklings auf dem Geländer eines düsteren Kanals, dessen Wasser ebenda und unheimlich rasch dahinglitten. Im allernächsten Augenblick mußte Kurt, der so unselig und doch noch glückverheißend gefallen war, das Gleichgewicht einbüßen und in die brodelnde Tiefe stürzen. Kurt, den sie jetzt erst gefunden und bereits schon verloren zu wähnen gezwungen war!

Mit einem Ruck, wie man ihrem alabasterzarten Leib kaum zugemutet hätte — doch die Liebe lieh ihr Himmelskräfte — bohrte sie sich einen Pfad durch den Mob, der wie ein Fels und immer bedrohlicher umherstand. Kurt, um den sich in seiner Ohnmacht niemand kümmerte, außer daß man ihn begaffte, schickte sich bereits an, in die Tiefe zu gleiten...

„Ha!" preßte Helmtrud hervor und erhaschte ihn am linken Absatz, mit dessen Hilfe sie ihn und aus Leibeskräften mit schier übermenschlicher Anstrengung an Strand und in ihre Arme zog... Dr. Möller wollte noch immer nicht zu sich kommen. Aber hatte sie doch ihren einstmaligen Lebensretter dem sicheren Todesschlund entwunden!

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

„Wieviel Leute sind in Eurem Geschäft eigentlich angestellt?"
„Angestellt sind 12, aber tätig sind eigentlich immer nur elf."
„Wieso denn das?"
„Einer ist immer auf der Toilette."

Tränen brachen aus Frau Helmtrudens dankbarem Antlitz, indessen die Menge, in die sich das Aut schuldlos verbohrt, entschlossen und wie zu etwas fähig auf die unerschrockene, zu Tode erschöpfte Frau vorrückte.

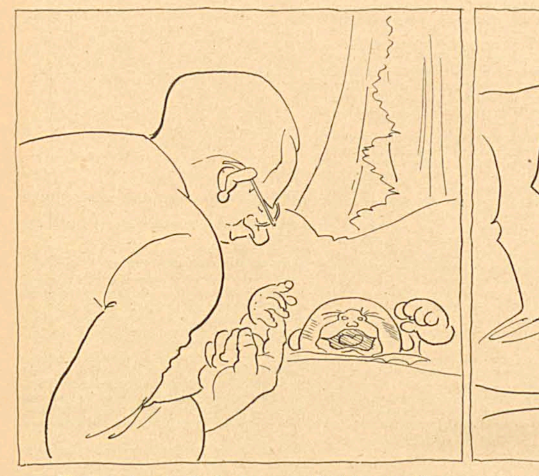
„Dieser Janhagel!" blitzte es in ihrem Munde auf. Zugleich begann es Steine zu regnen, die Helmtrude stumm, doch bereit mit ihrem rechten blassen Arm parierte, während sie im anderen Kurt leblos, gleichsam als Leiche barg. Kein Steinchen durfte Kurt berühren; das stand für Helmtrud unverrückt fest.

Doch Steinhagel und Schreie nahmen immer mehr überhand. Schon ritzte ein kopfgroßer Block die Armbanduhr der Lebensretterin, als ihr die Sinne den Dienst aufsagten und ein Schupo, den sie so lange und ernstlich gefürchtet, die Menge urplötzlich und wie von selbstverständlich teilte. Jetzt schneite es geradezu Pflastersteine...

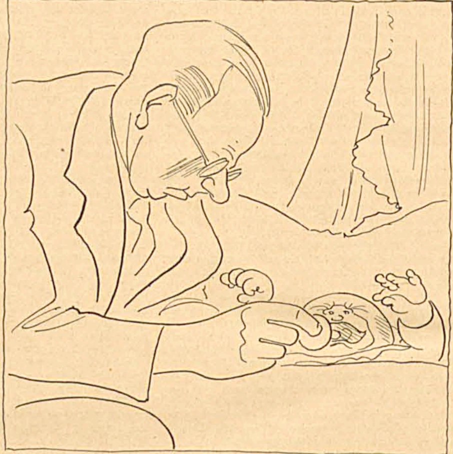
(Viele Fortsetzungen folgen) Fritz Knöller

Der kluge Vater

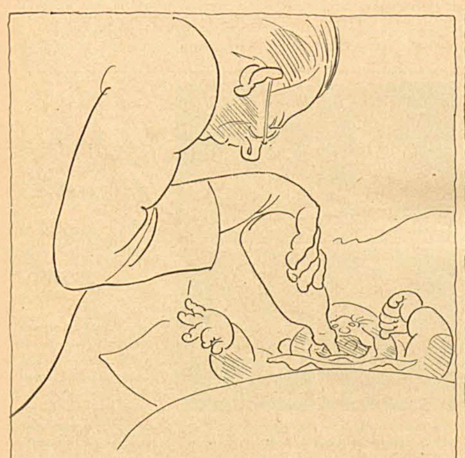
(Fr. Bilek)



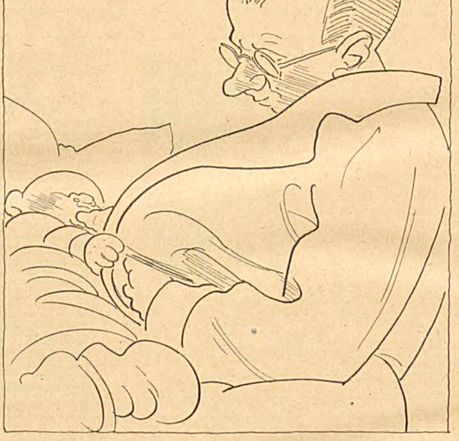
„Ei, warum schreit denn unser Kindchen so?"



„Vielleicht hilft das?"



„Oder willst du dein Fläschchen?"



„Ah, jetzt hab' ich 's getroffen!"

DIE STIMME ALLAHS

Von Maria Branowitzer-Rodler

Als Asa Baba aus dem Bambushain trat, blieb er zögernd stehen und sah vorsichtig spähend ins Dickicht zurück und dann westwärts, wo neben der Oase eine dunkle Palmengruppe stand. Es war ihm die ganze Zeit über gewesen, als folge ihm jemand. Natürlich konnte es auch ein Tier gewesen sein, das einen Weg durchs Dickicht gesucht hatte — aber Asa Baba hielt das vernommene Geräusch für das Tappen von Füßen, vorsichtig schleichende, nackte Füße.

Kein Mensch war weit und breit. Asa Baba war auf dem Wege zum Markt und führte Geld mit sich. Darum lugte er manchmal vorsichtig nach allen Seiten und preßte den Arm gegen den schneeweißen, flatternden Burnus, der seine kleine dickliche Gestalt faltig umgab. Aber dann schüttelte er den Kopf und wanderte lächelnd weiter. Sein langer Stab mit der abgerundeten Eisenspitze, den er zur Stütze mit sich führte, denn Asa Baba hinkte ein wenig, rutschte klirrend über die Steine des Weges. Plötzlich sprengte ein Mann aus dem Wald, der nichts anhatte als einen Lendenschurz und bunte Fetzen, die den braunen Oberkörper kaum bedeckten und wie kleine Fähnchen flatterten.

„Halt!" schrie er. „Bleibe stehen und fliehe nicht, du weißt, daß kein Mensch in der Nähe ist, der dich hören würde — hüte dich also, zu schreien, bei Allah — du würdest es bereuen!" Der Dieb

Die Witterung

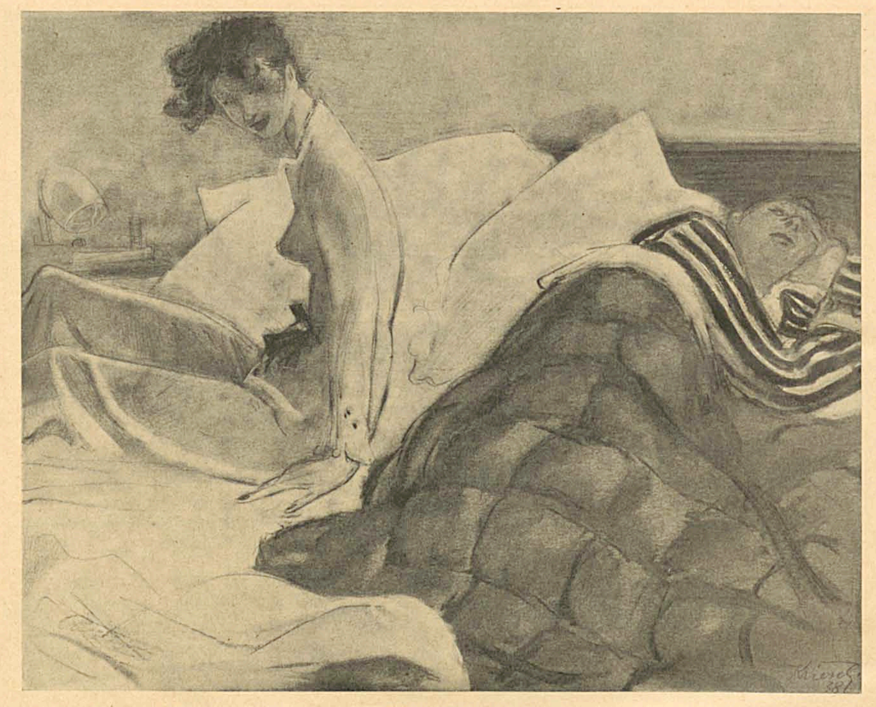
(Erich Schilling)



„Er behauptet, er könne meine Spur unter hunderten herausfinden?!
Wenn ich aber nun mein Parfüm wechsle?"

Neujahrsmorgen

(R. Kriesch)



„Was sprichst du denn im Traum immer von einer ‚Lisa', ich heiße doch Thilde!" — „Ja — ja — ganz richtig — entschuldige, Amalie!"

und Wegelagerer Rassa, in Zeheran und in den umliegenden Dörfern bekannt, gefürchtet und niemals gefangen, zog ein großes Messer und zückte es gegen Asas Brust. „Gib mir dein Geld", sagte er. „Es soll dir nichts geschehen!"

„Wenn du Geld willst, Rassa", sagte Asa Baba gelassen, „so mußt du dein Eisen von meiner Brust nehmen. Wie soll ich in meinen Burnus greifen, wenn du mich daran hinderst! Und übrigens —"

Rassa zögerte, sah einmal rundum und fragte neugierig: „Übrigens?"

„Du hast leider Pech", sagte Asa Baba spöttisch, „ich bin nämlich nicht allein."

„Du bist nicht allein?" Rassa wandte den Blick dorthin und dahin, sah aber nichts. „Ich sehe und höre nichts — glaubst du, ich bin so dumm und so feige, um mich von dir schwachen, hinkenden Mann, den ich mit einem Finger umwerfen kann, anführen zu lassen? Gib das Geld — oder —"

„Langsam, langsam — ich bin schwach, gewiß. Ich bin alt, auch richtig. Und ich hinke. Aber ich bin nicht allein, ich werde es dir beweisen!" Asa rief laut: „Assim, Rahan, Nebaba, seid ihr nahe, hört ihr mich?"

Worauf drei Stimmen, eine war in der Nähe, die zweite war weiter entfernt und die dritte ganz nahe, antworteten: „Hab' keine Sorge, Asa Baba! Wir sind da und sehen alles. Was befiehlst du?"

Rassa wurde kreideweiß und starrte ins Dickicht, als müsse er die Finsternis mit seinen Augen durchdringen und etwas von den unsichtbaren Beschützern Asas sehen. Aber weil er nichts sah, wollte er auf Asa zugehen und ihm das Geld entreißen. Da schrie eine Stimme, die so nahe zu sein schien, als käme sie von der Stelle, an der Asa stand, der aber selber den Kopf lauschend vorschob, den Mund geschlossen hielt und Rassa anstarrte.

„Bleib stehen, Rassa. Wir haben das Gewehr auf dich gerichtet, heb' die Arme und gehe, ohne dich umzukehren, vor unserem Freund Asa her — du entkommst uns nicht, versuchst du es, bist du des Todes —"

Fast wie unter einem Zwang folgte Rassa. Er hob die Hände, wandte sich und ging vor Asa, der ihm humpelnd folgte.

„Spürst du den Lauf des Gewehrs?" fragte Asa drohend. „Rühr' dich nicht, schau dich nicht um, wenn dir dein Leben lieb ist, Rassa —"

Rassa spürte das kalte Eisen auf seinem Nacken, gab sich verloren und lief, ohne sich umzusehen, fluchend und bittend vor Asa her, indes fremde Stimmen ihm zuriefen, er solle laufen, sich nicht umdrehen, sonst habe seine letzte Stunde geschlagen.

Als sie das nahe Zeheran erreichten, hatten die Bewohner Zeherans einen erheiternden und so merkwürdigen Anblick, daß sie mit offenen Mündern stehen blieben und stumm die Hände über den Köpfen zusammenschlugen.

Da ging der Dieb und Wegelagerer Rassa, den selbst der findigste Polizist Zeherans nicht hatte fangen können, schreckensbleich und mit erhobenen Armen, und hinterher humpelte ein fremder Mann, der das Eisenende seines Stockes auf Rassas braunen Nacken hielt.

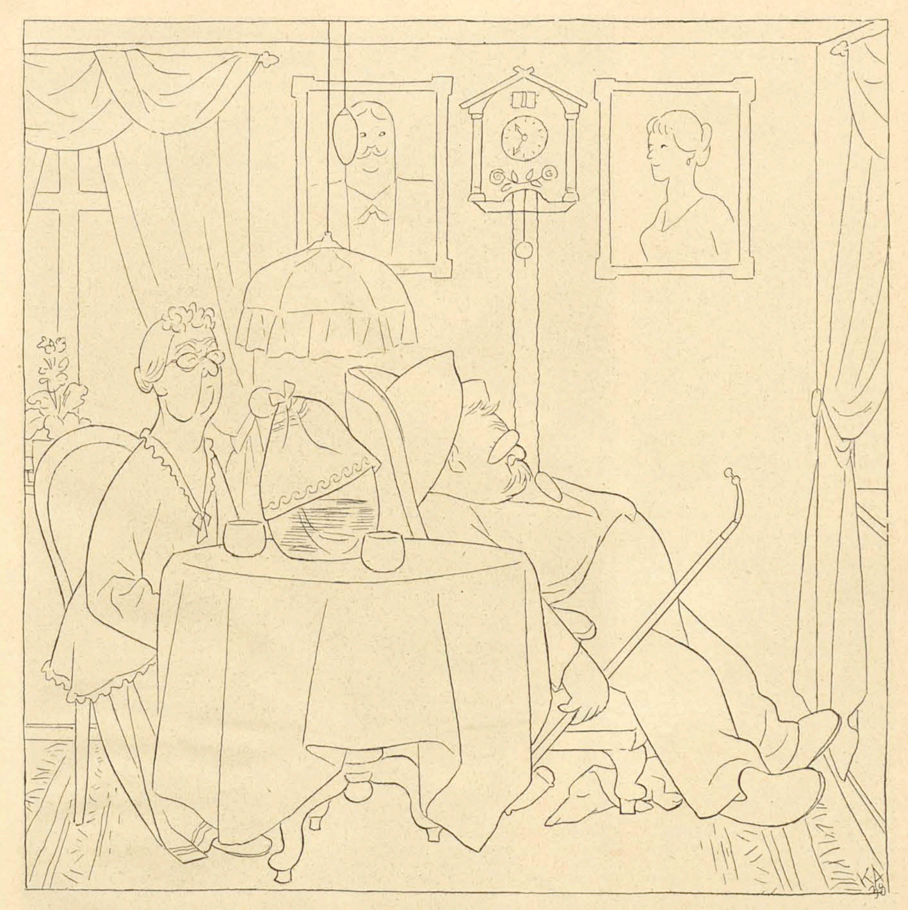
Rahana, einer der Schutzleute, kam, um zu sehen, was es für einen Auflauf gäbe. Erst starrte auch er, fing dann aber laut zu lachen an, sprang vom Pferd, faßte Rassa derb an den Armen und nahm ihn gefangen. Dann wandte er sich an Asa Baba, den er nie zuvor gesehen hatte, und sagte: „Bei

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde

(Karl Arnold)



„J woaß net, i woaß net, des alte Jahr ziagt si heuer scho hübsch lang naus!"

Allah, wie hast du das gemacht? Wir, die wir seit Monaten Rassa fangen wollen, konnten es nicht. Und du, Fremder, fängst Rassa und führst ihn mit einem Stock im Nacken —"

„Was?" schrie Rassa und drehte sich wütend um. „Was?" Als er sah, daß wirklich nur Asa Baba ihn hergeführt hatte, brüllte er: „Und wo sind die anderen, die du riefst, und die im Dickicht versteckt waren — und wo ist der Karabiner, den ich im Nacken gespürt habe?"

„Lieber Rassa", sagte Asa Baba ruhig, „du sagtest, du seist nicht so dumm, dich von einem hinkenden alten Mann, den du mit einem Finger umwerfen könntest, anführen zu lassen. Und ich sagte dir, daß ich wohl schwach sei, aber ich wäre nicht allein, und das würde ich dir beweisen —"

„Das sagtest du", schrie Rassa. „Aber —"

„Es ist wahr, ich hinke und bin alt, aber ich war stärker als du — denn ich war klüger."

„Du bist ein Zauberer", stotterte Rassa und riß die Augen auf. Denn wieder klangen fast von der Stelle, an der Asa Baba stand, mehrere Stimmen: „Hab' keine Sorge, Asa Baba, wir sind da, was befiehlst du?"

Die Menge wich scheu zurück, nur der Polizist lachte hell auf. „Du bist ein Teufelskerl, Fremder — bist du nicht der Bauchredner aus Teheran, den mein Freund Assim gesehen hat, als er vor Tagen dort war, um Wein zu kaufen?"

Ein Wutschrei Rassas unterbrach das Lachen der Menge.

Asa Baba sagte lächelnd: „Ich weiß nicht, Rassa, warum du dich so ereiferst? Wäre es dir lieber gewesen, du hättest wirklich ein Gewehr im Rücken gehabt? In deiner verdienten Strafzeit kannst du nachdenken und dir vor Augen führen: Alt, schwach, hinkend, aber geistesgegenwärtig und klug — sind größere Waffen, als jung, listig, hinterhältig und dumm zu sein. Und ist es nicht gleichgültig, wo die Stimme herkommt, die einen verwirrten Menschen auf die rechte Bahn bringt? Kommt sie aus einem Dickicht, aus dem Bauch, oder aus der Brust: sie ist immer die Stimme Allahs —"

Das alte und das neue Jahr

(Wilhelm Schulz)

„Nimm dir ein Beispiel an mir, mein Junge, dann wirst du 's schon schaffen!"

